UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Hi 9527

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

FÜNF UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juny.

HEIDELBERG.
In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. WINTER.
1832.

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Reuchlin und seine Zeit. Von Dr. Ernst Theodor Mayerhoff. Mit einer Vorr. des Hrn. Prof. Dr. Neander. Mit Reuchlins Bildnifs und Wappen. Berlin 1830, *bei Stuhr. XV u.* 280 *S.*

Rec. ist immer sehr überzeugt, dafs der historisch aufklärenden Verbesserung in der Theologie die gewöhnliche Methode, welche nicht nur von der ersten Epoche in der Kirchengeschichte anzufangen, sondern alsdann auch mit gleichförmiger Ausführlichkeit fortzuarbeiten sucht, sehr hinderlich ist. Fast immer kommt man alsdann entweder gar nicht auf die Zeiten der Wiederherstellung des Wissenschaftlichen und der dadurch aufgeregten Kirchenreformation, oder man kommt fast ermüdet bis dahin und beschäftigt sich wenigstens mit all den neuen, wichtigeren Hervorbringungen des Besseren nicht umständlich und selbstbelehrend genug. In der philosophischen Geistesbildung, zu welcher wir aber nach den Musterbildern der Vorzeit hauptsächlich auch dies zu rechnen haben, dafs ohne Mathematik und Physik ein blos theoretisirender Metaphysiker nie als Repräsentant der Philosophie in ihrem wahren Umfang gelten sollte, wäre es gewifs das Wirksamste, wenn hauptsächlich von der Wiedererneuerung der philosophischen Studien im 15ten Jahrhundert begonnen und alsdann die Reihenfolge der systematischen Versuche von Cartesius und Baco her zur Uebung der Geisteskräfte und zur Entdeckung, wie das mit Irrigem gemischte Wahre überall abzuscheiden und als Gewinn zu bewahren sey, forschend bis auf die neuesten Bemühungen herab, nach Kräften, durchgedacht würde. Auch das Beste an dem Alten wurde in diesen neueren Zeitentwickelungen vielfach benutzt und wieder neu; aber es ersteht wie von den Todten, mit ehemals unbekannten Kenntnissen in Verbindung gesetzt und dadurch wesentlich sowohl berichtigt, als erweitert. In

Digitized by Google

der Theologie nun ist zwar natürlich ihre urchristliche Grundlage, das Bibelstudium des A. und N. T.'s und die dadurch möglich werdende ächt biblische Glaubenslehre, immer das Erste, womit man sich als christlicher Religionslehrer gründlich, ausführlich, aber auch von allem Späteren unabhängig belehren soll. Wie aber sodann die — meist sehr unzureichend gelehrten und geschmacksbedürftigen — Kirchenorakel über einige Reihen von künstlichen Lehrmeinungen, im Orient über die Dreieinigkeit der Gottheit, im Occident mehr über den Menschen und die Erlösungsmittel Jahrhunderte hindurch sich abgekämpft, und dann endlich die scholastische Dialektik zur künstlich deckenden Dienerin und Sachwalterin der vorausgesetzten Infallibilität gemacht haben, dies Alles läfst sich wohl sehr genügend durch die Entwicklung der Resultate und der Hauptgründe für dieselbe in Uebersichten bringen, ohne dafs aus dem fast endlosen Detailstudium für die Mehreren wissenschaftliche Früchte entstehen können, weil, was in dieser menschlichen Dogmenbildung wahr sey, doch vornämlich durch richtige Einsicht in den Sinn des N. T.'s entschieden werden mufs, der schlichte Bibelsinn aber in den meisten Fällen mit der einfachen Ueberzeugung des unverkünstelten Nachdenkens übereinstimmt, und auch mit den befestigten Einsichten der Philosophie fast immer als harmonirend gezeigt werden kann.

Nach diesen methodischen Ansichten ist es dem Rec. immer willkommen, wenn er durch fleifsig forschende Monographieen erkennen kann, dafs jüngere Wahrheitsfreunde sich vornämlich mit dem Zeitalter der Wiederhersteller Europäischer Wissenschaftlichkeit in ihrem ganzen Umfang theilweise recht angelegentlich beschäftigen. Von dieser Art ist die oben genannte Arbeit, welche unsern Pforzheimer Landsmann, den auch mit Heidelberg so freithätig verbunden gewesenen Johann Reuchlin als einen Kämpfer für Freiheit ge-

Digitized by Google

gen Knechtschaft des Geistes (S. IX.) nicht blos persönlich, sondern auch durch Vergleichung mit den Besten seines Zeitalters biographisch studirt und, was das Literarische betrifft, sehr unterrichtend dargestellt hat. Einen wichtigen Wunsch bemerken wir bei dieser Darstellungsart, vielleicht zum Vortheil anderer Bearbeitungen. Um so recht die Leser in den geschilderten Mann und in seine Zeitumstände hineinzuversetzen, können die Monographen nichts Besseres thun, als wenn sie in ihrem eigenen Namen nur wenig, nur um des Zusammenhangs und nothwendiger Andeutungen willen, selbst reden, so viel möglich aber die von Schnurrer und von Gieseler mustermäfsig angewendete Darstellungsart mit einander zu vereinigen suchen. Schnurrer nämlich hat bekanntlich in mehreren so sorgfältig ausgearbeiteten Beiträgen zur Literatur und Kirchengeschichte die handelnden Personen nach Schriften und Urkunden selbstredend in seinen Context, ohne buntschäckig zu werden, einzuflechten gewufst. Gieseler's Kirchengeschichte aber wirkt, wie schon die vielen trefflichen Noten in des verehrten Veterans, Plank, Reformationsgeschichte das Beispiel gaben, vornämlich dadurch vortrefflich, dafs die untergesetzten Texte jeden, welcher aufmerken will, viel mehr in die Gleichzeitigkeit versetzen, als dies dem Besten unserer Schriftsteller, wenn er nur selbst redet, möglich wird. Da Reuchlin's Schriften und Briefe selten sind, der Verf. aber sie allerdings mit Liebe studirt hat, so würde es ihm leicht geworden seyn, viel häufiger im Text und in den Noten durch die *ipsa verba* des wichtigen Mannes und seiner Freunde uns noch augenscheinlicher in dessen Gedanken und Schicksale zurückzuversetzen. Auf jeden Fall aber stimmt Rec. der Bemerkung des Vorredners, Prof. Neander's, sehr ein, welcher es ein „erfreuliches Zeichen" nennt, dafs der Verf. nicht, wie in dieser Zeit, in welcher alles vorschnell reif werden wolle, häufig geschehe, seine gelehrte Thätigkeit mit dem beginne, was nach naturgemäfsem Entwick-

Digitized by Google

lungsgang das Letzte eines Theologen seyn soll. Warnend nämlich erinnert Dr. N., wie ein Mancher jetzt das, „was in der theologischen Ueberzeugung erst Ergebnifs des gereiften Lebens und Studiums seyn sollte, übereile und entscheide, ehe er zur selbstständigen Ausbildung die Zeit (und genug vorgeübte Kräfte) gehabt habe. Daher ergeben sich „so manche wie frühreife (aber auch wie frühabfallende) Früchte dem Dienste einer Parthei, und schmieden sich für das fernere geistige Leben durch übereilte Behauptungen und Angewöhnungen nur Fesseln und Vorurtheile."

Nicht die beste Erwartung erweckte es in dem Rec., da er S. 3. die ganze Lebensgeschichte mit den Worten begonnen fand: „Die erste Erziehung pflanzte in Joh. Reuchlin jene Richtung, die sein kräftiger hochstrebender Geist läuternd forderte." Auch der Verf., wie wir alle, weifs von R.'s erster Erziehung weiter nichts, als dafs er die lateinische Stadtschule benutzte, etwas von lateinischer Sprache und unter den Chorschülern Musik lernte, und durch letzteres Badischer Hofsänger wurde. Von Allem, was sonst auf ihn einwirkte, ist bis zum 17. Jahr nichts bekannt. — Wir führen dies nur an, weil es so sehr nöthig ist, Lebensbeschreiber vor allen Tiraden zu warnen. Desto mehr ist es nöthig, wo Data sind, sie reden zu lassen. „Kräftig" ist ohnehin eigentlich nie das Beiwort, durch welches R. auszuzeichnen wäre. Nach seinen Schriften hat er das Feine und Schöne im Wahren vorzüglich herausgefunden, vieles davon seinem Gedächtnifs und auch seinem Styl angeeignet, daher auch nach übersinnlichen Ahnungen und Einsichten theosophisch gestrebt. Das Gemeine, und noch mehr das Schlechte, wiesen seine edle Empfindungen von sich, und wurden dagegen für die besten seiner Zeit ein vereinigender Magnet. Doch war bei diesen Zartgefühlen in Ihm, wie auch der Verf. in der Folge wohl bemerkt, mehr die Furchtsamkeit eines sentimentalen Mannes, als hervorstechende Kräftigkeit.

Digitized by Google

Als unpartheiischer Charakteristiker mufs ich hier noch hinzufügen, dafs R. von dem, was Er war und leisten konnte, nicht mit irgend einem Uebermafs von Bescheidenheit sich zu äufsern pflegte. Rec. ist nicht Freund von der nur vermeintlich christlichen Demuth, welche niedriger, als es wahr ist, von sich urtheilen zu sollen, als Pflicht empfiehlt. Gerechtseyn ist Christenpflicht, folglich auch von sich und Andern weder zu hoch, noch allzu gering zu denken. Aber die Lobeserhebungen, welche R. z. B. im Anfang der Dialogen *de Verbo Mirifico* Andern in den Mund legt, sind doch wahrhaftig stärker, als sie der gerechte, aber bescheidene, Selbstkenner sich leicht erlauben möchte. Nach mehreren Stellen, wo der eingeführte erste Sprecher, ein Phönikier aus Sidon, nichts Einschmeichelndes gespart hat, läfst ihn R. vollends in folgende Schlufsworte, in Kapnions Gegenwart ausbrechen: *At ego sine controversia pro uno in Germania miraculo Vos ipsos quaero, qua virtute, qua doctrina viros, quam graves, quam sanctos, et omnium optima de vobis judicia supra quam dici potest exsuperantes ... quae vultuum divina figura, quis lepos in verbis, quae in me suscipiendo humanitas, qui exactae sapientiae saepe interjecti sermones. Universi mores perfectissimos viros ostendunt. ..* Auch dem Baruchja legt R. alsdann in den Mund, *Capnionem venerandae probitatis hominem et litterarum quoddam pelagus ac aetatis nostrae divinum specimen* zu nennen. Und dies in Dialogen, welche nicht ohne Namen und um durch jene Lobpreisungen etwa unkennbarer gemacht zu werden, so erscheinen sollten. Jeder vielmehr ist ausdrücklich von R. selbst an den Bischof und Kanzler Joh. v. Dalberg adressirt. — Kann das Zeitalter allein solche panegyrische Einkleidungen des Selbstlobs entschuldigen?

Die entscheidend glückliche Wirkung der äufsern Umstände und Mittel (der Verf. pflegt dabei immer,

Digitized by Google

mehr metaphysisch als historisch, unmittelbar auf die Vorsehung zu provociren!) bestund für diesen — nicht nur für das Elegante, wie Erasmus, sondern auch für scharfsinnigen philosophischen und theologisch praktischen Inhalt empfänglichen — Geist darin, dafs er 1473. mit einem zu einer höheren Kirchenwürde bestimmten Badischen Markgrafen nach Paris kam, wo der zu Costanz wirksam gewesene Geist Gerson's, d'Ailly's und Clemangi's schon von der Kirchenscholastik ablenkte, von dem eroberten Constantinopel entflohene Griechen aber mit der Sprache zugleich ästhetische und philosophische Sachkunde hin verpflanzten. Der Verf. giebt selbst an, dafs der siebzehnjährige R. nur Oberflächlichkeit im Lateinischen dahin gebracht haben konnte. Aber nun gerade fiel Er in den Zeitpunkt, wo Johann de Lapide über Valla's Elegantiä las und wo der Nominalismus, (der einseitige Versuch einer Begriffsphilosophie!) sogar durch ein Edict Ludwigs XI. zurückgedrängt wurde. So wie durch Kr Carls IV. häufigen Verkehr mit Paris die Universität Prag entstanden und in jene Ferne, früher als nach Deutschland, mehr Verstandeslicht und Urtheilsfreiheit hinübergebracht worden war, so gewährte auch dem einzelnen R. Paris, das er 1477. zum zweitenmal besuchte, eine in Teutschland unerhörte, vielseitige sowohl philologische als philosophische Aufregung des Geistes, mit neuen Mitteln seiner Bildung. Die Alten nährten Ihn doppelt, indem Er von Homer, Isokrates, Aristoteles u. s. w. die Schriften öfters für Andere kopirte, welche Hermonymus von Sparta auslegte. So wurde R. antischolastisch, theils weil er den Aristoteles selbst und nicht mehr blos verkehrte lateinische Uebersetzungen aus dem Arabischen kennen lernte, sondern auch durch Joh. Wessel von Gröningen, den gelehrten Schüler des frommen Thomas von Kempen. Jener war durch Vereinigung von Plato und Aristoteles ein „*Magister contradictionum*" gegen die theologisirende Scholastik geworden, so dafs er, statt jener Trockenheit, mit seiner

Digitized by Google

Kenntnifs des Hebräischen und der griechischen Philosophie, jenen mehr andächtigen Realismus verband, welcher sich aus der erbaulich gelehrten Congregation des Gerhard Groot von Deventer aus der Mitte des 14ten Jahrh. durch mehrere, immer undogmatischer werdende, fromme und gelehrte Männer bis auf R.s Zeit herab, als Vorbereitung einer geistig frommen Reformation, wohlthätigst fortgepflanzt hatte. Die Gottesfurcht nämlich ist alsdann zu allen Dingen gut, wenn sie die Menschen zu möglich bester Uebung aller ihrer Kräfte, als zu dem wahren Gottesdienst, antreibt und weihet; wie hiervon auch die Frankische und Spenerische Schule, indem sie einen Rambach, die Michaelis, und die Baumgarten hervorbrachte, ein ähnliches neueres Beispiel gegeben hat. Sehr löblich ist's, dafs der Verf., wenn wir S. 64. mit 9. zusammenhalten, auf diese wichtige Wirksamkeit von den *fratribus vitae communis* zu Deventer bis auf den „Rheinischen Bund" fromm aufgeklärter Männer zu Heidelberg aufmerksam gemacht hat, dessen Beschützer und Erweiterer der Bischof von Worms, Joh. von Dalberg, als Kanzler oder Curator der hiesigen Universität gewesen ist, und um so mehr auch mit R. frei, froh und doch fromm verbunden war.

Welch ein Unglück, dafs die Schriftensammlungen solcher Männer unter uns so selten, und die von Ladenburg damals nach Heidelberg versetzte von Dalbergische reiche Familienbibliothek nebst der durch Rud. Agricola und R. auf dem Schlofs gegründete handschriftenreiche Büchersammlung für uns verloren sind, indem aufser den deutschen Manuscripten von allen übrigen der lateinischen, griechischen und hebräischen Philologie unmittelbar von Rom her, wo sie modern, uns nichts zurückgegeben worden ist.

Wie nun R. ferner durch mehrmaligen Aufenthalt in Italien über das Priesterliche heller sehend und durch die griechische Sprache nicht nur über das Schöpfen

Digitized by Google

aus der Vulgata erhoben, sondern auch durch ein fast für mirakulos gehaltenes Studium hebräischer und rabbinischer Schriften auf die Verbindung des hebräischen Alterthums und einer christlich gedeuteten Kabbala, auf die Verbindung des jüdischen mit dem Urchristenthum aufmerksam geworden ist, kann Rec. hier nicht weiter verfolgen. Den historischen Fortgang hat der Verf. fleifsig weiter geführt. Das Geistige selbst würde sich aus den geistigsten Hauptstellen der Schriften R.s auswählen und dazwischen einrücken lassen, um das eigentlich Charakteristische des so wirksam gewordenen Reuchlinismus hervorzuheben.

Schon 1494, da er Picus von Mirandola kennen gelernt hatte, war seine Theosophie von dem Wunderwirkenden Wort *(de Verbo mirifico)* zum Druck bereit. Wir führen daraus als Beispiel der Aufklärung und zugleich der Behutsamkeit Reuchlins nur Eine Stelle an, worin Er sein damals schon reifes Urtheil über die Priesterschaft enthüllte, dasselbe aber nur dem jüdischen Mitredner Baruchja in den Mund zu legen wagt, welchen im Buch I. S. 44. Er sich so aussprechen läfst: *De tuis, Capnion, hac aetate quibusdam sacerdotibus, qui se purissimos et tanquam dei nepotes divinitate plenissimos jactant, nil ausim objectare, ne me singulari neglectu ejus sectae credas attentare amicitiam nostram, quam nobis politiores literae conciliarunt. Egregium namque Terentii adagium extat, et memori mente amplexandum quod ait: Veritas odium parit. Illud ni vererer, adducendum esset in medium, quonam modo universa pretio sacra profanant a summo ad imum, ut jam sint venalia mercede omnia, quam dum vetant jure actionis apud judicem expostulare, tutum perfugium exquisierunt, implorando judicis officium, ut ritus tradendi numos haud pereat, quasi non sit merces petita, quae ob consuetudinem petatur [?] cum neque consuetudo vocari debeat ea, quae contra deum ma-*

chinatur. Sed taceo quae prodigia, quae miracula populo praedicant, ut onerentur muneribus donaria, et numis sua redundent universa. Velut inquit Actius:

„Aures verbis divitant alienas,
Suas ut auro locupletent domos."

Dergleichen frühere Winke und Vorzeichen der Reformationszeit sind um so mehr hervorzuheben, weil der behutsame Mann sie nur wie im Vorbeigehen sich entfallen läfst. Sie würden um so mehr diese Monographie schmücken, da der Verf. sich ausdrücklich schon von S. 59—79. und von 92 an bis 109, und alsdann von S. 185—234. auf rühmliche Weise Gelegenheit verschaffte, an R.s Bemühungen viele Nachweisungen über viele mit Ihm verbundene Lichtfreunde, über den aufgeklärt- und mit Geschmack gelehrten Bund der Reuchlinisten literär-historisch anzureihen. Rec. macht zunächst noch gerne auf das aufmerksam, was der eine Zeitlang in Würtemberg mifskannte R. nach S. 33 u. f. für Heidelberg Treffliches gewirkt hat. Durch Ihn entstund, S. 35, hier 1498. die Professur für die griechische Sprache, zu welcher sein Bruder Dionysius berufen wurde. — Von dem „Handbuch des bürgerlichen Rechts," welches R. schrieb und in einem besondern Collegium erklärte, hätte Rec. mehrere Nachweisung gewünscht.

Um bei Pabst Alexander VI. den Pfalzgraf Philipp von einer rechtlosen Excommunication loszumachen, also zu einer Zeit, wo Rom dem Beobachter von der anstössigsten Seite bekannt werden mufste, war R. 1498. wieder über ein Jahr lang in Italien, und diese obscurantische Veranlassung wurde ein Hauptmittel zur Vollendung seiner Bildung in hebräischen und griechischen Kenntnissen. Von da an war Er, so weit Er je es zu werden vermochte, Lehrer der Aufklärung in allen seinen Studienfächern, immer aber mit besonderer Rücksicht auf das Religiöse.

Digitized by Google

In seiner Schrift: „*de Arte praedicandi*, 1504." sprach Er schon bestimmt von der Absicht, in Klosterschulen aus den Jünglingen evangelisch gesinnte Männer zu machen, die das Volk zu bessern streben. Die Kunst zu predigen ist Ihm ein Vermögen durch Bekanntmachung mit der Schrift, die Menschen zur Tugend und zur Beschäftigung ihres Inneren mit Gott zu führen. Die Materie dazu sey Alles, was die Menschen durch Ueberzeugung zu bessern vermöge.

Und so — herzlich und philosophisch zugleich — strebt R. überall nach dem Praktisch-religiösen. Wie rührend, tief gedacht und empfunden sind darüber seine Darstellungen im I. Buch *de V. M.* p. 40.: „*Apparet, ut arbitror, quid ad ipsam cum divinitate conjunctionem humanam respondendum sit. . . Nos sive hominis societatem cum Deo, sive Dei communicationem cum homine, quantum ad nostram inter nos disputationem confert, amorem dicimus, quem fides* [Treue und Vertrauen für das Glaubliche] *peperit, spes alit atque servat. Deus amor est, homo spes est, vinculum utriusque fides est. Jungitur divinitas menti ut mens intellectui, intellectus intentioni, intentio imagini, haec sensationi, ea sensibus, ipsi tandem rebus, ita semper ut virtus superior per singula inferiora pro captu cujusvis animantis usque ad ultima fluat. . . Quamquam nulla sit hominis erga Deum proportio (Deus enim infinitus, homo finitus est) tamen, pace tua loquor, Sidoni! non sunt haec duo maxime diversa. . . Poterunt autem inenarrabili unione conjungi ut unus idemque et humanus deus et divinus homo censendus sit.* Findet sich bei Erasmus eine einzige solche Stelle? Selbst bei Melanchthon kaum.

Wie in der Folge seit 1517. der Particularstreit, dafs R. die Vernichtungswuth der Ignoranten und Judenfeinde gegen jüdische und rabbinische Schrif-

Digitized by Google

ten verhüten wollte, zu einer allgemeinen Aufregung aller Gegner der *obscurorum virorum* wider die dominikanische Inquisition und die Ketzermacherei der theologischen Facultäten sich höchst unerwartet ausbildete, hat der Verf. von S. 114. mit vieler Zeitkenntnifs literärhistorisch entwickelt. Doch sollte der deswegen S. 274 bis 276. angefügte Brief von Luther genauer übersetzt seyn. Da nicht einmal das Datum angegeben ist, so bemerken wir, dafs er in der de Wette'schen Ausgabe I, 196. unter dem 14. December 1518. lateinisch zu lesen ist. Der beste Beleg zu der Biographie wäre die kurze, aber sehr charakteristische, Autobiographie selbst gewesen, welche R. in der Vorrede zu seinen *Rudimenta linguae hebr.* gegeben hat.

1522. liefs sich der 67jährige R. noch einmal nach Tübingen zu ziehen, bewegen. Auch von Heidelberg zogen ihm viele Studierende nach, weil sie hier noch meist Scholasticismus zu hören hatten, während R. zu Vorlesungen über Aeschines und Demosthenes Ausgaben zu Hagenau drucken liefs, und die Tübinger Universität hebräische Bibeln aus Venedig herbeischaffte.

Rec. fügt noch bei, was dem Verf., weil es in einer trefflichen, aber wenig bekannten Schrift versteckt ist, unbekannt blieb, nämlich

Johannes Reuchlins eigene Grabschrift.

Man sucht die Nachricht davon wahrscheinlich dort nicht, wo sie — zugleich mit treffenden Bemerkungen — aufbewahrt ist, nämlich in der (wie es scheint, viel zu wenig beachteten) von Gemmingen'schen Lebensbeschreibung des Baumeisters Heinr. Schickard und dem von einem trefflichen Kunstkenner (Freih. v. Uxküll) hinzugefügten Geschichtsentwurf über das Fortschreiten der Künste in Würtemberg bis 1810. (Tübingen 1821.).

Digitized by Google

Der so eben genannte umsichtige Beobachter schreibt darüber S. 107—109:

„Bei Gelegenheit von Grabmälern und Monumenten, erlaube ich mir auszuschweifen, und folgendes zu erwähnen. Wenn man zu Stuttgart in den Kreuzgang der Spital-Kirche durch die südliche Thüre tritt, so gewährt dieser bei heiterm Himmel, wo der Sonnenschein das Grüne des Restes des ehemaligen Klostergartens besonders Nachmittags erhellt, im Contrast mit der Tinte der Vorzeit, besonders des Gebäudes, einen Anblick, den ich nicht oft schöner in einem der Chiostri in den zahllosen Klöstern in Italien angetroffen. Selbst der mit den Cypressen des Michel-Angelo in Rom, alle Terme di Diocletiano, machte mir einen gröfsern zwar, aber nicht angenehmern Eindruck. Dieser Genufs ist neuerlich durch einen hineingebauten Schopfen zerstört. Noch einen andern Contrast bietet dieser dem Freunde der Literatur.

„Die sämmtlichen Seitenwände enthalten eine Menge Monumente. Von der Thüre linker Hand an laufen in der Reihe herum viele sehr alte, eines am andern u. s. w. An der nordwestlichen Ecke zeichnet sich aber der Grabstein aus, den der berühmte Literator Johannes Reuchlin sich und seiner Familie gesetzt. Man sieht an der edlen Kürze, dafs er einem Verehrer der alten Classiker*) gehört.

---

*) Um die Kunst, mit welcher R. classisch zu schildern verstand, durch ein einziges Beispiel zu zeigen und zum Geniefsen seiner Schriften anzulocken, gebe ich die Schilderung eines gelehrten Juden seiner Zeit, so treffend komisch und doch so gutmüthig zugleich, dafs Er sie vor dem geschätzten Mitredner, Baruchjah, geben konnte: *Cum hunc intueor hominem statura mediocri, prolixa barba, subtristi fronte, naso aquilino, palliatum, circulatum et, quod ait Satyricus: „obstipo capite et figentem lumina terrae murmura cum secum et radiosa silentia rodit atque exporrecta trutinatur verba labello" — inde auguror hebraeum esse.* Schade, dafs dieses Porträt Hrn. Spindler un-

AN. CHRI. MDI.
SIBI ET POSTERITATI
CAPNIONEÆ
IOANNES REUCHLIN.
PHORCENSIS.
P. C.

In der obern rechten Ecke stehet das Wort: ΑΝΑΣΤΑΣΙΣ (Auferstehung), in der linken ein hebräisches. Diese alte Einfachheit contrastirt sonderbar mit dem höchst wortreichen und geistarmen Styl von der Gattung, wie sie einst Rabener rügte: Inschriften den dort in Gott ruhenden Excellenzen, Stützen des Staats und Kirchenlichtern gesetzt! — —

„Dem guten Reuchlin wurde es nicht gestattet, dort zu ruhen. Die Dominikaner, denen Kirche und Kloster gehörte, vergafsen Ihm die *Epistolas obscurorum virorum* ebensowenig, als seinem Mitarbeiter, Ulrich von Hutten. Sie liefsen seine Gebeine nicht herein, und Er mufs nun auf einem unbekannten Flecke des Leonhard-Kirchhofs warten, bis die letzte Posaune Ihn und den *Magistrum*

Ortuinum Gratium, Theologum Coloniensem,

und den

Jacobum ab Hochstraaten haereticae pravitatis inquisitorem,

erweckt." So weit der patriotische und humoristische Kunst- und Alterthumsforscher.

Rec. hat, nach dem Selbststudium der Reuchlinischen Schriften, nur noch gegen die Meinung, als

---

bekannt war, da er seinen trefflichen Roman: die Juden, dichtete und gerade der Zeit R.s nahe stellte. . . . Eine grofse Anzahl solcher die Zeit charakterisirender Stellen könnte leicht aus R. als historisch synchronistische Chrestomathie gesammelt werden. P.

Digitized by Google

ob R. an das Kabbalistische auf eine besonders schädliche Weise geglaubt habe, wie dies auch der Verf. S. 105. annimmt, einige Bemerkungen zu machen. Das unrichtige Vorurtheil, wie wenn R. ein aus der Kabbala Mysterien ableitender Schwärmer wäre, macht, dafs seine geistvolle, gediegene und selbst, wo er irrt, sehr interessante Schriften weniger, als die des geglätteten Erasmus gepriesen und gelesen sind. (Wie trefflich gedacht und gesagt ist z. B. im 1. Buch die Nachweisung gegen den Epikurisirenden Sidonier, wie zwar Aufregungen des Bewufstseyns aus den Sinnen kommen, die *ratio* oder das Denken aber ganz eine andere Kraft sey.) Doch, für jetzt von R.s Kabbala.

Ein anderes ist, wenn unter Kabbala *) eine Ueberlieferung von Satzungen und Thatvorschriften verstanden wird, so dafs willkührliche Lehrer durch die vorgebliche Autorität des Alterthums die Ausübung mancher Handlungen, die eine geheime, mehr oder weniger wundersame Wirkung haben sollten, zur Glaubenspflicht zu machen wufsten. Ein anderes hingegen ist diejenige Art von Kabbala, wo der Lehrer nur gewisse

---

*) Das pihelische Wort Kabbala, קַבָּלָה, bedeutet ganz eigentlich Ueberlieferung, Traditio. קִבֵּל als Pihel ist „Empfangen-machen," also = *tradere*, *acceptum facere*. Es stammt von קֶבֶל, welches der Zeit und dem Raum nach vor = *coram* und *ante* bedeutet; daher קִבֵּל vor sich haben, *praesto et quasi acceptum habere*. R. übersetzt *Cabala receptio*, und beweist, davon schon eine ziemlich ausgebreitete Kenntnifs erhalten zu haben. Er läfst Baruchjah p. 28. davon sagen: *In qua majores nostri, quibus fama sapientiae nomen addiderat, praeparatis se mentibus exercuere, ut Abraam, quisquis tandem is fuerit, ut Simon filius Johai, ut Abraam secundus, cognomento Alaphios, ut ille Rambon, ut Racanatensis et reliqui circa religionem divinam, circa instituta, circa solennia, ritus, phana, observationes, mysteria multis annorum curriculis studiosi. de Verbo Mirif. L. I.*

sonderbare Worte, Buchstaben und Figuren als eine Einkleidung gebraucht, um das, was er aus anderen Gründen (richtigen oder irrigen) für wahr hielt, und nur auf eine desto feierlichere Weise einzuprägen und anschaulich zu machen wünscht, annehmbarer zu machen.

Wenn diese Art von Kabbalisten z. B. in der bekannten, auch bei R. im II. Buch *de Verbo Mirifico* ausgelegten Uebertragung der 10 Sephirot auf eine göttliche Menschengestalt jedem Glied derselben eine besondere Eigenschaft der Gottheit beischreibt, so ist dies doch in der That nichts anderes, als ein blofses Versinnlichungsmittel; es ist nicht wie wenn etwas dadurch bewiesen werden sollte, vielmehr nur, um durch Veranschaulichung an die aus andern Gründen gedachten Attribute der Gottheit leichter in einem vollständigen Zusammenhang zu erinnern. Nur in diesem Sinn hat R. als erster Lehrer des Hebräischen in Deutschland seine mühsam erworbene Kenntnifs der hebräisch-rabbinischen Kabbalistik für christliche Deutungen so, wie er dies seinem Glauben gemäfs thun konnte, angewendet: Dafs er dabei an unmittelbare, mystische Einwirkungen der Gottheit, auch an ein vielfaches Wirken durch gute Engel, denen Theile der Erdenwelt, auch höhere Gestirne u. s. w. untergeordnet wären, glaubte — dies war nicht Folge seines Kabbalistischen Studiums, sondern allgemeiner frommer Zeitbegriff. Setzt doch auch der Verf. S. 99. ein „religiöses Grundbewufstseyn" voraus, wodurch man nicht etwa blos das Praktische, was aus Gottandächtigkeit gewollt oder verabscheut werden solle, sondern sogar das Theoretisch-wahre in der Religion zu erkennen habe. Zu R.s Zeit meinte man, dafs jenes Glauben an aufsernatürliche und besonders auch durch Engel verwirklichte Einwirkungen der Gottheit in dem religiösen Grundbewufstseyn eines Jeden unwidersprechlich liege. Denn so lange aus einem solchen Grundbewufstseyn nicht blos praktische, sondern auch theoretische Behauptungen abgeleitet werden, zeigt es sich

Digitized by Google

nur gar zu leicht, dafs ganze Zeitalter Manches für einen entschiedenen Ausfluſs des religiösen Gefühls und Bewufstseyns halten, was doch nur durch lange Gewohnheit hineingetragen ist und den Schein einer, dem menschlichen Gemüth unläugbaren Urwahrheit durch bloſse Angewöhnung erhalten hat. (Eben deswegen ist z. B. das Schleiermacherische Deduciren einer theoretischen Religionslehre aus einem angeblich religiösen Gefühl oder Grundbewufstseyn mehr nicht als ein Ableiten des Glaubens von dem, was man sich schon zu glauben angewöhnt hat, oder ein Bauen dessen, was erwiesen werden sollte, auf ein Fundament, in welches man schon das zu erweisende hineinlegte.)

Was nun R. nach diesem Maafs der ihm möglichen Religionsüberzeugungen schon an sich für entschieden hielt, dies suchte Er auch in der kabbalistischen Form deswegen wie Mysterium darzustellen, weil diese Einkleidung dem, was Er sonsther für wahr hielt, wie bei Ihm selbst, ebenso bei den pythagoräischen Platonikern seiner Zeit und bei gelehrten Juden, mit denen Er umging, Eingang verschaffen konnte, und überhaupt der in Soviele sich leicht verbreitenden Neigung zu Mysterien ansprechend war. Der Unterschied, wenn man sein Kabbalisiren gerecht beurtheilen will, liegt also darin, dafs Er nicht erst aus den alten, fremdartigen Buchstaben und Worten etwas herleiten und beweisen wollte, vielmehr das schon Geglaubte nur durch diese Symbolik, durch einen gelehrten Geheimnifsschein für Empfängliche desto annehmbarer machte.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

Joh. Reuchlin und seine Zeit, von Dr. *Meyerhoff.*

(Beschluſs.)

Selbst die Nichtigkeit der vielen erdichteten mystischen Reliquien aus dem Alterthum hatte R. schon nach kritischen Regeln entdeckt. L. I. p. 53. 54. *Suspendunt furciferi prae foribus voluminum splendidos titulos, et modo hunc esse librum Enoch, quem diviniorem ante caeteros omnes fuisse vetustos asserunt, modo illum Salomonis mentiuntur, facile indoctis auribus irrepentes ... Sed introspiciendi acrius aperte se prodit horum circulatorum fallax praestigium et nostro aevo jampridem convicta se profitentur ipsa volumina, si quis et verborum consuetudinem et sententiarum vim et characteris genus ipsum consideraverit. Nam nihil obstabit, quin cernere detur plane, non diu ex unius conspirationis volutabro [?] cunctos ejusmodi libros nostro aevo staturiisse. Deinde si quae ipsi suis voluminibus ex priscorum actionibus indiderunt, ad artem commode se habentibus, tamen qua sunt ruditate litterarum, nihil infarctum observare queunt, non verba ipsa, nec numeros, neque figuras ... Nihil igitur horum et Roberthus et Bacon et Abanus et Picatrix et concilium magistrorum, vel maxime ob linguarum ignorantiam ad amussim, ut oportet, tenere atque docere, minus etiam librariorum manus ab exemplis dupla scribentium non aberrare, minus discipuli discere, minus operarii potuerunt operari.* Und nicht nur die Unächtheit der rabbinisch-mystischen Figmente durchschaute schon R., sondern auch die *quasi operationes* [πραξεις?] *Zoroastris, Oromasis, Zamolris, Epimenidis, Orphei, Pythagorae, Hostanis, Empedoclis,*

Digitized by Google

seu etiam juniorum thessalicas factiones, Carinondae, Damigerontis, Apollonii, Johannis Durdani . . . Auf alle diese applicirt Er (und dies schon im fünfzehnten Jahrhundert!) das Horazische Spottwort. *Audite, dum lego, quid fit. Aedepol aliud nihil, nihil quam Horatianum illud: Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.*

Der beabsichtigte Hauptinhalt der drei Dialogen *de Verbo Mirifico* dagegen, welche schon wegen des erstaunlichen Aufwands alterthümlicher Kenntnisse und selbst wegen der trefflichen Beredsamkeit viel häufiger gelesen zu werden verdienten, beruht auf den drei Grundgedanken: dafs Gott zuerst im Naturstand als der allmächtige = שַׁדַּי Schadai, offenbar geworden sey; dafs er alsdann als יְהוָה, Jehova = als der immer und wahrhaft seyende, ὁ ὀντως Ων, erkennbar wurde; dafs aber nunmehr Jesus Ihm, dem Christen, der Menschgewordene Gott, der Gottes- und Menschensohn sey, durch dessen Vereinigung mit der Menschheit überhaupt diese in das Göttliche versetzt werde: *Hoc illud est, quod omne miraculum excellit, quod jure maximi pendimus, quod praeconio indesinenti prosequimur. Deitas namque hujus divini hominis, id est, incarnati Verbi, unita toti fermento, id est, nostrae naturae, in tantum suffitu suo nos sublimavit, ut proavorum et avitae eorundem nationis obice sublato per ejus nomen filii nos fieri divini et inter Deos referri possimus.* Lib. III. p. 141 bis 142. Dies sind R.s Gedanken und von der Kabbala noch unabhängige Ueberzeugungen. Nur wirksamer gedachte Einkleidung ist's, dafs Er nun durch die ganze Schrift die S. 186. kurz ausgedrückte kabbalistische Formel dafür wählt. Zur Zeit der Natur habe sich Gott durch drei Buchstaben, *tribus characteribus* (nämlich שַׁדַּי); zur Zeit des Gesetzes, *quatuor characteribus* (nämlich durch יְהוָה, welches Wort Er übrigens immer nur als τετραγράμματον und *ineffabile*

Digitized by Google

angiebt, und ohne Zweifel aus Rücksicht auf die Juden nie ausspricht) offenbar gemacht. Um nun aber für das Christliche die höchste Stufe und Empfehlung zu gewinnen, erlaubt Er sich den Namen Jesus *quinque characteribus*, nämlich (gegen alle Sprachkunde) als יהשוה, Jehoschuah, zu schreiben, so dafs dies Wort den יְהוָה bedeute, zugleich aber durch das שׁ, verglichen mit שֶׁמֶן, auf ihn als Gesalbten oder auf אֵשׁ als Feuer Gottes hinweisen sollte. Der Sinn ist also: dem Christen ist der menschgewordene יְהוָה geoffenbart; dieser ist ihm das *Verbum Mirificum* als der wunderwirkende λόγος. Dies war R.s Glaube zum Voraus; durch die kabbalistische Form suchte Er es nur annehmbarer zu machen; so wie Er auch den gelehrten Juden Baruchja versichern läfst, dafs er durch R. bereits Jesus als Gott anzuerkennen bewogen worden sey. L. II. p. 85. „*Christus ille, quem ego semper, quantumcunque Judaeus sim, tamen majoris et Apollonio Tyanaeo et quibusque philosophis feci, nunc autem per te doctus etiam excellentiorem angelis et omnibus diis, non solum hominibus, superiorem affirmo et deum esse ac fuisse credo.*"

Hierbei waren die Grundsätze der Wahrheitforschung gedoppelt. Fest stund Ihm zwar als der erste Wahrheitsgrund, dafs *sola recta fides est janua miraculorum*, weil nach *Lini, antiquissimi, carmina*: ῥᾳδια παντα θεῳ, folglich *nihil incredibile, nihil impossibile* sey. L. I. p. 55. Er beruft sich deswegen p. 52. auf die *Assertio Cottae, pontificis, quam (apud Ciceronem) Balbo confidenti exhibuit: In religione majoribus nostris, nulla ratione reddita, credi debere.* Denn nach Plato seyen jene Altvordern *deorum filii* gewesen, *qui parentes suos optime noverint.* Aber dennoch dachte R. sehr daran, dafs der Volksglaube auch Falsches unter das Wahre gemischt habe, dafs deswegen Diagoras, Anaxagoras, Sokrates u. s. w. und auch manche Propheten verfolgt worden

seyen, dafs man also (p. 51.) *non omnia superiorum temporum, quae discenda conceduntur, sequenda etiam censeat, nisi ratio prius ea vera esse discutiat.* So verband demnach R. selbst mit seiner Credulität (als Willigkeit, das Glaubliche zu glauben) das religiöse Rationalseyn. Ihm galten nicht die Buchstaben und Charaktere an sich für Wahrheitsbeweise, sondern als Gedankenzeichen, weil *fons est ratio, cujus rivus erit verbum*, und folglich *quod in fonte (= ratione) convenit cum Deo, etiam in rivo (= verbo) convenit cum homine*, da schon nach Aristoteles *nihil est in voce, quod non prius fuerit in animae conceptu*, die Buchstaben aber nur *vocis signacula* sind. L. II. p. 80. In diesem Sinn ist Ihm dann *verborum quidem usus* (nämlich das Festhalten an den passendsten Worten, als Gedankenzeichen) ein *medium hominis cum deo conciliandi.* p. 80^{b}. Die treffendsten Worte dieser Art hielt Er freilich für *divinitus accepta*, L. II. p. 90. Wie Er daher annahm, dafs der von Gabriel aufgegebene Name Ιησους nicht יְהשׁוּעַ gewesen sey, sondern ein aus יְהוֶה und שׁ oder aus יָהּ und שְׁוֶה zusammengesetztes*) Wort יהשוה, in welchem er sich und Andern seinen zuvor schon gedachten und geglaubten *Deus incarnatus* buchstäblich vorzuhalten sucht, und dann, da Er es genugsam darzustellen hofft, allerdings in die seligste Begeisterung

*) Sonderbar genug ist es, dafs R. III, 175^{b}. dafür einen Sibyllischen Vers anführen konnte, den er lateinisch übersetzt beifügt:

Δη τοτε γαρ μεγαλοιο θεου παϊς ανθρωποισιν
ηξει σαρκοφορος, θνητοις ὁμοιουμενος εν γῃ,
τέσσαρα φωνηέντα φέρων, τὸ δ' ἄφωνον ἐν αυτω.

Ipsa dei soboles magni ventura parentis
mortali similis in carne videbitur aegra.
Quatuor ergo feret vocales, consonat una.

Ohne Zweifel ist statt τὸ δ' zu lesen τὸ σ. Denn das Sigma ist das αφωνον, worauf angespielt wird.

(III, 164.) versetzt ist: *O felicem hanc horam, o faustum hujus lucis momentum, clarissimi homines et amantissimi studiorum sodales, in qua tam excellens, tam potens, tam victoriosum invenimus nomen* *), *cujus nutu ac ditione (riell. dictione?) non tantum amplissimus orbis terrarum ambitus, verum etiam tota mundi haec machina, et supermundialis illa inclyta regio, superi atque manes reguntur.*

Nach allem diesem ist zwar der Inhalt, welchen R. in seine Kabbalistischen Zeichen übertrug, nach des Rec. Ueberzeugungen nicht richtig, aber seine Methode, das, wovon Er zum voraus überzeugt war, Kabbalistisch auszudrücken und in den Namen die Sache darzustellen, ist nicht tadelnswerth. Man hat unrecht gethan, die Aufmerksamkeit auf R. dadurch sehr zu mindern, dafs man ihn wie einen durch die jüdisch-magische Kabbala getäuschten und schädlichgewordenen gleichsam bemitleidete, in Wahrheit aber die symbolische Richtung seiner Kabbalistik nicht genug durchschaute. Er geht nur davon aus, dafs die Schrift so oft und sehr auf den Namen Jesu dringe, weil dieser Name das Erhabenste der Sache, nämlich der Person selbst, enthalte. In der That zeigt sich R. auch, wenn er in der Materie irrt, in der Umfassung des Geistigen aus dem Alterthum und in der Mitempfindung mit demselben um vieles genialischer, als der philologisch aufgeklärte, aber für den Vernunftinhalt der alten geschmackreichen Ueberlieferungen nicht leicht begeisterte Erasmus. Für R.,

---

*) Ich wundere mich, dafs R., da Er einmal auf die Zusammensetzung יְהֹשׁוּעָה gekommen war, nicht daraus die mögliche Uebersetzung: *Jehovae aequalis* = *Deo par*, ἴσος θεῷ, abgeleitet hat. שָׁוָה ist nicht blos setzen, sondern gleichsetzen. R. übersetzt es *Deus velatus*. Woher dies. In seinem Lexicon erkennt Er selbst für שׁוה nur die Bedeutung *ponere, aequare.*

der sich selbst immer unter die *contemplativos homines* rechnet (III, 134.), ist in seiner exaltirten Beschaulichkeit der Logos dennoch nur als ein *arcanum verbum sapientiae*, als *ratio verbalis* (p. 135.) das *mirificum*, *non ultra ineffabile* (wie Jehovah dem Juden war.) Urchristliche Weisheit suchte R. und — neben manchen sonderbaren Versuchen — fand er davon viel ächt begeisterndes. Denn sein Gott, *foedus cum homine percutit*, aber nicht mit jedem, wie er seyn mag, *sed qui sanctimonia,**) *pietate, religione, potissimum vero credulitatis fiducia clarescat.* Das Glaubhafte gerne und zuversichtlich zu glauben, diese Ueberzeugungstreue ist Erhebung des Gottandächtigen zu der Gottheit.

Dr. *Paulus.*

---

*) Wie tief und ernstlich R. diese *sanctimonia* dachte und empfand, davon noch Eine, vieles Erasmische weit überwiegende Stelle. Er läßt L. II. p. 72. seinen Mitsprecher, Baruchiah, auslegen, inwiefern Gott פַּחַד Jacobs genannt sey. *Non autem hic timor* (= פַּחַד) *est is, quo nocentes cruciatum formidant. Ille enim et furiis et daemonibus noxiis et adversis manibus est dignus . . Non est ille divinus timor et salutaris et a deo proveniens. . . . . Est autem Pachad timor intraneus, excellentior amore Quo fit, ut nobilissimus quidam nostra aetate Philosophus recte mihi dixisse visus sit, quod sicut extrinsecus timor est inferior amore, ita intrinsecus timor est superior amore.* R. dachte und empfand das, was wir als Ehrfurcht, *reverentia dioini*, deutlicher unterscheiden können. Liebe gegen Gott (wenn sie nicht Schwäche ist und aus Abhängigkeitsgefühl entsteht) ist Liebe des Allvollkommenen, und diese ist eine mit Ehrfurcht ebenso wie mit Vertrauen verbundene Geistes-Annäherung an dasselbe.

Digitized by Google

Ein Veteran unter unsern theologischen Mitlehrern, welcher sich immer als selbstständiger Forscher gezeigt hat, der von Wittenberg nach Halle übergegangene Dr. Michael Weber, hat auch in neuester Zeit, da sein Lebensalter die Mitte des siebenten Decenniums schon überschritten hat, durch mehrere interessante kleine Schriften seine fortdauernde Thätigkeit im historisch-dogmatischen und exegetisch-kritischen Fach bewiesen. Die Säcularfeier der Augsburgischen Confession gab ihm zu zweierlei Abdrücken derselben Veranlassung:

1) *Confessio Augustana eaque invariata, ex editione Melanchthonis principe accurate reddita, nonnullisque animadversionibus historicis exegeticis dogmaticis et criticis illustrata. . . . Praemissa est epistola Joh. Brentii ad Isenmannum, Halensem, de comitiis Augustanis. Halis* 1830. 58 S. 4.

2) *Confessio Augustana a.* CIↃIↃXXX. *a Melanchthone edita, variata illa. Accurate reddita, nonnullisque animadversionibus historicis, exegetis, dogmaticis et criticis illustrata. Halis* 1830. 50 S. 4.

Auch die Rede am Festtage selbst, wodurch theologische Doctoren ernannt und die akademischen Preisaufgaben theils gekrönt, theils neu aufgegeben wurden, hatte der ehrwürdige Primarius zu halten und bereicherte dieselbe, nach seiner rühmlichen Weise, mit noch mehreren, die Augsburgische Confession beleuchtenden, Bemerkungen. Besonders richtig und der Aufmerksamkeit werth ist, dafs ihr erster und gewöhnlicher Titel *Apologia* war. Der Zweck nämlich war gar nicht eine Art von Glaubensvorschrift, vielmehr nur, wie auch der Inhalt oft darauf hindeutet, eine Vertheidigung gegen den drohenden Vorwurf der Traditionell-Kirchlichen oder Katholisch-Evangelischen: als ob die Protestantisch-Evangelischen arge Ketzer oder gar vom Christenthum Abgefallene geworden wären, öffentlich vorzutragen. Auch der Ausdruck *Confessio* ist nach dieser Bedeutung als fast synonym mit *Apologia*

Digitized by Google

zu erklären. Melanchthons eigene Worte (S. 11) zeigen, warum er von der Apologie als Gegensatz gegen Vorwürfe mehr in die Form einer rechtfertigenden Bekenntnifs übergegangen war. Er schrieb: „Es wird Euch unsere Apologia zugeschickt, wiewohl es vielmehr eine Confession ist; denn der Kaiser hat nicht Zeit, lange *disputationes* anzuhören." Nur deswegen also hatte M. mehr durch Sätze als durch Widerlegung von Gegensätzen seine Glaubensverwandte zu vertheidigen gesucht.

Auch des Verfs. Anmerkungen zu den beiden Melanchthonischen Bearbeitungen verdienen unter der Menge wegen des Säcularfestes erschienener Schriften mit Auszeichnung bemerkt zu werden. Für unsere Zeit möchten besonders neue Erwägung verdienen — die Artikel *de Conjugio Sacerdotum*, wegen dessen sie die Regentenmacht, *pietas et aequitas optimi imperatoris* anfleht: *ne pontificiam legem de coelibatu, pugnantem cum mandatis Dei et cum veteribus synodis, defendat, nec sit autor aut adjutor injustae crudelitatis;* und dann — der Artikel *de potestate ecclesiastica;* welcher deutlich genug zeigt, dafs damals weder die Fürsten noch die Theologen der Meinung waren, wie wenn ein auf das Innere des Kirchenwesens einwirkendes Episcopalrecht auf die Regenten überginge. Nur nach dem Grundsatz: „*Nulla jurisdictio competit episcopis, ut episcopis,*" sollten die *principes vel inviti suis subditis jus dicere* (d. i. an die Stelle des Kanonischen Rechts treten), *ut pax retineatur.* Dagegen solle den *episcopis seu pastoribus* erlaubt seyn: *facere ordinationes ut res ordine gerantur in ecclesia.* Aber eben diese, den Bischöfen und Geistlichen überlassene, Anordnungen sollten nicht als *necessariae* angesehen werden. Selbst die Verlegung des Sabbats sey als *exemplum Christianae libertatis* zu nehmen.

Beiläufig bemerkt Rec., was zu dem Beschwören der evangelischen Lehrart, wie es bekanntlich von der Wittenbergischen theologischen Facultät zuerst (ohne kirchliche oder politische Auctorität) zur

Digitized by Google

Gewohnheit gemacht wurde, Anlafs gegeben zu haben scheint. Der letzte Abschnitt des Artikels nämlich klagt, dafs damals die katholischen Bischöfe *„nullos recipiunt, nisi jurent, se puram evangelii doctrinam nolle docere."* Wie leicht konnte man dadurch bewogen werden, die Examinirten schwören zu lassen: *se puram evangelii doctrinam velle docere!* Dieser „Vorsatz" ist auch allerdings zu beschwören. Nur kann keine *norma ecclssiastica* für immer entschieden haben, was als reines Evangelium „eingesehen" und anerkannt werden könne.

Ich verbinde, mit dieser kurzen Erinnerung an die durch das Jubelfest der Augsburgischen Confession veranlafste, für Dogmatik und ihre Geschichte bleibend denkwürdige Mittheilungen, auch die Anzeige einer Reihe von exegetisch-kritischen, gleichfalls bemerkungswürdigen Gelegenheitsschriften des Verfs., die er seit 1827. zu Halle, als

Eclogae exegetico-criticae ad nonnullos N. T. locos. 220 S. in 4.

nach und nach bekannt gemacht hat. Die erste Mittheilung 1828. war einleitend. Sie führt die Textfehler auf drei Entstehungsursachen zurück. Unter diesen ist wohl die am wenigsten bemerkte, dafs im Alterthum öfters Aufsätze, besonders Briefe, von den Verfassern selbst in mehreren Exemplaren verschickt oder vertheilt wurden. Den Beweis dieser Gewohnheit giebt Hr. W. aus Cicero epist. IV, 4. IX, 16. X, 5. Epist. ad Attic. XIII, 30 Hier war denn sehr begreiflich für den Autor selbst eine nahe Veranlassung, eine in der einen Abschrift etwa undeutlichere Stelle durch eine kleine Veränderung deutlicher machen zu lassen. So vermuthet der ingeniöse Verf., dafs Eph. 5, 9. die beiden Lesarten ὁ καρπὸς τοῦ φωτός und ὁ καρπὸς τοῦ πνεύματος ächt und ur-

Digitized by Google

sprünglich *(authenticae)* seyn möchten. Die erste etwas schwerere mochte zuerst geschrieben seyn. Sie macht den Gegensatz von den ἔργοις, die Vs 11. ἀκαρπα τοῦ σκότους genannt werden. Die Umänderung durch τοῦ πνεύματος ist verdeutlichend. Ebenso vermuthet Er: 1 Joh. 4, 3. möchte die Lesart καὶ πᾶν πνεῦμα, ὃ λύει τὸν Ἰησοῦν, die erste, alsdann aber ὃ μὴ ὁμολογεῖ die von Johannes selbst gemachte erklärende gewesen seyn. Rec. hat bei dieser etwas wichtigeren Stelle zu bemerken, dafs die Lesart *solvit* nur bei den Lateinern seit Tertullian vorkommt, und dort nicht auf eine Trennung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus (wie sie später dem Nestorius als Ketzerei aufgebürdet worden ist), sondern zunächst auf die magisch-gnostische und marcionitische Meinung, dafs der wahre Messias nicht in einem wahren Körper erschienen seyn könne, sich bezog. (S. meine Erklärung der drei Lehrbriefe von Johannes. S. 209 — 212, welche darauf dringt, dafs überhaupt viele Gegensätze der Johanneischen Briefe nur aus einem parsisch-christlichen Irrthum, wie wenn die Sünde im Körper wäre, vollständig erklärbar werden.) Aehnliche Selbständerungen des Verfs. vermuthet Hr. W. Col. 1, 14. 2 Thess. 2, 4. 1 Tim. 3, 3.

Ich übergehe nicht die Nachweisung S. 16, dafs Luther selbst, dieser überhaupt über die Buchstäblichkeit erhabene Eleutherius, ein Beispiel von Conjecturalkritik gegeben hat. (S. 1308. in B. XX. der Walch. Ausg. schrieb Er: „Es scheint aus der Mafsen stark, als sey der Text in St. Marko (14, 23.) verändert, und aus πίετε gemacht ἔπιον. Denn wo πίετε hier stünde, wäre es gleich Ein Text mit Matthäo, mit welchem doch sonst St. Markus fast gleich pflegt zu stimmen. Dies befehle ich den Gelehrten." — Mögen diese nunmehr gleich zu bemerken haben, dafs alsdann, wenn πίετε zu lesen wäre, auch noch ein εἶπεν nach καὶ herausgefallen seyn müfste. Auf jeden Fall ist es der Bemerkung werth, dafs demnach Luther einem

Digitized by Google

Versuch in der Conjecturalkritik nicht entgegengehalten haben würde: *spiritum s. corrigere nefas esto!*

Rec besitzt von den *Eclogis* bei weitem nicht die vollständige Reihe. Er will deswegen nur auf die achte, als die neueste von 1830. durch Beurtheilung einiger Beispiele aufmerksamer machen.

Matth 26, 24. bezieht Hr. W. das καλόν ἦν αὐτῷ auf das vorhergehende ὁ μὲν υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, wodurch Jesus von sich selber in der dritten Person redet. Der Sinn: *bene esset ei, scil. filio hominis, i. e. mihi, si homo ille (proditor) natus non esset.* Diese Erklärung des αὐτῷ ist schon nach dem Buchstaben sehr wahrscheinlich, weil nächstvorher das καθὼς γέγραπται περὶ „αὐτοῦ" auch auf den von sich in der dritten Person redenden Jesus sich bezieht, und weil Judas zweimal durch den Ausdruck ἄνθρωπος ἐκεῖνος von dem αὐτος unterschieden wird. Der Sinn geht darauf, dafs Jesus mehrmals über den Charakter des Judas innigst betrübt war. Joh. 6, 70. 13, 10. 18, 21. 17, 12. Diese Erklärung scheint mir deswegen vorzüglich glücklich. Sie räumt zugleich die dogmatische Folgerung weg, welche z. B. noch der scharfsinnige Crusius in seiner Moraltheologie Th. I, 74. aus der gewöhnlichen Uebersetzung gezogen hat, dafs nämlich Jesus an eine endlose Verdammung gedacht haben müsse, wenn er gesagt habe: es wäre dem Judas besser, wenn er nie Mensch geworden wäre.

Matth. 27, 46. sucht Hr. W. sehr wahrscheinlich zu machen, dafs Jesus nur die Worte ἠλὶ, ἠλί, nicht aber das übrige λαμᾶ σαβαχθανί ausgesprochen habe, letztere Worte aber nur von denen, die an Ps. 22. zu denken gewohnt waren, hinzugesetzt worden seyen. Er macht S. 177. mit seinem gewohnten Scharfsinn darauf aufmerksam, dafs, wenn Jesus mehr, als die zwei Worte ἠλὶ, ἠλί gesprochen hätte, die spottenden Zuhörer nicht mehr hätten sagen können: ἠλίαν φωνεῖ οὗτος. Diese Bemerkung scheint mir vorzüglich gegen die Hypothese, wie wenn Jesus den ganzen Psalm gesprochen hätte,

Digitized by Google

entscheidend; denn alsdann hätten auch die spottsüchtigsten nicht auf jene zwei ersten Worte allein zurückkommen können. Doch aber scheint jener Conjecturalgrund nicht hinreichend, um die beiden Worte λαμᾶ σαβαχθανί auszuschliefsen; denn der Sinn der Spötter konnte doch dieser seyn: „Er ruft dem Elias (der ihn als den Messias, nach der Juden Meinung, hätte legitimiren sollen), warum er ihn hülflos verlassen habe." Einen andern Grund nimmt der Scharfsinn des Verfs. aus Matth. 27, 43. Andre Juden nämlich sagten: πέποιθεν ἐπὶ τὸν θεόν; wie hätten sie dieses sagen können, wenn sie von Jesus einen Ausruf: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? gehört hätten? Ich würde dies für entscheidend halten müssen, wenn jener Spott erst nach dem Ausruf ἠλὶ, ἠλί erfolgt wäre. Matthäus selbst aber setzt ihn im Vs 43. früher. Mir scheint der ganze Ausruf nicht anstöfsig, wenn man nicht, wie wir bei Matthäus lesen, ihn durch Warum = ἱνατί, übersetzt, sondern wie es Markus 15, 34. gegeben hat, εἰς τί με ἐγκατέλιπες; als den Sinn des hebr. לָמָה denkt. Da die dreistündige, dem Erdbeben vorausgehende Luftverdunklung, während welcher Jesus still die heftigsten Schmerzen ertragen hatte, sich etwas verzog, und der Leidende wieder eher aufathmen konnte, drückt er seinen Schmerz, wie er ihn vor der Erfahrung selbst sich nicht hatte denken können, durch die Worte: Mein Gott, mein Gott, bis wohin = εἰς τί, hast du mich wie einen Verlassenen kommen lassen? Der nicht erwartete Grad des Schmerzgefühls scheint mir hierdurch angedeutet. = Bis in welche grofse Quaal liefsest du mich hülfelos gerathen? Ein Warum aber hätte Jesus allerdings nicht aussprechen können. Auch der Sinn des Ps. ist nicht, Gott zu fragen: Warum . . ? sondern erst die Noth zu schildern und alsdann die doch erhaltene Hülfe. Die Partikel לָמָה ist mehrere Male = לָמָּה *cur*, in andern Stellen aber auch = לָמָה *quousque*.

Digitized by Google

Bei Matth. 27, 53. wendet Hr. W. die (an sich nur allzu richtige) Bemerkung an, dafs nach der nicht grammatikalisch genau gebildeten Schreibart des N. T. manchmal dadurch eine Undeutlichkeit entstehe, weil hinter einander von zweierlei verschiedenen Subjekten gesprochen wird, ohne dafs der Schriftsteller das Uebergehen zu einem anderen Subjekt der Rede genauer ausgedrückt hat. Ich habe diese häufig sich aufdringende Bemerkung einst in meinem Commentar bei Joh. 18, 6. 7. angewendet, wo es mir wenigstens wahrscheinlicher ist, dafs die Worte ἀπῆλθον εἰς τὰ ὀπίσω καὶ ἔπεσον χαμαὶ auf die meisten von den Jüngern Jesu gehen, die sich jetzt, da Jesus sich dahingab (so wie Er Ihnen nach Joh. 16, 32. zum Voraus selbst es gerathen hatte) von Ihm zurückzogen, und dadurch, dafs sie sich zu Boden warfen, in der Dunkelheit gegen Gefangennehmung sicherten. Dafs also zu dem Verbum ἄπηλθον das Subjekt *ex sensu* zu suppliren sey, ist mir das Glaublichere, weil Jesus nach Vs 8. den Soldaten sagt: ἄφετε τούτους ὑπάγειν, wo er durch τούτους offenbar auf die Jünger deutet. Die gewöhnliche Auslegung bezieht das ἄπηλθον auf das vorhergehende αὐτοῖς, das ist, auf die Soldaten, die das Wort Jesu bis zum Niederfallen erschröckt haben solle. Weil dieses das Wunderbarere ist, so stimmten die Wunderfreunde gegen meine Erklärung. Vermuthlich wird ebendies dem Verf. begegnen, welcher annimmt: nach den Worten πολλὰ σώματα τῶν κεκοιμημένων ἁγίων ἐγέρθη sey ein voller Punkt zu setzen, so dafs das folgende ἐξελθόντες für sich stehe, und sich nicht auf οἱ κεκοιμημένοι ἅγιον beziehe. Er denkt sich als Sinn: „Und solche, welche hinausgegangen waren (nämlich in die Grüfte, um aus Furcht sich zu verstecken), kamen nach Jesu Auferstehung in die Stadt herein, und zeigten sich Vielen." Die grammatikalische Construktionsordnung kann gegen diese stärkere Interpunktion nichts einwenden. Aber die Rücksicht auf die Umstände veranlafst zu fragen: ob denn wohl schon am Tage der Hinrichtung Jesu manche seiner

Digitized by Google

Freunde in Gruften geflohen seyen? und ob Matthäus dies als bekannt vorausgesetzt, ohne Weiteres durch das ἐξελθόντες angedeutet habe? Wären solche dann, nach Jesu Auferstehung ermuthigt, wieder nach Jerusalem gekommen, so scheinen doch die letzten Worte: und sie zeigten sich Vielen, ganz überflüssig. Mir scheint daher dieses ενεφανισθησαν besonders auf ein Erscheinen mancher Verstorbenen zu deuten. Das Erdbeben zerrüttete manche Gruft, wo Propheten und andere als Messiasverehrer bekannte Alten begraben waren. Man fand ihre durch die Erdstöfse verschüttete Leichname nicht; sie wurden also leicht für auferstanden gehalten, und da Jesu Freunde vierzig Tage lang an sein Beispiel von körperlicher Auferstehung häufig erinnert wurden, so wird es wohl dem, der als Menschenkenner den Gang der Dinge betrachtet, begreiflich, dafs auch Manche der Seinigen nunmehr Erscheinungen von denen hatten, die man als Auferstandene voraussetzte. Warum kamen denn diese erst μετὰ τὴν ἔγερσιν αὐτοῦ, nachdem Jesus als auferstanden öfters gesehen worden war, in die Stadt hinein? Waren sie etwa die etliche und vierzig Stunden über, welche zwischen dem Erdbeben und Jesu Auferstehung verflossen, doch noch in den Gruften geblieben? oder erklärt sich das spätere Erscheinen nur daraus, dafs erst die Phantasie auf Vorstellungen von Auferstandenen geleitet seyn mufste? Für Matthäus aber war dieses dann freilich gewifs nicht ein blofser Mythos, sondern eine sehr glaubliche Thatsache.

Matth. 28, 1. zieht der Verf. die Worte ὀψὲ σαββάτου zum vorhergehenden μετὰ τῆς κουστωδίας, und fängt das Cap. 28. mit Τῇ δὲ ἐπαύριον an. Auch Rec. hielt dies schon in seinem Commentar für nothwendig, ohne das δέ wegzudenken.

Matth. 18, 7. setzt der Verf. nach μαθηταῖς αὐτοῦ ein Kolon, betrachtet ὅτι als die Formel, nach welcher *ipsa verba* folgen, und versteht dann die Worte ἠγέρθη — ὑμῖν als Worte, die den μαθηταῖς überbracht werden sollten. Dies scheint sehr passend. Das

Digitized by Google

προάγει ὑμᾶς bezieht sich alsdann auf die Jünger, nicht auf die Frauen; denn diesen war wenigstens nicht aufgegeben, nach Galiläa zu gehen. Εἶπον am Schluſs der Sentenz ändert Hr. W. in εἶπεν, wie Markus 16, 7. εἶπιν angiebt. Denn nach Matth. 26, 32. hatte Jesus das entferntere Galiläa als den Versammlungsort zum Voraus angedeutet, wohin er μετὰ τὸ ἐγερθῆναι vorausgehen werde. (Damals, als Er dies aussprach, erwartete Er nämlich noch unbestimmt, daſs, wenn Er auch, als Hirte, nach Zach. 13, 7, einen Schlag erleide, Ihn doch Gott wieder erhebe, um die zerstreueten Schafe in dem entfernteren Galiläa wieder zusammenzubringen. ἐγερθῆναι correspondirt immer dem unbestimmten הָקִים, *erigi.*)

Bei Matth. 28, 17. zeigt der Verf., daſs οἱ δὲ fast immer, wo nicht ein οἱ μὲν vorausgeht, sie aber bedeute, nicht etliche aber. Weil daher der Satz auf die ἰδόντες überhaupt gehen müsse, und diese doch nicht mehr zweifelhaft hätten seyn können, so hält er die Lesart ἐδίστασαν für unmöglich, und vermuthet (S. 199.) διέστασαν i. q. διέστησαν. Mein einziger Zweifel dagegen ist, ob bei Matthäus jene dorische Form vorauszusetzen wäre? Dr. Fritzsche ad h. l. bemerkt, daſs der Veteran, Dr. Schleusner s. v. διστάζω die Vermuthung διέστησαν geäuſsert habe. οἱ δὲ bedeutet doch Matth. 26, 66. gewisse aber, *hi vero*, gleichsam demonstrativ. Und so könnte man denn den Zwischensatz: „gewisse aber, oder überhaupt sie aber, waren entfernter," auch durch das folgende sehr wahrscheinlich machen, weil es heiſst: und Jesus hinzukommend sprach zu ihnen.

Wichtiger sind die weiteren Bemerkungen über das Taufen auf die Benennung Vater, Sohn und heilige Geistigkeit. Daſs εἰς τὸ ὄνομα bedeute zum Bekenntniſs und zur Verehrung, ist durch den Sprachgebrauch gewiſs nicht zu rechtfertigen. Der Sinn von בְּשֵׁם = εἰς τὸ ὄνομα bedeutet immer, daſs

man an eine gewisse Benennung als das rechte Prädikat sich halten, also Gott als Vater, Jesus als den Gottessohn oder Messias denken, und keinen anderen Geist, als einen heiligen, annehmen solle. Dafs der heilige Geist eine Person bedeute, glaubt der Verf. durch eine Abhandlung bewiesen zu haben, die ich zu sehen nicht das Vergnügen hatte. Mir scheint der ganze Sprachgebrauch des A. und N. T. dagegen zu seyn.

Ueber des Verfs. Bemerkung zu Mt. 12, 39. 50. habe ich schon im II. Th. meines Exeget. Handbuchs mich erklären können. Die Conjectur, dafs Mt. 10, 10. nicht ραβδον, sondern ραπτον = *cophinus* ursprünglich gestanden habe, ist ingeniös; wenn nur nicht schon μη πηραν εις την οδον vorherginge. Die Lesart ραβδους ist nach den MSS. und dem Sinn, als statt des Dualis stehend, überwiegend.

Wir sehen schon durch p. 7. in dem Anfang dieser *eclogae*, dafs der Ehrwürdige Verf. sich zu Leipzig einst die Magisterwürde durch eine Dissertation: *Specimina exegetico-critica ad nonnullos N. T. locos*, erworben habe. Wie erfreulich wird es seyn, wenn Er deswegen nächstens als *Magister jubilaris* das Andenken an jenen Anfang seiner akademischen Thätigkeit erneuern, und zugleich für alles seitdem Geleistete den Dank gerechter Verehrer erhalten kann. Das zweckmäfsigste Denkmal dafür (denn andere Monumente, als die geistig selbstgestifteten, liebt Rec. gar nicht) möchte wohl seyn, wenn eine ausgewählte Sammlung dieser *eclogae* und anderer seiner, immer ingeniöser, kleiner Abhandlungen veranstaltet würde. Mit Vergnügen erinnert sich Rec. einer vor vielen Jahren gelesenen Monographie des Verfs. über das Wort δικαιος, δικαιοσυνη u. s. w., wo diese dogmatisch und praktisch so wichtige neutestamentliche Worte und Begriffe erschöpfender erklärt waren, als in manchen später darüber erschienenen Erklärungen.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

The Catechism of the Shamans; or the laws and regulations of the Priesthood of Buddha, in China. Translated from the Chinese original by Ch. F. Neumann. London 1831. *kl.* 8.

Vorliegendes Büchlein ist eines der, vom Londner Verein zur Uebersetzung orientalischer Schriften herausgegebenen Werke; es ist einem der einflufsreichsten Mitglieder dieses Vereines, dem Baronet G. Th. Stounton gewidmet, und die erste Frucht der vom Verf., im vorigen Jahre, nach Canton unternommenen Reise. Bei seiner Anwesenheit in dieser ersten Handelsstadt des südlichen China's, war Hr. Neumann so glücklich, eine ganze Bibliothek buddhistischer Werke anzukaufen. Sie bestand aus verschiedenen Werken, die zusammen eine Masse von 300 grofsen Bänden bilden. Der Besitzer glaubt, seine Sammlung enthalte alle heiligen Bücher dieser Religion, die aus dem Sanskrit ins Chinesische übersetzt worden sind, und alle dahin gehörigen liturgischen Werke. Aus seiner Schrift aber gehet dieses nicht hervor, wie wir weiter unten sehen werden.

Bei seinem kurzen Aufenthalte in Canton hatte Hr. N. nicht Zeit, seinen buddhistischen Bücherschatz genau zu untersuchen; er konnte sich doch nur eine allgemeine Uebersicht seines Inhalts verschaffen, und wählte bei dieser Gelegenheit das Original des Catechismus der Schamans oder Buddhapriester zur Uebersetzung aus, der, wie er sagt, als Einleitung oder Wegweiser in die Wildnifs der indischen Physik, Ethik und Metaphysik dienen kann. Nach seiner Meinung ist dieses kleine Werk am besten geeignet, eine ziemlich genaue Uebersicht des speculativen und praktischen Buddhismus zu geben, und insbesondere zu zeigen, welche Form die Lehre Sakiamuni's in China angenommen, oder welche Gebräuche und welche Arten des Aberglaubens sie dort von den Chinesen entlehnt hat. „Denn," sagt Hr. Neumann, „es ist bekannt, dafs die

Digitized by Google

Buddhisten, in diesem Stücke den Jesuiten ähnlich, stets bereit sind, ihre Worte und ihre äufsere Lehre, nach dem Standpunkte des Volkes oder Landes, dem sie dieselben zubringen und in dem sie leben, abzuändern. Man sieht dies deutlich durch die verschiedenen abergläubischen Gebräuche, mit denen der Buddhismus in Nepal, Butan, Tibet, in der Mongolei, in Ceilon, China, Japan und in Indien jenseits des Ganges gemischt ist. — Diese Behauptung scheint uns völlig unstatthaft und nicht begründet. In keinem Lande von Asien bemerkt man, dafs die Religion Sakiamuni's fremde Lehrsätze und Gebräuche angenommen hat; es haben sich zwar in derselben verschiedene philosophische Systeme und verschiedene Observanzen gebildet, aber keine derselben widerstrebt dem eigentlichen Principe des Buddhismus, als vielleicht die Lehre eines Theiles der Priester in Nepal, welche die, dem Buddhismus fremde, Annahme eines höchsten Gottes aus dem Brahmanismus in denselben übergetragen zu haben scheinen, wenn nicht ihr *Adi Buddha*, wie es wohl seyn kann, eine blofse Personification des Absoluten ist. Ueber diesen Punkt sind noch genauere Nachforschungen von den Mitgliedern der Societät in Calcutta, von den Pariser Gelehrten und von Hrn. J. J. Schmidt in Petersburg zu erwarten.

Hr. Neumann hat vergessen, den Chinesischen Titel des Catechismus, von dem er die Uebersetzung an's Licht fördert, anzugeben. Er sagt nur: „der folgende Commentar über die Gesetze und Anordnungen Buddha's, ward zusammengetragen vom Schaman *Choo hung* (wir behalten die Englische Rechtschreibung der Chinesischen Namen bei, um nicht zu Verwirrungen Anlafs zu geben), aus dem Kloster *Yuntse*, einem Anhänger der Gesetze der Bodhisatwa's; der Schaman *Hung tsan*, aus dem Kloster *Ting hoo shan*, ein Bikschu, dessen Herz dem Wissen *(Bodhi)* geweiht, hat die Anmerkungen geschrieben." Aus der grofsen Menge der letzteren hat der Uebersetzer nur die vorzüglichsten ausgewählt, in sofern sie ihm zur vollkommenen Verständnifs des Textes

Digitized by Google

unumgänglich nöthig erschienen. Er hat denselben mehrere seiner eigenen hinzugefügt. Am Bord des Schiffes, auf dem er sie geschrieben, fehlte es ihm an manchen Hülfsmitteln; besonders bedauert er, die Schriften des Hrn. Rémusat über den Buddhismus, nicht zur Hand gehabt zu haben. Er nimmt diese Gelegenheit wahr, um diesem seinen berühmten Lehrer öffentlich Dank zu sagen für den Unterricht, den er bei demselben im Chinesischen genossen hat.

Was nun den Buddha-Catechismus selbst betrifft, so bedauert Rec., aufser Stande zu seyn, über die Richtigkeit und Genauigkeit der vorliegenden Uebersetzung irgend ein Urtheil zu fällen, weil ihm das Original derselben unzugänglich ist. Er kann sich also nur darauf beschränken, ihren Inhalt im Allgemeinen anzugeben. Das Ganze ist nichts als ein Reglement für die buddhistischen Mönche, und giebt über das eigentliche Wesen ihres Glaubens wenig oder gar keine neuen Aufschlüsse. Der Titel Catechismus ist also vom Uebersetzer sehr schlecht gewählt. Das Werk zerfällt in zwei Theile. Der erste enthält die zehn Hauptgebote für die Priester, und der folgende vier und zwanzig Vorschriften, wie sie sich im Leben zu betragen haben. Die zehn Hauptgebote sind: 1) Du sollst kein lebendes Geschöpf tödten. 2) Du sollst nicht stehlen. 3) Du sollst nicht unzüchtig seyn. 4) Du sollst nicht Unrecht thun mit dem Munde. 5) Du sollst kein starkes Getränke trinken. 6) Du sollst das Haar auf dem Scheitel deines Hauptes nicht mit Wohlgeruch begaben oder deinen Körper bemalen. — So übersetzt Hr. Neumann; aber im Chinesischen heifst dieses Gebot: *Puh choo heang hwa man puh heang too shin.* (Siehe die Charaktere in Morrisons Alphabetischen Wörterbuche unter No. 8701, 1300, 3511, 4203, Morr. P. I. vol. 3. p. 779, 8701, 3511, 10323, 9273.) Das ist: „Trage nicht wohlriechende Blumen und herabhängenden Kopfschmuck, und beschmiere den Körper nicht mit Wohlgerüchen." — 7) Du sollst nicht sehen oder hören Gesänge, Pantomimen und Schauspiele, noch

Digitized by Google

sollst du sie selbst ausführen. 8) Du sollst nicht sitzen auf ein breites und hohes Ruhebett. 9) Du sollst nicht aufser der bestimmten Zeit essen. 10) Du sollst nicht haben, in deinem Besitze, weder eine metallene Figur (ein Götzenbild), noch Gold, Silber, oder irgend eine kostbare Sache. — In diesem letzten Satze ist gewifs ein Uebersetzungsfehler; denn in dem dazu gehörigen Commentar (S. 78.) steht, nach Hrn. N.: „Das Wort *sǎng* (8813.) bedeutet Metall, und Figur bedeutet eine Aehnlichkeit (Bild), also Metall-Bildnifs." Die Worte *Sǎng hing* (8813, 8958.) oder *Sǎng seang* (8813, 8867.) bedeuten aber nicht metallene Figur, sondern das Bild eines Opferthiers; denn *sǎng* ist der Name der sechs Thiergattungen, die man opfert; nämlich Pferde, Ochsen, Schaafe, Hühner, Hunde und Schweine. — Die Chinesischen Namen für Gold sind folgende: *Kin* (6361.) oder *Hwang kin* (4398, 6361.) gelbes Gold; *T'hang* (Morr. P. I. vol. 2. S. 629.); *Hwang ya* (4398, 11812.); *Tae chin* (9722, 943.); *Leaou* (Morr. P. I. vol. 3. S. 582.), und endlich *Soo fú lo* (9523, 2154, 7285.), welcher die Chinesische Umschreibung des Sanskrit-Wortes *suwarna* ist. *Sǎng* aber hat Rec. nie mit der Bedeutung von Gold gefunden.

Die vier und zwanzig Vorschriften der zweiten Abtheilung haben Bezug auf die dem Obersten der Geistlichkeit zu bezeugende Ehrerbietung; auf die Pflichten gegen den Lehrer; auf das Ausgehen mit dem Meister; allgemeine Haltung; Benehmen beim Speisen; Beten und Grüfsen; dem Gottesdienste beiwohnen; Studieren; Eintreten in die grofse Halle des Klosters; auf die Haltung des Mönches, wenn er sich dem Altar nähert, oder in seiner Zelle ist; auf Geschäftsführung; waschen und baden; natürliche Bedürfnisse; Schlafen; am Feuer sitzen; Betragen im allgemeinen Schlafgemache; Besuch eines Nonnenklosters; Besuch im Hause eines Laien; Betteln gehen; aus dem Kloster gehen; Einkaufen; nichts ohne Erlaubnifs zu thun; Reisen. Der vierund-

Digitized by Google

zwanzigste und letzte Abschnitt endlich enthält die Namen der verschiedenen Kleidungsstücke der Mönche, und anderer zum buddhistischen Gottesdienst nothwendigen Sachen. Diese Namen sind in Sanscrit, auf Chinesische Art geschrieben, und von einer Chinesischen Uebersetzung begleitet. Hr. Neumann hat es nicht für nöthig geachtet, diesen Abschnitt zu übertragen, weil sein Inhalt für uns ohne besonderes Interesse ist. Sowohl diese vierundzwanzig Vorschriften, als auch die zehn Grundgesetze der ersten Abtheilung, sind mit langen Erklärungen und oft mit Beispielen versehen. Wir wiederholen zwar, dafs wir über die Richtigkeit der Englischen Uebersetzung nicht urtheilen können; doch sey es erlaubt, einige von Hrn. Neumann's Anmerkungen kritisch zu untersuchen. Sie scheinen nicht geeignet, uns eine hohe Idee von seinem Berufe, Chinesische und überhaupt Orientalische Werke zu übersetzen und zu erläutern, beizubringen.

„Die Sanscritsprache, sagt Hr. N., wird in China *Fan* genannt, und in dem Commentar zum Catechismus liest man: Diese Sprache wird von den Bewohnern von *Teēn choo*, oder Indien, gesprochen; sie ist die Sprache des Himmels und eben so alt als die Welt, deshalb wird sie *Fan* genannt. — Dies scheint eine genaue Erklärung des Wortes *Sanscrit* zu seyn, und in der That ist *Fan* vielleicht weiter nichts als die Sylbe *San*, womit dieses Wort anfängt. — Die Chinesen, es ist wahr, verunstalten oft die fremden Wörter, die sie ihrer Sprache einverleiben, aber nirgends findet sich ein Beispiel von einer solchen Veränderung, wie die des *S* in *F* wäre, wenn sie *Fan* für *San* brauchten. In den Buddhistischen, in Chinesischer Sprache geschriebenen, Werken ist *Fan* (2181.), das auch *Fung* ausgesprochen werden kann, der Name des Brahma, so wie auch der Familie des S'akia muni. Im Sanscrit wird *Brahma* von der Wurzel *vrih* abgeleitet, die Wachsthum und Ausbreitung andeutet; um diese Idee in ihre Sprache zu übertragen, haben die Chinesen das Wort *Fan* oder *Fung*

Digitized by Google

gebraucht, das dieselbe Bedeutung hat, denn es bedeutet ein allgemeines Aufsprossen und allgemeines Wachsthum. *Fan* hat also mit *San* gar nichts gemein, und Hrn. N.'s Hypothese ist ohne allen Grund.

Die einleitenden Bemerkungen zum ersten Buche des Catechismus enden mit den Worten: „Die folgenden Vorschriften sind enthalten in dem Buche der zehn Gesetze für die Schamanen, wie sie Buddha selbst dem *She leih fo* (lies *Shay le fuh*, 9129, 6947, 2538.) vorgeschrieben hat, und wie sie von *Lohla* bekannt gemacht worden sind." In der Anmerkung sagt Hr. N.: „*She leih fo* bezeichnet den *Sariraja*, den Abkömmling der *Sariri*, einer Frau, die wegen ihrer grofsen Schönheit diesen Namen führte." — *Shay le fuh* aber ist die Chinesische Umschreibung des Sanscritnomens *Sariputra*, und nicht die von *Sariraja*. — „*Lohla*," fügt Hr. N. hinzu, „Chinesisch *Lo how lo* (7285, 4147, 7282.) ist Buddha's eigener Sohn, der auf eine wunderbare Weise empfangen wurde. Sein Name bedeutet Fest halten, wünschen." Das Chinesische *Lo how lo* entspricht keineswegs dem Sanscrit-Worte *Lohla* (oder vielmehr *Lóla)*, sondern ist die natürliche Umschreibung von *Râhula*, dem Namen des einzigen Sohnes des Sakia muni (bei den Mongolen und Kalmücken *Racholi;* S. Bergmann's Nomadische Streifereien Bd. 3. S. 65), der ihm, als er einundzwanzig Jahre alt war, geboren ward. Deshalb führt auch Sakia muni, nach dem Wörterbuche *Hemachandra kosha*, den Beinamen *Râhulasú*, d. i. Erzeuger des Râhula.

Hr. N. ist nicht glücklicher, wenn er den Namen *Pe kew* (8263, 6284.) für die Umschreibung des Sanscrit-Wortes *Bhaga* hält, das frei von aller Leidenschaft, religiöse Ruhe bedeutet. Die Chinesischen Buddhisten erklären *Pe kew* durch *Keih sze* (5900, 9636.), d. i. Bettelmönch, und dieses Wort entspricht vollkommen dem Sanscrit *Bhixu*, das Wilson durch „*A mendicant, a Bouddha mendicant*" erklärt. Eben so wenig ist *Pe kew ne* (3263, 6284, 7917.)

Digitized by Google

das Indische *Bhagini*, Schwester, sondern die weibliche Form von *Bhixu*, eine Bettelnonne.

S. 52. spricht Hr. N. von einem berühmten Buddhistischen Religionswerke, das im Chinesischen *Lăng yen king* (6922, 12087, 6400.), und nicht, wie er schreibt, *Ling yen king*, genannt wird. Er will diesen Namen durch das Sanscritwort *Lingga*, ein Zeichen oder Kennzeichen, erklären, und glaubt (S. 113.), dafs dieses Buch, oder die Bücher, die diesen Namen führen, und von denen er drei besitzt, dasselbe als das *Fă wha king* (2161, 4203, 6400.), welches er nicht besitzt, sey. Es sind dieses aber zwei verschiedene Werke, und der Titel des letzteren bedeutet Buch der Blume des Gesetzes. Es wird besonders von den Buddhisten in China und Japan in hohen Ehren gehalten, und es giebt dort eine besondere, sehr ausgezeichnete Sekte, die es als das Hauptwerk des Glaubens ansieht. — *Sûtra* bezeichnet im Sanscrit die Grundsätze des Glaubens; dieses Wort wird Chinesisch durch *Sew to lo* (9052, 10260, 7285.) umschrieben. Hr. N. (S. 112.) sieht aber in dieser Umschreibung das Indische *Shaster* (S'àstra)! Die Buddhisten bedienen sich gewöhnlich statt des Wortes *S'âstra* seines Sanscrit-Synonyms *Ârscha*, das zwar in Wilsons Wörterbuche eine ganz andere Bedeutung hat, aber Wissenschaft, Kenntnifs u. s. w. bezeichnet.

C. I. P.

Handbuch des gemeinen und Baierischen Lehnrechts. Von Dr. Phil. Jos. Mayr, Privatdocenten der Rechte an der Univ zu München. Landsh. 1831. 433 *S.* 8.

Der Verf. erklärt sich über die Veranlassung zur Ausarbeitung und zur öffentlichen Bekanntmachung dieses Handbuchs (S. IX. der Vorrede) so: „Einmal kann ich mit den vorhandenen Lehrbüchern des gemeinen Lehnrechts nicht in dem Mafse übereinstimmen, dafs ich sie

Digitized by Google

meinen Vorlesungen ohne bedeutende Veränderungen und Zusätze zum Grunde legen könnte. Sodann glaubte ich einem wesentlichen Bedürfnisse Baierischer Juristen dadurch abzuhelfen, dafs ich mit der Darstellung des gemeinen Lehnrechts auf die (bisher gänzlich vernachlässigte) Dogmatik des im Königreiche Baiern geltenden Lehnrechts verbände." Rec. glaubt versichern zu können, dafs der Verf. den Forderungen, welche man, zu Folge dieser seiner Erklärungen, an ihn machen darf, auf eine rühmliche Weise Genüge geleistet hat. Ueberall ist die neueste Literatur mit Fleifs angeführt und benutzt worden; nirgends wird man die gesetzlichen Beweisstellen vermissen; die Ordnung, in welcher der Verf. die einzelnen Lehren an einander gereiht hat, entspricht vollkommen dem unter ihnen stattfindenden inneren Zusammenhange. Wenn auch in dem Lehnrechte die Ordnung, in welcher die einzelnen Lehren vorzutragen sind, durch die Natur dieses Rechtstheiles fast nothwendig bestimmt ist, so hat es doch Rectn besonders gefallen, dafs der Verf. in einem eignen Kapitel von den Rechtsverhältnissen des Lehnsherrn und der Beliehenen zu dritten Personen handelt.

Vielleicht könnte man mit dem Verf. über die Methode der Darstellung rechten. Der Verf. hat die referirende Methode der dogmatischen vorgezogen. (Was Rec. unter der letzteren verstehe, kann er am besten oder mit dem geringsten Aufwande von Worten so bezeichnen, dafs er auf die — mit Unrecht fast vergessenen — Handbücher des Heineccius verweist). Doch der Verf. kann sich auf das Beispiel anderer Schriftsteller berufen. Die Kunst, das positive Recht in einem dogmatischen Geiste zu bearbeiten, scheint fast verloren gegangen zu seyn.

Es kann nicht fehlen, dafs man in einem Buche dieser Art, in einem Buche, welches eine ganze Wissenschaft umfafst, auf einzelne Stellen stöfst, in welchen man etwas vermifst, auf einzelne Aeufserungen des Verfs, welche man nicht unterschreiben kann. — So hätte z. B.,

Digitized by Google

was das vorliegende Handbuch betrifft, Rec. gewünscht, dafs der Verf. in der Lehre von der Entstehung der Lehne die französischen Schriftsteller zu Rathe gezogen hätte. (Die Hauptresultate der Untersuchungen dieser Schriftsteller über den Ursprung der Lehne findet man in *Merlin's Répert. de jurispr.* unter dem Worte: *fief*, zusammengestellt.) Vielleicht würde dann die Darstellung dieser Lehre (§. 9.) eine andere und vollkommenere Gestalt in dem Buche gewonnen haben. — Oder, wenn der Verf. (§. 159.) sagt: „Von der wahren Felonie des Vasallen unterscheidet sich die s. g. Quasi-Felonie dadurch, dafs letztere nicht eine Verletzung der dem Vasallen vermöge der Lehnstreue gegen den Lehnsherrn obliegenden Verpflichtungen ist, sondern wegen Verbrechen gegen andere Personen angenommen wird;" so kann man die Präcision dieser Definition allerdings bezweifeln. Die Quasi-Felonie ist vielmehr eine widerrechtliche Handlung, welche ihren Folgen nach mit der Felonie übereinkommt. — Eben so scheint es Rectn, als ob der Verf. in der Lehre von der (wahren) Felonie des Vasallen den *liber feudorum* nicht nach den rechtlichen Meinungen und Ansichten des Zeitalters, in welchem dirses Buch entstand, aufgefafst und ausgelegt hätte. Die Rechtsgelehrten jener Zeit rechneten den Lehenskontrakt zu den *Contractibus realibus innominatis* des Römischen Rechts; begieng der Vasall eine Felonie, so hatte der Lehnsherr die *condictio causa data causa non secuta &c.* — Doch das sind nur Einzelheiten, welche auf keinen Fall den Werth des Buches im Ganzen schmälern. Rec. hat jene Beispiele nur in der Absicht angeführt, um die Aufmerksamkeit zu beurkunden, mit welcher er das Buch gelesen und geprüft hat. — Beigedruckt dem Werke ist das K. Baierische Lehnsedikt v. J. 1808.

Zachariä.

Digitized by Google

Histoire de Russie et de Pierre-le-Grand, par M. le Général, comte de Ségur, auteur de l'histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812. *A Paris, chez Baudouin, frères, editeurs, rue de Vaugirard No.* 17. *Houdaille rue du Coq Saint-Honoré No.* 6. 1829. *VII* 4. 583 *p.* 8.

Das vorliegende Werk verdient eine doppelte Aufmerksamkeit durch Gegenstand und Behandlung. Die Begebenheiten des neunzehnten Jahrhunderts, der jüngstverflossenen Tage selber, haben die wachsende Gröfse der slavischen Herrschaft dem übrigen Europa bedeutend genug gemacht. Physisch und geistig halb Asien, halb Europa angehörend, verdankt Rufsland dennoch dem letzteren allein seine eigentliche und grofse Bedeutung. Die Berührung mit den übrigen germanisch-romanischen, gebildeteren Staaten Europa's, zu welcher Peters des Grofsen umsichtiger Verstand, durch Gewalt und rastlose Bemühungen Rufsland genöthigt hat, ist die Triebfeder der höheren, besseren Ausbildung des Landes und Volkes, der Grund seines vermehrten Wohlstandes, seiner inneren Kraft, seiner anerkannten Macht nach aufsen geworden. An diesen Wirkungen erkennt man Peter's grofsen Geist, seinen hohen Zweck, für sein Volk das Möglichste zu leisten, geistige Bildung und äufseren Wohlstand zu begründen, zu fördern. Aber Peters grofsartige Schöpfung wurde vernachlässigt, ihr Wesen verkannt; man verwechselte den Zweck mit den gewaltsamen Mitteln, durch welche auch der grofse Peter beurkundete, dafs er aus einem barbarischen, durch die lange Knechtschaft unter asiatischen Kriegerhorden verwilderten Volk entsprungen war, dafs sein grofses Werk auf einer wirren, wilden, durch Greuel, Blut und Gewaltthat bezeichneten Vergangenheit ruhte, und, wie die neue Stadt Petersburg, auf einem Morast errichtet werden mufste, der erst noch einmal Menschlichkeit und jede Aeufserung höherer Bildung zum Opfer verlangte.

Die Geschichte von Rurik bis auf Peter giebt uns einen Mafsstab an die Hand, um des letzteren Grün-

Digitized by Google

dung zu würdigen und das Verhältnifs seiner Zwecke und seiner Mittel, welche oft in einem so seltsamen Gegensatz zu einander erscheinen, zu begreifen. Darin finden wir gewissermafsen den Schlüssel der ganzen Russischen Geschichte. Dies ist der eine Hauptgedanke, welcher bei der Betrachtung derselben in diesem Buch hervorspringt. Der Verf. hat daher in der ersten Abtheilung eine Darstellung Rufslands bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow gegeben und dadurch die Geschichte bis zu Peters Tod, welche die ganze zweite Abtheilung einnimmt, vorbereitet, indem er die Hauptursachen der zunehmenden oder abnehmenden Bildung und Gröfse Rufslands entwickelt, hervorhebt, welche Schritte schon gethan und welche Gedanken zu Peters neuer Schöpfung im Laufe der früheren Geschichten schon angeregt waren. Er zeigt darin, wie der Senator Dolguriki in der Anekdote von der Falte (S. 346.), wie scharf die Falte der Rohheit in der ganzen Russischen Geschichte gebrochen war, dafs alle Anstrengungen Peters, der selbst ihre Spuren an sich trug, sie nicht vertilgen konnten. Auf diese Weise tritt hervor, was Asiatische, was Europäische Grundstoffe und Einwirkungen in der Russischen Geschichte sind, und ihr Verhältnifs wird genauer bestimmt, wodurch allein Licht und Verständnifs in diesen dunklen und wirren Theil der neueren Geschichte von Europa gebracht wird. Denn die noch keine anderthalbhundert Jahre alte Europäische Bildung der Russen steht doch im Vergleich zu den andern Europäern auf einer so niederen Stufe, dafs jene als die Vertreter aller veralteten Formen erscheinen müssen, selbst bei verhältnifsmäfsig eifrigen Bemühungen für eine allgemeinere, freiere, geistige Entwickelung, nach welcher diese ringen. Insbesondere, in Bezug auf den Staat und Alles, was diesen als solchen angeht, kann ein einziger Blick auf die Geschichte, Lage und Beschaffenheit des Russischen Reichs und auf den Süden und Westen Europa's hinreichend darthun, wie sehr es in der Natur der Sache liegt, dafs die hier durch die

Digitized by Google

Begebenheiten der neueren Zeit ausgebildeten und immer allgemeiner werdenden Begriffe den dort herrschenden und bestimmenden geradezu entgegenstehen müssen, während doch das Gewicht, welches die physische Stärke Rufslands in die Wagschale zu werfen hat, in den Verhältnissen von ganz Europa den mächtigsten Einfluſs ausübt. Auf der anderen Seite ist mit demselben Fortschreiten des Geistes, mit dem wachsenden Bedürfnifs neuer Formen gesellschaftlicher Verfassungen, mit dem erwachten Sinn für öffentliches Leben und für die Theilnahme am Staatswesen auch das Bedürfnifs wissenschaftlicher Kenntnisse allgemeiner rege und nothwendig geworden. Die Wissenschaft hat aufgehört, ausschliefsliches Eigenthum einer bevorrechteten Zunft zu seyn, von der den andern darbenden Menschen nach Gutdünken nur spärliche Bissen aus einer starken Verschanzung unpraktischer Gelehrsamkeit hervorgelangt wurden. „Die Geschichte ist die Schule der Fürsten; ihnen kommt es zu, sich von den Fehlern der vergangenen Jahrhunderte zu unterrichten, um sie zu vermeiden." Diese Wahrheit, welche Friedrich II. in seinen hinterlassenen Werken ausgesprochen, die schon Peter der Grofse, der zuerst alle Chroniken seines Landes sammeln liefs (S. 314. — Schlözers Nestor I, S. 88.), erkannte, und wie Friedrich II. und Bonaparte und andere grofse Männer wie sie, praktisch bethätigte, findet auch in einer weiteren Ausdehnung für Jeden, der das Leben einer Gesammtheit nicht gleichgültig an sich vorübergehen sieht, ihre Anwendung. Der Herr Graf von Segur bemerkt daher mit Recht, wie besonders die Bekanntschaft mit der Geschichte bei den lebendigen Bestrebungen der neuesten Zeit für das politische Leben eine unerläfsliche Bedingung sey. Die allgemeinfafsliche Darstellung der Geschichte zur Erleichterung dieser Bekanntschaft, eine Behandlungsweise, welche Sinn und Bedeutung der Geschichte als Wissenschaft unmittelbar durch sie selbst am deutlichsten einsehen läfst, ist daher nicht minder nothwendig. Dies ist ein anderer Hauptgedanke, der in

Digitized by Google

diesem Buch ausgeführt ist. Ein kurzes Vorwort spricht bündig und verständlich aus, wie dies dem Verf. bei Abfassung seines Werkes vorgeschwebt hat, und die Art, wie er darauf hinweist, was alle Geschichte überhaupt für unsere Zeiten bedeute, wie sie anzuwenden und vorzutragen sey, beurkundet zugleich seinen Beruf zur Geschichtschreibung. Es handelt sich dabei nicht um künstliche Theorien und geschraubte Redensarten; Wahrheit und Verständlichkeit sind die Hauptsachen. Es stehen hier des Verfs. eigene Worte (p. V.): „*Notre nouvelle emancipation politique ajoute à nos occupations, à nos devoirs habituels, et les leçons de l'histoire nous sont plus que jamais indispensables. Mais comment suffire au présent, si nous n'abrégeons pas le passé? C'est donc une necessité pour la plus-part d'entre nous, de n'avoir à apprendre que par masses la marche politique et philosophique des grands nations jusqu'à nos jours. Voilà pourquoi, negligeant les détails, je ne me suis attaché qu'à la charpente du colosse russe. — — j'ai cherché la raison ou l'esprit de sa longue histoire; j'ai voulu la resserrer, la reduire, l'encadrer dans un tableau presque synoptique; je me suis éfforcé de tracer ce tableau en caractères lisibles pour des yeux de tout sexe et de tout âge.*

Das Verfahren, zuvor eine zusammengedrängte Uebersicht der ganzen Massen des Stoffes zu geben, ehe man in die Zerlegung und Darstellung der einzelnen Theile eingeht, findet demgemäfs bei der Geschichte eines so ungeheueren Reiches, das sich immer nur in grofsartigen Massen darstellt, ganz passend seine Anwendung, und kann hier vor allem deutlich gemacht werden. Aber es darf dieses nicht mit der seichten, leeren Rednerei verwechselt werden, die aus Mangel eines tüchtigen Grundes wirklicher Geschichte, sogenannte Räsonnements für Thatsachen ausgiebt, hohle allgemeine Redensarten, bei denen sich freilich alles, oder nichts denken, am meisten aber träumen läfst, die aber

eben so wenig zur Wahrheit und Wirklichkeit führen, als sie von ihr ausgehen. Die wahre Geschichte, welche sich auf das Studium der Einzelnheiten, so genau und ausführlich, als möglich gründet, aber allgemeine Ergebnisse, Hauptthatsachen, wohlbeglaubigt als Felsen herausstellt, an die sich alles übrige leichter anreiht, ist etwas anderes. Diese herauszufinden, Ursachen und Wirkungen in grofsen Zügen deutlich nebeneinander zu stellen und grofse Wahrheiten der Vergangenheit unmittelbar in das Leben selber hereinleuchten zu lassen, ist das wichtige, aber einfachere, anspruchlosere Geschäft des Geschichtschreibers, das weniger Aufwand an äusserem Schimmer und Klang erfordert, als mit dem sich der nichtige Dunst der Eitelkeit ankündigt. Indefs ist der Geschmack unserer Zeit in dieser Art so verwöhnt, dafs man leicht in Versuchung geräth, zu glauben, eine gewisse Künstlichkeit und blos ausschmückende Fülle allgemeiner Redensarten sey nothwendig zur Lebendigkeit der Darstellung. Besonders haben unsere Nachbarn jenseit des Rheins, die eben so viel Neigung zur Schauspielerei, als wir Gutmüthigkeit im Nachahmen und Schönfinden zeigen, den Glauben sehr befördert, dafs ein schriftstellerisches Werk nicht wohl bestehen könne, ohne Redeschnörkel und eine Menge von Deklamationen, die keinen andern Zweck haben, als damit emsige Schriftsteller sich darin, wie in zierlichen Gartenanlagen ohne Anstrengung ergehen, und müde Leser behaglich ausruhen mögen. Diesem Vorwurf wird wohl ein Buch, welches so viel helles Urtheil zeigt und mit so vieler Umsicht grofse Massen zu ordnen und Hauptumstände lebendig zu erfassen und verständlich darzustellen weifs, nicht leicht ausgesetzt seyn; aber bei dem im allgemeinen ohnehin mehr urtheilenden als berichtenden Ton des Buchs hätten doch vielleicht die Urtheile über die Einzelnheiten mehr zusammengedrängt werden dürfen, wodurch das eigentlich Thatsächliche bestimmter und schärfer hätte hervortreten, und auch in einzelnen Umständen genauer ausgeführt werden können. Dies ist weniger

Digitized by Google

auffallend bei der ersten Abtheilung, welche mehr als Einleitung sich an das Allgemeine hält, als bei der zweiten, wo es doch auch auf genaue Angabe des Besonderen ankommt.

Die Einrichtung und der Inhalt des Buchs im Einzelnen (über welchen letzteren ein ausführliches Verzeichnifs nach Büchern und Kapiteln am Ende des Buchs angehängt sind), sind in gedrängter Uebersicht etwa wie folgt:

Um festen Boden zum Schauplatz der Handlungen zu gewinnen, beginnt der Verf. sein Buch mit einer allgemeinen Angabe der geographischen und statistischen Verhältnisse von Land und Volk (liv. I. ch. 1. p. 1 — 7.). Der Entwurf der ganzen Geschichte folgt im zweiten Kapitel.

Weitläufige Untersuchungen über Urgeschichten und vorurkundliche Zeiten, aus denen wir kaum Spuren von verschiedenen Völkerzügen haben, werden ganz abgeschnitten. Hr. Gr. v. Segur will Darstellung des geschichtlich Gewissen geben, nicht Wahrscheinlichkeiten mit langen gelehrten Noten, die sich jeder vorphantasiren mag, wie er will. Uebrigens findet man darüber alles schon ausführlich in Schlözers Nestor verständig und kritisch genau. Die eigentliche Geschichte von Rufsland fängt im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung an. Hier erscheint zuerst als sichere Thatsache des Warägers Rurik Einwanderung und Gründung einer Herrschaft in Nowgorod. Ueber die Skandinavische Herkunft der Waräger enthält eine Note am Ende des Bandes die nöthigen Nachweisungen. Von diesem Zeitpunkt an behandelt der Verf. zur bequemeren Uebersicht die Russische Geschichte in der ersten Abtheilung des Buchs (bis S. 257.) bis zur Erhebung des Hauses Romanow auf den Russischen Thron in vier grofsen Perioden, und hebt in diesen als Anhaltpunkte zwölf merkwürdige Fürsten und vier verschiedene Hauptstädte hervor. Die erste dieser vier Perioden umfafst

Digitized by Google

einen Zeitraum von 192 Jahren, von 862. bis 1054. n. Chr. Die Jahrzahl 862, obgleich sie auch Karamsin hat (Bd. I. S. 92. der Uebersetzung), ist ungenau und kann nur als runde Zahl angenommen werden, wie überhaupt die Jahrzahlen als bequeme Anhaltpunkte häufiger bestimmt angegeben seyn dürften. „Ruriks Todesjahr," sagt Schlözer (Nestor III. S. 7.) „879. ist die allererste und bisher in den Russischen Annalen fast einzige Jahrzahl, welche die Kritik zu glauben erlaubt." Diese Periode zeigt die Gründung in Nowgorod durch Rurik den Grofsen, seine grofse Ausbreitung unter dem gröfseren Oleg, dem Eroberer, der dem werdenden Reich einen grofsen Theil des jetzigen Europäischen Rufslands hinzufügt und Kiew zur Hauptstadt macht (ch. IV. p. 20 — 27.). Ihm folgt Igor, Ruriks Sohn und Oleg's Mündel. Dann Olga, seine Gemahlin, welche zu Konstantinopel das Christenthum annimmt, und durch ihre Verwaltung des Reichs, welches sie in verschiedene Bezirke theilt, merkwürdig ist. Ihr Sohn Swiatoslaw, ein wilder Krieger, der auf einem Zug gegen das Griechische Reich umkommt, und Jaropolk sind unbedeutende Regenten. Wladimir, Fürst von Nowgorod, mordet seinen Bruder Jaropolk, und besteigt den Thron (980.). Er führt das Christenthum in Rufsland ein (um 988. [liv. I. ch. VII. p. 38 etc.]. Swiatopolk würde ohne den ersten Einfall der Polen in Kiew, den er erregt, ganz unbemerkt bleiben zwischen Wladimir, seinem Vater und seinem Bruder Jaroslaw, dem Gesetzgeber. Sein Gesetzbuch, um 1018. (ch. VIII. p. 51.) verräth viel Züge Skandinavischer oder Germanischer Verwandtschaft (vergl. Haigold's Beilagen zum neuveränderten Rufsland p. 329 u. f.).

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Segur, Histoire de Russie.

(*Beschlufs.*)

Mit Jaroslaws Tod schliefst 1054. die erste Periode der Gründung, zu deren Gedeihen folgende Ursachen am meisten beitrugen (p. 61 u. 62.): „Handel des Reichs nach Asien und Griechenland; die Kriegsdienste vieler Russen in Konstantinopel; mehrere glückliche Feldzüge der Grofsfürsten gegen diesen Mittelpunkt Orientalischer Bildung; die Lage Chersons, die man in einiger Beziehung der von Marseille vergleichen könnte; der heiligen Olga Reise nach Konstantinopel und ihre Bekehrung; zahlreiche Gründungen von Städten und Schulen durch Wladimir und Jaroslaw; des ersteren Einführung des Christenthums, des letzteren Gesetze; beider Eifer für die Bildung ihres Volks während der siebenzigjährigen Dauer ihrer Regierung, wodurch viele Priester und Griechische Künstler aller Art nach Rufsland gezogen werden; endlich die kriegsgefangenen Sklaven, welche das Land bevölkerten, und, wenn sie Griechen waren, viel zur Aufklärung beitrugen. Was gleichzeitige Schriftsteller von Kiew erzählen, von ihnen Kapua oder Konstantinopel des Nordens genannt, kann eine Vorstellung von dem Gedeihen des Reichs geben (vergl. Schlözers Nestor I. S. 11. und III. 69.). Aber die Barbarei, durch unaufhörliche Kriege wieder herbeigeführt, erstickte diese Keime der Bildung."

In der zweiten Periode von 1054 bis 1236 (liv. II. p. 66.) „wurde der Sitz des Grofsfürstenthums von Kiew nach Wladimir verlegt; die Schifffahrt auf dem Dneper, immer mehr von den Polowzer Tataren und Andern gehemmt, wurde vergessen; die Grofsfürsten entfernten sich eben so sehr von den Griechen, durch welche ihnen Bildung zukam, als die Griechen von ihnen, durch die

Digitized by Google

Verwirrung im Inneren Rufslands abgeschreckt. So verwilderten die Sitten wieder um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, oder vielmehr es wurden andere Sitten; es waren nicht mehr die durch das christliche Byzanz gemilderten von Kiew, sondern die barbarischen und heidnischen des inneren Rufslands, in welches der Sitz der Regierung verlegt war. Die Bürgerkriege vermehrten sich und Ermordungen wegen politischer Zwecke." — „Das Reich zerfällt in viele Theile, wie ein Privateigenthum unter die Nachkommen Ruriks. Mitten unter einem Haufen dieser Fürsten, die sich um ihre Einkünfte und um den Thron von Kiew streiten, unterscheidet man kaum eine Reihe von siebenzehn Lehenherrn, die einander von Bruder zu Bruder und von Oheim zu Neffen folgen bis zu Jury oder Georg Wsewolodowitsch, der 1237. von den Tataren getödtet wird.

Dieses Volk von Grofsfürsten bietet in dieser sonderbaren Erbfolgeordnung nur zwei ausgezeichnete Männer, Wladimir Monomach, 1114, der dem Reich für eine Zeitlang Einheit giebt, und Andreas von Susdal, der (um 1158.) das neue Grofsfürstenthum in Wladimir gründete. Dieser ist der einzige, der die Ursache so vieler Zwistigkeiten eingesehen zu haben scheint und sie zu entfernen suchte." — Die dritte Periode (liv. III. p. 90 — 148.) beginnt mit 1237; sie dauert bis 1460, 243 Jahre; es ist die Periode der Knechtschaft unter den Mongolen, die schon 1221. Dschingiskhan ins Russische Reich geführt hatte, eine Folge der inneren Zwistigkeiten.

„Alexander Newsky, um 1253, erhebt wieder das Ansehen des Grofsfürstenthums einigermafsen durch Tapferkeit, Klugheit und Aufopferung für sein Vaterland, Aber der Streit nach Aufsen und die Zwistigkeiten im Inneren dauern fort; die Tataren, die das Land verwüstet und geplündert, die Fürsten entzweit und gegen ihre westlichen Nachbarn in Polen, Litthauen, Schweden u. s. w. aufgeregt, und nichts, als die Priester verschont haben, gebieten und entscheiden fortwährend

Digitized by Google

über Alles. Nach einem langen Kampf um das Grofsfürstenthum zwischen den Fürsten von Twer und von Moskau, bleibt es den letzteren unter Iwan Kalita. Moskau wird Hauptstadt; die apanagirten Prinzen um den Grofsfürsten vereinigt; die gerade Thronfolge wieder hergestellt; endlich eine Zusammenziehung aller Macht auf einen Punkt, welche die wiederauflebende Gröfse Rufslands begründet. Die gerade Thronfolge wird nur einen Augenblick unterbrochen, um mit dem grofsen Dmitry Donskoy, dem ersten Besieger der Tataren, 1362, wieder neu zu erstehen und endlich ein Jahrhundert nachher, 1462, die unbestrittene Alleinherrschaft Iwans III. hervorzubringen."

Von 1462 bis 1613. geht die vierte Periode (liv. IV. p. 149 — 213.), „die der Befreiung von den Tataren und des Despotismus. Die Republiken im Norden Rufslands, Nowgorod, Pskow u. s. w., und die Tataren unterliegen Iwans III. Macht, die er immer zur rechten Zeit, mit Mäfsigung, allmählig und mit machiavellistischer Geschicklichkeit anzuwenden versteht, und die ihn zuletzt als unumschränkten Herrscher über Alle erhebt."

„Das Leben Iwans des Grofsen (p. 149.) hatte, wie das aller grofsen Menschen, nur ein einziges Ziel, unumschränkte Herrschaft *(autocratie);* dies war in ihm eine starke, ausschliefsliche Leidenschaft, aber ohne die Keckheit, Unordnung und Gewaltthätigkeit, die solchen eigen sind. Von seinem drei und zwanzigsten Jahr an wufste er ihren Gang zu regeln, sie der langsam schleichenden Klugheit einer zugleich bis zur Treulosigkeit hinterlistigen, bis zur Feigheit umsichtigen, aber unveränderlichen Politik zu unterwerfen. — Iwan III. will unabhängig von Aufsen, Selbstherrscher im Inneren seyn; er hat also eine grofse Zahl von Gegnern in seinen Nachbarn und Unterthanen; aber er weifs alle seine Feinde nacheinander gegen einen einzigen zu vereinigen und auf diese Weise sie allmählig durch einander selbst zu besiegen. Durch seine Vermählung mit einer Grie-

Digitized by Google

chischen Prinzessin wurde Griechische Bildung und Kunst wieder eingeführt; aus Italien und Deutschland werden Künstler, Gelehrte und Handwerker beigerufen, doch weniger um die Unterthanen aufzuklären, als sie durch den Glanz des Reichthums und der Macht zu blenden. Kultus und Sitten der Geistlichkeit wurden von ihm geordnet; ein System der Politik und der Verwaltung fängt endlich an, den Zustand Rufslands genauer zu bestimmen. Alles erhält seinen bestimmten Platz; Wege und Stationen, Polizei und Armee werden regelmäfsiger eingerichtet, die Auflagen gleichmäfsiger und besser vertheilt. In den Tausenden der Bojarenkinder, neue Besitzer militärischer Lehen, erkennt man die Einrichtung eines kleinen Feudaladels, aber ohne Hierarchie und unmittelbar vom Thron abhängig, dessen Stärke er bildet. Ein neues Gesetzbuch erscheint, welches besonders die Gränzen der Sklaverei bestimmt; die darin festgesetzten Strafen, die Knute, die Sklaverei, der Tod, geben einen Mafsstab von Iwan's Despotismus. Die Ausländer nannten Iwan den Grofsen, die Russen den Fürchterlichen. Oleg's, Wladimir's, Jaroslaw's Rufsland war nicht mehr; es ist Iwan's III. Rufsland, von Peter dem Grofsen neugestaltet, was noch besteht." (Liv. IV. ch. V. p. 189.) „Wasiley Iwanowitsch (1505 bis 1533.) setzte das Werk seines Vaters fort; er verbreitet seine Macht über Polen, dem er Smolensk entreifst, über das empörte Kasan, und über die Republik Pskow, wo der letzte Hauch Russischer Freiheit schmerzlich verweht." Er nannte sich zuerst Selbstherrscher aller Reussen. — Es folgt (1533.) die Regierung Iwan's IV. „Iwan IV., grofs im Verbrechen, treibt die Vereinigung aller Macht bis zum Uebermafs; sie verschlingt Alles, Herkommen, Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, und die wenigen Vorrechte, welche der Russische Adel durch seine unter Iwan III. geleisteten Dienste noch behalten oder gewonnen hatte." — Iwan IV. kommt als dreijähriges Kind auf den Thron; die Grofsen bemächtigen sich der Regentschaft und verderben ihn

Digitized by Google

durch das Beispiel der gröfsten Grausamkeiten, die sie in seinem Namen begehen, bis zu seinem siebenzehnten Jahr. Ein Mönch, Sylvester, und Alexis Adescheff wissen sich endlich des Gemüthes des jungen Despoten zu bemächtigen; seine junge und tugendhafte Gemahlin Anastasia unterstützt sie. „Alles wird beruhigt und geordnet (liv. IV. ch. VI. p. 195.); die Armee regelmäfsig hergestellt; die beständige Leibwache der Strelitzen errichtet; 7000 Deutsche in Sold genommen; militärische Lehendienste und Kriegslasten gleichmäfsiger, gerechter vertheilt; die ganze Heeresmacht steigt auf 300,000 Mann; Kasan wird noch einmal gewonnen; das Königreich Astrachan erobert; Festungen gegen die Türken errichtet, und 80,000 von Selim II. gegen Astrachan geschickte Türken kommen in den Wüsten, die es umgeben, um. Auch der grofse Gedanke der Regierung Peters des Grofsen, durch die Eroberung der Häfen von Ingermannland und Liefland, den Handel mit Europa Rufsland zu eröffnen, wird fast ausgeführt; die Donischen Kosaken werden mit dem Reich vereinigt und die Eroberung Sibiriens durch Yermack, einen dieser Nomaden, begonnen."

„Dies in Betreff des Kriegs; was das Uebrige angeht, so sieht man den Gedanken, Rufsland zu bilden, gefafst; 120 Künstler von Karl V. verlangt; die erste Druckerei eingerichtet; Archangel gegründet und der Handel mit Europa im Norden eröffnet; die Abschaffung des Adelsvorranges fängt an; die Habsucht und Anmafsung der Priester wird eingeschränkt; die Gesetze endlich werden aufs Neue durchgesehen." Dreizehn Jahre dauerte dieser glückliche Zustand; Anastasia starb, eine Krankheit scheint Iwan's Geisteskräfte verwirrt zu haben, und seine lang unterdrückte despotische Sinnesweise bricht in wahrer Raserei aus, die sich durch die wildesten Grausamkeiten kund thut. Er stirbt 1584. Boris Godunow regiert im Namen seines Schwagers Feodor, des einen von Iwan's Söhnen, und bringt den andern, Dmitry, um. Mit Feodors Tod 1598. erlosch das

Digitized by Google

Geschlecht Ruriks. Boris Godunow herrscht noch bis zu seinem Tod 1605, eine gänzliche Zerrüttung des Reichs entsteht, mehrere falsche Dmitry treten auf mit Hülfe der Polen und Schweden, der alten Nebenbuhler Rufslands. Der Streit und die Verwirrung dauern fort, bis die Parthei der Priester endlich die Oberhand behält und Michailo, der Sohn des Metropolit Philaret Nikitiitsch Romanow zum Zar erwählt wird, 1613.

Im fünften Buch (p. 213 — 256.) wird der Geist der ganzen vorhergegangenen Geschichte noch einmal zusammengefafst, in der Schilderung des Zustandes des Volks und der Verhältnisse der einzelnen Stände zu einander und zur Regierung; Despotismus des Throns, wozu die Ausdehnung des Landes, geringe Bevölkerung und Klima die Mittel an die Hand geben, Sklaverei, Dummheit und Rohheit des Volks; Freiheit und Wohlstand einzelner Städte; Geistlichkeit und Adel; das Verhältnifs zu Asien; die Nebenbuhlerschaft Rufslands und Polens sind die Hauptgegenstände. Mit dem sechsten Buch (p. 257.) beginnt die zweite Abtheilung, welche die Geschichte des Hauses Romanow und Peters des Grofsen enthält. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen. Einige Hauptpunkte aus Peters I. Geschichte mögen hinreichen. Peter I. Alexjewitsch, der Enkel des Michailo Romanow kam durch eine Verschwörung seiner Schwester Sophie, bisher Regentin, die selbst nach dem Thron strebte, statt ums Leben, 1689. zur Regierung. Er war der vierte Zar im Hause Romanow, und damals siebzehn Jahre alt. „Bis in sein zwanzigstes Jahr machten das Studium einiger Europäischen Sprachen, das der Kriegskunst und die Bemühung, nach und nach ein Heer von 20,000 Mann nach den Grundsätzen dieser Kunst zu bilden, seine Beschäftigung aus. Mörderische Uebungen und kleine blutige Kriege zeigten zu gleicher Zeit des Prinzen Heftigkeit, die Rauhheit der Zeit, und die Orientalische Verachtung des Menschenlebens, das würdige Resultat der knechtischen Dummheit der Unterthanen, des Despo-

Digitized by Google

tismus des Herrn und der Ausschliefsung der Weiber aus der Gesellschaft." Zu derselben Zeit trieben die Russischen Kosaken ihre Eroberungen in Sibirien bis an die Grenzen von China. Der Vertrag von 1692. bestimmte die Grenze beider Reiche (p. 308. liv. VII. ch. III.). Rufsland war bisher ganz gegen den Osten gewendet, „schwache Versuche, Handel und Gewerbe zu heben, verloren sich in der Rohheit und Dummheit des Volks. In dieser Gegend, wo die stehenden Sitten so stark abgedruckt sind, siegte die Macht der Gewohnheit über die der Neuheit." Peter erkannte die Nothwendigkeit, sich dem Westen und Europa zuzuwenden, um so mehr, da in der Zeit der Anarchie nach dem Untergang der Ruriks die Russen von ihren westlichen Nachbarn noch weiter nach Osten hineingedrängt waren. Wie er selbst kräftig und rührig an Geist, wie an Körper war, wollte er die äufsere und innere Kraft seines Volks zugleich heben, eine auf die andere stützend. Die Kriegskunst und Heereseinrichtung der Europäer und die Schifffahrt erschienen ihm als die hauptsächlichsten Werkzeuge dazu.

Im Krieg mit den Türken erobert er Asow, den Eingang des schwarzen Meers, und macht dadurch Rufsland zu einem Verbündeten Europa's, welches die Türken als Hauptfeinde betrachtet. Aber die Ostsee, der finnische Meerbusen waren die Hauptthore zum Westen. Hier traf Peter auf Karl XII. „Beide waren gleich hartnäckig (heifst es p. 359.), aber mit zwei ganz entgegengesetzten Bestrebungen; der Zweck des Erstern war Nutzen; der des Andern eitler Ruhm, so dafs die Anstrengungen, die den Einen befestigten, den Andern erschöpften." Die Niederlage bei Narwa (1700.) lehrt Peter den Krieg; er erobert bald darauf Ingermannland, Liefland, Finnland und Curland, und vernichtet in der Schlacht bei Pultawa (1709.) die Macht und das Ansehen der Schwedischen Waffen. Petersburg, die neue Residenz und der Hafen für die Russische Flotte, wird mit unermüdlicher Bekämpfung der gröfsten Hindernisse gegründet (1704.).

Digitized by Google

So suchte Peter unablässig Bewegung in das Leben seines Volkes zu bringen, welches in wüster Rohheit und finsterem Aberglauben zu einer stillstehenden Masse geworden war. Zu dem Verkehr mit Europa gab er selbst das Beispiel durch seine Reisen, durch seine Verbindung mit den Europäischen Höfen und durch beständigen Umgang mit Ausländern. Er richtete Gesellschaften zur Unterhaltung ein, in welchen auch die Frauen eingeführt wurden, Kleidung und Lebensweise suchte er in Europäischer Weise herzustellen, und durch Handel und Gewerbe Wohlstand zu fördern, damit die schmutzige Rohheit der Sitten, die plumpe Trägheit der herkömmlichen Lebensart abgestreift und höherer, geistiger Bildung durch die verfeinerte Sitte Eingang verschafft würde. Aber er that das alles mit derselben rücksichtlosen Keckheit, mit welcher er seine Gemahlin Eudokia Feodorowna ins Kloster schickte und die Tochter eines Litthauischen Bauers auf den Thron erhob, und als Katharina I. zu seiner Nachfolgerin erklärte; mit der gewaltthätigen Rohheit, mit der er seinen eigenen Sohn Alexej enthaupten liefs. Peter's Zwecke dürfen, wie schon oben bemerkt, durchaus nicht mit seinen Mitteln verwechselt werden. „Er bildete aus einem Kern von 50 Spielgefährten, in Zeit von 25 Jahren, eine Armee von 200,000 Mann, die in 155 Regimenter getheilt, mit 300 leichten Kanonen in stehenden Quartieren cantonirten; ein Corps von Ingenieurs und besonders furchtbaren Artilleristen; 14000 Kanonen, die in einer grofsen Centralniederlage, in Festungen und in drei Kriegsniederlagen auf Schufsweite der drei Nationalfeinde, der Türken, Polen und Schweden, vertheilt waren. Eben so waren aus einem alten Fahrzeug dreifsig Linienschiffe, eine verhältnifsmäfsige Zahl von Fregatten und andern Kriegsschiffen, endlich 200 Galeeren mit Stangen und Segeln und ein Haufe erfahrner Matrosen hervorgegangen. — Städte, Häfen, Kanäle, Niederlassungen aller Art waren gegründet; mehrere Tausende geschickter Europäer beigezogen, unterhalten, belohnt; Polen hatte

Digitized by Google

Subsidien an Leuten und Geld erhalten; und vier Kriege waren unternommen; der eine von diesen erstreckte sich über die Hälfte von Europa, er umfaſste den Norden und den Süden, die Erde und das Meer; und nachdem er 21 Jahre gedauert, fand sich der Schatz, der ihn unterhalten hatte, noch voll." (p. 397 und 98.) „Aber (p. 408.) darf man in unserem Jahrhundert über das erstaunen, was man in 25 Jahren ausrichten kann mit Gütereinziehungen, mit willkührlichen Auflagen, mit Monopolen, Lieferungen, Frohnden und mit einem Willen von Feuer und Eisen?"

---

1) *Die Weinaccise und Ohmgeldeinrichtung, ein Haupthinderniſs unseres vaterländischen Weinbaues, von L. von Babo. Heidelberg, bei Winter.* 1831.

2) *Die Verwandlung der Consumtions-Accisen im Groſsh. Baden in eine Aversal-Steuer; ein Beitrag zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über diesen Gegenstand. Karlsruhe, bei Müller.* 1831.

Diese beiden kleinen Schriften behandeln einen Gegenstand, der, da er mit der Frage über die Zulässigkeit der Consumtionssteuern zusammenhängt, besonderes Interesse für die Finanzwissenschaft hat, der zugleich durch die Verhandlungen in der 2. Kammer der bad. Ständeversammlung praktisch zur Sprache gekommen ist. Hr. von Babo geht davon aus, daſs unsere Acciseeinrichtung wegen der lästigen Förmlichkeiten sehr unbequem sey, daſs deshalb viele Personen sich vom Aufkaufen eines Weinvorrathes ganz enthielten, und den Weinbauenden deshalb die Gelegenheit zu baldigem vortheilhaftem Absatze benommen sey; er schlägt daher vor, den bisherigen Reinertrag der Wein- und Fleischaccise nach einem festen Ueberschlage von den Weinwirthen, Weinhändlern und den sämmtlichen wohlhabenden Landeseinwohnern aufzubringen. Bei letzteren solle allenfalls die Zahl der Domestiken den Vertheilungs-

Digitized by Google

maſsstab geben. Dieser von dem Verf. anspruchlos geäuſserte Vorschlag wurde später in der 2. Kammer mit der Abänderung, daſs man nur die Weinwirthe, Weinhändler und Fleischer bezahlen zu lassen beabsichtigte, gebilligt. Der ungenannte Verf. von No. 2. kämpft eifrig gegen denselben, und seine Ansicht stimmt mit derjenigen, die Unterzeichneter sich schon früher über diesen Gegenstand gebildet hatte, überein. Das Fixiren einer Consumtionsabgabe, wie es z. B. beim Kesselgelde Statt findet, hat etwas Bedenkliches, weil die dadurch entstehende Steuer zwischen den Einkommens- und den Verbrauchsabgaben in der Mitte steht, ohne die Vortheile einer von beiden Arten völlig an sich zu tragen. Ein, nach der bisherigen Weinconsumtion auf alle Weinverkäufer einer Stadt ausgeschlagenes Aversum vertritt allerdings für die Staatscasse augenblicklich die Stelle der Accise und des Ohmgeldes, aber nicht fortwährend; denn es steigt nicht, während die Mehrung der Volksmenge gegen $1\frac{1}{2}$ Proc. alljährlich beträgt, und daher wahrscheinlich der Weinverbrauch sich erweitert. Es kann Niemanden einfallen, jene Abgabe als eine, den Weinverkäufern aufgelegte Einkommenssteuer zu betrachten, also muſs man darauf rechnen, daſs sie auf die Consumenten übergewälzt wird, und der Verkäufer gerade seinen Vorschuſs durch erhöhten Preis wieder vergütet erhält. Diese Wirkung ist jedoch keineswegs sicher zu erwarten, denn dazu gehörte, daſs mit jedem verkauften Quantum auch genau gleiche Steuer verbunden wäre, mithin diese für den Weinwirth die Natur einer gleichförmigen Kostenerhöhung annähme, was aber beim Aversum oft nicht zutrifft, weil der wohlhabendere Verkäufer sein Geschäft erweitern kann. Dies hat eine von folgenden beiden Wirkungen: Entweder der Weinwirth, Bierbrauer u. s. w. verkauft die besteuerte Waare wohlfeiler, was er ohne Schaden thun kann, wodurch er aber die kleineren und wenig begüterten Verkäufer zu Grunde richtet und den Staat um den Steuerbetrag derselben verkürzt, — oder er verkauft so hoch als an-

Digitized by Google

dere, bezieht einen unverdienten Gewinn, und seine Concurrenten empfinden immer den Schaden, gleiches Aversum bei kleinerem Umsatze geben zu müssen. Der bisherige Betrag der Accise gestattet keine solche Umlegung derselben auf die einzelnen Accispflichtigen, dafs die, aus der grofsen Veränderlichkeit des Verbrauches und der Absatzverhältnisse entspringender Ungleichheiten beseitiget werden könnten. Soll ein Theil der Steuern nach dem Mafsstabe der Consumtion aufgelegt werden, so mufs es die gegenwärtige und die wirkliche, nicht die frühere oder eine imaginäre seyn, nach der man sich richtet. Uebrigens bleibt es immer wahr, dafs die Erhebungsformen der Accise auch für den Redlichen drückend sind, und man kann nur dadurch den Eindruck dieser Wahrheit entkräften, dafs man ihr einen anderen, nicht minder wahren Satz zur Seite stellt, nämlich die Unvollkommenheit unserer bisherigen Einkommenssteuern.

K. H. Rau.

Versuch einer systematischen Behandlung der empirischen Psychologie von Dr. Fr. X. Biunde. Erster Band. Zweite Abtheilung. Trier, 1831. *XLIV und* 355 *S.*

Der Wunsch, mit dem der Rec. die Anzeigo der ersten Abtheilung des ersten Bandes dieses Werkes schlofs (d. Jahrb. 1831. 5s Heft. No. 30.), dafs die noch übrigen Theile dieser schätzbaren Bearbeitung der empirischen Psychologie recht bald nachfolgen möchten, ist durch das Erscheinen dieser zweiten Abtheilung wenigstens theilweise in Erfüllung gegangen, und mit Vergnügen wird er daher auch von den hier niedergelegten gründlichen Forschungen Kunde geben und sie mit einigen Bemerkungen begleiten. Der Verf. führt uns hier in einige der wichtigsten und schwierigsten Materien der Psychologie ein, denn er handelt in dieser zweiten Abtheilung von dem gewöhnlich s. g. höheren Erkennt-

Digitized by Google

nifsvermögen oder den Thätigkeiten des Verstandes und der Vernunft, welche, nach der Ansicht des Verfs., das Denk-, Erkenntnifs- und das Anerkennungsvermögen in sich schliefsen. Er beweist der Behandlung dieser Gegenstände ebenfalls die fleifsige und gründliche Forschung, das besonnene und klare Denken, und die treue, gewissenhafte, fast ängstliche Wahrheitsliebe, die er in der ersten Abtheilung bereits bewährt hatte; die aber auch hier nicht selten in jene dort gerügte Weitschweifigkeit und kleinliche Pedanterei ausartet. Rec. spricht diese Anerkennung des Werthes dieses Werkes mit völliger Ueberzeugung aus, ungeachtet er gleich hier voraus bemerken mufs, dafs er seine Erwartungen einer auf reine Beobachtung gegründeten Bearbeitung dieser folgenden Theile der Psychologie nicht ganz befriedigt gefunden hat, und zum Streit mit dem Verf. sehr vielfach veranlafst worden ist.

Ein besonderes Interesse erhalten übrigens die hier dargelegten Untersuchungen noch dadurch, dafs sie weit mehr als die früheren Gelegenheit geben, die allgemeinen philosophischen Ansichten des Verfs. vollständiger kennen zu lernen. Wenn dies aber auch schon an sich die hier behandelten Gegenstände mit sich bringen mufsten, so wird doch diesem Interesse durch die Behandlungsweise des Verfs. ein Uebergewicht gegeben, das dem eigentlich psychologischen Interesse, ja selbst der reinen Erfahrung, nothwendig Eintrag thun mufs. Denn unverkennbar sind die Untersuchungen häufig sehr über die Grenzen der Psychologie in die Metaphysik hinübergeschweift, unläugbar gehen diese sehr oft auf die Objekte der Erkenntnifs über, auch da, wo nur Eine und dieselbe Erkenntnifsthätigkeit oder Erkenntnifsweise dafür statt findet, wo also ein eigentlich psychologischer Gegenstand gar nicht berührt wird, so dafs man eher eine psychologische Deduction metaphysischer Grundbegriffe, als eine Darstellung der empirischen Psychologie zu lesen glaubt. Der Verf. hat dies in der Vorrede (S. XXVI:) selbst anerkannt, und sucht sich des-

Digitized by Google

halb, theils durch die Nothwendigkeit der Erläuterung psychologischer Thatsachen durch philosophische Lehren, theils durch die bequeme Gelegenheit, philosophischen Irrthümern entgegen zu arbeiten, zu rechtfertigen. Allein so sehr auch Rec. den engen Zusammenhang der eigentlichen Philosophie mit der Psychologie anerkennt und so sehr er deswegen auch die Begründung und Berichtigung der Metaphysik aus der Psychologie billigt, so *mufs* dennoch die Aufweisung dieses Zusammenhangs der Kritik der Vernunft überlassen bleiben und die Psychologie auf dem subjektiven Standpunkt reiner festgehalten werden, als hier geschehen ist. Vielleicht läfst sich diese Einmengung der Metaphysik erklären, wie wohl eben so wenig rechtfertigen, durch die in der Vorrede sehr stark hervortretende Absicht, den von dem Verf. sehr hoch angeschlagenen philosophischen Lehren von Hermes durch diese psychologischen Grundlagen eine Geltung zu verschaffen. Wenigstens tritt in dieser Vorrede der Verf. mit einer wirklich leidenschaftlichen Heftigkeit, die dem ruhig forschenden Psychologen und Wahrheitsfreund nicht wohl ansteht, als Apostel jener hermesischen Lehre auf, von ihr das Heil der Philosophie *und* Theologie verkündigend, und Zeter und Anathema rufend, über die bisher gegen diese Lehre bewiesene Gleichgültigkeit. Doch nicht die Lehre, sondern nur der übertriebene Eifer des Verfs., der Unwille nicht über geschehene Angriffe, sondern über Mangel an Angriffen,*) ist es, der dem Rec. einigen Spott entlockt. Die philosophische Lehre von Hermes ist dem Rec. — er mufs es gestehen, auf die Gefahr hin, sich dem in der Vorrede ausgesprochenen Zorn des Verfs. auszusetzen — bisher in sofern unbekannt geblieben, als er die „philosophische Einleitung in die Theologie," worin sie niedergelegt ist, nicht selbst gelesen hat, zum Beweise aber, dafs dies nur zufällig geschehen, sey zu-

*) So eben kommt uns ein Schriftchen: Sieger, Ur-Philosophie u. s. w. (Düsseld. 1831.) zur Hand, welches eine Bestreitung des Hermesischen Systems zum Gegenstand hat.

Digitized by Google

gleich bemerkt, dafs er dies Werk sich anzuschaffen, durch den Verf. veranlafst worden ist. Schon die äussere Bedeutung, welche, wie der Verf. berichtet, diese Lehre erreicht hat, mufs die Aufmerksamkeit auf sie lenken. Bereits wird, so erzählt der Verf., in unserem (d. i. dem preufsischen) Staate sowohl auf Universitäten, als auch andern höheren Lehranstalten, von mindestens 16—20 Kathedern im Sinne dieses Systems oder auf seiner Grundlage docirt, vor mindestens 1000 Zuhörern. Es sind bereits ein gutes Dutzend, theils gröfserer, theils kleinerer Werke im Geiste des Systems erschienen. Dahin gehören, aufser dem eigenen Werke des Verfs.: Esser's Logik und Moralphilosophie, Droste-Hülfshoff's Naturrecht und Kirchenrecht, Elvenich's Moralphilosophie u. a.; und eine grofse Anzahl von Werken soll übrigens im Entstehen seyn. Vorzüglich aber hat diese Lehre in die katholische Theologie eingegriffen, und man hofft, wie uns anderwärts bekannt geworden ist, von ihr eine sichere philosophische Begründung und wissenschaftliche Regeneration dieser Wissenschaft. Ueber den Werth dieser Lehre nun darf sich Rec., wie gesagt, noch kein entscheidendes Urtheil erlauben, da er sie nicht aus ihrer Quelle selbst kennt; indessen ist sie ihm doch durch einige der genannten Werke ihrer Schulen auch aufser den vorliegenden (namentlich Essers und Elvenichs, von denen er auch Anzeigen in diesen Jahrbb. geliefert hat) bekannt geworden, und wenn er ihr auch seine Achtung wegen gründlicher und besonnener Wahrheitsforschung, und in vieler Hinsicht auch seine Beistimmung nicht versagen mag, so kann er ihr doch nicht den eminenten Werth zugestehen, der ihr hier beigelegt wird, er bemerkt darin keinen entscheidenden Fortschritt in der Entwickelung der Philosophie, und namentlich hat auch er gefunden, so heftig und verächtlich dies auch der Verf. abweist, dafs die Grundlage derselben im Wesentlichen kantisch sey, wenigstens ist dies in Ansehung von Esser's Logik und Elvenich's Moralphilosophie unstreitig der Fall, und wie viel auch

Digitized by Google

der Verf. selbst der kantischen Psychologie verdanke, ist eben so unverkennbar, als dafs die ganze Stellung der Psychologie zu der Philosophie der Idee der krit. Schule sehr nahe kömmt.

Doch wir haben hier nicht eine Beurtheilung der Hermes'schen Lehre zu geben; nur in sofern die Hermes'sche Metaphysik von Biunde in die Psychologie hereingezogen worden ist, werden wir uns mit ihr zu beschäftigen haben. Vielleicht ist eben das nähere Verhältnifs dieses Theils der Psychologie zu der Metaphysik, dessen Gegenstand die s. g. höhere, d. i. nichtsinnliche Erkenntnifsthätigkeit ist, und jene dadurch veranlafste Einmischung der Hermes'schen metaphysischen Lehre, die Ursache, warum Rec. hier bei weitem weniger mit dem Verf. übereinstimmen kann, als in der ersten Abtheilung, welche, von der sinnlichen Erkenntnifsthätigkeit handelnd, durch metaphysische Hypothesen weniger gestört, reiner dem Weg der Erfahrung folgte.

Was zuerst die Anordnung des Ganzen betrifft, so zerspaltet der Verf. das höhere, nichtsinnliche Erkenntnifsvermögen, jedoch nach der Ansicht des Rec. ohne wesentlich verschiedene Thätigkeiten dafür nachweisen zu können, in drei besondere Vermögen, nämlich: Denkvermögen, Erkenntnifsvermögen im engeren Sinne und Anerkennungsvermögen. Ferner unterscheidet er sowohl in dem Denkvermögen als in dem Erkenntnifsvermögen im engeren Sinne die Thätigkeit desselben als Verstand und als Vernunft, und bestimmt damit dies Verhältnifs zwischen Verstand und Vernunft so, dafs der wichtigste Unterschied in den Thätigkeiten des höheren Erkenntnifsvermögens, zwischen mittelbarer und unmittelbarer oder zwischen Form und Materie der Vernunfterkenntnifs, worauf es dabei hauptsächlich ankommt, ganz unberührt bleibt.

Wir schreiten zur näheren Prüfung des Einzelnen. Zunächst an die Anschauung schliefst sich nach dem Verf. das Denkvermögen, und zwar zuerst der Verstand als Denkvermögen oder das niedere Denkvermögen an (Abth. 2. Abschn. 1.). Fragen wir hier nach einer Er-

Digitized by Google

klärung dessen, was der Verf. unter diesem Vermögen verstehe, so finden wir, statt einer Darstellung oder Charakteristik der ihm eigenthümlichen Thätigkeiten, eine Beschreibung und Aufzählung seiner Gegenstände; nicht das Denken, sondern die Gedanken werden beschrieben. Der Verf. entwickelt zuerst die psychologische Entstehung der reinen Begriffe, wohin er 1) im Allgemeinen die des Seyns und Nichts, 2) in Betreff der Aufsenwelt, die der Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit oder der Substanz und Inhärenz, der Verschiedenheit und Einerleiheit, des Zustands, der Eigenschaft, des Wechsels, der Beharrlichkeit, der Veränderung, 3) in Betreff der Innenwelt den des Ich, und 4) die mathematischen Zahlbegriffe der Einheit, Vielheit und Allheit rechnet. Darauf folgt die psychologische Entwickelung der empirischen Begriffe (wobei eine sehr ausführliche, nicht hierher gehörige psychologische Untersuchung über die Entstehung der Sprache eingeschaltet wird), zu denen die Art-, Gattungs-, Geschlechts- und Familienbegriffe gezählt werden. Dann wird die Natur und die Entstehung der Urtheile und Schlüsse, der Denkgesetze und endlich der Vollkommenheiten und Schwächen des Verstandes als Denkvermögen psychologisch erklärt. In allen diesen ausführlichen Erörterungen über die Gegenstände des Verstandes als Denkvermögen, die uns bald in die Metaphysik, bald in die Logik führen, und die für den Zweck einer Kritik der Vernunft sehr zu beachten sind, vermissen wir aber dennoch eine klare Erklärung des Denkens und des Verstandes seinem subjektiven Charakter nach. Die wesentliche Unterscheidung des Denkens von der Anschauung, dafs diese letztere nur Individuelles, das erstere hingegen Allgemeines zum Gegenstand hat, wird nur dunkel berührt, und die tiefern Eigenthümlichkeiten des Denkens als einer willkührlichen und mittelbaren Erkenntnifsthätigkeit werden ganz übergangen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Biunde, Empirische Psychologie.

(Beschluſs.)

Daſs die Vorstellung des Seyns der Anfang des Denkens sey, worin der Unterschied des Denkens von dem Anschauen zuerst zu bemerken sey, wie der Verf. sehr ausführlich zu zeigen bemüht ist, kann uns keineswegs über den Charakter des Denkens ins Klare bringen. Die Vorstellung des Seyns ist — wenn auch oft dunkel — in jedem Act des Erkennens und keineswegs blos im Denken, und wird uns unmittelbar in der Anschauung (nicht im Denken) gegeben. Oder was wäre sonst die Anschauung, wenn nicht die Vorstellung von einem Seyn, das uns eben afficirt? Was ist das Wesentliche, wodurch sich die geistige Thätigkeit als eine erkennende charakterisirt, als die Beziehung derselben auf ein Seyn? Selbst jede problematische Vorstellung, jedes Bild der Einbildung, der Dichtung, des Traumes, enthält die Beziehung auf ein Seyn, ein Etwas, ein Objekt in sich, mag dies nun als wirkliches Seyn behauptet oder nur als mögliches vorgestellt oder aus früheren Anschauungen innerlich durch Dichtung oder Wahn frei gebildet seyn. Etwas Anderes freilich ist es mit der bewuſsten abstracten Idee des Seyns: diese ist allerdings nur eine Frucht des Denkens, sie ist die höchste Abstraction aus allen bestimmten Dingen überhaupt; aber der Anfang des Denkens, der empirische Anfang nämlich, kann diese keineswegs genannt werden, denn das Denken ist schon eingetreten in jeder, auch noch so unvollständigen, schwachen Abstraction aus mehreren Anschauungen; es ist schon da, wenn nur von zwei Individuen, etwa von dieser und jener Blume, ein Gemeinschaftliches, z. B. das unvollständige Schema „Blume," für sich festgehalten wird, und wie weit ist es noch von da zu der Abstraction von allem Besonderen, worin nur noch das

Digitized by Google

schlechthin Allgemeine, das Etwas, das Seyn, übrig bleibt. Oder vielleicht sollte das Seyn des Verfs. — denn darin scheinen sehr verschiedenartige Begriffe zusammengemischt zu seyn, — nur das Ist im Urtheile, die Copula zwischen Subjekt und Prädikat im Urtheile bedeuten, wie dies S. 10. der Fall zu seyn scheint, wo der Begriff des Seyns eintritt als Antwort auf die Frage: was ist das? Dafs auch in dieser Bedeutung das Seyn nicht Anfang des Denkens seyn könne, leuchtet noch mehr ein, weil dem Urtheile der Begriff vorausgehen mufs, der nur durch Denken gebildet seyn kann. Um sagen zu können: das ist ein wehklagender Ruf, oder: das ist die Tafel, mufs ich durch Denken bereits die Begriffe: wehklagender Ruf oder Tafel gebildet haben, sonst könnte ich die vorliegende Anschauung nicht darnach bestimmen, nicht ihnen unterordnen. Fassen wir endlich das Seyn in bestimmtester Bedeutung als das Wirkliche, Existirende, so haben wir darin nur die Eine, nämlich die assertorische modalische Urtheilsform, und es ist gar kein Grund vorhanden, warum gerade diese Form den andern Kategorien vorangehen solle: das Seyn steht hier auf ganz gleicher Linie mit den Begriffen der Gröfse, der Beschaffenheit, mit den Verhältnifsbegriffen des Wesens, der Ursache und Wechselwirkung und mit den übrigen modalischen Begriffen der Möglichkeit und Wirklichkeit. Denn alle diese reinen, aus den Formen der Urtheile hervorgehenden Begriffe sind eben so gut apriorische als das Seyn, und kommen eben so unmittelbar, keineswegs erst durch den Gedanken des Seyns hindurch, im Denken zu der Anschauung hinzu. Auch die von dem Verf. als reine Verstandesbegriffe entwikkelten Begriffe lassen sich keineswegs aus dem des Seyns ableiten, sondern stehen in einem gleichen Verhältnifs zur Anschauung.

Hieraus ergiebt sich uns schon, dafs auch der von dem Verf. angegebene Unterschied zwischen dem Verstand und der Vernunft als Denkvermögen nicht auf einem haltbaren psychologischen Grund beruht. Der

Digitized by Google

Verstand nämlich soll das Seyn zum Gegenstande haben, dessen Zweck das Verstehen ist, Vernunft hat den Grund zum Gegenstande, und sein Zweck ist das Begreifen. Oder: der Verstand soll die Bestimmungen, die Vernunft, die Möglichkeit des Seyns zum Objekte haben. Dagegen mufs Rec. behaupten, dafs in diesen beiden Thätigkeiten keine verschiedenen Vermögen liegen, sondern dafs beide auf gleiche Weise dem denkenden Verstand angehören. Der Begriff des Grundes ist freilich von dem Verf. wieder eben so unbestimmt gefafst, wie der des Seyns, und namentlich ist der Unterschied zwischen dem subjektiven Grund unsers Fürwahrhaltens und dem objektiven Grund des Seyns nicht beachtet. Nehmen wir den Begriff des Grundes in subjektiver Bedeutung, so erhalten wir darin den logischen Grundsatz des zureichenden Grundes, der aus der modalischen Form der Urtheile hervorgeht, und wonach für jede Behauptung im Urtheil, als eine mittelbare Erkenntnifs, ein Grund in einer unmittelbaren Erkenntnifs gefordert wird. Dafs dies eine Aufgabe für den Verstand, und zwar für den reflektirenden Verstand sey, bedarf keiner Erinnerung; denn es ist eine rein logische Thätigkeit, wodurch sie gelöst wird. Nehmen wir hingegen den Begriff in objektiver Bedeutung, so liegt darin der Grundsatz der Causalität, wonach für jede Erscheinung eine Ursache nothwendig gedacht wird. Obgleich nun dies Gesetz der Causalität aus der unmittelbaren Vernunft entspringt, so ist es dennoch nur ein Geschäft des Verstandes, uns desselben bewufst zu werden, und durch dasselbe die Thatsachen der Anschauung zu erkennen. Das Denken von Bestimmungen des Seyns, was der Verf. als das Wesentliche des Denkens des Verstandes bezeichnet, kann nichts Anderes bedeuten, als das Bestimmen des Besonderen durch das Allgemeine, und darin ist das Bestimmen des Seyns durch seinen Grund mit begriffen, es ist nur das Denken in der hypothetischen Form des Urtheils. Der Verf. glaubt, durch das Denken des Grundes über den Stoff der Anschauung

Digitized by Google

sich zu dem Denken des Absoluten erheben zu können, und er scheint hauptsächlich darum diese Thätigkeit der Vernunft als besonderem Vermögen zuzuschreiben, indem er darin auch eine Uebereinstimmung mit der gewöhnlichen Erklärung der Vernunft als einem Vermögen der Ideen findet. Dies ist aber eine Täuschung; denn nicht das Denken des Grundes, sey dieser nun logisch oder metaphysisch, subjektiv oder objektiv verstanden, giebt uns die Idee des Absoluten, sondern vielmehr das Hinausschreiten über den Grund. Das Denken des Grundes führt uns nur in eine unendliche Reihe von Grund und Folge; das Absolute hingegen ist ein Seyn ohne Grund; wir hören hier also auf, einen Grund zu denken. Denken wir uns dieses Absolute als Urgrund alles Seyns, so erhalten wir daraus zwar ein letztes Glied in der Reihe der Gründe, aber der Urgrund läfst sich nur durch Hinausschreiten über das Denken der Gründe auffassen. Ferner aber liegt auch darin kein wesentlicher Unterschied von dem Denken des Seyns; denn es läfst sich auf diesem Wege ganz eben so gut zu dem Absoluten aufsteigen, indem wir für jede Erscheinung als Inhärenz eine Substanz zu denken genöthigt sind und die Reihe von Inhärenzen und Substanzen oder unselbstständigem und selbstständigem Seyn eben so in das Unendliche fortsetzen, endlich aber in dem Gedanken einer Substanz, die nicht wieder Inhärenz einer andern Substanz ist, also in einem absolut Selbstständigen, über das Denken der Substanz hinausschreiten, und in eine ganz andere Denkreihe übergehen. Der kosmologische und der ontologische Beweis des Daseyns Gottes deuten diesen doppelten Weg der Abstraction, einmal von dem Grund, und dann von dem Seyn aus, an. Aber eben die Nichtigkeit dieser Beweise als solcher zeigt schon, dafs das blofse Denken für sich nicht zureiche, die Idee des Absoluten zu bilden, dafs dafür eine andere, in der unmittelbaren Vernunft entspringende Erkenntnifsquelle, verausgesetzt werden müsse. Und so müssen wir auch gegen den Verf. geltend machen, dafs weder die höchsten

Digitized by Google

Naturgesetze, noch die Ideen des Absoluten in und aus dem Wesen des Denkens darzustellen sind, sondern dafs das Denken, als rein mittelbare Erkenntnifsthätigkeit, ohne allen eigenen Inhalt dieser Erkenntnifs, diesen Inhalt nur in der unmittelbaren Erkenntnifs, die theils sinnlich, theils vernünftig ist, anzuerkennen und vermittelst der logischen Formen von Begriff, Urtheil und Schlufs, zum Bewufstseyn zu bringen habe.

Von dem Denken unterscheidet nun weiter der Verf. als ein besonderes Vermögen das Erkenntnifsvermögen im engeren Sinne (Abth. III.). Dafs Denken und Erkennen im Begriff streng zu unterscheiden seyen, wird dem Verf. wohl fast von allen Psychologen zugestanden werden, und dem Rec. ist nicht bekannt, dafs diese beiden Begriffe von den Psychologen fast durchgängig, wie der Verf. behauptet, vermischt worden seyen.

Daraus aber wird nicht gefolgert werden dürfen, dafs das Erkennen als ein eigenes Vermögen, im Unterschied von Anschauen sowohl als Denken, betrachtet werden müsse. Der Verf. behauptet nämlich an mehreren Stellen, auch das Anschauen für sich sey noch gar kein Erkennen, sondern nur ein Anfang, eine Einleitung dazu. Nun gilt aber, wie Rec. glaubt, im allgemein anerkannten Sprachgebrauch, als Erkennen jede Vorstellung eines Objekts als eines Existirenden. Sobald ich mir einen Gegenstand vorstelle und von ihm behaupte, dafs er in der Wirklichkeit existire, so ist dies eine Erkenntnifs. Nach dieser Erklärung wäre aber jede Anschauung ohne Zweifel schon eine Erkenntnifs, denn es wird darin ein Seyn aufser uns als wirklich vorgestellt. Das Denken dagegen ist nicht immer auch ein Erkennen, denn oft wird etwas gedacht, ohne dafs damit ein wirkliches Seyn aufser uns behauptet wird; gedachte Erkenntnifs ist nur dasjenige Denken, worin eine solche Behauptung eines Seyns enthalten ist. Dafs nun eine solche Behauptung im Denken enthalten sey, hängt allein von der Form des Denkens ab, nämlich von der Form

Digitized by Google

der Modalität. Ist das Denken unter der Form des problematischen Denkens, so ist es kein Erkennen, ist es aber unter der Form des assertorischen oder apodiktischen Denkens, so ist es zugleich Erkennen. Wie sollte nun also das Erkennen von einem eigenen Vermögen abhängen? da es nur auf die Form des Denkens ankommt. Etwas anderes ist es freilich mit dem richtigen Erkennen, oder mit der Berechtigung einer Behauptung von Existenz. Dafür kommt es nicht blos auf die Form des Denkens, sondern auf das Verhältnifs des Denkens zu der unmittelbaren Erkenntnifs in Anschauung oder Vernunft an. Aber auch dazu ist kein besonderes Vermögen nöthig, sondern hier ist das Erkennen, als mittelbares, nur das Resultat von Anschauung und Denken zusammen. Nur darauf pafst die von dem Verf. gegebene Erklärung von dem Erkennen: Anschauung und Denken bilden sich erst dadurch zum Erkennen fort, „dafs das Erscheinende (Angeschaute) gefunden wird als unter der Vorstellung oder dem Begriffe stehend, der darauf im Denken bezogen wird." Darin haben wir statt einer Erklärung von Erkenntnifs überhaupt nur die einer richtigen und mittelbaren Erkenntnifs. Denn erstlich wurde oben gezeigt, dafs schon die Anschauung eine ganze Erkenntnifs ausmache, dafs es also nicht erst einer Unterordnung einer Erscheinung unter einen Begriff bedürfe. Zweitens für alle mittelbare Erkenntnifs gilt die Anforderung, dafs sie auf eine unmittelbare zurückgeführt werde, von welcher sie Wahrheit und objektive Gültigkeit erhält. Diese wäre in der Anschauung gegeben, wenn gefunden wäre, dafs das Erscheinende wirklich unter irgend einem Begriff stehe; ich hätte dann schon eine richtige Erkenntnifs. Das eigenthümliche Vermögen müfste hier etwa in jenem Finden des Zusammentreffens des Gedachten mit dem Angeschauten liegen. Dies aber ist selbst eine Thätigkeit des Denkens. Mittelbar, durch Reflexion werden wir uns bewufst, ob das, was wir denken, auf Einstimmung mit unmittelbarer Erkenntnifs zurückgeführt werden

Digitized by Google

könne, also als Wahrheit gelte oder nicht. Der Verf. gesteht auch selbst die enge Verwandtschaft dieses Erkennens mit dem Denken, die Schwierigkeit, die Lehre davon als eine abgesonderte zu behandeln, und deswegen ist auch wirklich dieser Abschnitt verhältnifsmäfsig sehr kurz, und schliefst sich ganz an die Lehre von dem Denken an. Die Eintheilung von Verstand und Vernunft kehrt auch hier wieder; sie wird hier im Erkennen mit Recht angewendet, da erst hier, und nicht bei dem Denken, die Unterscheidung zwischen mittelbarer und unmittelbarer Vernunfterkenntnifs statthaft ist.

Dazu kommt endlich noch (Abh. IV.) ein eigenes, noch weniger statthaftes Anerkennungsvermögen. Der Verf. findet das Anerkennen in dem Sich-Entscheiden über die Realität oder Wahrheit einer Erkenntnifs, und behauptet, diese Entscheidung sey weder in dem Anschauen, noch Wissen, noch Denken, noch Erkennen im engern Sinn enthalten, die Heterogeneität von den diesem Vermögen zugehörenden Zuständen, zwinge also, ein eigenes Vermögen dafür anzunehmen. Rec. kann auf keine Weise diese Heterogeneität entdecken, er glaubt vielmehr, diese Entschiedenheit, also den Zustand des Anerkennens, in jedem wirklichen Erkennen zu finden, ja er hält eben diese Entschiedenheit für das einzige, wesentliche Kennzeichen des Erkennens im Unterschiede von dem bloßen Vorstellen. In jeder Behauptung, jeder Assertion liegt es, ohne sie gäbe es keine Behauptung eines Seyns, also keine Erkenntnifs. Es liegt im Anschauen, denn jede Anschauung ist Behauptung eines Seyns, es liegt in dem assertorischen und apodiktischen Denken, es liegt endlich in dem Glauben oder der unmittelbaren reinen Vernunfterkenntnifs. In dem Uebergange von dem Zweifel zu der Entschiedenheit der Ueberzeugung, worin der Verf. die psychologische Entstehung des Anerkennens zu zeigen sucht, liegt nur ein Fortschreiten des mittelbaren Erkennens von unvollkommenem zu vollkommnem Erkennen, von den niederen Graden zu den höheren Graden und der

Digitized by Google

Vollendung der Begründung unsers denkenden Erkennens, nicht aber ein Fortgang zu einem über das Erkennen selbst hinaus liegenden Zustand. Die Nothwendigkeit eines besondern Anerkennungsvermögens sucht der Verf. aus der Unmöglichkeit darzuthun, in dem Erkennen für sich ein Kriterium objektiver Wahrheit zu finden. Diese Unmöglichkeit geben wir dem Verf. vollkommen zu. Objektive Wahrheit ist, wie der Verf. ganz richtig erklärt, Uebereinstimmung des Erkannten mit der Erkenntnifs. Um sie einzusehen, müfste eine Vergleichung des Erkannten mit der Erkenntnifs statt finden, deren Unmöglichkeit sich darin als unbestreitbar ergiebt, dafs jede Betrachtung des Gegenstandes immer in der Sphäre des Erkennens stehen bleibt, ein Betrachten desselben aufser dem Erkennen undenkbar ist. Für diese Entschiedenheit über die Einheit des Erkannten mit der Erkenntnifs setzt nun der Verf. seinen Act des Anerkennens, der aufser dem Erkennen stehe, also nicht mehr durch jene Spaltung zwischen Erkenntnifs und Erkanntem festgehalten sey. Wofür man aber auch dies Anerkennen halten möge, gewifs ist es eben so, wie das Erkennen, ein Act des menschlichen Geistes, also, wie jenes, ein subjektiver Act. Wie soll also darin ein entscheidendes Kriterium über objektive Wahrheit gegeben werden können? Denn haben wir nachgewiesen, dafs eine Erkenntnifs den Gesetzen des Erkennens gemäfs sey, so hat sie damit für uns, subjektive Gültigkeit. In der gesetzmäfsigen Erkenntnifs des Menschen an sich aber ist die Anerkennung oder Behauptung der objektiven Gültigkeit mit inbegriffen, das Behaupten der Objektivität der Erkenntnifs gehört zu dem Wesen des Erkennens an sich. Für die Objektivität der Erkenntnifs also bedarf es gar keines besonderen Kriteriums, denn diese ist in der subjektiven Gültigkeit derselben mit begriffen. — Die Subjektivität des Anerkennens selbst wird übrigens von dem Verf. selbst keineswegs anerkannt. „Es ist ein Subjektives," sagt er, „in welchem wir zum Halten eines Objektiven, des Seyns, und

so zu allem Seyn, aller Wahrheit und Wirklichkeit gelangen, welche wir haben, suchen und finden können," und anderwärts nennt er es ein Fürwahrhalten, worunter wieder nur ein subjektiver Act des Erkennens verstanden werden kann, theilweise wird das Anerkennen sogar noch aufser der nothwendigen Gesetzmäfsigkeit des Erkennens selbst, durch andere subjektive Beweggründe, theils theoretische, theils selbst moralische bestimmt, und erscheint so als freies Annehmen, — und was kann subjektiver seyn als dieses. Jener Grund der Annahme eines Actes und Vermögens der Anerkennung aufserhalb des Erkennens, nur dadurch zu der Gewifsheit objektiver Wahrheit zu gelangen, ist demnach nicht zureichend.

In der bei dem Verf. eigenthümlichen und sehr ausführlich behandelten Lehre von einem Anerkennen der Wahrheit aus moralischen Beweggründen kommt er der kantischen Beweisart aus moralischen Postulaten sehr nahe. Wir müssen nämlich, nach dieser Lehre, auch darum etwas anerkennen, weil die Wahrheit desselben zur Ausübung unserer Pflicht nothwendig ist. Rec. hält die Anwendung dieses Grundsatzes darum für ganz unstatthaft, weil einestheils ein Pflichtgebot nur dann ein wahres Pflichtgebot ist, wenn es auf Wahrheit seiner Objekte beruht, anderntheils eine Bedingtheit der theoretischen Nöthigung zur Wahrheit durch eine moralische Nöthigung zum Wollen gar nicht denkbar ist, weil jede auf ihrem eigenthümlichen Grundgesetz beruht. Moralische Gründe können nur bewegen, entweder den obwaltenden Zweifel durch angestrengteres Denken zu zerstreuen, oder sich im Handeln so zu entscheiden, als ob der Zweifel gehoben wäre, also mittelbar können sie auf Anerkennung der Wahrheit wirken, nie aber unmittelbar. Dieser Grundsatz kann übrigens dadurch eine Wichtigkeit erhalten, dafs er in der religiösen Ueberzeugung Unterwerwerfung unter kirchliche oder angeblich göttliche Autorität rechtfertigen kann, wenn, in

Digitized by Google

Ermangelung theoretischer Gründe, moralische Gründe dafür aufgestellt werden.

Auch mit dem Anerkennen ist noch nicht die letzte Entscheidung über die Wahrheit gegeben, denn auch dieses bedarf, nach dem Verf., einer Prüfung, die natürlich selbst wieder auf einer ferneren Anerkennung beruht, und zuletzt nur in einem unmittelbaren Anerkennen seine Grenze finden kann. Dieses unmittelbare Anerkennen oder unmittelbare, ursprüngliche Fürwahrhalten, welches durch kein früheres bedingt ist, ist aber kein anderes, als das Vertrauen auf das Bewufstseyn von unseren inneren Zuständen, oder, wie sich der Verf. gewöhnlich ausdrückt, von „der Sache in uns." „Dafs die Sachen in uns seyen," sagt er, „und das seyen, als was sie erscheinen (!), ist die erste Wahrheit, Urwahrheit." Durch diesen Schlufsstein in dem philosophischen System des Verfs. erhält seine ganze Philosophie eine durchaus subjektive Wendung; es wird nun einzige Aufgabe, uns der Sache in uns, unseres Inneren, bewufst zu werden, und so erscheint es in sehr naher Verwandtschaft mit dem Kriticismus, so sehr er auch immer Kant's Lehre schmäht. Aber freilich bleibt er in sofern tief hinter jener geschmähten kantischen Lehre des transcendentalen Idealismus stehen, als nun sein ganzes System eigentlich nur auf einen inneren Empirismus hinausläuft. Denn jene letzte Voraussetzung, jene angebliche Urwahrheit, dafs die Sache in uns so sey, wie sie uns erscheint, ist ja ein rein empiristisches Vorurtheil. Innere Erfahrung aber steht so gut unter den Beschränkungen sinnlicher Anschauung, als äufsere, hängt so gut wie jene von zufälligen Bedingungen der Anregungen ab, als jene, und von jenen inneren Zuständen unseres Inneren, wie sie vor die innere Erfahrung treten, für welche der Verf. hier ein unmittelbares Vertrauen fordert, wird ihm wohl nicht einmal von dem einfachen gesunden Menschenverstand, noch weniger von dem denkenden Philosophen, am wenigsten von dem Idealisten zugestanden werden, dafs sich in

ihnen unser wahres Seyn und Wesen darstelle, jeder wird diese Erscheinungen von dem Wesen des Geistes selbst unterscheiden wollen.

Zuletzt wird noch von den aus dem Act des Anerkennens hervorgehenden Zuständen, dem Glauben, Meinen und Zweifeln, ferner der Ueberzeugung, Gewifsheit und Ueberredung, und endlich von dem Verhältnifs des Glaubens zu dem Erkennen und Wissen geredet. Der Glaube ist dem Verf. der Zustand des Entschiedenseyns für eine Wahrheit; und Glaube findet also in Ansehung jeder Art des Erkennens, der sinnlichen wie der vernünftigen, der mittelbaren, gedachten wie der unmittelbaren statt. Er hält keineswegs den Grund der Gewifsheit in sich selbst, sondern er ruht, wie das Anerkennen, aus dem er hervorgeht, ebenfalls auf Gründen. Es ist freilich eine sehr schwankende Sache um den Sprachgebrauch solcher vieldeutiger Worte, und deswegen wollen wir auch mit dem Verf. nicht darüber rechten, wenn wir, ebenfalls den Sprachgebrauch für uns zu haben meinend, unter dem Glauben etwas ganz Anderes verstehen. Aber eben deswegen wäre es zu wünschen gewesen, dafs der Verf. über Kants und Anderer, von den seinigen abweichenden Erklärungen von Glauben, Meinen und Zweifeln weniger entschieden abgesprochen hätte, zumal da er nicht einmal den wesentlichen Unterschied zwischen der logischen Bedeutung, in welcher diese Begriffe bei Kant vorkommen, von der metaphysischen Bedeutung von Glauben, Wissen und Ahnden bei Jacobi, Ancillon, Fries u. A. berücksichtigt hat und beide untereinandermengt.

Am Schlusse noch eine allgemeine Bemerkung über dieses Werk. Rec. hat, wie er gleich Anfangs verhiefs, zum Streiten und Tadeln sehr viel Stoff gefunden. Dafs dabei aber weder Geringschätzung noch feindselige Partheilichkeit gegen die Lehren des Verfs. obgewaltet haben, dies wird hoffentlich aus der Art des Streites hervorleuchten. Nur durch Strenge im Urtheil glaubt

Digitized by Google

Rec. den Zwecken der wissenschaftlichen Kritik würdig dienen zu können. Darum aber wird es nicht auffallen, wenn er hinzufügt, dafs er dem Werke im Allgemeinen, der Tendenz, der Methode wegen, nach welcher darin philosophirt wird, seinen Beifall giebt. Es ist nämlich das Streben, durch psychologische Grunduntersuchung der Philosophie eine sichere Basis zu schaffen, die damit verbundene subjektive Wendung der Philosophie, es ist mit Einem Worte die kritische Methode, welche darin durchgängig vorherrscht, und von der auch Rec. für die Fortbildung der Philosophie am meisten hofft. Dafs zwar auch diese Methode nicht im Stande seyn werde, uns den ewigen Frieden in der Philosophie alsbald zu schaffen, ist auch Rec. weit entfernt zu glauben, ja gerade der Kriticismus, der uns jedes wissenschaftliche System als gebrechliches Menschenwerk von der ewigen Wahrheit, die kein Erdengeist in ihrer Vollendung zu erfassen vermag, zu unterscheiden lehrt, wird am meisten vor dieser sanguinischen Hoffnung bewahren, in welcher sich vielmehr jene Dogmatiker so gern wiegen, deren jeder in irgend einem System die alleinseligmachende Lehre gefunden zu haben wähnt. Von der Nichtigkeit dieser Hoffnung ist ja selbst die Lehre des Verfs. ein Zeugnifs, die ganz andere Resultate jener anthropologischen Vernunftkritik hervorbringt, als die auf dem Wege Kants fortgehenden Kritiker. Dafs aber dies demungeachtet der Weg sey zu allmähliger möglichst allgemeiner Verständigung über die wichtigsten Probleme der Speculation, dafs nur hier die wahre Quelle der bedeutendsten sich widerstreitenden Philosopheme gefunden werden könne, davon ist Rec. ungeachtet so grofser Meinungsverschiedenheiten mit dem Verf. fest überzeugt. Wenn irgendwo, so mufs der Streit in der Grundform der menschlichen Vernunft seine Lösung finden. Uebrigens steht auch Rec. dem Verf. in den Resultaten seiner kritischen Selbstbeobachtungen nicht so fern, als es vielleicht scheinen möchte; da, wo er dem neueren Idealismus oder Absolutismus

Digitized by Google

und der Identitätslehre, mit all jenem phantastischen, mystischen oder dialektischen Apparat, dessen sie sich bedienen, entgegentritt, konnte er fast immer mit ihm harmoniren und sich der kräftigen Geifsel freuen, die derselbe gegen jene führt, und jener Subjektivismus, in welchem sich seine eigene Lehre endigt, ist, wenn auch in einem anderen Sinn und namentlich befreit von dem angedeuteten empiristischen Grunde, auch des Rec. Standpunkt.

H. Schmid.

Reise durch Norwegen nach den Loffoden durch Lappland und Schweden von Chr. Fr. Lessing. Nebst einem botanisch-geographischen Anhange und einer Karte. Berlin, in der Mylius'schen Buchhandlung, 1831. 8.

Man findet in dem vorliegenden Buche weder eine Einleitung noch eine Vorrede, worin die Absicht des Verfs. und der Zweck desselben bei der Herausgabe seiner Schrift angezeigt worden wäre, allein schon dessen den Botanikern durch seine vortrefflichen Untersuchungen über die Synanthereen wohlbekannter Name, läfst die wahre Tendenz dieser Reise vermuthen, und man betrügt sich nicht; sie wurde offenbar vorzugsweise in botanischer Hinsicht unternommen, nicht aber, wie so Manche thun, blos um Pflanzen, zumal seltnere, zu sammeln, sondern hauptsächlich noch, um die geographischen Verhältnisse des Pflanzenreichs in jenen nordischen Gegenden näher zu untersuchen. Der Hr. Verf. hatte sich durch die vielvermögende Fürsprache des Herrn Freiherrn von Altenstein einer Unterstützung aus Staatsmitteln zu erfreuen, und nicht leicht hätte man Jemanden finden können, der dieser Aufmunterung würdiger gewesen und den gehegten Erwartungen besser entsprochen hätte.

Ein Gay-Lussac'sches Hebe-Barometer mit den Verbesserungen des Bunten, zwei Thermometer, beide

bis auf den Unterschied von nicht einmal 0,2° C. übereinstimmend, wovon bei dem einen jeder Grad in fünf Theile getheilt war, alle verfertigt von der geprüften Hand des Herrn Greinert jun. in Berlin, so wie ein Kompafs waren die physikalischen Instrumente, die Hr. Dr. L. mitnahm. Er verliefs Berlin am 20. Mai 1830, ging über Lübeck nach Kopenhagen, von da nach Christiania in Norwegen, zu Lande ferner bis nach Trondhiem, wo die Landwege aufhören, und der übrige Theil der Reise bis zu den Loffoden zu Wasser gemacht werden mufste. Nach Untersuchung dieser Inseln ging die Reise über die Gebirge von Norwegeu nach dem schwedischen Lapplande über Saltenström, Saltdalen, Sulitelma u. s. w. nach Quickjock, welche Gegend man auch das lappländische Paradies genannt hat, von hier über Tornea, Kemi, Gefli nach Upsala, wo der Hr. Verf. länger verweilte, sich sodann nach Stockholm begab, und im December wieder in Berlin eintraf.

Bei dem Reichthum von Gegenständen aller Art, die der Hr. Verf. sah, beobachtete und beschrieb, ist es unmöglich, hier auf Alles das aufmerksam zu machen, wovon er Nachricht gab, aber schon aus den wenigen Bemerkungen, die Ref. aushebt, wird sich die Reichhaltigkeit des Buches, so wie die zweckmäfsige Art der angestellten Beobachtungen beurtheilen lassen.

Um Christiana gedeihen von den wildwachsenden Bäumen noch die Eiche, Esche *(Fraxinus excelsior)*, Linde, der Ahorn und Rüster *(Ulmus campestris)*. Die Eiche ist südlich von Tufte unweit Holmestrand häufig; ihre nördliche Grenze erhebt sich gegen Osten ein wenig, gleich den isothermen Linien durch das nördliche Bahuslän, südliche Vermland bis nach Upsala und Stockholm. Fast ebendieselbe haben mit ihr die Linde, Rüster, die Eller *(Alnus glutinosa)*, die Esche und der Ahorn gemeinschaftlich, aber von beiden letzteren geht jene bis nach Helsingland, diese bis nach Angermanland. Die Buche hingegen hat eine der Richtung nach gerade entgegengesetzte, schiefe äufserste

Digitized by Google

Grenze, indem sie vom südlichen Ende des Kalmersundes der Ostküste allmählig bis zum Gothaelf auf der Westküste sich erhebt. In den Gärten erhält man noch treffliche Aepfel, Kirschen, selbst Birnen und Aprikosen, ja sogar der Wein hat mehrere Jahre hinter einander in freier Luft reife Früchte getragen; dagegen gerathen die Pflaumen, die Pfirsichen und manche Arten von Birnen nicht mehr. — Diese letzteren Bemerkungen sind interessant genug, um besonders darauf aufmerksam zu machen. Mirbel hat offenbar Unrecht, wenn er in seiner sonst sehr schätzbaren Abhandlung über die geographische Verbreitung der Bäume des alten Continents den Kirschen mit den Pflaumen gleiche Grenzlinien anweist; erstere vertragen ein weit rauheres Klima, wo die bei weitem zärtlicheren, aus Asien stammenden Pflaumen lange nicht mehr fortkommen. Wenn um Christiania einige Birnsorten fortkommen, andre aber nicht, so deutet dies auf die Richtigkeit der Annahme von zwei Hauptformen dieses Obstes, wie Ref. bereits anderwärts näher nachwies. *Pyrus Pyraster Wall.* liefert die härteren Sorten, die man bei uns Koch- oder Winterbirnen nennt, *Pyrus Achras* dagegen die feineren mit weicherem Fleische oder die Tafelbirnen; sie sind es offenbar, welche in Norwegen nicht mehr fortkommen, und allem Ansehen nach aus dem südlichen Frankreich oder Italien stammen.

Auf Thiötoen, einer von dem Polarkreise nicht mehr sehr entfernt liegenden Insel, bringt das Korn noch 10, ja 12fache Erndte, und die Kartoffeln tragen den 20, ja sogar oft den 32fachen Ertrag. In einem Garten blühte der spanische Hollunder *(Syringa vulgaris)* freilich erst am Ende des Juni; die Kirschen hatten Früchte angesetzt; die Mohrrüben *(Daucus Carota)* keimten erst und die Erbsen waren niedrig und blühten noch nicht.

Nicht weit von diesem Orte, aber schon innerhalb des Polarkreises, liegt Svenningoen, wo selbst an geschützten Orten die Birken nur mannshohe Sträucher

Digitized by Google

bilden; sie nebst dem Wacholder sind die einzigen Sträucher der Insel. *Rubus Chamemorus* und *Cornus suecica* hatten (Ende Juni) schon fast reife Beeren, das Stiefmütterchen *(Viola tricolor)* und der Hasenklee *(Lotus corniculatus)* bedeckten und färbten die Felsen mit seltner Pracht, wie Hr. Dr. L. sie im Süden nie sah. *Valeriana officinalis* blühte kaum u. s. w.

In einem Thale in der Nähe des Kunnen fand unser Reisender eine Ufer- und fast alpinische Vegetation dicht neben einander. Auf den Wiesen wuchsen in grosser Menge: *Silene acaulis*, *Saxifraga oppositifolia*, *Potentilla aurea*, *Thalictrum alpinum*, *Erigeron alpinus*, *Gentiana nivalis*, *Alchemilla alpina*, *Arbutus alpina*, *Empetrum nigrum*, *Polygonum viviparum*, *Astragalus alpinus;* am sandigen Meeresufer: *Arenaria peploides*, *Lotus siliquosus*, *Silene maritima*, *Cochlearia danica* u. s. w.

Nur auf wenigen Inseln der Loffoden wird Ackerbau getrieben. Gerste, und seit nicht langer Zeit Kartoffeln, sind die einzigen Gewächse, deren Anbau man der Mühe werth achtet. An Obstbäume ist nicht mehr zu denken; die Johannisbeere bringt selten, und dann auch nur sparsam, Früchte, die Erdbeere aber, aus der Wildnifs geholt, blühte schön. Der Graswuchs ist so spärlich, dafs man die Mühe nicht scheuet, das auf den Bergen gemähte Gras in Netze gebunden, über die steilen Felsen herabzuwerfen.

Sehr ausführliche Nachrichten findet man hier über die rauhen Gebirge, welche Norwegen von Schweden scheiden, und bei ihrer Unwirthlichkeit dem Reisenden grofse Mühseligkeiten und Beschwerden veranlassen; über die Lappen, ihre Sitten und Gebräuche, über das Rennthier und über die Vegetation des Landes hat Hr. Dr. L. Vieles gesammelt, und mit seinen eigenen Beobachtungen bereichert, mitgetheilt.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Lessing, Reise durch Norwegen.

(Beschluss.)

In dem vierten Kapitel, welches die Beschreibung der Reise von Quickjock nach Upsala enthält, findet man besonders Lapplands Waldregion *(Lapponia sylvatica)* näher charakterisirt. An mehreren Orten war das Getreide erfroren, das man im Norden von Schweden mäht, und die Garben an langen Stangen zum Trocknen aufsteckt. Bei Kalix erndtete man im Anfange des September das Getreide in Pelzhandschuhen. Sehr interessant ist die mitgetheilte Vergleichung der Ost- und Westküste Skandinaviens in Hinsicht der unläugbaren Erhebung des Landes und Zurückweichen des Meeres, so wie in Hinsicht der so auffallend verschiedenen Vegetation beider Küsten.

In Upsala angekommen, versäumte es der Hr. Verf. nicht, sich sogleich um Linne's Reliquien umzusehen, von denen jedoch nicht mehr viel übrig ist. Seine Statue, von Thorwaldson gearbeitet, wurde vor wenigen Jahren im Hörsale des naturhistorischen Museums aufgestellt, in sitzender Stellung, in jugendlicher Gestalt. „Gern, sagt Hr. Dr. L., hätte ich ihm das Buch, welches er hält, und über dessen Inhalt er sich wundert, aus der Hand genommen. Alle Muthmafsungen fallen darauf, es seyen seine eigenen Werke, und dies erinnert nur allzusehr an den Eitelen." Von der Universität in Upsala sind mancherlei Nachrichten mitgetheilt, aber weder die dortigen Einrichtungen, noch das Benehmen der Studierenden wird gelobt. Ueber das Klima von Upsala sind schätzbare Nachrichten beigebracht, besonders vergleichende Uebersichten von der Zeit des Schmelzens des Eises im Frühjahre und dem Eintritt des Frostes im Spätjahre. In Stockholm war der Hr. Verf. nur

Digitized by Google

14 Tage, und seine Bemerkungen über diese Hauptstadt Schwedens sind daher auch kürzer abgefafst.

Einen beträchtlichen Raum in dem vorliegenden Buche nimmt der Anhang ein; er enthält: 1) Meteorologische Beobachtungen, S. 176—187. 2) Höhenmessungen, S. 188—192. 3) Barometerstände am Meere. 4) Versuch einer vergleichenden Flora der Loffoden. 5) Einige Beiträge zur Flora Skandinaviens.

Jene vergleichende Flora enthält die Gewächse nach Decandolle's Aufzählung der natürlichen Familie geordnet. Als Probe der Behandlung mag gleich die erste Pflanze dienen:

Thalictrum alpinum L. Ungefähr 200 Fufs oberhalb Aegaard 26. Juli in der Frucht; im Torfe am Meeresgestade am Fufse des Himmeltind; am Meere beim Kunnen 4. Juli fructificirend; Dovrefield in 2150 bis 2540 Fufs Höhe am südlichen Abhange 9. und 10. Juni blühend; in Schweden auf allen Alpen bis nach Jamtland herab Wahlenb. Schottland im Hochlande gemein Hook; Faröer Landt, Pyrenäen in 6000 bis 7200 Fufs Höhe Cand. Kamtschatka. Cand.; höchste Alpen des Altaigebirges: Ledebour.

Diese Flora der Loffoden könnte zu einer grofsen Reihe von Bemerkungen die Veranlassung geben, sie würden aber die hier vorgesteckten Grenzen bei weitem überschreiten. Nur auf den Abschnitt (S. 255.), welcher die Verbreitung der *Betula alba* enthält, wollte Ref. die Botaniker noch aufmerksam machen; dort erfährt man unter vielen andern interessanten Notizen, dafs dieser bekannte Baum sich in Europa unter allen Bäumen am meisten dem Pole nähert; auf den Pyrenäen aber hinter *Pinus rubra*, auf den Alpen der Schweiz und auf den Karpathen hinter *P. Abies*, *P. Mughus* u. s. w. und auf den Appenninen hinter *Fagus sylvatica* zurückbleibt. Unter diesen Umständen wird man geneigt, anzunehmen, die nordische Birke bilde eine von der spanischen und italischen verschiedene Art, und zwar um so mehr, da unser Hr. Verf. selbst (S. 21.) auf eine

Digitized by Google

von der gemeinen abweichenden Birke aufmerksam macht, die er auf den norwegischen Gebirgen fand.

Die dem Buche angehängte Karte enthält eine Ansicht der Loffoden in Nordland, mit besonderer Bezeichnung der auf diesen Inseln vorkommenden Gebirge.

Ref. glaubt die vorliegende Reisebeschreibung nicht nur vorzugsweise den Botanikern, sondern auch den Physikern und Geographen, so wie allen Freunden der Naturgeschichte als eine eben so unterhaltende als instructive Lectüre empfehlen zu können.

P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini Epistolae. E Veterum Librorum Fide Et Virorum Doctorum Annotationibus Recensuit, Varias Lectiones Codicum Et Nonnullarum Editionum Apposuit, Commentariis, In Quibus Etiam Annotationes Nicolai Heinsii, Petri Burmanni, Davidis Jacobi Van Lennep Aliorumque Virorum Doctorum Partim Integrae Partim Expletae Atque Emendatae Continentur, Instruxit, De His Carminibus Praefatus Est Et Indices Addidit Vitus Loers Gladbacensis. Insunt variae lectiones XII. codicum separatim excusae. Pars I. Coloniae, apud M. Dumont-Schauberg. MDCCCXXIX. 296 *S. und* 81 *S. Vorrede.* 8.

Schon Druck und Papier, beides splendid, empfehlen dem Auge dieses neue philologische Produkt; hat man noch überdies von dessen innerem Werthe Kunde erhalten, so wird sich Jeder gern zum Ankaufe entschliefsen, wenn er nicht vorher noch mit seiner Kasse zu Rathe zu gehen genöthigt ist. Und wahrlich, wie wenige finden sich unter uns philologischen Schulmännern, die nicht in diesen scrupulösen Collisionsfall gerathen, zumal bei Werken von gröfserer Ausdehnung und gröfserem Umfang, wie das vorliegende, obschon wir zugeben müssen, was Hr. L. p. XVII, wo er Rechenschaft davon giebt, dafs er seine Ausgabe auch nach Erscheinung der Jahn'schen *) seinem einmal gefafsten

---

*) Diese Ausgabe habe ich leider nicht bei der Hand, und konnte sie auch im Augenblicke nicht zur Hand bekommen.

Digitized by Google

Plane getreu vollendet habe, unter Anderm bemerkt: *Jahnus levioris momenti varietates ab editione sua censuerat excludendas; de qua re ego sic sentio, ut in pleniore hujusmodi apparatu ne illa levissima quidem omittenda putem, non tam ipsorum causa, sed quod talia saepe eximie faciunt ad conditionem atque auctoritatem codicum accuratius cognoscendam; neque tamen nunquam accidit, ut ex corruptissima atque vitiosissima scriptura codicis alicujus vera atque genuina poetae eliciatur. Denique, quod salva diligentiae laude hujus viri dixerim, pauca etiam in ea mimus accurate proposita reperiebam; et certior mea videbatur ratio, qua XII illorum codicum varietatem ab reliquis, plerisque utcunque collatis, secernendam statueram.* Die Vorrede und die Einleitung sind im Ganzen genommen in reinem Latein geschrieben; nur ist der Ausdruck bisweilen etwas zu breit und gedehnt. Zu einzelnen Verirrungen rechne ich z. B. p. XXX: *a cujus absolutione quam longe eam (editionem) abesse, ipse non ignoro.* P. XXXIX: *sententiam suam ita satis probasse sibi visi sunt, ut — statuunt* (wenn dies nicht dem Setzer zur Last fällt). P. LXXIV: *Permulta ei succurrisse et, quin id ipse animadverterit, in carmina manasse.* Derselbe Fehler findet sich p. XXI: *ubi — commemorentur, quin — remittatur;* wo überdies das Verbum *remittatur* schwer und der Singular nicht zu verstehen ist. P. LXXVIII: *sub fine anni.* P. LXXV: *admodum dubito, an multum valeat.* P. XVII: *Quod autem consilium hoc, postquam etiam ea in parte me Jahni opera nuper praevertit, &c. non mutandum putavi, certum est, quo observatam a me rationem tenendam sim perductus. Atque illud pertinet ad rationes meas.* Was?

Hr. L. hat sich nach seiner eigenen Erklärung (p. III. cll. XVII. und sonst) vorgesetzt, eine Ausgabe zu liefern, die die früheren an Vollständigkeit und Reichhaltigkeit übertreffen, nnd aufser dem mit Hülfe der alten Ausgaben und der Bemerkungen der Grammatiker gereinigten

Digitized by Google

Texte die abweichenden Lesearten der Handschriften und die Commentare, überhaupt den ganzen grammatischen Apparat umfassen sollte, der zur Verfechtung des in Schutz genommenen Textes und zum genaueren Verständnisse dieser „*elegantissimorum ac difficillimorum carminum*" erforderlich sey; er wollte damit sagen: von den verschiedenen Lesearten habe er nur die wichtigsten in dem untergelegten Commentar angeführt, so wie von den mancherlei Interpretationen die allein wahre mit Benennung des Auctors, und wenn sich bei schwierigeren Stellen Einer oder der Andere der angesehenern Interpreten geirrt, habe er den Irrthum aufgedeckt. Und daran hat er gewifs wohl gethan! — Zwar sey ihm Jahn zuvorgekommen, und habe ihm einen nicht unbedeutenden Theil des von seiner beinahe vollendeten Arbeit zu hoffen gewesenen Ruhmes vorweggenommen; allein dessen obschon vortreffliche Textesrecension habe denn doch noch ein weites Feld zu neuen Verdiensten um Ovid übrig gelassen.

Die Hauptgesichtspunkte, welche er bei seiner Recension festgehalten habe, seyen gewesen: 1) wo möglich nur die Auctorität der Codd. und der auf diese basirten Edd. gelten und entscheiden zu lassen, und folglich in Aufnahme von Conjecturen höchst vorsichtig zu seyn; 2) das Dichtwerk, wie überhaupt jeder alte Schriftsteller sein eigener bester Interpret sey, überall nach der eigenthümlichen Vorstellungsart und Redeweise des Dichters selbst zu prüfen. Es sey dies bei Ovid um so nothwendiger, weil er mehr, als wohl irgend ein Anderer der Alten, in dem mannigfaltigsten Wechsel der Formen immer denselben eigenthümlichen Charakter erblicken lasse. Und in der That, Hr. L. kennt seinen Dichter.

Aufser dem Heinsisch-Burmann'schen kritischen Apparat, in welchem übrigens Hr. L. mit Recht den gehörigen Grad der Genauigkeit, Schärfe und Strenge vermifst, benutzte er einen reichen Vorrath anderer krit. Hülfsmittel, welche p. VIII—XVI. und p. XX. aufge-

Digitized by Google

zählt sind, und zum Beweise dienen, wie sehr er sich um genaue und umfassende Kenntnifs der Literatur seines Schriftstellers bemüht hat. Denn nicht zufrieden, alle Ausgaben von einigem Werthe und besondere kritische Abhandlungen über einzelne Stellen aus diesen Gedichten sich zu Nutzen gemacht zu haben, liefs er sich nicht leicht eine jene betreffende kritische Bemerkung entgehen, welche gelegenheitlich in den Commentaren anderer röm. Classiker, in Recensionen u. dergl. gegeben, ihm für seinen Zweck dienlich schien. Von den oben genannten 12 Handschriften, deren Varianten in einem Anhange sollen mitgetheilt werden, giebt Hr. L. p. VIII bis XIV. eine detaillirte Schilderung. Unter den alten Ausgaben führte er besonders aus der Venetianischen vom Jahre 1486. und der Naugerianischen von 1515. die verschiedenen Lesarten in seinem Commentar an, weil die übrigen, deren Lesarten nur ausnahmsweise bei vorzüglich sich empfehlender Güte oder auffallender Uebereinstimmung namhaft gemacht werden, nach der von ihm und andern gemachten Erfahrung wenig alterthümlichen Werth haben. Die *Edit. Romana* vom Jahre 1471, die älteste von Ovids Werken, und die *Bononiensis* konnte er nicht zu Gesicht bekommen. P. XX bis XXI. erklärt sich Hr. L. über die Einrichtung des Commentars in Hinsicht auf Kritik, Wort-, Sprach- und Sacherklärung. In allen diesen Beziehungen hat er unstreitig sehr viel geleistet, und besonders in sprachlicher Hinsicht eine rühmliche Kenntnifs der neueren und neuesten Forschungen und Entdeckungen gezeigt sowohl im Gebiete der classischen, römischen und griechischen, doch vorzüglich der römischen Poesie, als auch der Prosa. Bei mythischen Beziehungen hat er den Mythus kurz erzählt, sodann die Quellen und Zeugnisse dafür angegeben, auch neuere mythologische Schriften citirt. Bemerkungen früherer Herausgeber wurden, wo sie befriedigend schienen, wörtlich aufgenommen, was zwar das Volumen vergröfsert habe, aber darum geschehen sey, damit er nicht den Ruhm der Gelehr-

Digitized by Google

samkeit jener Männer geschmälert, oder gar Fremdes als Eigenes geboten zu haben scheinen möchte. Allein konnte er denn nicht die Summe der fremden Interpretation mit des Auctors Namen kurz angeben?

P. XXXI. hat sich Hr. L. durch ein allzulebhaftes Selbstgefühl hinreifsen lassen, wenn er in die Worte ausbricht: *cur non et nos in Germania de his carminibus bene mereamur, quum praesertim tam amplus in iis laborum pateat campus, ut duobus ad doctrinam suam probandam satis copiosam materiam suppeditare videantur?*

Das *Prooemium* zieht sich durch 49 Seiten hindurch, und verbreitet sich in 6 Kapiteln über folgende Gegenstände: 1) Ueber den Begriff von Heroiden. Sie sind eine gemischte Dichtart, eine elogisch-dramatische, da der Dichter fremde Personen, und zwar aus dem heroischen Zeitalter, ihre Empfindungen und Handlungen bald in einem empfindsamern, ruhigern und zartern Tone, bald im Tone feuriger Begeisterung in Briefform gegenseitig aussprechen läfst. 2) Beweis, dafs die Erfindung dieser Art von Heroiden dem *Ovid* nicht abzusprechen sey. Richtige Interpretation des bekannten Distichons aus Art. am. 3, 3, 46:

Vel tibi composita cantetur Epistola voce:
Ignotum hoc aliis ille novavit opus.

gegen Jahn und Andere. 3) Unterstützung der Behauptung, dafs die Heroiden alle den Ovid zum Verfasser haben, keine eine Nachbildung oder Uebersetzung, und alle zu gleicher Zeit herausgekommen seyen, durch äussere und besonders innere Gründe. Seine Beweisführung von dem letztern Gesichtspunkte aus ist siegreich und überzeugend, und ein Beleg dafür, wie genau er seinen Dichter und namentlich diese Gedichte studiert und im Kopfe hat. 4) Würdigung der Heroiden, von Seiten ihres poetischen Werthes nach eigener und fremder Ansicht. Es enthält jene viel Wahres und Schönes über die Licht- und Schattenseite des Dichters, über

seine Originalität, wie über seine Benützungen anderer römischer und griechischer Dichter mit der richtigen Bemerkung, dafs man jene in der Regel als nicht absichtlich gesucht zu betrachten habe; und da, wo er berühmte Dichter absichtlich nachgeahmt habe, anzunehmen sey, dafs er sich keineswegs mit fremden Federn, gleich als mit eigenen, habe schmücken wollen, so, dafs man es nicht bemerken sollte. — Was hält übrigens Hr. L. von seinen Lesern, wenn er p. XX. zu *vi imaginandi* setzt: (Phantasie), und zu *condimenta facetiarum*: (Witz)? 5) Beantwortung der Frage, ob *Heroides sive Epistolae*, oder *Epistolae sive Heroides*, oder *Heroides*, oder *Epistolae Heroidum* der richtige Titel sey. Die beiden letzteren Titel scheinen Hrn. L. die richtigen, der letzte der richtigere, wiewohl er sich hierüber nicht ganz klar ausspricht. Denn wenn er nach den Worten: *vera igitur inscriptio videtur esse vel Heroides vel Epistolae Heroidum* fortfährt: *meo arbitrio inscriberentur* (überdies gut Latein!) *Epistolae Heroidum*, so kann dies wohl nur so genommen werden: nach meinem Dafürhalten dürfte die Aufschrift seyn *Ep. Her.*; wenn er aber weiter sagt: *et propter inscriptionem, quae nunc vulgo singulis Epistolis praefigitur*, Ep. 1. 11. etc., *quae recentioris temporis est, nec in ullis codd. neque in vet. ed. reperitur*, so widerspricht er sich selbst. Er wollte wahrscheinlich sagen: *quamquam rec. temporis est etc.*; wenn er endlich damit schliefst: *et favent ei inscriptioni etiam et simplicitas et latinitas*, so frage ich: welcher Aufschrift? Für *Heroides* spricht die *simplicitas*, aber nicht die *latinitas*, umgekehrt für *Ep. Her.* die *latinitas*, aber nicht die *simplicitas*. Denn Hr. L. handelt hier blos von dem Unterschied zwischen diesen beiden Titeln. — Der ursprüngliche Titel war ohne Zweifel *Epistolae Heroidum*, und wurde von den Grammatikern in *Heroides* verkürzt. Wenn übrigens Hr. L. *Ep. Her.* für den wahren Titel hält, warum setzte er ihn nicht auch seiner Ausgabe vor? 6) Bemerkungen

Digitized by Google

über die Zeit der Abfassung und Herausgabe dieser Gedichte, worüber sich nur so viel mit Wahrscheinlichkeit ausmitteln lasse, dafs sie einige Zeit vor den *Amores* (vor 763. ab u. c.) erschienen seyen, welche nach seinem Dafürhalten schon vor des Dichters 35sten Lebensjahre seyen herausgegeben gewesen.

Hiermit gehe ich auf das Dichtwerk selbst über; und zwar will ich die zehnte Epistel, die der Ariadne an den Theseus, durchgehen, um an ihr zu zeigen, ob und wie weit Hr. L. das Versprochene geleistet hat.

Es ist ihr, wie auch den übrigen, eine gedrängte Darstellung der wichtigsten Vorgänge und persönlichen Umstände an die Spitze gestellt, welche die Briefstellerin zu diesem Schreiben veranlafst haben, nebst Angabe der Quellen der Mythen.

Gegen die Vermuthung, dafs das erste Distichon unterschoben seyn dürfte, wird die psychologisch wichtige Bemerkung gemacht, dafs man von der leidenschaftlich bewegten Ariadne gleich anfangs diesen heftigen Ausbruch des Unwillens erwarte. Treffend ist die Rüge, welche die zwar schöne Beschreibung der Frühstunde v. 7. 59. erhält, als mit der damaligen Stimmung der Ariadne unverträglich; aber auch die Bemerkung, dafs sich die alten Dichter in solchen sentimentalen Ergüssen gefallen. V. 9. wird Burman, wie auch bei Ep. V. 152, eines Irrthums überwiesen, wenn er *a somno languida* = *post somnum* nimmt, da die Präposition *a* auf diese Weise so oft bei Adjectiven stehe = *per*, ὑπό. Nur hätte beigefügt werden sollen, dafs dieses *a*, eigentlich von — her, das causative sey, und oft, auch bei Verbis, sogar in guter Prosa pleonastisch stehe, cf. *Cic. acad.* 4, 33. *mare a sole collucet. Liv.* 3, 61. *Sabini feroces ab re bene gesta.* 38, 52. *ab eadem superbia non venire ad causam dicendam.* 39, 49. *a verecundia &c. Ov. Art.* 3, 545. *ingenium mollimur ab arte. Ib.* 91. *silices tenuantur ab usu. Pont.* 2, 7. 9. *qui laesus est ab hamo. Prop.* 4, 1, 126. *Murus ab ingenio notior ille tuo.* — V. 10. steht die Lesart *movi*

Thesea prensuras semisopita manus st. *pressuras* und *semisupina*. Ein Beweis, dafs Hr. L. seinem eignen Urtheile folgte, und sich nicht von der Mehrzahl der Kritiker leiten liefs, die ihm durch andere Umstände bestochen zu seyn schienen. Zwar haben 27 *Codd.* und die ersten *Editt. pressuras*, aber auch eine grofse Anzahl anderer *Codd. prensuras*. Da sich's nun aber leichter erklären läfst, wie aus der alten Schrift von *prensuras (prēsuras) pressuras* entstanden ist, als umgekehrt; und er kein Beispiel weifs, wo *premere = amplecti* stehe, so mag er mit Recht *prensuras* vorgezogen haben. Dazu kommt, was Hr. L. übersehen hat, dafs das feurigere *pressuras* mit *a somno languida* und mit der gewöhnlichen körperlichen Stimmung unmittelbar nach dem Erwachen oder sogar noch im halbwachen Zustande sich nicht wohl verträgt. Ob aber sein beharrliches Festhalten an dem Ansehen der *Codd.* auch bei *semisopita* zu loben sey, ist eine andere Frage. *Semisopita* ist zwar stehende Lesart in den alten *Edd.* und *MSS.*, aber es hat einmal *sopitus*, wie *sopire* auch sonst bei Ovid, die erste lang; und *Am.* 1, 14, 20. haben etliche Codd. *semisupina*, welche Lesart später an beiden Stellen die gewöhnliche wurde. Da nun die letztere Stelle nicht streng beweisend ist für *semisopita*, und es sich leicht erklären läfst, wie aus einem alten *sopina* st. *supina*, *semisopita* st. *semisupina* geworden ist; da *semisupina* sehr treffend und natürlich die Lage der Aufwachenden und nach dem Geliebten sich Kehrenden malt, während *semisopita* eine matte Wiederholung des *a somno languida* wäre (was freilich für Ovid nicht als beständiges Kriterium anzusehen ist), so gebührt der Lesart *semisupina* der Vorzug. Hr. L. hat Unrecht, wenn er sich darauf beruft, dafs öfters die Quantität des Compositi der des Primitivi nicht entspreche, weil diese Ausnahme für das Wort, bei welchem sie statt findet, stehender Gebrauch ist, was sich für *semisopitus* nicht erweisen läfst, z. B. *consōpit ibidem*, *Lucr.* 6, 792. *insōpitumque draconum*, *Ov.*

Digitized by Google

Met. 7, 36. Er hat aber doppelt Unrecht, wenn er für seine Behauptung als Beispiel *ĭtum* von *ire* anführt, während *Met.* 1, 37. *ambītae terrae* stehe, und ebenso 15, 287, und dreifach Unrecht hat er, wenn er fortfährt: *atque quod magis mirum est*, *Ep.* 4, 67. *Tempore, quo nobis ĭnĭta est Cerealis Eleusis*: denn *ambio* hat *ambītum*, weil dieses Compositum von *eo* schon im Präs. das *i* angenommen hat und regelmäfsig nach der vierten Conjugation geht (wenngleich *ambĭtio* = *circuĭtus, circuĭtio*). Hingegen *ĭtum, abĭtum, adĭtum* sind kurz, und haben den Stamm *eo* im Praes. beibehalten. — V. 16. wird die Burmann'sche Unterscheidung zwischen *rupta* und *rapta capilla*, jenes in Trauerfällen, dieses im Streite oder in Folge des Alters, als zu subtil dahin berichtigt, dafs *rapta* bezeichnender sey für die Heftigkeit des Schmerzes. — V. 31. wird die gewöhnliche Lesart *Aut vidi, aut etĭam, cum me vidisse putarem, Frigidior glacie — fui*, beibehalten, und die Heusinger'sche Conjectur, die auch Jahn aufgenommen — und die ich selbst, ohne von derselben Ansicht der letztern Gelehrten etwas zu wissen, schon vor 4 Jahren bekannt gemacht habe — verworfen. Allein was soll die unnatürliche Verbindung der Gedanken besagen: *Vidi carbasa; aut vidi, aut etiam, cum me vidisse putarem, Frigidior glacie — fui; nec languere diu patitur dolor*, selbst wenn man *aut vidi — fui*, was Hr. L. nicht angedeutet hat, parenthetisch fafst?! Auch beweist das folgende *nec languere diu patitur dolor*, dafs *frigidior — fui* nicht als Etwas blos möglicherweise geschehenes zu nehmen sey, sondern als Etwas wirklich erfolgtes. Wie natürlich folgen sich dagegen die Gedanken, wenn man *Ut vidi, aut etiam cum me* oder *aut certe cum me vidisse putarem* liest, *frigidior — fui* zum Nachsatze macht, und mit *Nec = sed non* fortfährt! — Bei V. 45, 49. u. 50. ist mit Recht auf die hier unschickliche Witzelei aufmerksam gemacht worden. Uebrigens hätte, da sonst

die nöthigen Sprachbemerkungen nicht leicht übersehen wurden, bei V. 50. der ungewöhnliche Gebrauch von *quam — tam = quemadmodum — ita, qualis — talis*, nicht unbemerkt bleiben sollen, wie *Cic. Q. Fr.* 1, 2, 3. *Ego haec tam esse, quam audio, non puto.* — V. 53. stimme ich zwar ebenfalls für die richtig interpretirte Lesart: *quae (una tui) possum licet sc. tangere*, welche in *qua* geändert werden konnte, weil man es wörtlich ohne weiteren Nebengedanken nahm, und folglich für matt hielt als Etwas, was sich von selbst verstehe; aber nicht dafür, dafs *qud possum* keinen passenden Sinn gebe. Denn *qua sc. ratione* = so gut, als es möglich ist *sc.* Etwas von Dir zu berühren, geht auf denselben Gedanken hinaus, wie *quae.* — V. 66. sind die Allegate dafür, dafs *Aeolus* Gott der Winde gewesen, sehr überflüssig. — V. 77. *Me quoque mactasses* nimmt Hr. L. = *mactare debebas*, und beruft sich auf V. 112, so wie auf denselben Vers für diesen Gebrauch des Plusquamp. Conj. bei der ähnlichen Stelle 12, 15. Allein V. 112. steht *premenda fui* nach der gewöhnlichen Regel. So beruft er sich für denselben Fall bei 12, 15. auf *Met.* 15, 99, wo sich nichts Aehnliches findet. Uebrigens hätte wohl auch bemerkt werden dürfen, dafs das Plusquamp. auch von einem nicht selten (cf. *Catull.* 2, 9, wie im Griechischen εἴτε) ausgelassenen *o si, utinam* abhängen könne. So bleibt ja auch *si*, εἰ in Vordersätzen oft weg, *Hor. Sat.* 1, 3, 15. *Ov. Fast.* 6, 113. *Tib.* 1, 5, 53. — V. 85 sq. stofst sich Hr. L. weder an der Verschiedenheit der Lesarten, noch an dem unregelmäfsigen Indicativ in: *quis scit, an haec saevas tigridas insula habet*, der allerdings bei Dichtern um so weniger befremden darf, da er sich, wie Hr. L. nach Görenz, Gernhard, Beier, Matthiä und Andern darthut, sogar in classischer Prosa findet; noch an der matten Aufzählung der zu befürchtenden reifsenden Thiere. Allein so lange er nicht eine gleich matte und schon dem Ohr unerträgliche Häufung von Beispielen, auch wo die *varietas Codd.* keinen Verdacht

Digitized by Google

erregt, als dem *ingenio Ovidiano* eigen aufweist, wird er wenigstens mich nicht von der Ueberzeugung abbringen, dafs das Distichon wenigstens in dieser Gestalt nicht aus Ovids Dichtader geflossen ist. Man höre nur *forsitan tellus alit* und dann im Pentam. *quis scit, an insula habet!* — V. 88. beruft sich Hr. L. für *quis vetat* st. *quid vet.* auf *Art. Am.* 3, 93, wo aber die Lectio Vulgata *quid* hat. — Die sehr anstöfsige, auch durch den höchsten Grad der Gemüthsbewegung nicht zu entschuldigende Folge der Gedanken von V. 94 — 96. die gar nicht mit jenen zu vergleichen sind, da sie eine Aufzählung verschiedener, nicht aber, wie die vorliegenden, eine Vermengung so ungleichartiger, den Zusammenhang zwischen V. 94 und 96. unerträglich störender Vorstellungen enthalten, zumal wenn man mit Hrn. L. unter *simulacra deorum Bacchum cum comitatu suo* versteht, an den sie Ovid schicklicherweise noch nicht, am wenigsten hier denken lassen konnte, wo die Verzweifelnde gar keine Aussicht zur Rettung vor sich sieht. Will Hr. L. in die von Van Lennep mit vieler Wahrscheinlichkeit aufgestellte Behauptung nicht eingehen, dafs nur V. 93, 96, 97, 98, welche ein harmonisches Ganzes bilden, dem Ovid zugehören, V. 94. aber von einem Klügling, gleichsam um V. 96. zu verbessern, an den Rand geschrieben sich in den Text eingeschlichen habe, und, weil nun zu dem Pentam. *Destituor — feris* ein Hexameter fehlte, dieser von einem Abschreiber selbst ergänzt worden sey: verwirft, sage ich, Hr. L. diese Annahme, weil sie der Auctorität der *Codd.* und alten *Edd.* zuwider ist, so hätte er den Faden der Rede etwa so auffassen sollen: V. 93, 94. Land und Meer droheten mit dem Untergang. V. 95. Was blieb mir also noch übrig? Nichts, als der Himmel, der Beistand der Götter (*simulacra deorum* metonym st. *deos ipsos — animo meo obversantes —*). Allein diese fürchte ich — weil ich Eltern und Vaterland verloren habe, V. 70. — V. 96. Somit bin ich also gänzlich verlassen (*destitutam me sentio*) und eine Beute, u. s. w. Oder auch angenom-

Digitized by Google

men (*sive = vel si*), dafs Männer hier wohnen, u. s. f. — V. 107, 59. hätten selbst für einen Schüler keines exegetischen Commentars bedurft, eben so wenig V. 110. — V. 113. ist richtig interpungirt: *Vos quoque crudeles, venti, nimiumque parati.* — V. 112. *At* richtig als *sese corrigentis* und *semel* = einmal für allemal. Vielleicht auch: es war mir nun einmal, eben bestimmt. — V. 155. hätte bei *Ibis* wegen *narrato* V. 129. auf den reicheren und gemüthlicheren Gebrauch des Fut. statt des Imperat., wie auch im Griechischen, aufmerksam gemacht werden sollen. — V. 126. ist die wenigstens wahrscheinlichste Lesart *statueris* sc. *concionabundus turbae celsus in ore tuae* st. der seit Burmann gewöhnlichen *urbis celsus in arce* aufgenommen und gut vertheidigt. — V. 128. vermisse ich eine Bemerkung über den hier besonders bezeichnenden Gebrauch von *secare*. — V. 137. ist *lugentis more* st. *in ore* mit Recht wieder hergestellt, unerachtet die letztere, ebenfalls auf *Codd.* gestützte, Lesart sich durch gröfsere Anschaulichkeit empfiehlt, und *lugentis more* leicht als erklärende Randglosse erscheinen könnte. Allein der scharfsinnige Deuter macht auf das folgende *sicut ab imbre*, und *ut impulsae segetes* aufmerksam, und nimmt *lugentis more* richtig = *more capillorum lugentis*. — V. 144. ist *sis tu mihi* gegen die von Jahn gebilligte Stellung der alten Edd. *tu sis mihi* mit Recht in Schutz genommen werden. — V. 150. ist *tu tamen ossa feres* st. *leges*, das zuerst Heinsius eingeführt, mit Recht aufgenommen und durch die Erklärung: *auferes ex fera hac terra in humaniorem* begründet.

Aus diesem Wenigen geht hervor, dafs Hr. L. viel für die Heroiden geleistet hat. Möge er auf den zweiten Theil gleichen Fleifs anwenden, und uns mit der Zeit durch immer besser gelungene Bearbeitungen anderer Dichtwerke Ovids, mit dem er sich vertraut gemacht hat, und für den noch viel zu thun ist, erfreuen!

Ulm. *C. Schwarz.*

Digitized by Google

Die Zähringer. Eine Abhandlung von dem Ursprunge und den Ahnen der erlauchten Häuser Baden und Oesterreich, von Dr. Ernst Julius Leichtlen, Grofsherzogl. Bad. Archivrath und Vorstand des Provincialarchivs zu Freiburg, Mitglied mehrerer Gesellschaften. — Nebst einem Anhange: Ueber den Ursprung der Wapen im Allgemeinen und über die ältesten badischen Siegel im Besondern, von Ulrich Friedrich Kopp aus Hessen-Cassel. Mit urkundlichen Beilagen, Karte, Stamm- und Wapentafeln. Freiburg im Breisgau, gedruckt bei Franz Xaver Wangler, 1831. VIII und 122 S. in gr. 4to.

Wir müssen uns bei dieser Schrift, welche, als ein Product des Inlands, keiner näheren Beurtheilung unterliegen kann, beschränken, den Inhalt und Charakter in der Kürze anzudeuten und damit überhaupt auf die darin enthaltenen Forschungen aufmerksam zu machen; Ref. übernimmt diese Pflicht mit um so gröfserer Bereitwilligkeit, als die gründliche Forschung, die der für die Wissenschaft zu frühe verstorbene Verfasser in mehreren andern Werken bewährt hat, auch dieses *opus posthumum* auszeichnet, das überdem durch die Zugabe einen besonderen Werth erhalten hat.

Da die Untersuchung im Ganzen in das Gebiet der Genealogie einschlägt, einer in neueren Zeiten ungeachtet ihrer Wichtigkeit nicht mit der Achtung und Aufmerksamkeit, wie man erwarten dürfte, behandelten Wissenschaft, so wenig auch ein gründlicher Geschichtsforscher ihrer entbehren kann, wird man eine Erörterung über den Begriff und die Bedeutung dieser Wissenschaft hier an ihrem Orte finden. Statt des fremdartigen Ausdrucks Genealogie schlägt der Verf. den deutschen Ausdruck Stammkunde vor, in demselben Sinne, wie man oftmals unter Stammbuch eine blos für die Verwandten bestimmte Sammlung von Wünschen und Sprüchen verstand.

Was nun zunächst den Inhalt selber betrifft, so nimmt man bekanntlich einen gemeinschaftlichen Ursprung der beiden Häuser Baden und Oestreich, oder vielmehr Zähringen und Habsburg an, den

Digitized by Google

auch das gemeinschaftliche Wappen eines zum Kampfe gerüsteten Löwen andeutet; fast eben so allgemein und ausgemacht ward es aber weiter betrachtet, dafs der Zweig der Zähringer aus dem Hause der Habsburger entsprossen, mithin ein jüngerer Zweig sey. Historische Gründe liefsen sich freilich für diese Behauptung nicht vorbringen; bei dem gröfseren Ansehen, dem gewaltigen Glanz, der alsbald das so hoch gestiegene Haus der Habsburger umgab, mochte es für die Zähringer schon genug rühmlich seyn, nur für einen Nebenzweig oder für eine jüngere Linie des Habsburgischen Hauses zu gelten. Auch ging man nirgends, so weit wir wissen, in eine nähere Prüfung und Beleuchtung dieser allgemein verbreiteten Ansicht ein, deren Begründung aus den Quellen eben so wenig versucht oder unternommen wurde. Unser Verf. hat in vorliegender Schrift dies unternommen, und das Resultat seiner überall auf die Quellen gestützten Untersuchung ist kein anderes, als dafs die Zähringer an Macht und Ansehen früherhin bei weitem die Habsburger überstrahlten, deren Stern, wie unser Verf. sich ausdrückt, erst nach dem Aufgang der ersteren leuchtete; dafs die Zähringer demnach das ältere und das eigentliche Stammhaus sind. Zwei Stellen aus dem *Chronic. Dominic. Colmar. P.* II. und *Ursticii scriptt. rerr. Germanm.* II. pag. 37 und 32, in welchen Rudolph von Habsburg „vom Stamme der Zähringer" aufgeführt wird, brachten den Verf. zunächst auf diese Entdeckung, deren weitere Entwicklung und Begründung den Inhalt der Schrift bildet, die darum als eine wohlgelungene Beantwortung der viel besprochenen Frage über den Ursprung der Zähringer (wobei selbst ein Schöpflin nicht mit der gehörigen Consequenz verfahren war) angesehen werden kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Die Zähringer, von E. J. Leichtlen.

(Beschluſs.)

Nicht im Elsaſs (wie Viele bisher glaubten), sondern in Schwaben, und zwar in der Baar, auf jener Grenzscheide Allemannischer und Schwäbischer Sitte und Sprache sind die Stammsitze, und somit auch die Ahnen des Zähringisch-Badischen Hauses zu suchen. Was Crollius bereits vermuthete, wird hier durch nähere Beweise bestätigt, und daran knüpft sich die weitere Entdeckung, daſs das Geschlecht der Zähringer am Ende kein anderes ist, als das uralte Schwäbische Herzogshaus selber, und sonach das Badische Fürstengeschlecht das älteste, im Mannsstamme vorhandene Regentenhaus in ganz Europa ist; das unter mannigfachen Schicksalen sich zwölf Jahrhunderte hindurch in sieben und dreiſsig Geschlechtsfolgen bis auf unsere Tage erhalten hat. Gottfried, Herzog von Schwaben, 709, wäre dann Ahnherr des Stamms, welcher nach Guntram, dem Reichen, Grafen zu Breisgau (verurtheilt 952.), in die Linie der Zähringer und Habsburger sich spaltete.

Dies sind die merkwürdigen Resultate einer Untersuchung, die aus den Quellen unmittelbar geführt ist, und durch die Beilagen, welche eine Reihe von denkwürdigen Urkunden — als Belege einzelner Behauptungen — enthalten, noch einen eigenen Werth gewinnt. Wir erinnern unter Anderem an die auf die Stiftung der Abtei Reichenau und die bedeutenden Vergabungen, deren sich diese Abtei, so wie andere von Seiten der Zähringer erfreute, bezüglichen Urkunden, oder an den Entwurf einer Zähringisch-Habsburgischen Ahnentafel, nach den in der Schrift selbst gelieferten Daten, womit man das beigegebene Chärtchen, die engere Zähringische Landtafel enthaltend, zu verbinden hat.

Digitized by Google

Der Anhang: „Ueber Entstehung der Wappen im Allgemeinen und des Badischen insbesondere," von U. F. Kopp, behandelt in der ersten Abtheilung die Frage über den Ursprung der Wappen im Allgemeinen, wo dann das Unstatthafte der bisher fast allgemein herrschenden Meinung, als wenn die Wappen erst in den Zeiten der Kreuzzüge zu Ende des eilften Jahrhunderts entstanden, nachgewiesen wird. Der Verf. geht bis zu den Völkern des Alterthums zurück und zeigt uns hier die ersten Spuren solcher Erscheinungen in den Abzeichen und bildlichen Darstellungen, deren bereits die ältesten Dichter, wie Homer und Hesiod, auf den Schilden ihrer Helden namhaft machen. Und nicht blos einzelne Personen führten solche Abzeichen oder Unterscheidungszeichen, selbst ganze Völker bedienten sich derselben, und die noch erhaltenen Münzen mancher Städte mögen uns als Beweis dienen, wie auch diese nicht anders als heutigen Tages eine Art von ständigem Wappen geführt haben. Gab doch schon die Benennung Waffen, die in allen Germanischen Dialekten vorkommt, die Veranlassung zu dem, was wir Wappen (Französisch *armes)* nennen! Denn die Germanischen Stämme, auf welche der Verf. in seiner Untersuchung weiter kommt, haben ähnlicher Abzeichen sich bedient, indem sie ihre Schilde bemalten, nicht anders wie die Gallier, welche ebenfalls solche Bilder als Abzeichen auf ihren Schilden gehabt haben sollen. Nicht unerwähnt dürfen wir aber hier eine Bemerkung des Verfs. lassen in Bezug auf den Hahn, der, als Abzeichen, als Wappen der alten Gallier nun auch in das Wappen der Französischen Nation nach der gloriösen *Revolution de Juillet* übergegangen ist! Und doch beruht das Ganze auf einem Irrthum des Cluver, auf zwei mifsverstandenen Stellen des Cicero und Quintilian! Aber freilich daran haben Frankreichs Restauratoren nicht gedacht.

Indem auf diese Weise nachgewiesen worden, wie Abzeichen verschiedener Art, als eine Art von Wappen bereits bei Nationen und Fürsten der alten Welt üblich

Digitized by Google

gewesen, mufste es allerdings auffallend erscheinen, wenn Alles dies mit einem Male verschwunden, und erst in den Zeiten der Kreuzzüge — in welche nach der von den Meisten angenommenen Meinung die Entstehung und das allmählige Aufkommen der Wappen fällt — Etwas Aehnliches wieder in den Wappen zum Vorschein gekommen. Es ist aber der Ursprung dieser Wappen in den Siegeln zu suchen, wie selbst das vom Lateinischen Wort *sigillum* (als Diminutiv von *signum*) abstammende Wort Siegel andeutet, ein kleines Bildchen, den Kopf des Eigenthümers gewöhnlich darstellend, wie dies auf den Römischen Siegeln und noch auf denen der Merowingischen Fürsten bemerkbar ist. Unter den Carolingern folgte schon das Brustbild, das bald zum ganzen Manne heranwuchs. Und so sieht man auf den ältesten Siegeln Deutscher Herzöge und Fürsten nur Ritter mit Schilden ohne alles Wappen; erst später, weil diese Reiter sich durch Nichts unterschieden, und die Bilder unkenntlich waren, mufste man unwillkührlich auf den Gedanken kommen, auf den Schild des Reiters irgend ein Merkmal oder Abzeichen, das ihn von Andern auszeichnete, zu sehen, und so kam es bald dahin, dafs man der Kürze halber, blos den Schild, auf welchem das Unterscheidungszeichen angebracht war, zum Siegel nahm. „Hierinnen liegt also der natürliche, ja erwiesene, Uebergang von dem Ebenbilde, womit nicht nur schon der Römer, sondern auch das ganze Mittelalter siegelte, in einer fortlaufenden Kette bis zum neuesten heutigen Wappensiegel" (S. 106.).

Die zweite Abtheilung fafst die Aufschrift: „Das Badische Wappen aus den ältesten Siegeln dargestellt." Wir sehen nämlich auf mehreren alten Siegeln der Herzoge von Zähringen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts (die auch in einer Abbildung beigefügt sind), diese Herzöge dargestellt, zu Rofs mit dem Schilde, auf welchem bereits der Schrägbalken vorkommt; woraus sattsam hervorgeht, dafs dieses Abzeichen oder Wappen ein wahres Geschlechtswappen ge-

Digitized by Google

wesen (vgl. auch die dritte Abtheilung, S. 117.), welches später auf das Land übertragen worden, wie es denn überharpt sich als Regel annehmen läfst, dafs die meisten Landeswappen früher Geschlechtswappen waren, die erst späterhin auf das Land übertragen worden sind. (Vgl. S. 115.) Es zeichnet sich aber dies Badische Wappen eben so sehr durch sein Alter aus, indem es unverändert in derselben Gestalt sich Jahrhunderte lang erhalten hat, als durch seine Einfachheit und durch seine Bestandtheile. Das rothe Abzeichen in dem gelben Schilde, als Queerbalken gewöhnlich bezeichnet, leitet der Hr. Verf. in Uebereinstimmung mit den bewährtesten Heraldikern von einem Wehrgehänge ab, das über der rechten Schulter zur linken Seite, auf welcher das Schwerd seyn mufste, herabhing. Dieser Untersuchung, die auch durch die Erörterung mancher anderen, damit in Verbindung stehender Punkte, an Interesse gewinnt, und zugleich Manches berührt, was bei der leider in unsern Tagen immer mehr überhand nehmenden Unkunde in solchen Gegenständen, nur zu oft falsch aufgefafst oder mifsverstanden wird, ist die dritte Abtheilung gewidmet. „Heraldik," sagt der Hr. Verf. S. 108, „ist freilich nur ein kleines Feld, und eine pedantische, wenig anziehende Wissenschaft: dagegen findet sich auch selten ein Mann, der ein Wappen nur richtig und ohne Fehler blasoniren könnte. Ja die Wenigsten wissen kaum, was man unter diesem Ausdrucke versteht."

Wir unterlassen nicht, dem Hrn. Prof. Zell, der die Herausgabe dieser Schrift nach dem Tode des Verfs. besorgte, den wohlverdienten Dank für die Bekanntmachung dieser in so vielen Beziehungen interessanten Untersuchungen zu bezeugen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

Stammbuch der Brandenburgisch-Preufsischen Regenten, oder genealogische Darstellung der Regentenfolge zu Brandenburg, seit dem Entstehen der Mark bis auf gegenwärtige Zeit. Mit 20 *Tabellen und einer colorirten Stammtafel. Aus den vorzüglichsten Quellen zusammengetragen und tabellarisch geordnet von F. A. W. Dünnemann. Auf Kosten des Verfassers. Berlin* 1831. *in Commission der Nauck'schen Buchhandlung. IV u.* 138 *S. in gr.* 8.

Ein Buch, wie das vorliegende, ist bei dem jetzt etwas vernachlässigten Studium der Genealogie eine um so erfreulichere Erscheinung, und erweckt für den Verf., der einem solchen Gegenstande Zeit und Mühe unverdrossen zugewendet hat, ein allerdings günstiges Vorurtheil. Wenn in vorliegendem Werke für die Behandlung der späteren Zeit, wo Quellen und Urkunden vorliegen, vor Allem unermüdeter Fleifs und Sorgfalt geboten war, so wird für die älteren Zeiten, wo die Quellen lücken- und mangelhaft sind, oft uns bald gänzlich ausgehen oder nur trübe und dunkel uns zufliefsen, das Geschäft des Genealogen doppelt schwierig und mifslich. Diese Schwierigkeiten hat der Verf. durch rühmliche Sorgfalt und Ausdauer, verbunden mit kritischer Prüfung und Sichtung des Ueberlieferten zu überwinden gesucht, und seinen Gegenstand von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Gegenwart und den jetzt lebenden Monarchen herab mit gleicher Genauigkeit behandelt. Die erste Abtheilung führt bis auf das Haus Zollern und dessen Regierungsantritt, und liefert in acht Abschnitten die Stammregister der Markgrafen von Brandenburg aus den Häusern der Grafen von Ringenheim, Wettin und Mersburg, der Grafen vom Harzgau, von Walbeck, von Stade, von Plötzkau, von Aschersleben, und zuletzt der Herzoge von Baiern und Lützelburg, von 929 — 1415. Der Verf. giebt nicht blos die einzelnen Namen und Stammtafeln, sondern er hat weitere historische Nachweisungen und Erörterungen, die Resultate seiner Quellenforschung — hinzugefügt, die seinen Genealogien durchaus nicht den Charakter eines blofsen Namengerippes geben, indem bei jedem Fürsten zugleich die Hauptereignisse und Begebnisse während seines Lebens und seiner Regierung bemerkt sind. Die zweite Abtheilung giebt zuerst in zwei Beilagen die Genealogien der Grafen von Zollern und der Burggrafen von Nürnberg aus diesem Hause, worauf dann im neunten Abschnitt die Churfürsten von

Digitized by Google

Brandenburg aus dem gräfl. Zollern'schen Hause, und zwar vor der Reformation (in einer Beilage die Markgrafen von Brandenburg, zu Anspach und Baireuth — ältere Linie), dann im zehnten die nach der Reformation (in zwei Beilagen die jüngere Linie der Markgrafen zu Baireuth und Anspach), und im eilften, die Könige von Preufsen folgen.

Möge der Verf. in der dankbaren Anerkennung der Nützlichkeit seiner Leistungen den wohlverdienten Lohn für seine mühevolle, oder der vaterländischen Geschichte gewifs ersprieſsliche Arbeit finden.

Lehrbuch der Mechanik. Von J. P. Brewer, Prof. der Mathematik und Physik in Düsseldorf. Zweiter Theil, die Lehre von der Wirkung der Kräfte auf feste Körper, in sofern sie eine Bewegung hervorbringen.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Lehre von der Bewegung fester Körper u. s. w. Mit fünf Steindrucktafeln. Düsseldorf 1830. *XIV u.* 268 *S.* 8.

Ref. hat den ersten Theil des vorliegenden Werkes in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1829. Hft. XII. S. 1178.) mit gebührendem Lobe angezeigt, und es wird daher genügen, hier nur im Allgemeinen zu bemerken, dafs auch in diesem die nämliche Einfachheit und Klarheit der Darstellung herrscht. Allerdings sind auch einige der schwierigern Aufgaben der Mechanik hier behandelt, allein der Verf. hält sich seinem Plane gemäfs stets innerhalb der Grenzen der elementaren Mathematik, der ebenen Trigonometrie und der analytischen Geometrie. Für seine Schüler und die Leser im Allgemeinen ist es dann sehr nützlich, dafs in vielen Fällen theils auf den ersten Theil verwiesen wird, da wo die dort erläuterten Gesetze als Grundlage dienen, theils auf die früher von ihm herausgegebenen mathematischen Lehrbücher, wenn es zweckmäfsig ist, die Art der Berechnung und die geometrischen Beweise aus diesen zu entnehmen.

Werke dieser Art, welche ohne höheren analytischen Calcül die Hauptlehren der Mechanik nicht blos an sich faſslich darstellen, sondern zugleich mathematisch erweisen, sind gewifs von grofsem Nutzen, weil sie eine klare Vorstellung der Sachen geben, und damit eine Uebung in der Aufstellung streng geometrischer Beweise verbinden. Man kann dabei dem Verf. auf keine Weise den Vorwurf machen, dafs er oberflächlich verfahren sey, vielmehr sind im Gegentheil einige schwerere Probleme berührt, welche überhaupt aufzunehmen, oder bis so weit zu verfolgen, als hier geschehen ist,

Digitized by Google

für Anfänger nicht geeignet scheint, da sie in diesem Werke seiner Bestimmung nach unmöglich vollständig erschöpft werden konnten. Hierhin sind unter andern zu rechnen die Untersuchungen über das eigentliche Wesen der Centralkräfte p. 73 ff. und die als Anhang mitgetheilte Anweisung zur Bestimmung der Länge des einfachen Secundenpendels; denn es ist wohl an sich klar, dafs Anfänger, wofür das Werk zunächst bestimmt ist, sich an solche anerkannt höchst schwierige Aufgaben nicht machen werden. Selbst das gelehrte Werk von Poisson enthält eine solche Anweisung nicht. Der Verf. sagt allerdings in der Vorrede, dafs das Problem der Pendelschwingungen ein vorzüglich wichtiges und zugleich höchst interessantes sey, allein so gewifs dieses ist, so hält dennoch Ref. die hierüber mitgetheilten praktischen Anweisungen in Beziehung auf den Zweck des ganzen Werkes für eine im Allgemeinen unnöthige Zugabe, schon deswegen, weil das ganze Problem nicht vollständig gelöset werden konnte. Sehr zu billigen ist es dagegen, dafs die allgemeinen mechanischen Gesetze der Pendelbewegungen mitgetheilt sind, und dafs dabei zugleich das Princip, auf welchem die Construction des in neueren Zeiten so vielfach gebrauchten Reversionspendels und des Centrifugalpendels beruhet, einfach angegeben und bewiesen sind. Rücksichtlich des letzteren wäre es ganz nützlich gewesen, S. 168. aus der gefundenen Formel sogleich die Folgerung über das Verhältnifs der Längen des gemeinen und des Centrifugal-Secundenpendels entweder bestimmt abzuleiten, oder wenigstens darauf hinzudeuten. Inzwischen betreffen diese Bemerkungen nur Kleinigkeiten, welche dem Werthe des Werkes im Ganzen keinen Abbruch thun.

Um noch den Inhalt etwas näher zu bezeichnen, wird es genügen, nur im Allgemeinen anzugeben, dafs zuerst von der Bewegung überhaupt, von den bewegenden Kräften, vom Fall der Körper mit einer Anwendung auf das ballistische Problem gehandelt wird. In Beziehung auf dieses kann Ref. die oben gemachte Bemerkung deutlicher machen, nämlich dafs man in elementaren Werken die zu schweren Probleme überall nicht berühren müsse, wenn man sie doch einmal nicht erschöpfen kann. Nach der Belesenheit des Verfs. zu urtheilen, sind ihm die verschiedenen Versuche nicht unbekannt, die man gemacht hat, um die eigentliche Curve der im widerstehenden Mittel geworfenen Körper aufzufinden, allein sehr zweckmäfsig beschränkt er sich blos auf die praktische Theorie, und fügt dann die Bemerkung hinzu, dafs der Widerstand der Luft Abänderungen herbeiführe, welche jedoch tieferen Untersuchungen vorbehalten bleiben müssen. Es folgen dann die Centralkräfte und einige Betrachtungen über die Gesetze der Gravitation, über die Bewegung auf vorgeschriebener Bahn mit Beziehung auf die im ersten Theile abgehandelte geneigte Ebene, die Schwungbewegungen der Pendel,

Digitized by Google

die Gesetze der Umdrehungsbewegungen um Axen (sehr vollständig), und endlich vom Stofse der Körper.

Das Werk ist auf weifsem Papiere gut und sehr correct gedruckt. Einige Druckfehler lassen sich leicht verbessern, z. B. S. 184, wo es heifsen mufs: $y \cos. \alpha - x. \sin. \alpha = y$, wie selbst der Anfänger durch Nachrechnen ohne Mühe finden kann. Die Steindrucktafeln enthalten saubere und genau gezeichnete Figuren.

Muncke.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Hormayr. Neue Folge. Dritter Jahrgang, 1832. *München. Druck und Verlag von Georg Franz. VI und* 468 *S. in* 8.

Wenn Taschenbücher und Almanache in der Regel von diesen Blättern ausgeschlossen sind, so darf ein Taschenbuch, wie vorliegendes, das nicht blos der Unterhaltung, sondern wissenschaftlicher Belehrung gewidmet ist, um so weniger übergangen werden. Bei dem beschränkten Raum dieser Blätter ist es uns kaum möglich, mehr als eine dürftige Anzeige des reichen Inhalts zu liefern, weshalb wir uns auf Andeutung einiger Hauptpunkte beschränken.

Es eröffnet diesen an die früheren sich in Form und Inhalt würdig anreihenden Jahrgang eine Kriegsgallerie der Baiern, in einer Skizze von vier in der neueren Kriegsgeschichte rühmlichst bekannt gewordenen Bairischen Helden, des Fürsten v. Wrede, des Grafen von Raglovich, Freiherrn von Besserer und von Heideck (gew. Heidegger), deren wohlgestochene Porträts diesen Band zieren. Für die Poesie ist durch einige Balladen und Legenden, von E. Duller, Haas von Oertingen und Castelli (darunter sechs auf Churfürst Friedrich den Siegreichen von der Pfalz bezüglich) gesorgt; aufserdem sind noch mehrere ältere Poesien mitgetheilt, schätzbare Ueberreste des Mittelalters, wichtig in Form wie in Inhalt, zur Kenntnifs der Sprache wie der Sitten und des Lebens jener Zeit. Dahin gehört das aus einer Handschrift der Prager erzbischöflichen Bibliothek (von Clara Hölzlerinn von Augsburg zusammengeschrieben, 1470.) bekannt gemachte Lied aus den Tagen des Krieges der Fürsten und Städte, S. 22 ff., dann S. 99: Ein hübscher Spruch von Herzog Albrecht von Baiern u. s. w.; das Münchner Volkslied von der Allinger Schlacht (1422.) aus einer Münchner Handschrift, S. 125 ff.; der Judenmord in Deggendorf (1337.), ebenfalls aus einem Münchner Codex, S. 145 ff.; endlich S. 302, *Oeconomia Bohemorum*, d. i. Haushaltung deren Böhmen, so

Digitized by Google

sich noch zur Zeit rebellisch erzeigen u. s. w., aus dem Jahr 1619. Von ähnlicher Art, aber in Prosa, ist der S. 79 ff. abgedruckte Bericht „des Ritterlichen Graffen Heinrich Matthes von Thurn, was er zu Prag, Budweifs und Raab für einen Sieg und Triumph mit dem schwartzen Ochsen, auch mit dem höltzern Geschütz oder Stucken, ansehenlich eingelegt, vnnd sonderlich was er für ein herrliche *Victori* erhalten, wie er vor die Stadt Wien ist geruckt, dieselb den 6 Junii belägert, u. s. w. Eben so geben die unter No. VIII. mitgetheilten Erzählungen, zur Kenntnifs der Sitten und Gebräuche des *Mittelalters*, so wie des Luxus, Handels und dergl. interessante Beiträge, zum Theil komischer und scherzhafter Art.

Von Burgen sind in diesem Jahrgang geschildert: Werdenfels im Loisachthale, Boskowitz in Mähren, die hohe Osterwitz in Kärnthen, schon in Römerzeiten ein fester Sitz, wie hier aufgefundene Spuren des Mithradienstes beweisen, und dann schon unter den Carolingern als feste Burg, durch ihre Lage unersteigbar und unüberwindlich, bekannt, jetzt ein Khevenhüllerisches Eigen und Fideicommifs. (Sollte nicht der Name Osterwiza, Astaruuiza schon an heidnische Zeit, an die in Deutschland verehrte *Oster*, Astar, vielleicht richtiger Aestar, erinnern, wovon in so manchen Ortsbenennungen sich so deutliche und unverkennbare Spuren erhalten haben?). Zu den in früheren Jahrgängen beschriebenen Burgen Theben, Plossenstein und Scharfenstein werden mehrere Nachträge geliefert. Mittheilungen anderer Art sind: S. 86 ff.: Das Memoire der Böhmischen Exulanten von Kaiser Karls VII. Parthei, an den Aachner Congrefs, wegen Verletzung der Prager *Capitulation* 1747. oder S. 130 ff., der Vortrag des von Albert V., Herzog von Baiern, an das Tridentinische Concilium abgeordneten Gesandten Dr. Augustin Baumgärtner. Wir unterlassen nicht, auf diese höchst merkwürdige Reden die Aufmerksamkeit zu lenken, zumal da man in unsern Tagen von ähnlichen in der katholischen *Kirche* vorzunehmenden Verbesserungen, dergleichen damals in Vorschlag gebracht wurden, Viel reden hört. Uebrigens wollen wir zur Ehre der katholischen Geistlichkeit unserer Zeit wohl glauben, dafs sie unter ihrer Mitte keineswegs die Zahl von unwürdigen Gliedern zählt, die damals, zur Zeit des Tridentinischen Concils, das Ansehen und die Achtung ihrer Kirche so sehr herabsetzten, und dieselbe der gerechten Verachtung Preis gaben. Der Herzog verlangt zur Erhaltung und Befestigung der katholischen Kirche in seinen Landen vor Allem eine Reformation des Klerus nach den alten Einrichtungen, verbunden mit Aufhebung des Cölibats („da unter hundert Priester kaum drei bis vier sich fänden, die nicht in offenbarem Koncubinat oder in heimlicher Ehe lebten!); dann auch Ertheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt —

Wichtig in mannichfachen Beziehungen ist der Aufsatz S. 153 ff.

Digitized by Google

über das Ungarische Municipalwesen, S. 153—301, weil wir aus ihm die ganze höchst merkwürdige Ausbildung des Ungarischen Städtewesens von seinen ersten Anfängen an in fortlaufender Entwicklung bis auf das Jahr 1608. zu erkennen vermögen. Mit diesem Jahr nämlich schliefst sich der Aufsatz, weil der damalige Krönungslandtag die Standschaft der königlichen Freistädte gesetzmäfsig und für immer feststellte, und die Geschichte der Entwicklung und Bildung des Städtewesens damit eigentlich geschlossen ist. Wir können nur wünschen, in der Folge eine weitere Darstellung während des seitdem verflossenen Jahrhunderts, als Fortsetzung und Schlufs der ganzen Untersuchung zu erhalten. Zum Theil auf ganz anderm Wege, als in Deutschland und Italien, bildete sich das Städtewesen in Ungarn aus; weshalb es auch in Vielem einen ganz verschiedenen Charakter zeigt. Die sorgfältige Entwicklung dieser Verhältnisse läfst uns tiefere Blicke in das gesammte Leben der Nation und deren Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte seit ihrer ersten Einwanderung werfen. Die vielfache Benutzung einer Menge von Urkunden, aus denen theilweise Manches angeführt wird, und die oft sehr in's Detail gehen, bieten zugleich merkwürdige Aufschlüsse dar und zeigen überhaupt die Nation der Magyaren frühe auf einer bisher kaum geahneten Stufe der Kultur. Als Begründer der Ungarischen Städtefreiheit erscheinen zunächst hier die Könige, und darum wird sorgfältig bemerkt, was unter einem jeden derselben in dem bemerkten Zeitraum bis auf 1608. in dieser Hinsicht gethan worden ist, überall mit Anführung der Urkunden und sonstigen Belege Wir brauchen daher wohl kaum unsere oben ausgesprochene Bemerkung über die Wichtigkeit dieses Aufsatzes für gründliche Geschichtsforschung und Erkenntnifs der Entwicklung staatsrechtlicher Verhältnisse zu wiederholen.

Auch der Aufsatz S. 103 ff. „über einige Baierische Reisende der Vorzeit," verdient gelesen zu werden; das Dutzend Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder (No. 132—142. der ganzen Folge) gewährt angenehme Unterhaltung. Die Ahnentafel enthält diesmal die Stadion's, jedoch ist der Aufsatz nicht vollendet, der nächste Jahrgang wird Folge und Schlufs bringen. Das Titelkupfer liefert eine Abbildung des in der Geschichte unserer Zeit so berühmt gewordenen Oestreichischen Ministers, Grafen Johann Philipp von Stadion.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Psychologie als Wissenschaft. Von Dr. Aug. Ernst Umbreit, Privatdocenten zu Heidelberg. Heidelb. 1831, *bei Mohr.* 183 S. (1 fl. 30 kr. brosch.).

Ein Urtheil über den eigentlichen Werth obiger Schrift kann natürlich Ref., der zugleich der Verfasser ist, hier nicht aussprechen; eben so wenig würde es seinem individuellen Gefühle zusagen, eine weitläufige Anzeige des dort Geleisteten hier anzubringen. Er wird sich begnügen, durch kurze Andeutungen, wo möglich, zur weitern Verbreitung seines *Opus* behülflich zu seyn.

Die Psychologie ist eine philosophische Wissenschaft, denn ihr Zweck ist, ein nothwendiges Moment des Daseyns, welches sich als eine nothwendige Existenz in unmittelbarer Lebendigkeit ausspricht, in der Geistigkeit des Gedankens zu reflectiren, wodurch sich dieses Moment in sich selber vermittelt, somit aus seinem unmittelbaren Gegebenseyn heraustritt und durch die Bewegung des philosophischen Denkens auch selbst ein Gedachtes wird. So ist die Psychologie eine sich in ihrer Selbstständigkeit manifestirende Idee, die sich bis zur bestimmtesten Gestalt einer philosophischen Wissenschaft fortbewegt. Dieses nothwendige Moment ist nun das Ich, nicht das leere Abstractum und blos logische Substrat der Subjectivität, sondern die geistige Substanzialität des ichheitlichen Bewufstseyns, welches in selbstbewufster Selbstständigkeit im Gegensatze zu der Objectivität, aber zugleich auch in unmittelbarer und ursprünglicher Wechselwirkung mit ihr steht. Es ist die Gesammtnatur unseres geistig-subjectiven Daseyns, die menschliche Seele.

„Der Zweck der Psychologie, wenn sie eine philosophische Wissenschaft seyn soll, ist, uns ein lebendiges Bild von der menschlichen Seele zu geben, wo jede Form und jede Färbung ihr Motiv in der Einheit des Ganzen findet. Dadurch eben wird das Bild ein lebendiges, d. h. es hört auf, ein blos Aeufseres zu seyn und wird die sich selber offenbarende, inhaltsvolle und selbstständige Natur eines Dinges. Das Phänomen wird Naturgesetz, nicht dadurch etwa, weil es in eine abstracte Regel übergeht, sondern weil es als Urphänomen zur Anerkennung gelangt."

„Aus dieser Ansicht ging die unbedingte Forderung hervor, die nothwendigen Momente des Seelenlebens, ihren ursprünglichen Zusammenhang und ihre unmittelbare, gegenseitige Durchdringung zu bestimmtem und sicherm Bewufstseyn zu bringen, indem man nachwies, wie sich diese Momente als wirkliche Lebensäufserungen der Seele darstellen."

„Wenn nun auch dieses zu leisten eine absolute Forderung an die Psychologie ist, so geht doch hieraus wieder eine Seite derselben hervor, die mehr oder weniger ausgeführt werden kann; und hier

ist dann jede Untersuchung ein Schritt in die Unendlichkeit. Die Seele ist nämlich die Selbstoffenbarung einer Natur, welche sich durch eine unendliche Fülle von Lebensäufserungen ausspricht. Absolute Forderung der Psychologie, als Wissenschaft, ist es, so viele dieser Lebensäufserungen zum Bewufstseyn zu bringen, als nöthig ist, damit sich die Seele in ihren nothwendigen Momenten, als lebendiges Ganze, selber begreift. Hat die Psychologie diese Forderung erfüllt, so ist es ihr freigegeben, noch weiter in die Unendlichkeit vorwärts zu schreiten, oder mit jener Erfüllung ihre Untersuchungen abzuschliefsen. Letzteres ist die Absicht dieses Buches, wenn auch nicht die Absicht meiner Vorträge über Psychologie, denen es zu Grunde gelegt wird, und deren Berücksichtigung ein Zweck seiner Abfassung war."

Wie nun diese Ansichten als Inhalt und Methode vorliegenden Buches durchgeführt sind, unterläfst Ref. hier weitläufiger zu erörtern; nur seine Ueberzeugung von den verschiedenen Eintheilungen der Psychologie will er hier in der Kürze erwähnen. Ref. erkennt die Psychologie für eine identische, untheilbare Wissenschaft, weswegen er die Eintheilungen derselben in rationelle und empirische, reine und angewandte, allgemeine und besondere für willkürlich erkennt, indem sie dem nothwendigen Princip der Psychologie widersprechen. Die Psychologie hat das Ich zu ihrem Gegenstande, welches eine menschliche Seele ist, „sie mufs daher die sich in der Erfahrung zeigenden Kräfte und die Gestaltungen des Ich aufstellen, ohne dabei aus den Augen zu verlieren, dafs es eine nothwendige Bedingung des Daseyns des Ich ist, sich eben in der Erfahrung zu manifestiren, dafs also diese Manifestation ein aus der innersten Natur des Ich hervorquellendes Leben ist."

In der am Ende des Buches stehenden Stelle aus dem platonischen Timäus sind einige Druckfehler, welche hier zur beliebigen Verbesserung angeführt werden: S. 10. *και* l. *καὶ*; S. 11. *ἐνθουσισμὲν* l. *ἐνθουσιασμὸν*; S. 16. *παρελθοντος* l. *παρελθόντος*; S. 17. *δε* l. *δὲ*; *ἐτι* l. *ἔτι*; S. 18. *μένοντος* l. *μένοντος*; *ἔργον* l. *ἔργον*; S. 21. *σώφρονι* l. *σωφρονι*; *μουῳ* l. *μονῳ*.

Hinsichtlich des Preises und der äufsern Ausstattung des Buches kann das Publikum mit dem Verleger zufrieden seyn; möchte es sich doch auch diese kurze Anzeige als eine freundliche Einladung gefallen lassen.

Dr. *A. E. Umbreit.*

Digitized by Google

Elogio di Federico II., Re di Prussia. Scritto in Francese dal Signor Guibert, e liberamente recato in Italiano da Monsignor Capece-Latro, arcivescovo di Taranto. Berlino. Appresso Leopoldo Guglielmo Krause. 1831. *XXIV und* 186 *S. in gr.* 8.

Wir unterlassen nicht, in diesen Blättern dieser eigenthümlichen literärischen Erscheinung zu gedenken, deren Bekanntmachung wir zunächst den Bemühungen des Hrn. Dorow, der am Schlufs der Vorrede unterzeichnet ist, zu verdanken haben. Während seines Aufenthalts in Italien machte derselbe die Bekanntschaft eines durch Alter wie durch Talente und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Prälaten, des achtzigjährigen Erzbischofs von Tarent, Capece-Latro, der, nachdem er früher eine Zeitlang hohe Würden bekleidet, und unter Mürat sogar Minister des Innern gewesen (wo er durch wohlthätige Einrichtungen seiner im Ganzen nur kurzen Wirksamkeit einen bleibenden Namen verschafft hat), nun in stiller Zurückgezogenheit die Tage seines Alters der Pflege und Förderung der Wissenschaft widmet. Der ehrwürdige Greis, in dem noch jetzt dasselbe jugendliche Feuer glüht, das ihn frühe für den grofsen König der Preufsen begeistert und schon frühe den erst jetzt in den letzten Jahren eines vielbewegten Lebens zur Ausführung gekommenen Gedanken in seiner Seele hervorrief, das Lob des von ihm bewunderten, gefeierten Helden Deutschlands in Italienischer Sprache zu schildern (wozu auch die Bekanntschaft mit der damals zu Neapel sich aufhaltenden Amalia, Herzogin von Weimar, Viel beigetragen haben mag), theilte sein Manuscript dem Hrn. Dr. Dorow mit, der es nun dem wohlverdienten Druck übergeben hat. Es ist zwar dieses *Elogium* zunächst nach der Französischen Schrift von Guibert bearbeitet, aber es ist keine blofse, wörtliche Uebersezzung, wie schon das von dem Verf. aus Cicero gewählte Motto: „*Non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed genus omnium verborum, vimque servavi,*" errathen läfst; es hat sich der Italische Panegyrist in Manchem von seinem Französischen Vorbilde entfernt, da wo er bei diesem falsche Ansichten aufgestellt oder seinen Helden nicht von dem richtigen Standpunkte aufgefafst und beurtheilt sah, wie dies z. B. hinsichtlich des von Vielen so sehr getadelten Benehmens Friedrich's bei der Theilung Polens der Fall ist. Friedrich (so stellt unser Verf. die Sache dar) hatte keineswegs das Project einer Theilung Polens selbst gefafst; er hatte blos eingewilligt, oder vielmehr er gab der von zwei andern Höfen erhaltenen Einladung zur Theilnahme Gehör, weil er durch die damaligen Umstände gewissermafsen dazu genöthigt war, und eine Weigerung von seiner Seite einen Krieg hervorgerufen hätte, dessen Folgen nicht abzusehen waren, den sein Zutritt aber verhinderte, während zugleich die Erwerbung einiger neuen Provinzen Preufsen manche Vortheile für

Digitized by Google

seine innere wie äufsere Lage darbot. Diese Rücksichten, von welchen Friedrichs Politik geleitet wurde, werden hier näher entwikkelt. Ueberhaupt ist die Schrift mit vieler Ruhe und Mäfsigung abgefafst und in einer sehr fliefsenden Sprache geschrieben; was sie zugleich zu einer höchst angenehmen Lectüre empfiehlt. Der Verf. will allerdings die Thaten Friedrich's schildern und sein Lobredner seyn, aber er will sich frei halten von niedriger Schmeichelei. Und dafs ihm dies gelungen, wird Jeder gern bezeugen, der die Schrift gelesen hat. Sie beginnt mit Friedrich's Lage vor seiner Thronbesteigung, die selber Gegenstand des zweiten Capitels ist, führt uns dann in den nächsten Abschnitten durch die Geschichte der Ereignisse nach Carl VI. Tod und der dadurch veranlafsten Kriege, welche Schlesien zu einer Provinz von Preufsen machten, auf den siebenjährigen Krieg, dem der Verf. mit Recht eine ausführliche Darstellung im neunten Capitel gewidmet hat, woran sich im zehnten eine Reihe von interessanten Betrachtungen über diesen denkwürdigen Krieg anschliefst. In den drei folgenden Capiteln durchgeht der Verf. die Ereignisse seit dem Frieden von 1763. bis zu dem Tode seines Helden am 17ten August 1786, die innere Verwaltung Preufsens, in welcher dieser Fürst gleich grofs erscheint, wie im Krieg, die Verhältnisse zu den andern Mächten und dergl. m. Alles auf eine höchst anziehende Weise und in einer angenehmen Darstellung. So dürfen wir wohl erwarten, dafs die zunächst für Italien bestimmte Schrift auch in dem Vaterlande des grofsen Helden die verdiente Anerkennung allerwärts finden werde.

Poetae scenici Graecorum. Recensuit, et annotationibus siglisque metricis in margine scriptis instruxit Fridericus Henricus Bothe. Volumen IX, *quod continet Aeschyli Tragoedias quatuor. Lipsiae, sumtibus librariae Hahnianae, MDCCCXXXI. X und 350 S. Vol.* X, *quod continet Aeschyli Orestea m. 426 S. in gr.* 8.

Auch unter dem besondern Titel:

Aeschyli Tragoediae. Edidit Fridericus Henricus Bothe. Volumen prius. Prometheus Vinctus. Supplices. Septem adversus Thebas. Persae. Volumen posterius. Agamemnon. Choephoroe. Eumenides.

Wir haben die früheren Bände dieser jetzt mit Aeschylus geschlossenen Sammlung Griechischer Tragiker zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt und, da Eingehen in das Einzelne uns nicht verstattet war, im Allgemeinen den Charakter dieser neuen Bearbeitung

Digitized by Google

angegeben, welche durch eine verständige Auswahl und Benutzung des vorhandenen Apparats, so wie durch eigene, aus gründlicher Sprachkenntnifs und umfassender Bekanntschaft mit dem Gegenstande selber hervorgegangene Bemerkungen die Auffassung des Einzelnen dem Schüler oder dem, der diese Tragiker zur Privatlectüre sich gewählt, erleichtert und dadurch die erforderliche Anleitung giebt, den Sinn des Ganzen, wie das Einzelnen richtig aufzufassen, da auf gleich befriedigende Weise Sprache, Grammatik, Metrik, so wie das Sachliche berücksichtigt ist. Dafs nun bei dem schwierigen, in Sprache und Sache oft gleich dunkeln und dabei im Ganzen auch weniger bearbeiteten Aeschylus eine solche Anleitung doppelt nöthig ist, darüber kann nur Eine Stimme herrschen; je gröfser auch, zumal bei dem Mangel früherer Bearbeitungen, die Schwierigkeit ist, eine solche Anleitung in genügender und befriedigender Weise zu liefern. Der Herausgeber hat in dieser Hinsicht sein Möglichstes zu leisten gesucht, er hat auch dazu das vorhandene Material gewissenhaft benutzt, und nicht blos das berücksichtigt, was in den vorhandenen Ausgaben sich vorfand, sondern auch andere auf Aeschylus bezügliche Schriften zu Rathe gezogen, um so durch allseitige Behandlung des Gegenstandes die Gleichförmigkeit zu erzielen, welche die frühern Bände charakterisirt. Darum ist neben dem, was zunächst zum richtigen Verständnifs der Sprache und gründlicher Auffassung des Sinns gehört, auch das Aesthetische berücksichtigt, und deshalb z. B. bei jedem Stück die allgemeinen Beziehungen desselben, die Tendenz desselben, Plan, Anlage u. s. w. angegeben und selbst in den dem *βίος Αἰσχύλου* untergesetzten Noten manches Allgemeine der Art in Bezug auf den Charakter des Aeschylus bemerkt. Das Metrische ist mit gebührender Aufmerksamkeit behandelt wie in den früheren Bänden, und die frühere Einrichtung, bei den einzelnen Versen durch die beigefügten Zeichen die Metra anzugeben, auch hier mit Recht beibehalten. Ein ausführliches Register über die in den Noten erörterten Worte und Gegenstände folgt am Schlufs des zweiten Bandes, nebst einigen Nachträgen zu den früheren Bänden, besonders was die metrische Behandlung des Euripides betrifft. Die Verlagshandlung hat ihrer Seits Alles gethan, um dem Ganzen eine würdige äufsere Ausstattung zu geben und einen höchst billigen Preis des Ganzen gesetzt.

Nach einem lateinischen, am Schlufs mitgetheilten Epigramm zu schliefsen, ist der Herausgeber jetzt mit einer Bearbeitung der Homerischen Gedichte beschäftigt.

Digitized by Google

Denkwürdigkeiten der Burgen Miesbach und Waldenburg, so wie des alten Pfarrdorfes Pastberg im Isarkreise des Königreichs Baiern. Aus den Quellen bearbeitet vom Director J. Joseph Obernberg Mit einem Kupfer. München 1831, *bei Georg Franz. VI und* 48 *S. in gr.* 8.

Es bedarf kaum einer Bemerkung, wie durch Monographien der Art allein es möglich wird, genaue und gründliche Specialgeschichten einzelner Gegenden und Länder dereinst zu gewinnen, und darum mufs uns jede Gabe der Art, jeder Beitrag willkommen seyn. Die Burg Miesbach, von der zunächst in dieser Schrift die Rede ist, fällt ihrer ersten Anlage nach wahrscheinlich in den Anfang des zehnten Jahrhunderts, wo die verheerenden Züge der Ungarn, unter denen die ganze Gegend so sehr litt, die Bischöfe von Freising, wie es scheint, bewogen, durch Anlage einer Burg ihre nahe gelegenen Güter zu sichern. Wie bei andern Burgen, so siedelten sich auch um diese Burg bald dienstpflichtige Familien oder freiere Handwerker und Gewerbsleute mit Genehmigung der Herrschaft an, und so entstand nach und nach der Markt Miesbach, dessen Schicksale der Verf. bis auf die neuesten Zeiten herab berichtet. Am Schlufs des fünfzehnten Jahrhunderts mufs derselbe bereits von einiger Bedeutung gewesen seyn; auch ward er nach dem Brande von 1527. wieder aufgebaut, woran die damaligen Besitzer (seit 1516.) die Herren von Mäxelrain, lebhaften Antheil nahmen. Das Schlofs Waldenberg, jetzt Wallenburg genannt, liegt in einer anmuthigen Ebene, „am Rande ihres Absturzes in's groteske Thal der Schlierach," ernst und einsam, aber mit weiter Aussicht in die nahen Gefilde. Nach einigen historischen Erörterungen folgt S. 43 ff. Pastberg, das alte Pfarrdorf bei Miesbach. — Das Titelkupfer stellt Wolfgang Maxlrain von Waldeck dar, nach einem Holbeinischen Gemälde. Finden diese Blätter Aufnahme, so will der Verf. aus den von ihm gesammelten reichhaltigen Materialien für die Geschichte vaterländischer Städte, Burgen und Kirchspiele, ähnliche Nachrichten über die Gegenden um den Schliersee, die Kirchspiele Ellbach, Fischbachau und Zell, so wie über den Irschenberg folgen lassen.

Digitized by Google

Die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah, erwiesen von Ernst Wilh. Hengstenberg, Dr. der Phil. und der Theol., der letzteren ord. Prof. zu Berlin. Berlin, bei L. Oehmigke. 1831. *X und* 394 *S. gr.* 8.

Auch unter dem Titel;

Beiträge zur Einleitung ins Alte Testament von E. W. Hengstenberg u. s. w. Erster Band, enthaltend die Untersuchungen über die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharjah.

In der neuesten Zeit ist eine kritisirende Schule auf das Feld der alttestamentlichen Literatur hervorgetreten, welche, in ihrer Praxis der positiven Methode sich bedienend, ihrem Streben nach aber gänzlich reactionär, gerne die seither herrschende negative Kritik von ihrem Orte verdrängen, an ihre Stelle sich selber pflanzen möchte, und darauf absieht, dieselbe spurlos zu vernichten. Denn es wird nicht etwa nur behauptet, die Resultate der negativen Kritik seyen zum Theil unsicher, gemeinhin unbefriedigend; und sie reifse nur ein, ohne aufzubauen: sondern, sie seyen sämmtlich falsch, nicht hervorgegangen aus redlicher Wahrheitsforschung: vielmehr sey die negative Methode ein Kind des Unglaubens und des Hasses der Offenbarung, indem dieselben zum Voraus den Verstand der Kritiker verfinstert und ihren Willen böse gemacht haben. Diese neuen Kritiker bilden zugleich eine theologische Parthei; und liegen im Grunde nur deswegen der Kritik ob, um ihre ohne Kritik aufgenommenen Dogmen gegen dieselbe zu schüzzen, und die Kritik mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Es mufs sich aber eine andere Gattung von Kritikern, welche ebenfalls die positive Methode handhaben, gegen Verwechselung mit dieser Sorte feierlich verwahren. Jene erkennen die negative Kritik an als eine nothwendige Entwickelungsstufe, welche der positiven

Kritik, damit diese ungehinderter sich bewege und behutsam zu Werke gehe, vorangehn mufste; sie bestreiten weniger ihre wirklichen Ergebnisse, als da und dort eine voreilige Folgerung, setzen vielmehr gewöhnlich die Resultate der negirenden Methode voraus, und weisen nur ihre Uebertreibungen ab, und die Anmafsung, selbst als letzte Entwickelung der Kritik und ausschliefslich zu gelten. Diese dagegen sehen in der negativen Methode keinen Fortschritt der Kritik, sondern eine Abirrung, bekämpfen sie nicht da, we sie etwa zu weit geht, sondern bei jedem Schritte, den sie thun möchte; und sprechen ihr die Möglichkeit, Wahrheit zu finden, geradezu ab. Nämlich, wo dieselbe läugnet, läugnet sie die Tradition; die durchgängige Wahrheit aber eben dieser wird von solchen Pseudokritikern vorausgesetzt, obschon die Tradition oft keine ununterbrochene, sondern vorn am Anfang mank ist, und auch, wenn ununterbrochen, doch erst als wahr möglichst erwiesen werden müfste. Dies in allen Fällen zu leisten, halten sie für das einzige und eigentliche Geschäft der Kritik. Sie soll, was als Resultat lange feststeht, auf ihrem Wege auch herausbringen, und, nachdem die Tradition ihr Rechnungsexempel (gleichviel: wie?) gelöst und ihr Facit verkündigt hat, von diesem Facit die Rechnungsprobe machen, ohne Ansatz und Ausführung zu untersuchen; es sey denn, dafs sie, Untersuchung heuchelnd, nachträglich Alles gut zu heifsen, entschlossen sey. So verdammt sich das ausübende Subjekt zur gräfslichsten Selbstpeinigung, nimmt nothgedrungen seine Zuflucht zu allen möglichen Winkelzügen und Flausen, schlägt verblendet der Wahrheit in's Angesicht, und sucht statt ihrer mühselig seine eigene Wahrheit, den Irrthum, als wenn dieser nicht von selber käme, und ifst endlich als Lohn der Mifshandlung des eigenen Geistes alle Früchte der Unkritik, welche es, wenn auch nicht so pikant zubereitet, ohne solche Anstrengung zum Voraus haben konnte.

Digitized by Google

Von dieser wohlgesinnten und unterthänigen Kritik, die nur der Opposition opponirt, und Magd ist, wo sie gebieten könnte (wir bezeichnen sie am besten als kritisch sich gebährdenden Positivismus), unterscheidet sich die wirkliche positive Kritik schliefslich dadurch, dafs sie kein Ding überhaupt, am wenigsten die Tradition, von Untersuchung frei läfst, dafs sie, feind aller Selbsttäuschung, nichts zum Voraus Gewisses statuirt, sondern unpartheiisch und unbefangen abwägend, nach Lage der Akten ihr Urtheil spricht. Dadurch ist sie Kritik; positive aber, weil sie in alle Wege positive Resultate beabsichtigt: wann ein Buch abgefafst worden, wer sein Verfasser sey, was wirklich geschehen oder gesagt worden u. s. w., unbekümmert, ob der Erbglaube dasselbe sage, und beim Beginne und im Verfolg der Arbeit oft neugierig, was für ein Resultat herauskommen werde. Hat sie sich aber aus dem Dunkel in's Licht emporgerungen, so erschrickt sie auch nicht vor demselben, und tauscht froh entsagend den spielenden Irrthum für die ernste Wahrheit ein: redlichen Strebens froh, und wohl wissend, dafs die Kritik sich hüten mufs, erbaulich seyn zu wollen.

Zu diesen Kritikern ist nun freilich unser Verfasser nicht zu zählen; vielmehr galt er bislang als einer der namhaftesten Stimmführer unter jenen Andern, und darf, wenn der Christologie erster Band ihm noch nicht zu solcher Ehre verhalf, jetzt nach Erscheinen des vorliegenden Werkes unbedenklich als Hauptrepräsentant der ganzen kritischen Richtung, die auch die Herren Möller, Arndt, Kleinert u. A. einschlugen, angesehen werden. Keiner der genannten, und kaum ein Anderer kommt Hrn. Hengstenberg gleich an Gelehrsamkeit, gewandtem Scharfsinn und zäher Beharrlichkeit; keiner versteht so zugleich die Schwächen der Gegner und die Waffen, welche der Stoff beut, zu benutzen; keiner ist in solchem Mafse Consequenzmacher und geschulter Klopffechter, wie er.

Dafs Hr. Hengst. dieser seiner Kraftfülle sich auch wohl bewufst sey, beweist schon die Wahl seines Stoffes.

Digitized by Google

Die Authentie des Daniel zu retten, ist ein Riesenunternehmen; und in der That, hat Hr. H. früher in der Christologie Wunder gethan, so hat er sich hier selber übertroffen! Sein Buch bildet ein wohlgeschlossenes, compactes Ganzes, dessen Blöfsen sorgfältig durch Blendwerke verdeckt sind, das überall die Zähne weist, und Stacheln herauskehrt, so dafs man ihm Anfangs so wenig beikommen kann, als einem zusammengerollten Igel: es leistet für seinen ausgesprochenen Zweck mehr, als die kühnste Hoffnung erwarten durfte, mehr, als der am schwersten zu befriedigende Forderer verlangen kann.

Hat es aber seine Aufgabe auch wirklich gelöst: hat es die Authentie des Buches Daniel auch in der That bewiesen? Für den unterzeichneten Rec. nicht; und wir fürchten, auch nicht für Andere, und überhaupt nicht; denn dafs nicht böser Wille des Rec., vielleicht auch nicht Mangel an Verstande das Aufkommen einer günstigen Ueberzeugung hinderte, wird sich aus dem Folgenden ergeben, wo die Hengstenberg'sche Widerlegung der Angriffe auf die Authentie, und die von ihm aufgestellten Gründe für dieselbe zu prüfen beabsichtigt wird. Wir befolgen hierbei im Allgemeinen die Anordnung des Verfs., der von S. 225. die Gründe für die Aechtheit abgesondert den widerlegten Gegengründen nachsendet; während wir uns im Einzelnen, wo es zweckdienlich scheinen wird, Abweichungen erlauben, um nämlich durch sofortige Zusammenstellung des Homogenen aus beiden Theilen des Buches die Uebersicht zu erleichtern.

Nach Vorausschickung einer kurzgefafsten Geschichte der „Angriffe gegen die Aechtheit" des Buches Daniel, beginnt er S. 10. die Widerlegung der Gründe gegen dieselbe mit einer Kritik der daselbst vorkommenden nur angeblich oder auch wirklich griechischen Wörter. Listig stellt hier Hr. H. eine Anzahl Wörter, von denen griechischer Ursprung mit Unrecht früher behauptet, seither aber längst das Richtige gesagt worden ist, wie כַּרְזָ, פַּטִּישׁ Dan. 3, 21. [fälschlich mit dem K'tib und

Vorgängern Hr. H. hier und S. 338. פַּמְּיש], in eine Reihe mit den ächtgriechischen Namen dreier musikalischer Instrumente, deren griechischer Ursprung aber von ihm beanstandet wird.

Das erste ist S. 13. das Wort סִימְפֹנְיָה Dan. 3, 5. 15, dessen Identität mit *συμφωνία* um so weniger verkannt werden kann, als es V. 10. סִיפֹנְיָא für סַפְּנְיָא lautet, und die beiden wechselnden Vocale ִ und ִי sich durch das griechische Mittelglied Υ erklären. Hr. H. dagegen meint, letztere Umbiegung liefere den sichern Beweis (!), dafs das chald. Wort dem syr. ܣܦܘܢܝܐ entspreche, welches wahrscheinlich nicht aus dem Griechischen korrumpirt sey." Warum nicht? Dafs die beiden Wörter sich entsprechen, wissen wir wohl; auch hat der syr. Uebersetzer Daniels in den betreffenden Stellen das vgl. ܣܦܘܢܝܐ und ܣܡܦܘܢܝܐ identische ܣܘܦܢܝܐ; ist aber deswegen das chaldäische Wort vom syrischen abzuleiten? und mangelt es denn nicht beiden Wörtern an einer semitischen Etymologie? Freilich kommt *συμφωνία* erst bei Servius zur Aeneide als Name eines Instrumentes vor; es war aber doch ein solcher, und keineswegs nothwendig erst zu Servius Zeit aufgekommen. Theocrit, Bion konnten das Wort, weil es nicht in den Hexameter pafst, nicht brauchen. Haben es Andere auch nicht, so beweist dieser Umstand eher gegen das Alter des Buches Daniel, welches den Namen kennt.

Hr. H. hätte also alles über dieses Wort Ausgekramte eingepackt lassen können. Nicht minder aber auch seine Orakel über das zweite Wort קִיתָרֹס, wie man das K'tib vermuthlich punktiren mufs. Auch dieses Wortes griechischen Ursprung verdächtigt er S. 15. Die Sache ist einfach die: das Wort hat seine Etymologie im Sanskrit, kam aber ins chaldäische Idiom aus dem Griechischen.

Am possierlichsten läfst sich Hr. H. über פְּסַנְתֵּר (schreibe: פְּסַנְתֵּרִין!) vernehmen. Dazu habe de Wette

Ψαλτὴρ verglichen, was nur den Spieler eines Instrumentes bedeute; das von Andern verglichene Ψαλτήριον liege schon ferner vergl. S. 16. Ferner freilich, wenn פְּסַנְתֵּרִין, wie Hr. H. und Andere sich einbilden, ein Plural wäre; allein, dafs es ein Singular sey, darauf führt schon die Analogie der übrigen im Singular gesetzten Namen der Instrumente. Auch hat die Annahme keine grammatische Schwierigkeit; denn die beiden neben einander stehenden Vocale in der Endung des griechischen Wortes konnten bei dessen Verpflanzung ins Semitische nicht zugleich bleiben. Ganz so kommt סַנְהֶדְרִין von *συνέδριον*. Schliefslich führt Hr. H. an, dafs wahrscheinlich (?) dasselbe Wort im Rabbinischen für *olla*, *lebes* vorkomme, wodurch man an ein kesselförmiges Musikinstrument zu denken veranlafst werde. Er vergifst, dafs נֵבֶל auch ein Saiteninstrument ist, und doch zugleich Krug bedeutet.

Gemäfs dem Allem hat Hr. H. mit Recht an seinem Siege in dieser Sache gezweifelt; er vermuthet S. 16, dafs von einem oder dem andern dieser Musikinstrumente sich griechischer Ursprung könnte wahrscheinlich machen lassen. Nur sollen die Gegner dadurch nichts gewonnen haben. Denn „wer möchte leugnen, dafs schon bei der leisesten Berührung der Griechen mit den Babyloniern solche Namen zu den Letztern übergehn konnten?" Möglich allerdings; allein sehr unwahrscheinlich! Solche leise, mitunter auch harte Berührungen waren schon vor Esra vorgekommen: warum hat dieser kein griechisch Wort? Ferner bei den Handelsverbindungen influirte der Orient auf die griech. Sprache, nicht umgekehrt; und פְּלֶגֶשׁ sowie לַפִּיד sind schwerlich griechischen Ursprungs. Erst die Seleucidische Herrschaft brachte erweislich griechische Wörter in den Aramaismus; und selbst im hebräischen Theile C. 2, 3. vgl. V. 10. braucht das Buch Daniel das Wort כַּשְׁדִּים wie die Griechen für Wahrsager und Astrologen!

Digitized by Google

Gerade indefs aus der Beschaffenheit der Sprache möchte Hr. H., sich in Avantage setzend, gerne einen Beweis für die Authentie des Buches entnehmen, S. 297 fg Der Grund des Sprachenwechsels im Buche könne nur darin gesucht werden, dafs beide dem Verfasser gleich sehr geläufig waren; das Hebräische aber sey nach dem Exil allmählig durch das Aramäische verdrängt worden; und im Maccabäischen Zeitalter habe man nicht mehr hebräisch geschrieben. Schade, dafs gleichzeitig mit Hrn. Hengst.'s Buche die Existenz Maccabäischer Psalmen, auf deren Nichtvorhandenseyn er S. 238. pocht, von dem Rec. bewiesen worden ist! Der Unterzeichnete vermöchte jetzt noch viel mehr dafür beizubringen, als damals.

Dafs beide Sprachen dem Verf. gleich geläufig waren, müssen wir ebenfalls in Abrede stellen. Schon, dafs der Verf., der hebräisch schreiben wollte, bei erster Gelegenheit dieses Gewand abwirft, und über den historischen Theil hinaus ohne Noth sechs Capitel hindurch aramäisch schreibt, beweist, dafs ihm das aramäische Sprachgewand bequemer, das hebräische lästig war. Das Buch Esra darf nicht verglichen werden. Hier waren Urkunden wörtlich aufzunehmen; vor und nach ihnen wird hebräisch geschrieben, nur, um Buntscheckigkeit zu meiden, nicht zwischen denselben; und wie verschieden ist sein Aramäisches sowohl, als sein Hebräisches von dem des Daniel!

Von letzterem Umstande sagt Hr. H. wohlweislich nichts. Dagegen erhebt er Geschrei S. 303 fg., dafs das Aramäische bei Daniel und Esra von dem der Targumim so überaus verschieden sey; als wenn das viel bewiese, als wenn nicht auch im Maccabäischen Zeitalter verfafst, das Buch Daniel bedeutend älter wäre, als das älteste Targum.

Unter den Belegen bringt er S. 304. auch den Artikel, welcher bei beiden zuweilen für den *Stat. emph.* stehe. Er citirt aber keine Beweisstelle und wird nie eine beibringen können. Wir unsererseits bemerken für

einstweilen und beispielsweise nur, dafs bei Esra immer die dem Ursprunge nähere Form לְכֹם, לְהֹם fgg. steht, Esr. 5, 3. 4. 8. 9. 6, 9; dagegen bei Daniel stets die durch Abschleifung des ם entstandene לְהוֹן fgg. Dan. 3, 4. 8. 14; aber dessen ungeachtet will Hr. H., das Buch Daniel sey auch seines sprachlichen Charakters wegen ächt, d. h. vor dem Buche Esra abgefafst worden!

Eine durchgreifende Widerlegung des vorliegenden Buches innerhalb der Grenzen einer Recension, ist unmöglich — wir müfsten ein Buch dagegen schreiben — Ref. kann daher bisweilen nur Andeutungen geben, und beschäftigt sich nur mit dem Wichtigern. Am Tage liegende Sophismen oder Irrthümer werden übergangen; unfruchtbare Diskussion aber vermeidet man am besten ganz. So können wir die Nummern II — VII. in Hrn. H.'s Widerlegung der Angriffe, wo er bald Irrigem das Richtige, bald der Wahrheit einen Irrthum entgegenhält, siegt und besiegt wird, füglich auf sich beruhen lassen. Aus dem unreinen Hebraismus, dem Stillschweigen des Siraciden, aus der Stellung des Buches im Kanon, selbst aus der Stelle C. 9, 2 fgg. will Ref. theils hier, theils überhaupt keine Schlüsse ziehen. Dagegen bei seiner achten Nummer werden wir uns etwas verweilen müssen. Einzelnes zwar berühren wir nicht weiter; und von Anderem wird später die Rede seyn; Hrn. H.'s Erörterung indefs über C. 7, 1. müssen wir hier näher beleuchten.

Nach der gewöhnlichen und auch allein richtigen Erklärung sagt diese Stelle aus: in Jojakims drittem Regierungsjahre sey Nebukadnezar nach Jerusalem gekommen und habe es belagert. Nach Jerem. 25, 1. dagegen trifft Nebukadnezars erstes Regierungsjahr mit Jojakims viertem zusammen. In diesem Jahre schlug Ersterer vgl. Jer. 46, 2. die Aegypter bei Karkemisch; und in Folge dieser Schlacht kam er nach Judäa. Der Fehler Dan. 1, 1. ist sichtbar aus Mifsverstand von 2 Kön. 24, 6. entsprungen, indem der Verf. das dritte Jahr der Dienst-

Digitized by Google

barkeit mit dem dritten der Regierung zusammenschob. Grundlos ist die Annahme, welche den Fehler beseitigen sollte: es sey hier von Jojakims drittem Jahre unter Nebukadnezar, d. h. seinem eilften die Rede; denn ein Feldzug der Chaldäer im achten, wie im eilften Jahre Jojakims ist aus der Luft gegriffen; Dan. 1, 2. aber, wo eine Wegführung Jojakims behauptet ist, ruht auf 2 Chron. 36, 6. Diese Stelle dagegen auf der unbestimmten Darstellung 2 Kön. 24, 2; und wiederum diese auf den nie erfüllten prophetischen Flüchen Jer. 36, 30. 22, 18. 19.

Wie hilft sich nun aber Hr. H. aus der Klemme? Er nimmt an S. 55. vgl. S. 63, Nebukadnezar habe den Feldzug, den die Schlacht bei Karkemisch bezeichnet, schon im dritten Jahre Jojakims, und Nebukadnezars erstes Jahr (der Mitregentschaft), das dem vierten Jojakims parallel lauft, habe ebenfalls schon in Jojakims drittem begonnen; zu übersetzen aber sey בָּא Dan. 1, 1. „er zog (nach Jerusalem)," so dafs er, weil die vorausgehende Schlacht bei Karkemisch erst im vierten Jahre Jojakims geschlagen wurde, nicht mehr im dritten *hinkam*, vgl. S. 61, und das Jer. 36, 9. erwähnte Fasten zu Jerusalem gegen Schlufs des fünften Jahres Jojakims sey am ersten Jahrestage der Einnahme der Stadt durch die Chaldäer abgehalten worden, vgl. S. 59. 60. So *hätten* wir keinen Widerspruch unserer Stelle gegen andere; die Nachricht wäre richtig; und Daniel könnte sie gegeben haben.

Die Behauptung, schon im dritten Jahre habe der Feldzug begonnen, rein unserer Stelle zu Liebe adoptirt, fällt mit Hrn. H.'s Erklärung derselben. Vor jener Schlacht, d. h. im dritten und theilweise im vierten Jahre, zog Nebukadnezar keineswegs nach Jerusalem, *sondern* nach Karkemisch. Sobald wie hier der Fall wäre, Einer nicht auch im nämlichen Jahre ankommt, so wird das von jedem Schriftsteller bemerkt; oder es müfste hier heifsen: er begann seinen Zug fgg. Sollte

aber ferner בּוֹא auch gehen bedeuten, wie vielleicht Jon. 1, 3. so doch nicht ziehn von einem Feldherrn mit dem Heere: wofür in unserem Falle עָלָה stehen würde, 2 Kön. 23, 29. 24, 1. 10. 2 Chron 12, 9. 36, 6. Vielmehr ist בָּא er kam, er langte an, 2 Kön. 15, 19. 29. 24, 11. 2 Chron. 32, 1, wofür auch der Zusammenhang spricht; denn die Zeitbestimmung gilt natürlich auch für וַיָּצַר; und doch erst in Folge seiner Ankunft konnte er die Stadt belagern. Dafs endlich mit dem Fasten Jer. 36, 9. der Jahrestag der Einnahme der Stadt begangen worden, ist zwar schlau ersonnen, aber nicht wahr. Die Vergleichung von V. 29. und Jer. 35, 11. lehrt, dafs die Chaldäer im neunten Monate des fünften Jahres erst heranrückten. Der Fasttag war auch Bufstag. Beim Herankommen der Gefahr suchte man den Zorn Jehova's zu beschwichtigen, vgl. Jer. 36, 7. 2 Chron. 20, 3. Der Annahme Hengstenberg's dagegen fehlt alle wirkliche Analogie; denn dafs die Einnahme der Stadt im J. 588. nur darum begangen wurde, Sach. 8, 19. weil sie eine Katastrophe mit sich führte, erhellt aus dem Umstande, dafs keine der andern Einnahmen Jerusalems gefeiert wurde, indem keine andere Zerstörung des Tempels und Untergang des Staates nach sich zog.

In den folgenden drei Nummern IX — XI. sucht Hr. H. alles, was man vorbrachte von unvereinbaren Widersprüchen innerhalb des Buches Daniel, von unwahrscheinlichen und verdächtigen Angaben, von spätern Ideen und Gebräuchen, sammt und sonders zu widerlegen. Nicht immer ohne Erfolg; denn wie viele unhaltbare Einwendungen sind nicht gemacht worden! Man denke nur an das Gewimmer von wegen der „unschuldigen Soldaten," welche Cap. 3. verbrennen, das Hr. H. gebührend abfertigt. Seine Erörterung hat hin und wieder sogar recht glänzende Seiten. Namentlich empfehlen wir, was er gegen Herleitung der hebräischen Auferstehungslehre aus dem Parsismus vorbringt, S. 154 fgg., zur Beachtung. Im

Digitized by Google

Ganzen aber scheint er uns unglücklich gekämpft zu haben. Wir heben Einiges aus!

S. 65 fgg. zeigt Hr. H., dafs Dan. 1, 21. keineswegs aussagt, Daniel habe nur bis in das erste Jahr des Cyrus gelebt, er weist nach, dafs mit עד nicht nothwendig der äufserste *terminus ad quem* eingeführt werde. Nur schlimm, dafs er S. 131. zu C. 4, 30. das Gegentheil sagen konnte! Den Widerspruch zwischen C. 3, 14. und 2, 47. giebt er zu; allein er gehöre nicht dem Schriftsteller, sondern dem Nebukadnezar an; und es lege sich auch hier wieder der dem Rationalismus eigenthümliche Mangel an tieferer Psychologie dar, S. 69. Aber recht sonderbar, dafs einige Seiten weiter oben, S. 64, der Verf. selbst nicht begreifen will, wie Einer, zumal ein Orientale, eine Sache planmäfsig anlegen, und doch Fehler begehn, sich doch ungeschickt verrathen kann. Es giebt eine gewisse atomistische Exegese, für welche Geist des Orients, orientalische Geschichtschreibung und Dichtungsweise „ein unauflösliches psychologisches Räthsel" bleiben wird. Dafs Hr. H. auch nicht einsieht, wie dafs Typologie im Geiste des Orientes begründet sey, dafs er die Construktion des Traumes und der Deutung C. 2. nach dem Traume Pharao's und der Deutung durch Joseph ableugnet, S. 82, hat uns darum nicht gewundert; wir werden uns aber nicht anstrengen, ihm zur Erkenntnifs zu helfen; denn wer da nicht zum Voraus sieht, dem ist auch nicht zum Sehn zu helfen; und des Stoffes für Widerlegung ist noch genug übrig.

Am schwersten ohne Zweifel mufste dem Verf. die Abweisung des Einwurfs werden, dafs sich bei Daniel eine Menge unwahrscheinlicher und verdächtiger Angaben finden. Unter No. X. geht er dieselben im Einzelnen durch, von S. 69 — 137. die ersten sechs Cap. vertheidigend. Vergebliche Mühe giebt sich Hr. H. S. 79 fg., den Nebukadnezar des zweiten Capitels vom Vorwurfe, eine unsinnige Forderung gethan zu haben,

rein zu waschen; und sonderbar! jetzt begreift er plötzlich Alles. Dafs Daniel des Königs Traum, vgl. Dan. 2, 19. nachgeträumt haben soll, ist vermuthlich auch eine ganz wahrscheinliche Angabe: eben so sehr dies, als Cap. 3. das Betragen der drei jüdischen Grofsbeamten, welche, wenn sie auch der Macht ihres Gottes vertrauen durften, dennoch trotz V. 17. nicht wissen konnten, ob er sie auch retten wolle. So lange sie aber darüber keine Gewifsheit hatten, so konnten sie nicht so reden und handeln, wie sie C. 3, 16—18. thun. Hrn. H., welcher sich namentlich bei C. 3. grofse Mühe giebt, wollen wir gerne zugeben, dafs der orientalische Despot nicht schuldig war, seine Gründe für die Aufstellung des Bildes Jemanden darzulegen; allein sich selbst wenigstens sollte er, was indessen unmöglich scheint, einen Grund angeben können. Die ganze Geschichte war zwecklos, da alle Polytheisten die Götter Anderer anerkannten. Ferner war der Zweck, sey er gewesen, welcher er wolle, des kostspieligen Mittels nicht werth. Zugegeben nämlich: die Bildsäule war nur mit Goldblech überzogen (Hengst. S. 98.), so waren die Kosten doch noch ungeheuer; denn des Verfs. Einwendung gegen den Vorwurf eines Mifsverhältnisses der Höhe und Breite, ein Piedestal, und zwar ein sehr hohes, sey in der Schätzung ersterer mit inbegriffen, S. 96, ist gegen die klaren Textesworte; und wenn der Piedestal mit inbegriffen ist, so war auch dieser von Gold. Dafs das Bild aber eine blofse Götzensäule gewesen wäre, S. 95, ist eine Flause. צֶלֶם, vgl. C 2, 31 fg. kann davon nicht stehn. Solche wurden auch nicht mit Golde überzogen, und auch nicht angebetet.

Wir sind ferner mit Hrn. H. S. 86. der Meinung, dafs der „Greuel der Verwüstung" 1 Macc. 1, 55. keine Bildsäule war; dennoch bleibt Aehnlichkeit genug zurück, so dafs der Vorfall unter Epiphanes dennoch unsere Erzählung veranlassen konnte. Aufserdem wollen wir auch nicht darüber streiten, ob Daniels Abwesenheit

Digitized by Google

gegen den Verfasser des Buches einen Vorwurf begründe, oder nicht. Dafs aber dieser Umstand zeige, Daniel gebe Geschichte, vergl. S. 99, leuchtet uns nicht ein. Vielmehr wird Daniel verspart für ein ähnliches Geschichtchen, C. 6. Die Hauptunwahrscheinlichkeit endlich, die wunderbare Rettung selbst, hat Hr. H. gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Begreiflich, denn hier müfste er das Feld räumen, und sich auf das Gebiet seines zum Voraus glaubigen Glaubens zurückziehn; hier müfste er, wie S. 122, wo er von der wunderbaren Schrift C. 5. handelt, vgl. auch S. 134, erklären, dafs er die Begebenheit nicht unter eine natürliche Ansicht stellen wolle, d. i. könne: müfste uns, wie S. 213. auf den Glauben an die Offenbarung verweisen. In der That! ein Wunder, welches das Wesen eines Elementes verändert, ist ein grofses. Es ist das gröfste im Alten Testament, darum aber nicht das glaublichste.

Eben aus dem Verfahren Nebukadnezars C. 3. hätte Hr. H. einen Beweisgrund entnehmen können für die Geschichtlichkeit des Wahnsinns desselben, C. 4, weil der König dort schon als ein Halbverrückter erscheint. In diese Falle geht er klüglich nicht; giebt uns aber dafür ein Meisterstück im Flunkern. Nachdem die griechischen Historiker perhorrescirt worden, und die chaldäische Tradition, welche von dem Wahnsinne des Königs ebenfalls schweigt, ihren Ausputzer erhalten hat, unternimmt es Hr. H. S. 105 fg. gleichwohl, bei Berosus und Abydenus Spuren nachzuweisen, dafs Neb. einst wahnsinnig geworden. Bei Joseph. gegen Apion I, 20. sagt Berosus: Ναβουχοδονόσορος μὲν οὖν — ἐμπεσὼν εἰς ἀῤῥωστίαν, μετηλλάξατο τὸν βίον. — Diese ἀῤῥωστία nun soll eine Seelenkrankheit (!) gewesen seyn, S. 106. Daran hat aber Berosus gewifs nicht gedacht; denn er drückt sich sehr ähnlich, selbst das Wort ἀῤῥωστέω gebrauchend, über Nabopolassar aus, der nie wahnsinnig war. Auch meint Berosus offenbar, dafs Nebukadnezar an seiner Krankheit starb: was, wenn es eine Seelenkrankheit gewesen wäre, dem Buche Da-

niel doch widerspräche. Hr. H. fühlte wohl die Schwäche seiner Sache; er holt daher Hülfe bei Abydenus, der bei Eusebius *praep. evang.* IX, 14. Chronicon I, 59. ein Geschichtchen erzählt, wie dafs der König auf dem Dache seiner Königsburg den Babyloniern die persische Invasion geweissagt habe, und hierauf verschwunden sey. Die Erzählung ist so mährchenhaft, wie eine, und pafst zu der unsrigen ungefähr wie auf das Auge die Faust; allein, sagt Hr. H. S. 107, Wahnsinn und Weissagung standen nach den Begriffen des Alterthums in der engsten Verbindung, *ergo!* — Dafs man Seher für Wahnsinnige halten konnte, ist richtig, nicht aber umgekehrt baare Verrücktheit für prophetische Begeisterung. Dafs Abydenus ein schlechter Schriftsteller sey, gesteht Hr. H. S. 103. selbst, und das Geschichtchen beweist es. Hier aber ist er Hrn. H. gut genug; er kann ihn brauchen, und nimmt aus dem Mährchen ächt kritisch so viel heraus, als ihm gut dünkt!

Der Unterzeichnete ist es müde, Hrn. H. in diesem Punkte noch ferner durch alle Irr- und Queergänge nachzufolgen. Auch was er, nicht immer unglücklich kämpfend, zu C. 5. und 6. vorbringt, können wir fürs Erste übergehn, weil es der Hauptsache nach später bei der Prüfung des positiven Beweises vorkommen wird. Ueber die spätern Ideen und Gebräuche läfst sich von beiden Seiten viel hin und her reden, wozu wir keinen Beruf in uns fühlen. Wir eilen zum Schlusse der ersten Abtheilung, wo Hr. H. in No. XII — XIV. die Gründe zu widerlegen sucht, welche man aus der Bestimmtheit der Weissagungen, ihrem Aufhören mit Epiphanes und anderswoher entnommen hat.

Die Bestimmtheit der Weissagung in den sechs letzten Cpp., welche Abfassung *post eventum* ahnen liefs, gesteht Hr. H. zu; allein es gebe noch andere bestimmte Weissagungen im A. T., die gewifs nicht *post eventum* abgefafst seyen, so dafs also die Bestimmtheit nicht gegen Daniel beweise. Nun führt er an das Orakel Jer. 50. 51. über Babel; allein diese Weissagung ist bedeutend in-

Digitized by Google

terpolirt von einem Ueberarbeiter. Ferner Sach. 9, 1 — 8, wo Alexanders Siege fast mit histor. Deutlichkeit geschildert seyen. Es heifst dort z. B. V. 6, in Asdod soll ein Mischvolk wohnen, dessen einen Bestandtheil nach V. 7. Juden bilden. Dies ist nach Hrn. H. S. 175. dadurch erfüllt, dafs nach (Asdod? nicht doch!) Gaza Colonisten geführt wurden! Die allein richtige Beziehung dieses Abschnittes hat Ref. schon vor zwei Jahren vorgetragen. Endlich erinnert Hr. H. an Jes. 21, 1 — 10. Jes. 13. 14. nebst dem ganzen zweiten Theile Jesajas. Schade, dafs sie sämmtlich unächt sind, von der Geschichte nicht streng bestätigt, und lange nicht so bestimmt, wie die bei Daniel. Bei diesem sind es auch hauptsächlich die genauen chronologischen Angaben, selbst auf Tage sich einlassend, worin er von der sonstigen Weise der Propheten abweicht.

Als Beispiele chronologischer Genauigkeit auch bei andern Propheten schleppt Hr. H. die interpolirte Stelle Jes. 7, 8 ff. bei und die 70 Jahre, welche Jer. 25, 11. 12. 29, 10. als Zeit der babylonischen Dienstbarkeit angegeben werden. Dafs diese keine runde Zahl, sondern ein genaues Datum seyen, beweist Hr. H. so, dafs er einen falschen *Terminus a quo* stellt, das Jahr 606. vor Christus, Jojakims viertes, vgl. oben S. 120; und zwei Jahre des ganz apocryphischen Darius Medus noch addirt, S. 182. Auch sieht er nicht, dafs nach Rechnung der hebräischen Schriftsteller Nebukadnezar 45 Jahre regiert hat, und dafs Jer. 52, 31. mit den übrigen Angaben bei Jer. im Widerspruche steht. Doch wer zweifelt, dafs man jedes beliebige Resultat herausbekommen kann, sobald ein jeder Weg dazu gut genug ist, und dafs man bisweilen auch schlechte Wege nicht verschmähen darf, wenn man auf ein schon bekanntes Ziel lossteuert!

Wäre das Buch Daniel ächt, so würde besonders befremden, dafs darin Schicksale von Reichen geschildert werden, welche dazumal noch gar nicht existirten. Hr. H. gesteht S. 185. zu, dafs das Buch Daniel hierin

Digitized by Google

weiter gehe, als die übrigen; jedoch fänden sich auch sonst Beispiele. So beziehe sich Sach. 9, 13. auf Macedonien, vgl. aber Jo. 4, 6. Das Orakel wäre ja, da auch Ephraim gegen Javan kämpfen soll, in den Zeiten der Maccabäer gar nicht erfüllt worden. Ein merkwürdiges Beispiel sey ferner Bileams Weissagung, 4 Mos. 24, 24, die sich auf Alexanders Expedition beziehe. Allein sie bezieht sich auf den Einfall der Griechen in Cilicien zu Sanheribs Zeit, vgl. des Ref. Begriff der Kritik fg. S. 55, und ist *vaticinium ex eventu*. Die Stellen endlich Mich. 4. und Jes. 39. können Hrn. H. weiter nichts helfen. In jener Zeit war Babel unabhängig, und dafs eine Wegführung dorthin gedroht wird, ist ganz in der Ordnung.

Die nun folgenden erbaulichen Betrachtungen S. 187 bis 195, können wir, weil sie zur Sache nichts weiter thun, füglich überschlagen. Doch beherzige man die exegetische Regel S. 189, dafs häufig erst die Erfüllung entscheide, was an einer Weissagung bildlich und was sachlich aufzufassen sey!

Zum Schlusse übrigens erklärt Hr. H. die bedeutende Specialität der Weissagung bei Daniel daraus, dafs sich die Prophetie habe stärker äufsern müssen, weil alle Einwirkung Gottes auf die Theokratie mit dem Exile aufhörte. Es mufste alle Weissagung auf einmal zu Haufe geschüttet werden. Wie schön, wenn man für Alles einen Grund aufzutreiben weifs! Dafs die Prophetie nach göttlichem Rathschlusse ganz aufhören, dafs ein langer Zeitraum auf einmal umfafst werden mufste, schliefst Hr. H. aus der anticipirten Aechtheit des Buches Daniel, für diese aber hinwiederum entlehnt er von jenem Rathschlusse aus einen Beweisgrund!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dr. *Hengstenberg's Authentie des Daniel und Integrität des Sacharjah.*

(Fortsetzung.)

Hat Hr. H. die Bestimmtheit der Weissagungen Daniels zugegeben, so wird dagegen ihr Aufhören mit Epiphanes geläugnet. Er meint zuerst S. 197: „wenn auch, so bewiese es nichts." Aufser, dafs dieser Daniel damals eben gelebt hat. Sodann aber unterzieht er sich dem Beweise, dafs sehr bestimmte Weissagungen des Buches über Epiphanes hinausgehen. C. 9. beziehe sich auf Jesus Christus, C. 2. und 7. gingen noch viel weiter herunter. Hr. H. sucht nämlich die kirchlich-orthodoxe Meinung wieder hervor, die wir, sie zu widerlegen, kurz zusammengedrängt hierhersetzen.

Von der wohl richtigen Voraussetzung ausgehend, die Vision C. 7. entspreche dem Traumgesichte C. 2, nimmt die Kirche nebst der Synagoge an, an beiden Orten seyen die vier Weltreiche, das Assyrisch-Babylonische, das Medopersische, das Griechische Alexanders und das Römische symbolisirt. Das fünfte Reich wäre das Messianische; und nur über die Bedeutung der 10 Hörner des vierten Reiches, so wie des eilften Hornes äufsern sich abweichende Meinungen; indem die Juden meist 10 römische Kaiser und den Titus, oder Gog und Magog, die Christen gewöhnlich 10 Königreiche dem Symbole unterlegen. Die letztere Meinung adoptirt auch Hr. H.; und zwar sey das römische Reich in das ost- und weströmische zerfallen, vgl. C. 2, 41. Die zehn Hörner aber, resp. Könige, vgl. 7, 24, seyen Königreiche, vgl. 7, 17, schon C. 2. durch die zehn Zehen symbolisirt. Um diese runde Zahl irre die Zahl der Reiche im grofsen Gemeinwesen Europa's schwankend herum, bald mehr, bald weniger betragend; doch werde zur Zeit der Enderfüllung diese Zehnzahl wahr-

Digitized by Google

scheinlich eine bestimmte seyn, wie daraus hervorgehe, dafs der eilfte König drei Könige und ihre Reiche (?) vernichten solle. M. s. besond. S. 211. 12.

Diese Auffassung, welche die Prophetie Daniels gänzlich aus ihrer historischen Stellung herausreifst, und gegen alle Analogie denselben auf Jahrtausende hinaus weissagen läfst, setzt sich zuvörderst dadurch gegen die übrigen Erklärungsversuche in Nachtheil, dafs sie eine Enderfüllung in der Zukunft noch erwartend, die Erklärung jener Zehnzahl, jener drei Hörner und jenes eilften geradezu aufgiebt. Wer bürgt uns, dafs die Zukunft den von Hrn. H. auf sie ausgestellten Wechsel honoriren wird? Am augenscheinlichsten aber widerlegt wird jene Auffassung durch die Stellen C. 8, 9 ff. 11, 21 ff., 30, wo in ähnlichen Ausdrücken, wie hier V. 11. und 25. vom eilften Horne, von Antiochus Epiphanes die Rede ist. Die Ausrede, Antiochus Ep. bilde den Antichrist ab, S. 213. ist ungenügend, und darauf zu restringiren, dafs das Neue Testament 2 Thess. 2, 3. für den Antichrist die Farben vom Antiochus Ep. C. 11. entlehnt, nicht aber Daniel den letztern nach einem Antichrist malt. Dafs unter dem eilften Horne kein anderer, als Antiochus Ep. zu verstehn ist, beweist auch die Uebereinstimmung der Zeitmafse C. 7, 25. 12, 7; allein das Alte T. aus dem Neuen erklärend, hat mit Verweisung auf Offenb. 12, 6. Hengst. auch hiergegen die Augen verschlossen.

Es ist aber überhaupt schon ein schwerer Fehler, unter den Hörnern hier Königreiche zu verstehen, da doch C. 7, 24. Königreich und König in Gegensatz treten, und V. 8. das eilfte Horn deutlich als eine Person, als ein menschliches Wesen bezeichnet wird. Dagegen endlich, dafs das christliche oströmische und christliche weströmische Reich zum messianischen einen Gegensatz bilden sollen, spricht alles Mögliche, am lautesten V. 26. 27, indem, wenn dies vierte Reich zu Grunde gehn soll, die „Heiligen des Höchsten," denen das messianische Reich wird, nur die dem Staat entfremdeten Pie-

Digitized by Google

tisten und Separatisten seyn könnten: was vermuthlich auch Hr. H. meint; wogegen das Neue T. die Bekenner Christi überhaupt, auch vor seiner Ankunft die Heiligen nennt, und sie am Reiche Theil nehmen läfst. Aller Vortheil also, die Doppeltheilung und Zehntheilung des vierten Reichs durch solche Beziehung am genügendsten nachweisen zu können, vgl. S. 211, würde, wenn auch die Nachweisung vollständig gelänge, durch gröfsern Nachtheil wieder aufgewogen.

Konnte Hr. H. im vierten Thiere das Reich Alexanders und seiner Nachfolger verkennen, so entdeckt er es *desto* zuversichtlicher S. 203. im dritten Thiere. Dadurch steht seine Ansicht mit der Bertholdt'schen noch in einigem Zusammenhang, indem dieser im dritten Thiere ebenfalls Alexanders Reich findet, das seiner Nachfolger aber unter dem vierten symbolisirt sieht. Die entgegenstehende Meinung Eichhorn's, Bleek's u. A. erblickte im dritten Thiere das Persische, im zweiten das Medische, im vierten das Reich Alexanders und seiner Nachfolger. Unser Verf. weist nun gegen beide befriedigend nach, dafs weder Alexanders Reich von dem der Nachfolger, noch auch (vgl. S. 200. 201.) das Persische vom *Medischen* zu trennen seyn dürfte, und — triumphirt zu früh! Er erhält nämlich so allerdings zum vierten Reiche das Römische; allein in seiner Auslegung, wie in den andern liegt ein πρῶτον ψεῦδος, nämlich das, unter dem ersten Thiere statt Nebukadnezars Person das chaldäische Reich zu verstehen. Die Worte des vierten Verses bezeichnen als Substrat des Bildes deutlich und absichtlich einen Menschen, und zwar, vergleicht man V. 8, denjenigen, der auch sonst Typus des Antiochus Ep. war. Wie kann man denn die Worte „es stand auf seinen Füfsen, wie ein Mensch, und hatte Menschenverstand" von einem Reiche verstehen? Ferner ist ja C. 2, 38. mit klaren Worten gesagt: „Du (Nebukadnezar) bist das goldene Haupt;" und wie hätte endlich der Verf. C. 2, 39. das Medo-persische Reich für geringer als das chaldäische ausgeben können? Vielmehr

bezeichnet das zweite Thier das babylonische Reich nach Nebukadnezar. Es war geringer an Macht und Ansehn; daher wird das Thier nur überhaupt als ein fleischfressendes und weniger furchtbar, als die übrigen beschrieben; ist auch nur einem Bären schlechtweg ähnlich. Die Dreizahl der Rippen in seinem Rachen ist nicht weiter zu urgiren, da, wo wir „ein Paar" sagen würden, dem Hebräer die heilige Zahl drei am nächsten lag. Vollkommen ungeschickt aber erklären die Exegeten diese תְּלָת עִלְעִין gegen Sprache und Zusammenhang für drei (!) Fangzähne. Das Thier wird ja gezeichnet, vergl. auch Hrn. H. S. 354 Anm., als, halb aufgerichtet, von einem erlegten Wilde drei Rippen zwischen den Zähnen haltend.

Das dritte Reich ist das Medopersische, dessen vier Könige, Coresch, Darjavesch, Achaschverosch und Artachschast durch die vier Köpfe symbolisirt sind. Da das Thier diese vier Köpfe schon hat, und sie nicht erst an die Stelle von Einem treten, so ist damit ein hinreichender Unterschied gegen die Darstellung C. 8, 22. gegeben, wo die vier Hörner Alexanders Hauptnachfolger sind. Die Juden wufsten nur von vier persischen Königen, vgl. C. 11, 2, wo Cyrus bei הַרְבִיעָי mitgezählt ist. Wie unbekannt ihnen Persiens Geschichte war, erhellt schon aus der bekannten Verwechselung des Darius Nothus mit Codomannus.

Das vierte Reich ist die Macedonisch-seleucidische Dynastie. Die Seleuciden vorzugsweise waren als Herrscher Asiens an die Stelle des grofsen Königs Alexander getreten. Dieser, nicht Seleucus Nikator, ist mit dem ersten Horne gemeint; und die drei, welche vor dem eilften entwurzelt wurden, sind Seleucus Philopator und, der ihn angeblich auf des Epiphanes Anstiften vergiftete, Heliodorus, nebst dem Neffen des Epiphanes, Demetrius, dem sein Oheim widerrechtlich den Thron raubte. Heliodorus usurpirte den Thron, Demetrius bestieg ihn nachmals wirklich. Beide kounten daher hier

Digitized by Google

aufgeführt werden; wogegen an Ptolemäus Philometor allerdings nicht mit Bertholdt zu denken ist. So reicht aber die bestimmte Weissagung wirklich nur bis auf Antiochus Epiphanes herunter; die Wahrscheinlichkeit also, dafs in dessen Zeitalter der Verfasser des Buches Daniel gelebt habe, besteht fort; und Hrn. H. ist seine Beweisführung abermals mifslungen!

Bei so bewandten Umständen kann Hrn. H. der glückliche Erfolg partieller Gefechte nichts helfen. Was fruchtet es ihm, wenn die Stelle C. 12, 4. der Frage, warum das Buch früher nicht bekannt geworden, wirklich nicht vorbeugen wollte, wie doch wahrscheinlich ist. Oder was hilft das Vorhandenseyn einer moralischen Tendenz? Es beweist dies für Hrn. H. gerade soviel, als die lobrednerischen Stellen von Daniel für die Widersacher der Authentie.

Der Kampf mit Hrn. H. über No. XIV. lohnt sich der Mühe nicht: wir langen endlich an bei den Gründen für die Aechtheit des Daniel, bei der positiven Beweisführung, bei welcher wir indefs kürzer, als bei der negativen verweilen.

Unter den positiven Gründen stellt er an die Spitze das Zeugnifs des Verfs. selbst. Er erweist nochmals die Identität des Verfassers von beiden Theilen, und zeigt, was wir indefs lange wissen, es sey nicht blofse Einkleidung, dafs sich der Verfasser als Daniel kund giebt. Nun findet er aber bei ihm einen „hohen und tiefen Geist u. s. w., mit dem sich Lüge nicht reimen lasse. Hr. H. vergifst, Proben zu geben, vergifst mit Hrn. Sack, dafs die hier vorkommende Entgegensetzung des Menschenbefehles und des Wortes Gottes sich aus den Maccabäischen Zeiten am besten erklärt; und bedenkt nicht, dafs eben damals es Sitte ward, neuen Schriften, um ihnen mehr Autorität und leichtern Eingang zu verschaffen, berühmte Namen des Alterthums vorzusetzen. Der Verfasser des Buches Daniel war sichtlich ein frommer und guter Mann von mittelmäfsigem Talente, der trösten, ermahnen und im Glauben stärken wollte.

Digitized by Google

Vergriff er sich hierzu im Mittel, so sah ja auch die neuere Zeit Beispiele, dafs man der Moral etwas vergab zu Gunsten der Dogmatik. —

Unter No. II. giebt sich der Verf. von S. 237. an viele Mühe, eine Abschliefsung des Kanons zur Zeit des Esra und Nehemia zu beweisen. Schade, dafs es maccabäische Psalmen giebt! Hr. H. bringt sogenannte Zeugen vor, die von der Sache so viel wissen, als wir vor der Untersuchung, den Josephus und das zweite Buch der Maccabäer. Unternommen wurde die Sammlung wohl schon vor Esra; aber auch unter diesem in jetziger Gestalt vollendet (was Hr. H. S. 253. perfid einschwärzen möchte)? Nimmermehr!

Vorfälle aber, wie 1 Macc. 4, 46, wo erzählt wird, man habe aus Rathlosigkeit in Ermangelung eines Propheten die Steine des abgebrochenen heidnischen Altars aufbewahrt, beweisen gerade das Gegentheil von dem, was Hr. H. daraus folgert. Man wollte parallel über die Authentie des dargebotenen Buches kein Urtheil fällen; man liefs es also gewähren und bewahrte es fürs erste auf. Und gerade die Verehrung der Juden für ihre heiligen Schriften mufste sie zu einem verwerfenden Urtheile behutsam machen. Dafs endlich die Uebersetzung der LXX. schon durch ihre Existenz beweise, ihr Verfasser habe den Daniel den unzweifelhaft kanonischen Schriften beigezählt, vergl. S. 256, ist nicht wahr. Dann müfste das Buch Sirach und das erste Buch der Maccab. auch als kanonisch gegolten haben. Der Satz beweist nichts, weil er zu viel bewiese.

Wenn freilich alles, was Hr. H. bisher vorbrachte, so sehr unhaltbar ist, so läfst sich mit dem Nothgedrungenseyn die Feigheit entschuldigen, dafs er S. 258 fg. sich bei einem kritischen Streite hinter Christus und die Apostel verkriecht, und dem Kampfe einen gehässigen Charakter giebt: ohne weitere Frucht, weil in solchen Dingen die Apostel irren konnten, Christi Worte aber mittelbar, durch Andere überliefert sind, und wir (zumal die (nur griechischen) Relationen von einander abwei-

Digitized by Google

chen, *ipsissima verba Christi* nicht mehr haben. Hinter dem Schirme des N. Testamentes schöpft unterdefs Hr. H. Muth, so dafs er S. 277 fg., wo er Spuren dieses Buches in maccabäischen Zeiten nachweisen will, unserem Verstande die beleidigende Anmuthung zu machen wagt, wir sollten das ganze einfältige Geschichtchen Joseph. Archl. XI, 8, 5. von Alexanders Empfang durch den Hohenpriester, von der Adorirung desselben durch Alexander, von der Vorzeigung des Buches Daniel u. s. w. für baare Münze nehmen, ohne einen einzigen falschen Groschen darunter wittern zu dürfen. Die so ganz mit dem Charakter Alexanders unverträgliche Adoration des Josephus oder seiner Gewährsleute flofs aus jüdischem Nationalhochmuth, der auch Archl. VIII, 7, 3. Salomo's Rosse mit Goldstaub puderte. Dafs Alexander in Jerusalem war, dafür würde Josephus seine Quellen angeben, wenn er gehabt hätte. Wie es aber mit Quellen und geschichtlicher Wahrheit überhaupt hier bewandt sey, lehrt der Umstand, dafs von Sanballat a. a. O. §. 2. 3. 4. 6. eine Menge Dinge erzählt sind, die aus dem einfachen Grunde nicht wahr seyn können, dafs Sanballat hundert Jahre früher gelebt hat. Desgleichen ist auch das *Buch* Daniel nicht vorgezeigt worden, weil es noch nicht geschrieben war. Beiderlei Erzählungen sind nicht historische Zeugnisse, sondern Folgerungen aus den unrichtigen Prämissen, Sanballat und das Buch Daniel hätten damals existirt. Und allerdings! hätte man das Buch Daniel gehabt, so wäre es sicher vorgewiesen worden; und — heidnische Schriftsteller würden davon ebenfalls Bericht erstatten. Dafs endlich Leo, „dieser erbitterte und verblendete Feind der geoffenbarten Religion und des Bundesvolkes" in seinen bekannten Vorlesungen S. 200. das Geschichtchen nicht gerade unwahrscheinlich findet, beweist nicht für Hrn. Hengst., sondern gegen Hrn. Leo selber, der in jenen Vorlesungen nirgends den wirklichen Kritiker verräth. Hat doch dieser Schriftsteller demselben Josephus auch ein anderes Mährchen nachgeschrieben: von den 2000 Talenten,

Digitized by Google

die Hyrcan aus Davids Grab genommen habe, welche, wenn noch Hyrcan sie holen konnte, noch heute daselbst vorhanden seyn werden.

So gewifs diese Spur von Existenz des Buches Daniel in vormaccabäischer Zeit erst später eingedrückt ist, so lose und unsicher sind andere, die Hr. H. von S. 288. an aufführt. Die Rede Mattathias würde allerdings wegen 2 Macc. 2, 59. 60. als ein Zeugnifs anzusehen seyn, dafs in der Maccabäischen Periode das Buch Daniel vorhanden war, wäre jene Rede ihm nicht durch den Geschichtschreiber in den Mund gelegt. Von einem andern Punkte, dafs die LXX. die vielleicht aus Daniel geschöpfte Lehre von Schutzengeln der Reiche in zwei Stellen hineingetragen, giebt der Verf. selbst die Geringfügigkeit zu. Desto mehr Gewicht legt er darauf, dafs das erste Buch der Maccabäer, griechisch geschrieben von Hause aus, das Buch Daniel nach den LXX. benutzt habe. Da müsse ja die alexandrinische Version sehr alt seyn, müsse an die angebliche Abfassungszeit des Daniel sehr nahe hinaufreichen. In diesem Falle aber müfste sie besser seyn, als sie ist; also müfste die Abfassungszeit des Buches höher hinaufliegen. Diese verschiedenen Nothwendigkeiten leuchten uns nicht ein. Warum eine Uebersetzung besser seyn müsse, wenn sie bald nach dem Originale niedergeschrieben worden, sehen wir nicht ab. Es kommt mehr auf die Natur des Originals an — dieses ist in unserem Falle vielfach schwierig und dunkel — und die Fähigkeit des Uebersetzers. Auch ist die Uebersetzung verhältnifsmäfsig nicht so schlecht, als Hr. H. zu glauben sich anstellt. Mit jener Benutzung endlich könnte es sich eben so leicht umgekehrt verhalten, und das erste Buch der Maccabäer war eben doch ursprünglich hebräisch geschrieben. Zum Abschiede aber von dieser Nummer machen wir Hrn. H. auf die Stelle Neh. 1, 5. aufmerksam, die er, vgl. S. 149, wohl auch schon gesehen hat. Diese ist Dan. 9, 4. fast wörtlich abge-

Digitized by Google

schrieben, und beweist dadurch mit, dafs das Buch Daniel nicht authentisch ist.

Da Ref. den Beweis des Hrn. H. aus der Sprache schon beleuchtet hat, so können wir zum Capitel von des Buches genauer Kenntnifs der Geschichte übergehen. Nämlich nicht damit zufrieden, den Einwurf historischer Unrichtigkeiten vermeintlich abgewehrt zu haben, versucht Hr. H. den Nachweis einer Geschichtkenntnifs des Verfassers, wie das maccabäische Zeitalter sie nicht aufweisen konnte; was einen neuen Beweis für die Authentie abgiebt. Ref. hat das Gegentheil gefunden. Wir wollen unsere Ansichten mit möglichst weniger direkter Polemik gedrängt hier darlegen.

Erstlich mufs Ref. darauf bestehn, dafs C. 5. Belschazar als leiblicher Sohn Nebukadnezars erscheine, s. dag. Hrn. H. S. 47. Ein Anderer konnte, wenn אָב Vorfahr überhaupt bedeuten sollte, den Nebukadnezar unmöglich durch מַלְכָּא אֲבוּי bezeichnen, V. 13, weil so, welcher Vorfahr gemeint sey, undeutlich bleiben mufste. Auch wäre die Parallelisirung von Vater und Sohn, wenn Belschazar nur überhaupt ein Nachkomme Nebukadnezars, nicht leiblicher Sohn ist, gezwungen, ohne Motiv und vgl. besonders V. 22. im höchsten Grade unpassend. Darum wollte man den Belschazar auch schon mit Evilmerodach identificiren, den dagegen Hr. H. mit Rosenmüller für Belschazars Vater hält. Wir sind mit Hrn. H. der Meinung, die V. 10. erwähnte Königin sey die Königin Mutter, vgl. S. 47. 318; doch, da sie nur immer Nebukadnezars gedenkt, ist sie auch dessen, und nicht Evilmerodachs Wittwe. Unter Belschazar nun wäre nach V. 30. C. 6, 1. während eines nächtlichen Gelages Babel von den Medern erobert; er selbst aber im Blutbade ermordet worden. Mit diesen Angaben stimmt mehr und weniger die Sage bei den Griechen überein. Herodot, der den Nebukadnezar Λαβύνητος nennt, I, 74, sagt, gegen dessen ebenso benannten Sohn, vgl. I, 77. 188. sey Cyrus gezogen. Auch erwähnt er

die Mutter des Königs, Νίτωκρις, I, 185, und erzählt, als die Stadt genommen wurde, habe man gerade ein Fest gefeiert, C. 191, auf welches nach Xenophon Cyrop. VII, 5, 15. Cyrus seine Maſsregeln berechnete Nach eben dem Letztern wurde die Stadt bei nächtlicher Weile erobert, und der König getödtet. Völlig im Widerspruche mit diesen Angaben steht die Geschichterzählung des Berosus bei Joseph. g. Apion 1, 20. und die harmonirende des Megasthenes Euseb. Chron. I, S. 59 fg. vgl. Polyhistors Auszug aus Berosus a. a. O. S. 45, nach welchen der letzte König nicht Nebukadnezars Sohn, überhaupt nicht von königlichem Geblüte war; in der Feldschlacht von Cyrus geschlagen, sich in die Feste Borsippos einschloſs, und daselbst, nachdem inzwischen Babylon gefallen war, sich zu ergeben genöthigt, von dem Sieger nach Caramanien geschickt wurde. Für die Wahrheit dieser und die Mährchenhaftigkeit der entgegengesetzten Erzählung sprechen mehrere Gründe.

Für den einheimischen Schriftsteller spricht schon eben der Umstand, daſs er ein einheimischer ist, an welchen Kunde der dunkeln Geschichte seines Vaterlandes leichter kommen konnte. Daſs er nicht erdichtete, verbürgt sein anderwärts erprobter schriftstellerischer Charakter; und daſs namentlich seine Erzählung der Geschichten nach Nebukadnezar Wahrheit sey, dafür legt Zeugniſs ab der biblische Historiker einer-, der griechische andererseits. Herodot, weil sein Name Λαβύνητος dafür beweist, daſs Ναβόννηδος des Berosus, wofür Abydenus Nabonedoch giebt, nicht aber Belschazar Daniels der richtige Name ist: die Bibel, weil sie 2 Kön. 25, 27. übereinstimmend mit Berosus einen andern Sohn des Nebukadnezar, den Evilmerodach, nennt. Ferner giebt Berosus die einzelnen Regierungszeiten so detaillirt und mit der anderwärts bekannten Chronologie harmonirend an, daſs seine Angaben unmöglich aus der Luft gegriffen seyn können. Mit Herodot endlich harmonirt er gegen Xenophon in der Nachricht von einer Babylons Einnahme vorausgegangenen Schlacht, und

Digitized by Google

widerspricht in sofern nicht, als er den gewaltsamen Tod des Königes gar nicht erwähnt, während §. 29. Xenophon mit unserm Verfasser davon Bericht erstattet.

Der einzige Punkt, worin Herodot mit Daniel zusammentrifft, ist der Irrthum, dieser Labynet sey Sohn jenes ersten gewesen: veranlafst oder unterstützt durch die Namensähnlichkeit, indem zugleich die Tradition vermuthlich nur dieser beiden Könige Namen aufbewahrt hatte, weil die dazwischenliegenden kein Interesse boten, die beiden Labynete aber mit den Ausländern in Berührung gekommen sind. *) Nur hierin weicht Herodot von der Wahrheit ab, und warum, haben wir erklärt. Für Daniels Glaubwürdigkeit hingegen, auf welche er ohnehin erst nach Rechtfertigung seiner Wundererzählung Ansprüche haben wird, spricht es in der That nicht, dafs er, wo er von den Geschichtschreibern abweicht, sich mit dem Romanschreiber zusammenfindet, an den, so wie an Daniel, nicht einmal der Name des letzten chaldäischen Königs mehr gelangte.

Wie dafs es indessen dem Nichtkenner und Erdichter der Geschichte näher lag, den König in seiner belagerten Residenz gegenwärtig seyn und im Blutbade umkommen zu lassen, als ihn in eine Festung zu flüchten, während die Residenz belagert wird, bedarf keines Nachweises. Und wenn auch nach Herodot die Babylonier in jener Nacht gerade ein Fest feierten, so zeigt doch Jes. 21, bes. V. 5, dafs ihre Nächte in Orgien zu verbrausen, die Babylonier im Rufe standen. Mit Unrecht beziehn Hr. H. S. 325. und Gesenius z. d. Stelle dieselbe auf Daniel 5. Sonnenklar ist daselbst nicht vom Einstürmen in die Stadt, sondern vom Heranziehn gegen dieselbe die Rede.

*) Der Fehler wurde aber wirklich begangen; denn, dafs der Name Λαβύνητος bei Herodot allgemeiner chaldäischer Königstitel sey, anzunehmen, ist unnöthig, und ist falsch, weil in diesem Falle Herodot die Gleichheit des Namens I, 188. nicht noch besonders bemerkt haben würde.

Digitized by Google

Was übrigens schliefslich Hr. H. S. 326. gegen Berosus einwendet, er habe die chaldäische Geschichte idealisirt, und um von Nebukadnezars Hause die Schmach zu entfernen, den Nabonned zu einem babylonischen Privatmann gemacht, mag zum Theil gegen Megasthenes gelten; ist jedoch für Berosus ganz grundlos, und erklärt zu wenig; denn Berosus konnte ja den Nabonned doch wenigstens in Babylon umkommen lassen, wenn die Sache sich wirklich so verhielt, während er ihn, und zwar nicht, wie Abydenus will, als Statthalter nach Caramanien verwiesen werden läfst. Ueberhaupt aber die ganze Farbe der Erzählung bei Berosus widerlegt jene Anklage.

An das fünfte Cap. des Buches Daniel schliefst sich das sechste aufs engste an, und bildet im Grunde mit demselben ein Ganzes. Auch lassen sich gegen die Geschichtlichkeit seines Inhalts eben so sehr, wie gegen das vorangehende gewichtige Zweifel erheben. Wir schweigen von dem Edikte selber, dessen Beobachtung nicht controllirt werden konnte, das in hundert Vorkommenheiten des bürgerlichen Lebens verletzt werden mufste; wir schweigen von der Seltsamkeit, dafs Daniel sich nicht besser vorgesehn haben sollte, da ihn und nachher den König nur wahrer Fanatismus Rettung hoffen lassen konnte; selbst die wunderbare Rettung wollen wir nicht urgiren: hier grofsmüthig zu seyn, kann uns nicht schwer fallen, da der übrige Inhalt des Capitels, sofern er zur eigentlichen Medo-persischen Geschichte gehört, noch hinreichend Stoff zu zweifeln giebt.

Wäre Darius der Meder eine historische Person, so könnte er nur der Cyaxares Xenophons seyn. Aber selbst nach Xenophon hat nicht dieser, sondern Cyrus, und zwar nachdem ihm Cyaxares die Regierung abgetreten hatte, Satrapien errichtet, Cyrop. VIII, 6, 1. vgl. 5, 19. Nach Herodot III, 89. that es Darius Hystaspis, darum, während Cyrus Vater, der Krämer genannt: wie einst Salomo ähnlich 1 Kön. 4, 7. um das Finanzwesen zu regeln. Er errichtete aber nur 20 Satrapien, nicht 120,

Digitized by Google

wie Dan. 6, 2. steht, für welche das Reich zu klein war; und unser Verf., welcher schon C. 3, 2. abusive von Satrapen, aber auch von den פַּחוֹת gesprochen hatte, und also mit dem Worte Satrap den richtigen Begriff verbunden haben dürfte, hat denselben Fehler begangen, wie die Chronik, welche 2 Chr. 3, 4. dem אוּלָם des Tempels statt 20, wie wahrscheinlich, 120 Ellen Höhe gab. Auf die 127 Landschaften, מְדִינוֹת, nicht Satrapien, des vielfach fabelhaften Buches Esther kann man sich dagegen gar nicht berufen; und die drei Vorgesetzten endlich der Satrapen selber, sind gegen alle historische Ueberlieferung und Analogie.

Nun mufs aber nicht nur dieser Regierungsakt, sondern auch selbst die Existenz dieses Darius Medus in Zweifel gezogen werden. Wir sehen davon ab, dafs sein und seines Vaters Name C. 9, 1. mit denen bei Xenophon nicht harmoniren. Dieser König selbst findet sich nur bei Daniel und Xenophon, welcher letztere sogar VIII, 7, 1. für ihn der Regierung des Cyrus 22 Jahre, vgl. Herodot I, 214. abgezogen hat. Aeschylus nämlich Pers. 761 fg., wozu Herodot I, 105. zu vergleichen, beweist eher gegen, als für ihn; und Joseph. Archl. X, 11, 4. ist gar keine Autorität. Auch die fabelhafte Stelle des Abydenus aus Megasthenes *Euseb. praep. evang.* IX, 41, wo der Meder, dessen Assyrien sich rühmte, d. h. die früher Assyrien unterworfenen Meder Herod. I, 95, Verbündeter der Perser gegen Babel ist, kann für Darius Medus nichts beweisen; und wenn Jes. 13. 14. 21. die Meder, nicht die Perser genannt werden, so erinnere man sich, dafs noch weit später die Griechen Meder für Perser gesetzt haben. Dafs endlich die Dariken, wie schon ihr hebräischer Name muthmafsen läfst, nicht von einem Darius, also auch nicht vom D. Medus, benannt sind, und dafs in Abydens Worten: „*Darius rex de regione depulit aliquantulum*" Euseb. Chron p. 61. Darius Hystaspis gemeint ist: beides dürfte Hr. H. selber wohl gewufst

haben, wonach auch der moralische Werth seiner Beweisführung S. 50. 51. gewürdigt werden kann.

Auf der andern Seite gegen einen Cyaxares II. oder Darius Medus sprechen bekanntlich die Historiker ohne alle Ausnahme: Herodot und sein Gegner, Dionys von Halikarnafs, Ctesias und Justin, Strabo und Diodor, zu denen noch der einheimische Schriftsteller Berosus kommt. Auffallend indefs ist es, wie auch hier wiederum in der Annahme eines Königs zwischen Astyages und Cyrus Daniel mit der Cyropädie zusammentrifft, und man möchte leicht, Daniel habe dieselbe gekannt, oder wenigstens eine gemeinschaftliche Quelle, vergl. Herod. I, 95. vermuthen. Gegen die Glaubwürdigkeit Xenophons, mithin Daniels, spricht übrigens auch, dafs er im Gegensatze zu Herodot vgl. I, 214, mit dem Berosus und Andere harmoniren, den Cyrus eines natürlichen Todes sterben läfst; und wie viel leichter schliefslich, da Astyages keinen Sohn hatte, es dem Romanschreiber seyn mufste, den leeren Raum durch eine Figur auszufüllen, als dem Historiker, eine geschichtliche Person zu überspringen, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung.

So hat denn auch diese genaue Geschichtkenntnifs, die Hr. H. für unsern Verf. prätendirt, in ihr Gegentheil umgeschlagen. Unkenntnifs von Begebenheiten, die Daniel erlebte, die auf ihn einwirkten, beweist hinreichend, dafs Verfasser unseres Buches Daniel nicht ist; wogegen genaue Bekanntschaft mit denselben lange nicht so viel bewiese, als Hr. H. sich einbildet. Hr. H. scheint zu glauben, ein Unterschieber hätte gar nichts wissen können, hätte lauter Fehler begehen müssen. Dieser Gedanke liegt auch im Folgenden zu Grunde, wo Hr. H. es dem Verfasser überall zum Verdienst anrechnet, wenn er nicht gegen das Costüme gesündigt hat.

Wir wollen, nachdem wir uns so weit hindurchgewürgt haben, auch dem kleinen Rest noch einige

Digitized by Google

Blicke schenken. Einzelnes freilich, was Hr. H. beischleppt, ist nicht der Rede werth, z. B. dafs Pseudodaniel Babylonien Sinear nennt, S. 334. Anderes konnte derselbe aus der Lektüre des A. Testamentes wissen. So konnte er die Drohung des Königs C. 2, 5, die Häuser der Weisen in Morasthaufen zu verwandeln, nach Esr. 6, 11. bilden. Die Halskette und Standeserhöhung C. 5, 16. erinnert an diejenige, welche dem Joseph in Aegypten zu Theil ward. Hier ist wiederum Typologie. Die Unwiderruflichkeit der Medopersischen königlichen Edikte lehrte das Buch Esther. Und so fort! Dafs aber der Verfasser nirgends eine Adoration der Könige vorbringt, erklärt sich eben so leicht aus der Seleucidischen Periode, als aus der chaldäischen. Dafs er dagegen C. 2, 1. Nebukadnezars Regierungsjahre nach babylonischer Weise zähle, S. 335, ist nicht wahr. Nach babylonischer Rechnung fällt Nebukadnezars erstes Jahr auf 604. vor Christus, Jojakims sechstes; sein zweites mithin begänne im Jahr 603, und dauerte, wenn man so rechnen will, ins Jahr 602. hinüber, vgl. des Ref. Begriff der Kritik fg. S. 185. 86. Wurde nun Jerusalem, wie Hr. H. glaubt, im December des Jahres 606. erobert, vgl. S. 60, so konnte allerdings die dreijährige Unterrichtszeit der jungen Judäer schon im Anfang des Jahres 602. ablaufen. Bekanntlich aber wurde die Stadt erst i. J. 604. genommen; der Unterrichtskurs kann erst i. J. 601. ablaufen; und Daniel würde also doch schon wenigstens i. J. 602. der Chaldäerkaste zugetheilt, den Traum ausgelegt haben. Jene Annahme bringt also keine Frucht, und ist aufserdem ein Fehler.

Am lautesten indefs pocht Hr. H. auf des Verfassers Kenntnifs des chaldäischen Priesterwesens und der chaldäischen Staatsverfassung. Er bedenkt nicht, S. 342, dafs auch dieser die Chaldäer mit dem ganzen Orden verwechselt, s. oben, er wird S. 347. nicht irre am Namen Satrapen, den wir erst von Darius Hystaspis an erwarten dürfen; und war nicht zur Zeit der Maccabäer

und später Verkehr zwischen Babylon, wo viele Juden wohnten, und Palästina, welches mit Babylonien zu Einem und demselben Reich gehörte? Konnte da nicht hinreichende Kunde von der noch bestehenden Priesterkaste an den Verfasser kommen? Was die Namen chaldäischer Staatsbeamten, wie תפתיא, דתבריך fg. anlangt, so konnten sie Uebersetzungen seyn griechischer Amtsnamen. Fragt aber S. 351. Hr. H., woher ein maccab. Jude solche Amtsnamen, die kein Profanschriftsteller erwähnt, geschöpft haben sollte, so antworten wir: er ist vielleicht selbst ihr Schöpfer. Oder soll etwa gar das Schweigen anderer Schriftsteller ihr jeweiliges Vorhandenseyn bezeugen? so wie Hr. H. S. 336. das Thal Dura benutzt, und S. 344. aus dem Namen חרטמין „Kenner der Geheimschrift" ächt kritisch erst zurückschliefst auf das Vorhandenseyn einer solchen bei den Chaldäern!

Zum Schluſs stellt Hr. H. noch einige unbedeutende Gründe zusammen, die gar keine Widerlegung verdienen. Er meint unter Anderem, der Charakter des Buches sey der maccabäischen Zeit ganz fremd. So etwas ist leicht gesagt, aber schwer zu beweisen. Er giebt zu, daſs die bestimmte Erwartung vom Eintritte des Messian. Reiches nach des Epiphanes Tode in der ganzen prophetischen Literatur ohne Analogie wäre, S. 359. Der Verfasser ist eben auch kein Prophet. Wenn aber Hr. H. a. a. O. meint, er hätte sich der Gefahr nicht aussetzen können, in ganz kurzer Zeit als Betrüger erkannt zu werden, so vergiſst er komischer Weise, daſs ja dann alle Vorwürfe den längst verblichenen wahren Daniel treffen muſsten, der Verfasser des Buches aber, der eigentliche Schuldige, gewiſslich leer ausging.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Dr. *Hengstenberg's Authentie des Daniel und Integrität des Sacharjah.*

(Beschluſs.)

Eine ausführliche und genaue Beurtheilung dieses Buches verlangten der unverkennbare Scharfsinn, die Gelehrsamkeit und die groſse Mühe, welche auf dasselbe verwandt worden: zu einer scharfen, rücksichtslosen Kritik nöthigte der Geist der Finsterniſs, der dasselbe diktirt, und ein kaum zu durchdringendes Gewebe von Trugschlüssen, voreiligen, auf Scheingründe gestützten Behauptungen und Irrthümern aller Art geliefert hat: um so mehr nöthig erschien eine solche Kritik, als derselbe mit einer Anmaſslichkeit auftritt, welche Alles, was in der Art je gesehn worden, überbietet. Ueberall steht der Verf. auf einem eigenthümlichen dogmatischen Standpunkte, und sieht auch seine Gegner nur auf einem solchen. Daher die leidenschaftliche, oft plumpe Sprache, vgl. S. 64. 97. 238. 283, daher die *lieblosen* Beschuldigungen der Partheilichkeit, S. 360, lächerlicher Anmaſsung, S. 46, absichtlicher Täuschung, S. 232, freiwilligen Irrthums, S. 163, bösen Willens, S. 146. u. s. w., welche er zum Theil gegen hochverdiente Männer, wie Schlosser, Eichhorn, de Wette, vorzubringen sich erfrecht hat. In allen Wahrheitsforschern sieht der Mann seine abgesagten Feinde; drum kann er es nicht begreifen, wenn ein Solcher mitunter, wie es gerade fällt, auch einen Hrn. H. günstigen Satz aufstellt; daher das bis zum Ekel wiederholte Geschwätz von Zugeständnissen, welche die Gegner gemacht haben sollen, S. 25. 185. 186. 324. Den Handschuh, welchen er, keck herausfordernd, hingeworfen hat, nahm Ref. im Interesse der guten Sache deshalb auf, weil, wenn auch Wenige auserwählt, Alle doch berufen sind.

Digitized by Google

Er hat es aber nicht über sich gewinnen können, mit gleichen Waffen wider den Verf. zu kämpfen. Die Wahrheit braucht nicht erst von der Unwahrhaftigkeit und Bosheit Hülfe zu leihen, und die Last, welche Hr. H. nach Billigkeit trägt, ist schon hinreichend schwer. Deswegen haben wir auch auf den Anhang seines Buches, „die Integrität des Sacharja" keine Rücksicht genommen. Es wäre unbillig, den Verf. wegen dieses unbedeutenden, und vermuthlich lange vor dem Abdruck geschriebenen Aufsatzes zur Rede zu stellen, da er sich von der Unzulänglichkeit desselben seither wohl selbst überzeugt hat, wenigstens sich überzeugen konnte.

Hitzig.

Dr. *H. L. Lippert*, *Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. I. Heft. Frankfurt* 1831. 248 *S.* 8.

Der Kirchenrechts-Wissenschaft scheint von Giessen aus eine neue Morgenröthe als Verkündigerin schöner freundlicher Tage glänzen zu wollen, denn kaum hat die Freunde des Kirchenrechts, Prof. Weifs, mit 2 Bänden seines Archivs der Kirchenrechtswissenschaft beschenkt, als die oben erwähnten Annalen gleichfalls beginnen und in ihrem I. Hefte sich freundlich empfehlen. Der Herausgeber glaubt sein Unternehmen nicht besonders rechtfertigen zu müssen, und mit Recht, da es unverkennbar ist, dafs 2 Zeitschriften bei dem Wiederaufblühen des Kirchenrechts ihre Arbeiter und ihre Leser finden werden. Der grofse Vortheil, den Journale der Wissenschaft zu gewähren scheinen, dafs nämlich durch solche auf die am wenigsten beschwerliche Weise die Resultate neuer Forschungen dem literarischen Publikum mitgetheilt, dieselben alsbald einer Prüfung unterzogen und auf diese Art am schnellsten Vereinigungen verschiedener Meinungen erzielt werden können, — dafs in solchen ein Sprechsaal sich öffnet, in welchem viele

Digitized by Google

Stimmen vernehmbar, die verschiedenen Ansichten ausgetauscht werden, und die richtigsten schleuniger als auf andere Weise die Siegespalme gewinnen können — dieser grofse Vortheil, meint der Herausgeber und Verf. der Vorrede, werde auch für das Kirchenrecht gewonnen, von welcher Wissenschaft vor einer nicht grofsen Reihe von Jahren die Frische des Lebens entflohen sey, deren Studium man als ein Forschen nach antiquirten Grundsätzen bezeichnet habe, und deren Jünger auf eine sehr kleine Zahl zusammengeschmolzen, während in der neuesten Zeit die Verehrer derselben eine grofse Zahl bildeten und mit regem Eifer ihrem Studium sich weihten. Mufs Ref. einer Seits die aus den Zeitschriften resultirenden Vortheile einräumen, so darf anderer Seits nicht mit Stillschweigen übergangen werden, dafs für die Wissenschaft, welcher die Zeitschriften gewidmet sind, auch Nachtheile entstehen. In der Vorzeit sahen wir grofse, tief durchdachte Werke entstehen, auf die wir jetzt noch zurückgehen; das Streben ging auf eignes Erzeugen, und alle Zeit wurde darauf verwendet. In der Gegenwart mufs man $^2/_3$ der Zeit des Tages auf das blofse Lesen der Journale und Zeitschriften verwenden, und ist öfters nach einem Monate nicht klüger geworden; die Zeit ist dem Selbststudium entzogen, und das einzig Neue besteht öfters blos in der Art der Darstellung. Ob diese Nachtheile durch die Vortheile aufgewogen werden, mufs jedem Leser selbst überlassen bleiben. Dabei glaubt Ref. sich ausdrücklich dagegen verwahren zu müssen, als mifsbillige er die Existenz der Zeitschriften, nein, er beabsichtigt blos, die Herausgeber von Zeitschriften aufmerksam zu machen, vor der Aufnahme der Aufsätze zu prüfen, ob durch deren Inhalt die Wissenschaft wirklich erweitert und befördert werde, denn nur diese schaffen wirklichen Vortheil, nur diese haben bleibenden Werth. Wenn in irgend einem Zweige der menschlichen Wissenschaften eine solche Prüfung und Umsicht nöthig ist, so ist dieses der Fall bei dem positiven Kirchenrechte, dessen ältere

Digitized by Google

Schriften heutzutage so wenig gelesen werden, ohne zu bedenken, dafs Schätze tiefer Weisheit oft darin verborgen liegen. Den Grund der unumgänglichen Nothwendigkeit des erneuerten gründlichen Studiums der alten Quellen des kath. Kirchenrechts findet der Herausgeber in den mit dem Römischen Hofe abgeschlossenen Concordaten, während die Auflösung des deutschen Reiches und die Gefangenhaltung des Pabstes durch Napoleon höchst nachtheilig gewirkt hätten. Die Restauration der kath. Kirche in Deutschland sey in eine Zeit gefallen, wo die historische Behandlung des römischen und germanischen Rechtes blühe und die glänzendsten Resultate liefere: diese Richtung könne auch jenen nicht fremd bleiben, welche dem Studium des Kirchenrechtes sich widmeten: die Blöfsen der frühern Art des Studiums hätten sich bald gezeigt und aus der historischen Behandlung sich ergeben, welch grofser Raum das Gebiet des Kirchenrechts weiteren Forschungen darbiete. Das Studium des protest. Kirchenrechts habe zwar keine Katastrophe, wie jene des kath. K.R. zu bestehen gehabt: allein der Eifer in dem Betriebe desselben sey nach und nach ziemlich erkaltet, was von der Gleichgültigkeit hergerührt, womit Laien auf den Zustand der Kirche hingeblickt. Die neueste Zeit dagegen biete hierin grofse Veränderungen dar. Sowohl die wissenschaftliche, als praktische Befestigung des Collegialsystems, welche erst in unsern Tagen erfolgt (in welchen Staaten und seit welcher Zeit praktisch durchgeführt?), die selbst von Laien ausgesprochene Ueberzeugung, dafs Mehreres eine Aenderung bedürfe, der Kampf zwischen dem Supernaturalismus und Rationalismus, die Frage schon über die Gültigkeit der symbolischen Bücher und deren verbindende Kraft, die Vereinigung der protest. Kirchen in manchen Landen, — seyen hinreichend, eine grofse Anzahl rüstiger Arbeiter zu versammeln.

Das jüdische Kirchenrecht, welchem ebenfalls die Annalen gewidmet seyen, sey bisher gänzlich ver-

Digitized by Google

nachlässigt worden, theils wegen der Schwierigkeit einer genauen Kunde der hebräischen Sprache, theils wegen der niedrigen Stufe der Bildung, worauf die Vorsteher und Lehrer früher sich befunden: jetzt sey auch dieses anders, und viele junge Männer fänden sich in der jüdischen Kirche, welche erfreuliche Resultate gründlicher theologischer und selbst philosophischer Bildung gewahren lassen, und von denen eine sorgfältige Pflege des jüdischen Kirchenrechtes erwartet werden dürfe.

Ref. mufs sich hier die Frage erlauben: woher es komme, dafs sowohl auf dem Titelblatte als in der Vorrede dem jüdischen Kirchenrechte der letzte Platz eingeräumt wérde? Wenn man davon ausgeht, dafs eine jüdische Kirche existirt, so wird man auch zugeben, dafs dieselbe älter, als die kath. und protest., ja dafs sie gleichsam die Mutter der übrigen ist Manche Institute und Vorschriften der beiden andern Kirchen können nur Geist und Bedeutung aus der Lehre der jüdischen Kirche erhalten. Und in sofern gebührte in Ansehung des Alters dem jüdischen K.R. der Vorzug, wie dieses auch Blume gethan und hinreichend gerechtfertigt hat. Es mag seyn, dafs der Herausgeber einen andern Grund zu dieser Stellung hat, der aber nicht errathen werden kann.

Von diesen Annalen erscheinen vorläufig im Jahre 2 Hefte, jedes von etwa 15 Bogen, und über den Inhalt einer angemessenen Zahl von Heften wird ein Hauptregister folgen. Jedes einzelne Heft zerfällt in 3 Hauptabtheilungen:

I. Abhandlungen aus dem katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechte, und zwar nur aus dem gemeinen K.R., obgleich die Partikularrechte der deutschen Staaten bei Darstellung der gemeinrechtlichen Grundsätzen berücksichtigt werden dürfen, dagegen sind blos partikularrechtliche Aufsätze ausgeschlossen. Die Annalen sollen vorzüglich dem positiven Kirchenrechte angehören, und die Dogmatik des K.R. zum Gegenstande haben, wes-

Digitized by Google

wegen rein historische Abhandlungen aufser dem Zwecke derselben liegen. Auch ist diese Zeitschrift nur dem deutschen K.R. gewidmet, jedoch können vergleichungsweise oder in den Noten die Abweichungen, welche in aufser-deutschen Staaten sich finden, beachtet werden. Endlich werden interessante Rechtsfälle, mit und ohne kritische Beleuchtung, eine Stelle erhalten.

II. Die neueste Literatur aus dem Gebiete des kath., protest. und jüdischen Kirchenrechts. In dieser Abtheilung werden sämmtliche in Deutschland erscheinende, das K.R. berührende Schriften, selbst von nur unbedeutendem Umfange, angezeigt und beurtheilt.

III. Die neuesten von den in und für Deutschland bestehenden weltlichen und geistlichen Gewalten erlassenen, das Gebiet des kathol., protest. und jüdischen Kirchenrechtes berührende Verordnungen. In den Heften desselben Jahres sollen auch die Verordnungen erscheinen.

Die Uebereinstimmung des Planes der Annalen mit jenem des von Prof. Dr. Weifs redigirten Archives hat ihren Grund darin, dafs die beiden Herausgeber früher beabsichtigten, gemeinschaftlich eine Zeitschrift für K.R. herauszugeben, aber bei der Ausführung des gemeinschaftlich verabredeten Planes hätten sich Schwierigkeiten erhoben, die durch eine Vermehrung der jährlich zu erscheinenden Hefte hätten beseitigt werden können. Hierzu sey aber die Verlagshandlung nicht geneigt gewesen, weswegen Dr. Lippert die Redaction des Archivs seinem jetzigen Herausgeber allein überlassen habe. Ref. erlaubt sich, die Herausgeber der beiden Zeitschriften für K.R. zu erinnern: *Concordia res parvae crescunt.*

Am Schlusse der Vorrede erklärt der Herausgeber der Annalen, dafs diese Zeitschrift keiner bestimmten Parthei angehören, und keiner als Organ dienen, und dafs der Geist der Toleranz nie sich derselben ent-

Digitized by Google

fremden werde. Die Verwirklichung dieses Versprechens mufs die Zukunft documentiren. Nach dieser vorgängigen Einleitung geht Ref. zur Beurtheilung des Inhaltes des I. Heftes über.

I. Abhandlungen.

A. Betrachtungen über die Concordate mit dem römischen Stuhle. Von Prof. Dr. Brendel zu Würzburg. S. 27—44.

Die mitgetheilten Bemerkungen sind doppelter Art: einige beschränken sich blos auf die Art und Weise der Entstehung der Concordate, über die Gegenstände, worüber concordirt wurde, und zeigen endlich den Unterschied zwischen dem königl. Baierischen Concordate und jenen der übrigen Deutschen Staaten; andere beshäftigen sich mit der Frage: von welcher rechtlichen Natur diese Verträge seyen? Die Schirmpflicht der Deutschen Kirche ging, sagt Derselbe, nach Auflösung des Deutschen Reiches auf die neuen Deutschen Souveräne über, welche noch überdies die Ausstattung der neuen Bisthümer in Folge des Reichsdeputationsschlusses übernommen hatten, und sohin auch als deren Patrone müssen betrachtet werden. Des Zusammenhanges und des Einflusses wegen mufste sich die Staatsgewalt verpflichtet fühlen, der Kirche neue Organisation unter ihrer Leitung herbeizuführen. Der kath. Kirche in Deutschland fehlte es übrigens an einem gesetzlichen Organe ihrer Vertretung, und diese Rollen konnten blos die verschiedenen Regierungen übernehmen. Die Regenten erschienen daher aus staatsbürgerlichen Gründen befugt, auf dem Wege der Uebereinkunft die kirchlichen Angelegenheiten zu ordnen. Diese Dazwischenkunft ist aber nicht unter allen Verhältnissen erforderlich oder begründet, sobald nämlich die einzelnen Kirchen ihre Selbstständigkeit erlangt haben, sobald die Kirchen sich nicht mehr als dem Staate gegenüberstehende Gesellschaften darstellen, sobald endlich jeder Ueberrest einer Staatsreligion verschwunden und neben einer gesetzlichen bürgerlichen Rechtssicherheit, auch die Freiheit des

Gewissens vollkommen verbürgt ist. Jede Kirche wird dann unter Aufsicht des Staates für sich am besten sorgen, und man wird von Seiten der Staatsgewalt nicht mehr nothwendig haben, für sie Concordate zu schliefsen. — Wenn der Verf. dem in seinem Handbuche des K.R. ausgesprochenen Grundsatze, dafs Staat und Kirche ihrem Ursprunge, Zwecke und ihren Mitteln nach von einander verschieden sind, treu bleibt, so kann Ref. nicht einsehen, wie der Staatsgewalt das Recht zustehen und die Verpflichtung obliegen könne, Concordate abzuschliefsen. So wenig zwei andere, neben einander bestehende, Vereine in das gegenseitige Rechtsgebiet eingreifen dürfen, ohne sich einer Verletzung der Rechte des Andern schuldig zu machen, so wenig kann dieses auch zwischen Staat und Kirche statt finden. Und dann würde aus den angeführten Gründen auch folgen, dafs der Kirchengewalt das Recht zustehe und die Verpflichtung obliege, die Staatsgewalt, im Falle sie ohne Vertreter, oder dieser gehindert ist, zu vertreten, was der Verf. nicht zugeben wird. Ref. hat sich bis jetzt von diesem Rechte der Vertretung von Seiten des Staates nicht überzeugen können, besonders was die eigentliche Organisation der Kirche betrifft, wozu das Recht jedem Vereine zusteht, ohne dafs darum der Staat befugt ist, sich einzumischen. Wenn Irrungen zwischen beiden Gewalten in Ansehung der Grenzen der Ausübung ihrer Macht entstehen, so mögen diese auf dem Wege der Vereinbarung gerade so ausgeglichen werden, wie dieses der Fall ist bei andern Conflicten, welche beim Mangel gesetzlicher Bestimmungen entstehen. So lange übrigens beide Gewalten sich in ihren Sphären bewegen, ist an einen Conflict nicht zu denken. Ob und in wiefern die Souveräne der Deutschen Staaten als Patrone der kath. Bisthümer anzusehen sind, will Ref. nicht untersuchen, allein soviel wird doch jeden Falles zugegeben werden müssen, dafs durch Erfüllung einer obliegenden Verbindlichkeit kein Patronats-Verhältnifs entsteht. Es wird sich daher nur fragen: welche Fürsten

Digitized by Google

Deutscher Staaten waren zur Dotirung der Bisthümer nicht verpflichtet? —

B. Ueber das römische Pallium in der kath. Kirche. Von einem Ungenannten. S. 41—52. Der Inhalt dieser Abhandlung spricht sich deutlich in den Schlufsworten aus: „Will man das Pallium als eine bloſse geistliche Decoration ansehen, was es wirklich ursprünglich war, so darf und kann man es wohl geschehen lassen: der Erzbischof, welcher Freude an dieser kirchlichen Auszeichnung findet, mag sie in Rom instanter und instantissime suchen: aber die Begriffe von der Nothwendigkeit des Palliums, von den canonischen Folgen und Taxen müssen wegfallen; es mufs und kann, wie ehedem, eine römische Gnadensache bleiben, die man suchen und erhalten, geben und abschlagen kann."

C. Praktische Bemerkungen über einige kirchenrechtliche Materien. Von Dr. Lauck, Privatdocenten zu Würzburg. 1) Ueber die Eidesleistung durch Stellvertreter bei jüdischen Glaubensgenossen S. 53—56. Die Ansicht geht dahin, dafs in Fällen, wo von Juden die Ableistung eines feierlichen Eides vor der Thora oder unter Zuziehung eines jüdischen Assessors gefordert werden kann, nur ein jüdischer Stellvertreter zulässig sey, da nur bei diesem eine Wirksamkeit dieser Ceremonien angenommen werden könne; wenn dagegen ein gewöhnlicher Eid genüge, so müsse auch ein christlicher Stellvertreter zugelassen werden, da die Natur der Bestimmung des Eides, den Allmächtigen als Allwissenden zum Zeugen der Wahrheit anzurufen, der christlichen, wie der jüdischen Religion gemeinschaftlich sey. Ref. kann dieser Unterscheidung nicht beistimmen, da nach den Grundsätzen der jüdischen Religion der Jude durch einen, von einem Andern in seine Seele abgelegten, Eid sich verpflichtet erachtet. Dafs der Jude den feierlichen Eid vor der Thora ablegt, kann nicht entscheidend seyn, da der Gegner nur das Recht hat, zu verlangen, dafs ein feierlicher Eid abgelegt werde. Sind nun die Be-

Digitized by Google

dingungen vorhanden, welche die Eidesleistung des Juden durch einen Stellvertreter gestatten, so kann ein solcher ernannt werden, der aber seinen religiösen Grundsätzen gemäfs einen feierlichen Eid zu leisten hat. — 2) Ueber die Heiligkeit des Beichtsiegels bei einer, einem kath. Geistlichen von einem Protestanten angeblich in einer Beicht gemachten Eröffnung. S. 56—58. Der Pfarrer soll nach der Verordnung eines Appellationsgerichtes schuldig seyn, sich als Zeuge abhören zu lassen, da gegen einen Protestanten das Beichtsiegel nicht beobachtet werden könne, indem nach dessen Religionsgrundsätzen die Eigenschaft der Beichte als eines Sakramentes und sohin auch das durch diese Eigenschaft begründete Beichtsiegel wegfalle. Der Verf. theilt die Ansicht des Appellationsgerichtes, unterstützt sie jedoch mit andern richtigern Gründen. — 3) Klage auf Nichtigkeit einer Ehe wegen zu frühzeitiger Schwangerschaft. S. 58—61. Dafs diese streitige Frage durch gewichtige Gründe entschieden sey, dafs die Ehe nichtig sey, scheint dem Ref. hervorzugehen aus dem Archiv für das kath. Kirchen- und Schulwesen, Frankfurt, 1. B. S. 48, wo, wenn das Gedächtnifs nicht trügt, 2 Rechtsfälle des Erzbischöfl. Regensburg'schen Generalvicariats in diesem Sinne abgedruckt sind und aus Gönner Rechtsfälle III. B. No. 28.

D. Ueber die Grenzen der geistlichen und weltlichen Macht. Von Decan Pfeiffer in Steinheim. S. 61—69. Nach vorausgeschickten Bemerkungen über das Verhältnifs der Kirchen- und Staatsgesetzgebung im Allgemeinen stellt der Verf. folgende Unterscheidungen auf: 1) Betreffen die Kirchengesetze blos Glauben und Sittlichkeit, so hat der Staat keine positive Einwirkung. 2) Betreffen sie die innere Kirchenzucht, so liegen sie aufser dem Wirkungskreise des Staates, wobei jedoch ein Verhütungsrecht eingeräumt wird. 3) Betreffen die Kirchen-Verordnungen die äufsere Kirchenzucht, so enthalten sie entweder die Möglichkeit eines Eingriffes in die bürgerliche Polizei

Digitized by Google

oder sie greifen wirklich ein, wo dann im ersten Falle das Verhütungsrecht, im letztern die positive Einwirkung des Staates statt findet. Diese alten, längst bekannten und gekannten Wahrheiten erscheinen hier in neuer Einkleidung.

E. Ueber das Zehnd-Recht. Eine historisch-dogmatische Abhandlung vom Grofsh. Hess. Hofrathe Steiner zu Klein-Krotzenburg. S. 69 — 86. Die Beurtheilung bleibt bis zum Schlusse der Abhandlung ausgesetzt.

F. Merkwürdiger Ehescheidungsprocefs. Vom Herausgeber. S. 87 — 100. Der Beweis der Ehescheidungs-Ursache wird durch Antrag des Eides geführt, dessen Ableistung der Delat verweigert, und in Folge der Verweigerung die Ehe aufgelöst wird.

G. Beiträge zur Lehre von den Ehescheidungen nach den Grundsätzen des protestant. Kirchenrechts, insbesondere *a*) über die Frage: worauf stützt sich die Zulässigkeit der Ehetrennung wegen böslicher Verlassung? Vom Herausgeber. S. 101 — 123. Der Verf. zeigt, dafs die bösliche Verlassung weder in der Schrift noch im römischen Rechte als Ehescheidungsgrund sanctionirt ist, dafs vielmehr die Zulässigkeit der Ehetrennung auf diese Thatsache hin in dem Wesen der Ehe und in dem Ziele, welches durch die eheliche Verbindung erzielt werden soll, ihre Begründung erhält, besonders da die bösliche Verlassung als Deckmantel des Ehebruchs sich darstelle. Hier schliefsen sich an einige Bemerkungen *b*) über das durch Klagen auf Ehescheidung wegen böslicher Verlassung provocirte Verfahren. Von dems. Verf. S. 123 — 153. Diese Bemerkungen sind lehrreich, und enthalten interessante Notizen, weswegen die Leser darauf verwiesen werden.

II. *Literatur.* A. Recensionen „v. Droste-Hülshoff, Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts," II. B. 1. Abth. B. „Kopp, Katholische Kirche im

Digitized by Google

19 Jahrh." und „C de Schenkl *institut. jur. eccl. Edit.* X." Da in diesen Jahrbüchern keine Recensionen über Recensionen geliefert werden, so wird diese Rubrik übergangen, obgleich es nicht an Stoff zu Bemerkungen fehlte.

III. *Kirchliche Verordnungen* werden von Grofsh. Hessen und Nassau mitgetheilt, wovon 17 von der Staatsgewalt und 10 von den beiden kath. Bischöfen ausgingen. Die Verordnungen anderer Staaten vom Jahr 1831. werden wahrscheinlich im nächsten Hefte folgen.

Aus dieser Anzeige der Annalen werden die Leser der Jahrbücher ersehen, was sie von dieser Zeitschrift zu erwarten haben. Das erste Heft berechtigt zu schönen und erfreulichen Hoffnungen, deren Erfüllung von dem Herausgeber erwartet werden darf. Die Verlagshandlung hat von ihrer Seite durch Druck und Papier das ihrige beigetragen, und die Annalen nach Würde ausgestattet.

The introductory discourse and lectures delivered in Boston before the Convention of teachers and other friends of education, assembled to form the American Institute of Instruction. August 1830. *Published under the direction of the board of Censors. Boston. Hilliard, Gray, Little and Wilkins* 1831. *(Einleitender Vortrag und Vorlesungen, gehalten zu Boston vor der Versammlung von Lehrern und andern Freunden der Erziehung, welche zusammengekommen, um das Amerikanische Institut für den Unterricht zu bilden. August* 1830. *Herausgegeben unter der Direction des Censorencollegiums. Boston etc.).*

Wir beeilen uns, unsere Leser mit diesem Buche bekannt zu machen, da es uns so eben zugekommen; es bietet sich uns in demselben eine der vorzüglichsten Erscheinungen aus jenem jungen Staate dar. Der Verein von Erziehungsmännern, welcher in diesen Abhandlungen auftritt, eröffnet für Nordamerika eine seiner wichtigsten, nämlich eine innere, geistige Quelle. Vom 15ten März

Digitized by Google

1830. an hielten zu Boston mehrere solcher Männer Versammlungen, um sich über die Erziehung und den Unterricht zu berathen, wie darin für ihre Nation gesorgt werden könne. Auf eine öffentliche Einladung von ihnen kamen zu einer allgemeinen Versammlung im August 1830. mehrere Lehrer und Erziehungsfreunde aus wenigstens 11 Staaten der Union zusammen. So giebt uns die Vorrede Kunde von der Entstehung jenes Vereins, der sich nun förmlich gebildet hat. „Kein Land," heifst es da, „hat ein so grofses Interesse für die Erziehung seiner Bürger, als das unsrige. Nicht allein die Wohlfahrt und die Glückseligkeit der einzelnen, und nicht allein die Fortschritte der Künste und Wissenschaften, sondern auch die Institutionen der öffentlichen Gerechtigkeit, die Privilegien der bürgerlichen und religiösen Freiheit, ja unsere ganze Existenz als Freistaat hängt davon ab, dafs die moralische und intellectuelle Bildung auf einer hohen Stufe stehe." Um hierauf zu wirken, sind jene edlen Männer zusammengetreten. Sie suchen sich von dem gegenwärtigen Zustande der Schulen in jenem ganzen Staate genaue Kunde zu verschaffen, sie wollen überall hin, bis in das kleinste Dorf, die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Volksunterrichts verbreiten, und sie denken darauf, wie sie sowohl das Schulwesen, als auch den Stand der Lehrer verbessern. Zu jener ersten Generalversammlung hatte sich eine grofse Anzahl Freunde von nah und ferne, manche mehr als hundert deutsche Meilen weit zu Boston eingefunden, vor welchen denn die Vorlesungen, welche hier mitgetheilt werden, gehalten worden, einige eingesandt, einige von den Verfassern selbst vorgetragen.

Zuerst hielt Hr. Wayland, Fr.., Präsident der Brown University, welcher auch zum Präsidenten dieses Vereines erwählt worden, eine Rede über die intellectuelle Erziehung. Er geht von einem sehr hohen Grundsatz aus, nämlich von unserer Hauptpflicht, die Gesetze unseres Schöpfers zu erkennen und zu befolgen. Weil wir nun nur durch unsern Geist *(mind)* dazu fähig

sind, so ist es die Aufgabe der Erziehungswissenschaft, den Geist zu einem möglichst geschickten Werkzeuge zu bilden, dafs er die Gesetze, welchen Gott das Universum unterworfen hat, entdecke, anwende und befolge. Das Evangelium mufs uns dann für diese Befolgung stimmen. Dann spricht der Redner weiter davon, dafs sich die Erziehung allerdings zu einer Wissenschaft eigne, und dafs ihr auch, wie jeder andern, eine Kunst entspreche, die Unterrichtskunst; jede andere hängt von der Erziehungswissenschaft ab, sie sey also, die Moral ausgenommen, die wichtigste unter allen. Dieses begründet denn den Ernst, den man auf diese Angelegenheit wenden solle. Das Mittel wird in der Bildung des Geistes gefunden. Dafs der Zögling sie gehörig erhalte, dazu bedarf er einen vollständigen und anhaltenden Unterricht in einer möglichst kurzen Zeit. Sowohl Uebung der Geistesfähigkeiten, als Erlernung der Kenntnisse ist hierzu nöthig; damit aber der Zögling seinen Gegenstand recht erlerne, so lehre man ihn denselben nur erst verstehen, „und ist er dazu nicht in diesem Jahre fähig, so war es ihm auch vom Schöpfer nicht bestimmt, dafs er ihn dieses Jahr erlernen solle;" nur darf der Fehler nicht an dem Lehrer liegen. So giebt Hr. W. noch als zweite und dritte Regel, öftere Wiederholung und die Anwendung des Erlernten, für welchen verbesserten Unterricht er denn auch eine bessere Einrichtung der Lehrbücher verlangt. Er billigt zwar das Verfahren, das Dugald-Stewart dem gewöhnlichen entgegensetzt, welches den Kopf nur mit zurecht gemachten Dingen *(facts)* anfüllt, aber er will auch dem Mifsverstand begegnen, dafs es überall nicht um das Materielle im Lernen zu thun sey, und alles nur in der Uebung der Kräfte bestehe. „Meint man denn, mich zu erleuchten, wenn man sich mir Jahr aus Jahr ein in die Sonne stellt? So gehe man mir doch wenigstens aus dem Licht, und lasse mich selbst gewähren." Das Erlernen der alten Sprachen will dieser Gelehrte beibehalten wissen, weil sie den Geschmack bilden und den Geist berei-

Digitized by Google

chern, und es nur an der schlechten Lehrart liegt, wo sie diese Früchte nicht bringen. Er klagt, was freilich nur auf die Englischen Schulen geht, dafs man seit Milton nicht fortgeschritten sey, wenn man 6 — 7 Jahre zum Erlernen dessen brauche, wozu bei leichterer Mühe nur Ein Jahr erforderlich wäre; das sey auch so ziemlich mit der Mathematik der Fall.

Ref. wollte durch diese ausführlichere Angabe den Standpunkt des Verfs. bezeichnen, der allerdings erhaben ist, das göttliche Weltgesetz, so dafs man an jene Ansichten von Weisen aus dem Alterthum erinnert und zugleich durch den christlich frommen Sinn dieses Lehrers erfreut wird; den wir indessen nicht so hoch hinauf zu suchen brauchen, wenn wir von einem der Natur und Bestimmung des Menschen angemessenen Unterricht reden. Wohl liefse sich jene grofsartige Erziehungsidee von der Weltharmonie auf die ganze Jugend- und Volksbildung anwenden, aber die christliche Idee von dem Reiche Gottes ist noch weit mehr dazu geeignet, welche übrigens auch hier nicht zurückgesetzt wird. Hr. W. macht die Erziehung nur zu sehr von dem Unterricht *allein* abhängig, und unerachtet er auf die formale Entwicklung der Kraft hält, so redet er doch nicht von dem eigentlich erziehenden Unterricht. Wir müssen um so mehr wünschen, dafs die Fortschritte der Methodik, deren sich die Schulen in Deutschland erfreuen, auch dort bekannt werden, wo uns ein so redliches Streben und eindringendes Nachdenken eine schöne Erscheinung darbietet. Insbesondere ist diese Rede eines Mannes, der nicht oberflächlich von der Wichtigkeit der Erziehung spricht, und eben so warm als tief von derselben ergriffen spricht, der Eröffnung jener Versammlung und ihrer Vorlesungen für den grofsen Zweck würdig. Am Schlufs seiner Rede sagt Hr. W. in seiner Begeisterung, deren Grund wir übrigens ehren, freilich mehr als wir ihm zugestehen können. Wir wollen keiner Nation ein Vorrecht der höchsten Bildung zusprechen,

Digitized by Google

aber wer will sich nicht eines Wetteifers der Nationen hierin erfreuen?

Nun folgen die Vorlesungen *(lectures)*, 13 an der Zahl, welche in den Tagen jener Versammlung zu Boston gehalten worden. Die erste, von Hrn. Warren, Dr. Med., redet über die Wichtigkeit der physischen Erziehung. Es werden die Uebel bemerkt, welche aus der Nachlässigkeit hierin entstehen, z. B im schiefen Wachsthum des Rückgrades, und das hauptsächlich bei dem weiblichen Geschlecht, und jetzt mehr als ehedem (also auch in jenem Lande!). Die Hauptursache, dafs Knaben weniger diesem Verwachsen unterworfen sind, findet Hr. W. in den Schuljahren, wo sie in der Zwischenzeit laufen und springen, und so den Organismus gleichmäfsig auch im Knochensystem entwickeln, während das Mädchen aus der Schule ruhig nach Hause geht, um da nur wieder zu sitzen, und, da es sich doch ehemals noch in häuslichen Beschäftigungen bewegte, jetzt nun an den Stuhl gefesselt den Geist anstrengt. Er zeigt dann weiter, wie zu grofse Geistesanstrengung eben sowohl als überspanntes Gefühl und als Leidenschaften dem Körper schaden, und wie insbesondere die jetzige Erziehung zu sehr die Einbildungskraft wie auch in der Aemulation den Ehrgeiz aufrege. Er macht ferner auf die Nachtheile einer falschen Stellung bei dem Schreiben und Zeichnen aufmerksam, und dergl. m., um desto nachdrücklicher die physische Erziehung zu empfehlen. Die Mittel, welche Hr. W. angiebt, sind zwar bei uns schon gröfstentheils im Gebrauch, indessen empfiehlt er auch einige minder bekannte für Mädchen, und wir wünschen überhaupt, dafs auch in Deutschland seine Abhandlung gelesen werde.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Pädagogik.

(Beschlufs.)

Die „neue Aera in der physischen Erziehung," welche er sich dort von der Errichtung gymnastischer Anstalten verspricht, hat bei uns schon längst begonnen, und wenn er klagt, dafs man sie dort schon wieder vernachlässigt und vergessen habe, so müssen wir wünschen, dafs eben dort die Fortschritte derselben bei uns, und die Verdienste, die sich besonders unser Pädagoge Gutsmuths seit länger als einer Generation darin erworben, genugsam bekannt würden. Als eine der neuesten Beobachtungen über das Verwachsen führt Hr. W. an, das Schlüsselbein der Französinnen sey länger als das der Engländerinnen, welches der angemesseneren Kleidung bei jenen zuzuschreiben sey. Eine andere Beobachtung betrifft die deutschen Gelehrten, welche indessen einiger Berichtigung bedarf. Dafs sie einer besseren Gesundheit geniefsen, ob sie gleich oft so ganz ihre Zeit auf die Studien verwenden, dafs sie kaum an ihren Körper denken und ihn nur wenig bewegen, kann nur mit grofsen Ausnahmen gesagt werden; eher müssen wir die Ursachen, welchen Hr. W. diese Gesundheit zuschreibt, als ziemlich allgemein gelten lassen, nämlich 1) in der Jugend gewinnen sie durch Thätigkeit *(activity)* mehr Freiheit und Stärke der Organe, und also eine bessere Constitution; 2) sie zerknicken nicht durch ein luxuriöses Leben und stimulirende Getränke ihre Kraft in den jungen Jahren; 3) sie leben sehr enthaltsam, worin eben das grofse Geheimnifs besteht *(which is the great secret, they live most abstemiously)*. Hört es, liebe Freunde!

Da wir Deutsche so glücklich sind, die Wohlthaten einer physischen Erziehung schon längerher zu kennen,

Digitized

(Ref. mufs in seinem Alter hierbei dankbar seiner Eltern gedenken), so wünschen wir um so mehr, dafs man in jenem Lande die trefflichen Vorschriften des Hrn. Dr. Warren beherzige, und seine Hoffnung erfülle, von welcher erwärmt er seine Rede schliefst, „einer thätigen, schönen, weisen Generation, auf welche das Zeitalter möge stolz seyn."

Die zweite Vorlesung, Ueber die Entwicklung der Geistesfähigkeiten *(intellectual faculties)*, und über den Unterricht in der Geographie, von J. Carter, schliefst sehr passend an die erste an. Und wir finden in derselben gerade den rechten Punkt getroffen, worauf es bei allem Unterricht ankommt, die Aufmerksamkeit des Schülers, die der Lehrer mufs zu gewinnen und zu üben wissen; überhaupt müsse er ihn erst in das wahre Lernen einführen. Dabei spricht er nachdrücklich gegen die Verkehrtheit, dafs man die Einübung *(discipline)* des Geistes der Einsammlung von Kenntnissen unterordne, da sie vielmehr die Hauptsache seyn müsse. „Nicht gerade derjenige junge Mensch ist am besten erzogen, welcher am meisten weifs, sondern der, dessen Fähigkeiten, die physischen, intellectuellen, moralischen, am meisten entwickelt sind." Hr. C. zweifelt nicht, dafs dieser Grundsatz dort das Uebergewicht erhalten *(prevail)* werde; wir können ihn bereits aus Erfahrung bestätigen. Die Geistesvermögen werden hier etwas verschieden als bei uns pädagogisch abgetheilt in *sensation*, *perception*, *attention*, sodann weiterhin in *memory*, *conception*, *judgment*; in der Hauptsache trifft der Verf. mit uns zusammen, indem wir auch auf Sinnen-, Verstandes- und Gedächtnifs-Uebungen halten. Wie wichtig überhaupt dieser formale Unterricht sey, können wir in Theorie und Praxis beweisen; und ebenso stimmen wir ihm darin, dafs er die Aufmerksamkeit des Zöglings zur Hauptsache macht, mit der vollkommensten Ueberzeugung bei. Der Schüler lernt nur gerade so viel, als er aufmerksam ist, und diese Seelenthätigkeit dient nicht blos für das Lernen,

Digitized by Google

sondern auch für das Folgen, für die ganze intellectuelle und sittliche Bildung, so dafs wir in der Aufmerksamkeit schon des kleinen Kindes seine erste Tugend finden. Wir wünschen also einem Erziehungswesen Glück, das von *solchen* eindringlichen Blicken geleitet wird, wie sie in dieser Vorlesung belehren. Und wir möchten sie fast um so mehr werth für die Pädagogik halten, da sie so ganz aus dem eignen Denken des Verfs. hervorscheinen, indem er von den Fortschritten seit Comenius, Locke, Rousseau, Basedow, Pestalozzi in der Anwendung des formalen Unterrichts keine Kunde nimmt. Wenn er aber meint, dafs man seit zwei Jahrhunderten hierin keine Fortschritte gemacht habe, so wissen wir uns das kaum zu erklären, selbst auch blos von der Englischen Unterrichtsweise genommen. Sein Grundsatz, dafs man den Schüler nach seiner Individualität behandeln müsse, beweiset, dafs er auch hierin auf dem Wege unserer neueren Methodik ist; und wenn er die Lehre von der Erziehung in die Reihe der Wissenschaften versetzen will, so könnte er sie in unserer Literatur seit fast einem Jahrhundert darin erblicken. Ebenso würde er das bei uns *als die erste Anforderung* an diese Wissenschaft bethätigt finden, dafs man den jugendlichen Geist in seiner Entwicklung studire. — Jenen Zweck des formalen Unterrichts findet der Verf. besonders durch die Geographie erreichbar, und auch hier kommt er auf die bei uns eingeführte Methode, wie sie schon einst im Philanthropin zu Dessau ausgeübt wurde, und wie man mit dem Wohnort und seiner Umgebung den Unterricht anfing, wie sie aber späterhin nach der Idee von Ritter auf die Flüsse, Gebirgszüge u. s. w. achtend, den geographischen Unterricht in manchen Erziehungsanstalten so behandelt, dafs er kaum noch etwas zu wünschen übrig läfst. Auch dieser Redner schliefst mit einer frommen Hoffnung, dafs die vereinigte Bildung von Kopf und Herz das heranwachsende Geschlecht der Wahrheit und Tugend zuwenden werde.

Dritte Vorlesung. Die Kleinkinderschule,

und wie dieses System der Erziehung mit Nutzen auf alle Anfangsschulen anzuwenden sey, von Russel. „Die Errichtung von Schulen, welche der Natur und Fähigkeit der kleinen Kinder angemessen sind, ist ein so wichtiges Ereignifs, dafs man nicht nur eine neue Aera für die Menschenliebe und Wohlthätigkeit darin erkennsn, sondern sie auch als die Quelle weitgehender Verbesserungen in der Elementarbildung ansehen kann." Und was Hr. R. weiter sagt, z. B. den Unterricht betreffend, den er in den *Infant schools* in England nicht ganz zweckmäfsig findet, insbesondere aber, dafs eine solche Anstalt für Kinder eigentlich die Familie nachbilden müsse, dafs auf den Charakter und die Beschaffenheit der Lehrer das meiste ankomme, dafs die Bildung des Herzens eine Hauptsache sey u. s. w., wird, wie wir hoffen, den verdienten Eingang finden.

Vierte Vorlesung. Ueber das Buchstabiren und eine vernünftige Methode, die Kinder die Worte auch verstehen zu lehren; von Hrn. Thayer. Die eignen Schwierigkeiten der Englischen Sprache sind beachtet, und Verbesserungen angegeben, die man dankbar annehmen möge, so lange man da nicht zur Lautmethode kommt.

Fünfte Vorlesung. Ueber Lyceen und Gesellschaften zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse; von Cleaveland. Die Vorschläge zu Bildungsanstalten und Instituten, wo Vorlesungen und Disputationen gehalten werden u. s. w., scheinen den dermaligen Bedürfnissen jenes Landes gemäfs zu seyn.

Sechste Vorlesung. Praktische Methode, die Rhetorik zu lehren; von Newman, Prof. der Rhetorik. Er fordert 1) einige Bekanntschaft mit der Philosophie dieser Wissenschaft, 2) Bildung des Geschmacks und der Phantasie, 3) Sprechübung, 4) Kritik der Literatur, 5) Stylbildung; welche Punkte er denn nach einander ausführt. Er fügt die Anforderungen hinzu, die man an einen guten Lehrer der Rhetorik machen kann.

Digitized by Google

Siebente Vorlesung. Geometrie und Algebra als Elementarunterricht bei der Erziehung; von Grund. Auch dieser Lehrer erklärt sich gegen die gewöhnliche Verkehrtheit, welche „die Seele des Kindes nur als ein Behältnifs ansieht, das angefüllt werden müsse, und die Menschen selbst zu Maschinen macht, indem sie nur Fabrikarbeiter auferzieht." Er ertheilt der Methode, welche in der Arithmetik und Geometrie ein Hauptmittel der Elementarbildung gefunden hat, den gebührenden Vorzug. Die historischen und pädagogischen Bemerkungen sind ebenfalls schätzbar.

Achte Vorlesung. Die Vortheile und Mängel des Monitorial-Systems, mit einigen Vorschlägen u. s. w., von Hrn. Oliver. Monit. System wird der wechselseitige Unterricht genannt, weil die Schüler als Gehülfen des Lehrers Monitoren heifsen. Die grofsen Mängel, wie sie bei uns längst anerkannt sind, werden hier klar aufgedeckt, aber weil doch einmal diese Schuleinrichtung als Nothbehelf an manchen Orten besteht, so giebt der Verf. Verbesserungen an, und belehrt überhaupt trefflich und aller Beherzigung werth.

Neunte Vorlesung. Das Singen ein Zweig der allgemeinen *(common)* Erziehung; von Woodbridge. Auch in diesem Verein wirkt dieser ausgezeichnete Gelehrte *) zugleich lehrend mit, und die vorliegeude Abhandlung ist eine Zierde dieser Sammlung.

---

*) Wir haben in uns. Jahrbb. 1831. No. 45. S. 742 fgg. die zwei ersten Hefte der Jahrbücher der Erziehung u. s. w. (*American annals of Education and instruction &c.*), welche dieser Gelehrte herausgiebt, angezeigt, und auf die Bemühungen dieses Menschen- und ächten Vaterlandsfreundes unser Publikum aufmerksam machen wollen. Jetzt erscheinen mehr und mehr die Früchte seiner reichen Bildung und edlen Thätigkeit, wie wir sie uns von ihm versprechen konnten, als er auf seiner Reise nach Europa auch hier uns persönlich bekannt wurde. Er ist in jenen Vereinen sehr wirksam; in dem, von welchem hier geredet wird, ist er korrespond. Secretär.

Digitized by Google

Werden seine Anmahnungen befolgt, so hat er sich insbesondere hierin ein grofses Verdienst um die Volkserziehung in seinem Vaterlande erworben. Dafs nämlich der Gesang *(vocal music)* „nicht etwa eine Luxussache, sondern ein Gegenstand der allgemeinen Erziehung" seyn solle, und wie er in Volksschulen gelehrt werde, davon hat er sich bei seinem Aufenthalt in der Schweiz und in Deutschland überzeugt. Er legt die Sache seinen Landsleuten in dieser Abhandlung, die er jener Versammlung zugesandt, recht warm an das Herz; und seine Gedanken verdienen noch allgemeinere Verbreitung. So lesen wir z. B.: „Der Schöpfer scheint eine unmittelbare Verbindung zwischen Ohr und Herz gebildet zu haben. Jedes Gefühl spricht sich durch einen Ton aus, und jeder Ton erweckt dagegen dasselbe Gefühl, dem er entquoll. Daher geschieht es, dafs Kinder und leidenschaftlich aufgeregte Personen ihren Schmerz und Aerger durch Schreien verstärken, und ihre Freude durch Jauchzen erheben." Er giebt bei dieser Gelegenheit eine wichtige Regel, die Beachtung verdient sowohl von dem, der sich selbst, als von dem, der andere bildet: „der, welcher seine Stimme in seiner Gewalt hat, wird auch leichter seine Gemüthsbewegungen in seiner Gewalt haben; und der, welcher sich an den Ton der Leidenschaft gewöhnt, wird auch die Stärke derselben vermehren." Sehr bemerkenswerth ist uns auch die Klage, welche er für sein Vaterland führt, „dafs die Muse, welche man wohl die schönste nennen möchte, ihre Zauberkraft an jener Seite des Atlantischen Meeres verloren habe; sey es nun, dafs Buffon in seiner Meinung von Verschlechterung der Natur in dem neuen Continent recht habe, oder dafs sie in dem rauhen, veränderlichen Klima verkümmere, oder dafs sie keine gastliche Aufnahme gefunden; genug ihre Stimme sey rauh und mifstönend geworden, ihre Lyra habe Saiten und Harmonie verloren u. s. w. Seine Klage ist aber eine wahrhaft patriotische, denn sie regt unmittelbar zur Verbesserung an. Er will die Muse des Gesangs zu

Digitized by Google

einer freundlichen Aufnahme dem dortigen Lande empfehlen, „damit sie den unersättlichen Golddurst, den verzehrenden Ehrgeiz, den unbändigen Partheigeist, diese Feinde seines Landes, die es schonungsloser und wüthender verwüsten, als einst die wilden Thiere, welche von der Harfe des Orpheus bezähmt wurden, bezähmen helfe." In der That versetzt der Verf. sein Publikum ganz in eine Zeit, wo die Musik das mächtige Mittel der Cultur war, er versetzt es zugleich in das fromme Gefühl, welches sich auf den Flügeln des Gesanges zur Andacht emporschwingt. Darum empfiehlt er das Singen nachdrücklich dem Schulunterricht. Aufserdem redet er auch von dem Werth der musikalischen Unterhaltungen, und so führt er von einem ausgezeichneten Lehrer, den er in Sicilien sprach, die Frage an, was denn die Gelehrten in Amerika für Erholung *(amusements)* hätten? und sagt, dafs er nicht anders habe antworten können, als: „keine!" worauf jener dann erstaunt erwiedert habe: „kein Wunder, dafs sie krank sind, und am Studiren sterben!" Man denkt sich da in die Ansicht der Griechen, welche die Musik auch für das σχολάζειν empfahlen. Wenn indessen Hr. W. das Urtheil eines Arztes, *Dr. Rush*, anführt, welcher in dem Singen ein Stärkungsmittel für die Brust findet, so müssen wir doch einiges zur Berichtigung hinzufügen. Die angeführte Aeusserung des Hrn. Dr. R. sagt: bei den Deutschen sey die Lungensucht selten, und das sey dem unter ihnen allgemein gewöhnlichen Singen zuzuschreiben. Wahr ist es auch, dafs die gemäfsigte Singübung, und zwar von Jugend auf, wie sie in unsern Schulen herkömmlich, und unter unserem Volke allverbreitet ist, zur Stärkung der Lunge ebensowohl beiträgt, als die gymnastische Uebung zur Stärkung der Gliedmafsen: aber nicht so können wir das günstige Urtheil annehmen, dafs bei uns die Lungenkrankheiten selten seyen, sondern müssen es nur für manche Gegenden in Deutschland gelten lassen. Auch würden unsere Aerzte denjenigen jungen Leuten, welche eine schwache Brust haben, das Singen nur mit

Digitized by Google

grofser Beschränkung erlauben, und sich von Hrn. Dr. R. gerne Erläuterung über die Fälle wünschen, wo er sah, dafs sogar Personen von starker Disposition zur Lungensucht durch Singübung geheilt worden. Wir wollen nämlich den wohlthätigen Einflufs, den das Singen auch für die Gesundheit hat, nicht gerne überschätzen, damit nicht irgend eine ungünstige Beobachtung auch das Wahre an der Sache verwerfe; und so stimmen wir um so sichrer jenem Arzte darin bei, dafs insbesondere auch die Mädchen, denen doch so manche andere körperliche Uebung versagt sey, das Singen nicht nur zu einem Ersatz, sondern auch zur wirklichen Stärkung der Gesundheit üben sollen.

Wie der Gesang zur Entwilderung des Landvolkes wirke, davon führt unser Verf. eine wichtige Beobachtung an. „Ich habe," sagt er, „in der Schweiz ein Dorf kennen gelernt und besucht, wo die jungen Leute den Trinkgelagen ergeben gewesen, welche Gesellschaften aber durch musikalische Bildung eine vollkommene Reformation erhielten, so dafs man sie mit solchem Erstaunen betrachten mufs, mit welchem wir in unserm Lande eine Umänderung zur Mäfsigkeit bewundern würden. Ich habe gesehen, wie sie im Wirthshause, statt durch Trinken ihre Geister aufzuregen, ihre Zeit mit Singen solcher geistlichen und weltlichen Lieder *(songs and hymns)* zubrachten, die hierauf berechnet waren, ebensowohl das Gemüth zu bilden, als das Herz zu erheben." Ref. könnte noch eine bestimmte Erfahrung hinzufügen, wie eine Dorfjugend durch solche Gesänge einer alten Rohheit entrissen worden; indessen darf man doch auch darauf allein nicht zuviel geben, denn kommt nicht eine tiefergehende Seelenbildung hinzu, so hat jenes Mittel wenigstens nicht lange Bestand. Auf jeden Fall ist es ein Hauptmittel, und der Verf. erwirbt sich gewifs ein unsterbliches Verdienst um sein Vaterland, wenn es ihm gelingt, das Singen allgemein als Schulunterricht einzuführen. Er unterläfst auch nicht, es mit Autoritäten zu empfehlen, namentlich durch das bekannte

Digitized by Google

Lob „der Musica" von unserm auch hierin grofsen Luther, und er theilt jene Stelle ins Englische übersetzt seinen Landsleuten mit, welche mit den Worten schliefst: „Ein Schulmeister mufs singen können, sonst sehe ich ihn nicht an. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie machet fein geschickte Leute." Hr. W. fügt eine Reihe von Zeugnissen Deutscher Pädagogen hinzu; besonders zweckmäfsig finden wir die ausführliche Mittheilung einer Stelle aus der Kön. Preussischen Schulverordnung, den Singunterricht betreffend (ins Engl. übers.), sowie von Kindergesängen, die in Deutschland und in der Schweiz in den Schulen, namentlich in der Fellenberg-Wehrlischen Anstalt, gesungen werden, wovon er einige ins Englische übersetzt und mit den Noten eingerückt hat. Die Begeisterung, mit welcher er von dem Einflufs solcher Gesänge in jener Anstalt zu Hofwyl redet, wo er sich einige Zeit aufgehalten, erhebt seinen Patriotismus zu desto lebhafterem Wunsche, dafs es Volksangelegenheit in seinem Vaterland werde. Auch hat er durch persönliche Bekanntschaft mit dem trefflichen Singlehrer Pfeiffer in der Schweiz, der die Pestalozzische Idee zuerst auf den Gesang angewendet, und mit mehreren andern Meistern der Kunst, seine Grundsätze ausgebildet, und so hat er sich in den Stand gesetzt, seinen Landsleuten nicht nur alle Schwierigkeiten und Vorurtheile zu beseitigen, sondern auch die Grundlinien der Elementarmethode *(inductive system)* für den Gesang nach Pfeiffer und Nägeli vorzuzeichnen, und die Einführung dieses Unterrichts in die dortigen Schulen für die ganze Volkserziehung mit dem gründlichsten Nachdruck zu empfehlen. Dafs bereits auch an dem Wohnort des Verfs. ein glücklicher Versuch gemacht worden, wird gelegentlich bemerkt.

Hr. W. schliefst diese gehaltreiche und, wie wir hoffen, auch erfolgreiche Belehrung mit dem Wunsche, dafs die nächste Generation möge im Gesang gebildet

Digitized by Google

werden, sowohl um angenehme Unterhaltung zu gewinnen, als um Gott zu preisen. Wir fügen noch den Wunsch für den edlen Mann selbst hinzu, dafs seine Gesundheit es ihm vergönnen möge, ferner so kräftig für das dortige Erziehungswesen zu wirken, und die Früchte davon in dem nachkommenden Geschlechte zu erleben.

Zehnte Vorlesung. Wichtigkeit des Zeichnens und über die Methode, diese Kunst in den Volksschulen *) und andern Anstalten *) zu lehren; von Johnson, Vorsteher der Hochschule *) zu Philadelphia, und Professor der Mechanik und Naturwissenschaften *) am Franklin-Institut. — Die Hand will so gut geübt seyn, wie der Geist, und so betrachtet Hr. J. den Unterricht im Zeichnen in höherer Beziehung, als gewöhnlich, man kann sagen mit Geist. Er findet mit Recht in dem Zeichnen eine eben so starke, als angenehme Anstrengung der Aufmerksamkeit und der Urtheilskraft. Bei diesen und andern formalen Zwecken, weshalb er diese Kunst den Volksschulen empfiehlt, übersieht er jedoch nicht auch ihren allgemeinen materiellen Nutzen, den sie für mancherlei Lebenszweige gewährt. Er verlangt, dafs der Schüler durch Geometrie in das Zeichnen eingeführt werde. Diese Methode hat allerdings ihren Nutzen, und wird, wenn sie einmal in den dortigen Schulen eingeführt ist, auch dann weiter schon von selbst zu der besseren führen, welche wir als bewährt kennen. Da der Verf. von der Verbindung zwischen dem Schreiben- und Zeichnen-Lernen redet, so müfsten ihn die Regeln interessiren, welche hierzu schon einst Pacioli und Albrecht Dürer angaben, und die Versuche, welche unlängst von Eggers und Hansen in Holstein gemacht worden.

---

*) *Common schools*, — *Seminaries*, — *High School* (entsprechend unserm Gymnasium, aber noch nicht *University*), — *Natural philosophy*.

Digitized by Google

Eilfte Vorlesung. Ueber den Unterricht in der Arithmetik; von Colburn. Herr C. verwirft jene alte Methode, wornach man dem Schüler nur die Regeln angab und ihn so ans Rechenexempel gehn liefs, ohne dafs er im mindesten etwas vom Grund wufste. Die neue Methode, welche hier vorgeschlagen wird, besteht darin, dafs der Schüler zuerst in kleineren Zahlen rechnet und hierbei den Grund des Verfahrens einsehn lernt, und dafs er so weiter mit jedem Schritt auch den Beweis erfährt.

Zwölfte Vorlesung. Ueber den classischen Unterricht; von Felton, Lehrer des Griechischen auf der Harvard-Universität. Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes wird von Hrn. F. so anerkannt, dafs er nur allzu bescheiden von seiner Behandlung desselben spricht, welche wir indessen als vorzüglich erkennen müssen. Er erhebt sich gegen den schlechten Zeitgeist „jener revolutionirenden Aufregung, welche die alten, selbst die geheiligten, Systeme als solche, die im Zeitalter der Finsternifs entstanden und für das Zeitalter des Lichts untauglich seyen, wegschwemmen möchte." Um sich aus diesem Schwindelgeist eines zertrümmernden Wirbels herauszufinden zur glücklichen Fahrt, geht er auf die Untersuchung der Einwürfe ein, mit welchen die Gegner des classischen Unterrichts auftreten. Zuerst tritt der Einwurf der gemäfsigteren auf, dafs dieser Unterricht wohl ehemals Bedürfnifs gewesen, dafs jetzt indessen alles anders sey; „die Alten waren nicht weiser, als wir, aber wir sind weiser, als sie; wir stehen auf ihren Schultern und sehen sonach viel weiter als sie; sollen wir denn nun immer nur wieder mit ihren Augen sehn?" Andere rücken gewaltthätiger und mit Denunciationen heran, denn sie stellen die Vertheidiger der classischen Bildung „als bigotte Anhänger eines unnützen und schwerfälligen Systems dar, welche aus Trägheit und Selbstsucht das Licht der neueren Fortschritte nicht zulassen wollen, und lieber mit ihrem Wortkram und allen den Kleinlichkeiten den Jüngling

nur von seiner wahren Bildung für das Leben zurückhalten. Mit Bitterkeit, mit Persönlichkeiten u. s. w. pflegen diese Leute ihre ganze Munition von Sarkasmen zu erschöpfen. Aber Angebereien und Anathemas sind keine Vernunftgründe, und wer kann hämische Gehässigkeit *(sneer)* widerlegen? wir wissen ja, wie es gemeiniglich ist, die heftigsten Menschen sind gerade die unwissendsten." Hierauf entwickelt der Verf. den Werth des classischen Unterrichts mit siegenden Gründen. Wir führen nur Folgendes an: „Aber man sagt, dafs wer Sprachen lernt, es immer mit Worten zu thun habe, und dabei die Sachen vernachlässige. Ich kann nicht anders als dieses Absprechen ein armseliges nichtssagendes Verdrehen *(cant)* nennen. — Sind nicht Worte auch Realitäten? Haben sie nicht ihre eigne, unabhängige Existenz? Noch mehr: Haben sie nicht eine Kraft, die Seelen zu erwecken, selbst über Nationen Gewalt zu üben, wie keine andere Sache es je konnte noch können wird. Waren es nicht die Worte, womit ein Demosthenes dem Herzen des Philippus mehr Schrekken einjagte, als alle Waffen der Athener und alle Festungen ihrer tributbaren Städte? Haben nicht die Worte Homers die Herzen vieler Tausende gerührt? u. s. w. Dafs einige Philologen einen Kleinlichkeitsgeist zeigen, kann keinen Grund dagegen abgeben." Auch die Bildung der Muttersprache durch das Studium der alten Sprachen wird nicht übersehen, und zur Widerlegung derjenigen, die einen Franklin entgegensetzen, der ohne jenes Studium dennoch so gut Englisch geschrieben, wird bemerkt, nicht nur, dafs das eine seltene Ausnahme sey, wodurch die Regel nicht aufgehoben werde, sondern dafs auch wirklich „die Reinheit, Einfachheit und Schönheit seines Styls doch im Ganzen die Wirkung eines mittelst der alten Literatur ausgebildeten Geschmacks gewesen sey, der nur gerade ihm durch die zweite Hand zugekommen. „Und, setzt Hr. F. hinzu, wer wollte sich wohl herausnehmen, zu sagen, dafs Franklins Sprache nicht noch kräftiger,

Digitized by Google

aufregender, beredter geworden wäre, wenn sein Geist in den Studien des Alterthums gebildet worden, hiermit seinen anerkannten Kräften noch ein freieres Feld eröffnet, und sich in seinem unwiderstehlichen Antriebe ganz von den Fesseln der Nachahmung entbunden, rein aus sich selbst bewegt hätte?" Dieses Urtheil des Hrn. Prof. F., das wir einer ächt classischen Bildung zuschreiben, erinnert an das Ciceronianische: *Cedant arma togae, concedat laurea linguae.*

Ebenso zeigt Hr. F. den Einfluſs der Alten auf die neue Literatur als wichtig; „wir können, sagt er, unsere eignen Schriftsteller nicht lesen, ohne beständig an jene groſsen Männer erinnert zu werden." Er bemerkt bei der Vollkommenheit der classischen Sprachen auch die Bestimmtheit ihrer Grammatik als bildend, und übersieht nicht den Gewinn, welchen der Schüler dadurch hat, daſs er sich in die alten Zeiten versetzen muſs. „Zwar sind diese Studien, fügt er hinzu, kein directes Mittel, unser Vermögen nur um einen Dollar zu vermehren, aber sie bereichern uns mit Blicken in unsre Natur u. s. w., sie sind in einem höheren Sinne praktisch." Hierauf führt er auf den Einfluſs des Homer hin, welches er mit dem Urtheil eines Deutschen Kritikers belegt. Ferner zeigt er die Wirkung der Griechischen Poesie, insbesondere der Tragiker, z. B. des Aeschylus mit Stellen aus dem Prometheus; dann wenden sich seine in den Geist der Griechen eindringenden Blicke auch auf ihre Philosophie, namentlich auf Platon, weiter auch auf ihre Redner, die er denn zunächst dem jungen Amerikaner, der im öffentlichen Leben auftreten will, zu seiner Bildung empfiehlt. Da verweilt er bei Demosthenes mit einer Stelle aus Wyttenbach, worin für das Studium jenes Redner schön und wahr gesprochen wird. *)

---

*) Wir verweisen hierbei auf die *Brieven over den aard en de strekking van hooger onderwys outgeg. door P. H. van Heusde*,

Noch manches Belehrende sagt der Verf. hauptsächlich auch gegen die noch dort gewöhnlichen verkehrten Methoden. Der Schluſs seiner Rede ist: „Es scheint mir, daſs der amerikanische Verstand sich besondrer Vortheile für seine Entwicklung zu erfreuen habe. Wir fühlen unmittelbar jede Bewegung des Zeitgeistes; unsere plastischen Institutionen fügen sich mit einem Male zu jeder Verbesserung, aber es ist Gefahr, daſs wir den Empirismus für Verbesserung halten; tragen wir denn nur Sorge, das Gute aufzunehmen und das Schlimme von unserer so glücklichen Lage abzuhalten, so ist unsre intellectuelle Bestimmung befestigt. Gesichert vor dem Verderben und den Kämpfen der alten Welt erfreuen wir uns der Wissenschaft und Literatur, so wie sie irgend durch Wind und Wellen unserer Küste von dorther zugeführt wird, wo sie in ihrer alterthümlichen Heimath so reichlich ernährt ist. Das muſs bei uns feststehn, daſs wir den männlichen Geist ausbilden, der in der Literatur aus dem Alterthum so laut hervorspricht."

Wir verweilten länger bei dieser Vorlesung, theils weil sie uns anzog und wir in dem Verfasser einen Lehrer erblicken, zu welchem wir den dortigen Studirenden Glück wünschen, theils weil wir unsern deutschen Lesern gerade hierin, in dem Punkte der classischen Bil-

---

Utrecht 1829, welche wir in unsern Jahrbüchern (1829. No. 51. 52. S. 808 fg) angezeigt haben, oder auch auf die deutsche Uebersetzung derselben von Klein 1830. Der berühmte holländische Philologe und ausgezeichnete Lehrer der classischen Literatur hat die obigen Ideen tiefer ausgeführt; man sehe insbesondere den 10ten Brief und das gleichstimmige Urtheil über Demosthenes und jene Studien, S. 279 fg. Es ist doch äuſserst interessant, einen amerikanischen Humanisten mit jenem holländischen auf demselben Wege zu finden. Von der diesseitigen und jenseitigen Küste des Atlantischen Meeres mögen sie sich gegenseitig mit freundlichem Blicke begrüſsen, da sie beide den Grundsatz der classischen Bildung so mannhaft für ihre Nationen vertheidigen!

Digitized by Google

dung, die dortige Denkart vorlegen wollten. Sie werden nämlich gerne die Parallele mit den in Deutschland eingeführten Grundsätzen ziehen, und es mufs sie freuen zu vernehmen, wie man dort das anerkennt und ins Leben zu setzen beginnt, was bei uns durch Theorie und Praxis schon länger her sich im Leben bewährt hat. Mögen übrigens die Gegner des classischen Unterrichts, der auf unsern Gelehrtenschulen einheimisch ist, sich allenfalls von jenseits, über den Ocean her, eines Besseren belehren lassen.

Die dreizehnte Vorlesung schliefst diese Reihe durch eine Angabe über Schulgebäude, die Zimmer und den Apparat, von Adams, sehr schicklich. Die Vorträge fingen mit der Eröffnungsrede von dem Inneren, von der Idee einer Erziehungswissenschaft an, dann belehrten sie nach einander über die physische, über die intellectuelle Behandlung der Kinder, über einzelne Lehrgegenstände, bis denn die letzte Vorlesung auch noch das Aeufserliche, wie billig, in Betrachtung zieht. Ueberall wird der Gesichtspunkt festgehalten, dafs man in dem Schulunterricht die Kräfte, der Natur und Bestimmung gemäfs, entwickeln solle. Angehängt ist die *Constitution of the American Institute of instruction*, welche die Gesetze dieses Instituts enthält. Die Bedingungen für die Mitglieder sind einladend. Es findet jährlich Ende August eine Hauptzusammenkunft zu Boston statt. Die Beamten, welche für die verschiedenen Thätigkeiten gewählt worden, sind hier namhaft gemacht; unter denselben finden sich auch Censoren, deren Geschäft darin besteht, dafs sie für die Anordnungen sorgen, die Berichte und andere Mittheilungen untersuchen, und das, was der Veröffentlichung werth sey, bestimmen; und zwei Secretäre sind für die Correspondenz erwählt.

Diese Anstalt verheifst viel Gutes für jenen in Bevölkerung, Reichthum und Betriebsamkeit so schnell emporsteigenden Staat. Es ist ein freier Verein, ähnlich

Digitized by Google

der in Deutschland bestehenden Gesellschaft der Naturforscher, *) gewissermafsen eine freie aus sich selbst sich bildende Akademie der Wissenschaften für den besondern und höchstwichtigen Zweck des Unterrichts und der Erziehung. Das ist es gerade, was jenem Freistaate bei allem seinem glänzenden Aufblühen fehlt. Gelingt es der ernsten Anstrengung jener edlen Männer, hierdurch dem den Wissenschaften eben nicht günstigen Geldadel eine Geistesmacht entgegen zu setzen, dafs er sich nicht riesenmäfsig erhebe; gelingt es ihnen, das, worin die Menschheit erst eigentlich ihre Blüthe gewinnt, so recht ins Leben zu rufen, so wird sie die Geschichte unter die Wohlthäter ihres Volkes setzen. Wir Deutschen — Dank sey es dem Schutz und der Begünstigung, welche die Wissenschaften unter unsern Regenten seit Jahrhunderten gefunden! — haben uns einer allgemeinen Volksbildung zu erfreuen, worin der Gelehrtenstand sowie die Volksschule, ihr Gedeihen findet. Wir nehmen dabei gerne an dem Theil, was uns auch auswärtige Nationen darin darbieten, und so zieht uns jene grofsartige Erscheinung einer kräftig aufsprossenden Nationalbildung besonders an, die aus der Erziehung erwachsen wird. Möge denn ein freundliches Gastrecht in dem belehrenden Geistesverkehr dieser Literatur, worin das angezeigte Buch eine vorzügliche Stelle einnimmt, zwischen uns walten!

Schwarz.

---

*) Ein anderer Recensent, selbst ein ehrenwerthes Mitglied im Verein der deutschen Naturforscher, bemerkt ebenfalls diese Aehnlichkeit, in der Rec. über das *Journal of the Proceedings of a conv. of liter. and scient. gentlemen etc. in New-York* 1831. in uns. Heidelbb. Jahrbb. No. 37. 38. v. J. 1831, auf welche Recension über ein ähnliches Werk wie das obige sich der Rec. des obigen gerne bezieht.

Digitized by Google

Praktische Anleitung zur Arithmetik und Algebra von J. S. Decker. Mainz 1831. (3 fl.).

In der Vorrede rechtfertigt der Hr. Verf. die Herausgabe dieser Anleitung mit der Bemerkung: dafs er „unter den ihm bekannt gewordenen Lehrbüchern der Arithmetik und Algebra wenige gefunden, die den Zweck gutgefafster Grundlehren erfüllten, und zu einem selbstständigen Studium der Mathematik befähigten, keins aber, welches den Bedürfnissen seiner Schüler angemessen wäre." Nähere Erläuterungen werden dieser in der That höchst unverständlichen Aeufserung nicht beigefügt, weshalb wir uns genöthigt sehen, den Inbegriff dessen, was der Hr. Verf. unter einem Lehrbuche mit gut gefafsten Grundlehren zum Bedarf seiner Schüler versteht, aus vorliegendem Werke selbst zu abstrahiren. Die Prüfung giebt zu erklären, dafs wir es mit einem Lehrbuche der Arithmetik und Algebra von gewöhnlicher Abfassungsart zu thun haben, und dafs der Titel praktische Anleitung blos wegen der vielen vorkommenden Rechnungsbeispiele gewählt ist. Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, deren jede 15 Capitel enthält. Die Reihenfolge dieser Capitel ist folgende:

Mathematische Zeichen und Grundsätze. — 1) Vorbegriffe und Zahlensystem. — 2) Vergröfserung und Verminderung der Zahlen. — 3) Rechnung mit benannten Zahlen. — 4) Theilbarkeit der Zahlen. — 5) Gebrochene Zahlen. — 6) Decimalbrüche. — 7) Entgegengesetzte Gröfsen. — 8) Rechnung mit Buchstaben. — 9) Potenzen. — 10) Wurzelausziehung. — 11) Rechnung mit Wurzelgröfsen. — 12) Kettenbrüche. — 13) Verhältnifs und Proportion. — 14) Anwendung derselben. — 15) Zweckmäfsige Methode, alle Geschäftsrechnungen unabhängig von der Proportionslehre auszuführen. — 16) Gleichungen des I. Grades mit einer

Digitized by Google

Unbekannten. — 17) Gleichungen des I. Grades mit mehreren Unbekannten. — 18) Gleichungen des II. Grades. — 19) Gleichungen des II. Grades mit zwei Unbekannten. — 20) Gleichungen des III. Grades. — 21) Gleichungen des IV. Grades. — 22) Allgemeine Eigenschaften höherer Gleichungen. — 23) Unbestimmte Gleichungen. — 24) Combinationslehre. — 25) Wahrscheinlichkeitsrechnung. — 26) Das Binomium. — 27) Entwickelung der Functionen durch die Methode der unbestimmten Coefficienten, Umkehrung der Reihen. — 28) Progressionen. — 29) Logarithmen. — 30) Zinseszinsrechnung.

Das Unwissenschaftliche dieser Stoffanordnung springt zu deutlich hervor, als dafs wir nöthig hätten, besonders darauf aufmerksam zu machen. Es liegt ihr weder ein logisches noch ein methodisches Bestimmungsprincip zum Grunde, weshalb wir keinen Anstand nehmen, sie als höchst unwissenschaftlich zu bezeichnen. Oder wäre es etwa nicht unwissenschaftlich: von den Operationszeichen (+, —, ×, :) der Addition, Subtraction, Multiplication und Division, nebst den dazu gehörigen Sätzen „Gleiches zu Gleichem, Gleiches von Gleichem" u. s. w. in der Einleitung zu handeln, und die genannten Rechnungsarten selbst erst später in Capitel 2. vorzutragen? — Nicht unwissenschaftlich: die Lehren von der Zahlenmessung und den Brüchen den vier Species der Buchstabenrechnung voranzustellen, da doch erstere ihre einfachste und allgemeine Begründung nur in letztern finden können? — Nicht unwissenschaftlich: die Kettenbrüche zwischen die Wurzel und Proportionslehre einzuschieben, statt sie in logischer Beziehung entweder nach den Decimelbrüchen, oder ihres vortheilhaften Gebrauchs wegen unmittelbar vor die unbestimmten Gleichungen zu setzen? — Derselbe Tadel liefse sich leicht auf die unzweckmäfsige Reihenfolge anderer Capitel ausdehnen, wenn wir nicht genöthigt wären, den beengten Raum dieser Blätter für sonstige Bemerkungen, betreffend die

Digitized by Google

Behandlungsweise der Lehrgegenstände selbst, zu benutzen.

Leider können wir auch in dieser Beziehung nicht viel Rühmliches von den Leistungen des Hrn. Verfs. aussagen, weil der, nach gewöhnlicher Art verarbeitete, Lehrstoff weder in logischer Anordnung, noch in bündiger Darstellung, und wissenschaftlicher Begründung erscheint. Den Begriffserklärungen fehlt es zwar selten an Richtigkeit, wohl aber oft an der gehörigen Präcision des Wortausdrucks. Gröfsern Tadel verdienen die Beweis- und Lösungs-Methoden vieler Lehrsätze und Aufgaben, da sie meistens von speciellen Zahlenbeispielen, ohne deutliche Hervorhebung der Demonstrations-Principe, ausgeführt sind, wodurch sie nicht blos den Charakter der allgemeinen Gültigkeit, sondern auch den der Wissenschaftlichkeit verlieren. Auf diese Weise werden häufig die einfachsten Theorien unter einem Wust von ewig wiederkehrenden Specialaufgaben verborgen gehalten, und so der deutlichen Auffassung des Schülers entzogen. Im Uebrigen bietet das Buch weder im Inhalt noch in der Form etwas Eigenthümliches dar, es sey denn, man wolle die völlig überflüssige und mifslungene Bearbeitung des Capitels 15. dafür nehmen. Wie der Hr. Verf. dazu kommt, seine nach hergebrachter Weise aufgestellte Lösungstheorie der quadratischen Gleichungen als eine beifallswürdige anzupreisen, und zwar mit der Bemerkung: „dafs er diese Gleichungen nicht gedankenlos in Factoren zerlege, und beide Factoren nicht zu gleicher Zeit $=0$ setze, ist uns deshalb unbegreiflich, weil uns unter den vielen Lehrbüchern der Algebra keins bekannt ist, dem ein solcher Vorwurf mit Recht zur Last fiele. Ueberhaupt können wir den Leistungen des Hrn. Decker keineswegs diejenige Bedeutung zugestehn, auf welche die Vorrede Anspruch macht; wir sind vielmehr von der Bedeutungslosigkeit derselben, in wissenschaftlicher und didaktischer Hinsicht, so fest überzeugt, dafs wir ihnen, im Vergleich mit andern ähnlichen Erzeugnissen der ma-

thematischen Literatur, nur eine sehr untergeordnete Stelle einräumen können. Folgende mehrere Einzelheiten betreffende Bemerkungen mögen hinreichen, um unser ausgesprochenes Urtheil zu rechtfertigen.

In der Einleitung, deren theilweiser Inhalt bereits oben getadelt worden, heifst es S. 8, „werden mit gleichen Gröfsen ungleiche Veränderungen, oder mit ungleichen Gröfsen gleiche Veränderungen vorgenommen, so entsteht Ungleiches," ein offenbar unrichtig ausgedrückter Satz, weil der nothwendige Beisatz: Veränderungen derselben Art, fehlt. So ist zwar $6 = 6$, aber doch auch $6 + 6 = 6 . 2 = 12$; ebenso $48 > 12$, und doch $48 : 2 = 12 . 2 = 24$. u. s. w. — Im §. 1—5. werden die Regeln der Numeration an sehr vielen Beispielen erläutert, und dennoch vermifst man die Angabe des Aussprechungsgesetzes für zweisylbige Zahlen. In §. 6. bis §. 29. werden die 4 Species auf das Weitläuftigste abgehandelt, ohne dafs von Aufstellung allgemeiner Grundgesetze, und deren Hervorhebung die Rede ist. Bei der Addition und Subtraction ist sogar nicht einmal die Hauptregel, in Betreff der Untereinanderordnung der Zahlen nach gleichstelligen Ziffern, deutlich ausgesprochen worden. — Vor den vier Rechnungsarten in benannten Zahlen (§. 30—33.) mufsten nothwendig die Reductionen höherer Benennungen auf niedere, und umgekehrt, gelehrt werden. Wir finden sie zwar praktisch angewendet, aber nicht theoretisch erläutert. Erst in §. 50. wird an Zahlenbeispielen gezeigt, wie benannte Brüche auf niedere Benennungen zu reduciren seyen. — Höchst dürftig, undeutlich und unvollkommen wird die Theorie der Zahlenmessung für die Divisoren 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13. in § 34—37. vorgetragen. Die Merkmale für die Mefsbarkeit durch 7, 11, 13. sind hier ohne alle wissenschaftliche Begründung aufgestellt, sowie auch die Regel für die Masse 6 und 12, die offenbar auf dem Satze beruht: dafs der kleinste Dividuus zweier Zahlen ein Mafs aller übrigen Dividuen derselben Zahlen seyn müsse. In §. 37. ist die bekannte Divisions-

Digitized by Google

regel für die Aufsuchung des gröfsten gemeinschaftlichen Mafses zweier Zahlen zwar mitgetheilt, und in Anwendung gebracht, aber keineswegs bewiesen worden. Von der allgemeinen Bestimmungsart des kleinsten gemeinsamen Dividuus zweier oder mehrerer Zahlen ist weder hier, noch später beim Gleichnamigmachen der Brüche, wo zu diesem Endzwecke die nicht immer brauchbare Aussonderungsmethode der Factoren gelehrt wird, die Rede. — Die Theorie der gemeinen Brüche (§. 38—51.) ist, trotz allen weitschweifigen Erläuterungen an Zahlenbeispielen, höchst einseitig und unvollständig ausgefallen. So wird in §. 38. zwar die Addition der Brüche, aber nicht die gemischter Zahlen gelehrt. Ebenso sind für die Multiplication und Division nur einfache Regeln statt der zweifachen, an Beispielen verdeutlicht worden. Die nöthigen Erläuterungen über das Verfahren mit gemischten Zahlen fehlen überall. — Aehnlicher Tadel trifft die Behandlung der Decimalbrüche (§. 52 — §. 63.), die besonders dadurch mangelhaft geworden, dafs die Verwandlung gemeiner Brüche in Decimale erst auf die vier Species folgt, weshalb denn auch keine Rechnungsregeln über die Addition, Subtraction, Multiplication und Division beiderlei Brucharten vorkommen. Das Endliche und Unendliche der aus gemeinen Brüchen entspringenden Decimalbrüche wird sehr naiv mit der Bemerkung erklärt, „dafs 2 und 5 die Eigenschaft hätten, in 10, 100 u. s. w. aufzugehen, 3, 6, 9 aber nicht." Die Rückverwandlung periodischer Decimalbrüche in gemeine wird in §. 60. zwar an einzelnen Beispielen vollzogen, aber keineswegs als allgemein geltend dargethan. — Die entgegengesetzten Gröfsen (§. 64—69.) läfst der Hr. Verf. nach gewöhnlicher Art durch Subtraction entspringen. Die ganze Abhandlung könnte füglich auf den zehnten Theil des Raums reducirt werden, ohne etwas an ihrem Gehalte zu verlieren. Schliefslich werden noch in §. 69. zehn Beispiele mit grofser Umständlichkeit berechnet, wobei denn immer von „Wenigerem als Nichts" die Rede ist. —

Digitized by Google

In der Potenz- und Wurzellehre vermissen wir nicht blos die Erklärungen von Potenz und Wurzel, sondern auch genügende Begründungen mancher Hauptsätze und Lösungsmethoden. So wird die Irrationalität vieler Wurzeln aus dem, NB. nirgends bewiesenen, und noch dazu fehlerhaft ausgedrückten Satze (weil ja $^8/_2$, $^9/_3$ u. s. w. ebenfalls unächte Brüche sind) gefolgert, dafs „die Potenz eines unächten Bruches keine ganze Zahl seyn könne." Nicht weniger unwissenschaftlich, wie dies freilich auch in den meisten neueren Lehrbüchern vorkommt, wird das Verfahren der Quadrat- und Cubikwurzelausziehung nach den Formeln

$(a+b)^2 = a^2+2ab+b^2$, $(a+b)^3 = a^3+3a^2b+3ab^2+b^3$

abgeleitet, statt dasselbe, zur wirklichen Verdeutlichung aller dazu gehörigen Rechnungsoperationen, aus den Quadrat- und Cubusformeln einer allgemeinen dekadischen Zahl $a \cdot 10^m + b \cdot 10^{m-1} + c \cdot 10^{m-2} + \ldots$ zu abstrahiren. — §. 119. lehrt die näherungsweise Bestimmung der $\sqrt{28}$ mittelst eines Kettenbruchs, und weist bei dieser Gelegenheit einige allgemeine Eigenschaften solcher Brüche von speciellen Zahlenbeispielen nach. — Die Theorie der Verhältnisse und Proportionen ist weder logisch angeordnet, noch methodisch und vollständig ausgeführt. Aufser mehreren wesentlichen Umänderungen, vermissen wir sogar die Berücksichtigung der fortlaufenden Proportion, als der einfachsten und natürlichsten Basis der Gesellschaftsrechnung. — Die Anwendungen der Proportionslehre beschränken sich blos auf Erläuterungen der Regel dabei, denen es zwar nicht an Breite und Weitschweifigkeit, wohl aber an deutlicher Hervorhebung des Wesentlichen, an Kürze und Präcision, fehlt. Nach veralteter Weise sind sogar besondere Rechnungsregeln für die gerade und umgekehrte Regel dabei aufgestellt, und in Ausführung gebracht worden, während die nöthigen Vorbemerkungen über entgegengesetzte Verhältnisse in §. 144. nachfolgen. — Was sollen wir aber über Capitel 15, „Zweckmäfsige Methode, alle

Digitized by Google

Geschäftsrechnungen unabhängig von der Proportionslehre auszuführen," sagen, wo wir die zusammengesetzten Proportionalrechnungen weitläufiger und unmethodischer behandelt finden, als dies selbst in anerkannt schlechten Rechenbüchern zu geschehen pflegt. Der Hr. Verf. mufs wenig Vertrauen in die Deutlichkeit seiner vorstehenden Verhältnifs- und Proportionslehre setzen, um sich einzubilden, die von ihm befolgte Erläuterungsart der Proportionalrechnungen sey der gewöhnlichen vorzuziehn. Die erörterten Gegenstände werden unter nachstehenden Benennungen eingeführt: „der Dreisatz in ganzen und gebrochenen Zahlen; der umgekehrte Dreisatz; die welsche Praktik; der Fünfsatz; der Vielsatz; der Kettensatz; die Zinsrechnung; die Rabatt- und Discontorechnung; die Terminrechnung; die Zehnt- und Accisrechnung; die Cassierrechnung, Agio, Sendungen mit der Post; die Tauschrechnung; die Gewinn- und Verlustrechnung; die Tara-, Brutto-, Nettorechnung; die Gesellschaftsrechnung; die Vermischungsrechnung, und die doppelte Vermischungsrechnung" (§. 144 — 169.), eine Reihenfolge von sogenannten Rechnungsarten, aus der die Principlosigkeit der *Anordnung* ohne weitere Bemerkung erhellt. Wie mangelhaft die Charakteristik einzelner Rechnungsarten ausgefallen ist, möge man aus folgender Beschreibung des Kettensatzes abnehmen, nach welcher derselbe als „künstlicher Ansatz einer Rechnung, der mehrere geometrische Verhältnisse zum Grunde liegen," definirt wird. Die gewählten Lösungsmethoden der aufgestellten Beispiele bestehen meistens in vielfach gehäuften Divisionen und Multiplicationen, wodurch die einfache Proportionalrechnung nicht eigentlich beseitigt, sondern nur zersplittert und verweitläuftigt erscheint. Nachstehende Regeldetri-Aufgabe wird hinreichend seyn, um die „Dreisatzmethode" des Hrn. Verfs. anschaulich zu machen, und unser Urtheil zu rechtfertigen. Aufg.: $\frac{2}{3}$ Pfund einer Waare kosten 8 Kreuzer, wie viel Kreuzer wird man für $\frac{3}{4}$ Pfund derselben Waare zahlen müssen?

Lösungsart des Hrn. Decker: weil $^2/_3$ Pfund 8 Kr. kosten, so wird $^1/_3$ Pfund halb so viel, d. h. 4 Kr., und 1 Pfund 3 mal so viel als $^1/_3$ Pfund, d. h. 12 Kr., folglich $^1/_4$ Pfund nur den 4ten Theil von 1 Pfund, d. h. 3 Kr., und demnach $^3/_4$ Pfund 3 mal so viel als $^1/_4$ Pfd., d. h. 9 Kr. kosten. Welche unnatürliche Breite nach dieser Behandlungsweise die zusammengesetzten Proportionalrechnungen erhalten, springt von selbst in die Augen. — Es würde zu weit führen, ähnliche Kritiken bei den folgenden Capiteln geltend zu machen. Wir begnügen uns daher mit der wohlbegründeten Bemerkung: dafs sie dem Inhalte nach nur Gewöhnliches, rücksichtlich der Anordnung, der Demonstrations- und Deductionsweise aber mehr Tadelnswerthes als Lobenswürdiges darbieten. Dieser Ansicht gemäfs können wir das Werk des Hrn. Verfs. zwar als brauchbare Beispielsammlung von arithmetischen und algebraischen Aufgaben, keineswegs aber als theoretisch-praktisches Lehrbuch der bezeichneten Unterrichtsgegenstände anempfehlen; obwohl wir in ersterer Beziehung den sehr zweckmäfsigen Leistungen des Hrn. Meier Hirsch bei weitem den Vorzug einräumen. — Druck und Papier verdienen rühmliche Anerkennung.

Kreuznach, den 16ten Julius 1831.

M. G. Grabow.

Geognostische Beschreibung des Herzogthumes Nassau, in besonderer Beziehung auf die Mineral-Quellen dieses Landes, von C. E. Stifft, vormaligem Herzoglich Nassauischen Oberberg-Rathe, jetzt Königlich Niederländischen Geheimen Referendar für das Grofsherzogthum Luxemburg. Mit einer petrographischen Karte und einem Niveau-Profile der vorzüglichsten Mineral-Quellen. Wiesbaden, bei Schellenberg, 1831. *XVI u.* 606 *S. in gr.* 8.

Die erste Veranlassung zu diesem Buche, durch welches Hr. Stifft — dem geognostischen Publicum seit vielen Jahren als wohl unterrichteter und sehr gründ-

Digitized by Google

licher Beobachter bekannt — sich grofse Verdienste um die Gebirgskunde des Herzogthums Nassau erworben, gab die physikalisch-chemische Untersuchung der vorzüglichsten Mineral-Quellen jenes Landes, womit Kastner von der Regierung beauftragt worden, und welcher man eine nähere Erforschung der geognostischen Verhältnisse anzureihen wünschte. Später wurde der erfafste [oder vielmehr vorgeschriebene] Plan dahin erweitert, dafs man zugleich eine genaue Schilderung beabsichtigte, welche jeden Einwohner in den Stand setzte, für seinen Landbau, oder für seinen Kunstfleifs aus den ihn umgebenden Felsarten möglichst grofsen Vortheil zu ziehen. Diese Aufgabe hatte Hr. Stifft zu lösen. Er wurde, wie leicht einzusehen, dadurch bestimmt, seiner Schrift eine ganz besondere Richtung zu geben; er mufste in viele Einzelnheiten eingehen, welche bei einer rein wissenschaftlichen geognostischen Beschreibung hätten vermieden werden können.

Das Werk zerfällt in zwei Haupt-Abtheilungen. Die erste derselben befafst sich mit der topographischen Uebersicht des Herzogthums nach Lage und Grenzen, nach dem Flächen-Gehalt und den vorhandenen Höhenzügen. Die zweite Abtheilung handelt von der geognostischen Beschaffenheit des Nassauischen, und im ersten Abschnitte folgt, mit gröfster Ausführlichkeit, dem angedeuteten Zwecke des Buches zu entsprechen, die geographisch-mineralogische Beschreibung. Der Verf. nahm, in so weit es möglich war, die Bereisung der einzelnen Distrikte in der Art vor, dafs die zwischen je zwei Thälern gelegenen Höhen, Gegenstände einer Tages-Exkursion wurden. Eine natürliche Begrenzung, wie man sie bei Verfolgung eines grofsen Flufs-Gebiets erhält, gab jene Methode freilich nicht, und die in einem Distrikte getroffenen Lager mufsten begreiflich in ihrem Fortstreichen auch bei den folgenden Exkursionen getroffen werden; aber Hr. St. durfte den ihm vorgeschriebenen Zweck nicht aus den Augen verlieren, und sein Verfahren war vollkommen geeignet, alle Felsarten genau

Digitized by Google

anzugeben, die einem bestimmt begrenzten und auf der beigefügten Karte leicht aufzufindenden Bezirke eigen sind. Er überläfst den Mineralogen, aus den einzelnen Distrikts-Beschreibungen die zusammen gehörenden Felslager als ein Verbundenes, als ein Ganzes herauszufinden und auf der Karte zu verfolgen. In der Beschreibung des Oertlichen hat er jenen Zusammenhang selber oft angedeutet und im zweiten Abschnitte, in der eigentlichen geognostischen Beschreibung, die erhaltenen Resultate ungetrennt dargestellt. — Von dem ersten Abschnitte, von der geognostisch-mineralogischen Beschreibung, welche mit S. 25. beginnend, bis S. 442. fortläuft, dürfen wir, ohne den Zweck dieser Blätter zu verkennen, in keine ausführliche Anzeige eingehen. Mit gewissenhafter Treue schildert Hr. St. die vorkommenden Gebirgsarten, um seinen vormaligen Mitbürgern eine vollständige Kenntnifs aller Gesteine zu geben, welche in der Nähe eines Jeden sich finden. Die Felsarten sind zugleich oryktognostisch, oder nach den dieselben zusammensetzenden Fossilien beschrieben. Was den zweiten Abschnitt, die geognostische Schilderung angeht, so hat das Herzogthum Nassau folgende Formationen aufzuweisen:

1) *Schiefer-Gebilde* am süd-östlichen Taunus-Gehänge (Thonschiefer, talkige und chloritische Felsarten mit Schiefer-Gefüge, Quarz-Gesteine).

2) *Grauwacke-Gebilde* (der Verf. unterscheidet eine Grauwacke unter dem Schalstein, eine mit Schalstein wechselnde Grauwacke und eine mit Thonschiefer auftretende Grauwacke, die neuer als Grünstein — Diorit — und Schalstein ist; zu der mit Schalstein wechselnden Grauwacke zählt er u. a. auch Grünsteine — Diorite — und Porphyre und gewisse Mandelstein-Bildungen. Wir gestehen, dafs wir eine solche Zusammenstellung normaler und abnormer Felsmassen nicht billigen können;

Digitized by Google

Diorite und Porphyre haben mit Grauwacke und Transitions-Kalk oder mit Braunkohle-Gebilden so wenig gemein, als Basalte mit Kreide-Ablagerungen, durch welche sie hervorgebrochen sind, zwischen welche sie eingedrängt werden, über denen sich dieselben ausgebreitet haben.)

3) *Flötztrapp-Gebilde* (Basalte, Trachyte, Phonolithe).

4) *Tertiäre Gebilde* (Grobkalk, plastischer Thon und Süfswasser-Kalk).

5) *Aufgeschwemmte Gebilde* (Konglomerate, Löfs, Lehm, Mergel, Gerölle, Grand und Sand).

Die Schiefer-Formation am südöstlichen Taunus-Gehänge — scharf geschieden von den Felsmassen des nordwestlichen Abhanges durch äufsern Habitus und Beschaffenheit der Gesteine — gilt Hrn. St. als ein für sich Bestehendes, obwohl jenes Gebilde einen Theil der vom Harze bis ins nordöstliche Frankreich sich erstreckenden Schiefer-Formation ausmacht. Der Thonschiefer grenzt mitunter an Glimmerschiefer; andere Felsarten stellen sich als schieferige Gemenge aus Chlorit und Quarz, oder aus Talk und Quarz u. s. w. dar, als Chlorit-Gesteine mit Quarz- und Kalkspath-Adern und als Quarz-Gesteine mit sparsamen Glimmer- und Talk-Blättchen. Der öftere Wechsel im Streichen und Fallen deutet häufige Sattel- und Mulden-Bildungen an. Im Allgemeinen ist jedoch das Hauptfallen gegen Norden; in der Regel wird es stark gefunden und nicht selten dem Seigern nahe. Die chloritisch-talkig-quarzigen Gesteine zeichnen sich sehr gewöhnlich durch ihr Gewundenseyn aus, und selbst der reine Thonschiefer läfst oft spitzwinkelig zackige Windungen wahrnehmen. (Wir erinnern uns, um Königstein oder Falkenstein die Erscheinung besonders auffallend gesehen zu haben.) Ob diese Formation Metalle führe, ist zweifelhaft. Alles, was bis jetzt auf den Quarz-Gängen von Kupfererzen

Digitized by Google

vorkam, war nicht bauwürdig. Wichtig wird das Gebilde durch die seit Jahrhunderten daraus zu Tag kommenden berühmten Mineral-Quellen.

Den ganzen übrigen Theil des Nassauischen, im Norden der Schiefer-Formation, nimmt das Grauwacke-Gebilde ein. Die Grauwacke unter dem Schalstein, der Natur der Sache nach die älteste, schliefst sich dem vorhin erwähnten Thonschiefer an. Uebergangs-Schiefer, welchen der Verf. sehr richtig als dem Grauwacke-Schiefer innig verbunden betrachtet, macht über vier Fünftheile des Ganzen aus; körnige und körnig-schieferige Grauwacke erscheinen um vieles seltner. Eine bestimmte Ordnung in der Folgenreihe, worin die Dachschiefer, die reinsten Thonschiefer, mit den gröbern Schiefern wechseln, hat der Verf. nicht bemerken können. Das Gewundene, das Wellenförmige der Schiefer-Blätter, den häufigen Wechsel der Streichungs Linie, trifft man beim Uebergangs-Schiefer weniger oft. Erze führende Quarz-Gänge und Adern kommen häufig vor. Nur in Gegenden, welche an die zweite Abtheilung grenzen, tritt öfter Kalkspath unter solchen Verhältnissen auf. Bei den Gängen herrscht bedeutende Verschiedenheit. Eine der Gang-Formationen, den Schiefer meist unter starken Winkeln schneidend, führt vorwaltend Kupfererze und Eisenkies; die andere Gang-Formation ist besonders ausgezeichnet durch mehr und weniger silberreiche Bleierze; sie verhält sich im Allgemeinen, was Streichen und Fallen betrifft, fast gleichlaufend mit dem Gebirgs-Gestein; ein Umstand, der zu häufigen Verwechselungen mit Lagern Anlafs gegeben. Die bedeutendsten Grubenbaue am Rhein und an der untern Lahn werden auf solchen Gängen betrieben. — Die Grauwacke dieser Abtheilung ist stellenweise reich an Versteinerungen. — Bei der mit Schalstein wechselnden Grauwacke findet man eine grofse Mannichfaltigkeit untergeordneter Felsarten, die theils darin eingeschlossen, theils im Wechsel damit vorkommen; diese und andere Differenzen veranlafsten Hrn. St., für den Zweck seines Buches, beide

Digitized by Google

Grauwacke-Bildungen abgesondert zu betrachten. Er entwickelt ihre wesentlichsten Verschiedenheiten S. 464 ff. sehr umfassend. Zu den mit der neueren Grauwacke wechselnden [richtiger mit ihr auftretenden] Gesteinen gehören: Schalstein, Kalk, Dolomit, Grünstein [Diorit] und Porphyr. Der Schalstein — ein dem Lahnthale, namentlich dem Dillenburgischen eigenthümliches Gebilde, denn was bei Elbingerode auf dem Harze davon vorkommt, scheint von geringer Bedeutung, und ob die Felsart, wie Einige behaupten, in Cumberland auftritt, dürfte keineswegs als ausgemacht gelten — schliefst sich von einer Seite an den Schiefer, von der andern an den Diorit an; das letztere Verhältnifs allein wird von unserm Verf. für einen Uebergang angesehn, und der Schalstein als zum Diorit gehörig betrachtet, da seine Gegenwart vom Vorhandenseyn dieses Gesteins abhängt. Erwägt man ferner, dafs der Schalstein sich stets frei von Petrefakten zeigt, und dafs ein vulkanisches, mit Kalkspath-Mandeln erfülltes Gebilde in der Regel als sein treuer Begleiter auftritt, so scheint sich die Entstehungsweise desselben klarer zu entwickeln, obwohl bei weitem nicht alle Zweifel für beseitigt zu betrachten sind. Wir haben den Schalstein — der dem Bergmann von ganz besonderem Interesse ist, weil er mit Recht oft als Erzbringer gilt — auf einer geognostischen Wanderung durch das Nassauische an vielen Punkten zu sehen Gelegenheit gehabt, so unter anderm am Lehr-Berge bei Dillenburg, an der Brücke bei Langen-Aubach, in der Nähe von Altdietz, unfern des Balduinsteines, auf dem Steinsberger Kopfe beim Schlosse Schaumburg u. s. w.; aber gern bekennen wir, dafs wir mit der Felsart, die nicht allein in Beziehung auf ihre petrographischen Merkmale sich als wahrer Proteus darstellt, keineswegs so vertraut geworden, dafs wir uns ein entschiedenes Urtheil über die geologische Stellung derselben erlauben dürften. Wir fanden eine gewisse Genugthuung in der Erklärung des Hrn. St., dafs auch er, mit den heimathlichen Gebirgen und ihren

Digitized by Google

Verhältnissen so wohl vertraut, in solcher Beziehung nichts weniger als im Reinen sey. Stellt sich der Schalstein hier gleichsam als Glied der Reihe normaler Fels-Bildungen dar, über Grauwacke und unter dem Transitions-Kalk seine Stelle einnehmend und, so weit wir uns einen Ausspruch erlauben dürfen, Streichen und Fallen derselben theilend, so sieht man ihn dagegen an andern, oft gar nicht fern entlegenen Orten unerwartet unter sehr verschiedenen Beziehungen auftreten. Oft findet man dem Schalstein, wie schon erwähnt, vulkanische Massen vergesellschaftet. Einer der interessanten Punkte dürfte, aufser Balduinstein, der Steinsberger Kopf bei Schaumburg seyn. Hier hat der Schalstein mächtige Diorit-Massen im Liegenden und Hangenden, und aus seiner Mitte ist Porphyr aufgestiegen, der am Berg-Gipfel zu Tag geht. Es ist zu bedauern, dafs Hr. St. nicht einige Profile zur Erläuterung des verschiedenartigen Vorkommens von Schalstein beigefügt hat; die von uns namhaft gemachten Stellen dürften für solche Absicht besonders diensam seyn. — Nicht weniger mannichfaltig als die Schalsteine, sind die Diorite; sie durchlaufen alle Mittel-Grade vom ausgezeichnet Krystallinisch-Körnigen, bis zum scheinbar Gleichartigen und Dichten, bis zum Aphanit. Schalstein- und Diorit-Bildungen, weit erstreckt und mächtig, bleiben sich ihrem Wesen nach nie auf eine Entfernung mehrerer Stunden gleich. Was die denselben verbundenen Kalke und Dolomite angeht, so zeigen nur wenige Parthien der ersteren Felsart im Dillenburgischen weitere Erstreckung; die ungleich mächtigern Dolomite und Kalke im Lahn-Gebiete erscheinen oft ohne allen Zusammenhang, nur als grofse Nester oder Stöcke. Dafs Diorite Lager-artig mit Grauwacke und Schalstein im Wechsel erscheinen, ist aufser Zweifel gestellt, aber ihr Gang-förmiges Auftreten erscheint nicht minder augenfällig und oft nimmt, unter solchem Verhältnisse, die Mächtigkeit nach der Teufe zu. Nicht selten breiten sich Diorit-Gänge und häufiger noch die ihm verbundenen Mandelsteine

Digitized by Google

über Tag aus und bedecken das Neben-Gestein in Kuppen. „Es ist auf den ersten Anblick nicht leicht," sagt der Verf. S. 484, „solchen Grünstein [Diorit] als Gang zu erkennen, da die Streichungs-Linie im Ganzen selten von dem Neben-Gesteine abweicht, wenigstens nicht bedeutend, und da die Mächtigkeit des Ganges diesen zu übersehen nicht gestattet. Auf der Eisenstein-Grube Burg, unweit Eibach, ist mir indessen dieses Gang-ähnliche Vorkommen, das ich längst vermuthete, zur Gewifsheit geworden. Dort wurde nämlich, als das Eisenstein-Lager abgeschnitten schien, in dessen Liegendem querschlägig aufgefahren, und man traf mit dem Querschlags-Orte einen aus der Sohle gerade aufsteigenden Grünstein-Mandelstein, der über Tage in mehrere Kuppen sich entwickelte. Es ist gerade dieselbe Erscheinung, wie wenn ein Basaltrücken unter der Braunkohle sich hebt und die anfänglich ansteigende Kohle merklich abstöfst, der Basalt sie durchbricht und als Kuppe über Tag erscheint; denn auch hier hob sich das Eisenstein-Lager anfangs, als wollte es einen Sattel bilden, setzte aber an dem aufsteigenden Grünstein-Mandelstein ganz ab. Vorzüglich sind es die Diorit-Mandelsteine, welche dieses Vorkommen zeigen; von krystallinisch-körnigen Grünsteinen sind mir wenigstens keine bekannt. Ueberhaupt möchten die krystallinisch-körnigen Grünsteine tiefer liegen, die Grünstein-Mandelsteine aber höhere Kuppen ausmachen." — Wir haben uns nicht versagen können, diese schöne und wichtige Beobachtung Stifft's unsern Lesern mit den Worten des Verfs. wiederzugeben. Die Thatsache gehört zu den besonder swerthvollen, an denen das vorliegende Buch so reich ist. Sie verbindet und ergänzt Phänomene, welche neuerdings auf dem Harze, in Norwegen und Connecticut an Dioriten wahrgenommen wurden. Nur in Betreff dessen, was Diorit-Mandelstein genannt wird, erlaube man uns, einige Zweifel rege zu machen. Wir kennen keinen wahren Diorit, der Blasenräume hätte, und nehmen Behauptungen zurück, welche, im Widerspruche

mit dieser Aeufserung, vor Jahren von uns dargelegt worden. — — Wie im Schalsteine, so findet man auch im Diorit Erz-Lagerstätten, welche noch für Jahrhunderte dem Nassauischen Eisen seinen gerechten Ruf sichern. Aufser den Eisenstein-Lagern führen beide Felsmassen Kupfererze auf Gängen. Im Dolomite kommen Manganerze vor. — — Ob die Porphyre vom Steinsberge, vom Balduinstein u. s. w. (S. 489.) zum Augit-Porphyr zu zählen sind, möge dahingestellt bleiben. Wir haben, indem wir dieses niederschreiben, die an Ort und Stelle von uns aufgenommenen und mit aller Sorgfalt ausgewählten Musterstücke vor Augen; aber unser Urtheil ist nicht entschieden. — — Bemerkungen über Grauwacke und Schiefer, welche unserm Verf. für neuer als Grünstein und Schalstein gelten, machen den Schlufs der dritten Abtheilung. Stifft zweifelt, dafs diese Gebilde der eigentlichen Grauwacke angehören; sie scheinen ihm Uebergänge aus dem Transitions- in das Flötz-Gebirge zu seyn. — — Unter den „Flötztrapp-Bildungen" machen basaltische Gesteine bei weitem die überwiegenden Massen aus. Die Richtung der Formation stimmt beinahe ganz mit der allgemeinen Streichungs-Linie im Herzogthume überein. Das nämliche Verhältnifs wird auch an trachytischen und an Phonolith-Gebilden bemerkbar. Deutliche Krater und Lavenströme sind nicht vorhanden. Die Trachyte, besonders ihre Konglomerate, erheben sich zum Theil aus basaltischen Umgebungen. Trachyt-Gänge kennt Stifft im Nassauischen nicht. Phonolith erscheint in Begleitung der Trachyte; aber sein Vorkommen ist meist nur örtlich und beschränkt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Stifft, Geognosie von Nassau.

(Beschluſs.)

Als Anhang reiht der Verf. an die basaltischen Gebilde die, mit plastischem Thon vergesellschafteten, Braunkohle-Ablagerungen des Westerwaldes, deren Verhältnisse durch jene vulkanischen Massen vielartig gestört und modificirt werden. Die Basalte, auf welchen die tiefsten Braunkohlen-Flötze, meist bituminöses Holz, ruhen, heben sich nämlich oft in Wellen-förmigen Sätteln, oder sie steigen schneller an. Allen Biegungen der Art folgen die Braunkohlen-Flötze. Bei unbeträchtlichen, bei flachen Hebungen wird kein Einwirken der Basalte auf die Kohlen wahrgenommen; allein wo jene Gesteine stärker emporsteigen, erscheint das bituminöse Holz dichter, seine Fasern gewunden, die Textur verworren; Alles trägt das Ansehn, als wären die Theile durch mächtigen Druck in einander geschoben worden, und glatte glänzende Flächen bezeugen das Gewaltsame statt gefundener Reibungen und Pressungen. Bei ausgedehntern und mächtigern Basalt-Sätteln sind die Braunkohlen-Flötze durch Klüfte und Spalten getrennt, welche gegen den Tag sich mehr und weniger aufthun. Stellenweise hat der tiefere Basalt die Braunkohle-Ablagerungen durchbrochen. Alle Flötze erscheinen sodann zuerst in ihrer Gesammt-Mächtigkeit gehoben, so wie aber die aufwärts dringende Gewalt mehr ausschliefslich gegen die Höhe wirkte, werden die Flötze nach und nach schmäler, um zuletzt mit sehr veränderter Stärke ganz zu endigen. — — Das Auftreten anderer tertiärer Flötz-Gebilde, Süfswasser-Kalk, jüngerer Grobkalk u. s. w., ist ungemein beschränkt im Nassauischen; nur im Hügel-Lande, wovon das Rhein- und Mainthal begrenzt wird, erlangen sie eine gewisse Selbstständigkeit. Aufgeschwemmtes Land endlich findet sich in seiner gröfsten

Digitized by Google

Ausdehnung in den Thälern des Rheins, des Maines und der Nidda; es gehören hierher Lehm, Löfs, Thon, Geschiebe, Sand u. s. w.

Im dritten Abschnitte handelt der Verf. von den Mineral-Wassern des Herzogthums Nassau. Mehr als hundert wohlthätige Quellen gewähren den Bewohnern des glücklichen Landes Erquickung und Heilung, und viele derselben haben einen gerechten Ruf auch in den fernsten Weltgegenden. Alkalisch-salinische Stahlwasser finden sich zu Fachingen, Geilnau, Oberlahnstein, Cronberg, Soden u. s. w.; alkalisch-erdige Stahlwasser liefern: Langen-Schwalbach, Braubach, Montabaur u. s. w.; zu Nieder-Selters ist ein alkalisch-erdiges Mineral-Wasser, und Schlangenbad, Wiesbaden und Ems haben alkalisch-erdige Thermen. Von grofsem Interesse sind die Angaben einer Reihe von Erscheinungen, welche bei den meisten Nassauischen Mineral-Quellen sich gleich bleiben. Im Allgemeinen sind diese Mineral-Quellen unabhängig von der geognostischen Beschaffenheit der nächsten Umgebungen ihrer Mündungen. Nicht leicht tritt eine Quelle, welcher Beschaffenheit sie auch sey, allein hervor, fast ohne Ausnahme kommen mehrere in ziemlich deutlichem Zuge mit einander vor. In der Nähe der Quellen zeigen die Gestein-Schichten häufige Hebungen und Senkungen, oft selbst Zerreifsungen. Die Thermen sind durchgängig Wasser-reicher, als die kalten Quellen; sie enthalten in der Regel weit mehr feste Bestandtheile, und die flüchtigen stärker gebunden, die nicht gebundenen nur neben und mit dem Wasser, aber nicht demselben beigemengt, die Gase kalter Quellen dagegen erscheinen selten frei mit denselben, sie sind in der Regel mehr und weniger innig daran gebunden. Im Ganzen endlich folgen die Mineral-Quellen dem Auftreten vulkanischer Gebirgs-Bildungen. — Von den vorhandenen Theorieen über die Entstehung der Mineral-Quellen gilt dem Verf. noch zur Zeit keine als so fest begründet, dafs man darauf mit Sicherheit fortbauen könnte. Er erachtet für

Digitized by Google

wahrscheinlich, dafs in grofsen Tiefen ein Heerd sey, „worin die Phänomene vorbereitet und bewirkt worden, die sich uns als Vulkane oder Mineral-Quellen äufsern." Stifft dürfte der erste gewesen seyn, welcher vor Jahren schon die Meinung öffentlich aussprach, dafs bei der Annahme eines solchen Heerdes, das Empordringen der Mineral-Quellen, so gut wie vulkanische Eruptionen, als direkte Erzeugnisse jenes Heerdes betrachtet werden könnten. Er entwickelt seine Gründe ausführlich und begegnet manchen Einreden. Wir müssen unsern Lesern überlassen, bei dem Verf. selbst das Weitere nachzusehen.

Die dem Werke beigefügte, mit aller Sorgfalt ausgeführte, Gebirgs-Karte vom Herzogthum Nassau gewährt, da der Mafsstab zu $^1/_{125.000}$ natürlicher Gröfse gewählt worden, einen sehr belehrenden Ueberblick der geschilderten Verhältnisse, und wird für die Folgezeit ein nicht zu entbehrendes Hülfsmittel für jeden Geognosten seyn, welcher das interessante Land bereisen will.

v. Leonhard.

Abhandlungen vermischten Inhalts, zweiter Cyclus. Erstes Bändchen. Von H. von Minutoli, Königl. Preufs. General-Lieutenant, der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und mehrerer in- und ausländischen gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit fünf Kupfertafeln. Berlin und Stettin, in der Nicolai'schen Buchhandlung. 1831. VI u. 188 S. in gr. 8. Mit dem Motto auf der Kehrseite aus Appulejus: *„O Aegyte, Aegypte, religionum tuarum solae supererunt fabulae, et aeque incredibiles posteris solaque supererunt verba lapidibus incisa, tua facta narrantibus."*

Die in diesem Bande *) enthaltenen neun Abhandlungen, zum Theil schon früher in verschiedenen Zeit-

---

*) Der erste Cyclus erschien 1823. und enthielt in Einem Bande drei und zwanzig Abhandlungen, worunter jedoch eilf rein militärischen und zwölf vermischten Inhalts. In dem zweiten Cyclus sind nur homogene, zunächst den Alterthumsforscher interessirende Abhandlungen aufgenommen.

Digitized

schriften bekannt gemacht und ursprünglich meist für öffentliche Vorlesungen bestimmt, erscheinen hier in einem neuen vielfach vermehrten und berichtigten Abdruck vereint; sie beziehen sich ihrem Inhalte nach auf das Alterthum und verbreiten über mehrere Gegenstände neues Licht, zumal da, wo eigene Anschauung den Hrn. Verf. auf seinen gelehrten Reisen (von denen wir früher in diesen Blättern berichtet haben) in den Stand setzte, neue Aufschlüsse zu geben oder falsche Ansichten und Urtheile Anderer zu berichtigen. Es gilt dies gleich von dem ersten Aufsatz: „Einige Worte über Katakomben im Allgemeinen, sowie insbesondere über die in der Nähe der sogenannten Bäder der Kleopatra bei Alexandria gelegenen angeblichen Grabesgrotten der Könige."

Der Hr. Verf. stellt eine doppelte Classe von Katakomben auf; in die erste setzt er die zufällig entstandenen, welche erst später zur Beisetzung der Gestorbenen gedient haben, dergleichen z. B. die Römischen (deren Anlage auch nach unserm Verf. keineswegs in die Zeit der ersten Christenverfolgungen verlegt werden darf), ferner die Pariser u. A.; zur zweiten Classe gehören denn alle die eigends zu dem Zweck der Beisetzung der Gestorbenen angelegten, welche durch die Regelmäfsigkeit ihrer Anlage, die Art und Weise der Verzierungen und dergl. m. einen ursprünglichen Plan uud Fleifs ihrer Erbauer erkennen lassen. Dergleichen sind namentlich die Aegyptischen, und setzen wir hinzu, die Persischen, so wie alle die zahlreichen erst in neuester Zeit entdeckten Hypogäen bei Cyrene. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wendet sich dann die Untersuchung speciell zu den angeblichen Königskatakomben, unweit der sogenannten Bäder der Kleopatra. Aus dem Styl, in welchem sie angelegt sind, aus dem Mangel an Verzierung und dem unvollendeten Zustande schliefst der Hr. Verf. mit Recht, dafs sie nicht sehr alt seyn könnten, dafs sie vielmehr als ein unvollendetes Denkmal Römischer Zeit erscheinen, und dafs die Gemächer vielleicht zur Auf-

Digitized by Google

nahme, zum Waschen und Einbalsamiren der Leichname, so wie die Bassins und andre Oeffnungen des Uferrandes zur Herbeiführung der Leichen auf Nachen bis dicht vor die Katakomben gedient haben mochten (S. 15.). Diese Vermuthung hat sehr Viel für sich und leuchtet bei näherer Betrachtung sehr ein. Wir haben die Bestätigung durch künftige Reisende mittelst näherer Untersuchung der Katakomben, was der Hr. Verf. sehnlichst wünscht, zu erwarten.

Der zweite Aufsatz S. 19 ff. giebt „Notiz über einige Kunstprodukte aus dem hohen Alterthume, die man im Norden, theils in Grabhügeln, theils in loser Erde aufzufinden pflegt, und welche mit der Zeit einige nähere Aufschlüsse über die Handelsverbindungen der nordischen Völker mit denen des Südens geben dürften." Es sind zunächst Münzen und Medaillen, welche in den Küstenländern der Ostsee, in einigen Provinzen der russischen und preufsischen Monarchie gefunden werden, und zwar sowohl römische, meist aus der Kaiserzeit, als orientalische, und zwar arabische, arabisch-kufische u. a. Der Verf. macht eine Reihe von solchen Funden namhaft, die allerdings höchst merkwürdig und für die Geschichte in den oben bemerkten Beziehungen von Bedeutung erscheinen. Dazu kommt noch ein anderes Kunstprodukt des Morgenlandes, das ebenfalls in den nordischen Gegenden hie und da angetroffen wird, antike Glaspasten, farbige Glaskorallen [dergleichen auch in Süddeutschland, wie z. B. in den deutschen Grabhügeln zu Sinsheim, die immerhin in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung oder vielleicht noch früher fallen, gefunden worden sind]. Auf die hier sich unwillkührlich darbietende Frage, wie, d. h. auf welchem Wege, diese seltenen, doch muthmafslich in Asien oder auch in Afrika gefertigten Kunstprodukte, von diesen Ländern nach dem hohen Norden gelangt seyen, giebt uns der Hr. Verf., eine gewifs befriedigende und, soweit es hier möglich ist, auf historische Zeugnisse gestützte Antwort. Er erklärt dies nämlich aus dem zwischen dem Süden und

Digitized by Google

Norden bestehenden Caravanenhandel, durch welchen diese Kunstprodukte, und zwar auf demselben Wege, wie jene Münzen der Chalifen und der Byzantinischen Kaiser in den Norden gebracht worden; der Pelzhandel und vorzüglich der Bernsteinhandel mochte kühne Handelsleute schon im frühesten Alterthum aus dem Süden nach den Ostseeküsten gelockt haben. Ref. ist übrigens der Meinung, dafs der Bernsteinhandel in frühester Zeit nur zu Wasser, durch Fahrten der Phönicier nach jenen Gestaden, geführt wurde; und dafs ein Landhandel aber erst in spätere Zeiten fällt, also die Landwege zum Behuf dieses Handels, die Voigt mit so vieler Genauigkeit im ersten Band seiner Geschichte Preufsens nachzuweisen versucht hat, immer erst in die Zeiten nach Christo gehören. Was den Pelzhandel in ältester Zeit betrifft, so geht aus den Nachrichten Herodot's über die Scythischen Völker in der ersten Hälfte des vierten Buchs hervor, dafs derselbe von den an dem Nordgestade des schwarzen Meeres angesiedelten Griechen mehr in der Richtung nach Nord-Ost und Osten, nach Asien zu, als in nordwestlicher Richtung, den Gestaden der Ostsee zu, betrieben wurde. Die Annahme griechischer Ansiedelungen zur Beförderung dieses Handels in jenen nordischen Gegenden scheint uns etwas gewagt, so auffallend allerdings Manches ist, was dafür zu sprechen scheint, wie z. B. die vom Hrn. Verf. erwähnte fast ganz griechische Tracht der Bewohner von Preufsisch-Lithauen, in deren Sprache sich etwa dreihundert Wörter nachweisen lassen, deren Wurzel man aus dem Griechischen ableiten will, wenn anders nicht solche Aehnlichkeit der Sprache aus einem beiderlei Sprachen gemeinsamen Ursprung sich erklären läfst. Mit Recht aber hat der Hr. Verf. einer neuerdings ausgesprochenen Meinung seinen Beifall versagt, wonach eine Station des alten Landhandels der Phönicier mit dem hohen Norden, in der Schnitsch unweit der Stadt Tschirnau und Bojanow an Schlesiens nordöstlicher Grenze sich befunden. Was sich von Hasse's Behauptung, dafs das Paradies zu Königsberg

Digitized by Google

gewesen, und über ähnliche Behauptungen, deren der Verf. mehrere gelegenheitlich berührt, sagen läfst, das läfst sich in der That auch in Bezug auf jene Ansicht wiederholen. Will man aus dem Fundort irgend eines solchen Kunstprodukts gleich einen Schluſs ziehen, als seyen Genossen des Volks, das diese Fabrikate verfertigte, in die Gegend des Landes gekommen, so müſste man am Ende gar annehmen, daſs sogar bis nach Dänemark und Schweden hin die Phönicier vorgedrungen, was doch Niemand in Ernst zu behaupten einfallen kann. Ueberhaupt wie gefährlich, wie unstatthaft sind Folgerungen der Art! Mit Recht macht der Hr. Verf. S. 39. auf einen, wie uns scheint, oft übersehenen Umstand aufmerksam, daſs nämlich die deutschen wie die nordischen Völker gern Geschenke nahmen, die aufser Waffen, Halsketten und dergl. m. namentlich in Münzen bestanden, die, als Hals- oder Kopfschmuck aufgereiht, gerne getragen wurden, wie sich dies auf's Deutlichste aus so manchen durchlöcherten oder durch Draht verbundenen Münzen, dergleichen man hier und dort in altgermanischen und slavischen Grabstätten entdeckt hat, abnehmen läfst. So erklären sich leicht und ungezwungen jene römischen Münzen, die an jenen Orten und Gegenden entdeckt worden sind; die kufischen Münzen sollen zu Anfang des 10ten Jahrhunderts durch die Russen gegen Bernstein, kostbare Pelze, ja selbst gegen Frauenzimmer eingehandelt worden seyn.

Unter No. III. theilt der Hr. Verf. seine Beobachtungen über die Brüderschaft der Psyllen oder Schlangenbeschwörer in Aegypten mit. Die ganze Sache läuft auf Betrug und Täuschung hinaus. Auf einer der fünf Tafeln ist ein solcher Zauberer abgebildet.

Die vierte Abhandlung S. 49 ff. verbreitet sich „Ueber die Pigmente und die Malertechnik der Alten, insbesondere über die der alten Aegypter," mit sehr vieler Genauigkeit; es ist daher um so mehr zu beklagen, daſs die zahlreichen mit Farben bedeckten Materialien und Gegenstände, welche der Hr. Verf. in

Aegypten gesammelt hatte, um durch genaue Untersuchung derselben, wie sie bisher vermifst worden war, zu einem befriedigenden Resultat über einen so dunkeln und doch nicht unwichtigen Gegenstand zu gelangen, auf der Fahrt nach Europa grofsentheils ein Raub der Wellen geworden sind. Demungeachtet wird man aus dieser Untersuchung vielfache Belehrung über die einzelnen, vorzugsweise bei den Aegyptern, wie es scheint, gebräuchlichen Farben, deren Bestandtheile, Zusammensetzung u. s. w. schöpfen können, was wir hier nicht Alles anführen können, indem wir wiederholt auf den Aufsatz selbst die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken müssen. Merkwürdig bleibt es unter andern, dafs die alten Aegypter den Indigo bereits gekannt und benutzt haben (S. 58 ff.), so wie es selbst wahrscheinlich wird, dafs sie den Zinnober gleichfalls bei ihren Malereien angewendet haben (S. 61.). Andere ähnliche Entdeckungen übergehen wir.

No. V. Ueber Memnon's Bildsäule. Sendschreiben an den Herrn Grafen von Veltheim, dessen Vater in seiner bekannten Sammlung von Aufsätzen historischen, antiquarischen u. s. w. Inhalts (Helmstädt 1800. II. Th.) Norden's Meinung, wornach ein in der Mitte abgebrochener vor dem Tempel oder Grabmal des Osymandias stehender Colofs die ächte Memnonsstatue sey, zu vertheidigen versucht hatte. Unser Hr. Verf. bestreitet diese Behauptung, indem er das Unzureichende der dafür vorgebrachten Gründe nachweist, und die verschiedenen Zeugnisse der neueren und neuesten Reisenden (Belzoni's, Champollion's) anführt, wornach sich wohl die Identität des nördlichen Colosses oder des sogenannten Thama der Araber mit der tönenden Memnonsbildsäule der Alten wie solches auch bisher im Allgemeinen geglaubt wurde, nicht mehr in Zweifel ziehen läfst. Ueber die ursprüngliche Stellung des Colosses, seine Beziehungen, die daran befindlichen Inschriften, werden nähere Erörterungen gegeben, insbesondere bei Widerlegung der von Hrn. v. Veltheim vorgebrachten Zweifel und Einwürfe,

Digitized by Google

die freilich bei genauer Betrachtung und richtiger Auffassung der hierher bezüglichen Stellen der Alten verschwinden; in welcher Rücksicht diese Abhandlung eine sehr schätzenswerthe Zugabe zu den verschiedenen über den Memnónscolofs bisher erschienenen Schriften bildet.

No. VI. S. 93 ff. „Beleuchtung einiger Stellen im vierten Brief des Hrn. Lenormant; aus Sakkara in Aegypten vom 6. October 1828. datirt." Sie beziehen sich zunächst auf einige Aeufserungen hinsichtlich des Baues und der Zeit der Anlage der Pyramiden. Die Pyramide von Sakkara hat nach dem Hrn. Verf. sieben Absätze, wovon sechs sichtbar sind (denn ein grofser Theil der Pyramide ist in Sand verschüttet), nicht vier, wie Lenormant vorgiebt; richtiger schon ist eine andere Behauptung, wornach alle diese Bauten vor dem Gebrauch der Inschriften an Monumenten errichtet worden, in sofern man nämlich sie auf die beiden Pyramiden von Cheops und Chephren bei Dschiseh anwendet. Indessen entdeckte doch unser Verf. auch im Innern der Pyramide von Sakkara Hieroglyphen. Auch er ist geneigt, die Anlage dieser Pyramiden den in Unterägypten als Eroberer eingedrungenen semitischen Hirtenstämmen zuzuschreiben, deren Könige, Hykso's genannt, in Memphis an drei Jahrhunderte hindurch regierten; auch hält er diese Denkmale mehr dem Cultus der Sabäer als einem andern angemessen. Indessen hat sich bereits Zoega *De Obelisce.* p. 389. gegen diese Annahme in sofern erklärt, als die Hykso's Hirten und Nomaden gewesen, von denen doch keineswegs die Anlage solcher grofsartigen Bauwerke sich erwarten liefse. Auch bietet die Chronologie Widersprüche mit dieser, freilich von Vielen angenommenen Ansicht dar. Wir wollen hier nicht wiederholen, was zum Verständnifs der Herodoteischen Stelle II, 128. von dem Hirten Philition, dem angeblichen Erbauer der Pyramiden, beigebracht worden ist, da wir ja noch nicht einmal mit dem Worte selbst und dessen richtiger Schreibung vollkommen auf dem Reinen sind, und eine Beziehung auf epische in die ältere Geschichte Aegyptens ver-

flochtene Sagen, die uns freilich bei dem Untergang der gesammten ägyptischen Literatur nicht bekannt geworden sind, hier unverkennbar ist. Mit vollkommnem Recht aber erklärt sich der Verf. gegen die Annahme eines Alters dieser Pyramide von siebentausend Jahren; desgleichen wider die andre Annahme, dafs die Pyramiden die ältesten Gebäude der Erde seyen, etwa mit einziger Ausnahme des Thurms des Belus. Dies giebt zugleich dem Hrn. Verf. Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten dieser grofsen Pyramide in ihrem Innern mit der ihm eigenen Sorgfalt zu beschreiben, wodurch es uns möglich wird, über die Anlage dieser Werke, ihre Einrichtung und Beschaffenheit im Innern, sowie über ihre muthmafsliche Bestimmung, richtigere Ansichten, als dies bisher theilweise der Fall gewesen ist, zu gewinnen. So wenig der Hr. Verf es in Abrede stellt, dafs die Pyramiden zu Grabesmahlen, insbesondere zur Beisetzung hoher Personen (oder auch wohl der heiligen Thiere) gebraucht worden — er selbst hat ja in dem Innern der Pyramiden Sarkophage, Reste von Gebeinen und Mumien und dergl. entdeckt — so meint er doch, sie hätten auch als Sammelplätze zum Opfern und zu heiligen Einweihungen gedient; vielleicht dafs in ihrem Innern die Pharaonen, wie einst die persischen Könige zu Pasargadä geweihet und dann beigesetzt worden. So wären die Pyramiden zugleich Tempel und Grabstätten gewesen; der Verf. sucht dies auch aus der Analogie anderer Werke der Art, insonderheit der amerikanischen Pyramiden, die mit den ägyptischen in so Vielem eine auffallende Aehnlichkeit darbieten, zu bestätigen, was zu einigen höchst interessanten Vergleichungen Veranlassung giebt, in Folge deren er auch vermuthet, dafs die Pyramiden zu astronomischen Beobachtungen benutzt worden, nicht anders wie der angebliche Thurm des Belus; woraus denn weiter Uebereinstimmung des mexikanischen Cultus mit dem alt-ägyptischen und mit dem der Babylonier sich folgern läfst. Uebrigens fehlt uns noch immer eine genaue Untersuchung der verschiedentlich bekannt gewordenen mexika-

Digitized by Google

nischen Denkmale und eine Zusammenstellung und Vergleichung mit den alt-ägyptischen, wie solches, wenn wir nicht sehr irren, bereits vor einem Jahre zum Gegenstand einer Preisfrage, die aber leider unbeantwortet geblieben, gemacht worden ist. Eine solche Arbeit würde aber gewifs höchst belehrend werden.

No. VII. S. 114 ff. betrifft zunächst eine Frage, deren Beantwortung der Hr. Verf. allen Naturforschern, welche in der Folge Aegypten bereisen dürften, an's Herz legt; in wiefern nämlich die ächte Papyrusstaude noch jetzt in Aegypten vorhanden oder ob sie im Laufe der Zeiten untergegangen sey. Es wäre allerdings merkwürdig, wenn es dieser merkwürdigen Pflanze eben so ergangen wäre, wie dem bei den Alten so berühmten Silphium von Cyrene, worüber wir eigentlich bis auf den heutigen Tag noch in Ungewifsheit schweben, wie Böttiger's Aufsatz in der Isis 1829. zur Genüge zeigt, selbst nach dem, was die neuesten Bereiser dieser Gegenden, Della Cella, Becquey, Pacho darüber angeben. Doch scheint fast hinsichtlich der Papyrusstaude *(Cyperus papyrus)* nicht der Grad von Ungewifsheit zu herrschen, und es steht zu hoffen, dafs nähere Untersuchungen, wie sie der Hr. Verf. wünscht, in Aegypten selber angestellt, uns über das Daseyn und die Existenz dieser Pflanze in Nieder-Aegypten vergewissern werden. In der schönen Monographie, welche uns der Verf. hier liefert, werden die Angaben der Alten und die vergleichenden Berichte neuen Naturforschen und Gelehrten in einer vollständigen und klaren Uebersicht mitgetheilt.

No. VIII. S. 128 ff. „Ueber den Gebrauch der Streitwagen im heroishen Zeitalter, sowohl bei den Griechen, als bei den Aegyptern unter den Pharaonen, mit besonderer Beziehung auf einen kürzlich in den Katakomben von Theben aufgefundenen Streitwagen;" nebst mehreren Abbildungen. Der Verf. giebt zuerst einen Ueberblick über die griechischen Streitwagen des heroischen Zeitalters, und kommt dann auf die ägyptischen, wie sie an den Tempelwänden zu Karnak, Luxor u. s. w.

in schöner Arbeit dargestellt sind und zum Theil selbst prachtvoll erscheinen. (S. 139. ist statt Diodor IV, 189. zu lesen: Herodotus IV, 189.) Höchst merkwürdig ist in dieser Hinsicht der oben erwähnte, in der Vorhalle einer Katakombe gefundene und jetzt in der Grofsherzoglichen Sammlung zu Florenz befindliche Wagen, dessen Skizze dem Hrn. Verf. durch seinen ehemaligen Reisebegleiter, Hrn. Ricci, mitgetheilt wurde. Darnach wird hier eine Abbildung gegeben, so wie eine genaue Beschreibung, an welche sich noch manche andere Erörterungen über die Beschaffenheit der alten ägyptischen Streitwagen, und Vergleichungen mit denen der Griechen und anderer Völker des Alterthums knüpfen. Hr. Ricci giebt jenem Streitwagen scythischen Ursprung. Dann könnte er freilich als Siegstrophäe von Sesostris von seinen Zügen zurückgebracht und nach seinem Hinscheiden ihm in's Grab mitgegeben worden seyn. Indessen Ref. möchte noch die ganze Behauptung bezweifeln, und will deshalb sein Urtheil bis zum Erscheinen des Werks, worin die Resultate der letzten wissenschaftlichen Reise französischer und toskanischer Gelehrten zur öffentlichen Kunde gelangen sollen, aufschieben.

Die Vorschläge und Wünsche, welche der Verf. in einem Anhang mittheilt, betreffend die Erhaltung der noch vorhandenen Denkmale ägyptischen Alterthums und ihre Sicherstellung vor der Zerstörungswuth der jetzigen Bewohner, sind gewifs höchst zweckmäfsig. Uebrigens glauben wir bei dieser Gelegenheit bemerken zu müssen, dafs die Zerstörung alt-ägyptischer Denkmale durch Cambyses und die Perser schwerlich von Bedeutung war; was Cambyses betrifft, so würden die Priester, die dem Herodot so Manches gegen diesen Regenten erzählten, schwerlich solches verschwiegen haben, und wir demnach nähere Angaben in Herodot's Geschichten darüber finden, was aber durchaus nicht der Fall ist. Eher könnte vielleicht später unter Ochus Einzelnes zerstört worden seyn, obschon auch darüber Ref. durchaus keine bestimmte Zeugnisse aus den Alten anzuführen vermag. So kann

Digitized by Google

z. B. nach unserm Ermessen von einer Zerstörung der Pyramiden unter Cambyses durchaus nicht die Rede seyn. Die Zerstörung dieser und ähnlicher Bauwerke möchte daher nach des Ref. Ermessen grofsentheils in weit spätere Zeiten fallen, zunächst in die Zeiten des Einfalls der Mohammedaner und ihres Aufenthalts in Aegypten, wo zugleich die alten Bauwerke das Material zur Anlage neuer Städte liefern mufsten: ein Umstand, der vor Allem Berücksichtigung verdient.

Die Schlufsabhandlung S. 160 ff. enthält: „*Lettre à Monsieur Reuvens, professeur d'archéologie et directeur du musée de Leide &c. &c. relativement à un tombeau gréco-égyptien découvert à Thèbes et le papyrus grec, appelé communément le papyrus d'Anastasy, faisant partie du musée de Leide.*" Es sind meist einzelne Berichtigungen und Zusätze zu mehreren Angaben des Hrn. Prof. Reuvens in dessen über jene Papyrus an Letronne gerichteten Schreiben.

Wir können nur wünschen, dafs es dem Hrn. Verf. gefallen möge, mit einer Bekanntmachung seiner inhaltsreichen und belehrenden Untersuchungen über einzelne Gegenstände des Alterthums recht bald fortzufahren.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

***De libertate Romana. qua urbes Germaniae ab imperatoribus sunt exornatae, dissertatio. Quam pro obtinenda legendi — in universitate lit. Halensi — facultate scripsit Guil. Ed. Wilda. J. v. D. Halis.* 1831. 53 S. 8.**

Diese auch wegen der guten Latinität schätzbare Abhandlung hat die Auslegung der bekannten Stelle in dem Leben der heiligen Adelheid, der Gemahlinn des Kaisers Otto des Grofsen, zum Gegenstande, nach welcher die Kaiserinn „*ante duodecimum circiter annum obitus sui in loco, qui dicitur, Salsa, urbem decrevit fieri, sub liber-*

tate Romana, quem affectum postea ad perfectum perduxit fieri." — Der Verf. zieht aus der Geschichte der Deutschen Städte, über welche die Abh. mehrere interessante Bemerkungen enthält, folgendes Resultat für die Auslegung jener Stelle: *Adelheidae precibus annuens Otto imperator locum Salsam inter regales urbes, quae sub speciali imperatorum tutela erant, sive sub libertate Romana esse jusserat.* — Da Rec. denselben Gegenstand in einer, auch von dem Verf. angeführten Abh. bearbeitet hat, so erlaubt er sich noch die Bemerkung, dafs er die in dieser Abh. vertheidigte Meinung bereits in der Vorrede zu seinen *Opusculis academicis* zurückgenommen hatte.

---

1) *H. G. Bronn, Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen. Erster Theil: Briefe aus der Schweitz, Italien und Südfrankreich im Sommer* 1824. *geschrieben. XX und* 652 *S. mit* 8 *Steindruck-Tafeln.* 1827. *Zweiter Theil: Skizzen und Ausarbeitungen über Italien, nach einem zweiten Besuche im Jahr* 1827. *entworfen. XVIII u.* 686 *S. 8. mit XVII Tabellen und* 4 *Steindrucktafeln.* 1832. *Heidelberg und Leipzig. Neue akadem. Buchhandl. von K. Groos.*

2) *H. G. Bronn, über die Fabrikation der Florentiner Strohhüte und Vergleichung derselben mit der Strohhut-Fabrikation im Auslande.* 76 *S. Heidelb. u. Leipzig.* 1831. *Mit* 1 *Steindruck.*

3) *H. G. Bronn, Italiens Tertiar-Gebilde und deren organische Einschlüsse. Vier Abhandlungen. XII und* 166 *S. mit* 1 *Steindrucktafel u. XVII Tab. Heidelb. u. Leipz.* 1831.

Die hier angezeigten Ergebnisse sind auf einer dreimonatlichen Reise nach der Schweitz im J. 1821, auf einer achtmonatlichen nach der Schweitz, Neapel, nach Süd-Frankreich bis Cette bei Montpellier und nach Oesterreich i. J. 1824, und auf einer sechsmonatlichen in Italien bis Florenz und Genua im J. 1827. erworben worden. Der erste Band enthält die zweite der hier erwähnten Reisen in chronologischer Ordnung, und hat in mehrern Zeitschriften eine vortheilhafte Beurtheilung erfahren. Das Material aber zu einigen ausführlicheren Abhandlungen wurde zurückgelegt, und, nach Vollendung der damals noch nicht vorgesehenen dritten Reise mit den Skizzen und Abhandlungen des zweiten Bandes verbunden, dessen früheres Erscheinen unvorgesehene und nicht zu beseitigende Hindernisse von Seiten des Verlegers unmöglich gemacht haben. Die chronologische Erzählungsweise, welche für den Erzähler die leichteste, für den

Digitized by Google

kann die metallurgische Art, welche in unserem Thale (ähnlich wahrscheinlich wie in Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Krain) betrieben wurde, in Kürze folgendermaßen beschrieben werden.

Das Erz, welches, wie schon bemerkt, durch Hand- oder Scheidearbeit, wie auch durch gewöhnliche Aufbereitungsarbeiten von seinen tauben Bestandtheilen befreit worden war, wurde in einem Röstofen geröstet. Als solcher diente durchgehends ein offener, mit Steinen aufgemauerter Haufen, dessen Zwischenräume mit Holz ausgefüllt wurden, welches dann angezündet und mit Erzen bedeckt wurde. Nachdem das Holz verbrannt war, wurden die Erze, welche nun Rösterze hießen, herausgenommen und durch Stampfen, Pochen und Waschen von der leichten Asche vollends gereinigt. Diese Rösterze wurden nun mit Kohlen, welche in einem Kohlenhause aufbewahrt wurden, in einem Schachtofen, der Schmelzofen hieß, geschmolzen. Dieser Ofen war 4 Schuh hoch, 2 Schuh lang und 1½ Schuh breit. Er war mit Steinen aufgemauert und mit Lehm verschmiert. Vorne war eine Öffnung, welche Gestör, und eine andere, welche Stichloch hieß. Durch das Gestör wurden die Kohlen und Erze eingetragen, durch das Stichloch floß das geschmolzene Metall heraus.

Die Gebläse, welche zum Schmelzen nöthig waren, waren Handgebläse, und hießen Handbälge. Solche Handbälge, deren man sich auch in Schmelzhütten bediente, sind noch in den Bergwerken Kupferschmiede und Schwarzenbach im Gebrauche. Sie bestehen aus einem Kasten, welcher 2 Schuh lang, 1 Schuh breit und 1 Schuh hoch ist. Auf diesem Kasten ist ein Deckel, welcher mittelst Scharnieren befestigt ist. An diesem Deckel befindet sich ein Handgriff, mittelst welchem der Deckel aufgehoben und niedergedrückt wird. Durch diese Bewegung wird die Luft in den Kasten gepreßt, und durch eine Röhre, welche in den Schmelzofen geht, in diesen getrieben. Diese Röhre heißt Windrohr. Die Handbälge wurden von Bergknappen, welche Handbälgler hießen, bedient. Sie hatten 2 Handbälge, welche abwechselnd bedient wurden. Ein Handbalg wurde nämlich niedergedrückt, während der andere aufgehoben wurde. Dadurch wurde ein ununterbrochener Windstrom hervorgebracht. Die Handbälgler mußten, wenn sie ihre Arbeit verrichteten, stehen. Sie hatten 12 Stunden Arbeitszeit, und 24 Stunden Ruhezeit. Ihr Lohn betrug 24 Kreuzer täglich. Sie hatten auch Deputat an Getreide, Schmalz und Wein, die sogenannten Bergdeputate. Ihre Arbeit war sehr anstrengend, und sie mußten sich oft ablösen lassen, wenn sie ermüdet waren. Sie hatten auch Gehilfen, welche Handbalgtreter hießen. Diese mußten die Handbälge treten, wenn sie ermüdet waren, oder wenn sie sich ablösen ließen.

Landwirthschaft dargestellt. Auch die Italienische Forstwirthschaft, die Marmor- und andere Stein-Arbeiten zu Carrara und Florenz, der Handel von Marseille und Cette, die Saline zu Salso, die Seidenzucht in Südfrankreich und Italien, die verschiedenen Arten der Seefischerei, die Bereitung der Macaroni, Fabrikation der falschen und Strick-Perlen in Venedig, die der Florentiner Strohhüte machen meistens Gegenstände eigner Abschnitte aus, von welchen der letztere, wegen seines Interesses für manche Gegenden Deutschlands als besondrer Abdruck erschienen ist. — Aus dem Gebiete der Naturkunde hat sich der Verf. insbesondre mit der Flora der Schweizer Alpen, Savoyens, Nizza's, Cette's, mit den animalischen Erzeugnissen des Meeres bei Nizza, Marseille, Cette, Spezzia und Trient und mit den Zuwachs-Verhältnissen der Balanus-Schaale beschäftigt, welche von Cuvier'n ganz unrichtig angegeben worden sind. Ausführlicher aber noch verbreitet sich derselbe unter andern über die geognostischen Verhältnisse um Montpellier und am Monte Bolca bei Castelgomberto, im *Val d'Arno* und die andern jüngern Tertiärformationen Italiens (und Südfrankreichs) mit ihren organischen Einschlüssen, wobei zwei neue Genera: *Brocchia* und *Diplodonta* nachgewiesen, und die jüngern von den ältern Tertiär-Formationen theils mit Hülfe ihrer fossilen Arten an und für sich, deren Synonyme zu dem Ende gründlich geprüft wird, theils durch ein neues, aus ihren numerischen Verhältnissen entnommenes Hülfsmittel mit einer Sicherheit und Schärfe abgegrenzt werden, wodurch alle bisherigen Ansichten eine Berichtigung erfahren. Diese letzten Abschnitte mit den zugehörigen Zahlen-Tabellen, sind unter dem Titel „Italiens Tertiär-Gebilde und deren organische Einschlüsse" ebenfalls als besondrer Abdruck erschienen. Ausserdem sind wohl über zwanzig naturhistorische und insbesondere Petrefakten-Sammlungen in diesen 2 Bänden nach ihrem merkwürdigsten Inhalte beschrieben. Desgleichen die Knochen-Breccien von Nizza, Villefranche, Antibes, Cette, Pisa, Romagnano, Cerigo und der Knochenhöhlen von Velo, Adlersberg u. s. w., der Vesuv und seine Umgebungen, woselbst nachgewiesen wird, wie der Jupiter Serapis-Tempel zu Pozzuoli einst im Meere versunken gewesen und wieder emporgehoben worden seyn müsse. Auch Herculanum und Pompeji werden geschildert und aus dem, was dort beobachtet werden kann, besondere Verhältnisse bei Untergang dieser Städte nachgewiesen. — Ein ausführliches Register von 20 Seiten beim ersten, von 8 beim zweiten Bande erleichtert den Gebrauch des Buches.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

Kritik des Rationalismus in Wegscheider's Dogmatik. Von Wilhelm Steiger. (Matth. XXII, 29.) Berlin, bei L. Oehmigke. 1830. VII u. 208 S. 8.

Nach der Vorrede ist dieses Schriftchen aus einem Zeitbedürfnifs entstanden, und deswegen schnell geschrieben worden. Der dem Rec. aufser durch den Namen auf dem Titel ganz unbekannte, vermuthlich unter Seinesgleichen weltberühmte Verf. bekennt den „Wunsch seines Herzens S. VII, dafs „begabtere Theologen zum Kampfe mit der anerkannten Nichtigkeit und Verderblichkeit des Rationalismus sich herablassen möchten. Ist diese Nichtigkeit schon anerkannt, oder steht man in der absolutistisch philosophierenden Theologie schon so hoch über Supernaturalismus sowohl als über Rationalismus, wie der Verf. gewisser „Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft," wozu alsdann noch ein Kampf? Dennoch fährt Hr. St. bescheiden fort: „Wenn die Weiseren schwiegen, müfsten die Jüngeren und unverhältnifsmäfsig Schwächeren reden, weil in diesen Tagen (?), sofern alles bis auf die Kinder schwiege, die Steine schreien müfsten."

Nach der Unterzeichnung der Vorrede hatte der Verf. zu Berlin um Pfingsten 1830. diesen Versuch, statt der Steine zu schreien, schon zu Papier gebracht. Dieses Datum stimmt mit dem Gehalt der Schrift ganz überein Der Geist und die Sprachengabe offenbaren sich in dem gesammten Inhalt so, dafs alles gewifs schon niedergeschrieben war, ehe das wahre Pfingstfest für den Verf. eingetreten ist. Selbst „die christliche Demuth und die Erkenntnifs eigener Schwäche," welche Er S. VI. von sich rühmt, wird wohl bei Ihm erst künftig einmal eintreten, wenn er darüber eine heilsame Beschämung fühlen wird, dafs er S. 10. sich die Lust nicht versagen konnte, gegen einen Mann, wie

Digitized by Google

Dr. Wegscheider, die unglücklich geborgten Worte auszurufen: *Tanta est inconstantia stultitiae atque perversitas!* Welcher Zelot, wenn je noch ein Fünkchen christlicher Demuth in demselben übrig wäre, würde es nicht klüger gefunden haben, seine Bekanntschaft mit Cicero nicht durch einen solchen zurückfallenden polemischen Steinwurf beurkunden zu wollen? Oder schien etwa das Zeitbedürfnifs um Pfingsten 1830. alles zu erlauben, und sogar ganz schnell zu fordern?

Laut verkündigt waren allerdings durch gewisse neuevangelische Hall-Posaunen auch bis in die Gegend des Rec. heraus die schauerlichen Drohworte, dafs durch einen (S. VII.) nicht mit grofser Milde gesegneten Kämpfer, welcher bereits in der Evangelischen Kirchenzeitung 1829. No. 66—68. sein Probestück gemacht habe, dem Rationalismus (von welchem man nur nicht so recht wufste, ob er als Zwerg oder als Riese zu behandeln seyn möchte) der letzte Kieselstein an die Stirne geschleudert werde. Sehr bald kam die steinerne Pfingstgabe selbst auch bis zu dem Rec. Ohne ein Saturnus zu seyn, verschlang er das Büchelchen, befand sich aber nach mehrfältigem Hin- und Herwinden des schnell entstandenen Inhalts doch so wenig dadurch afficirt, dafs er (anf eine fast unverzeihliche Weise) es auch nur zu recensiren vergafs.

Das Zeitbedürfnifs, wodurch der schreiende, schwarze Meteorstein, wie ein wahres διοπετες, so eilig erzeugt worden war, ist indefs, während der Angegriffene, als der wirklich Weisere, ruhig schwieg, durch eine für diese Art von Polemik unerwartete, allerdings höhere Klugheit ganz anders gelöst worden. Die Pseudoevangelische Verketzerungsfehde ist in so kurzer Zeit bereits so ganz „verschollen," wie es die vom Verf. S. VI. als verschollen geschimpfte Christian-Wolfische Methode gewifs in hundert Jahren noch nicht seyn wird. Rec. mufs sogar jetzt befürchten, dafs, indem er nunmehr, um doch seiner Recensentenpflicht Genüge zu thun, die

Digitized by Google

meteorische Erscheinung noch einmal an's Licht hervorbringt, etwas fast Ueberflüssiges beginne. Um so gemüthlicher wird sich die Recension in eine Relation des Hauptinhalts mit genügender Beurtheilung der Punkte, die über das Ganze entscheidend werden, verwandeln.

Der Plan des Verfs. ist zweitheilig. Zuerst will er den Rationalismus, in sofern er „den evangelischen (das heifst: den Neuevangelischen?) Offenbarungsglauben bestreite," also auf seiner negativen Seite angreifen. Erst der zweite Theil (und dieser ist von S. 133 — 208. der kürzere) unternimmt es alsdann, den Rationalismus als positiven Lehrbegriff in Bezug auf Begründung und Inhalt zu zernichten. Sonderbare Anordnung! Mehrmals will sich der Verf. auf einige Gewandtheit in formeller Logik und Dialektik etwas zu gute thun. Die — jedoch bei den Gegnern des Rationalismus begreiflicher Weise vergessene — wahre Logik hätte ihn lehren müssen, dafs der Widerleger des Rationalismus mit dem, was derselbe an sich ist oder seyn will, den Kampf beginnen müfste. Hätte er dadurch vorerst erwiesen, dafs die Begründung und der Inhalt einer rationalen christlichen Theologie nichts tauge, so hätten alsdann die Einwendungen dieses *Nichts* gegen den Offenbarungs- oder vielmehr Eingebungs-Glauben, wie ihn der Verf. liebt, von selbst zerfallen müssen.

Durch den umgekehrt angelegten Plan ist der Verf. zum Vorausschicken einer Einleitung genöthigt, weil denn doch, ehe von Gründen, die übernatürliche Eingebung der Religionen zu läugnen, die Rede seyn kann, die Frage: Wer der läugnende Rationalismus und die geläugnete Offenbarung sey? wenigstens berührt werden mufste.

Allerdings nun beruht, nach S. 3, der Hauptunterschied auf der Verschiedenheit: Wie die Entstehung der Religionen historisch und psychologisch zu erklären sey. Entstunden sie aus einer von Gott gegebenen Wahrheit, so müssen sie entweder dieses Wahre verloren haben, oder immer noch wörtlich wahr seyn. Entstunden

sie aber, wie alles andere Anerkennen des Wahren, durch die Erkenntnifskräfte der Menschengeister und durch die deren Thätigkeit erregende, den Menschen allmählich erziehende Veranlassungen zum Nachdenken, welche in der uns umgebenden göttlichen Weltordnung gegründet sind, so werden sie, wie alle menschlichen Ueberzeugungen, allmählich reiner und vollständiger. Der Verf. antwortet sehr entschieden: Alle Religion wäre nicht da, wenn sie nicht durch unmittelbare (!) göttliche Offenbarung angefangen hätte. Und warum dies? Nach S. 7. hat unter den Neueren wieder „Schelling, der grofse Kenner des Alterthums, und (ohne Beiwort) Tholuck ausgesprochen," dafs eine Offenbarung statt gefunden habe, die in verfälschter Gestalt in alle Religionen übergegangen sey." Wäre dieses Aussprechen eben dadurch auch entschieden, so hätte demnach die Gottheit selbst sogleich anfangs und folglich als Gottheit ganz wahr sich den Menschen bekannt gemacht. Dadurch aber hätte sie doch etwas sehr Fruchtloses gethan. Denn der Erfolg wäre nur dieser gewesen: dafs überall zwar etwas von Religion (von Nachdenken über der Menschen Verhältnifs zu einem Seyn der Göttlichkeit) sich verbreitete, das doch unmittelbar von Gott gegebene Wahre aber, man weifs nicht, wie? in lauter verfälschte Gestalten übergegangen wäre. Was gewänne demnach der Verf., wenn man ihm zugäbe, Gott habe sich anfangs selbst, also ganz wahr, geoffenbart? Alle die menschliche Ueberlieferungen seit Adams Fall hätten dann doch jene erste reine Wahrheit, mit dem bekannten Verlust der reinen Vernunft, auch verloren. Nur noch einiges Suchen der Religion, aber mit vielem Falschen vermengt, hätte man übrig behalten, und das unmittelbare übervernünftige anfängliche Offenbaren wäre vergeblich gewesen. Das Daseyn sehr unwahrer Gestalten der Religion ist historisch unläugbar; aber dafs so mancherlei Unwahres aus dem von Gott selbst gegebenen Wahren entstanden seyn sollte, dies begreift wohl nur, wer begreifen kann, dafs das Licht sich in mancherlei Finster-

Digitized by Google

nisse verwandle und darin doch noch Licht bleibe. Was würde es demnach zur Erklärung der Hauptsache helfen, wenn eine Urreligion, die auf unmittelbarer Offenbarung beruhte (S. 7.) anfänglich gewesen, durch den Sündenfall aber das Ueberlieferungs-Mittel, der Verstand des Menschen nebst dem Willen, so ganz verkehrt geworden wäre, dafs er nun aus dem Einen heiligen, geoffenbarten Gott nichts als den Keim für eine Menge von Götzen übrig behalten hätte?

Von einer Einheit denke man allerdings die Religionen ableiten zu müssen, weil sie überall da sind. Diese Einheit aber ist nicht eine genealogische. Weder das Böse noch das Gute ist allgemein durch das blofse Abstammen von Einem Menschenpaar. Welches die das Allgemeinseyn der Religion unter den Menschen bewirkende Einheit sey, dies sagen uns alle geschichtliche Religionen selbst ganz richtig. Sie alle halten Wesen, die mehr als der Mensch seyen, für möglich und wahrscheinlich. Dieses ahnende Muthmafsen entsteht allgemein, weil in allen Menschen das Vermögen der (vom Verstand wohl zu unterscheidenden) Vernunft ist und dieses in dem Denkenkönnen des Mehr und Mehr vollkommnen (guten, göttlichen) besteht. Ferner nehmen alle Religionen solche nach der Vernunft geahnete vollkommnere Wesen oder Götter an als Ursächer. Ursachen suchen zu müssen, ist nämlich die Natur des allgemeinen menschlichen Verstandes; Vernunft und Verstand, diese überall unvertilgbare Anlagen der Menschengeister sind darnach auch überall die Einheit, wodurch das Allgemeine der Religionen, welches im Glauben an „übermenschliche Ursächer" besteht, überall entstehen mufste. Weil aber das Suchen der Ursachen viele falsche Versuche machen kann, so ist aus jener Einheit des menschlichen Denkens sowohl die Allgemeinheit des religiösen Glaubens an Ursächer, als auch das vielfach Irrige der Ausbildung dieses Glaubens mit einander aus derselben allgemeinen und von den Menschen untrennbaren Quelle abzuleiten und zu begreifen.

Digitized by Google

Der sachverständige Kenner der Rationalität sagt dann aber doch mit Hrn. Wegscheider ganz consequent: Die menschliche Vernunfterkenntnifs kann nicht ohne die Wohlthat äufserer Anleitung und Autorität hinreichend ausgebildet werden. Nur ist dadurch der Rationalismus keineswegs, wie S. 9. meint, im Widerspruch mit sich selbst; er wird dadurch nicht zur Anerkennung der Nothwendigkeit unmittelbarer Offenbarung bewogen. Die Meisten nahmen die äufsere Anleitung und Auctorität über Religionsfragen von denen Wenigen, welche ihre Vernunft und Verständigkeit vornämlich auf diese Gegenstände des Denkens und der Begeisterung gerichtet hatten. Und wird denn nicht alles menschliche Erkennen nur dadurch ausgebildet, dafs nicht jeder, wie isolirt, von vornen anfangen mufs, dafs vielmehr Einige in dieser, Andere in anderer Richtung Eigenthümliches einsehen und dann die übrigen Theilnehmenden dadurch schneller zu gründlicher Einsicht befördert werden. Diese Art von mittelbarer, fortschreitender, nie an eine stillstehende Auctorität gebundener Offenbarung ist in allen menschlichen Kenntnissen. Und nur die religiösen sollten, weil von jeher Hierarchen und Eingebungsglaubige etwas Infallibles geben zu können scheinen wollten, darin eine Ausnahme machen?

Vielmehr zerfällt hierdurch auch der S. 11. heftigst vorgetragene Vorwurf, wie wenn „der Rationalist die Menschen in zwei ungleiche Theile unterschiede, wovon die Mehrzahl von der Natur auf den dummen Autoritätsglauben angewiesen wäre; eine kleine Zahl kluger Köpfe aber für selbstständige Erkenntnifs in der Religion Fähigkeit hätte." Dieser Vorwurf träfe vielmehr die streng-supernaturalistische Theorie des Verfs., nach welcher Alle nichts als den Auctoritätsglauben haben sollten, die seltnere Selbstforscher aber nur desto verdammlicher wären. Die Theorie des theologischen Rationalismus dagegen ist eben diejenige, welche den Vernunftgebrauch in allen Arten von Einsichten ebenso, wie in Fragen über Religion als gleich-

Digitized by Google

artig wirksam annimmt und befolgt. In jedem Fach menschlicher Einsichten entdecken Einige dafür vorzüglich Begeisterte das, was sie Andern mittheilen können. Sie geben es aber nicht (wie der buchstäbliche Eingebungsglaubige) einem „dummen" Autoritätsglauben hin, sondern leiten zu gegründeten Einsichten dessen, was sie langsam und mit Mühe zu suchen hatten, nur desto leichter, und machen es heller, als die meisten es für sich allein vermöchten. Gerade dies ist ja das verwünschte „Aufklären," dafs die Denkglaubigen so gerne und mit Erfolg das Denken in der Religion bei denen, welche aufmerken wollen, nicht auctoritätisch, sondern durch Klarmachen der Ueberzeugung dennoch zu verbreiten wissen und es volksthümlich machen, wenn die andere Parthei noch so sehr durch ihren blofsen Autoritätsglauben die Mehrzahl der Heerde im Dunkeln fortleiten möchte. Daher entsteht, dafs freilich jetzt, was der Verf. S. 22. herzlich beklagt, mancher Schullehrer, wenn er Dinters Bibel liest, eine gute Menge ungeschickter Vorstellungen aus Ueberzeugung verwerfen lernt, welche der zuerst autoritätsglaubige junge Theolog — wer weifs, wie lange? — wiederkäuen und endlich doch von dem Ungenieſsbaren abscheiden lernen müfste, wenn er der dringenden Empfehlung des Verfs. S. 17. sich fleifsig an den *Hutterus redivivus* zu halten, und dagegen nach S. 24. die Kantische Erweckung des Verstandes und der Vernunft zur Selbsterkenntnifs „als ein Spühlwasser der Philosophie" vermeiden würde, welches die Physiker, Historiker und Philologen bis zum Zerplatzen aufblähe." (Hört, hört Ihn doch! den evangelisch Demüthigen in der Erkenntnifs seiner jugendlichen Schwäche!!)

Dergleichen Explosionen von würdigen Kraftworten erschallen überhaupt öfters in des Verfs. Einleitung. Wahrscheinlich rechnete er nach dem „Zeitbedürfnifs" von Pfingsten 1830, dafs die, welche er gerne aufgeregt haben mochte, wenigstens die Einleitung durchblättern und gleich anfangs durch solche Mordschläge oder

Digitized by

Stichworte erschüttert werden könnten. Bald soll nach S. 11. der Rationalismus einen wesentlichen Unterschied zwischen den Menschen setzen, so dafs nach ihm die Mehrzahl auf den „dummen Autoritätsglauben" angewiesen sey. Folglich soll — im Rationalismus!? — die sittenverderbliche, abscheuliche Lehre der Manichäer versteckt liegen, weil alsdann „die Masse zum unreifen Köhlerglauben verdammt, die Eingeweihten allein aber zu einem Privilegium des Genie's oder des Dünkels in der Religion bestimmt wären." — Bald aber wird in deklamatorischen Metaphern S. 8. ausgerufen, dafs der Rationalismus alle Augenblicke in Gefahr sey, als „ein verwegener Segler in den fürchterlichen Strudel und Schlamm des Materialismus hinabgezogen zu werden. (Das so ganz spirituelle System, das Pneumatische, in die Materialität!?)

Der Verf. versichert sich (gleichsam ausnahmsweise?) „auf das Feld der formalen Logik" begeben zu wollen, um Hrn. Wegscheider nachzuweisen, dafs er im Materialismus untergehen und in's Bodenlose versinken müsse, wenn er nicht das schwankende Brett seiner Meinungen verlasse und auf dem Felsengrund der (unmittelbar infalliblen) Offenbarung seinen Tempel bauen wolle. Das Kunststück aber, wodurch der Verf. den Rationalismus ins Bodenlose versinken macht, besteht in einer lächerlich sophistischen Behauptung, wie wenn Dr. W. gegen die Infallibilitätstheorie ebenso räsonnire, wie der Materialismus räsonniren könnte, um einen übernatürlichen Urheber der Natur und des Geistes zu läugnen. Fiel dem Hrn. St. die Regel nicht bei: Wenn zwei (aus sehr verschiedenen Prämissen) Einerlei thun, so ist es in der That gar nicht Einerlei!

Solcher Sand wirkt nur in den Augen der Autoritätsglaubigen. Wer die Ausführung dieser Deklamation bei dem Verf. nachliest, wird mit Erstaunen sogar finden, dafs das, wogegen er als gegen Materialismus warnt,

Digitized by Google

in der That der Pantheismus wäre. Denn wer das ganze Daseyn nicht nur „der Natur, sondern auch des denkenden Geistes" sich ohne einen übernatürlichen Urheber zu erklären versucht, der sucht doch gewifs nicht die Materie allein, sondern das All der Kräfte (der geistigen und der körperlichen zugleich) als ein ewiges anfangsloses Wesen zu denken, folglich auf irgend eine Weise Pantheismus, nicht Materialismus, zu behaupten. Wir fragen ganz leise: Wie konnte Einer, welcher noch nicht einmal Pantheismus und Materialismus zu unterscheiden sich gewöhnt hat, zum Bekämpfer des theologischen Rationalismus auftreten oder von den „Weiseren" seiner Parthie hierzu vorangestellt werden?

Ein ähnliches, nur auf schwerhörende Ohren berechnetes Geschrei ist es, dafs der Verf., wo er nach seiner Meinung von Irrthümern der Andersdenkenden reden sollte, diese S. 11, 36. und sonst, Lügen zu schelten vorzieht. O der frommen, milden Wahrheitsliebe, Alleinrechthaberei und Duldsamkeit! Irren ist menschlich. Auch dem Verf. schreibe ich bei all seinen Fehlgriffen kein Lügen zu, weil ich mit Bedauern glaube, dafs er selbst nicht weifs, wie sehr er in die leere Luft streicht (1 Kor. 9, 26.).

Denen zu lieb, welche wahrscheinlich nicht über die Einleitung hinaus lesen würden, sind dem Schlufs derselben auch noch einige Bruchsteine aus des Verfs. Kenntnifs von Geschichte der Philosophie angehängt, in denen S. 26. der Respekt vor der Offenbarung durch die Notizen vermehrt werden soll, dafs eben der grofse Lichterforscher, Newton, welcher auch einen Commentar über die Apokalypse schrieb, so oft er den Namen Gottes aussprach, jedesmal ehrerbietig den Hut gezogen habe; und dafs Kepler's Astronomie bis an sein spätes Ende mit einem christlich theosophischen System (d. i. mit einer Art von astrologischem Glauben) verwachsen war. Wozu denn dergleichen Anekdötchen von der Schattenseite jener Gelehrten? Sollen deswegen des Verfs. Autoritätsglaubige etwa auch

jedesmal, wenn der Laut Gott oder Jehova ausgesprochen wird, die Hüte ziehen, weil der mathematische Gentleman sich dies in dem hochkirchlichen Episkopalcultus so angewöhnt hatte? Oder glaubt der Verf. selbst deswegen an Astrologie, weil nicht nur Kepler, sondern selbst Melanchthon von diesem Ueberrest geerbten Aberglaubens nicht losgekommen war?

Uebrigens setzt sich der Verf. gar zu sehr auf das Kinderbänkchen (S. VII.) herab, wenn er S. 28. dadurch etwas gesagt zu haben meint, dafs „der fromme Claudius" die Weisheit der Kantischen Antinomien belächelt habe. Belächeln war jederzeit leichter, als Verstehen! Und Claudius, wie Haman, belächelte gewifs noch viel öfter die Bewunderer, welche von ihnen jeden Zeit- und Zufalls-Gedanken, wie Götterausspräche, für tiefen Ernst nahmen.

Mehr aber als ein blofses Belächeln gebührt dem Verf., welcher sogar für seine Hypothese von der durch Adams erste Sünde entstandenen Allgemeinheit des Bösewollens dadurch etwas gewonnen zu haben meint, dafs „das grofse Hauptorgan der kritisch wissenschaftlichen Revolution, Kant selbst, das radicale Böse erkenne." Ist es denn möglich, dafs ein 1830. von neuer Philosophie schreibender nicht weifs, wie richtig Kant jede Ableitung des Bösewollens in Menschengeistern von einer auswärtigen Entstehung, durch das treffende Wort „radical" abwies. So vermied der Philosoph die beiden irrigen Extreme, nach denen der böse Wille nicht ein selbstgemachter, sondern entweder dem Menschen substantiell, oder aber aber ein von aufsen hereingekommener, geerbter oder satanisch eingegebener seyn sollte. Die Gemüthsvermögen jedes Menschen selbst sind Wurzel des Bösewollens ebenso, wie des Gutwollens. Der Sinn ist: Nur in der Wurzel der menschlichen Geistigkeit selbst, in den im Gemüth vereinten Vermögen eines sich selbst bestimmenden Willens, eines noch sehr unvollkommenen Denkens und des sinnlichen Begehrens, nicht aber in einer Erbschaft der Verkehrtheit oder gar

Digitized by Google

in teufelischer Einwirkung, ist die allgemeine Selbstbewirkung des Bösen aufzusuchen. Sie ist nur in und aus uns selbst erwachsend und in jedem einzelnen Menschengeist radical zu nennen, weil sie in dem mit Unvollkommenheit der Einsichten zugleich wirksamen Freiwollen, ohne Eingebung von anderswoher, gegründet ist; aber so, dafs eben diese Wurzel oder das Innigste des Menschengeistes, sich auch selbst bessern kann, und dafs sie nicht als Wurzel (Willensfreiheit) schon böse oder gut ist, sondern sich erst für oder gegen das Gute bestimmt.

Doch warum wundern wir uns noch über diese Unwissenheitssünde des Verfs.? Er beredet sich sogar (S. 28.) oder will seine Glaubigen bereden: „Haman, eingeweiht in die Geheimnisse der Geschichte (?) und in die Diefe des Geistes, habe schon in Hume's Skepsis alle die *Keime liegen gesehen*, welche Kant nur entwickelt und in ihnen zugleich den Keim des Todes für diese kritische Philosophie selbst hervorgebracht habe." In dem, was Kant als Zweifelsknoten auflöste und aus der Wissenschaft entfernte, soll Haman die Keime der bessern Kenntnifs der menschlichen Geistesvermögen (die von Kant durch Unterscheidung dessen, was die Gegenstände, und dessen, was die Geistesvermögen selbst bei jeder Kenntnifs wirken, entdeckt und nachgewiesen wurden) gesehen haben? Dazu hätte Haman sonderbare Augen haben müssen, um im Unrichtigen die Keime des Richtigen erblickt zu haben. Weifs denn aber wirklich der Verf. nicht und hat er nicht selbst aus Haman merken gelernt, dafs die Hume'schen Zweifel nur als Gegensatz den Geist Kants aufregten, um durch genauere Beobachtung des menschlichen Geistes bestimmter zu unterscheiden: woher und in wiefern, trotz allen Hume'schen Zweifeln und blos halbwahren Ableitungen des menschlichen Wissens, dem Menschengeist wahre Einsichten möglich seyen.

So wenig der — wegen seiner phantastischen Paradoxien für Köpfe, die das mystische Wetterleuchten

mehr, als das Tageslicht, bewundern, noch hie und da beliebte, gepriesene und wenig verstandene Haman weder die Tiefen Hume's, noch Kant's zu ergründen vermochte; so war er doch nicht so unkundig, meinen zu können: die Keime der Kantischen Philosophie hätten schon in ihrem Gegensatz, in Hume's Skepsis, gelegen. Wird denn irgend einmal jemand sich bereden können: der Same eines rational-theologischen Systems oder auch nur der Beurtheilung, welche Rec. hier giebt, habe schon in dem höchst irrationellen Supernaturalismus des Verfs. gelegen oder seine Präformation erhalten, und werde aus dem Irrationalen nur so in das Rationale herüber entwickelt?

Auf diese baare Irrationalität des von dem Verf. eingestandenen Systems aber hat Rec. nunmehr direct überzugehen, weil, das Einzelne des Verfs. ferner zu referiren und zu beleuchten, eine endlose Aufgabe wäre. Der erste Haupttheil seiner Schrift S. 30—130. giebt sich den Schein, alle Gründe, welche Dr. Wegscheider's *Institutiones theologiae christianae* gegen die Möglichkeit und Wirklichkeit einer unmittelbar göttlichen und daher wörtlich entschiedenen Religionsmittheilung entwickelt haben, mit jenem dialektischen Scharfsinn, wovon er mit einer nicht kleinen Gabe begnadigt zu seyn meint, redselig aufgelöst zu haben. Diesem finstern, Wahres, Mifsverstandenes und Absurdes vermischenden Labyrinth nachzugehen, würde statt einer Recension ein Buch erfordern. Am besten aber werden unsere Leser selbst urtheilen können, wenn wir ihnen eine getreue Skizze, worin der Gegensatz, nämlich derjenige Supernaturalismus bestehe, den der Verf. als consequent und als den seinigen gegenüber stellt, vorlegen und ihnen die Wahl überlassen.

Dr. Wegscheider beschreibt §. 10. den Supernaturalismus in der engeren Bedeutung als Lehre von der Nothwendigkeit, einer solchen Offenbarung zu glauben, deren Kenntnifs aus der Bibel allein geschöpft wird, mit Ausschlufs der Autorität der

Digitized by Google

rechten Vernunft *(seclusâ rectae rationis auctoritate)*. Diejenigen, welche sich rationale Supernaturalisten zu nennen lieben und dadurch eine richtige Mitte *(le juste milieu)* gefunden zu haben meinen, würden wahrscheinlich dieser Wegscheider'schen Beschreibung entgegen halten, dafs vielmehr sie die rechte Vernunft beim Schöpfen der Religionskenntnifs aus der Bibel gar nicht ausschliefsen wollen, sondern jede bescheidene Beurtheilung: ob irgend eine biblische Behauptung der Vernunft oder dem Verstand entgegen wäre, gerne zulassen, eben dadurch auch die Resultate ihrer Offenbarungstheorie von Vernunftwidrigkeiten zu reinigen suchen. Dies ist auch wirklich das ernste Bestreben vieler achtbaren Eingebungsglaubigen, die aber freilich, sobald man den Begriff von Eingebung als Mittheilung der von dem unfehlbaren Gott selbst gegebenen Religionskenntnisse, festhält, schwerlich zeigen können: wie denn doch in dem, was eingegeben seyn soll, gar Manches durch den Gebrauch der rechten Vernunft, als ursprünglich nicht richtig, weggeräumt werden müsse. Hierauf gerade bezieht sich die in der Wegscheiderischen Beschreibung richtig hervorgehobene Bestimmung: dafs der consequente Supernaturalismus (zwar nicht jeden Gebrauch, aber) die Autorität oder Entscheidungskraft der geraden Vernunft über das Eingegebene ausschliefse, weil er consequenterweise allerdings die Möglichkeit, dafs nicht alles Eingegebene wörtlich wahr und über alle Beurtheilung erhaben sey, ausschliefsen mufs.

Hören wir nun, wie keck der Verf. dieses Consequente seines Supernaturalismus auf die höchste Spitze stellt. Offenbarung ist ihm immer, nicht etwa aufregende und belehrende Veranlassung zu Einsichten und Entschlüssen, sondern ein geradezu aus der höchsten Quelle des Wahren kommendes Bekanntmachen dessen, was ganz so, wie es gegeben vorliegt, genommen und als ausgemacht wörtlich festgehalten werden müsse. Vernunft aber schliefst er — deswegen nicht aus, weil es

keine wahre Vernunft in dem Menschengeiste giebt. Welch eine Höhe und Tiefe! Seit wann hat, fragt der Verf. siegtrunken S. 14, „der Supernaturalismus die Auctorität der gesunden oder rechten Vernunft von sich auszuschliefsen behauptet? Was man ausschliefst, dessen Existenz hat man anerkannt; denn ein Unding denkt man nicht auszuschliefsen. Hätte je der Supernaturalismus die gesunde Vernunft von sich ausgeschlossen, so hätte er die Existenz derselben anerkannt. Zu solcher Thorheit aber ist der Supernaturalismus (des Verfs.), wie er S. 15. selbst ausruft, nie gekommen." Wir berufen uns, sagt er, auf den „berüchtigtsten Vertheidiger desselben," Harms. Wann und wo hat Dieser gesagt: der Mensch hat eine gesunde, eine richtige Vernunft, die ihm folglich Autorität ist? Vielmehr, da nun einmal eine Offenbarung [dieser Art] existirt, wird durch diese die Autorität auch der gesunden Vernunft ausgeschlossen;" (noch vielmehr der nichtgesunden, verkehrten, verdorbenen, die in allen Menschen ist, wenn sie nicht buchstäblich mit dem, was der Verf. Offenbarung nennt, übereinstimmt.)

Dieses Paradoxon (dafs gar keine gesunde Vernunft existirt, als die mit seiner Offenbarung coincidirende) meint die Dialektik des Verfs. ganz evident (ohne Vernunft?) rechtfertigen zu können. Gott, der Herr, sagt er, ist (was man ihm nicht abläugnen wird) die Normalvernunft, die höchste Autorität. Nun aber hat sich Gott (dies postulirt nämlich sofort der Verf. ohne Bedenken!) als solche Normalvernunft durch das Wort der Propheten und Apostel geoffenbart; folglich ist nur das hier Enthaltene die gesunde, richtige Vernunft. Denn alles, was nicht mit der höchsten und eben deswegen (?) mit der [im Alten, wie im Neuen Testament gleich fehlerfrei?] geoffenbarten Vernunft übereinstimmt, ist nur Krankheit und Verkehrtheit der selbstischen Vernunft." Ja — es ist dem Verf. gar nicht Vernunft; denn am Ende S. 16. gefällt es ihm gar zu wohl, dafs der selige Quenstedt so ehrlich heraussagte: gewisse Glau-

Digitized by Google

bensartikel seyen nicht allein über, sondern auch gegen die Vernunft, nämlich gegen die verdorbene und ausgeartete, welche dieselbe für Thorheit (für Vernunftwidrig) halte.

Somit steht denn der Verf. allerdings auf der Zinne des Tempels. Wie aber steht die Grundlage dieses Tempels selbst fest? nämlich die Voraussetzung, dafs in den Worten der Bibel überall, so wie sie lauten, das Göttliche oder Religionswahre ohne alle Unrichtigkeit bekannt gemacht sey! Was in uns selbst macht uns dieser Voraussetzung gewifs? Hat der consequente Supernaturalismus des Verfs. alsdann nicht eben die arme, verdorbene und ausgeartete Vernunft, welche doch ihm, wie uns Allen, zum Erbtheil geworden seyn mufs, vordersamst dazu nöthig, um diesen hochzugespitzten Tempel vorerst consequent zu begründen, das heifst, um sich und andere zu überzeugen, nicht davon, dafs die Normalvernunft allerdings in Gott ist! wohl aber davon, dafs vom Anfang bis zum Ende in den vorliegenden Bibelworten nichts Anderes als lauter Aussprüche jener Normalvernunft enthalten seyen, die man eben deswegen einzig, wie sie lauten, zu glauben habe. Wie aber kann eben jene unsere, nichtige, von Grund aus verdorbene, Vernunft dieses grofse Ding thun, das gerade, was das Schwerste ist, gewifs zu machen, dafs nämlich in der Bibel nichts Anderes als lauter Normalweisheit Gottes auf die normalste, wörtlich richtigste Weise ausgesprochen sey.

Wäre nämlich dort nicht durchaus alles, was über religiöse Dinge behauptend ausgesprochen ist, reine göttliche Normalweisheit, so würden wir wieder die Rationalität, so, wie wir sie nun einmal haben, als die Autorität anerkennen und gebrauchen müssen, um das Nichtnormale von dem Normativen urtheilend zu unterscheiden, wodurch wir wieder eine Auctorität des (leidigen) Rationalismus haben müfsten. Wenn aber wirklich Alles in der Bibel als religiös ausgesprochenes normal ist, so

müfste auch unter dem ausgesprochenen das, was uns in manchen Prophetischen Stellen nicht gotteswürdig genug scheint, doch eben so viel gelten, als das (gewöhnlich im N. T. erst später Gesagte) richtigere, welches von unserm bischen Vernunft als gotteswürdig anerkannt wird. Wenn z. B. wie etwas vom grofsen Propheten Mose aufgenommenes dem hohen Alterthum als Gottes Erklärung gesagt ist 1 Mos. 6, 6. „den Jehova habe es gereut, dafs er die Menschheit auf der Erde gemacht, und er habe sich selbst gekränkt in seinem Herzen," so müfste dies ein Wort der höchsten Vernunft seyn, welches milder deuten zu wollen, der verdorbenen und ausgearteten Vernunft gar nicht zustünde. Zu gleicher Zeit aber müfste es uns eben so wörtlich wahr seyn, dafs nach Röm. 11, 29. (und sogar auch nach unserer verdorbenen Vernunft) die Wohlthaten Gottes αμεταμελητα sind = ihn nie gereuen können. Und dergleichen Beispiele gäbe es unstreitig zu hunderten, wo das Ja und das Nein, das, was nur rohere Menschen als gotteswürdig geglaubt und ausgesprochen haben können, eben so sehr normativ seyn müfste, wie das, was in der Zeit des Urchristenthums reiner gedacht und anerkannt werden konnte! Es müfste z. B. zwar (der verdorbenen Vernunft gemäfs, und auch) nach dem Neuen Testament gewifs seyn, dafs Gott weder lügen, noch zur Lüge verführen könne, Jak. 1, 13. Und doch müfste eben so sehr das Gegentheil normativ wahr seyn, dafs nämlich nach 1 Kön. 22, 20—23. der Jehova einen trügerischen Geist aussendete und ein himmlischer Geist sich ihm als Lügengeist (רוּחַ שֶׁקֶר) zum Aussenden angeboten und wirklich gedient habe und dergl. m.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

W. Steiger, Kritik des Rationalismus.

(Beschlufs.)

Nach seiner verdorbenen Vernunft giebt demnach Rec. dem auf seine Dialektik stolzen Verf. vollkommen zu, dafs er den Supernaturalismus recht consequent auf die höchste Spitze gestellt habe. Nur macht das Consequente in den Folgerungen, keine Behauptung an sich wahr. Je höher und nackter ein Mifsbegriff aufgestellt wird, desto durchsichtiger wird das an sich Irrige. Wird dann streng daraus gefolgert und führt dieses Gefolgerte nöthigend in das Denkwidrige, so wird man gerade durch dieses Consequente darauf, dafs in den obern Voraussetzungen Irrthum versteckt seyn müsse, zurückgeführt. Steht der Supernaturalismus mit dem Verf. auf dieser Spitze, ist eine directe übernatürliche Bekanntmachung schriftlich da, so mufs diese in jedem Wort, nach Sinn und Ausdruck, als wörtlich wahr und unfehlbar *passend* gelten.

Zweierlei aber wird sofort auch nicht zu läugnen seyn. Nämlich zuerst, dafs Hr. St. alsdann doch die menschliche Rationalität, wie er und wir sie nun einmal haben, zur Führerin bis auf diese Spitze hin, nämlich zur Beweisführerin: dafs (etwa wegen der Wunder? oder wegen des in den Glaubigen fortdauernden Zeugnisses des Geistes für den Geist?) alles biblisch Ausgesprochene im höchsten Grade supernatural sey, nicht zu entbehren vermag. Wäre aber auch dieses bewiesen, so entstünde dann wieder die zweite Aufgabe: ob man der Rationalität, wie sie da ist, entbehren könnte, um aus den in so verschiedenen Zeitaltern entstandenen Bibelstellen nicht *contradictoria* zugleich als supernaturalistisch-wahr annehmen zu müssen? oder ob man ruhig mit dem in Gott ruhenden Quenstedt dabei stehen zu bleiben habe, dafs z. B. in Gott Reue möglich und nicht möglich, und dafs

Digitized by Google

sogar der Gebrauch eines Lügengeistes gotteswürdig gewesen sey, indem das einmal biblisch Ausgesprochene nicht allein über, sondern auch gegen unsere (versteht sich) verdorbene Vernunft seyn könne. Das Resultat, dünkt mich, ist: dafs, je consequenter der Verf. seinen infallibel gegebenen Supernaturalismus stellt, er desto auffallender sich zu der rabbinischen Regel bekennen mufs, dafs, wenn zwei Rabbinen das gerade Gegentheil behaupten (nicht etwa eine verständige Auslegung, Zeitunterscheidung und Nachweisung des Wachsens und Reinerwerdens auch in Religionskenntnissen, dazwischen treten darf, sondern der „verdorbenen" Vernunft zum Trotz) beide gleich sehr Recht haben müssen.

Eben dies zeigt dann freilich, dafs, wenn ein von diesem consequenten Supernaturalismus abweichender rationaler oder moderater Supernaturalismus von vielen als ein Mittelweg gesucht wird, dieser vielmehr, sobald er nicht mit Worten sich zufrieden stellt, sondern in die Begriffe und wirkliche Bestandtheile seiner Vermittelungstheorie eindringt, mit dem die Bibel hochachtenden, aber auch die Allmählichkeit der Berichtigungen, folglich statt der Infallibitität die Perfectibilität anerkennenden, nachweisenden und selbstthätig benutzenden Rationalismus in Eines zusammentreffen mufs. So lange der Supernaturalismus, wie ihn der Verf. consequenterweise durchsetzen will, alle biblische Behauptungen als unmittelbare, folglich unabänderlich richtige Bekanntmachungen der Gottheit annimmt, so lange ist alles Moderiren ausgeschlossen und abgewiesen. Wenn dem Noah gesagt war, dafs die Menschenschöpfung Gott gereut habe, wer anders als die „verdorbene" Menschenvernunft oder die Rationalität hätte ihm eingeben können, dafs dieses Wort nur der rohen Sprache angehöre, eigentlich aber nicht wie Reue und Herzensschmerz, sondern reiner (das ist: rationaler?) verstanden und ausgelegt werden müsse? Sobald man aber doch, wie es fast nicht anders denkbar ist, sich selber sagt, dafs diese Stelle und eine Menge ähnlicher Bibelaussprüche nicht nach dem Wort,

Digitized by Google

sondern nach der Vernunftregel von Anthropopathismen, welche vielmehr gottanständiger, θεοπρεπως, umzudeuten seyen, erklärt werden müsse, sobald ist eben dieser Rationalität eine Autorität über das Wort der biblischen Mittheilung zugestanden. Sie wird in jedem solchen Augenblick als Beurtheilerin zugelassen: ob das Gesagte nach der schlichten Wortbedeutung nicht doch Gottes unwürdig oder nach einer sonstigen Beziehung unrichtig seyn möchte. Eben dadurch aber wird jeder moderate Supernaturalismus rationalisirend. Er erkennt, dafs nach Auctorität der Vernunft, wie wir sie haben, der Sinn der infallibel gegebenen Worte umgedeutet werden müsse, und hört somit auf, im eigentlichen Sinn supernaturalistisch, das heifst, die wörtliche Unfehlbarkeit des biblisch Ausgesprochenen behauptend, zu seyn.

Wie kommt es denn aber und wie darf es so kommen, dafs alsdann dennoch diese achtbaren Verehrer der Rationalität auch den Begriff des Supernaturalen mit dieser rationalen Behandlung und Auslegung der Bibel verbunden erhalten wollen? Antwort: Ihr Sinn ist mit Recht dieser, dafs in der Leitung der Menschen zur Religion das Natürliche von dem Uebernatürlichen, das Menschliche von dem Göttlichen, nicht wie durch eine Kluft geschieden oder zu scheiden sey. Und nichts ist gewisser! Aber eben dadurch wird das Verhältnifs des menschlichen Bekanntwerdens mit dem Göttlichen nach einer ganz andern Richtung, als in der Supernaturalismus-Theorie des Verfs. — übernatürlich genannt. Bei ihm mufs alles biblisch Bekanntgewordene direct aus dem Uebernatürlichen herüber gegeben, also nach Wort und Sinn unverbesserlich seyn. In der Wirklichkeit hingegen ist das Ganze der menschlichen Naturkräfte in Wechselwirkung mit dem, was über sie hinaus und von ihnen unabhängig, also übernatürlich ist, ohne dafs dadurch die menschlichen Naturkräfte zu ändern, zu zwingen oder mit etwas Herübergegebenen zu überfüllen sind, da vielmehr jenes Uebernatürliche nur dem Thätigwerden

Digitized by Google

der menschlichen Naturkräfte Stoff und Anregung gewährt. Alle Erziehung des Menschengeschlechts in allen Fächern und Beziehungen zu irgend geistiger Vervollkommnung ist und bleibt eine Folge des unerforschlichen Verbundenseyns aller unvollkommenen Dinge mit dem Einen Allvollkommenen. Nennen wir dieses das Uebernatürliche, (was man aber, an sich richtiger, das allerhöchst Natürliche, die *Natura naturans* nennen kann) so existiren alle geistige und materielle Naturkräfte in und aufser dem Menschen nie anders, als in der Abhängigkeit, in welcher alles Unvollkommene gegen das zugleich seyende Allvollkommene stehen mufs, ohne dafs wir, weil wir Unvollkommene sind, das Wie? dieser Abhängigkeit positiv zu beschreiben vermögen, Röm. 11, 33—36. Nur soviel ist uns durch alle unsere Erfahrungen und auch durch die Einsicht, dafs die, welche durch Selbstthätigkeit kräftiger und vollkommner werden sollen, nicht durch unfehlbare Mittheilungen mechanisch gemacht werden dürfen, klar gemacht, dafs, was irgend jenes immer coexistirende Uebernatürliche zu der gesammten Menschenerziehung wirken mag, uns dadurch doch nie unmittelbar etwas Fehlerloses gegeben wird, vielmehr die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts immer, wie jede wahre Erziehung, nur durch die Aufregung der den Menschen eigenthümlichen Mittel und Kräfte sich als erziehend beweist. Wir können es daher nicht anders erwarten, und finden es auch in der Wirklichkeit der schriftlichen Religionsoffenbarungen nicht anders, als dafs diese unsre Kräfte und Mittel, wenn gleich mit dem Uebernatürlichen untrennbar zusammenhängend, doch, als an sich unvollkommen, auch dort nur allmählich von dem minder Richtigen zum Richtigern sich fortbewegen und dadurch stufenweise, aber nie durch eine gegebene Fehlerlosigkeit in sich selber vollkommener werden.

Fällt dann der Eingebungsbegriff oder die Behauptung mitgetheilter Unfehlbarkeit (wegen dessen allein auf das Attribut: unmittelbar gegeben! so stark gehalten

Digitized by Google

wird) weg, so bleibt in der göttlichen Erziehung der Menschen dieses in Wahrheit das Uebernatürliche: dafs die Menschengeister, wie, als solche, sie selbst zur übernatürlichen Welt gehören, auf eine geistig übernatürliche Weise unaufhörlich mit Veranlassungen, um durch ihre eigene Kräfte weiter erzogen zu werden, umgeben sind. Und dieses ist, wie in der That in allen Theilen der menschlichen Ausbildung, so auch im Religiösen derjenige Supernaturalismus, welcher mit dem Rationalismus nach der Erfahrung und nach der Denkglaubigkeit coincidirt. Nicht wie etwas fehlerlos uns Hingegebenes, erhalten wir in irgend einem Fach von Einsichten das Bessere. Die übernatürliche Erziehung des Menschengeschlechts ist, wie alle gute Erziehung seyn soll, nicht aufnöthigend, nicht wörtlich einprägend und mechanisch das Gemüth gleichsam vollfüllend; immer aber ist sie reich an Mitteln, um die Selbstübung der Kräfte und dadurch ihr eigenthümliches, inniges Besserwerden zu veranlassen.

Nach allem diesem ist der moderate oder rationale Supernaturalismus, wenn er sich — sich selber deutlich macht, auch in der Religion, wie in allem andern, ein gottglaubiger Rationalismus. Als solcher findet und erkennt er, dafs durch den Gebrauch und das Zusammenwirken der Kräfte aller Menschen aus der Vorzeit und Mitwelt eine sich selbst ausbildende Vervollkommnung der Einzelnen und des Ganzen möglich, und immer mehr wirklich werde, ohne dafs uns über irgend eine noch so nöthig scheinende Kenntnifs irgendwoher das Unfehlbare mitgetheilt wäre. Er findet aber zugleich, dafs die von uns nicht abhängige, über unsere Naturkräfte erhabene, in dem Zusammenwirken des Allvollkommenen und aller unvollkommnen Wesen gegründete Naturordnung uns für diese Perfectibilität unübersehbar viele Mittel und aufregende Veranlassungen giebt. Der rationale Supernaturalismus bleibt daher ganz richtig, wenn nur das Uebernatürliche von ihm nicht als eine unfehlbare Mittheilung oder Eingebung, wohl aber als eine immerwäh-

rende göttliche Veranlassung, sich im Wissen und Wollen zu vervollkommnen gedacht wird. Und zeigt nicht gerade die Erfahrung auch das Uebernatürliche in dem biblischen Bekanntwerden des Religiösen und Gottes-würdigen als etwas Allmähliges?

Der Verf. dagegen hat allerdings den Ruhm, überall auf seinem consequenten und deswegen entschieden irrationalen Supernaturalismus ausdrücklich und ohne Scheu zu beharren. Davon mag noch folgende Probe, wie er aus der Bibel selbst das Ursprüngliche der biblischen Religion S. 48. ableitet, für jeden, der ihm folgen will, das charakteristische Muster seyn.

Adam, so wähnt der Verf. S. 48. mit grofser Zuverlässigkeit, habe zuvörderst die unmittelbare äufsere Offenbarung im Genufs des Umgangs Gottes in ganzer Fülle und ungeschwächter Herrlichkeit genossen. Als ein geistig sinnliches Geschöpf sey er mit seinem Schöpfer, wie in geistiger, so in sinnlicher Beziehung unmittelbar verbunden gewesen, habe denselben innerlich (etwa auch durch die *ideas comatas* eines unverlierbaren Gottbewufstseyns?) gekannt und in der äufserlichen Offenbarung wieder erkannt. Alles dies weifs und erzählt der Verf., wie wenn er bei Adam und Eva die dritte Person gewesen wäre. Aus der biblischen Erzählung wissen freilich wir (mit gesundem oder verdorbenem Verstand) kein Wort, auf welche Weise die Gottheit sich vor dem Fall dem Adam als Gottheit erkennbar gemacht habe. Gesetzt, dafs Adam und Eva eine sichtbare hehre Gestalt erblickten, die sie vor des Schlangenbaums reizenden aber gefährlichen Früchten warnte, nachher aber, am Abend im Garten umherwandelnd, nach der Uebertretung ihnen furchtbar wurde, wie könnten wir hieraus wissen, nach welchen Gründen und Prädicaten sich jenes erste Menschenpaar in jener Gestalt eine Gottheit gedacht haben könne. Der Verf. setzt unbedenklich das Nichterzählte hinzu, dsfs sich Gott in all seiner Herrlichkeit dort geoffenbart habe. Aber was beweist er dadurch, als dies, dafs auch er, wie gewöhnlich die

Digitized by Google

Offenbarungsglaubigen seiner Art, sich über das biblisch Gesagte hinaus eigene Offenbarungen mache und diese als das Unfehlbarste behaupte. In der That aber gewinnt der Verf. nach der Anwendung, die er von der antelapsarischen Gotteskenntnifs Adams macht, dadurch nicht einmal dies, was er in der Einleitung zu behaupten suchte, dafs nämlich alle falsche Religionen von einer wahren Religionsoffenbarung ausgegangen seyen. Denn er selbst erklärt sich so, wie wenn Adam, der gefallene, nun sofort der Quelle der Wahrheit und des Lebens entfremdet gewesen wäre und nicht einmal mehr den Gott, den er jetzt nicht hatte, gesucht habe. Vielmehr habe Gott ihn zuerst gesucht, Adam aber vor ihm sich versteckt; doch habe er Gott an der Stimme gekannt und an dem Worte, das in seine Sinne und durch sie in seine Seele gedrungen sey.

Wie eine Gestalt und eine Stimme ohne weiteres irgend einem zeigen könne, dafs das so Gestaltete und Sprechende Gott selbst sey, begreift freilich die verdorbene Rationalität des Rec. gar nicht. Aber auch dem Verf. liegt daran nichts. Ihm ist die Hauptsache, dafs Adam gesagt habe: er habe sich vor der Stimme sehr *gefürchtet*. Daraus erkennt er nun die eigentliche Offenbarungsart der Gottheit für gefallene Menschen; Gott bringe durch seine Stimme in seiner Offenbarung einen Schrecken, eine Gewissensangst in dem Menschen hervor, eine Furcht, die nicht physisch, sondern moralisch sey. (Adams Verstecken war also wohl ein moralisches?) Alsdann gehe sie in Entschuldigungen über; folglich finde sich der Mensch schuldig. Demnach sey das erste Erkennungszeichen einer, dem natürlichen Menschen gegebenen, Offenbarung die Erregung eines Schuldbewufstseyns, und der daher rührende Selbstwiderspruch des sündigen Herzens.

Ist unser verdorbener Verstand nicht so unglücklich, diese Deduction der Offenbarung, die wir mit den Worten des Verfs. geben, gar nicht zu verstehen, so ist sein kurzer Sinn jenem alten Worte gleich: *timor fecit Deum.*

Digitized by Google

Der Verf. sagt ausdrücklich: das erste Merkmal einer Offenbarung Gottes ist: sie muſs eine Furcht erregen, und zwar durch Schuldbewuſstseyn im sündigen Herzen. Somit wäre das Bewuſstseyn der Sünde eine nothwendige Voraussetzung aller seit Adams Fall gewordenen Gottesoffenbarung. Ein solcher Dialektiker ist demnach der Verf., welchem alle Religionslehre mit der Sünde anfängt, während er nicht bedenkt, daſs die Sünde als vorsätzliche Abweichung vom Guten dies Anerkennen der Idee des Guten nothwendig voraussetzt und ohne diese Idee ohnehin auch ein Gott gar nicht gedacht wäre. Denn wie könnte eine erscheinende Gestalt, eine furchtbare Stimme, den Gedanken von Göttlichkeit erwecken, wenn derselbe nicht zuvor in dem menschlichen Gemüthe hell geworden, schon gedacht gewesen wäre?

Seiner Theorie, wie die Offenbarung Gottes aus der sündigen Furcht vor Gott entstehe, setzt der Verf. S. 65 u. fg. die Krone auf. Er theilt die Kennzeichen einer göttlich übernatürlichen Offenbarung in negative und positive. Die Erkenntniſskraft für die Offenbarung besteht ihm nach S. 66. darin: daſs der Mensch, von Seiten des Fleisches oder nach der ungöttlichen Menschennatur, gegen sie im Widerstreit, im Gemüth aber, oder vielmehr im Verstande, *in mente, ἐν νοϊ*, damit in Uebereinstimmung stehe. Dies vorausgesetzt, könne dann eine solche Erkenntniſskraft immer wieder eine neue Offenbarung an diesen Kennzeichen der früheren in sofern prüfen, als die Wirkungen beider gleich sehr dem Fleische zuwider und im Geiste Eines seyn müſsten. Hierdurch wäre demnach eine unbeschränkte Bahn geöffnet, auf welcher, wer einmal in diese Art von Offenbarungswesen eingeweiht ist, zu immer neuen Offenbarungen gelangen kann, so daſs an einem unbeschränkten Fortschreiten in diesem — Mysticismus nicht zu zweifeln ist. Auch spricht der Verf. schon mit voller Begeisterung von solchen Zuständen, wo irgend eine Offenbarung in voller Lebenskraft in das Gemüth des Menschen als Offenbarung der Gnade Gottes eintrete und er sich durch den Glauben

Digitized by Google

an die Heilswahrheit (2 Kor. 5, 20.) mit Gott „versöhnt" finde; dadurch stehe der Mensch in seiner Beziehung auf die Wahrheit auf der in diesem Leben höchsten Stufe, und erkenne auch die Uebernatürlichkeit und Göttlichkeit einer solchen Offenbarung auf eine neue, entsprechende Weise, ungefähr so, wie ein Blinder, welcher sehend werde, für das, was er vorher wirklich fühlte, nur immer mehr Bestätigung erhalte. Wer beneidet nicht den Verf. um diese seine weiten Aussichten auf immer höhere Stufen der Offenbarung höherer Wahrheit? Dafs Er nur nicht in diesen höchsten Höhen durch seine Furcht-Theologie allzu schwindelnde Erscheinungen erhalte! Aufrichtig genug ist allerdings der Verf. hierüber, indem Er S. 47. zum Voraus verlangt, dafs man mit ihm auf den Standpunkt seiner „Evangelischen Orthodoxie" für einige Zeit zu treten, nach bestem Vermögen trachten müsse. Fällt in der *Camera obscura* das Licht durch gefärbte Gläser, so sieht man freilich nichts als die Farbenspiele abentheuerlicher Gestalten, wie sie auf den Gläsern vorgebildet sind.

Die zweite Abtheilung, welche den Rationalismus als positiven Lehrbegriff nach Begründung und Inhalt kritisiren will, ist, wie Rec. schon angedeutet hat, noch auffallend schwächer und verworrener, als die erste. Dem Verf. ist es so wenig um eigentliche Entdeckung des Wahren zu thun, dafs er fast immer nur einzelne Ausdrücke hervorsucht, um durch deren Mifsdeutung die historisch und psychologisch unläugbare Allmählichkeit der Entstehung menschlicher Religionsüberzeugungen aus den Geisteskräften und den uns umgebenden Veranlassungen sophistisch zu bezweifeln. Er nimmt die Miene an, nicht zu wissen, dafs unter der dafür thätigen Rationalität der Menschen nicht die Vernunft allein, sondern auch der Verstand als Vorstellungs- und Urtheilskraft und das aus dem Gedachten entstehende Empfinden und Entschliefsen — kurz! die ganze mensch-

Digitized by Google

liche Geisteskraft als thätig zusammengefafst wird. Dabei beruft sich S. 137. und mehrmals gerne auf das Schriftchen von Harms: „Dafs es mit der Vernunftreligion nichts ist." Dort liegt sogar der sonderbare Mifsverstand zu Grunde: wie wenn die Verstandeslehre (Logik) die ganze Rationalität umfafste, und der Homilete meinte, das Nichts der Vernunftreligion entdeckt zu haben, weil die formale Kraft, zu urtheilen und zu schliefsen, allerdings ihre Gegenstände nicht selbst hervorbringen kann. Allein die Materie für die Urtheilskraft wird von dem menschlichen Geiste hervorgebracht, theils, in so fern er Erfahrungen macht und auf diese die Kategorien anwendet, theils in sofern er als Vernunft Vollkommenheit als idealen Mafsstab aller seiner Gedanken gebraucht und dadurch auch die höchsten oder göttlichen Vollkommenheiten sich denkbar macht. Diese Geistesthätigkeiten thun das Ihrige schon früher, ehe der Mensch selbst sie genauer kennt; und daher behauptet das Wegscheider'sche System mit Recht: dafs die Religionskenntnisse durch das Eigenthümliche des menschlichen Gemüths und nach einem „gewissen natürlichen Instinkt" zu entstehen anfangen. Denn die Kräfte wirken, ehe sie sich selbst kennen, und werden dem Geiste, als dem selbstbewufstwerdenden Kraftwesen, nur durch ihre Wirkungen allmählig bekannt. Weil sie aber selbst unvollkommen sind, so enthalten auch diese Wirkungen neben einem Theil des Wahren zugleich Unvollkommenheiten, die sogar in grofse Verkehrtheiten ausarten können, und dennoch, weil die rationalen Kräfte zu wirken nicht aufhören, nach und nach entdeckt, verworfen und verbessert werden. Dies ist der Entwicklungsgang des Offenbarwerdens religiöser theils wahrer, theils verkehrter Kenntnisse, wie ihn die Supernaturalisten am besten von Paulus selbst Röm. 1, 19 — 21. vorgezeichnet finden sollten. Allerdings sagt der Apostel: Gott selbst habe das von ihm Erkennbare den Menschen erscheinend gemacht, ἐφανέρωσε. Aber nicht spricht er von einer Uroffenbarung, die nämlich den Menschen das, was

über Gott zu denken sey, als Gedanken und Lehren mitgetheilt, d. i. in das Bewufstseyn irgend hinein versetzt habe. Wie deutlich zeigt vielmehr der Apostel, dafs die göttlichen Vollkommenheiten (dieser wesentliche Inhalt der Religionslehre) etwas Unsichtbares seyen. Weisheit, Liebe, Gerechtigkeit, können ja wohl nicht gesehen, auch nicht durch bloſse Wortschalle denkbar gemacht werden. Dagegen, sagt Paulus, haben die Menschen dem Ganzen der geschaffenen Welt diese unsichtbaren Eigenschaften Gottes wohl καθοραν = absehen können, wenn sie nämlich darauf ihren νους (die ganze Rationalität) gerichtet hätten. Offenbar nicht als etwas Eingelehrtes oder Eingegebenes beschreibt diese Stelle den von Gott veranlafsten, aber nur durch das Rationalisiren, als νοειν, nicht durch unmittelbare Unfehlbarkeit hervorgebrachten Ursprung der Religionskenntnisse. Mit Nachdenken konnten die Menschen das Wohlgeordnete der κτισις, welche sie selbst nicht hervorbringen, erblicken und dadurch z. B. die unsichtbaren Vollkommenheiten einer die Ordnung festsetzenden Macht, θειοτης, als göttliche Vollkommenheit denken lernen. Und nicht, als ob sie dies nicht wohl erkannt hätten, werden sie getadelt, sondern weil sie daraus nicht für den Willen die Folgerung zogen, durch Nachahmung die Gottheit dafür zu preisen und ihr thätig zu danken. So ist es biblisch, die Möglichkeit der Erhebung des menschlichen Geistes durch sein Nachdenken bis zur Kenntnifs und Verehrung der Gottheit aus dem Zusammenwirken der Welterfahrungen und der menschlichen Rationalität sich ohne Aberglauben zu erklären.

Auch kann gewifs jeder, der auf sich selbst aufmerken will, sich die Verwirrungen leicht auflösen, in denen der Verf. wegen der Vernunftideen befangen ist, weil es ihm noch nicht deutlich wurde, dafs die geistige Kraft, Vollkommenheit als Norm oder Mafsstab zu denken (die Vernunft) nicht zugleich auch die Objekte enthalte, auf welche die Frage: ob sie dem Ideal von

Digitized by Google

Vollkommenheit entsprechen, anzuwenden ist. Der Geist als Vernunft hat das idealische Bewufstseyn z. B. der Schönheit, der Rechtschaffenheit, der Wahrheit als eines Mafsstabs, nach welchem Objekte beurtheilt werden sollen; aber als verständig hat er die Objekte erst zu beobachten und dann mit jenem Mafsstab zu vergleichen. In dieser verständigen Beurtheilung fehlt er oft, wenn gleich der Mafsstab der Vernunft nicht irrig ist. Die Urtheilskraft konnte einst lange genug absolute Willkühr oder Prädestination für eine Vollkommenheit halten; die Vernunft, welche die Vollkommenheitsidee denkt, irrt nicht, wohl aber der Verstand, welcher das nicht angemessene unter jenen Mafsstab stellt und vielleicht erst nach mancher Betrachtung entdeckt, dafs es der Idee nicht entspreche.

Rec. berührt nur noch den Vorwurf, welchen der Verf. S. 198. absichtlich dem Ende seiner Schrift vorbehielt, um durch die Behauptung: dafs der Rationalismus eine tief unmoralische Lehre enthalte, auf Leser einen Eindruck zu machen, die etwa Anfang und Ende einer überreichten Schrift anblicken mögen. Der Rationalismus nämlich zeigt ganz richtig, dafs die Sinnlichkeit nicht das Sündige sey. Die Menschengeister sind, wie wir alle bemerken müssen, Wesen, deren Bewufstseyn durch die fünf Sinne erregt wird, bis sie sich selbst als die bewufstseyende Kraft von dem Sinnlichen unterscheiden lernen. Wäre die Sinnlichkeit selbst Sünde, so fiele die Schuld aufser den Menschengeist und, wenn der Schöpfer vorausgesetzt wird, auf den Schöpfer. Aber sobald wir genauer als die patristisch-augustinische Theologie das Menschliche betrachten, so ist die Einsicht unläugbar, dafs selbst die mit den Erregungen der fünf Sinne verbundene Lust, als solche, gar nicht das Böse ist. In den meisten Fällen ist sogar das sinnliche Wohlbefinden löblich, oft zur Erhaltung nothwendig. Nur wenn bei einer sinnlichen Lust die geistige Einsicht klar wird, dafs ihre Befriedidung mit

Digitized by Google

der Idee des Rechten und Guten im Widerstreit wäre, und wenn alsdann doch von dem wollenden Geist jene Lust gewünscht und vorgezogen wird, — alsdann wird die *concupiscentia* eine böse, oder es wird alsdann, wenn wir genau sprechen, nicht die sinnliche Lust selbst böse, vielmehr ist der Wille das Böse, wodurch der Geist, gegen sein Bewufstseyn des Rechten, die in diesem Fall abzuweisende Lust dennoch dem Bewufstseyn des Rechten vorzieht. Wahr bleibt es demnach, dafs die Lust oder Neigung, die aus Erregung der fünffachen Sinnlichkeit entsteht, in sofern sie zur menschlichen Natur gehört, an sich keine Schuld hat. Erst wenn die Lust, ungeachtet der Einsicht, dafs sie jetzt ohne Verletzung der Idee des Rechten nicht zu befriedigen sey, dennoch ferner begehrt wird, ist dieses Wollen eine Sünde; folglich ist die *concupiscentia*, welche als böse zu verwerfen ist, nicht in der Sinnlichkeit als menschlicher Naturanlage, sondern in dem geistigen Wollen, wenn es die mögliche Lust der Idee des Rechten vorzuziehen sich entschliefst.

Selbst dieser Entschlufs aber wird, wenn der Mensch *nicht schon* zum Frevler geworden ist, nicht gefafst als Neigung zum Sündigen (denn niemand will das Böse deswegen, weil es böse ist). Er entsteht nur, so lange der Geist sich nicht zur Selbstregierung so weit emporarbeitet, um die Idee des Rechten als wahre Vollkommenheit, immer auch dem entgegenstehenden Vergnügen vorzuziehen und von dieser Entschlossenheit für das Vollkommene nie eine Ausnahme sich zu erlauben.

Gerade weil der Rationalismus diese Unterschiede dem menschlichen Gemüthe bestimmt und lebhaft vorhält, ist die dadurch entstehende Auffoderung zur Pflichttreue oder die rationalistische Ethik weit strenger die Rechtschaffenheit befördernd, als der Supernaturalismus, welcher auf der einen Seite durch Ableitung der bösen Begehrung von der Erbsündhaftigkeit einen immer willkommnen Vorwand der Entschuldigung eröffnet und auf

Digitized by Google

der andern Seite die Selbstthätigkeit des Gemüths nicht so viel möglich in Anspruch nimmt, weil dabei immer auf ein unbestimmbares Wirken der göttlichen Gnade zu hoffen gelehrt wird.

Vornämlich hierin zeigt es sich, dafs der Eifer gegen oder für den Rationalismus nicht ein blos theoretischer Kampf um eine entweder mehr receptive und passive, oder mehr active Ueberzeugungsart von Religion und christlicher Offenbarung zu nennen ist. Der Unterschied ist sehr praktisch und ins Leben einwirkend. Und was ist unserer Zeit, welche in allem nicht mehr der Knecht des Gegebenen seyn will und folglich der in dem Menschen selbst gegründeten Pflichteinsicht und Ueberzeugung vom Göttlichen und Gotteswürdigen mehr als je bedarf, nothwendiger, als dafs ihr die Religiosität nicht länger an dogmatische, unbiblische Systemsfictionen geknüpft, sondern als das glaubwürdigste Erzeugnifs der sich selbst bewufstwerdenden Geistigkeit vorgehalten werde. Was würde aus unserer nicht mehr zum unbiblischen Auctoritäts- und Systemsglauben zurückkehrenden Zeitgenossenschaft hervorgehen, wenn ihr nicht das Christenthum wieder in seiner reinen Urgestalt erkennbar und verehrungswürdig gemacht würde, nach welcher alle Religion, die allein sichere Harmonie oder Aussöhnung mit der Gottheit, wesentlich nur in der Gottesverehrung durch geistige Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit bestehen kann.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

Henke, Eduard, Handbuch des Criminal-Rechtes und der Criminalpolitik. I. Thl. Berlin u. Stettin, Nicolai, 1823. XL u. 692 S. 8. II. Th. 1826. XXX u. 452 S. III. Th. 1830. XLVII u. 743 S.

Es ist an sich schon ein grofser Vorzug eines literärischen Productes, wenn der Verfasser den Standpunct richtig aufgefafst hat, auf welchem der von ihm behandelte Theil der Wissenschaft sich befindet.

In dieser Beziehung verdient es rühmliche Anerkennung, dafs der Verf. des vorliegenden umfassenden Werkes über das Criminalrecht sowohl die Leistungen der Praktiker der letzten zwei Jahrhunderte, als auch die Bestrebungen der neueren philosophischen und historischen Schule gehörig zu würdigen weifs, nicht minder aber auch die Anforderungen, welche der Geist unserer Zeit an die Gesetzgebung und Wissenschaft des Criminalrechtes macht, klar erkannt und ausgesprochen hat.

Der neu erwachte Sinn für politisches Leben weiset vorzüglich auf den innigen Zusammenhang der Straf-Rechtspflege mit der bürgerlichen Freiheit hin, und immer fühlbarer wird die Nothwendigkeit, jene mit den Grundsätzen dieser in Uebereinstimmung zu bringen. Dabei begegnen uns fast überall nur einseitige Bestrebungen und Richtungen, ein offenbarer Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, und deshalb mag man ein Werk nur willkommen nennen, in welchem der Versuch gemacht ist, die Schule und das Leben, die Theorie und die Praxis mit einander zu versöhnen und zu befreunden, zwischen der Vergangenheit nnd Gegenwart die bindenden Mittelglieder nachzuweisen, und so das Criminalrecht mit der Criminalpolitik in nähere Verbindung zu bringen.

Nebenbei hat der Verf. noch einen untergeordneten Zweck verfolgt, nämlich den, in engem Raume die Resultate der Forschungen der neueren Criminalisten zu vereinigen, und dieselben für Viele, denen sie leicht unzugänglich bleiben könnten, durch die hier gewährte Uebersicht gemeinnütziger zu machen.

Digitized by Google

Das Werk ist in 4 Bände abgetheilt, von welchen die 3 ersten bis jetzt erschienenen das Criminalrecht enthalten. Der 4te Band wird den Criminalprocefs nachtragen.

Eine reichliche Literatur, Deutlichkeit und Faſslichkeit der Darstellung gehören zu den allgemeinen Vorzügen dieses Werkes. Hätten auch einzelne Weitläufigkeiten vermieden, und Manches gedrängter und kürzer gegeben werden können, so kann man dem Verf. doch nicht den Vorwurf machen, dafs er sich in drükkende Weitschweifigkeit verloren habe. Auch mufs billig in Anschlag gebracht werden, dafs der Verf. bei seiner praktischen Tendenz ein sehr ausgebreitetes Publicum mit sehr verschiedenen Fassungskräften und Vorkenntnissen zu berücksichtigen hatte, wodurch gerade manche Ausführlichkeit in der Entwicklung der einfachsten Grundbegriffe gerechtfertiget wird, welche für den mehr vollendeten Juristen als überflüssig erscheinen möchte.

Der erste Band ist den allgemeinen Lehren des Criminalrechtes gewidmet. Der Verf. setzt die Strafe mit der gemeinsamen Aufgabe aller Staatsvereinigungen — die äufseren Verhältnisse ihrer Glieder unter der Herrschaft des Rechtes auf eine vernunftgemäfse Weise zu ordnen, und den Zwiespalt unter ihnen in Harmonie aufzulösen — in Verbindung, und erklärt demnach die Strafe (Bd. I. S. 6.) als „die Rückwirkung, zu welcher die Majestät im Staate aufgefordert wird durch das Ueberschreiten der Grenzen jener Sphäre selbstständigen Daseyns und willkührlichen Wirkens, auf welche der Einzelne nach dem Gesetze für die Möglichkeit des Bestehens des Ganzen beschränkt ist, damit durch diese Rückwirkung der Losreifsungs-Versuch des Einzelnen aus der Einheit mit dem Ganzen vereitelt, und somit die gestörte Harmonie des Ganzen wieder hergestellt werde."

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Henke, Handbuch des Criminalrechts.

(Beschlufs.)

Sonderbar mufs es nach dieser Entwicklung, wonach die Strafe lediglich als eine Handlung des Staates dargestellt wird, erscheinen, dafs der Verf. (B. I. S. 8.) die Beantwortung der Frage, ob es aufser dem Staate ein Strafrecht gebe, für eine müssige Untersuchung erklärt. Mag sie dieses immerhin für die Praxis seyn, die in einem bestimmten Staate nach irgend einem positiven Gesetzbuch die Criminalrechtspflege handhabt, so ist ihre richtige Beantwortung doch von der gröfsten Wichtigkeit für die philosophische Begründung des Criminalrechtes. Der ganze Streit zwischen den sogenannten relativen und absoluten Strafrechtstheorien beruht, wenn man ihn bis auf seinen Ursprung verfolgt, nur auf der verschiedenen Lösung dieser Frage, welche, in anderen Worten, nichts Anderes sagt, als: „Ist das Strafrecht unmittelbare vernunftnothwendige Folge der Rechtsverletzung an sich, welches vom Staate nur seine Anerkennung und Handhabung verlangt, wie z. B. die Urrechte" — oder: „wird das Strafrecht erst durch den Staat begründet, ist es ein durch die Existenz desselben erst bedingtes, aus seinem Begriffe erst abgeleitetes Recht, und folglich die Strafe nur Mittel für den Zweck des Staates?" Indefs findet sich, was hier hätte erörtert werden sollen, in der Darstellung der einzelnen Strafrechtstheorien (S. 52—148.) nachgetragen, und so mag man allenfalls über diesen Verstofs des Verfs. hinwegsehen.

Der Verf. giebt sodann eine gedrängte historische Uebersicht der verschiedenartigen Gestaltungen der dem Strafrechte zu Grunde liegenden Ideen in Zeit und Raum. Nach einigen flüchtigen Andeutungen über den Charakter

Digitized by Google

der Strafgesetzgebung in Asien und Europa geht Derselbe zur Darstellung des Entwicklungsganges des Strafrechts in Deutschland über.

Recht gut hervorgehoben ist die Veränderung, welche mit dem ursprünglichen germanischen System der Strafen eintrat, als der Stand der Gemeinfreien, und ihre freien Gaugenossenschaften allmählig verschwanden, und Dienstleute mannichfacher Art und Lehensverbindungen ihre Stelle einnahmen. Nicht minder treffend sind die Bemerkungen über den Einfluſs des römischen und canonischen Rechtes, über den Werth der Carolina und über die sich hieran anschlieſsende Ausbildung der Doctrin bis auf unsere Zeiten. (S. 12 — 52.) Von hier an beginnt eine kritische Darstellung der neuesten Strafrechtstheorien. Von diesen sind die relativen gründlich gewürdigt und beleuchtet. (S. 53 — 115.) Der Verf. selbst erklärt sich hierauf, und wohl mit Recht — für die absolute Strafrechtstheorie. (Bd. I. S. 119.) Leider ist aber bei der Begründung dieser Theorie eine beklagenswerthe Kürze, man möchte fast sagen — Oberflächlichkeit bemerkbar. Der Verf. hat zwar zum Theile mit Glück das Unhaltbare in den Begründungs-Versuchen einer absoluten Strafrechtstheorie, welche andere Schriftsteller lieferten, nachgewiesen. Rücksichtlich der Begründung seiner eigenen Ansicht aber ist er sehr wortkarg geblieben, und hat sich begnügt, uns die Resultate seines Nachdenkens als Sätze von apodictischer Gewiſsheit vorzutragen. Auch ist sehr auffallend, daſs hier die Ansichten Hegels nicht die geringste Berücksichtigung, ja nicht einmal eine Erwähnung gefunden haben, was man mit Bedauern auch in den meisten anderen, von Fach-Juristen abgefaſsten Schriften über die Strafrechtstheorien bemerken muſs. Hegel hatte sich, obgleich er mit deutschen Worten schrieb, eine eigenthümliche Sprache geschaffen. Wir wollen aber nicht glauben, daſs die Schwierigkeit derselben, Juristen, welche auf philosophische Bildung Anspruch machen, von seinem

Digitized by Google

Studium abschrecken könne. Aber gewifs wäre es ein dankenswerthes Unternehmen gewesen, wenn der Verfasser eines ausführlichen Werkes über das Strafrecht für minder philosophisch gebildete Leser eine populäre Darstellung der Hegel'schen Ansicht hätte geben wollen, wobei es sicher eine noch weit gröfsere Anerkennung erhalten haben würde, wenn er die Aussprüche dieser grofsen philosophischen Autorität einer strengen Prüfung unterworfen hätte. Mit der Darstellung der Hegel'schen Ansicht wäre es dem Verf. im Jahre 1823, in welchem dieser erste Band erschien, erlaubt gewesen, die Geschichte der doctrinellen Bemühungen unserer Zeit zu schliefsen. So aber endigt der Verf. diesen Abschnitt mit der Theorie Kant's und seiner Jünger, und vergifst damit, seinem wissenschaftlichen Gebäude den Schlufsstein aufzusetzen.

Gelungen ist dagegen wieder die Darstellung des Verhältnisses der Criminalpolitik zum Strafrechte selbst. (Bd. I. S. 146 — 148)

Reich in der Darstellung der bisherigen Leistungen der Doctrin und Gesetzgebung, durchwebt mit beachtungswerthen Andeutungen und Ansichten des Verfs. sind die übrigen Abschnitte des allgemeinen Theiles. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, was der Verf. über den Versuch (S. 253 u. ff.), über die Zurechnung und die einzelnen Arten der Verschuldung (S. 290 u. ff.), die einzelnen Strafmittel, insbesondere die Ehrenstrafen (S. 472 ff.), über den Mafsstab der Strafbarkeit (S. 500 ff.) und über die richterliche Auslegung des Strafgesetzes gesagt hat. Gewifs wird kein Leser diesen Band aus der Hand legen, ohne mannigfache Belehrung oder reichlichen Stoff zu eigenen Nachdenken und Aufforderung zum selbstthätigen Forschen gefunden zu haben, wenn gleich auch in den letztgenannten Materien der Kritik noch ein weites Feld offen bleibt, die wir aber hier unterlassen zu müssen glauben, da die weiteren Fortschritte der philosophischen Strafwissenschaft seit der Erscheinung dieses ersten Bandes (1823.) und die Reformen,

Digitized by Google

welche manche Theorien seitdem erlitten, ohnehin zur Kenntnifs des juristischen Publikums gekommen sind.

Mit dem zweiten Bande geht der Verf. zur Darstellung des positiven Criminalrechts über, und zwar zuerst zur Lehre von den Privat-Verbrechen (Bd. II. u. Bd. III. S. 1 — 185.), von wo an die Darstellung der Staats-Verbrechen beginnt. Die Reichhaltigkeit des hier verarbeiteten Stoffes macht es unmöglich, dem Verf. in dem engen Raume dieser Blätter durch das Detail seiner Darstellung zu folgen. Ref. bemerkt daher nur im Allgemeinen, dafs der Verf. in diesen beiden Bänden seiner Aufgabe, die Lehren des Criminalrechtes in ihrer Entwicklung durch Theorie und Praxis darzustellen, und ihrer weiteren Ausbildung durch Verbindung mit der Criminalpolitik vorzuarbeiten, in weit höherem Mafse entsprochen hat, als im ersten Bande. Nur Beispielsweise wollen wir die klassische Darstellung der Lehre vom Duell (Bd. III. S. 589.) hervorheben, die unstreitig zu dem Ausgezeichnetesten gehört, was je über diesen Gegenstand gesagt worden ist.

Gediegene Behandlung der Controversen des gemeinen deutschen positiven Criminalrechtes, verbunden mit kritischen Bemerkungen über die von den neueren particulären Gesetzgebungen adoptirten Ansichten vermehren das allgemeine praktische Interesse dieses Werkes, so dafs es in der Bibliothek des Criminalisten so wenig wie die Schriften eines Mittermaier, Stübel, Tittmann u. s. w. wird vermifst werden dürfen.

Mit Vergnügen sehen wir der verheifsenen Erscheinung des 4ten Bandes, und somit der Vollendung eines gehaltvollen Werkes entgegen, durch dessen Herausgabe der Verf. auf eine verdienstvolle Art zur Bereicherung der Literatur des Criminalrechtes beigetragen hat. — Die äufsere Ausstattung des Werkes ist sehr befriedigend.

Z ö p f l.

Digitized by Google

Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. Mit Erkenntnissen des Oberappellationsgerichtes zu Cassel. Von Dr. B. W. Pfeiffer, kurfürstlich Hessischem Oberappellationsrathe. III. Bd. Hannover 1831. *VIII u.* 644 *S.* 4.

Wenn gleich der Raum unserer Jahrbücher nicht gestattet, bei der reichen neu erscheinenden Literatur der Rechtswissenschaft jede einzelne Schrift nach ihrem Inhalte darzustellen und zu würdigen, so glauben wir doch vorstehende Arbeit nicht ganz mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Der Verf. theilt 10 Abhandlungen, belegt mit Urtheilen des Oberappellationsgerichtes mit, welche sich über folgende Materien verbreiten, und zwar

I. des römischen Rechtes: 1) Ueber die rechtlichen Voraussetzungen des Nachlafsvertrages, insonderheit rücksichtlich der Verbindlichkeit des Beitrittes einzelner Gläubiger zu einem von der Mehrzahl bewilligten Erlasse und von der Wirkung eines solchen Vertrages in Beziehung auf nachher erworbenes Vermögen des Schuldners, S. 3—52. — 2) Ueber die beschränkte Dauer der für immer gestifteten Familienfideicommisse des römischen Rechtes, S. 53—72. — 3) Die Rechtswohlthat der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand ist, auch wenn sie als Einrede vorgebracht wird, an die gesetzliche Frist von 4 Jahren gebunden, nach dem allgemeinen Grundsatze von der Verjährbarkeit derjenigen Einreden, welche auch durch eine Klage geltend gemacht werden können, S. 73—82. Ein auf Uebertretung der Steuergesetze eines fremden Staates abzweckender Vertrag ist als *pactum turpe* rechtlich unwirksam. S. 83—88.

II. des teutschen Privatrechtes: 5) Von der Verbindlichkeit der Jagdberechtigten zum Ersatze des den Grundeigenthümern zugefügten Wildschadens. S. 91 bis 121. — 6) Ueber die rechtliche Begründung der Verbindlichkeit zum Uferbau an schiffbaren Flüssen. S. 122—144. — 7) Ueber die rechtliche Wirkung der

Digitized by Google

von Ehegatten, welche sich unter der ehemaligen westphälischen Gesetzgebung verheirathet haben, bei dem Beamten des Personenstandes abgegebenen Erklärung, die gesetzliche Gütergemeinschaft ausschliefsen zu wollen, auf ihre dermaligen Vermögens-Verhältnisse. S. 145 bis 154.

III. des Kirchenrechtes: 8) Der Kirchengewalt steht die Befugnifs nicht zu, den Wohnsitz eines Predigers aus der Muttergemeinde in die Filialgemeinde, ohne der erstern Zustimmung, zu verlegen. S. 157—168. — 9) Von der Wirksamkeit der eidlichen Bestärkung gesetzlich ungültiger Rechtsgeschäfte der Minderjährigen. S. 169—178.

IV. des Staatsrechtes: 10) Ueber das rechtliche Verhältnifs der Justiz zur Administration, zum Zwecke einer genauen Sonderung des amtlichen Wirkungskreises der Gerichte und der Verwaltungsbehörden. S. 181—632. Diese bei weitem den gröfsten Theil der Schrift umfassende Abhandlung erörtert in einzelnen §§. folgende Materien: wesentlicher Unterschied zwischen Justiz und Verwaltung — Justiz- und Regierungssachen so genannte Administrativ-Justiz — Unabhängigkeit des Richteramtes — Gerichtscompetenz in Beziehung auf Gesetzgebung — *Jus eminens* unter dem Gesichtspunkte der Justiz — Verwaltungshandlungen als Justizsachen Vollstreckungs-Befugnifs der Administrationsbehörden — Finanzangelegenheiten als Justizsachen — Gemischte Fälle, Rechtsweg in Forstsachen, in kirchlichen Verhältnissen und in Gemeindeangelegenheiten — Statthaftigkeit von Besitzklagen gegen den Staat — Justizmässige Ansicht des Verhältnisses der Staatsdiener *a*) mit Rücksicht auf deren Gehalt und Pensionen, *b*) Verantwortlichkeit der Staatsdiener und deren Vertretung von Seiten des Staates — Verfahren gegen öffentliche Rechnungsführer — Verhältnifs der Gerichte zu den Verwaltungsbehörden in Beziehung auf Strafsachen —

Digitized by Google

Mit dieser blos theoretischen Ausführung begnügt sich der Verf. nicht, sondern, von der Wichtigkeit dieses behandelten Gegenstandes überzeugt, hielt er es für wesentlich, die aufgestellte Theorie auch noch mit äufseren Garantien zu versehen, und durch praktische Nachweisung zu ergänzen, wodurch sie von einer dreifachen Schutzwehre umschlossen werde. Diese bestehe 1) in dem öffentlichen Zeugnisse der allerbewährtesten unter den heutigen Staatsrechtsgelehrten, 2) in dem Ergebnisse einer constanten Praxis beider ehemaligen höchsten Reichsgerichte und 3) in der vollständigen Nachweisung der bisher schon wirklich statt gefundenen Anwendung in einem teutschen Bundesstaate (Churhessen). Daher beobachtet der Verf. in der praktischen Abtheilung ganz die nämliche Ordnung, wie in der vorbezeichneten theoretischen, um den Zusammenhang sowohl im Ganzen als in Ansehung der einzelnen Gegenstände erkennbar zu machen. Ref. bedauert, wegen Beschränktheit des Raumes bei diesem inhaltreichen Aufsatze nicht länger verweilen zu dürfen und die Leser dieses auf die Schrift selbst verweisen zu müssen, wo sie zugleich die einzelnen Lehren mit Urtheilssprüchen belegt finden, welche in anderen Sammlungen vergebens gesucht werden.

Die Schrift empfiehlt sich durch ihren Inhalt selbst, so dafs jede weitere Empfehlung überflüssig erscheint. Die Verlagshandlung hat von ihrer Seite dazu beigetragen, das Werk auf eine würdevolle Weise auszustatten. Möge es dem Verf. bald möglich werden, die Fortsetzung dieser praktischen Ausführungen, auf welche S. 634. hingedeutet wird, recht bald zu liefern.

Digitized by Google

Allgemeine Krankheitslehre, gegründet auf die Erfahrung und auf die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts, von Dr. Friedrich Schnurrer, Herzoglich Nassauischem Leibmedicus. Tübingen, bei C. F. Osiander. 1831. 302 S. 8.

Unläugbar kommt es wohl bei der Medicin vor Allem auf die Thatsachen an; wenn aber jede Theorie, so wie sie nach der Reihe hervortritt, wieder auf ihre eigne Erfahrungen sich beruft und die Thatsachen selbst bei solchem Wechsel keinen bleibenden Werth behalten, so ergiebt sich das weitere wichtige Bedürfnifs für die Krankheitslehre, dieser diejenige innere Begründung zu geben, dafs jede Thatsache eine solche Stelle erhalte, auf welcher sie, wenn auch die Theorien einander verdrängen mögen, für die Wissenschaft nicht verloren gehe.

Von dieser Ansicht ausgehend gelangt der würdige Hr. Verf., welcher bei seinen früheren Arbeiten mehr durch geographische und historische Behandlung der Krankheitslehre wissenschaftliches Terrain zu verschaffen suchte, in vorliegender Schrift zu der Hauptaufgabe, die er sich als praktischer Arzt vorsetzte, und sucht, theils auf eigene praktische Erfahrung, theils auf das, was die verschiedenen Schulen zumal im 19ten Jahrhundert leisteten, gestützt, den Krankheitsprocefs überhaupt ebenso wie die Möglichkeit und Art der Verschiedenheit der Krankheiten als verschiedene Bildungsprocesse darzustellen und zu zeigen, wie selbst in der Krankheit, wenn auch zerstörend und auflösend für das Individuum, doch immer wieder ein nach eigenthümlichen Gesetzen sich entwickelndes Leben sich manifestirt, und nur eine solche genetische Betrachtungsweise zur richtigen Behandlung der Krankheit und zur Erkenntnifs der wahren Aufgabe der Kunst leiten kann. In der Vorrede erklärt sich der Hr. Verf. über die Bestrebungen, die ihn bei seiner Arbeit leiteten, noch weiter dahin: es sollte erstens nachgewiesen werden, wie aus dem Begriffe von

Digitized by Google

Krankheit alle einzelnen Krankheitsformen folgen, oder wohl richtiger, wie jede einzelne Krankheit ihre nothwendigen Momente habe, und wie von diesen einzelnen Momenten in der Reihe der einzelnen Krankheitsformen bald das eine bald das andere mehr sich entfalte, es somit ein natürliches System der Krankheiten gebe, oder die Pathologie in sich selbst begründet sey. Eben weil die verschiedenen Theorien, welche in neuerer Zeit zumal so rasch auf einander folgten, in dem was sich von ihnen bewährte, die Bestätigung hiervon enthalten, so sollte dadurch die Arbeit zweitens auch zu einem Berichte über die wichtigsten Ansichten und Entdeckungen in der Krankheitslehre, seit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts werden.

Auf eine Einleitung, in welcher die schon von Stahl aufgeworfene Frage, wie denn die Krankheiten, welche dem Leben nicht wesentlich sind, allmählich sich ausgebildet haben, und ob deren Zahl sich vermehre oder vermindere? unter neue Gesichtspunkte gebracht und gezeigt wird, dafs ein Theil derselben, sofern sie an geologische Katastrophen geknüpft sind, so alt als das Menschengeschlecht selbst seyen, auch Winke über eine im Alterthum ganz anders behandelte Gesundheitspflege gegeben werden, — wird im nächsten Abschnitte dargethan, dafs Pathologie, welche sich zur Nosologie wie Abstractes zum Concreten verhalte, will man zur Bildungsgeschichte und Heilanzeigen der Krankheit gelangen, sich keineswegs physiologisch behandeln lasse, indem man auf diese Weise nur den zufälligen Einflufs der Krankheit auf das Leben, aber über ihre eigene Entwicklung nichts erfahre; vor Allem es aber darauf ankomme, zu erkennen, wie die Krankheit entstehe uud ihre Vorgänge nothwendig auseinander folgen. Was ist Gesundheit, was ist Krankheit? Der gesundeste Organismus ist zugleich der corruptibelste, und wiederum die Erhaltung eines solchen ustandes nur möglich bei dem ungestörtesten Zusammenwirken der Organe. Schon

hieraus, obgleich das Eine nothwendig durch das Andere gegeben ist, bildet sich eine ganz entgegengesetzte Krankheitsanlage. Nicht jede Beeinträchtigung des Wohlbefindens ist Krankheit, man kann sogar langsam sterben, ohne krank gewesen zu seyn. Wirkliche Krankheit, in welcher der Organismus eine von seiner ursprünglichen ganz verschiedene Entwicklungstendenz erhält, entsteht bei den nicht ansteckenden Krankheiten durch einen der *generatio aequivoca* vergleichbaren Akt. Die Krankheit kommt zum Ausbruch, nachdem die äufsere Ursache meist schon längst zu wirken aufgehört hat und der entgegengesetzte Zustand eingetreten ist. Der Organismus ist nicht dem einen Theil nach gesund und dem andern nach krank, eben so wenig leidet bald die Thätigkeit bald das Material.

Kritik einiger andern Definitionen der Krankheit. Sind die einzelnen Krankheitsformen, Metamorphosen, wirklich mit den im Raume verbreiteten Formen des Lebens vergleichbar? Unter welchen Beschränkungen dies gelte und welche Ausdrücke man wohl auch weiter wählen könnte. Von dem Grunde der Krankheit. Die Krankheit ist kein regelmäfsig zunehmendes Abweichen von der Gesundheit, und allmähliges Wiederkehren derselben, eben so wenig gelangt man durch eine angenommene gradweise Veränderung der Lebensthätigkeit zu einem wirklichen Krankheitsprocefs. Gesunde Unerregbarkeit ganz im Widerspruch mit den Ansichten von Brown.

Bild eines naturgemäfs lebenden gesunden und eines durch üppiges und künstliches Leben schwach gewordenen Menschen. Geneigtheit zur Entzündung setzt nicht nothwendig eine kräftige Constitution voraus. Krankheiten, zu welchen hauptsächlich die Gesundheit disponirt. Krankheitsanlage ist oft gerade eine besondere Entwicklung einzelner Organe. Prädisponirende occasionelle Ursachen beide objectiv. Ist die *Constitutio sta-*

Digitized by Google

tionaria etwas Subjectives oder Objectives? Dieselbe Krankheit kann oft von sehr entgegengesetzten Ursachen herkommen. Das Studium der Opportunität ist meist schon die latente Periode der Krankheit. Die äufsern Einflüsse wirken nicht local auf einzelne Organe, so dafs dann der übrige Organismus auf letztere reagirte, sondern sie wirken nothwendig auf's Ganze. Giebt es locale Krankheiten? Von den Symptomen. Sie sind die bestimmten Aeufserungen dieses veränderten Lebensprocesses, Erscheinungen, die sich von dessen Wesen gar nicht trennen lassen. Es giebt auch negative Symptome; deshalb lassen sie sich wohl auch eintheilen in Symptome des gestörten Lebensprocesses, niemals können sie aber eingetheilt werden in die der Krankheit und in die der Reaction, denn der Organismus ist nie einem Theile nach krank und dem andern nach gesund. Von dem Leichensections-Erfund als Anhang der Zeichenlehre. Ob derselbe in gegenwärtiger Zeit nicht überschätzt werde? Wie sich Bichat und Laennec darüber äufserten. Wie nach den verschiedenen herrschenden Ansichten immer nur bald der Sections-Erfund, bald die Symptome, bald die Ursachen fast ausschliefsend beachtet wurden. Von der Humoral- und Solidar-Pathologie. Eben so nachtheilig für eine wahre Naturanschauung in dem Krankheitsprocefs sey der Gegensatz der Humoral- und Solidar-Pathologie, da doch nothwendig beide Ansichten einander ergänzen. Die Fluida, von welchen, zumal dem Blute es noch gar nicht einmal entschieden ist, dafs sie nicht durch Empfindung und Affecte unmittelbare Einflüsse erleiden, sind nicht blos als das Material und Residuum der festen Theile, sondern als die eigentliche Bildungsstätte aller Lebensprocesse, und deshalb auch des Krankheitsprocesses anzusehen. Das Blut besteht nur durch eine ihm inwohnende Bewegungskraft, auf welcher auch die Circulation, in den ersten Perioden des Lebens wenigstens, allein beruht, allmählig nur im weiteren Verlaufe des Lebens, erhalten auch die festen

Digitized by Google

Theile Einfluſs auf die Blutbewegung, und so fern die Krankheiten auch Bildungsprocesse sind, so müssen auch sie zunächst aus dem Blute hervorgehen, und wird in denselben, zumal in ihrem Anfange, das Blutleben von den festen Theilen wieder unabhängiger. Von den Krankheiten, die bis an ihr Ende Krankheiten des Blutes bleiben. Von dem Blute. Leben als beständiger Entwicklungsproceſs ist nur möglich, sofern dem Geformten das Formlose, das Flüssige gegenübersteht, wie im Planeten die Atmosphäre und das Wasser sich zur festen Erdrinde verhalten, so besteht auch das Leben in dem individuellen Organismus in ununterbrochener Wirkung der festen Theile auf die flüssigen, das Blut. So lange Leben besteht, ist das Blut vollkommen homogen mit der Möglichkeit zu allen den verschiedenen Differenzen, in welche es gleichsam wie der Lichtstrahl in die Farben, durch das Leben zerlegt wird. Von der Entzündung. Die Entzündung, durchaus von der Irritation verschieden, ist die Zurückkehr zur ursprünglichen Indifferenz. Es entsteht ein *rete vasculosum*, gleichwie bei der Bebrütung im Ei. Verschiedenheit der Entzündung im Zellgewebe von der auf den Schleim-Membranen. Eigenthümlichkeit der erysipelatosen Entzündungen, der Entzündung, die auf die Eiterbildung geht. Eiterbildung steht mit der Stärke der Entzündung nicht in directem Verhältnisse. Es ist möglich, daſs Eiterbildung sich an Stellen zeigt, die weit von denen der Entzündung entfernt sind. Die Entzündung in ihrem Verhältnisse zum hektischen Fieber, den Nervenzufällen, Tetanus, und zu dem Brand. Die Entzündung in der Reihe der verschiedenen Organe, ob sie auch im Gehirn und in den Nerven statt finden könne? Von dem Fieber. Es liegt nicht jedem Fieber eine Local-Entzündung zum Grunde. Fieber ist Rückkehr zu dem infusoriellen Leben im Blute. Aeuſsere Einflüsse wirken, wenn auch durch die Sinnorgane, doch immer durch deren Hülfsnerven auf das Blut, wie Rosenthal dieselbe darstellte. Alle exanthematische Fie-

Digitized by Google

ber, der Typhus, selbst wenn durch Injection faulende Stoffe in das Blut gebracht werden, haben auch ganz nothwendig ihr erstes gastrisches Stadium, weil von der Mundhöhle an bis in den Magen die meisten Anastomosen zwischen weichen und harten Nerven statt finden. In dem Froste kündigt sich die im Blute entstandene innere Bewegung an, unter welcher sowohl die Organe der willkührlichen Bewegung ermatten, als auch die Secretionen eine Zeitlang stille stehen. Der reinste Ausdruck des Fiebers ist die *febris intermittens;* sie enthält gewissermafsen die Idee aller übrigen Krankheiten, als Krämpfe, Fieber und Cachexien, oder alle diese Krankheiten sind nur ausgeartete Stadien der *febris intermittens.* Frost und Krampf sind nichts Passives, die Neigung des Bluts zu gerinnen, ist desto gröfser, je stärker der Frost. Das Gefühl von Frost entsteht, wenn äufsere Entziehung von Wärme denselben nicht unmittelbar veranlafst, hauptsächlich da, wo Flüssigkeiten in Höhlen angesammelt, oder wenn auch nur momentan aufser Wechsel-Verhältnifs mit den festen Theilen getreten sind. Auch der Krampf ist Ausdruck des aufgehobenen Gleichgewichts zwischen festen und flüssigen Theilen; derselbe entsteht ebensowohl bei grofsem Säfteverlust, oder auch nur bei einem Collapsus des Blutes, wie in der Cholera, als nach Irritation solcher Theile, die nicht in Entzündung gerathen, wie Sehnen, Nerven, Gehirn. Location der einzelnen Muskel-Parthien nach ihrer Geneigtheit zu Convulsionen und ihrer Irritabilitäts-Tenacität. Von der Fieberhitze. Auf den Reflux des Blutes im Froste folgt Hitze. Ursache der Fieberhitze. Dreifache mögliche Tendenz in der Fieberhitze, sofern sie auf Ausscheidung und Ausgleichung, oder auf Production von Contagien und Exanthemen oder auf Zerstörung, wie im hectischen Fieber, geht. Ebenso kann sie überhaupt auf Production oder Dissolution gehen. Von der Krise und den krankhaft veränderten Absonderungen. Der im Flüssigen begonnene und zur krankhaften Thätigkeit der

festen Theile ausgebildete Krankheitsprocefs entscheidet sich durch sein Produkt, eine veränderte Secretion, die aber eben so gut auch eine veränderte Production seyn und auch noch innerhalb der Sphäre des Organismus fallen kann. Es giebt keine eigenthümliche *vis medicatrix*, sondern es beruht dieselbe auf den Bildungsgesetzen überhaupt. Giebt es immaterielle Krisen? Krisen erfolgen nicht jedesmal durch das hauptsächlich afficirte Organ. Lassen sich Krisen und Metastasen nicht mit dem von Davy bei dem galvanischen Processe entdeckten Durchführen der Stoffe vergleichen? Sofern alle Organe nur in ihrer gegenseitigen Bestimmung durcheinander zu empfinden und thätig zu seyn vermögen, stehen sie in einer nicht durch Nerven vermittelten Relation zu einander. Auch durch die Krisis des Blutes wird die Absonderung bestimmt. Eine für den übrigen Organismus ersprieſsliche Absonderung findet nur bei mittlerem Grade der Erregung statt. Totale Verschiedenheit des Abgeschiedenen bei vermehrtem oder vermindertem Erregungsgrade. Ziemlich ähnliches Verhalten der Blutungen, welche, wenn sie nicht von äuſseren Cohäsionen herkommen, durchaus nicht mechanisch erklärt werden können. Weitere Nachweisungen der über krankhafte Bildung und Secretion aufgestellten Ansichten in der Betrachtung der Wassersucht und Colliquation. Keine Erscheinung der Wassersucht kann befriedigend durch verminderte Resorbtion erklärt werden, wenn je die serosen Ansammlungen bei der Wassersucht von einer blos quantitativen Abnormität in der Absonderung und Aufsaugung herkämen, so hätte man weit mehr Grund, eine vermehrte Secretion anzunehmen. Dieselbe ist aber nicht von der zu jedem Bildungsprocefs nöthigen Turgescenz der Organe begleitet, weil die Aussonderungen auf halbem Wege ihrer Ausbildung aus dem Kreislauf treten, so erscheinen sie auch nicht in elastischer, sondern in tropfbar flüssiger Form. Der Mangel an *turgor vitalis* bildet jedoch nicht den einzigen wesentlichen Charakter,

Digitized by Google

es findet auch im weitern Verlaufe der Assimilation eine Störung statt, welche der Wassersucht mit den übrigen Consumptions-Krankheiten, besonders Diabetes und Hektik gemein ist. Antheil, welchen die Funktionen der Nieren an der Wassersucht nehmen; endlich höhere Entwicklung des lymphatischen Systems in der Wassersucht. Einfache Lösung des Problems der geheimen Harnwege. Uebergang von der Wassersucht zu den übrigen Mischungs-Monstrositäten und After-Organisationen, Sackgeschwülste, Entozoen, Tuberkeln, Steatomen u. a. m. Von dem Typus und den Perioden der Krankheiten. Das Zeitmafs der Krankheiten läfst sich wenigstens als Bruchtheil auf das des normalen Lebens reduciren; solches läfst sich selbst da noch bemerken, wo sie bereits in Krankheitsreste, Cachexien, sich verloren haben. Ursache in den äufsern Einflüssen, einzelne Organe und Sphären, welchen das Rythmische besonders zukommt. Die Drüsen ohne Ausführungsgang, zu gleicher Zeit Mittel und Princip der Periodicität. Anhaltende und intermittirende Krankheiten, weitere wichtige Beziehungen, die sich daran knüpfen lassen, producirende und depurirende Krankheiten. Aehnliches bei den Krankheitsarten in ihren Krisen und Entscheidungsmomenten, aber gröfste Differenz in der Dauer ihrer übrigen Stadien und dadurch scheinbar gegebener Unterschied zwischen acuten und chronischen Krankheiten. Das, was man chronische Krankheit nennt, häufig Folge und Rest einer vorangegangenen Krankheit, oder langgedehntes Opportunitäts-Stadium. Höchst wichtige Eigenthümlichkeit des Krankheitsprocesses, nach welchem nicht nur Localentzündungen, sondern auch Degenerationen und Abnormitäten aller Art lange Zeit, ja oft das ganze Leben statt finden können, ohne dafs der übrige Organismus dagegen reagirt, und häufig der Ausbruch und die scheinbare Heilung der Krankheit nur darin besteht, dafs ein solches locales Uebel unter Begünstigung äufserer und innerer Umstände Macht über den übrigen

Digitized by Google

Organismus erhält, oder umgekehrt durch Einflüsse, welche dem übrigen Körper eine andere Stimmung geben, vor allem aber, welche die innere Kraft des Menschen, meist nur seinen Glauben, heben, ein solches Ueberhandnehmen wieder beschränkt wird, während das locale Uebel dasselbe bleibt und für die Kunst gar nicht zugänglich ist. Von der subjectiven Erscheinung der Krankheit. Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl. Zweierlei Classen von Sinnorganen, die formellen oder Quantitäts-Sinne, nehmen weniger Antheil am Krankheitsprocesse, desto mehr dagegen sind die Qualitätssinne in die Krankheit selbst verflochten, letztern ähnlich verhalten sich auch die Appetite. Krankheitsgefühle, Angst und Schmerz. Was man Gemeingefühl nennt, könnte man auch Krankheitsgefühl nennen, weil das Gesundheitsgefühl etwas Negatives, gleichsam ganz Durchsichtiges ist. Verschiedenheit zwischen den Gefühlen, welche die weichen, und denen, welche die harten Nerven vermitteln. Gefühle, welche durch die Störung des organischen Processes hervorgebracht werden. Giebt es in der Krankheit ein erhöhtes Wohlgefühl? Die gestörten Nutritionsprocesse scheinen keine besondern Krankheitsgefühle hervorzubringen. Bildung eines eigenthümlichen Instinkts in der Krankheit. Vom Ekel und Durst, Angst und Schmerz. Bei erstern haben auch die Fluida einen Antheil, sie entsteht auch von Retentionen. Aehnlichkeit mit dem Froste. Der Schmerz geht mehr auf das Bestimmte und das Feste. Verschiedenheit des Schmerzes nach der Structur der Theile. Wirkung des Schmerzes, Ausgänge desselben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

F. Schnurrer, Allgemeine Krankheitslehre.

(Beschlufs.)

Von den Delirien, Hallucinationen, Convulsionen und der Ekstase. Im Traume ist die Ekstase schon angedeutet. Jede Krankheit hat ihr psychisches Moment; auf der andern Seite kann da, wo es an der gehörigen Selbstbeherrschung fehlt, der durch das Spiel der Affecte und Leidenschaften erschütterte Körper seine normale Stimmung für die Seele ganz verlieren und dann Dinge als in der Aufsenwelt vorgehend empfinden, wie sie Andere nicht empfinden und wie sie auch wirklich nicht existirrn. Hallucinationen können auch in endemischen Krankheiten entstehen. Eigenthümlichkeiten der Hallucinationen des Gehörs; die Gemüthskranken sind sich ihres innern Zustandes selbst bewufst. Unerwartetes Hervortreten des Gegensatzes im Delirium. Melancholie und Humor. Von der im Menschen früher mächtig gewesenen Gefühlswelt. Geist von Seele verschieden. Die Thiere, wahre Somnambulisten. Von der Thätigkeit der Hülfsnerven im Schlafe, wodurch die Aufsenwelt auf eigenthümliche Weise percipirt wird. In wie weit sind Träume divinatorisch? Im Somnambulismus tritt die Willenskraft ihr Gebiet ganz der Gefühlswelt ab, dadurch gegebenes Erwachen eines stärkeren Wahrnehmungs-Vermögens. Gefühle können sogar in Bildungs-Aeufserungen übergehen. Convulsionärs, Schamanen, Heilige Indostans. Versehen. Nur innere Klarheit und deutlicher Zweck in seiner individuellen Geschichte, sichern dem Menschen seine Freiheit, sobald er seine innere Ruhe und seinen Schwerpunkt verloren hat, verfällt er fremden Gewalten.

Von den allgemeinsten Ursachen der Krankheiten, zunächst als oberstem Eintheilungsgrunde derselben. Die

Digitized by Google

Krankheiten der Species sind allgemein und periodisch, die der Individuen local und continuirlich. Krankheiten, die durch die Atmosphäre bestimmt werden und solche, die von den periodischen Veränderungen des Bodens abhängen. Wechselfieber und die Krankheiten, die sich um dasselbe gruppiren. Krankheiten, die aus der Geschichte des Menschen hervorgehen. Von der Heilung der Krankheiten und der Aufgabe des Arztes. Wichtigkeit, jede epidemische Krankheit nach ihren allgemeinen Beziehungen zu erkennen, eben weil der einzelne Fall eigentlich nicht geheilt werden kann. Krankheiten überhaupt können und dürfen nicht in ihrem Entwicklungsgange plötzlich gehemmt werden, weit mehr leistet die Behandlung, welche dieselben durch ihre Stadien hindurch führt oder ungehörig beendigte Krankheiten durch künstliches Zurückführen erst gründlich heilt. Werth der Blutentziehung, ob derselbe in den schnell verlaufenden Krankheiten überschätzt werde? Was sind specifische Mittel und wie müssen sie angewendet werden? Grofse Verschiedenheit in der Wirkung der Mittel, je nachdem dieselben in gröfserer oder kleinerer Menge, aber verdünnt und aufgeschlossen und in gewissen Perioden angewendet werden. Nachahmung der Natur-Operationen; in wiefern bringt der Gebrauch von Mineralwassern und Bädern salutaire Krisen hervor? Ueber die Impfung und mögliche Ausdehnung auf andere sehr gefürchtete Krankheiten.

Dies glaubte Ref. ausheben zu müssen, um den dem Verf. eigenthümlichen Gang anzudeuten; eines Auszugs ist die Schrift nicht fähig; es bleibe daher dem Leser selbst überlassen, genauer sich mit derselben bekannt zu machen; wie er auch durch dieselbe befriedigt werde, so wird er doch den Scharfsinn, die gründliche, vielseitige Bildung, die Consequenz und Gewissenhaftigkeit des Verfs. anerkennen müssen.

Digitized by Google

Ueber die Vorzüge und Mängel der indirecten Besteuerung. Nebst einem Anhange. . . . . Von Heinr. Christ. Freih. v. Ulmenstein, K. Pr. Regierungsrath zu Düsseldorf. Ebend., Schaub. 1831. *IV u. 72 S.*

Der Verf., schon durch seine Schriften über die Zertheilung des Grundeigenthums, über die Preuſs. Städteordnung, über die Französ. Entwürfe einer Gemeindeordnung u. s. w. vortheilhaft bekannt, tritt mit Wärme auf die Seite derjenigen Schriftsteller (z. B. eines Eschenmaier, Lotz, v. Rotteck u. A.), welche die indirecten Steuern durchaus verwerfen. Den Maſsstab zur Beurtheilung dieser Schrift bietet die Aeuſserung S. 2. dar: „Man erwarte nicht eine theoretisch-wissenschaftliche .... Abhandlung über die Systeme der indirecten und directen Besteuerung! Aus dem praktischen Leben aufgegriffene, fragmentarische Bemerkungen, angewendet auf die Bedürfnisse der Zeit ..., dies ist es, was billiger Weise von uns nur verlangt werden kann u. s. w.

Rec. ist durch diese Abhandlung von der unbedingten Schädlichkeit der Verbrauchssteuern (denn von diesen ist eigentlich die Rede; es giebt Consumtionssteuern, die direct erhoben werden) nicht überzeugt worden, er bezweifelt auch, daſs durch eine solche fragmentarische Behandlung, ohne tieferes Eindringen in das Ganze des Steuerwesens die Vertheidiger der Consumtionssteuern werden entwaffnet werden können. Indeſs ist unser Verf. immer ein achtungswerther Gegner, dem man gar Manches einräumen muſs, z. B. daſs das Bedürfniſs, wornach sich zunächst der Steuerbeitrag eines Jeden bei den Consumtionssteuern richtet, gar oft nicht mit der Vermöglichkeit zusammentrifft (S. 20.), daſs die directen Steuern durch die Möglichkeit, in einzelnen Fällen Schonung und Nachsicht eintreten zu lassen, sehr gemildert werden (S. 36.), daſs in schwierigen Augenblicken die Consumtionssteuern sehr unergiebig werden können, wenn gerade der Staat eine beträchtliche Einnahme dringend nöthig hätte. — Dagegen ist wider andere Sätze Vieles einzuwenden. Wenn es z. B. heiſst:

Digitized by Google

„durch diese Steuern wird ein bedeutender Theil des Nahrungsstoffes in die Cassen des Staates abgeleitet, noch ehe er gehörig verarbeitet in tausendfältigen Kanälen in den Organismus übergehen und Leben erzeugen und verbreiten kann" (S. 7.); — wenn ferner von diesen Auflagen behauptet wird, dafs sie nur selten das reine Einkommen, sondern gewöhnlich die Einleitungen besteuern, welche gemacht werden, um die Möglichkeit irgend eines Ertrages herbeizuführen (S. 37.), so ist jenes Bild nicht deutlich, und der Satz überhaupt nur von einem Theile der Verbrauchssteuern zulässig, nämlich denen, welche rohe, zur Verarbeitung bestimmte Stoffe oder überhaupt eine Art des Capitalaufwandes treffen; solche sind aber auch ziemlich allgemein als nachtheilig anerkannt. Die besseren Steuern dieser Art belegen dagegen die Verwendung des Einkommens für einen, menschliche Bedürfnisse unmittelbar befriedigenden Gebrauch. — Die indirecten Steuern, wird S. 19. bemerkt, können zur Aussaugung des Landes benutzt werden und erst dann, wenn der Nahrungssaft, das eigentliche Herzblut, abgezapft ist, zeigt sich die Erschöpfung. Aber die Möglichkeit des Mifsbrauches kann von der Wahl einer Steuergattung nicht abhalten, die sonst wesentliche Vorzüge hat und in deren abnehmendem oder steigendem Ertrage zugleich ein gutes Zeichen von dem Einflusse der Belastung auf die Volkswirthschaft zu finden ist. Es ist eine bekannte Erfahrung, dafs man vermittelst der Consumtionssteuern eine hohe Summe leichter einbringen kann, als auf directem Wege. Dies rührt hauptsächlich davon her, dafs jene in kleine Summen zertheilt sind, dafs sie folglich den Steuerpflichtigen die Mühe, Vorsicht und Beharrlichkeit ersparen, womit man sonst auf den herannahenden Zahlungstermin das Erforderliche in Bereitschaft halten mufs; ferner davon, dafs derjenige mehr bezahlt, dessen Cassenzustand ihn in den Stand setzt, behaglicher zu leben, während der augenblicklich Bedrängte, mit dessen Umständen der Steuerbote schwerlich Nachsicht haben

Digitized by Google

würde, sich Erleichterung verschafft, indem er sich eine vorübergehende Entbehrung auferlegt. Man könnte behaupten, es seyen nothwendig die besten, gleichmässigst aufgelegten Steuern, durch die man, wenn man sich über die verderblichen Folgen täuscht, im Stande wäre, die gröfsten Summen in die Staatscasse zu schaffen. — Noch kürzlich hat ein erfahrener Staatsmann, Gysbert Karel von Hogendorp in seinen *lettres sur la prosperité publique*, 1830. 31. die Consumtionssteuern entschieden in Schutz genommen.

Zwei Punkte sind bei der vielbesprochenen Controverse über die Vorzüge und Nachtheile der Consumtionssteuern meistens unbeachtet geblieben, nämlich 1) dafs diese Gattung von Steuern sehr mannichfaltige Gegenstände treffen kann, deren Belegung ganz verschiedene Wirkungen äufsern mufs; man vergleiche z. B. die Mahlsteuer, den englischen Einfuhrzoll auf Hanf, Bauholz und Pottasche, und eine Steuer von feinen Weinen, Reitpferden und dergleichen. — Mufs es nicht die Urtheile verwirren, wenn der Eine an diese, der Andere an jene Art von Auflagen denkt? Sollte man nicht, wenn von der Beibehaltung der ganzen Gattung die Rede ist, billiger Weise nur von den besten Arten innerhalb derselben sprechen? 2) Alle Steuern haben etwas Lästiges, alle finden in dem Widerstreben der Steuerpflichtigen eine Schwierigkeit. Obgleich nun die Consumtionssteuern, die auf einem Schlusse von dem Verbrauche auf das Einkommen beruhen, allerdings nicht mit voller Genauigkeit sich nach der Vermöglichkeit jedes einzelnen Bürgers richten, so ist doch auch in unseren dermaligen directen Steuern (oder, wie Rec. lieber sagen möchte, in unseren Schatzungen) noch sehr viel Mangelhaftes. Wie viele Fehler werden bei der Anlegung der Grund- und Haussteuer, wie noch viel mehrere bei der Gewerbsteuer begangen, die Capitalsteuer ist meistens noch gar nicht vorhanden. Wer sich mit der Regulirung dieser Steuern genau bekannt macht, der kann nicht umhin, diese Unvollkommenheiten zu empfinden,

Digitized by Google

die es durchaus unrathsam machen, die ganze Masse der jetzigen Verbrauchssteuern noch auf jene Abgaben zu werfen. Wenn unsere Enkel in der Besteuerungskunst weit fortgeschritten seyn werden, dann mag vielleicht die Verbannung der Verbrauchssteuern eher ausführbar werden.

Der Anhang enthält die Verhandlungen, welche 1831. in der Pariser Deputirtenkammer über die Salzsteuer Statt gefunden haben.

K. H. Rau.

Die Geschichte der Deutschen bis zur Gründung der germanischen Reiche im westlichen Europa, von Dr. Ludwig Kufahl. Erster Theil. Mit einer Karte. Berlin, 1831. In der Nauck'schen Buchhandlung.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes will sich, wie wir aus dem Titel und S. IX. der Vorrede ersehen, in demselben nicht, wie die meisten Darsteller der ältesten germanischen Geschichte gethan haben, auf die erste Periode, die der Kriege mit den Römern beschränken, sondern auch die folgenden Zeiten, namentlich die Völkerwanderung, in seine Untersuchung aufnehmen, ja dieser sogar eine besonders ausführliche Erzählung widmen. Wir können uns zu diesem Entschlusse des Verfs. nur Glück wünschen; denn, so unbegreiflich es auch scheinen mag, dafs es einem Theile der Geschichte an Bearbeitern fehlen soll, welchen fast alle gebildeten Völker Europa's als den Anfang ihrer Geschichte betrachten müssen, so ist diefs mit der Geschichte der Völkerwanderung doch in der That der Fall. Sei die Ursache nun, welche sie wolle, Furcht vor der Umfassendheit des Gegenstandes oder vor der Trübheit und Unzulänglichkeit der Quellen, oder übertriebene Achtung vor Gibbon's beredtem Werke, — genug wir besitzen noch kein Buch, welches Mascow's fleifsige Sammlung oder Gibbon's leichte Erzählung entbehrlich machen könnte.

Digitized by Google

Es ist dieſs aber um so wunderbarer, je lockender, namentlich für den Fleiſs teutscher Gelehrter, eine Aufgabe sein zu müssen scheint, bei deren Lösung sich mehr, als irgendwo sonst, umfassende Kenntnisse und Gründlichkeit der Forschung bewähren lassen.

Gerade dieses Verhältniſs aber war der Grund, aus dem wir eine Weile anstanden, den vorliegenden Band vor dem Erscheinen der übrigen anzuzeigen. Er enthält nämlich von den ganz zweckmäſsig abgetheilten Perioden des Verfs. nur die erste, die Geschichte der Germanen bis zu dem Ende des groſsen Markomannenkrieges (180 n. Ch.), — also einen Zeitraum, der sowohl im Ganzen, als in allen seinen einzelnen Theilen so vielfach behandelt worden ist, daſs er für den neuen Bearbeiter kaum noch Gelegenheit zu einigermaſsen bedeutenden eigenthümlichen Forschungen darbietet. Es schien daher unbillig, ein Werk nach einem Theile beurtheilen zu wollen, wo dem Verf. höchstens noch eine spärliche Aehrenlese übrig blieb, während ihm in den folgenden eine reiche, fast noch unberührte Aerndte entgegenreift. Doch, da Hr. K. selbst S. IX. das Erscheinen der anderen Bände von der Beurtheilung dieses ersten abhängig gemacht hat und wir nach genauer Durchsicht desselben wünschen muſsten, was in unseren Kräften steht, zum Erscheinen der anderen beizutragen, so entschlossen wir uns, diesen ersten Theil als ein besonderes Werk zu betrachten und als ein solches anzuzeigen.

Auch meinten wir, wenn wir oben von der vielfachen Bearbeitung dieses Theiles der germanischen Geschichte sprachen, durchaus nicht etwa, daſs deswegen nun eine neue umfassende Darstellung desselben ein unnützes Unternehmen wäre: — im Gegentheil, wie in den folgenden Perioden der Mangel, so macht hier die Fülle an Bearbeitungen eine solche höchst wünschenswerth. Denn dieser Theil der Wissenschaft ist in der neueren Zeit durch die Menge von neuen Auslegungen und Vermuthungen und Zusammenstellungen und Erzählungen so gränzenlos verfinstert und verwirrt worden, —

Digitized by Google

dafs es eine wahre Wohlthat sein würde, in einem Werke das zusammengestellt zu finden, was nun eigentlich in der Geschichte dieser Periode wirklich haltbar und aus den Quellen nachweisbar ist. Der Verfasser eines Werks, worin das geschähe, würde sich das gröfste Verdienst um die Wissenschaft erwerben, sein Werk würde gleichsam den Schlufsstein einer Periode in der Bearbeitung dieses Gegenstandes bilden und künftigen Forschern zum Anhaltepunkte, zur Grundlage weiterer Untersuchungen dienen. Aber eine Bedingung, scheint uns, müfste ein Schriftsteller erfüllen, wollte er seinem Werke diese hohe Bedeutung sichern: bei der strengsten, selbstständigsten Durchforschung aller der Quellen nämlich, welche die Untersuchungen der verflossenen Zeit geöffnet, nicht nur der Nachrichten in den Schriftstellern des Alterthums, sondern auch der stummen Denkmäler aus jener Periode und der Spuren, welche sich im Mittelalter von der ältesten Zeit erhalten hatten, dürfte er sich durchaus keine Hypothese erlauben oder wenigstens keine in den Text aufnehmen; — denn nur so würde er seinem Buche jene Sicherheit und Zuverlässigkeit bewahren, durch welche es der Wissenschaft den erwähnten grofsen Nutzen gewähren könnte.

Wir bedauern, dafs sich Hr. K. dieses Ziel nicht gesteckt hat, denn nach der Befähigung für eine solche Arbeit, welche er in dem vorliegenden Werke gezeigt hat, zweifeln wir nicht, dafs er diese Aufgabe zum gröfsten Vortheile der Wissenschaft gelöst haben würde. Allein er hat einen ganz anderen Zweck verfolgt. Getrieben von dem natürlichen Gefühle der Unbefriedigtheit mit einer lückenhaften, unzusammenhängenden Darstellung hat er es verschmäht, uns nur die einzelnen Bruchstücke zu geben, welche die Länge der Zeit von der Geschichte jener Jahrhunderte übrig gelassen, und hat statt dessen gestrebt, die ganze Geschichte jener Periode, von der ersten Erwähnung der Germanen an, in einer zusammenhängenden Erzählung darzustellen. Er hat daher, wo die Quellen Stoff genug zu einer solchen

Digitized by Google

Darstellung boten, uns eine quellenmäfsige gröfstentheils treue Erzählung gegeben, die zahlreichen Lücken aber, welche die Nachrichten der Quellen lassen, durch Muthmafsungen ausgefüllt. So ist denn ein Buch entstanden, wo streng nachweisbare Erzählungen und kühne Hypothesen in engster Verbindung stets wechseln und jene Erzählungen von diesen Hypothesen fast untrennbar durchflochten sind. Damit hat Hr. K. nun allerdings darauf verzichtet, seinem Buche jene Bedeutung für die Wissenschaft zu geben, die wir oben berührt haben; — doch da ein Jeder das Recht hat, zu verlangen, dafs er nach den Zwecken beurtheilt werde, die er sich selbst gesetzt, wenn sie nicht schon an sich verwerflich sind, so wollen wir den Gedanken an jenes nach unserer Ansicht weit verdienstlichere Werk ganz bei Seite setzen, und wollen nur untersuchen, in wie weit der Hr. Verf. seinen beschränkteren Zweck wirklich erreicht hat. Wir setzen dabei nämlich (und gewifs mit Recht) voraus, dafs Hr. K., wenn ihm sein Zweck auch nicht erlaubte, sich in seiner Erzählung auf das zu beschränken, was sich aus den Quellen streng nachweisen läfst, doch nichts in dieselbe aufnehmen wollte, was nicht zuletzt doch auf ihnen ruht, wenn auch einige Vermuthungen nöthig sind, um es auf sie zurückzuführen, was also, wenn auch nicht zur Gewifsheit, doch zur Wahrscheinlichkeit erhoben werden kann. Denn ohne dieſs würde sein Buch gar nicht in die historische, sondern in die Roman-Literatur gehören. Dieſs also als Zweck des Hrn. Verfs. vorausgesetzt, — wird es, um zu einem Urtheile über dessen Erreichung zu gelangen, unser Hauptaugenmerk seyn müssen, zu sehen, ob seine zahlreichen Hypothesen alle auf eine solche Grundlage gestützt und immer durch tadelfreie Schlüsse darauf erbaut worden sind, — oder ob sie eines dieser Erfordernisse entbehren; in welchem Falle wir sie denn aus dem Gebiete geschichtlicher Hypothesen in das der willkührlichen Erzählungen verweisen, ihnen den historischen Charakter ganz absprechen müfsten. Wenn wir nun dabei unsere

Anforderungen etwas höher stellen, als sie gewöhnlich gestellt worden, strenge Kritik jeder benützten Quelle und strenge Folgerichtigkeit in jeder Herleitung aus derselben verlangen, so geschieht das einestheils, weil wir nach unserer Ueberzeugung einem geschichtlichen Buche als Ganzem nur dann irgend einen Werth beilegen können, wenn es diese Anforderungen erfüllt, anderentheils, weil uns Hr. K. durch das vorliegende Werk hinreichend gezeigt hat, dafs er auch den höchsten Anforderungen zu entsprechen vermag, sobald er will, und weil wir diesen Willen für die nächsten Theile gern dadurch hervorrufen möchten, dafs wir die Nichtigkeit und Werthlosigkeit jedes anderen Verfahrens darlegen.

Wir gehen nun unmittelbar zu der Betrachtung des Buches selbst über. Einen sehr grofsen Einfluſs auf dessen Form und Inhalt hat der Vorsatz des Verfs. geübt, den er uns S. VIII. ankündigt: „in der Geschichte der Deutschen das Band der Ereignisse nicht, wie bisher geschehen, von den Unternehmungen der Römer zu entlehnen, sondern dahin zu streben, dafs die Thaten und Schicksale der Deutschen selbst die Vereinigungspunkte der einzelnen Theile ihrer Geschichte werden." Nun wird gewifs Niemand leugnen, dafs dieser Plan an sich sehr lobenswerth ist, dafs es sehr zu wünschen wäre, wir könnten unsere Geschichte von jener Ankettung an eine fremde frei machen; aber die Ausführung desselben ist entweder ganz unmöglich oder führt wenigstens die gröfsten Uebelstände herbei. Alle unsere Nachrichten über die Germanen in dieser ersten Periode rühren nämlich von den römischen Schriftstellern her. Da diese nun aber natürlich beinahe nur die Berührungen der Germanen mit ihrem Volke erwähnen, so besteht unsere früheste Geschichte fast allein aus der Erzählung dieser Berührungen. Auch die Gründe dieser Berührungen liegen aber fast nie in der Geschichte der Germanen, sondern fast immer in der der Römer, denn gröfstentheils waren diese die angreifende Parthei, oder, wenn sie auch angegriffen wurden, wie bei dem Aufstande des

Digitized by Google

Civilis, so hatten diese Angriffe doch ihren Grund in den inneren Verhältnissen Roms. Daher würde schon im Interesse der Geschichte selbst, um die Verbindung zwischen Ursache und Wirkung gehörig zu erkennen, ein Anreihen an die römische Geschichte vorzuziehen sein. Aber aufserdem fehlt es auch bei den Germanen in den Zwischenzeiten zwischen den Berührungen mit den Römern gänzlich an geschichtlich begründetem Stoffe, indem die Quellen darüber gröfstentheils gar keine Nachrichten enthalten. Sollen nun denn doch die Lücken, die dadurch entstehen, ausgefüllt werden, um den bezweckten Zusammenhang ohne Hülfe der römischen Geschichte herzustellen, so mufs das entweder durch die kühnsten Muthmafsungen geschehen, die eben nur die Ereignisse, welche vorhergingen und die, welche folgten, kein Wort eines alten Sshriftstellers zur Grundlage haben, oder durch allgemeine Sätze, die sich ohne Gefahr an jedem Orte anbringen lassen, weil sie überall wahr sind, die aber auch überall nichts Neues lehren. Von Beidem bietet das vorliegende Werk Beispiele genug dar. Selbst wenn man aber diese Uebelstände nicht scheut, wird es grofsentheils nicht möglich seyn, diesen Plan durchzuführen, der Schriftsteller wird oft unwillkührlich den Weg einschlagen, den alle seine Gewährsmänner gehen. Diefs kann das Beispiel unseres Verfs. lehren, der bei dem gewifs festen Entschlusse, seinem Vorsatze treu zu bleiben, sehr oft die Verbindung einzelner Begebenheiten aus der römischen Geschichte hergenommen hat. Doch diefs Alles wird aus der näheren Prüfung der Erzählung selbst deutlich hervorgehen, zu der wir uns daher sogleich wenden.

Mit Vergnügen begegneten wir auf den ersten Seiten (S. 5 ff.) dem männlichen, ächt historischen Urtheile, womit Hr. Kufahl die so beliebte Untersuchung über den Zusammenhang der Germanen mit den Persern abfertigt. Nachdem er nämlich die Spuren des Zusammenhanges kurz angegeben, schliefst er: „Es würde daher wenig Behutsamkeit des Urtheiles verrathen, wenn wir

zu behaupten wagten, dafs die Perser und Germanen nie ein Volk ausgemacht, zu keiner Zeit in ihren Wohnsitzen sich berührt hätten. Nichts desto weniger aber ist deutlich, dafs jene grauen Zeiten aufser dem Bereiche deutscher Geschichte und vielleicht aufser dem Kreise aller Geschichte überhaupt liegen." Ein Urtheil, das wir in seiner Unbestimmtheit ganz billigen. Dagegen scheint uns in der That der Hr. Verf. zu weit zu gehen, wenn er nun noch hinzufügt — „und dafs die Verbindung der Deutschen mit den Völkern des mittleren und südlichen Asien, wäre sie auch vollständig nachgewiesen, kaum irgend etwas zur Aufklärung eines wichtigen Punktes in ihrer Geschichte beitragen würde."

Eben so lobenswerth ist auch die Unbestimmtheit, mit welcher der Verf. über die germanische Abstammung der Budinen urtheilt, die bereits in den Compendien der teutschen Geschichte an der Spitze der germanischen Völker erscheinen. Hr. K. sagt nämlich über diese Verwandtschaft, nachdem er die Gründe dafür aufgeführt hat, nur: „das ist wenigstens deutlich, dafs Herodot dieses Volk als ein von den Skythen verschiedenes bezeichnet, und in der Geschichte ist keine frühere Spur eines den Deutschen ähnlichen Stammes." Auch darin stimmen wir mit dem Verf. überein, dafs das Zeugnifs Ammians Rer. Gest. LXXXI. c. 2. nichts für die Fortdauer der Budinen bis auf Ammians Zeiten beweist, da es offenbar aus älteren Schriftstellern entlehnt ist. Wenn dagegen Hr. Kufahl bezweifelt, dafs überhaupt die von Ammian a. a. O. genannten Völker noch zu seinen Zeiten sich in ihren alten Sitzen befunden haben könnten, und für diesen Zweifel als Grund anführt, dafs in jener Zeit eben da die Gothen gewohnt haben müfsten, so können wir wenigstens hinsichtlich der Budinen diesen Grund nicht gelten lassen, — denn sollten sie überhaupt wirklich ein germanisches Volk gewesen sein, wovon doch wenigstens das Gegentheil nicht dargethan ist, so könnten sie wohl nicht leicht zu einem anderen Stamme, als eben dem gothischen gehört haben. Uebri-

Digitized by Google

gens wundert es uns in der That, dafs der Hr. Verf., wenn er einmal eine Vermuthung über die Budinen aufstellen wollte, nicht auf die Vergleichung derselben mit den Gothen gerieth, da er es doch S. 259. Anm. 15. für ganz unzweifelhaft erklärt, dafs unter Βούτονες bei Strabo L. VII. p. 290. Casaub. die Gothen zu verstehen seien, und von Βούτονες zu Βουδῖνοι der Uebergang so leicht war, auch aufserdem diese Vermuthung durch die Verbindung mit den Lygiern begünstigt wurde, in welcher Strabo die Butonen erwähnt. Wenigstens würde diese Zusammenstellung die mit den *Pruzi Helmold's* und den *blamenn Snorro's* (S. 5. Anm. 8.) hundertfach aufwiegen, da diese beiden nur durch eine falsche Uebersetzung der Stelle Herodot's L. IV. c. 108. „Βουδῖνοι — ἔθνος γλαυκὸν πᾶν ἰσχυρῶς καὶ πυῤῥόν." — einen Vergleichungspunkt darbieten. Doch das nur beiläufig.

Wir kommen nun zur eigentlichen Geschichte der Germanen, und dabei können wir (wenigstens bei dem ersten Theile derselben) leider das Verfahren des Verfs. nicht, wie in jenen Vorbemerkungen, billigen. Wie wir schon früher erwähnten, hat nämlich Hr. K. den Versuch gemacht, die älteste Geschichte der Germanen, von der ersten Erwähnung derselben durch Pytheas im 4ten Jahrhundert vor Christus an bis zu ihrem Zusammentreffen mit Cäsar in der Mitte des ersten, in einer zusammenhängenden Erzählung darzustellen. Bisher kannte man von ihr nur sehr einzelne Bruchstücke; diese bestanden theils aus der einzigen Thatsache, deren die Quellen in dieser Zeit von den Germanen erwähnen, dem Kimbernkriege, theils aus einzelnen Ereignissen, die, wie man aus den späteren Verhältnissen vermuthen kann, sich wohl in dieser Zeit zugetragen haben müssen. Diese Bruchstücke nun hat der Hr. Verf. zu einem Ganzen verbunden, diesen vermutheten Ereignissen ihre Stelle angewiesen, sie mit dem Kimbernzuge und den Verhältnissen der Germanen in der späteren Zeit durch Causalnexus verknüpft, die Lücken, die dazwischen blieben, durch Hypothesen ausgefüllt, und so in der That die

germanische Geschichte um die zusammenhängende Erzählung von 2½ Jahrhundert bereichert. Aber Hr. K. ist dabei nicht, wie der Geschichtsforscher immer soll, als unpartheiischer Richter verfahren, der ohne vorgefafste Meinung die Zeugnisse prüft und vergleicht und daraus seinen Glauben über die Ereignisse bildet, — sondern als partheiischer Sachwalter, der eine gewisse Ansicht von den Ereignissen zu vertheidigen hat und aus den Zeugnissen nur das herausnimmt, was diese seine Ansicht unterstützen kann, und deswegen jene Zeugnisse wendet und dreht, bis sie seinen Behauptungen günstig scheinen. Hr. Kufahl hatte nämlich, das sieht man aus der ganzen Art der Behandlung, schon vor dem Beginne seiner genaueren Forschung sich seine Ansicht über die Geschichte dieser Periode aus der allgemeinen Uebersicht der vorhandenen Nachrichten gebildet, und suchte dann in den Quellen nur Beweise für diese Ansicht, nicht die Grundlagen, auf denen sie erst entstehen sollte. Was nun dabei zum Gelingen seiner Absichten Fleifs im Aufsuchen der dazu brauchbaren Quellen, Kenntnisse, um sie gehörig zu benutzen, Scharfsinn im Vergleichen und Combiniren der einzelnen Stellen, Gewandtheit in der Darstellung zu leisten vermag, das hat, müssen wir gleich im Voraus bekennen, Hr. K. geleistet — und hat dadurch ein Hypothesengebäude aufgeführt, welches von aufsen so zusammenhängend und fest erscheint, dafs es jeder, der es nicht mit der Leuchte der Kritik in seinem Inneren durchforscht, durch den äufseren Schein getäuscht, für die wahren und ächten Ueberreste jener alten Zeit ansehen wird. Wenn wir es daher für hinreichend hielten, um einer Hypothese geschichtliche Gültigkeit zu verschaffen, dafs sie in allen Theilen wohl zusammenhängt, das Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich trägt und weder sich selbst noch irgend einer als wahr bekannten Thatsache widerspricht, — so würden wir nicht umhin können, den Vermuthungen Hrn. K.'s geschichtlichen Werth zuzugestehen.

Je mehr wir aber hiernach Hrn. K.'s Darstellung

Digitized by Google

eine gelungene Vermuthung nennen müssen, desto besser kann gerade sie uns zum Beweise dienen, wie verwerflich und werthlos in der Geschichte alle jene Constructionen sind, die auf der schwachen Unterlage von einer oder einigen, vielleicht nicht einmal mit der strengsten Kritik geprüften Stellen durch eine Reihe übereinander gethürmter Wahrscheinlichkeits-Schlüsse eine lange, vielfach zusammengesetzte Erzählung bilden. Denn lösen wir nun den Zusammenhang in der Darstellung des Hrn. Verfs. auf, welcher durch das Uebereinstimmen aller einzelnen Theile Alles als wahr erscheinen läfst, — nehmen wir jeden dieser einzelnen Theile besonders und untersuchen dann, worauf er und so mittelbar die ganze Erzählung ruht, so stürzt das ganze Gebäude vor unseren Augen auf eine wahrhaft traurige Weise zusammen; wir finden, dafs kein Theil der Hypothese (von historischer Gewifsheit wollen wir gar nicht sprechen) durch die ihn stützenden Gründe auch nur zur geringsten geschichtlichen Wahrscheinlichkeit erhoben wird; — wir sehen uns daher genöthigt, Alles oder wenigstens bei Weitem das Meiste aus dem Gebiete der geschichtlich begründeten Vermuthungen in das Reich der ganz willkührlichen Annahmen, der durchaus haltlosen Behauptungen zu verweisen, müssen also jener hypothetischen Darstellung der ersten Jahrhunderte allen historischen Werth absprechen. In der That sind wir hier nach des Hrn. Verfs. Forschungen gerade so weit, als vorher, denn nur, was von seiner Darstellung schon längst bekannt war, besteht vor einer strengeren Kritik, alles Andere zeigt sich als durchaus nichtig, und wir müssen uns daher auch künftig wieder mit den einzelnen Bruchstücken begnügen, welche uns die Geschichte jener Zeit bisher darbot. Doch wird es nöthig seyn, zur Begründung dieses strengen Urtheils die angefochtenen Capitel, nämlich S. 7 — 78. (so viel Raum, fast den 6ten Theil des Buches, nimmt nämlich die Geschichte jener vorgeschichtlichen Zeit ein) näher durchzugehen und die gänzliche Unhaltbarkeit der Vermuthungen des

Verfs., welche wir behauptet haben, im Einzelnen darzuthun.

Der Hauptgang der angefochtenen Geschichte der Germanen vor Cäsar, wie sie der Hr. Verf. darstellt, ist folgender: Im 4ten Jahrhundert vor Chr. bewohnte der kimbro-teutonische Germanenstamm die ganze nördliche Küste von dem Rheine an bis zur Weichsel und das südliche Skandinavien (S. 13 ff.). Von einer Wasserfluth theilweise vertrieben (S. 27 ff.) eroberte er Belgien (S. 29 ff.) und bewirkte dadurch die Wanderungen der Kelten nach Alexanders Tode (S. 33.); daran nahmen viele von den belgischen Kimbern selbst Theil; die Beute, die sie auf diesen Zügen machten, reizte die kriegerische Jugend der Heimgebliebenen zu einem ähnlichen Zuge; durch den Bernsteinhandel kannte sie den geraden Weg nach Süden; so entstand der grofse Kimbernzug (S. 34.), welcher aber an der Kriegskunst der Römer scheiterte, und die Vernichtung der Ausgezogenen zur Folge hatte (S. 35—53.). Dadurch war aber der kimbro-teutonische Volksstamm so geschwächt worden, dafs er seine bisherigen Sitze nicht mehr zu vertheidigen vermochte (S. 54 ff.); deswegen verdrängte ihn der suevisch-vandalische Stamm aus einem grofsen Theile derselben, namentlich den östlichen auf dem Festlande und den skandinavischen, und gelangte dadurch zu ausserordentlicher Ausdehnung und Macht (S. 56 ff.); das geschah im ersten Jahrhundert v. Ch. (S. 69. Anm. 111.) unter Anführung Odinn's (S. 59 ff.).

Es zerfällt also die Darstellung des Hrn. Verfs. gleichsam in 2 Theile, welche durch die geschichtliche Thatsache des Kimbernkrieges von einander geschieden werden. Beide hängen nun zwar noch zusammen, doch sind sie in der Untersuchung zu trennen, weil sie doch wenigstens zum Theil auf verschiedene Grundlagen gebaut sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kufahl, Geschichte der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Die gröfste Bedeutung für die ganze Hypothese Hrn. Kf.'s hat eine Wasserfluth, durch welche im 4ten Jahrhundert vor Chr. die Kimbern aus einem Theile ihrer Wohnsitze vertrieben worden seyn sollen; — auf ihr und ihrem Eintreten im 4ten Jahrhundert beruht fast der ganze erste und mittelbar auch der zweite Theil seiner Darstellung. Seine Schlufsreihe ist hier nämlich folgende: Ephorus und Clitarch, beide aus dem vierten Jahrhundert vor Ch., erzählen von einer Fluth, welche die Kimbern aus ihren Wohnsitzen vertrieben habe. Sie mufs also spätestens im vierten Jahrhundert eingetreten sein. Da aber eine solche Fluth der Natur der Küsten nach nur die Kauchen und Friesen treffen konnte, so sind diese unter dem Namen der Kimbern mit inbegriffen, die Kimbern also am Rhein Nachbaren Belgiens. Daher sind sie es wahrscheinlich, welche Belgien erobert haben, und zwar vermuthlich in Folge ihrer theilweisen Vertreibung durch jene Fluth, so dafs also die Eroberung Belgiens auch im vierten Jahrhundert geschehen sein mufs. Sie nun hatte die Züge der Kelten zur Folge, welche wieder den Kimbernzug im zweiten Jahrhundert veranlafsten. Ferner geht daraus, dafs auch Kauchen und Friesen zu den Kimbern gehörten, die weite Ausdehnung dieser in jener Zeit hervor; — und da wir sie später nicht mehr in solcher Ausdehnung finden, sondern suevische Völker innerhalb ihrer alten Grenzen, so folgt, dafs die Sueven sie besiegt haben; wovon die Nachricht uns in den Erzählungen von Odinn aufbewahrt ist. In der That ruht also, wie wir bemerkten, fast das ganze Gebäude des Hrn. Verfs. darauf, dafs jene Fluth die Kimbern im vierten Jahrhundert aus ihren Sitzen vertrieben hat, und der gröfste Theil seiner Erzählung

Digitized by Google

fällt zusammen, wenn sich nicht nachweisen läfst, dafs diefs in der angegebenen Zeit Statt fand. Aber — (und wir wünschen, dafs das ein Beitrag zur Characterisirung solcher geschichtlicher Aufthürmungen sein möchte) — die ganze Erzählung von einer solchen Fluth in jener Zeit beruht auf dem Mifsverständnifs einer Stelle Strabo's. Diese Stelle, die wir wegen ihrer Wichtigkeit für unsere ganze Untersuchung etwas näher betrachten wollen, lautet nämlich mit Weglassung alles für unseren Zweck Unwesentlichen folgendermaafsen: Περὶ δὲ Κίμβρων τὰ μὲν οὐκ εὖ λέγεται, τὰ δ' ἔχει πιθανότητας οὐ μετρίας. Οὔτε γὰρ τὴν τοιαύτην αἰτίαν τοῦ πλάνητας γενέσθαι καὶ λῃστρικοὺς ἀποδέξαιτ' ἄν τις, ὅτι, χερρόνησον οἰκοῦντες, μεγάλῃ πλημμυρίδι ἐξελασθεῖεν ἐκ τῶν τόπων· καὶ γὰρ νῦν ἔχουσι τὴν χώραν, ἣν εἶχον πρότερον, καὶ ἔπεμψαν τῷ Σεβαστῷ δῶρον τὸν ἱερώτατον παρ' αὐτοῖς λέβητα, αἰτούμενοι φιλίαν· — — γελοῖον δὲ, τῷ φυσικῷ καὶ αἰωνίῳ πάθει, δὶς ἑκάστης ἡμέρας συμβαίνοντι παροργισθέντας ἀπελθεῖν ἐκ τοῦ τόπου. Ἔοικε δὲ πλάσματι, τὸ συμβῆναί ποτε πλημμυρίδα ὑπερβάλλουσαν· ἐπιτάσεις μὲν γὰρ καὶ ἀνέσεις δέχεται τεταγμένας δὲ καὶ περιοδιζούσας ὁ Ὠκεανὸς ἐν τοῖς τοιούτοις πάθεσιν. Οὐκ εὖ δ' οὐδ' ὁ φήσας, ὅπλα αἴρεσθαι πρὸς τὰς πλημμυρίδας τοὺς Κίμβρους, οὐδ' ὅτι ἀφοβίαν οἱ Κελτοὶ ἀσκοῦντες κατακλύζεσθαι τὰς οἰκίας ὑπομένουσιν, εἶτ' ἀνοικοδομοῦσι, καὶ ὅτι πλείων αὐτοῖς συμβαίνει φθόρος ἐξ ὕδατος, ἢ πολέμου, ὅπερ Ἔφορός φησιν. Ἡ γὰρ τάξις ἡ τῶν πλημμυρίδων — — οὐκ ἔμελλε ταύτας τὰς ἀτοπίας παρέξειν. — — — Οὐδὲ Κλείταρχος εὖ· φησὶ γὰρ, τοὺς ἱππέας, ἰδόντας τὴν ἔφοδον τοῦ πελάγους, ἀφιππάσασθαι, καὶ φεύγοντας ἐγγὺς γενέσθαι τοῦ περικαταληφθῆναι. Οὔτε δὲ τοσούτῳ τάχει τὴν ἐπίβασιν ὁρωμένην ἱστοροῦμεν. — — — Ταῦτα δὲ δικαίως ἐπιτιμᾷ τοῖς συγγραφεῦσι Ποσειδώνιος καὶ οὐ κακῶς εἰκάζει, ὅτι λῃστρικοὶ ὄντες καὶ πλάνητες οἱ Κίμβροι — — ποιήσαιντο στρατείαν, κ. τ. λ. Strabo Rer. Geogr. Lib. VII. pag. 292 seq. Casaub.

Digitized by Google

Unbegreiflicher Weise stimmen nun Philologen und Geschichtsforscher überein, in dieser Stelle die Erzählung der Fluth, welche die Kimbern vertrieben haben soll, Ephorus zuzuschreiben. So sagt schon Casaubonus zu Strab. Lib. II. p. 102. (wo Strabo dem Posidonius eine unserer Stelle gerade entgegengesetzte Meinung beilegt, dafs nämlich die Kimbern durch wiederholte Fluthen vertrieben worden wären): „*Crediderim Strabonis hic esse ἁμάρτημα μνημονικὸν, Posidonio imprudenter tribuentis, quod Ephori potius fuit.*" — schreibt also offenbar die Erzählung von der Fluth Ephorus zu. Diese Meinung billigt ausdrücklich Blake zu Posidonius S. 120. — und eben so setzt sie Marx zu Ephorus S. 147. als fast unzweifelhaft voraus. — Dieselbe Uebereinstimmung treffen wir in den Darstellungen aus der teutschen Geschichte. Z. B.: *Eccard de origine Germanorum* p. 174. schreibt zwar Ephorus und Clitarch nur zu, was ihnen wirklich gehört, Ephorus nämlich die Erzählung von dem steten Wiederaufbau der durch das Wasser zerstörten Häuser bei den Kelten, Clitarch die Meinung, dafs der Fluth kaum Reiter zu entkommen vermöchten: — allein er erklärt *Celtae* willkührlich für *Cimbri*, und statt der Reiter setzt er wieder *Cimbri*, — so bringt er doch heraus, dafs Ephorus und Clitarch von Ueberschwemmungen erzählen, welche die Kimbern zu leiden gehabt hätten, durch welche sie zur Auswanderung vermocht worden wären. Aehnlich hat Schöning, Alte nordische Geographie in Schlözers ältester nordischer Geschichte (Allg. Welthistorie Band XXXI.) S. 186. ff. die Stelle aufgefafst, der dabei aber ehrlich genug ist, zu gestehen, dafs Strabo in dieser Stelle sehr dunkel sei. Mehr als Beide, ja auf eine fast unbegreifliche Weise hat Johannes Müller die Stelle mifsverstanden. Bell. Cimbr. (Turici 1772.) cap. III. §. 1. p. 12 sq.: *Cimbros Oceani inundatione pulsos antiqua fabula refert. — — Si vera est, nos parum juvat, quum ante Alexandrum contigerit. (Clitarchus et Ephorus aetate Alexandri vixisse creduntur).* Er schreibt also geradehin die Er-

Digitized by Google

wähnung der Fluth Ephorus und Clitarch zu. Eben so Barth, Teutsche Urgeschichte, Bd. I, S. 197 ff., welcher sogar gegen diejenigen polemisirt, die dieses schon von Ephorus und Clitarch erzählte Ereignifs mit dem späteren Kimbernzuge in Verbindung bringen. Am Weitesten von Allen ist aber unser Verf. gegangen, welcher erstens S. 27. geradezu sagt: „Ungefähr um die Mitte des vierten Jahrhunderts vor Ch. erscholl in Griechenland das Gerücht, — — — dafs das Volk der Kimbern durch plötzlich anströmende ungeheure Meeresfluthen aus seinen Wohnsitzen geworfen worden sei," und dazu Anm. 90. mit der gröfsten Sicherheit citirt: Strabo nach Ephorus und Clitarch; — zweitens aber, wie wir gesehen haben, eine Erzählung von 70 Seiten, welche 2½ Jahrhundert umfafst, grofsentheils auf die Richtigkeit dieses Citates baut.

Nun mufs aber, sollte man meinen, schon bei flüchtiger Ansicht der Stelle Strabo's jedem Leser deutlich werden, dafs Ephorus und Clitarch zu der kimbrischen Fluth in gar keiner Beziehung stehen. (Rec. wenigstens, der glücklicher Weise die Stelle früher kennen lernte, als die traditionelle Auslegung derselben, ist nie in Versuchung gewesen, die Fluth mit jenen Schriftstellern in Verbindung zu bringen.) Wenn aber Jemand vollends die Stelle genauer betrachtet, wie wir das doch von einem Schriftsteller erwarten, der einen so wichtigen Gebrauch davon machen will, wie Hr K., — dann scheint es fast unmöglich, dafs er noch einen Augenblick an einen Zusammenhang zwischen jener Nachricht und Ephorus und Clitarch denke, indem der ganze Gang von Strabo's Darstellung sich diesem Gedanken widersetzt. Strabo macht die Einleitung zu derselben mit der Bemerkung, dafs neben manchem sehr Wahrscheinlichen auch viele Fabeln von den Kimbern erzählt werden. — Damit kündigt er an, dafs er nun, ohne sich an strenge Ordnung zu binden, mehrere Einzelheiten über die Kimbern und verwandte Gegenstände erzählen will. Es sind diefs aber die einzelnen Nachrichten, die Posidonius über

Digitized by Google

die Kimbern und die Anwohner der nördlichen Meere überhaupt zusammengestellt und durch seine Ansicht von der Natur des Oceans, namentlich der Ebbe und Fluth zu widerlegen gesucht hat. Die erste dieser Erzählungen ist nun die Nachricht, dafs die Kimbern durch eine grofse Fluth aus ihren Sitzen vertrieben worden wären. Gegen die Wahrheit dieser Angabe führt Strabo erst einen Beweis aus der Geschichte seiner Tage, dann die Beweise des Posidonius aus der Natur des Oceans an. Die Gedankenverbindung (weil die letzten Gründe auch gegen diese zweite Nachricht geltend gemacht werden können) führt Strabo oder Posidonius auf die Erzählung eines Ungenannten (nämlich Aristoteles, s. Ethic. Eudem. III, 1. p. 116. Sylb.), dafs die Kimbern (so schreibt Strabo, weil er einmal von Kimbern spricht) oder vielmehr die Kelten (so steht im Aristoteles) gegen die Fluth die Waffen ergriffen. — Ferner führt sie ihn auf die Erzählung des Ephorus, dafs die Kelten ihre vom Wasser eingerissenen Häuser immer wieder aufbauten und mehr von ihnen durch die Fluth, als durch die Waffen umkämen. Beides wird wieder mit Posidonius Widerlegung begleitet. — Dann zu der Nachricht Clitarch's, *dafs Reiter* kaum der Fluth zu entkommen vermöchten, nebst Posidonius Widerlegung. Zuletzt wird nun nach dem Allen noch Posidonius Urtheil hinzugefügt, nämlich dafs, da die Erzählungen von der Fluth ganz unglaublich, die Kimbern wohl durch gar keine besondere Ursache aus ihren Wohnsitzen vertrieben worden, sondern an sich ein wanderndes räuberisches Volk gewesen wären u. s. f. Wo ist also in der ganzen Stelle auch nur die geringste Spur, dafs Ephorus oder Clitarch von der Fluth gesprochen haben? Ist es nicht vielmehr unläugbar ein uns ganz unbekannter Schriftsteller, der von ihr erzählt? wahrscheinlich aus dem ersten Jahrhundert vor Ch., da die ganze Stelle zeigt, dafs er von der Fluth als einem Ereignisse gesprochen hat, welches dem Kimbernzuge unmittelbar als Veranlassung vorherging?

Digitized by Google

Da nun Ephorus und Clitarch, wenigstens soviel wir wissen, nicht von der Fluth gesprochen haben, so läfst sich auch nicht nachweisen, dafs sie im vierten Jahrh. Statt gefunden habe. Damit werden aber unmittelbar mehrere für die Hypothesen des Verfs. äufserst wichtige Sätze ungültig, und die ganze übrige Erzählung wird wenigstens sehr erschüttert. Unmittelbar wird ungültig:

Erstens die Annahme von der früheren Ausdehnung der Kimbern bis an den Rhein. Der Beweis dafür war freilich an sich schon sehr schwach: „Es bedürfe kaum eines Beweises," sagt nämlich Hr. K. S. 28, „dafs die Kauchen und Friesen in dem Berichte über die Fluth mit dem Namen der Kimbern bezeichnet würden. Kein Küstenstrich des alten Germanien könne der Natur der Sache nach von einer solchen Ueberschwemmung heimgesucht worden sein, als der, den diese Völker bewohnten." Eine Behauptung, die er S. 34. schon selbst vergessen zu haben scheint, indem er dort die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit einer Fluth in Jütland, also gerade da, wo nach allen Nachrichten die Kimbern auch später noch wohnten, annimmt. Gleichwohl hält der Verf. seine, schon von Eccard *(de origine Germanorum* p. 177.) aufgestellte, Behauptung für so sicher, dafs er S. 14. geradezu sagt: „Im vierten Jahrhundert wurden die friesischen und kauchischen Stämme mit unter dem allgemeinen Namen der Kimbern begriffen," und dazu Anm. 36. ganz einfach citirt: „nach dem Berichte des Ephorus und Clitarch bei Strabo VII, 293." — Ein höchst tadelnswerthes Verfahren; denn dadurch werden die Leser, welche die Stelle im Strabo nicht genau kennen und nicht nachschlagen (und das sind doch wohl wenigstens unter zehn, die das Buch in die Hand nehmen, neun), geradezu getäuscht, so dafs sie glauben, bei Strabo stände ganz deutlich, dafs Friesen und Kauchen zu den Kimbern gerechnet worden wären. — Gewifs lassen sie sich nicht einfallen, dafs erst durch eine Reihe von Auslegungen und Schlüssen diese Nachricht aus jener Stelle herausgebracht werden kann, —

Digitized by Google

eine Reihe von Schlüssen, deren Grundlage durch Nachweisung des Irrthums in der Annahme einer Fluth im vierten Jahrhundert zerstört wird, so dafs die ganze Behauptung sich als ganz ungegründet zeigt und wir bis auf weiteren, besseren Beweis nicht annehmen können, dafs Friesen und Kauchen unter dem Namen der Kimbern mit begriffen worden sind.

Zweitens verliert dadurch auch die Zeitbestimmung über die Eroberung Belgiens ihren Grund. Früher konnte der Verf. wohl schliefsen: Wenn Belgien in Folge der Fluth erobert wurde, — so mufste das bald nach ihr, also noch im vierten Jahrhundert geschehen. Jetzt fällt mit dem Vordersatze natürlich auch der Nachsatz des Schlusses weg. In der That glauben wir auch, ohne unserem Glauben indefs geschichtlichen Werth beilegen zu wollen, — dafs die Eroberung Belgiens schon weit früher (wenn wir Liv. V, 34. trauen dürfen, schon im Anfang des sechsten Jahrhunderts vor Ch.) Statt gehabt hat. Wir bemerken nämlich, dafs die meisten Namen der gallischen Völker, die nach und nach in Italien einzogen, sich in der Nähe der belgischen Grenze wiederfinden, wie Bituriger, Senonen, Aulercer, Aeduer, Cenomanen, Lingonen u. a.; wodurch natürlich die Vermuthung entsteht, die Wanderer seyen Theile der Völker gewesen, die von den eindringenden Germanen in ihrem Gebiete beschränkt wurden; woraus denn die Gleichzeitigkeit der Eroberung Belgiens mit ihrer Wanderung folgen würde.

Drittens fallen auch zwei von den Gründen, aus denen der Hr. Verf schliefst, dafs gerade die Kimbern Belgien erobert haben (S. 29.), weg. Der erste war unmittelbar von der Vertreibung der Kimbern durch die *Fluth*, welche eine grofse Wanderung nöthig machte, hergenommen; der zweite von der Nachbarschaft der Kimbern mit Belgien, an das sie am Rheine gegränzt haben sollten. Beide sind jetzt also nicht mehr gültig.

Natürlich wird aber durch die Ungültigkeit dieser Beweise überhaupt unser Glaube an die weite Ausbreitung

der Kimbern in früherer Zeit und an die Eroberung Belgiens durch sie erschüttert. Nun haben wir aber schon gesehen, wie aufserordentlich viel auf diesen beiden Sätzen beruht: auf dem letzten die Theilnahme der Kimbern an den Keltenzügen, die Ursache des Kimbernzuges, — auf dem ersten die spätere gewaltsame Ausbreitung der Sueven, die Verknüpfung der germanischen Geschichte mit der skandinavischen Sage, kurz der ganze zweite Theil von des Verfs. Erzählung, — also auf beiden zusammen genommen fast alles Neue, was der Verf. gegeben hat. Wir wollen daher untersuchen, ob vielleicht die übrigen Gründe, die der Verf. für jene Behauptungen anführt, allein noch hinreichen, ihnen historische Wahrscheinlichkeit zu verschaffen.

Wir kommen zuerst wieder auf die frühere weite Ausdehnung der Kimbern und Teutonen zurück, für welche der Hr. Verf., aufser der Identität der Friesen und Kauchen mit den Kimbern, hier und da noch mehrere Gründe angegeben hat, die aber gröfstentheils nicht aus den Quellen genommen, sondern durch Schlüsse aus den bekannten Verhältnissen der beiden Völker gewonnen sind. In den Quellen hat Hr. K. nur einige unbedeutende Unterstützungsgründe aufgefunden, die an sich keinen Beweis abgeben können und sollen. Dahin rechnen wir die beiden Stellen aus Plinius Hist. nat. XXXVII, 11. u. IV, 27. (siehe S. 14.), wovon die erste die Nachricht des Pytheas über die Teutonen, die andere eine Erwähnung der Kimbern bei Philemon (dem Zeitgenossen des Pytheas) enthält, die beide nur dazu dienen sollen, zu beweisen, dafs schon im vierten Jahrhundert vor Ch. der Name der Teutonen und der Kimbern an den Ufern der Nord- und Ostsee sehr bekannt war, woraus dann auf deren damalige weite Verbreitung längs jener Küsten geschlossen wird.

Was nun erstens Pytheas Bericht betrifft, so haben wir dagegen nichts einzuwenden, dafs er die Teutonen erwähnt. Doch scheinen sie, streng genommen, gerade nach diesem Berichte nicht an der Küste gewohnt zu

Digitized by Google

haben, wie der Hr. Verf. will, sondern im Innern des Landes, in der Nähe der Küste, gerade, wo wir sie in viel späterer Zeit bei Ptolemäus L. II. c. 11. finden. Pytheas erzählt nämlich: *Guttonibus accoli aestuarium Oceani, — ab hoc diei navigatione insulam abesse Abalum: illuc vere fluctibus advehi electrum — —: incolas (id) proximis Teutonis vendere;* — woraus man eben schliefsen möchte, die Teutonen hätten nicht an der Küste gewohnt, weil sie sonst den Bernstein so gut, als die Guttonen, selbst geholt haben würden. Doch das nur beiläufig; die Hauptsache bleibt, dafs Pytheas die Teutonen erwähnt hat, ohne dafs diefs indefs weiter ein Beweis für die grofse Ausdehnung ihres Gebietes ist.

Dagegen möchten wir Philemon's Bekanntschaft mit den Kimbern geradezu leugnen. Die Stelle lautet: *Philemon: (Oceanum) Morimarusam a Cimbris vocari h. e. mortuum mare usque ad promontorium Rubeas, ultra deinde Cronium.* Dafs Philemon schon die Kimbern kannte, dafs er gerade sie nannte und den Namen, den sie dem Meere gaben, allein anführte, — das scheint allerdings für ihre Gröfse und Berühmtheit in jener Zeit zu sprechen. Allein — vielleicht rührt das ganze *a Cimbris* nicht von Philemon her, sondern ist von Plinius zur näheren geographischen Bestimmung hinzugesetzt, so dafs die Stelle nicht hiefse: „der Ocean werde bis zu dem Vorgebirge Rubeas von den Kimbern *Morimarusa* genannt," sondern: „von dem Lande (Vorgebirge) der Kimbern an bis zu dem Vorgebirge Rubeas werde der Ocean *Morimarusa* genannt, darüber hinaus *mare Cronium.*" So verstand wenigstens Harduin die Stelle vid. not. ad. h. l. Doch möchten wir selbst auf diesen Einwurf kein Gewicht legen, da die Stellung der Worte eine solche Deutung nicht zu begünstigen scheint. Dagegen glauben wir, dafs Philemon Κιμμέριοι schrieb. Wir haben mehrere ausdrückliche Zeugnisse dafür, dafs man die Kimmerier der älteren Griechen mit den Kimbern der späteren Zeit zusammenstellte und sie für das-

Digitized by Google

selbe Volk, so wie Kimbern für denselben, nur etwas veränderten Namen, wie Kimmerier ansah, z. B. das Zeugnifs Strabo's, Rer. Geogr. VII, p. 293. Cas.: — — Κιμμερίους τοὺς Κίμβρους ὀνομασάντων τῶν Ἑλλήνων. — das Diodor's von Sicilien, Bibl. T. I, p. 355. ed. Wesseling: Φασὶ τινὲς, ἐν τοῖς παλαιοῖς χρόνοις τοὺς τὴν Ἀσίαν ἅπασαν καταδραμόντας, ὀνομαζομένους δὲ Κιμμερίους τούτους εἶναι, βραχὺ τοῦ χρόνου τὴν λέξιν φθείραντος ἐν τῇ τῶν Κίμβρων προσηγορίᾳ. — und das Plutarchs, Marius c. 11. — — — τῶν βαρβάρων τούτων — Κιμμερίων μὲν ἐξ ἀρχῆς, τότε δὲ Κίμβρων, οὐκ ἀπὸ τρόπου, προσαγορευομένων. Wir können also, wo in einem späteren Schriftsteller aus einem früheren griechischen Kimbern citirt werden, mit Recht immer vermuthen, dafs in dem Originale Kimmerier gestanden und der neuere Schriftsteller den veralteten Namen in den neuen, nach seinen Begriffen gleichbedeutenden und richtigeren umgewandelt hat. Nehmen wir nun an, dafs diefs in unserer Stelle von Plinius geschehen ist, — so erklärt sich Alles ganz natürlich: Philemon hatte dann nur im Allgemeinen erzählt: „von den Nordländern (Kimmeriern) werde das nördliche Meer *Morimarusa* genannt."

Aufserdem hat der Hr. Verf. aus den Quellen noch die Stelle Mela's L. III. c. 6, wonach die Teutonen noch zu Mela's Zeit die Insel Scandinovia bewohnten, angeführt, nicht sowohl als Beweis für eine frühere weitere Ausdehnung ihres Gebietes, als vielmehr nur als Anhaltepunkt für ihr Vorhandensein in Skandinavien überhaupt; denn mit dieser Stelle verknüpft er die Erzählung, die er aus der Ynglinga-saga gezogen, und behauptet dann mit wirklich unbegreiflicher Willkühr, die Kimbro-Teutonen hätten früher den ganzen germanischen Norden bis an die Gränze der Finnen inne gehabt, woraus sie dann später von den Sueven vertrieben worden wären. Als eine Art schwacher Bestätigung wird angeführt, dafs Tacitus unter den Völkern im Norden Germaniens — auf der dänischen Halbinsel behauptet Hr. K. — Nuithones

Digitized by Google

anführt, welches derselbe Name sein soll mit Jüten (Joten), wie bei Strabo VII, 292. Νουσίποι für Οὐσίποι steht. Zwar nennt sie Tacitus Sueven, — allein er (auf dessen Angabe über die weite Verbreitung der Sueven im Norden und Osten Germaniens doch die ganzen Fabeln des Verfs. ruhen), er irrt, denn Snorro und das angelsächsische Lied über die Thaten der Dänen in dem dritten oder vierten Jahrhundert (Beowulf) bezeichnen mit dem Namen Jüten oder Joten die kimbro-teutonischen Eingebornen von Dänemark und Skandinavien (!?). Ist es wohl begreiflich, wie Hr. K. auf solche Muthmafsungen oder vielmehr Willkührlichkeiten hin Tacitus zu verbessern wagt? — „Es ist eine thörichte Anmassung, wenn ein Neuerer seine Vermuthungen in der Geschichte dem Zeugnisse eines achtbaren, wohl unterrichteten und gleichzeitigen Quellenschriftstellers mit zuversichtlicher Kühnheit entgegensetzt." S. 12. Unter diesen Umständen ist es nicht nöthig, zu zeigen, dafs auch hieraus keine weitere Ausdehnung der Kimbern und Teutonen folgt, — denn gegen Dinge, die nur, um eine, Geschichte genannte, Dichtung zu stützen, ohne allen Grund behauptet werden, bedarf es keines Grundes; *nam affirmanti incumbit probatio.* Ueber die Stelle Mela's will ich nur im Vorübergehen bemerken, dafs 1) Mela ein sehr schlechter Gewährsmann für den germanischen Norden ist, von dem er, wie er hinlänglich zeigt, nichts weifs; 2) das ganze Scandinovia auf sehr schwachen Füfsen steht, da alle Codd. Codanovia, Codanonia, Condanonovia und dergl. haben, Scandinovia dagegen aus einer Conjectur Vossius's entstanden ist.

Aus diesen Quellenstellen geht also für das gröfsere Gebiet der Kimbern und Teutonen in früheren Jahrhunderten nichts hervor, — wie denn der Verf. selbst durch jene Stellen keinen eigentlichen Beweis dafür liefern wollte, — aber er führt nun noch mehrere Beweise aus den übrigen bekannten Verhältnissen jener beiden Völker an, wodurch er die Nothwendigkeit eines gröfseren Gebietes darzuthun sucht. Es sind folgende:

Digitized by Google

1) Ein Stamm wohnt ursprünglich nie so zerstreut, als die Wohnsitze sind, in denen wir in der späteren Zeit den kimbro-teutonischen Stamm finden; es mufs derselbe also früher eine weitere Ausdehnung gehabt haben und von einem fremden Stamme später zersprengt worden sein, so dafs wir ihn nur noch in einzelnen zerstreuten Theilen seines ehemaligen Gebietes antreffen, nämlich im nördlichsten Theile von Jütland die Kimbern, im heutigen Mecklenburg und in der Südspitze von Schweden die Teutonen. (S. 15. u. 56.) Dagegen möchten wir nur erinnern, dafs es dem Hrn. Verf. nirgends gefallen hat, uns nachzuweisen, dafs die Kimbern und Teutonen zusammen wirklich einen durch Ursprung, Sprache, Sitte, Verfassung (S. 12.) von den andern germanischen Völkern verschiedenen Stamm gebildet haben. Die Quellen enthalten davon keine Spur, auch können wir uns für eine solche Annahme keinen Grund denken, als dafs bei der bekannten Wanderung die beiden Völker mit einander zogen. Allein dieser Grund ist ohne allen Werth, da ja bekanntlich auch Tiguriner und Ambronen bei dem Zuge waren, von denen die ersten gewifs, die anderen, nach Hr. K. selbst, wahrscheinlich Kelten, also sogar von einem ganz fremden, von den Germanen völlig verschiedenen Volksstamme waren. Wir können daher bis zu geliefertem Beweise nicht annehmen, dafs die Kimbern und Teutonen zusammen einen eignen Stamm bildeten. Damit verliert aber auch dieser Beweis für ihre weitere Gröfse seine Gültigkeit, denn nicht das einzelne Volk wohnte in unnatürlich zerstreuten Sitzen, sondern beide Völker als ein Ganzes zusammengenommen.

2) Dasselbe Schicksal trifft damit natürlich auch einen zweiten Beweis, dafs nämlich ein Stamm, der in so zerstreuten Sitzen wohnte, seine Kraft nicht zu Zügen in fremde Länder verwenden, sondern erst sein Gebiet abzurunden suchen würde. (S. 57.)

3) Der scheinbarste von allen Beweisen endlich ist gewifs: aus so kleinen Ländern, als die sind, welche die Kimbern und Teutonen in der geschichtlichen Zeit

Digitized by Google

inne haben, können keine so grofsen Schaaren ausziehn, als bei dem Kimbernzuge erschienen. Doch vermag auch dieser Beweis uns nicht zu überzeugen, denn

erstens kennen wir die Gränzen der Kimbern und Teutonen in der spätern Zeit gar nicht so genau, dafs wir ihr Gebiet mit Sicherheit für so klein erklären können. Im Gegentheil ist es wohl möglich, dafs die Kimbern die ganze nach ihnen benannte Halbinsel besafsen, indem die von Ptolemäus als deren Bewohner genannten Völkerschaften Theile der Kimbern waren, Ptolemäus aber, weil er das nicht wufste, neben ihnen noch ein besonderes Kimbernvolk angeben zu müssen glaubte und diefs daher in die entfernteste Gegend setzte, die noch von keinem seiner Völker eingenommen war. Ein durchaus ähnliches Verfahren sehen wir von ihm bei den Markomannen beobachtet. Auch da nennt er mehrere sonst unbekannte Völkerschaften in dem Lande, welches offenbar den Markomannen gehörte, — also wahrscheinlich Theile der Markomannen, — zuletzt die Markomannen selbst, als eignes Volk, in der nördlichsten unbekanntesten Gegend ihres Gebietes. (Vgl. darüber Wilhelm Germanien S. 220. u. S. 177.) Eben so: — Wer kennt denn so genau das Verhältnifs der Teutonen zu den kleinen Völkerschaften, die von Ptolemäus um sie herum und von Tacitus in der Gegend genannt werden, wo Ptolemäus die Teutonen selbst hinsetzt? Zumal da ihre so sehr an den Gesammtnamen des deutschen Volkes erinnernde Benennung und das gänzliche Schweigen des Tacitus (der doch mit den Völkern Germaniens nicht unbekannt war) über sie, bei ihnen ein ganz besonderes Verhältnifs vermuthen läfst? Wir wollen allen diesen Vermuthungen gar keinen Werth beilegen, nur das wollen wir durch ihre Anführung zeigen, dafs wir viel zu wenig mit den eigentlichen geographischen Verhältnissen der Kimbern und Teutonen bekannt sind, als dafs wir so geradezu von der Kleinheit ihrer Sitze in der geschichtlichen Zeit sprechen und darauf Schlüsse bauen können.

Zweitens: Wer bürgt uns denn, dafs das grofse

Heer wirklich blos aus Kimbern und Teutonen bestand? Da wir das Beispiel der Tiguriner und Toygener haben, die sich ihnen anschlossen und wovon z. B. die Toygener überhaupt nur zweimal, und zwar beiläufig, erwähnt werden, können wir da nicht wenigstens als möglich setzen, dafs noch manche andere germanische Völkerschaft gleich von Anfang an das Heer vergröfserte und manche keltische späterhin noch sich anschlofs, ohne dafs gerade eine unserer mangelhaften Quellen ihrer erwähnt, so dafs sie unter den berühmteren Namen der Kimbern und Teutonen verborgen bleibt? Auch diese Vermuthung soll übrigens nur gegen die Schlüsse Mifstrauen erregen, welche, wie die des Verfs., auf die grofse Zahl der Kimbern und Teutonen gebaut werden, ohne dafs sie irgend Anspruch auf geschichtlichen Werth machen soll.

Drittens: Der Verf. selbst hält S. 35. die Uebertreibungen der römischen und griechischen Schriftsteller für so grofs, dafs er die Zahl der waffenfähigen Mannschaft, welche auszog, auf nicht mehr als 80,000 bis 90,000 Mann anschlägt. Halten wir uns nun an diese Zahl und vergleichen wir, wie der Hr. Verf. im Vorbeigehn selbst gethan hat, damit die Zahl von 263,000 Menschen, die nach Cäsars genauer Angabe (Bell. Gall. I. c. 29.) aus dem damals äufserst beschränkten und unfruchtbaren Helvetien auszogen, so wird es uns gar nicht unmöglich dünken, dafs aus den Sitzen, die späterhin den Kimbern und Teutonen angewiesen werden, eine solche Schaar ausziehen konnte, — und wir werden also die Gültigkeit auch dieses Beweises nicht anerkennen können, vorzüglich da er so allein steht, ohne von irgend einer anderen Spur in den Quellen unterstützt zu sein.

Also auch die frühere weite Ausdehnung der Kimbern und Teutonen, namentlich in dem Uebermafse, wie sie bei dem Hrn. Verf. erscheint und wie sie für seine spätere Erzählung nöthig ist, werden wir aus dem Bereiche der gegründeten Muthmafsungen in das der willkührlichen Annahmen verweisen müssen. Dasselbe Schicksal wird alle die Angaben treffen, die auf diese Ausdehnung als ihren Grund gebaut sind, und darin ihren

Digitized by Google

einzigen Beweis finden, wozu ein grofser Theil von des Verfs. Hypothesen, namentlich der ganze zweite Theil seiner Vorgeschichte gehört.

Wir wenden uns nun zu einem zweiten Punkte, der, wie in der vorläufigen Uebersicht schon gezeigt worden ist, gleichfalls für die Erzählung des Verfs. die gröfste Wichtigkeit hat, nämlich zur Eroberung Belgiens durch die Kimbern. In Bezug darauf haben wir schon gesehen, dafs durch die Verwerfung der Fluth im vierten Jahrhundert erstens die Zeitbestimmung für die Eroberung Belgiens ungültig wurde, zweitens aber auch 2 Gründe dafür, dafs jene Eroberung gerade durch die Kimbern geschehen wäre, wegfielen, der Zusammenhang dieser Wanderung mit der Fluth selbst nämlich und die Nachbarschaft der Kimbern am Rhein. Aber der Hr. Verf. stützt auch hier seine Erzählung noch auf andere Gründe, die nicht von der Fluth hergenommen sind.

1) Appian nennt (Rer. Celt. fragm. I. c. 4.) die Nervier, ein belgisches Volk, ausdrücklich τῶν Κίμβρων καὶ Τευτόνων ἀπόγονοι, wobei Hr. K. S. 30. ganz willkührlich Τευτόνων für überflüssig erklärt, was Appian nur hinzugesetzt hätte, weil man gewohnt gewesen wäre, Kimbern und Teutonen immer zusammen zu nennen. Indem nämlich nach des Hrn Verfs. Hypothese bei der Eroberung Belgiens nur von Kimbern die Rede ist, die allein von der Fluth getroffen wurden, — so mufsten natürlich auch die Nervier allein von den Kimbern abstammen. Allein erstens; Appian ist für solche Volksverhältnisse überhaupt ein sehr unzuverlässiger Zeuge, man vergleiche nur, wie er Rer. Illyr. c. 4. die Plünderung des Tempels zu Delphi mit dem Kimbernzuge in Verbindung bringt, und man wird einen Mafsstab für seine ethnographischen Combinationen bekommen. Zweitens aber; Angenommen, die Nachricht bei Appian enthielte Wahrheit, warum konnten denn die Nervier nicht auch erst zu den Zeiten des Kimbernzuges sich in Belgien niedergelassen haben, wie die Aduatuker? Drittens endlich möchten wir sogar behaupten, dafs die besondere Auszeichnung ihrer Abstammung gerade als ein Beweis

gegen die allgemeine Abstammung der Belgier von den Kimbern angesehen werden müsse, da sie nicht besonders erwähnt werden würde, hätten die Nervier sie mit allen ihren Nachbaren gemein gehabt.

2) Die Aduatuker, Reste der Kimbern, haben Sitze bei den Belgiern gefunden, und zwar sind sie freundschaftlich aufgenommen worden, was ohne jene Stammverwandtschaft nicht geschehen sein würde. — Aber wir haben gerechten Grund, an dieser freundschaftlichen Aufnahme zu zweifeln. Soviel ist wenigstens gewifs, dafs mit den Kimbern selbst die Belgier einen harten Kampf bestanden, wobei sich keine Spur einer Anhänglichkeit aus Stammesfreundschaft zeigt. Das beweist Caesar Bell. Gall. L. II. c. 4. *Remi dixerunt: Belgas solos esse, qui patrum nostrorum memoria, omni Gallia vexata* (über die fürchterliche Verwüstung Galliens durch die Kimbern siehe Caes. Bell. Gall. L. VII. c. 71.), *Teutones Cimbrosque intra fines suos ingredi prohibuerint. &c.* — und auch die Niederlassung der Aduatuker selbst sieht mehr wie ein Vertrag aus, um endlich Ruhe zu schaffen, als wie eine freundschaftliche Aufnahme. Caes. Bell. Gall. L. II. c. 29. sagt nämlich darüber: *Aduatuci erant ex Cimbris Teutonisque prognati, qui, quum iter in provinciam nostram atque Italiam facerent, iis impedimentis, quae secum agere et portare non poterant, citra flumen Rhenum depositis, custodiae ex suis et praesidio sex millia hominum reliquerunt. Hi, post eorum obitum multos annos a finitumis exagitati, quum alias bellum inferrent, alias inlatum defenderent, consensu eorum omnium pace facta, hunc sibi domicilio locum delegerunt.* Aber die geringe Zahl? sollte man mit 6000 Mann anders, als aus Zuneigung, einen Vertrag geschlossen haben? — Waren es aber wohl wirklich nur 6000, die 40 Jahre nach der Niederlage, also noch kürzere Zeit nach ihrer Niederlassung schon 29,000 Bewaffnete zu stellen vermochten (Caesar Bell. Gall. L. II. c. 4.)? oder war es gleich von Anfang an eine gröfsere Zahl, mit der ein solcher Vertrag ganz natürlich war?

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Kufahl, Geschichte der Deutschen.

(Beschluſs.)

3) Diese Einnahme Belgiens durch die Kimbern ist das einzige Mittel, die Widersprüche der alten Schriftsteller zu erklären, welche die Kimbern theils als Kelten oder Gallier, theils als Germanen bezeichnen (S. 30.). — Allein erstens würde diese Eroberung zu Erklärung dieses Widerspruches nicht viel helfen, da nach Hrn. K. selbst die Züge nicht von den Kimbern ausgingen, die Belgien erobert hatten, sondern von denen, die zu Hause geblieben waren, und die Römer, da sie die Verwandtschaft beider offenbar nicht kannten, sie nicht verwechseln konnten. Zweitens bietet sich auch eine viel einfachere Erklärungsweise dar. Zur Zeit des Kimbernzuges wuſste man bekanntlich noch nichts von Germanen, sondern hielt alle Bewohner der Länder nördlich der Alpen für Kelten oder Gallier, also nannten die älteren Schriftsteller auch die Kimbern Kelten oder Gallier. Durch Cäsars Kriege wurden die Germanen bekannt, und man benutzte nun die neuen Kenntnisse, um auch die Ansichten über die früheren Zeiten zu verbessern. Diejenigen Schriftsteller also, welche entweder vor Verbreitung dieser neuen Kenntnisse lebten, oder ihre Nachrichten unverändert aus den älteren Schriftstellern nahmen, nannten die Kimbern nach wie vor Kelten, diejenigen, welche die neuen Erfahrungen zu Verbesserung der Angaben ihrer Vorfahren benutzten, nannten sie Germanen. Das die einfache Lösung jener Widersprüche.

Da also auch diese Gründe des Verfs. nicht als gültig anerkannt werden können, so bleibt es für jetzt ganz unerwiesen, daſs gerade die Kimbern Belgien (und, was der Verf. daraus folgert, einen Theil von Britannien) eingenommen haben. Ja es ist, seitdem wir gefunden haben, daſs kein geschichtliches Zeugniſs für andere

Digitized by Google

Wohnsitze der Kimbern in früherer Zeit angeführt werden kann, sogar unwahrscheinlich, dafs sie von der dänischen Halbinsel aus diese Eroberung sollten gemacht haben. Wir behalten daher auch hier nur, was wir schon lange wufsten, dafs in einer uns unbekannten Zeit vor dem Kimbernzuge Germanen über den Rhein vordrangen und sich des nördlichen Galliens (Belgiens) bemächtigten.

Wie wir schon oben bemerkten, fällt aber mit der Eroberung Belgiens auch die Theilnahme der Kimbern an den Zügen der Kelten hinweg, und hierdurch wieder die Ursache zu dem Kimbernkriege, den der Hr. Verf. so kunstreich und schön damit in Verbindung gebracht hatte, (wie wir das in der allgemeinen Uebersicht des Ganges dieser Geschichte dargelegt haben). Wir sehen uns also auch hier auf die alten, längst bekannten Ursachen davon zurückgeführt, und können daher entweder mit Plutarch, Marius c. 11. annehmen, sie wären ausgezogen, um für ihre Ueberzahl neues Land zu suchen, und zwar gelockt durch die Nachricht von den Eroberungen der Gallier in Italien (300 bis 500 Jahre vorher!); oder wir können mit Strabo l. VII. p. 292. Cas. (denn nun nachgewiesen ist, dafs bei ihm nicht von einer Wasserfluth im vierten Jahrhundert die Rede ist, können wir mit ziemlicher Gewifsheit annehmen, dafs Strabo eine Ueberschwemmung des zweiten Jahrhunderts, unmittelbar vor dem Auszuge der Kimbern meint) und mit Festus sub v. Ambrones zu dem alten Mittel einer Wasserfluth greifen, die das Volk zur Auswanderung getrieben hätte. Rec. gesteht übrigens, dafs er nicht viel Vertrauen zu dieser Meinung hat; — es ist eine gar zu beliebte Art, Auswanderungen eines Küstenvolkes zu erklären, obgleich sie viel Unwahrscheinliches in sich selbst trägt; denn sollte ein ganzes grofses Land von dem Meere verschlungen worden sein, aus dem sich gleichwohl so viel Bewohner retten konnten, dafs sie einen solchen Zug zu bilden vermochten? — oder sollte eine vorübergehende Fluth Meeranwohner wirklich so in Schrecken

Digitized by Google

gesetzt haben, dafs sie deswegen ihre Heimath verliefsen? Das Eine wie das Andere dünkt uns unwahrscheinlich, so schön auch S. 29. Hr. K. die Furcht der Kimbern vor der Wiederkehr eines solchen entsetzlichen Unglücks und ihren Entschlufs, mit Waffengewalt ein neues Vaterland zu erkämpfen, schildert. So können wir endlich aufrichtig bekennen, wir wissen die Ursache des Zuges nicht. Genug wir sind da ganz auf die alten Gründe zurückgeführt und haben durch die Untersuchungen des Verfs. nichts für die Entscheidung der Frage gewonnen.

Kurz, die Kimbern ziehen aus, und mit ihrem Auszuge kommen wir nun S. 35. auf historischen Boden. Wir haben schon bemerkt, dafs, wo der Hr. Verf. sich innerhalb des Feldes der Geschichte gehalten, wir mit seiner Darstellung grofsentheils sehr zufrieden sind Doch ist das gerade hier bei der Darstellung des Kimbernzuges weniger der Fall; denn Hr. K. hat hier zwar theilweise recht gut und richtig erzählt (z. B. mit wenigen Ausnahmen in der Erzählung von den Niederlagen der Römer seit der des Cassius bis zu der des Manlius und Cäpio), — zum grofsen Theile aber auch eine Darstellung gegeben, welche weit unter dem geblieben ist, was er vermöge der vorhandenen Quellennachrichten liefern konnte. Damit meinen wir vorzüglich die Erzählung des letzten entscheidenden Krieges von der Rückkehr der Kimbern aus Hispanien bis zu ihrer Vernichtung auf den raudischen Feldern. Hier hat uns Plutarch eine so gut zusammenhängende und gröfstentheils so lichtvolle Erzählung gegeben, die in ihren allgemeinen Angaben durch das gewichtigste aller Zeugnisse, das des Livius, so ohne Ausnahme bestätigt wird, dafs der Darsteller an sie sich anschliefsen, andere Quellen nur, wo sie nicht widersprechen, zur Aushülfe benutzen mufste, um eine gewifs richtige und deutliche Erzählung zu liefern. Statt dessen hat der Hr. Verf. eines Theiles auf viel unbedeutendere Zeugnisse Rücksicht genommen, und z. B. wegen einer offenbar irrigen Nachricht des Orosius, dafs Marius an

Digitized by Google

dem Zusammenflusse der Rhone und der Isère sich gelagert habe, von dem Feldzuge gegen die Teutonen (wie freilich schon vor ihm Johannes Müller gethan) eine Erzählung gegeben, — die das Gepräge ihrer Unrichtigkeit schon in ihrer innern Unwahrscheinlichkeit, ja wir möchten fast sagen, Unmöglichkeit trägt, während Plutarchs von Livius bestätigte Erzählung von demselben Feldzuge deutlich und in sich wohl zusammenhängend ist. — Anderen Theiles aber, wo das nicht der Fall war und der Hr. Verf. nur Plutarch benützte, hat er dessen Erzählung auf eine so unzweckmäfsige Weise zusammen gezogen, dafs aus seiner Darstellung gewifs Niemand sich einen Begriff von den erzählten Ereignissen machen kann. Es ist das der Fall mit der Schlacht bei Aquä Sextiä, mit dem Kampfe der Kimbern gegen Catulus, und mit der Schlacht auf den raudischen Feldern. Wende man doch dagegen ja nicht ein, dafs der Raum keine weitläufigere Darstellung gestattet habe. Erstens liefs sich auch auf beschränktem Raume eine deutlichere Erzählung geben, als die ist, die der Verf. geliefert hat; — dann, sollten wir meinen, ist die Entscheidung des Kimbernkrieges so wichtig für die Geschichte der Germanen, ja für die Geschichte des Menschengeschlechtes überhaupt, dafs Hr. K. bei der Ausdehnung, die er manchem anderen Theile seiner Darstellung gegeben hat, ihr wohl eine bis zwei Seiten mehr hätte widmen können, um dem Leser ein deutliches Bild von jenem grofsen Ereignifs zu geben, da gerade hier die Quellen uns das erlauben. Auch gegen einzelne Angaben des Hrn. Verfs. in der Geschichte dieses Krieges hätten wir an vielen Stellen etwas zu erinnern, wo er uns die Quellen nicht mit der gehörigen Schärfe geprüft oder ihre Angaben mit einer gewissen Willkühr behandelt zu haben scheint. Wir müssen aber ihre weitere Anführung unterlassen, da wir noch von dem zweiten Theile der hypothetischen Vorgeschichte nachweisen müssen, dafs er völlig eben so willkührlich und nichtig ist, als der erste.

Digitized by Google

Der Hauptgang der Erzählung in diesem zweiten Theile ist, um ihn hier etwas näher, als oben in der allgemeinen Uebersicht, anzugeben, folgender:

Durch den Zug und die völlige Niederlage wurden die Kimbern und Teutonen so geschwächt, dafs sie ihre weiten Sitze nicht mehr vertheidigen konnten; dazu hatten sie bei ihrem Durchzuge die Sueven mannichfach verletzt (S. 55.); daher griffen diese sie jetzt an, der Kampf war lang und hartnäckig; endlich entschied ihn ein einzelner Mann für die Sueven, der kimbro-teutonische Stamm wurde zersprengt, und erscheint seitdem nur in einzelnen Resten seiner früheren weiten Sitze; die Sueven dagegen gelangten zu aufserordentlicher Macht in Ost- und Nord-Teutschland und in Skandinavien. Die Römer und Griechen geben uns aber von diesem Manne keine Nachricht, so wenig als von der ganzen Begebenheit; dagegen lehren uns die geschichtlichen Sagen der Isländer, dafs Odinn dieser Führer der Sueven war, der ihnen den Sieg errang und dann der Gründer ihres Staates im Norden wurde (S. 57 ff.).

Wir wollen gleich hier, weil wir sonst nicht wieder darauf zurückkommen möchten, auf den Widerspruch aufmerksam machen, welcher in der Art liegt, wie Hr. K. die isländischen Sagen unter die Quellen der ältesten teutschen Geschichte einreiht. S. 57 f. sagt er nämlich: „Allein vergeblich erwarten wir von den römischen und griechischen Schriftstellern nähere Kunde über diese für die spätere Geschichte der Germanen so äufserst wichtige Begebenheit. — — — Erst nach einer Reihe von Jahrhunderten fällt das zweifelhafte Licht historisch-poetischer Sagen auf denjenigen Theil des alten Germaniens, dessen weit ausgedehnte Länder wir unter dem Gesammtnamen Skandinavien begreifen." Dagegen S. 65: „Allein diese Ansicht der Dinge ruhet nicht blos auf dem schwankenden Grunde der Möglichkeit, sie wird leicht zur gröfsten Wahrscheinlichkeit erhoben, und die Geschichte des grofsen nordischen Helden, wie wir die durch römische Schriftsteller in den wichtigsten

Punkten bestätigte (!?) Erzählung Snorro Sturlesons wohl nennen dürfen, läfst uns die entlegenen Küsten des baltischen Meeres in einem nicht viel trüberen Lichte erblicken, als wir sonst die Ufer des Rheines und der Donau gewahren." Man sieht leicht, wie der Verf., während er sich mit den nordischen Sagen und seiner Muthmafsung über deren Zusammenhang mit der ältesten germanischen Geschichte beschäftigte, selbst unwillkührlich seine Schäzzung ihres Werthes steigerte, und zuletzt zur festesten Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Hypothese gelangte, so dafs ihm nun die Erzählung, die er aus jenen Sagen herauspreſste, so gewisse und deutliche Geschichte schien, als die Erzählungen des Tacitus und des Dio Cassius. Doch prüfen wir den Werth dieser neuen Hypothese etwas genauer.

Schon aus dem oben angegebenen Hauptgange der Vermuthungen des Hrn. Verfs. erkennt man leicht, dafs, wie in dem ersten Theile Alles auf Ephorus Kenntnifs von einer kimbrischen Fluth beruhte, so hier Alles auf die frühere viel weitere Verbreitung der Kimbern und Teutonen und auf einen Gegensatz derselben als eines eigenen Stammes, gegen den suevisch-vandalischen Stamm gebaut ist. Da wir nun, wie wir hoffen, oben hinlänglich gezeigt haben, dafs Hr. K. weder das Eine noch das Andere mit historisch haltbaren Gründen dargethan hat, dafs wir Beides vielmehr bis jetzt noch als eine rein willkührliche Behauptung betrachten müssen, — so verschwindet also von selbst Alles von dem Gebiete geschichtlicher Thatsache, was auf jenen beiden Verhältnissen beruht und nur in ihnen Grund und Beweis findet.

Nun sagt der Hr. Verf S. 55, es fehle nicht an Umständen, welche erkennen lassen, dafs die Völker des nördlichen und nordöstlichen Germanien nicht lange nach dem Kimbernkriege in feindselige Bewegung gegen einander geriethen, und dafs der Krieg zum grofsen Nachtheile des ingävonischen Stammes geführt und beendet wurde, — fügt aber leider sogleich seinen einzigen Grund dafür, aus dem wahrscheinlich alle jene Um-

Digitized by Google

stände bestehen, hinzu, der ist aber eben kein anderer, als, dafs wir die Kimbro-Teutonen in der späteren Zeit aus ihren früheren Sitzen vertrieben und suevisch-vandalische Völkerschaften in einem Theile derselben angesiedelt erblicken. Also müssen wir für jetzt auch jene Bewegung und jenen Kampf noch als gänzlich unerwiesen betrachten. Ohne alle Unterstützung der Quellen, wie der Verf. S. 57. selbst zugiebt, und daher ganz aus der Luft gegriffen ist nun natürlich Alles, was über Ursache, Gang, Ende dieses Kampfes S. 55 bis 57. gesagt wird, nämlich: 1) dafs die Kimbro-Teutonen bei ihrem Durchzuge durch suevisch-vandalisches Gebiet sich Ausschweifungen erlaubt und diese Völker dadurch erbittert; 2) dafs sie den Krieg lange mit abwechselndem Glücke geführt; 3) dafs die Sueven ihre endlichen glänzenden Erfolge dem Talente eines aufserordentlichen Mannes verdankt hätten. Da das nun aber die Brücke war, die von der ältesten germanischen Geschichte zu den isländischen Sagen hinüberleitete, so ist mit der Darstellung ihrer Luftigkeit diese Verbindung überhaupt und namentlich die aufgehoben, in welche die skandinavische Sage von Odinn mit der ältesten germanischen Geschichte gesetzt war. Es ist auch hier kein Grund mehr vorhanden, von der gewöhnlichen Meinung abzugehen, dafs das Geschichtliche in jener Sage sich auf eine viel spätere Zeit beziehe; Odinn ist der ältesten germanischen Geschichte wieder so fremd geworden, als er vor Hrn. K.'s Behauptungen war, und die Seiten 58 bis 78. in dem vorliegenden Buche fallen als eine ganz fremdartige Zugabe, die mit dem übrigen Stoffe desselben in gar keiner Verbindung steht, heraus. Denn den übrigen Gründen allen giebt der Verf. selbst wohl nur einige Bedeutung als Nebengründen, wenn gewichtigere als Hauptgründe schon die ganze Verbindung dargethan haben, obgleich jene wohl die Bestätigungen der wichtigsten Punkte in Snorro Sturleson's Erzählung durch griechische und römische Schriftsteller sind, von denen der Verf. oben S. 65. gesprochen hat. Dahin gehören der Gleichlaut

Digitized by Google

von Tacitus Sitones (Germ. c. 45.) mit Snorro's Sigtun (S. 69.); die Beziehung von Tacitus Aeufserung: „*Suionibus unus imperitat, nullis jam exceptionibus, non precario jure parendi*" (Germ. 44.) auf Odinn's Herrschergewalt (S. 71.); die Zusammenstellung von Freya's Herrschaft, mit der Nachricht bei Tacitus (Germ. 45.), dafs ein Weib die Sitonen beherrsche (S. 75. Anm. 129.); endlich die Vergleichung von Nerthus (Tac. Germ. c. 40.) mit Nioerd (S. 75. Anm. 131.). Da wir nun also dargelegt haben, dafs der Zusammenhang, den Hr. K. zwischen der Sage von Odinn und der teutschen Geschichte gefunden haben wollte, nicht Statt findet und dadurch diese Sage ein unserer Untersuchung ganz fremder Gegenstand geworden ist, so können wir die Nachweisungen ersparen, die wir anfangs zu geben beabsichtigten, dafs nämlich, abgesehen von dem zweifelhaften geschichtlichen Werthe der nordischen Sage im Allgemeinen und der 30 ersten Kapitel der Ynglinga-saga, auf welche der Hr. Verf. seine Erzählung baut, insbesondere, auch die Art, wie er die dort mitgetheilten Nachrichten benützt, um zu der von ihm beliebten Geschichte zu gelangen, durchaus verwerflich ist: wir können uns vielmehr unmittelbar zum Schlusse dieser langen Widerlegung wenden.

Wir sehen also auch hier in der Erzählung seit dem Ende des Kimbernkrieges alles Neue, was der Verf. aufgestellt hat, als durchaus haltlos zusammenfallen und uns nichts, als das Alte übrig bleiben, was schon vor den Behauptungen des Verfs. bekannt und als wahr angenommen war.

Obgleich nun schon durch die ausführliche Begründung unseres Urtheils über diesen Theil des vorliegenden Buches, die wir dem Hrn. Verf., unsern Lesern und uns schuldig zu seyn glaubten, der Raum fast ausgefüllt ist, der für unsere Anzeige offen steht, so würden wir es doch für die gröfste Ungerechtigkeit halten, sie hier zu schliefsen und nicht wenigstens noch einige Worte über die anderen Theile des Buches zu sagen. Mit dem Be-

Digitized by Google

ginne des dritten Kapitels treten wir nämlich aus dem Gebiete der reinen Hypothesen heraus und kommen auf das der quellenmäfsigen Geschichte. Nun müssen wir übrigens gestehen, dafs unsere ersten Schritte auf diesem neuen Gebiete auch nicht sehr erfreulich waren und keine grofsen Erwartungen von den späteren Theilen des Buches rege machten; denn, wenn es der Raum nur irgend erlaubte, könnten wir auf den ersten fünf Seiten 11 Stellen angeben, wo nach unserer Meinung der Verf. entweder geradezu falsche oder wenigstens unerwiesene Behauptungen aufgestellt, oder wo er durch unnöthige Phrasen den einfachen Gang der Geschichte unterbrochen hat, und mehr als diese Zahl könnten wir auf den fünf Seiten nachweisen, wo Hr. K. nach einer kurzen zweckmäfsigen Abschweifung zu den Kelten wieder auf die Germanen zurückkommt: allein es würde höchst unbillig seyn, von diesen ersten Seiten auf das ganze übrige Buch schliefsen zu wollen. Es scheinen nämlich vielmehr diese vielen tadelnswerthen Stellen hier im Anfange gleichsam noch aus der Gewohnheit der Leichtigkeit und Willkühr hervorgegangen zu sein, die der Verf. aus den 2 Kapiteln der Hypothesen mit herübergebracht hat, denn wie wir weiter fortschreiten, (wobei nun freilich auch die Quellen immer ergiebiger werden) wird die Erzählung immer besser, immer quellenmäfsiger, immer deutlicher. Zwar bleibt sie immer hier und da mit unhaltbaren Behauptungen durchflochten, und hier und da sind nach des Rec. Ansicht nicht die richtigen Folgerungen aus den Quellen gezogen, — aber es ist beides doch so selten und findet meistentheils nur bei solchen Nebendingen Statt, dafs Rec. nicht ansteht, diesen bei Weitem gröfsten Theil des Buches zwar nicht für ein Werk des ersten Ranges, nach den Forderungen, die er an ein solches stellt, aber wohl für eine recht gute Darstellung der ältesten germanischen Geschichte zu erklären, an welche er ohne Bedenken diejenigen weisen würde, die diese Geschichte aus einem neueren Werke kennen lernen wollten. Mit dem gröfsten Bedauern

sehen wir die Unmöglichkeit, Proben dieser gelungenen Theile zu geben, um sie dem langen Tadel entgegen zu stellen, — wir müssen uns aber begnügen, unsere Leser an das Buch selbst zu verweisen und versprechen ihnen, dafs sie die auf diesen Theil desselben verwendete Zeit nicht bereuen werden.

Fassen wir nun zuletzt noch einmal unsere Ansicht von dem ganzen Buche zusammen, welche in den einzelnen Theilen unserer Beurtheilung zerstreut ist, so würde sich folgendes Resultat ergeben: Hr. K. hat mit grofsem Fleifse, mit Kenntnifs und mit Scharfsinn seinen Stoff behandelt und eine recht gute, gröfstentheils richtige Erzählung der darzustellenden Begebenheiten geliefert, so lange er auf dem Felde der Geschichte geblieben ist. Aber von dem sehr verzeihlichen Streben verleitet, überall eine zusammenhängende Erzählung zu geben, auch da, wo die Mangelhaftigkeit der Quellen diefs nicht gestattete, hat er erstens sein ganzes Buch mit einzelnen unhaltbaren Vermuthungen durchflochten, zweitens namentlich in den ältesten Zeiten, wo die Lücken natürlich am gröfsten waren, das Gebiet der Geschichte ganz verlassen und sich in ein Gewirre von Hypothesen verloren, das ihm natürlich zuletzt Klarheit und Umsicht rauben mufste. Der Verf. hat es also verschmäht, durch Einschlagen des von uns oben angegebenen Weges seinem Werke im Ganzen einen vor dem aller übrigen Werke gleichen Inhalts hervorstechenden Werth zu geben, und sein Werk tritt daher mit diesen in eine Reihe (da auch sie neben manchem Verwerflichen manches Gute und Brauchbare enthalten), — wenn es auch, wie wir gern zugestehen, in dieser Reihe einen der ersten Plätze einnimmt.

Unter diesen Verhältnissen wünschen wir ein recht baldiges Erscheinen der folgenden Bände, wo Hrn. K. ein noch wenig berührter Stoff freiere Hand in der Wahl der Bearbeitung läfst und noch grofse Entdeckungen zu machen sind, ohne dafs der Bearbeiter sich von

Digitized by Google

streng geschichtlicher Forschung zu entfernen braucht, und sind begierig, ob es Hr. K. vorziehen wird, auch da ein Buch zu liefern, das man einzelner guter Darstellungen und Bemerkungen wegen einmal durchliest, dann zu den übrigen über denselben Gegenstand stellt, oder, — wie er gewifs vermöchte, wenn er selbst nur wollte — ein Buch, welches man als sicheren Führer bei eigenen weiteren Forschungen betrachten kann und daher zu stetem Gebrauche unter die Zahl der auserwählten Werke aufnimmt.

Mittler.

Versuche zur wissenschaftlichen Begründung der griechischen Syntax, von Karl Eichhoff, Lehrer an der höhern Stadtschule in Crefeld. Erstes Heft: über den Infinitiv. Crefeld, Druck und Verlag der J. H. Funcke'schen Buchhandlung. 1831. *X und 67 S. kl.* 8.

Mit wahrem Vergnügen beeilt sich Ref., diesem ersten Versuche eines talentvollen jungen Schriftstellers die Aufmerksamkeit des philologischen Publicums zuzuwenden, wessen derselbe vielleicht um so mehr bedarf, als er durch das philosophische Gewand, worein er denselben kleidet, nicht den tauglichsten Weg eingeschlagen hat, um sich dem jetzt herrschenden Geschmacke zu empfehlen, der nur an der Feinheit eleganter Observatiunkeln Gefallen zu finden scheint. Wie entschieden Ref. die Eingriffe des Systems, das in der neuesten Zeit den Thron der Philosophie bestiegen hat, in das Gebiet der historischen und so zu sagen empirischen Philologie perhorrescirt, hat er in seiner Beurtheilung des Rötscher'schen Aristophanes zu offen ausgesprochen, als dafs er den Vorwurf der Partheilichkeit fürchten dürfte, wenn er eine grammatische Schrift empfiehlt, deren Verfasser an jenem Systeme seinen Geist zur Erkenntnifs logischer Formen gebildet hat, und dasselbe nun auf die Sprache als den vernünftigen Ausdruck derselben anwendet; aber die Sprache ist von jeher gleichsam ein Gemeingebiet der Philosophie und Philologie gewesen, woran jene die

Digitized by Google

nothwendige Form, diese den zufälligen, freien Inhalt rechtmäfsig besafs, und so wenig die Philosophie sich vermessen darf, über die Gebräuchlichkeit eines concreten Falles zu entscheiden, so wenig hat die Philologie das Recht, sich der Einführung der Fortschritte, die jene rücksichtlich der Einsicht in die Formen der Dinge und des Denkens macht, zu widersetzen und gewaltsam den veralteten *status quo* aufrecht zu erhalten. Ueber den nähern Grund dieses Rechts der Philosophie und die Ausdehnung desselben möchten allerdings im Principe verschiedene Ansichten obwalten können, und Ref. glaubt selbst nicht, darüber ganz mit dem Verf. übereinstimmen zu können, der ihm noch zu sehr in dem Geiste der Schule zu leben, zu stolz auf die entgegengesetzte Ansicht, „die die Sprachformen nur für Ausdrücke subjectiver Reflexionsverhältnisse gelten lassen will," herabzublicken scheint; aber *in praxi* verschlägt das hier nicht so viel: mögen die logischen Formen wirklich als solche objectiv den Dingen inhäriren, oder nur subjectiv in unserm Innern vorhanden seyn, die Sprache ist immer zunächst nur die Bezeichnung der Art und Weise, wie wir uns der Gegenstände bewufst werden; eine jede feinere und wahrere Bestimmung dieser mufs daher auch eine richtigere Einsicht in den Grund und das Verhältnifs der Sprachformen möglich machen, und dafs darin Hegel wirklich höchst Ersprieſsliches geleistet, müssen selbst die anerkennen, die sich auch mit seiner apriorischen Deduction der Dinge selbst aus ihren Formen nicht befreunden können. Freilich ist auch hierin von der Schule Unwesen getrieben worden, indem sie sich der Formen nicht lebendig, wie sie der Meister zum Bewufstseyn gebracht, sondern mechanisch, wie sie gedruckt im Compendium stehn, bediente; aber davon müssen wir nun unsern Verf. vollkommen frei sprechen und bezeugen, dafs er sich der höchsten Deutlichkeit und Gemeinverständlichkeit befleifsigt hat, und auch wo er technische Ausdrücke, wie Seyn, Werden, Bewegung, Gränze, Relation u. s. w. braucht, dieſs ihm nicht todte

Digitized by Google

Formeln, sondern gediegene Begriffe sind, die niemanden unklar bleiben werden, dem es um die Sache Ernst ist; wer sich durch den bloſsen Anblick solcher Worte abschrecken läſst, dünkt uns eben so schülerhaft und geistesarm, wie der, der sich solcher zur bloſsen Schau bedient. Zwei Punkte dürfen allerdings bei keiner Anwendung der Philosophie auf irgend eine bestimmte Sprache übersehen werden; einmal, daſs keine, welche lebt, ein so vollständiges System einfacher Sprachformen besitzen kann, als es die philosophische Grammatik aufzustellen fähig ist, weil die Bildung des Sprachgerippes bei einem Volke stets in eine solche Zeit fällt, wo ihm die Welt noch nicht mit allen ihren möglichen Verhältnissen zum geläufigen Bewuſstseyn gekommen ist; und zweitens, daſs dieselben Verhältnisse in verschiedenen Sprachen sehr wohl auch durch verschiedene Sprachformen ausgedrückt werden können, weil jeder concrete Gegenstand verschiedene Seiten der Auffassung darbietet; so daſs die philosophische Betrachtung einer bestimmten Sprache und ihrer Formen schlechterdings keinen eigentlich positiven, sondern nur einen limitirenden Charakter annehmen kann: nicht was die Sprache und daſs sie es *muſste*, sondern was und warum sie es durfte, nachzuweisen hat; die positive Seite, warum sie es konnte, wie sie dazu gelangte, gehört bereits der Empirie an. Wir wissen nicht, ob der Verf. diese unsere Ansichten theilt; doch haben wir in seinem Buche nichts gefunden, was das Gegentheil bewiese; und wir schlieſsen es selbst daraus, daſs er eine einzelne Sprache zum Gegenstande seiner philosophischen Behandlung gemacht hat. Bezweckte diese den Beweis einer Nothwendigkeit, so müſste der philosophirende Grammatiker alle Sprachen kennen, um zu prüfen, ob in keiner derselben die Wirklichkeit auch die Möglichkeit eines Gegentheils bewiese; da sie aber nur die Angemessenheit, die Vernunftmäſsigkeit darthun soll, so kann sie jede einzelne Sprache für sich betrachten. Die vergleichende Grammatik hat überhaupt bei weitem mehr Interesse durch die Wahrneh-

mung der Freiheit und des mannichfaltigen Spiels des Geistes, und ihre Analogien dienen nicht sowohl zum Beweise als nur etwa zur Veranschaulichung; daher wir es unserm Verf. nicht verübeln wollen, so wenige Blicke aufserhalb des Griechischen geworfen zu haben; ja wir hätten gewünscht, dafs er es noch seltener gethan hätte, um offenbare Uebereilungsversehen, wie S. 15: „hebr. *kethaltani*, er hat mich getödtet," zu vermeiden. Auch das goth. *haban* = halten (S. 4.) möchte nicht sowohl unser haben als heben seyn, was noch jetzt in manchen Dialekten für halten gebraucht wird; und wenn er S. 24. sagt: „auch im Deutschen trat früher unser jetzt gewissermafsen zum Infinitivartikel verallgemeinertes zu nur zur Bezeichnung der Absicht oder des Zweckes vor den Infinitiv," so möchten wir ihn an das englische *to* erinnern, das das hohe Alter des Gegentheils zu beweisen scheint.

Doch es ist Zeit, dafs wir näher auf den Inhalt des vorliegenden ersten Hefts übergehen, von dem wir unsern Lesern einen gedrängten Ueberblick nicht vorenthalten dürfen, um sie selbst über das Talent urtheilen zu lassen, das sich in der geistreichen und streng methodischen Entwickelung des Gegenstandes in stufenweiser ununterbrochener Folgereihe unverkennbar ausspricht. Der Verf. beginnt mit einer kurzen allgemeinen Bestimmung des Verbalbegriffs, den er nicht in das blofse Seyn, sondern in das höhere Moment setzt, worin nicht blos Hegel's, sondern schon Plato's Logik Seyn und Nichtseyn vereinigt, das Werden und die Bewegung, wovon er dann, wenn das Subject sich nicht mehr gegen die Bedeutung des Verbums gleichgültig verhalte, sondern sie von sich selbst ausgehen lasse, bei vielen, aber nicht bei allen, zu der höhern Bestimmung der Thätigkeit gelange. Aus dieser allgemeinen Bestimmung entwickelt er dann (§. 2—5.) die Abwandelungen des Verbums durch Tempus, Modus und Genus als nothwendige Functionen desselben: objectives und subjectives Seyn (Indicativ und Optativ), Nichtseyn

(Aorist), Nichtmehrseyn (Imperf.), seyende, dauernde Vergangenheit (Perf. und Plusq.), Zukunft mit ihren Modificationen, Wollen (Conj.) und Sollen (Imper.) u. s. w. scharfsinnig und einleuchtend; nur dafs das Futurum die Gegensätze des Präsens und Präteritum vereinigen soll, schmeckt nach den drei Momenten der Schule, und scheint uns im Grunde ganz verfehlt. Hr. E. hat sich durch das Werden irre machen lassen; aber wäre denn das Futurum das einzig wahre Verbum? Wir fassen das Futurum gleichfalls als Nichtseyn, das sich, im Gegensatze mit der Einheit des Seyns als Gegenwart, nothwendig in die Mannichfaltigkeit der beiden unendlichen Richtungen vorwärts und rückwärts spalten mufs, und finden nun hier die verschiedenen Verhältnisse, in welchen es als Präteritum erschien, wieder: dem Aorist entspricht das Futurum simplex, dem Imperfectum das Fut. exactum, als bedingte auf ein Bestimmtes bezogene Zukunft, dem Perfectum das sogenannte Periphrasticum der Lateiner oder die griechische Construction mit μέλλω, als bereits in der Gegenwart begründete, im Keim in ihr enthaltene Zukunft; auch für das Plusquamperfect könnte man ein Analogon *futurus ero* bilden. Desto wahrer halten wir (§. 6) die Grundlage der ganzen nun folgenden Untersuchung, dafs auch der Infinitiv, obgleich er der Bezeichnung des Subjects entkleidet sey, dennoch nicht frei werde von der jedem Verbum nothwendigen Beziehung auf das Subject, sondern dieses nunmehr als Mangel an sich trage, womit Hr. E. den Abhandlungen von M. Schmidt, der den Inf. ursprünglich als ein Substantiv darzustellen sucht, direct entgegentritt, und sich vielmehr an Humboldt's Entwikkelung (in Schlegel's ind. Bibliothek) anschliefst. „Natürlich aber," fährt Hr. E. S. 17. fort, „bleibt ihm nur die mittelbare Verbindung mit dem Subjecte, d. h. mittelst eines andern Redetheils, da für die unmittelbare das Verbum finitum selbst da ist," und daraus folgt ihm dann später, dafs das Subject des Infinitivs nur dann im *Casus rectus* stehn kann, wenn es zugleich Subject

eines regierenden Verbi finiti ist, sonst aber in einen *Casus obliquus* zu stehn kommen mufs, der von der Beschaffenheit des vermittelnden Redetheils abhängt. Vorher aber betrachtet er die verschiedenen Bedeutungen selbst, in welchen der einfache Infinitiv zu diesem Redetheile, namentlich zu dem Verbum treten kann; und zwar §. 7. zuerst im Gegensatze mit dem Participium, das, indem es in der Mitte zwischen Subject und Hauptprädicat steht und ein schon mit dem Subjecte verbundenes Prädicat in Beziehung auf das hinzutretende Verbum ausdrückt, ein demselben gleichzeitiges oder vorhergehendes enthält, während das Verhältnifs des Infinitivs zum Verbum finitum zunächst äufserlich das des Nachfolgenden ist, woraus sich indessen, wie beim Part. das des Grundes, so hier das engere der Folge oder Absicht entwickelt, bei denjenigen Verbis aber (§. 8.), von welchen Apollonius π. συντάξεως sagt: ἃ δὴ ὡςπερεὶ κενὰ ὄντα ἀναπληροῦται τῇ τοῦ πράγματος παραθέσει, in die substantivische Bestimmung des Objects übergeht. Wenn der häufige Gebrauch des Infin. Aor. dieser Erklärung des Infinitivs als Bezeichnung des Consequens im Wege zu stehen scheint, so hilft sich Hr. E., indem er mit G. Hermann annimmt, jener bezeichne oft die Vollendung, Abgeschlossenheit der Handlung, nicht das gewesen, sondern das geworden seyn; Ref. bekennt aber, dafs er seine im Spec. ad Plut. de superst. p. 17. aufgestellte Ansicht von dem unbestimmt-relativen Character dieses Tempus, wornach seine *modi obliqui* etwa unser „vorkommenden Falls" ausdrücken würden, noch nicht hat aufgeben können.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Eichhoff, Versuche zur Begründung der griechischen Syntax.

(Beschlufs.)

Die folgenden §§. 9—12. enthalten dann die nähere Entwickelung der aus den aufgestellten Bedeutungen hervorgehenden Verbindungen, die Constructionen mit πρὶν und πάρος, ὡς und ὥστε, und die Beziehungen auf Subject oder Object des Hauptverbums durch die verschiedenen Casus; worauf er (§. 13.) von den Fällen, wo sich „in der Verbindung mit dem Infinitiv das Verhältnifs des substantivischen Objects ändert", d. h. wo der Accusativ folgt, obschon im regierenden Satze Genitiv oder Dativ steht, zu der eigentlichen Construction des Accusativs mit dem Infinitiv übergeht. Mit Bernhardy nimmt er den Accusativ als Ausdruck der einfachen Abhängigkeit, insbesondere der von dem eine Thätigkeit ausdrückenden Verbum, und findet es daher ganz natürlich, dafs das Substantiv, welches sich durch die Bestimmung, mit dem Infinitiv Object des Hauptverbums zu seyn, mit jenem gleichsam zu einem Ganzen verbinde, in dasselbe absolute Abhängigkeitsverhältnifs trete, und dieses durch die Form des Accusativs ausdrücke; womit er sich mit Recht diametral der ältern Annahme entgegensetzt, die den Accusativ durch den Infinitiv selbst bedingte. Doch ist seine eigene Theorie im Wesentlichen keine andere, als die bereits von Wachsmuth aufgestellte, der, indem er an das Deutsche: ich höre den Sokrates reden, und die lateinische Attraction: *fac me, ut sciam*, erinnert, so schliefst (p. 15.): *accusativus primum a verbo praemisso attractus, tunc autem infinitivus adjunctus esse putandus est;* und p. 33: *attractione accusativi additoque infinitivo orta est conjunctio verbi et substantivi in unam*

Digitized by Google

cogitationem, quae postea, quum primum non nisi objectum fuisset, subjecti quoque locum haberet; so dafs wir uns gewundert haben, dieser Abhandlung bei Hrn. E. nur einmal unten, bei der Betrachtung des Acc. c. Inf. als umschriebenen Subjects (p. 62), und zwar im Bösen gedacht zu sehn, obgleich er selbst einräumen mufs, dafs Wachsmuth „eine obiger ähnliche Erklärung als Hypothese aufgestellt habe." Dafs Hr. E. methodischer, wissenschaftlicher, bewufster dazu gelangt ist, bleibt ihm unbestritten; aber das ist nur subjectives Verdienst; das objective, das in der Sache selbst und dem richtigen Tacte liegt, mit dem das Genie nicht selten mit Einem Blicke findet, wozu die Speculation Wochen und Monate bedarf, hätte er seinem Vorgänger nicht schmälern sollen, um nicht in den Fehler der Schule zu verfallen, die ihre eigenen Ansichten nicht wiedererkennt, wenn sie in einer andern als der erlernten Form erscheinen, während die lebendige Stimme des Innern ihr Fleisch und Blut auch im zerlumpten Gewande nicht verläugnet. Und ist es denn so sehr viel anders, wenn Wachsmuth die Verallgemeinerung dieser Construction einer gewissen Analogie zuschreibt, — die doch auch nur in dem Gefühle einer innern Aehnlichkeit der verschiedenen Beziehungen ihren Grund haben konnte — als wenn Hr. E. nun §. 14. die Ausdehnung derselben auf die Construction mit πρὶν und ὥστε mit den Worten schliefst: „auch hier also sehen wir, wie die beiden Verhältnisse des Infinitivs, als Consequens und als Object, auf gleiche Weise vom Sprachgebrauch betrachtet und behandelt werden?" obschon wir gern einräumen, dafs der innere gemeinschaftliche Grund dieser gleichen Betrachtung und Behandlung der verschiedenen Fälle, in welchen der Acc. c. Inf. vorkommt, von ihm weit klarer und gründlicher eben in jener Natur des Accusativs nachgewiesen worden ist. Namentlich geschieht dies rücksichtlich des umschriebenen Subjects §. 21 und 22, nachdem vorher §. 15—20 der elliptische Gebrauch des Infinitivs bei

Digitized by Google

Bitten und Befehlen, die Fälle, wo er durch den Accent der Sprache begünstigt, statt des Verbi finiti steht, und die wirklichen oder scheinbaren Anomalien im Gebrauche desselben, sodann sein Abhängen von andern abhängigen Sätzen, adjectivischen Prädicaten und Substantiven kurz aber brav behandelt worden ist. Den Uebergang macht er durch solche Fälle, wo der Infinitiv noch als Consequens bei ἔστι mit adverbialen Bestimmungen stehe, erinnert dann, wie der Infinitiv auch als Subject seine Nebenbestimmungen bisweilen in einem andern Casus zu sich nehme, den seine Beziehung auf ein mehr oder minder bestimmtes Verbalsubject bedinge — z. B. οὐ γάρ μοι γενναῖον ἀλυσκάζοντι μάχεσθαι — „soll aber," sagt er S. 58, „ein Subject, das nicht schon in einem durch das Prädicat mit dem Infinitiv verknüpften Worte liegt, bestimmt angegeben werden, so tritt es im Accusativ zu demselben; denn wie dem Verhältnisse des Particips zum Hauptverbum das des Genitivs bei Substantiven entspricht, woraus zunächst der Gen. abs. abzuleiten seyn wird — also dem des Infinitivs der Accusativ; und da der Inf., auch wo er grammatisch als Subject des Satzes erscheint, ursprünglich keineswegs die ihm eigenthümliche Abhängigkeit oder Unselbstständigkeit aufgiebt, so mufs nothwendig auch das als Subject zu ihm tretende Nomen oder Pronomen, sobald es nicht für sich Subject des Satzes ist, sondern nur in seiner Verbindung mit dem Infinitiv, auch hier in dessen Abhängigkeitsverhältnifs eingehn und dasselbe in seiner Form ausdrücken."

So weit die Darstellung unsers Verfs., deren Vorzug vor der Wachsmuthischen rücksichtlich der Wissenschaftlichkeit der Form wohl niemand verkennen wird; wie sie denn jene auch schon darum übertrifft, weil sie von dem Boden der griechischen Sprache, nicht der lateinischen ausgeht, wo nur spärliche Reste von den Embryonen der Sprache den tieferen Blick in die Entwickelung ihres Organismus gestatten, den Hermann und

Digitized by Google

Thiersch uns dort aus Homer zu thun gelehrt haben. Mit vollem Rechte hat daher Hr. E. auch hier sich vorzüglich an Homer und Herodot gehalten, und wenn gleich sein Büchlein keine sehr umfassende Belesenheit zur Schau trägt, so hat er doch die besten Schriftsteller offenbar sehr gründlich studirt, und gibt namentlich zu den beiden genannten auch im Einzelnen mitunter sehr scharfsinnige und glückliche kritische und exegetische Bemerkungen. Hätte er freilich den griechischen Infinitiv in der ganzen Fülle seiner einzelnen Anwendungen in der Sprache schildern wollen, so genügte dies nicht; da er aber ausdrücklich nur eine consequente Darstellung des Grundbegriffs in seinen hauptsächlichsten und nothwendigsten Erscheinungen bezweckte, so betrachten wir seine Aufgabe als vollkommen gelöst, und freuen uns sehr auf die Fortsetzung dieser geistreichen Untersuchungen.

K. Fr. Hermann.

KURZE ANZEIGEN.

Versuch einer Geschichte der Transsubstantiationslehre. Von Fr. Karl Meier, Dr. der Philos. Mit einer Abh. von GKR. Dr. Paulus über die Frage: Was lehrt die Dogmengeschichte über das Mystische in der Abendmahlslehre, zur Warnung gegen den Mysticismus überhaupt? Heilbronn, bei Drechsler, 1832. *XXVI u.* 123 *S. in* 8.

Spittler's kurze Erforschung der Geschichte der Kelchentziehung ist längst bekannt und doch noch immer ein unübertroffenes Muster. Denn ungeachtet jenes Beispiels werden doch grössere und kleinere dogmengeschichtliche Untersuchungen gewöhnlich so behandelt, dafs der Schriftsteller, auch wenn er die Quellen fleissig studiert hat, doch das Meiste nur in seine eigenen Worte und Darstellungen überträgt, die Texte aber nicht zur Hauptsache macht, sie entweder blos citirt oder nur fragmentarisch und selten mittheilt. Sollen dergleichen Untersuchungen, wie sie sollten, den Gegenstand

Digitized by Google

so weit bringen können, dafs der Forscher sich selbst daraus befriedigend überzeugen kann, und nicht blos immer wieder auf die Quellen selbst zurückzugehen sich genöthigt findet, so müssen hauptsächlich die entscheidenden Quell-Stellen wortgetreu, nach einer hinreichenden Auswahl, ihm unmittelbar vorgelegt werden, weil jede Umschreibung eher die Ansicht des modernen Referenten, als den Eindruck des ursprünglichen dogmatisirenden Schriftstellers mittheilen kann. Nöthig ist alsdann allerdings doch, dafs der Referent durch seine eigenen Winke und Erklärungen die Leser in den Zusammenhang und die Beziehungen der alten Begriffe versetze, auch wohl diese in unsere Terminologieen übertrage, das Alte durch Vergleichung mit dem Neueren verständlicher mache, die Veranlassungen, wodurch die älteren Vorstellungen entstehen konnten, nachweise und, wo es nützen kann, das Richtige oder Unrichtige durch seine Beurtheilungen beleuchte. Eine solche Selbstarbeit des jetzigen Untersuchers wird meistens am besten den Text seiner eigenen Schrift ausmachen können, die Quellenauszüge aber, wenn sie den Text unten recht fleifsig begleiten, sind alsdann entweder eine entscheidende Bestätigung für ihn, oder erwecken sie die Aufmerksamkeit des Forschers, dafs ursprünglich doch etwa noch eine andere Bedeutsamkeit gedacht oder geahnet gewesen seyn möge.

Nach diesen Umrissen einer Behandlungsart, die den Aufmerksamen so viel möglich genügen und so, wie man es doch wegen Menge der Untersuchungen wünschen mufs, zu einem Abschlufs im Einzelnen bringen kann, hat der Verf. die, soviel wir wissen, schon lange nicht mehr genauer untersuchte Geschichte der Transsubstantiationslehre behandelt, sie zugleich gut geordnet und zwar gedrängt, doch aber sehr verdeutlichend durchgeführt. Die verschiedensten Ansichten, in denen, besonders die früheren, mehr ahnungsvollen, als bestimmt denkenden Kirchenlehrer meist sich selbst noch nicht klar waren, sind durch wohlabgetheilte Zeiträume bis auf den neuesten Stand der Sache herabgeführt. Nicht nur aber diese Vollständigkeit des Ueberblicks ist Verdienst des Verfs., sondern auch die Unpartheilichkeit, mit welcher er jede Ansicht aus ihr selbst und aus den Quellen auf einen bestimmten Sinn zu bringen suchte, ohne dafs dabei den Erklärer eine Absicht, jene verschiedene Traditionen mit der Lutherischen, Zwingli'schen oder irgend einer andern Deutung in eine bestätigende Uebereinstimmung zu versetzen, geleitet hat. Und gerade diese historisch reine Unpartheilichkeit ist, wenn damit eine Nachweisung der Gründe und Umstände verbunden wird, woraus die Verschiedenheiten entstanden, die einzig wahre Aufgabe der Dogmengeschichte. Diese Data alsdann zu Folgerungen anzuwenden, ist der Zweck des pragmatisirenden Philosophirens über das geschichtlich-Gewesene. Diesen Zweck hat die vorangesetzte Abhandlung des Rec. selbst. Sie zeigt, wie durch

Digitized by Google

das Geheimnifssuchen, als eine Abart der menschlichen Wifsbegierde, aus wenigen ursprünglich ganz einfachen Worten (der Bibel) immer mehrere Vermuthungen von etwas, das aus der überirdischen Welt herübergegeben zu werden scheine, erkünstelt, und in den einfachen Urtext, nach dem Grundsatz: je unglaublicher, desto mehr des Glaubens bedürfend! hineingetragen wurden. Dieses endlose Geschäft des Mysticismus*) hat gerade bei diesem Dogma seinen Lauf bis zum höchsten Culminationspunkt des Glaubens an Wesensverwandlung hinauf durchgemacht, und ist nunmehr endlich in der Union der protestantischen Kirchen, doch aber nicht anders, als durch vielerlei vorangegangene Abstufungen von minderen Unglaublichkeiten, wieder bis zu der einfachen Ueberzeugung herabgestiegen, dafs, wo kein Lehrgeheimnifs angedeutet ist, auch nichts Hyperphysisches gesucht werden dürfe, und dafs, wenn die ursprünglichen Worte als etwas populär und ohne Erklärung Ausgesprochenes auf uns gekommen sind, wir verständiger Weise weder uns selbst, noch Andern eine bestimmtere Auslegung aufzunöthigen Grund und Recht haben. Nur unser Wille, als Gesinnung, nicht die Entschiedenheit irgend einer Einsicht hängt von jedem unter uns ab. Wo also ein Wortsinn nicht entschieden gegeben ist, da handelt derjenige gewifs gotteswürdig, welcher das Gegebene mit dem Entschlufs benutzt, dafs er, soweit dies von ihm abhängt, dasselbe zu seiner Vervollkommnung anwenden wolle, und dabei gewifs sey, von dem Geber das Gegebene so, wie es ursprünglich gemeint war, zu erhalten. Gerade dieses Dogma demnach giebt ein vollendetes Beispiel, wie alle mystische Ausschweifungen in ein übermenschliches Daseyn hinüber, das man aus etlichen unbestimmten Worten wie ein Geweihter herausforschen zu können sich beredet, ihren kometenartigen Lauf früher oder später vollenden müssen, indem sie, aus dem Unbestimmten entstanden, wieder auf das Unbestimmte, zugleich aber auf die Einsicht zurückkommen, dafs unbestimmte Worte eines vortrefflichen Lehrers am allerwenigsten Geheimnisse enthalten können. Denn da diese, wenn sie da wären, nur durch Ihn selbst uns bekannt geworden seyn könnten, so ist es einleuchtend, dafs, da nur Er sie klar und deutlich bekannt zu machen vermocht hätte, Er nicht die Ab-

*) Eine Art von Mysticismus ist jede Lehrmethode, welche (sie sey philosophisch oder theologisch) Lehrbehauptungen, als Geheimnisse (= als menschlich unerkennbare Wirklichkeiten) dorther entdeckt haben will, woher sie nicht bestimmt und deutlich offenbar gemacht sind, und folglich erst von Uns zu enträthseln wären. Der Mystiker als Hyperphysiker dociert sich und andere immer so, wie wenn Er eine besondere Weihe oder eingegebene Kraft hätte, um erst das Uebermenschliche mehr offenbar zu machen, als es in dem, das Er als Offenbarung rühmt, offenbar ist P.

Digitized by Google

sicht haben konnte, durch etliche vieldeutige Worte ein Räthsel auszusprechen, welches erst Wir in eine Lehrentdeckung zu verwandeln hätten. Nicht Er wäre alsdann der Offenbarer gewesen, sondern derjenige, welcher das Unmögliche möglich gemacht, nämlich aus unbestimmten Worten einen bestimmten Begriff für alle überweisend abgeleitet hätte, würde erst der Offenbarer dessen, was der Geheimnisslehrer nicht offenbar gemacht hätte.

Dem Verf. würde nichts leichter gewesen seyn, als eine Vermehrung seiner Schrift auf das Doppelte oder Dreifache, weil er fast bei jeder besonderen Hypothese noch eine Menge verwandter Stellen anzugeben vor sich gehabt hätte. Gerade dies aber, dafs er das Hinreichende auswählte und beleuchtete, ist doppelten Dankes werth. Möchte seine so gut angewendete Methode viele Nachahmer finden, und auch von Ihm selbst auf manche ähnliche Untersuchungen ausgedehnt werden!

Der Verf. deutet selbst an, dafs er bei der Anwendung des Realismus von Duns Scotus auf diese Lehre, weil er dessen äufserst subtile Abhandlung nur spät erhalten konnte, eine Lücke lassen mufste. Damit wird, wenn die kleine Schrift hoffentlich eine zweite Ausgabe erlebt, in der Folge zu verbinden seyn, dafs immer dort, wo die Nominalisten vorherrschten, wie vornämlich auf dem Concilium von Constanz, sie gegen alle bessere Versicherungen, wie sie namentlich Hufs gab, immer mit Heftigkeit auf der Consequenzmacherei bestunden, dafs der Realist eine eigentliche Wesensverwandlung nicht glauben könne, und folglich gegen den Kirchenglauben ketzerisch seyn müsse. Als einseitige Nominalisten setzten sie voraus, dafs, wenn die Substanz das Reale wäre und als etwas Urwesentliches (als Realidee in Gott) verwandelt würde, sie alsdann überall mit einem Mal verwandelt seyn müfste. Hufs, als Realist, bestand auf der ganz verständigen Unterscheidung, dafs er jedesmal nur eine specielle Verwandlung in dem consecrirten Theil des realen Ganzen (der Brod- und Wein-Substanz) annehme; dennoch aber konnte er, da seine Gegner fast alle Nominalisten waren und ihm Folgerungen, die ihm nicht logisch nothwendig schienen, durchaus wie Sätze, die er anerkennen müfste, aufbürdeten, nicht einmal in diesem Punkt eine Befreiung von der Ketzermacherei erhalten.

Dr. *Paulus*.

---

1) *Nöthigster Sprachunterricht für die Jugend des deutschen Volks in einer kurzen Sprachlehre, 171 Vorlegeblättern und einer auf dieselben besonders berechneten Methodik (,) unter beständiger Rücksicht auf Heyse's Darstellungen der deutschen Sprachlehre (,) bearbeitet von Dr. Anton Wilhelm Rudolph, Ephorieadjunct und Archidiaconus zu Blankenhayn bei Weimar. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 1831. *(Kleine deutsche Gramm. VI u.* 21 *S.* 4. 15 *Bogen Tafeln. Methodik* 44 *S.* 8.).

2) *Deutscher Sprachunterricht, angeknüpft an die Theorie der Sätze. Zum Gebrauche in Stadtschulen und in den Schulclassen der Gymnasien, von Ernst Dan. Mart. Kirchner, Prediger und Rector zu Neustadt-Eberswalde. Erster Cursus, enthaltend: Die ausgebildeten Nominativ- und Vocativ-Sätze. Auf Kosten des Verfassers. Berlin, zu haben bei dem Schullehrer D. Kirchner. (XII u.* 183 *S.).* 20 Sgr.

No. 1. Der Verf. geht in der Vorrede zu seinem Sprachunterrichte (S. II.) von dem Streite zwischen „dem nominalistischen, wortklauberischen Princip der sogenannten Stockphilologen mit dem realistischen" aus und erklärt: „käme es darauf an, zu den Fahnen der einen Parthei zu schwören, so würde er sich doch wohl auf die Seite der Realisten kehren, und mit ihnen gegen den oft gar zu starren Unsinn der lieben Philologen kämpfen, welche die Köpfe ihrer Jugend weder intellectuell, noch moralisch bilden, sondern nur mit einer möglichst grofsen Masse von Gedächtnifswaaren anfüllen, die eben blos das Gedächtnifs schärfen, und deren mögliche Anwendung auf's Leben nicht einmal gezeigt wird." Er entschlofs sich nun (Vorr. IV.), „einen deutschen Sprachunterricht nach seinen Ansichten auszuarbeiten, die der Grund aller künftigen Bildung werden könne." — Ohne nun mit dem Verf. über seine Ansicht rechten zu wollen, so glauben wir doch darauf aufmerksam machen zu müssen, wie ungerecht sein Urtheil ist, wenn er von den „lieben" Philologen sagt, sie bildeten ihre Jugend weder intellectuell noch moralisch, und was den deutschen Sprachunterricht angeht, so ist demselben, besonders in neuerer Zeit, seine gebührende Stelle unter den Lehrgegenständen in allen gut eingerichteten Gelehrten-Schulen Deutschlands angewiesen. Man kann es daher nur bedauern, dafs so oft von Anhängern des realistischen Princips dieses verkannt, und der so wichtige, bildende Unterricht in den classischen Sprachen herabgesetzt wird.

Doch wir gehen zu dem Buche selber über. Die einzelnen Aufgaben der Vorlegeblätter sind im Durchschnitte gut gewählt, besonders aber diejenigen, welche die eigene Thätigkeit des Schülers in der Art in Anspruch nehmen, dafs er zum Nachdenken gezwungen wird, und er seine Aufgabe durchaus nicht gedankenlos machen kann.

Digitized by Google

Das ist die rechte Art; dann ist der Unterricht eben so formell, als materiell bildend, und der Schüler beweist dadurch, ob das von ihm in der Schule Gelernte wirklich sein Eigenthum geworden ist. Andere Aufgaben hätten aber entweder ganz wegbleiben oder anders gegeben werden sollen. Denn was soll der Schüler z. B. aus Tafel 79. lernen (Anwendung der Pronomen), wo es heifst: „das Buch, — ich verloren habe, war —" u. s. f., oder aus Tafel 166. (Interpunction), wo es zuerst heifst: der Punct schliefst die Periode, und die ganze Aufgabe darin besteht, dieselbe abzuschreiben, und am Ende jedes Satzes einen Punct zu setzen?

Die kleine, nach Heyse bearbeitete, deutsche Grammatik entspricht ihrem Zwecke vollkommen. Sie giebt mit Kürze und Klarheit das Wesentliche, und macht die Heyse'schen Werke über deutsche Sprache dem nicht gründlich Unterrichteten zugänglicher.

Die angefügte Methodik ist eine erwünschte und zweckmäfsige Zugabe. Nur sind in derselben manche Aufgaben gelöst, deren Lösung durchaus für keinen Lehrer eine Schwierigkeit haben kann; die Lösung hätte daher in solchen Fällen unterbleiben sollen.

Im Ganzen ist das Werkchen gut, und zum Gebrauche zu empfehlen. Da die Aufgaben manchfaltig sind, so kann der Lehrer die, welche ihm am bildendsten erscheinen, herausheben.

Druck und Papier sind sehr gut.

No. 2. In der Vorrede spricht der Verf. sehr gut und schön über den Zweck des deutschen Sprachunterrichts, und zeigt, wie wichtig derselbe als Bildungsmittel sey, und fährt dann S. VI. fort: „der Lehrer soll nur immer Ausleger seyn wollen der Denk- und Sprachkraft, welche unter unsern allgemein menschlichen Anlagen nächst dem religiösen Gefühl den erhabensten Platz einnimmt.

Ueber den Zweck des Buches giebt der Verf. im Allgemeinen an: das Ganze soll von seinem Ursprunge bis zu seiner Vollendung eine naturgemäfs aufsteigende Syntax oder Satzlehre für alle Arten der mündlichen und schriftlichen Rede seyn, soviel davon in den Plan einer höheren Elementar-Schule und einer Vorbereitungs-Schule für die höheren Classen der Gymnasien gehört. Zu dem Ende werden die Sätze eingetheilt wie die Casus der Substantiva: 1) in regierende, in Nominativ- und Vocativ-Sätze, und 2) in regierte, in Genitiv-, Dativ- und Accusativ-Sätze. Der vorliegende erste Cursus soll nur die richtige mündliche und schriftliche Bildung und Anwendung der einfachen, unausgebildeten Nominativ- und Vocativ-Sätze durch den Schüler möglich machen. Zuerst wird von den Interjectionen gehandelt (S. 5—12.), dann von den Bestandtheilen der Sätze (S. 12 bis 35.), dann von der Bildung der einfachen Nominativ- und Vocativ-Sätze (S. 36—137.), darauf von dem Unterschied der regierenden und regierten Formen der deklinabilen Redetheile (S. 137—159.), und

zuletzt von der Bildung der unausgebildeten Nominativ- und Vocativ-Sätze.

Ob nun gleich Ref. nicht verkennt, dafs das Buch manches Zweckmäfsige enthält, und besonders die gute Absicht des Verfs., den Unterricht in der deutschen Sprache als Denkunterricht behandelt zu wissen, rühmliche Anerkennung verdient: so bleibt dasselbe doch hinter den Forderungen, welche man jetzt, nach den Arbeiten von Krause, Falkmann, Baumgarten u. A. an eine solche Schrift macht, zurück. Dafs dem Verf., wie er in der Vorrede S. X. bemerkt, bei seinen mannichfaltigen Amtsgeschäften, wenig Zeit zur Durcharbeitung des Ganzen übrig blieb, ist keine Entschuldigung. War eine besondere Eile nöthig? — Hätte vielmehr eine tüchtige Durcharbeitung des Ganzen Statt gehabt, dann würde ohne Zweifel Vieles in dem Buche anders seyn!

Zur Begründung unseres Urtheils heben wir Folgendes aus dem Buche aus. S. 6. werden die Interjectionen angeführt, und jeder ein Satz beigefügt. Hierauf folgt als Aufgabe: „übersetzt jedes der voranstehenden Empfindungswörter durch einen passenden Satz." S. 11. sollen sich die Schüler ein Verzeichnifs solcher Wörter anlegen, welche an ihrem (Wohn-) Orte abweichend von der Sprache der Gebildeten sind. Auf derselben Seite wird gelehrt: in „nehmen" laute das erste E fast wie ä. S. 15. erfährt der Schüler, dafs es vollständige Sätze giebt, welche nur aus Einem Worte bestehen, z. B. komm. S. 16. heifst es: „macht (st. bildet) einen Satz. S. 26: Es giebt Hauptwörter, welche wie ein Beschaffenheitswort klingen, z. B. das Gute. S. 28. werden Parenthesen, Zwischen- und Nebensätze als gleichbedeutende Begriffe aufgeführt. S. 29: „Mein Vater, der Regierungsrath N. N. schickt mich. Hier ist der Regierungsrath als Prädicat des Satzes anzusehen." S. 51. wird gelehrt, dafs man Mai, und nicht May schreiben müsse. Dies giebt dem Verf. Veranlassung, ausführlich unsere Monatsbenennungen zu erklären. Bei dem Juli wird auch eine kurze Geschichte von Julius Cäsar gegeben, wie er nach der Alleinherrschaft gestrebt habe und deshalb umgekommen sey. S. 56. heifst es: „der Trunk ist ein Masculinum, weil dies Wort ein furchtbares Laster bezeichnet." S. 86 ff. wird von dem Verbum „als Zustandswort gehandelt. S. 87: Ich habe gelobt, ist die handelnde *vox*, ich bin gelobt worden, ist die leidende *vox*." Auf derselben Seite: „Das vollständige Verbum vergegenwärtige ich mir durch meine neben einander liegenden Hände. Jede einzelne Hand bedeute nun eine *vox*, die erhobene rechte Hand die handelnde, die linke die leidende *vox*." S. 166. wird das Präsens und Imperfectum des Verbums „sein," um die grofse Unregelmäfsigkeit dieses Zeitwortes zu beweisen, in deutscher, lateinischer, griechischer, französischer, englischer und italienischer Sprache angegeben. Besonders gefällt sich der Verf., die Ableitung aller vorkommenden fremden Wörter darzulegen, und zwar in

Digitized by Google

folgender Art: S. 13. Subject, von *subjectum*, was unter einer Sache liegt, von *subjicio*, — *jeci*, — *jectum*, — *jicere* unter etwas werfen oder legen. Prädicat, von *praedicatum*, das Gesagte, von *praedico*, — *dicavi*, — *dicatum*, — *dicare*, bekanntmachen, sagen. S. 87. Ellipsen, Auslassungen, von den griech. Wörtern *ek*, aus, und *leipsis*, das Unterlassen, der Mangel.

Durch diese Proben, welche noch hätten sehr vermehrt werden können, glaubt Ref. dargethan zu haben, wie wohl der Verf. daran gethan hätte, sein Buch noch einmal gehörig durchzuarbeiten, um demselben eine würdigere Stelle unter seinen Vorgängern zu verschaffen.

Der zweite Cursus soll (Vorr. S. IX.) die Bildung der ausgebildeten Nominativ- und Vocativ-, ferner die Genitiv-, Dativ- und Accusativ-Sätze, nebst eingefügter Etymologie, Orthographie, Synonymik u. s. w. als Vorbereitung für den dritten Cursus umfassen, der mit der Lehre vom Periodenbau und dem Styl das Ganze beschliefsen wird.

Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstler-Geschichte vom Jahre 1806. bis zum Jahre 1830. Fortsetzung von Strieder's hessischer Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte und Nachträge zu diesem Werke, von Dr. Carl Wilhelm Justi. Marburg, bei Garthe. 1831. 8. 852 S.

Wir machen auf diese inhaltreiche Schrift vornämlich deswegen aufmerksam, weil wir darin nicht etwa blos eine skelettirte Nachweisung von der äufserlichen Entwicklung der hessischen Gelehrten und Künstler neuerer Zeit, mit der gewöhnlichen Angabe ihrer Schriften, antreffen. Der Herausgeber, welcher immer nur psychologisch-historisch und ästhetisch zu arbeiten pflegt, hat auch bei diesem Werke gezeigt, dafs, wo man sonst meist nur Gerippe von literärischen Notizen zu finden pflegt, belehrende und belebende Wahrheit verbreitet werden kann, wenn man nur selbst auf einen wahrhaft interessanten Inhalt auszugehen weifs. Bei weitem die meisten hier gegebenen Lebensumrisse achtbarer Männer werden dadurch sehr anziehend, weil ohne Prunk und meist ohne ermüdende Weitläufigkeit die bedeutendsten Momente zur Bildungsgeschichte eines jeden so offen, wie es zu Erweckung der Theilnahme nöthig ist, dargestellt erscheinen. Wie sehr beweisen die meisten dieser Entwicklungen der verschiedensten Talente, dafs οὐ πολλοὶ δυνατοί, οὐ πολλοὶ εὐγενεῖς (1 Kor. 1, 26.) zur thätigeren Geistesbildung sich

emporarbeiten, vielmehr ein gewisser, nur nicht allzu harter Gegendruck der äufsern Umstände die Elasticität der an sich Kräftigeren aufregt. Mehrere dieser Schilderungen hat Hr. Consistorialrath Justi, welcher von der Striederischen hessischen, seit der Reformation bis zum Jahr 1806. fortschreitenden Gelehrtengeschichte, den XVII. und XVIII. Band zum Druck bearbeitet hat, selbst aus mühsam gesammelten Notizen entworfen. Viele aber sind Selbstbiographien, bei denen man mit Vergnügen bemerkt, dafs sie grofsentheils in den Sinn und Zweck des Herausgebers sich einzupassen bemüht waren. Auch dieser selbst giebt S. 320—331 über sich eine erwünschte Fortsetzung der Geschichte von seinem thätigen Lebensgang. Man wundert sich, wie viel Er doch auch als ein nicht blos für den Inhalt, sondern auch für die feinere Darstellung arbeitender Schriftsteller seit 1818. öffentlich mitzutheilen vermochte, während Er (S. VI. der Vorrede) in das allgemeine Seufzen der öffentlichen Geschäftsmänner einzustimmen genöthigt ist, dafs „der Schreibereien, Sitzungen und Unterhandlungen, bei allen Collegien von Tag zu Tag mehr werde, und die Geschäftsformen sich immer weiter von der dem Zweck genügenden Einfachheit entfernen." Erfreulich ist's, dafs er unter seinen Lebenserfahrungen (S. 321.) auch dieses aussprechen kann: „Ich bin Zeuge nicht unbedeutender Fortschritte des Schulwesens in meinem Vaterland geworden. Und wenn gleich die äufsere Lage manches gedrückten Schulmanns noch immer nicht eine wünschenswerthe ist, so hat doch das Innere des Schulwesens, in Hinsicht auf Wahl der Lehrgegenstände und der Lehrmethode, auch in Behandlung der Kinder unläugbar gewonnen." Ein erwünschtes Zeugnifs von einem so sachkundigen Wahrheitsfreund, welcher als Schulreferent bei der Regierung der Provinz Oberhessen, und als erstes Mitglied der Schulprüfungscommission darüber Zeuge seyn kann! Wie interessant ist es ferner, S. 290—313, zu überblicken, durch welch sonderbaren Schicksalswechsel der jetzt bei der kurhessischen Ständeversammlung so wirksam gewordene Prof. Jordan, 1792. in einer armen Schuhmachersfamilie zu Omefs, einem Tyroler Dörfchen bei Innsbruck, geboren, von der Tyroler Queerpfeife an, und durch die ihm daher entstandene Höllenangst stufenweise von dem dürftigsten Unterricht, allmählig aber doch auch mittelst besserer Belehrung zu München und Landshut, durch Philosophie und Theologie sich zum Rechtsstudium durcharbeitete. Dergleichen Lebenserfahrungen und Vorübungen machen uns seine jetzige so vielseitige und feste Thätigkeit begreiflich, und Rec. versetzt sich um so theilnehmender in diese Betrachtung, weil Jordan S. 310. auch seiner „liebevollen" Aufnahme als Privatdocent in Heidelberg freundlichst sich erinnert, und von hier aus durch Mitwirkung (des redlichen) Gensler's und durch Vermittlung des Geheimen Kabinetsraths Kopp zu Mannheim, welcher

Digitized by Google

schon manchen jungen Mann an die rechte Stelle zu versetzen mit Glück bemüht war, in das Professorat nach Marburg übergegangen ist. Auch Prof. Salat, der immer für Aufhellung thätige philosophische Theolog, und Mittermaier hatten, nach S. 302, 306 u. 307, an der glücklichen Entwicklung dieses beschwerlichen Lebensganges einen Antheil, der diese Männer jetzt doppelt erfreuen mufs, da Jordan sich mit so vieler Dankbarkeit daran zurückerinnert.

Möge dies eine Beispiel hinreichen, um auf ein Werk voll ähnlicher Lebensgeschichten aufmerksam zu machen, aus denen der Menschenbeobachter zu einer Menge ähnlicher Betrachtungen über die Selbstbildung ausgezeichneter Zeitgenossen veranlafst werden kann. Der ausführlichste Artikel von Karl Franz Wagner versetzt vornämlich in des vielerfahrenen Mannes Reisen nach Graubündten, England und Italien. S. 265—270. ist auch ein Lebensumrifs von Hrn. Ministerialrath und Prälat Hüffell eingerückt. Schade, dafs er unter die kürzesten dieser Sammlung gehört. S. 607 bis 622. hat Hr. Geh. Kirchenr. Schwarz eine vollständigere Beschreibung seines hiesigen Wirkungskreises und Lehrverhältnisses mitgetheilt, wovon der Anfang schon in dem Nachtrag zum XIV. Bde der Striederischen Geschichte nachgewiesen werden kann. Rec. sah sich gerne auch nach der Lebens-Skizze des Hrn. Prof. Rettig um, dessen kritischem Forschungsgeiste er mehr freie Mufse wünschen möchte.

Dr. *Paulus.*

Eine uns zugesendete Rede des Hrn. Superintendenten und Prof. Dr. Grofsmann ist von einer biographischen Skizze des Hrn. M. Becher begleitet (Leipzig, 1832. 32 S. 8.), woraus wir über den dadurch gefeierten Prälaten Dr. Johann August Heinrich Tittmann (geb. den 1. August 1773, gest. den 30. Dec. 1831.) einiges Charakteristische herausheben, weil blofse Zahlennotizen und Schriftenverzeichnisse nur ein allzu todtes Todtenopfer seyn könnten. „Die theologischen Disciplinen, über welche Tittmann in vier Decennien Vorträge gehalten hat, sind: Exegese des Neuen Testaments, theologische Methodenlehre, Kirchengeschichte, die sich in den beiden letzten Decennien auf Reformationsgeschichte beschränkte, Apologetik, Moral, Symbolik, Dogmatik, deren einem Theile, der Anthropologie, er noch besondere Vorträge widmete. In seinen exegetischen Vorlesungen suchte Er die Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, ohne weder durch die Menge der verschiedenen Erklärungen den Blick zerstreuen, noch durch eine dogmatische Binde verdüstern zu lassen. Auch ver-

Digitized by Google

mied Er in allen seinen Vorträgen das, was zwar Bewunderung seiner Gelehrsamkeit hervorbringen, aber zur Erklärung selbst nichts Wesentliches *) beitragen konnte.

„In seiner theologischen Methodenlehre, deren Rathschläge sich nicht auf das theologische Triennium beschränkten, sondern auch, wie Er sich selbst scherzhaft ausdrückte, auf die sieben mageren Jahre des Candidatenlebens ausdehnten, suchte der Veteran die Novizen mit wahrer Begeisterung für den erwählten Beruf zu erfüllen, um besonders durch Lehre und Beispiel zu bewirken, damit man niemals sagen könne, ihre Kirche komme nur *per deputationem* in die Kirche.

„In seiner Reformationsgeschichte entwickelte er im Ganzen die Ideen, welche seine treffliche Schrift: die evangelische Kirche von 1530. und 1830, pragmatisch darstellt (1831. 151 S.), und beklagt die, welche ohne Pragmatismus nur einzelne Data häufen, gleich einem bekannten Sonderling, der in allen Auctionen unnützes Gerille zusammenraffe. Was Er überhaupt über die Behandsungsart der Kirchengeschichte auf Universitäten für Ansichten gehabt habe, wird man aus einer, wenige Wochen vor seinem Tode vollendeten Abhandlung ersehen, welche nächstens in der (aller Aufmerksamkeit würdigen) Zeitschrift für die historische Theologie, herausgegeben von seinem mit ihm sehr befreundeten Collegen, Dr. Illgen, erscheinen wird.

„Seine Apologie des christlichen Glaubens behandelte in vier Capiteln: 1) allgemeine Grundsätze zu einer Theorie der christlichen Apologetik; 2) Glaubwürdigkeit der Urkunden des Christenthums; 3) von dem innern Beruf Jesu zum Erlöser der Welt; und 4) von der Ankündigung des innern Berufs Jesu. Vergl. seine Ideen zu einer Apologie des Glaubens. 1799. 348 S. Zu seinen Vorlesungen über die Christliche Moral vergl. seine beim Jubiläum seines Vaters verfafste Schrift: Ueber das Verhältnifs des Christenthums zur Entwicklung des Menschengeschlechts, 188 S. Die Capitel von dem höchsten Gute, von der Nothlüge, von der Collision der Pflichten u. s. w. sind von Männern, die selbst ein System der christlichen Moral geschrieben hatten, als einzig in ihrer Art bezeichnet worden. (Sollten nicht diese Abschnitte

*) Ich möchte auf diesen Vorzug vorzüglich aufmerksam machen, weil in neuerer Zeit gerade von Leipzig Beispiele ausgehen eines Philologisierens, durch welches das Neue Testament nur zum Kampfplatz für die Lehre von Dialekten, Partikeln und willkührlicher Textänderungen gemacht, der junge Theolog aber von dem Hauptzweck, historische, moralische und dogmatische Resultate gründlich zu entdecken, weggeleitet würde. *P.*

Digitized by Google

einseln, aber vollständig und des Urhebers würdig bekannt gemacht werden können?)

„Auf wie klare, und bei aller Gelehrsamkeit höchst einfache Principien Er die Dogmatik zurückzuführen suchte, die Er, nach ihrer seitherigen Form, im Scherz mit dem Collegio Paullino verglich, nun aber, mit der Grundsteinlegung des Augustei, ebenfalls neu zu begründen beabsichtigte, davon wollte Er die Resultate eines 40jährigen Studiums in einem Werke niederlegen, welches der sich selbst nie genügende Mann sechsmal begann, und sechsmal verwarf, nun aber, nach Vollendung der Polemik, im Februar und März dieses Jahres zu geben gedachte. Während seiner Anwesenheit in Dresden, gab er den 30. Januar 1830. seine „Unterscheidungspunkte des protestantischen und katholischen Eherechts." Seine „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion in der protestantischen Kirche während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts," bis zum Erscheinen der kritischen Philosophie, 1805. 348 S nicht vollendet zu haben, bedauerte Er selbst in der letzten Woche seines Lebens. Ueber Supernaturalismus und Rationalismus waren seine Hauptansichten: Da der religiöse Glaube überhaupt auf der Vernunft beruhen muss und aus ihr hervorgeht, folglich jede Glaubenslehre die heiligsten Angelegenheiten der Vernunft selbst betrifft: so hat die Vernunft das Recht, jede Glaubenslehre nach ihren Gesetzen zu prüfen, und ist nicht verbunden, etwas als wahr anzunehmen, was in *irgend* einer gegebenen Glaubenslehre mit ihren eigenen, ewigen Gesetzen der Wahrheit in Widerspruch steht. Es ist daher Unrecht, wenn man von der christlichen Glaubenslehre die Vernunft zurückweisen will, weil sie, als göttliche Offenbarung, der menschlichen beschränkten Vernunft nicht untergeordnet werden könne. Denn diese Offenbarung ist doch nicht unmittelbar, sondern mittelbar, d. h. durch Menschen, auf uns gekommen. Aber auf jeden Fall wird man zu der Ueberzeugung gelangen, dass man der christlichen Glaubenslehre keine Philosopheme zum Grunde legen dürfe, sondern dabei stehen bleiben müsse, was Christus und die Apostel wirklich gelehrt haben (und so gelehrt, dass man sich vor nichts mehr zu hüten hat, als vor dem scholastischen Missgriff, das populär Gesagte wie wissenschaftliche Sätze zu behandeln und aus orientalisch bildlichen Ausdrücken dialektische Formeln zu erpressen, oder sie in Entdekkungen über eine übermenschliche Welt umzudeuten).

„Bemerkenswerth endlich ist, dass dieser Gelehrte auch die schwierigsten, und von seiner eigenthümlichen Sphäre entferntesten Geschäfte mit Leichtigkeit und Erfolg zu verrichten vermochte. Schade, wenn nicht ausführlich bekannt wird, was Er durch seine Vorträge an den Kaiser Napoleon, der, nachdem er frühere Deputirte abgewiesen, Tittmann nicht blos höchst freundlich empfing,

Digitized by Google

sondern auch länger als zwei Stunden bei sich behielt, und beim Abschied bis an die Treppe geleitete, vermochte? was Er durch seine Conferenz bei dem Selbstherrscher aller Reufsen, Alexander, bewirkt? was Er durch seine Unterredungen mit dem Fürsten Repnin, deren Eine ziemlich lebhaft wurde, was Er durch seine Verhandlungen mit dem Fürsten Wittgenstein (in Gohlis) ausgerichtet hat? Darüber, dafs ganz Sachsen seinem Patriotismus, die ganze evangelische Kirche seinem theologischen Muth und seiner Einsicht viel zu danken habe, wird auf seine Reise nach Prefsburg zu König Friedrich August hingewiesen, welcher ihn huldreich empfing, und ohne ihn, beim Eintritt zum Worte kommen zu lassen, auf eine Weise tröstete, die Tittmann als ihm unvergefslich bezeichnete. Davon sind endlich seine Reden an den Wiener Congrefs Beweis, bei dem Er selbst einige Zeit gegenwärtig war, und auf dem Er seine Lieblingsidee, wieder ein *Corpus Evangelicorum* zu constituiren, realisirt zu sehen hoffte.

Diese mitempfindende Lebensskizze schliefst mit den Worten: „Seiner herrlich ausgeschmückten Seele war auch eine schöne Wohnung zu Theil geworden. Freundlichkeit und Wohlwollen blickte noch in seinen letzten Tagen aus seinen seelenvollen blauen Augen, und seine ganze Gestalt hatte etwas Edles und Ehrwürdiges. Wenige Menschen sind so auffallende Beweise von der Gewalt des Geistes, als Er es war. Er selbst sagte in einer seiner letzten Stunden: So deutlich habe ich es noch nie erkannt, dafs Seele und Leib zwei ganz verschiedene Dinge sind, wie ich es jetzt erkenne."

Erfreulich ist's, zu einer Zeit, wo der reine, begeisternde Eindruck der Religiosität auf die schnell vorschreitende Freisinnigkeit der Zeitgenossen doppelt und dreifach nöthig ist, dergleichen Rückerinnerungen an einen Nachahmungswürdigen den Mitlebenden zur Nacheiferung vorhalten zu können.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

Zeitgemäfse Darstellung über die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Lutherischen Glaubenslehre für den Zweck des Besser-Werden-Könnens in Kirche und Staat. Herausgegeben von C. H. E. Paulus, kön. Würtemb. Finanzrathe zu Ulm. Göppingen, bei Gaufs, 1831.

Wer das Besserwerden wünscht, den erfreut es gewifs, dafs die Säcularfeier von der Uebergabe unserer Augsburgischen Confession auch bei vielen denkenden und religiösen Nichtgeistlichen auf's Neue eine prüfende Aufmerksamkeit für diese höchst wichtige Bekenntnifsschrift erweckt hat. Nur ist nöthig, dafs das Eigenthümliche und Wesentliche der Confession als das, was uns bleiben und von uns festgehalten werden soll, deutlicher von dem unterschieden werde, was die damaligen Verbesserer aus dem Herkömmlichen entweder fast ganz ohne neue Prüfung, oder nur mit unzureichenden Nachbesserungen beibehalten haben, was also von den dankbarsten Verehrern der protestantisch evangelischen Kirchenverbesserung, zu denen auch der Verf. gehört, doch nicht unter das, wodurch sie sich verdienstvoll auszeichnete, gerechnet werden kann.

Das Eigenthümlich-Wichtige und Bleibende der Lutherischen und Zwingli'schen Kirchenreformation besteht vorerst (S. 83.) in dem Grundsatz, gegen jede lehrgebietende Auctorität immerfort zu protestiren und sich Religionsüberzeugungen nach Anleitung der Schrift und des Nachdenkens (oder der allgemeinen, geraden Vernunft) als Pflicht und Recht zu verwahren. Nächst diesem besteht das Eigenthümliche unserer Kirche in denen speciellen Artikeln, wegen welcher sie sich von der päbstlichen Kirche absondern mufste, weil damals deren Schädlichkeit für das Leben der Christen durch die Erfahrung gar zu auffallend geworden war. Dies sind nicht die Artikel von den Dogmen, sondern die von den Mifsbräuchen. Und seit

Digitized by Google

mehr als 300 Jahren sind diese Artikel das wahre Symbol, oder das charakteristische Unterscheidungszeichen, der protestantisch Evangelischen geblieben, ohne dafs durch unsere weiter ausgeübte Untersuchungsfreiheit irgend ein Theil der dadurch neu gewordenen und dem Urchristenthum wieder näher gebrachten Kirche eine wesentliche Abänderung in denselben zu wünschen Grund gefunden hat. Das also, was unserer Kirche eigentlich ihr Daseyn und abgesondertes Bestehen gegeben hat, ist noch immer das gemeinschaftliche Bekenntnifs von uns Allen, wenn gleich in Theoretisch-metaphysischen Lehrsätzen sich der damals allgemeine Supernaturalismus jetzt in verschiedene mehr mystische (oder eingebungsglaubige) und rationelle (oder denkglaubige) Ansichten und Methoden getheilt hat.

Die Zeitaufgabe nämlich, das Praktisch-Schädliche durch volksverständliche Gründe eifrig wegzuräumen, mufste so sehr die Reformatoren drängen und beschäftigen, dafs sie zu einer gleich strengen, eigenthümlichen Prüfung und Verbesserung des Theoretischen und Dogmatischen, welche die bekanntlich in historisch-exegetischen Kenntnissen, in philosophischer Einsicht und im Geschmack sehr mangelhafte Kirchenväter, Concilien und Scholastiker als unfehlbare Kirchenwahrheit künstlich ausgedacht und überliefert hatten, nicht Zeit und Mufse fanden, auch die historisch-exegetischen und philosophischen Vorkenntnisse, als die unentbehrlichen Prüfungsmittel, sich nicht unabhängig genug erwerben konnten. Schwer war das Lernen dieser am Schlufs des Mittelalters aufgewachsenen Kleriker gewesen; und noch schwerer war, wie gewöhnlich, das Verlernen dessen, was man nach überwiegenden Autoritäten eingeprägt erhalten und selbst mit seinen gottandächtigen Empfindungen, wie etwas Unentbehrliches, amalgamirt hatte.

Nur in sofern manche für das Leben schädliche Lehrmeinung auch auf eine, zu ihrem Vortheil ausgekünstelte, Theorie gegründet war, sahen Luther und Zwingli sich genöthigt, auch ein solches Dogma zu bezweifeln und

Digitized by Google

seine Grundlosigkeit zu enthüllen. Fast immer aber mufste es ihnen alsdann genügen, nur den damals schädlich gefundenen Theil der Lehrbehauptung wegzuräumen. Deswegen wurden dergleichen Dogmen nur modificirt, nicht aber ohne Voraussetzung irgend einer bindenden Auctorität selbstständig und von Grund aus berichtigt.

Zum Beispiel! der käufliche Kirchenablafs wurde theoretisch nach päbstlich scholastischen Auctoritäten gegründet auf einen (vermeintlichen) Schatz von guten Werken, durch welchen die Heiligen übermäfsig der Gottheit genug gethan haben sollten, und aus welchem deswegen im Namen der Kirche die Pabstmacht einem jeden zur Ergänzung seines Deficits die nöthige Quantität *bonorum operum* reichlich zutheilen könnte; wobei dann zugleich die Gnade Gottes die nöthige *justitia* oder Geistesrechtschaffenheit jedem nach absolutem Rathschlufs entw. infundiere oder vorenthalte. Durch die Sittenverderblichkeit dieses damaligen Ablasses und der darauf gegründeten priesterlichen Absolution gewissenhaft aufgeregt, bekamen nun die Reformatoren auch über das damit zusammenhängende theoretische Dogma soweit ein helleres Licht der Ueberzeugung: dafs unstreitig auch alle Heiligen und Märtyrer, wenn sie je das, was sie nach ihrer Einsicht zu thun und zu leiden hatten, wirklich genügend erfüllt haben, doch dadurch nicht mehr, als ihre Pflicht war, zu erfüllen vermochten; dafs folglich von ihnen her kein Schatz von übermäfsigen Satisfactionen auf Andere übergetragen werden könne. Sehr richtig modificirten daher die Reformatoren das Dogma von den Verdiensten der Heiligen. Aber dafs auch der redliche Christ sich selbst weder im Thun noch im Unterlassen bei seinen einzelnen Handlungen genugthue, dies hatte besonders Luther nach seiner Gewissenhaftigkeit immer vor Augen, und dafs ihm eine volle Rechtschaffenheit eingegossen wäre, war trotz all seiner Sehnsucht nicht in seiner innern Erfahrung. Darüber aber, dafs das redliche Leben im Vorsatz gottergebener Rechtschaffenheit das wahre Leben in Gott, der wahre gott-

anhängende Glaube sey, war der praktisch-gebesserte Mann voll Gottvertrauens theoretisch doch noch nicht im Klaren. Ihm war noch nicht deutlich, dafs die gottgefällige Rechtschaffenheit, δικαιοσυνη θεου, Röm. 1, 16. 3, nicht in den immer unvollständigen Thaten, sondern in der Gesinnung und Willensbesserung, das ist, in der Wiedergeburt des Geistes, bestehe. Die Aengstlichkeit darüber hatte ihn in den strengsten Mönchsstand getrieben. Er hätte sich selbst wegen des Bewufstseyns böser Reizungen niemals beruhigen können, wenn er nicht doch noch eine stellvertretende Genugthuung für die Strafgerechtigkeit Gottes in dem Verdienste, und besonders in dem blutigen Todesleiden Jesu zu finden und sich durch glaubige Annahme dieser „Versöhnung Gottes" zueignen zu dürfen, die *justitia* aber zwar nicht als eine *infusa*, jedoch als eine zugerechnete *(imputata)* aus Gnaden zu erhalten geglaubt hätte. Wahrscheinlich würde auch das ganze Zeitalter, den Ablafs und dessen Begründung auf die Verdienste der Heiligen zu entbehren, unmöglich gefunden und daher die ganze Reformation von sich abgewiesen haben, wenn man nicht doch noch eine *satisfactio vicaria* anderswoher zu erhalten, sich nach dem scheinbaren System des Anselmus in seinem: *Cur Deus homo?* temporär überzeugt hätte. So langsam gehen Verbesserungen der Theorie, wenn das Hergebrachte ein praktisches Bedürfnifs geworden ist.

In diesem Sinn hat deswegen der Verf. unstreitig recht, wenn er von mehreren theoretischen Artikeln der Augsburgischen Confession behauptet: dafs sie durch die Reformatoren noch nicht hinreichend reformirt oder verbessert worden seyen. Dieses darf auch um so unbedenklicher behauptet werden, weil das Eigenthümliche oder der Entstehungsgrund der protestantischen Kirchen nicht auf dem, worin sie mit dem Herkömmlichen der päbstlichen Kirchenlehre damals übereinstimmend geblieben sind, sondern vielmehr auf allen denen Artikeln beruht, um derenwillen sie die päbstliche Kirche zu verlassen genöthigt waren. Jeder Zustand aber, sagt

schon Tacitus, ist zu erhalten durch das Princip, wodurch er als besonderer Zustand entstanden ist.

Ueberdies war bekanntlich bei Entwerfung jenes unsers Glaubensbekenntnisses ein entschiedener Hauptzweck der meisten Theologen und fürstlichen Bekenner, von den überlieferten Dogmen, soviel als irgend möglich, beizubehalten, damit die mittelalterliche Kirche sie desto weniger als Ketzer oder gar als Unchristen bezeichnen könnte. Daher wurde nur noch auf die möglichste Conformität mit den geltenden Lehrvorstellungen, nicht aber auf ein freies Begründen und Aufbauen eines grund- und folgerichtigen Lehrsystems gedacht.

Dankbar, wie es nach der Wahrheit unsere Pflicht ist, erkennt auch der Verf. die Verdienste unserer Kirchenverbesserer und besonders ihr Bahnbrechen, die durch sie, für uns gerettete, Untersuchungs- oder Wahrheitsfreiheit. Durch diese selbst war dann auch Er unstreitig berechtigt, seine biblischen und vernünftigen Gründe darzulegen, warum Er in mehreren Artikeln des theoretischen Theils der Confession Unrichtigkeiten finde und Verbesserungen vorzuschlagen habe. Wie Er selbst angiebt, ist hierin vornämlich Swedenborg sein Führer, ein nach Einsichten und Handlungen allerdings sehr schätzbarer Mann, wenn gleich Rec. bei ihm und Seinesgleichen die von dem Verf. S. 111. angenommene „besondere Befähigung zu einer unmittelbaren Verbindung mit einer übermenschlichen Geisterwelt" deswegen nur für eine Eigenheit der individuellen Phantasie hält, weil unter dem, was Sw. von aufsen her durch seine Geister zu wissen meinte, neben mancher unläugbaren Verbesserung der gewöhnlich theologischen Glaubenslehre, doch auch wieder manches behauptet ist, dessen Unrichtigkeit Rec. vollständig einsieht. Und gerade darin zeigt sich das Schädliche der mystischen Selbsttäuschung, von höheren Geistern etwas erhalten zu haben, dafs — man alsdann dieses unbedingt und nach allen seinen (theils wahren, theils mangelhaften) Bestandtheilen als entschieden und fehlerfrei annehmen mufs.

Digitized by Google

Es zeigt sich bei Swedenborg und daher auch bei unserm Verf., was überhaupt von uns Menschen nur allzu häufig zu bemerken ist. Unglaublich viel leichter ist die Entdeckung, was nicht das Wahre sey, wenn wir gleich bis auf das Wahre selbst nicht oder desto schwerer durchdringen.

Dafs zum Beispiel die nicänisch-athanasianische Vorstellung von drei Personen, wovon jede Gott sey, nicht die biblische Gotteinheitslehre ist, dieses negative entdeckten die Swedenborgischen Geister längst so richtig, als es gegenwärtig fast alle gelehrte Theologen Deutschlands allmählig einsehen lernten, und unter allerlei Formen und Windungen zugeben. Aber was ist nun diesen Geistern das affirmativ-Wahre? Dafs nach S. 107. und 43. auch 81. „der einige und untheilbare Gott selbst die Menschheit angenommen und mittelst dieser sich selbst als eine unmittelbare Geburt aus ihm selbst in die Welt gesendet habe und in dieser Beziehung ein Sohn Gottes heifse," — dies ist ebenfalls gewifs nicht der biblische Sinn des Begriffs „Sohn Gottes," durch welchen Jesus als der vorzüglichste unter allen Söhnen Gottes, seinen Brüdern, ausgezeichnet ist. Es ist auch nicht einmal der Begriff vom Logos; ungeachtet ohnehin das, was vom Logos Joh. 1, 1—16. gesagt ist, nicht Worte und Gedanken Jesu, sondern nur die Vorstellungsweise dessen ist, welcher das Evangelium verfafste, in diesem aber redlicher Weise keinen Ausspruch Jesu des Sohnes Gottes anführen konnte, worin derselbe sich die Prädicate des alexandrinischen Ideals von ὁ λογος του θεου beigelegt hätte. Wenn also die Swedenborgischen Geister jene Behauptung einer Menschwerdung der Gottheit als den Sinn des Würdenamens eines erstgebornen Gottessohns angegeben und ausgelegt haben, so ist Rec. als Schriftforscher nach der durch die ganze Bibel hindurch consequent aufgesuchten Bedeutung des Worts Sohn Gottes eben so gewifs, dafs, wenn sie negativ recht hatten, sie dagegen in der positiven Sinnerklärung geirrt und den biblischen Wortverstand verfehlt haben; woraus

Digitized by Google

wir denn nichts anderes folgern können, als dafs die Swedenborgischen Geister in denen Punkten irrten, wo Swedenborg selbst aus sehr verzeihlichem Mangel an hinreichender orientalischer Sprachkenntnifs und Denkweise den Bibelsinn verfehlt und daher sich *in thesi* weit mehr, als *in antithesi* geirrt hatte.

Aehnliche Bemerkungen möchten sich noch bei mehreren solchen Dogmen machen lassen, wo der Verf. mit Swedenborg das Verdienst hat, Unrichtiges mit Recht zu verneinen, wenn er gleich nicht immer das Richtigere dagegen aufstellt. Dieses mufs natürlich Männern, die meist nur aus den Uebersetzungen und mehr aus vereinzelten Stellen, als aus dem ganzen biblischen Zusammenhang und der orientalischen Darstellungsart schöpfen können, bei der redlichsten Bemühung sehr schwer werden, wenn sie gleich einen Vortheil dadurch haben, dafs sie eher, als viele dogmatisch voreingenommene Theologen, den populären Lehrbehauptungen der Bibel mit populärem und doch durch andere Gegenstände des Nachdenkens geübten Menschenverstand sich ungehinderter *und* einfacher nähern können.

Bei der sogenannten Erbsünde zum Beispiel bemerkt der Verf. vorzüglich richtig, dafs sie nicht in einer Art von Erbschaft aus der ersten sündlichen Handlung eines ursprünglichen Menschenpaars so entstanden sey, wie wenn zuvor und bis auf jenen Akt hin die Natur der Menschheit sittlich gut gewesen und nun durch jenen einzelnen Akt in eine (unbegreifliche) totale Willensverdorbenheit umgeändert worden wäre. Wäre das Uebergewicht der Neigungen zum Bösen nur aus einer geerbten Sündhaftigkeit zu erklären, so wäre es ja unerklärlich, wie Eva und Adam, ohne eine solche Erbsünde, doch gerade so leicht der anerkannt unrechten Lust sich hingaben, wie gewöhnlich alle Menschenkinder. Das Sündigen-Können und selbst das Uebergewicht gewisser Neigungen zum Erkennbar-unrechten oder Bösen ist freilich für uns etwas Ererbtes, aber nur in sofern die sinnliche Körperlichkeit, welche Begehrungen hervor

bringen mufs, nunmehr eine Erbschaft genannt werden kann, bei jenem ersten Menschenpaar aber ohne sinnliche Abstammung natürlich gewesen seyn müfste. Diese Begehrungen nun sind aber an sich nicht das Böse; sie sind vielmehr Aufregungen, welche gar oft zum Nöthigen und Guten (z. B. zum Stillen des Hungers, Dursts u. s. w.) antreiben. Nur alsdann erst werden sie böse, und sind zugleich wegen ihrer Heftigkeit gefährlich, wenn sie zu etwas antreiben, welches durch Vernunft und Verstand als Unrecht (als einer göttlichen Warnung zuwider) anzuerkennen ist. Erst wenn das anerkannte Böse doch um der Begehrung oder aufgeregten Lust willen gewollt wird, entsteht die Sünde; und nur wenn aus einer Begehrung ein solches sündiges Wollen geistig ensteht, wird alsdann auf diese an sich blos sinnliche Begehrung selbst die Benennung „böse Lust" zurückgetragen. Die sinnliche Anlage zur Lust ist das Angeerbte; dafs sie aber eine böse Lust werde, dies ist erst von der Einsicht: warum man nicht nach ihr wollen sollte, und von dem, dennoch dafür gefafsten, verwerflichen Willensentschlufs, also von dem Geiste und nicht von der Begehrung selbst abhängig. Aus dem Herzen, sagte Christus, gehen hervor arge Gedanken u. s. w. Und diese Wurzel des Bösen in dem eigenen Denken und Wollen, und nicht hauptsächlich in dem sinnlichen Begehren aufzusuchen, ist freilich wichtig, weil ein jeder in sich das Böse nicht kräftig verhindern wird, wenn er es nicht dort, wo es eigentlich seinen Grund hat, im Wollen des Anerkannt-unrechten, aufsucht und bekämpft und vielmehr die Begehrung, welche doch nur das Veranlassende ist, und oft als etwas an sich indifferentes ohne Wollen entsteht, für das eigentlich Böse ansieht.

Eben so ist es wohl auch von dem Verf. richtig bemerkt, wie sehr es dem wahren Besserwerden hinderlich werden könne, wenn, wie es bei Vielen geschieht, der unbiblische Glaube an eine zugerechnete Gerechtigkeit schlaff und nachlässig gegen das Sündigen macht, oder gar in schwärmerischen Gemüthern die unglück-

Digitized by Google

selige, vor Rechtschaffenheit als Selbstgerechtigkeit warnende Einbildung erregt, dafs, je mehr man sich als Sünder fühle, man desto gnadenstolzer seyn dürfe.

Auch dafs die Reformatoren den Sacramenten nach dem mystisch-sinnlichen Wunderglauben der priesterlichen Kirche, in welcher sie erwachsen waren, eine von der Allmacht mitgetheilte Einwirkung zuschrieben, war immer noch ein, von dem mystischen Ceremonienglauben abhängiges Vorurtheil, und unläugbar eine sittlich schädliche Folge, weil, wer passiv und mit blofser Hingebung (Resignation) dergleichen Einwirkungen erwartet, desto weniger in sich selbst geistig-thätig seyn wird, um jene feierliche Mittel der Gottandächtigkeit in seinem Wollen und Empfinden wirksam zu machen.

Wohl uns! dafs der errungene Grundsatz der protestantischen Forschungsfreiheit allmählig zu Berichtigungen jener Glaubensübertreibungen verholfen hat, die wir bei den Reformatoren nicht als das Eigenthümliche ihres Gemüths, sondern nur als eine Folge der Altglaubigkeit (Paläodoxie) und gleichsam als eine kirchlich auf sie übergegangene Erbsünde anzusehen haben.

Mehr Schädliches aber, als in der That aus der athanasianischen Meinung von drei Personen, deren jede Gott sey, entstehen müfste, scheint uns der Verf. S. 88. bis 90. dorther zu befürchten. Denn auf jeden Fall wird doch den Dreien nur Ein und ebendasselbe göttliche Wollen, Wissen und Wirken zugeschrieben. Das Verstandesurtheil mag dagegen seyn, dafs drei unterscheidbare (nicht blos einerlei Wesen haben, sondern) nur Ein Wesen seyen. Der Bibelfreund mag deswegen genau forschen, ob denn Drei als Personen und doch als wesentlich Einer dort beschrieben werden. Aber der religiöse Sittenlehrer hat doch auf keinen Fall zu befürchten, dafs durch jene Theorie ein Irren über den göttlichen Willen entstehen könnte, weil immer doch nur Ein göttliches Wollen des Guten aus der Dreieinigkeit abzuleiten ist.

Digitized by Google

Und eben dies ist denn überhaupt unstreitig das Nöthigste und auch das an dem Verf. und in dem ganzen Ton und Geist seiner Schrift Achtungswürdigste, dafs es ihm, wie dem oft so herzlich begeisterten und für das Praktische gegen traditionelles Theoretisiren inspirirten Swedenborg, nicht hauptsächlich um theoretische Meinungen über das, was jenseits der Menschlichkeit liegt, sondern um den Einfluſs auf das Besserwerden im Wollen und Handeln zu thun ist. Die individuellen Beziehungen Swedenborgs auf Erfahrungen aus der übermenschlichen Geisterwelt und auf Auslegungen dessen, was ihm in der Schrift allegorisch und prophetisch-geheimnifsreich schien, äufsern auf diese Schrift selbst nur wenig Einfluſs. Um so mehr wird also das, was an der gegenwärtig wiedererweckten Aufmerksamkeit auf Swedenborg das Nützliche ist, auch für diese Schrift gelten und auf sie die Aufmerksamkeit Derer richten können, die den verlornen Groschen nicht blos in ihrer Parthei und in ihren gewohnten Formeln wieder zu erkennen wissen.

Dr. *Paulus.*

Biblisch-praktische Auslegung des Evangeliums Johannis, bearbeitet von Dr. C. Fikenscher, K. B. Districts-Schulen-Inspector u. Hauptpred. bei St. Sebald in Nürnberg. Erster Band. Nürnberg, bei Haubenstricker. 1831. 8. *(IV u.* 208 *S.).*

Vergleicht man diese Schrift mit den praktischen Belehrungen der Art, wie man sie seit längerer Zeit gewöhnt ist, so kann man die Fortschritte der Exegese in der neuesten Zeit und die damit nothwendig verbundenen Fortschritte, welche dann die Glaubenserkenntnifs für die praktische Belehrung macht, nicht verkennen. Die vorliegende Auslegung ist ein erfreulicher Beweis. Wie ganz anders als jenes oberflächliche Gerede über Aeusserlichkeiten und Redensarten, oder jenes mystische Verhüllen in fromme Anklänge! Dieser würdige Lehrer

Digitized by Google

des Evangeliums *) stützt sich auf philologische Gründe, seine Erklärungen fliefsen aus einem Studium, das sich „mit der sprachlichen Genauigkeit eines Winer" und der tiefer eingehenden neueren Exegese befreundet hat, und aus dem reinen heiligen Quell unmittelbar geschöpft gehen seine Lehren in das Leben ein. Auch ist er der Mann, der einen solchen tiefen Quell, wie das Evangelium Johannis ist, zu diesem Quell seiner biblischen Sonntagsblätter wählen durfte. Unter dieser Form nämlich erscheinen diese homilienartigen Vorträge, für jeden Sonntag ein halber Bogen. Nur ist durch diese kleinen Blätter das Unbequeme entstanden, dafs manchmal mit dem Text, oder mitten in der Erklärung desselben das Stück abbricht, und das Weitere, wenn es auch unmittelbar anschliefst, erst im nächsten folgt.

Dieser erste Band enthält, anfangend vom Palmsonntag bis den 15. n. Trin. 26 Numern, in welchen die 4 ersten Cap. des Evang. Joh. erklärt werden; es wären also noch wenigstens 3 bis 4 solcher Bände zu erwarten. Wir machen unsere Leser mit dem Zweck in den eignen Worten des Verfs. bekannt. „Eine Auslegung des göttlichen Worts nach diesen (vorher angegebenen) Grundsätzen scheint für die jetzige Zeit um so mehr Bedürfnifs zu seyn, als auf der einen Seite der fleischlichen Auffassung der biblischen Aussprüche das religiöse Gefühl widerstrebt, auf der andern unsere Zeit der sprachwidrigen und geistlosen Deuteleien, wie sie noch vor wenigen Jahren üblich waren, überdrüssig geworden ist. Aber auch die praktischen Behandlungen des göttlichen Worts, wie sie noch neuerdings in Predigten und Erbauungsbüchern vorkommen, genügen dem

*) Derselbe Verf. hat bei Gelegenheit der Säcularfeier 1830. herausgegeben: „Geschichte des Reichstags zu Augsburg i. J. 1830. nebst einer Untersuchung über die Augsb. Confess. Nürnberg, bei Riegel u. Wiefsner, 1830. Mit Melanchthons Bildnisse (trefflich, nach Albr Dürer); wohl eine der wichtigsten Schriften unter den vielen, die bei jener Veranlassung erschienen sind, man mag nun die neu aufgefundenen Actenstücke oder die ganze Darstellung in Betracht ziehen.

christlichen Bedürfnisse nur selten, indem auf der einen Seite an den biblischen Text, der oft ohne alle weitere Erklärung bleibt, wie wenn er etwas Allbekanntes wäre, willkührlich angeknüpft wird, was etwa dem Ausleger einfällt, oder indem der Text mit Verletzung des Sprachgefühls und des Zusammenhangs hier in unbiblische Anspielungen verzerrt, dort durch noch dunklere Sprache dunkler, oder durch Kleben am äufseren Worte, oder durch rhetorische, mystische und philosophische Floskeln nicht selten geistlos gemacht wird." Man sieht also, dafs der Verf. seine Aufgabe würdig erkannt, und die aufmerksame Prüfung wird ihm das Zeugnifs geben müssen, dafs er sie auch im Ganzen würdig gelöset hat. Eben dieses Evangelium hat er deswegen vorgezogen, „weil es am meisten nöthigt, geistig zu erklären und tiefer in die Sache einzugehen, dann aber auch das reinste und wohlthuendste Licht dem Gläubigen gewährt;" er gedenkt dann „mit gröfserer Sicherheit an die übrigen heiligen Bücher zu gehen."

Wir betrachten nun Einzelnes dieser Auslegung. Einige Lebensnotizen vom Evangelisten Johannes gehen voraus, die bekannten in wenigen Zügen. Die inhaltsreiche Stelle 1, 1. enthält die Haupterklärung über den Logos; aber so genau und richtig uns auch die Auffassung erscheint, so finden wir doch das eingeflochtene Philosophem über die geheimnifsvolle Einheit und Verschiedenheit des Vaters und Sohnes nicht für die praktische Erklärung geeignet, wenn wir gleich die sinnreiche Beziehung auf das Urbild und Abbild in dem Menschen nicht für unpraktisch halten. Bei V. 4. wird die Seele das innere Licht im Menschen genannt, in welche lebendige Seele der Lebensgrund zugleich als das Licht eingedrungen. Dieses ist unklar, und wenn weiterhin das Licht vorzugsweise auf die Erkenntnifs bezogen wird, so ist das morgenländische Bild von Leben und Licht nicht in seiner Fülle aufgenommen, wodurch sogar mehr Klarheit und Fruchtbarkeit in die Auslegung kommen könnte. Besser ist es bei V. 5. gelungen.

Hier wird recht in die Herzen gesprochen, wie die ungöttliche Gesinnung der seligmachenden Wahrheit im Wege steht. So auch V. 9. vom Verluste des Lichts „in der hochmüthigen der Finsternifs und Lüge sich wieder zuwendenden Seele." Bei κόσμος V. 10. wird so ohne weiteres die Bedeutung Weltall abgewiesen, weil sich kein Doppelsinn bei dem heil. Schriftsteller erwarten lasse. Aber Allgemeinheit im ersten Setzen des Wortes, welches im folgenden in mehr Bestimmtheit übergeht, ist doch etwas anders als Doppelsinn. Eben das erinnern wir gegen die Erklärung V. 11, wo die Seinigen blos auf die Israeliten beschränkt werden. V. 13. wird übersetzt: „— aus dem Willen des Menschen," und verworfen „des Mannes," ohne einen einleuchtenden Grund. V. 26. wird es viel zu enge blos als ein Geschäft der Sclaven angegeben, ihren Herren die Sandalen zu lösen, und also dem Täufer die allzu übertriebene Bescheidenheit in den Mund gelegt: „und ich bin nicht würdig, auch nur Sclavendienste diesem Lehrer zu leisten." V. 29. ist das Sinnbild des Lammes und zugleich der Sühnung einfach und gründlich erklärt. Die Behandlung der Begebenheit bei der Hochzeit zu Cana ist sinnreich und praktisch, nur wünschten wir die spielende Deutung der steinernen Krüge auf die steinharten Menschen, und noch so einiges als des Uebrigen nicht würdig, hinweg. Die Deutung der Worte 2, 19: „brechet diesen Tempel ab," als Befehl, „dem ungöttlich gewordenen Judenthum zu entsagen," und wie Jesus, übrigens zugleich an seine leibliche Auferstehung nebst der Neugeburt, welche durch den dritten Tag im geistlichen Sinne bezeichnet, gedacht habe, können wir nicht anders als gezwungen finden. Wenn von Nikodemus gesagt wird, er sey deshalb bei Nacht zu Jesu gekommen, weil er „Mifshelligkeiten mit seinen Standesgenossen befürchtet, da die Pharisäer Jesum hafsten, weil er ihre Heuchelei aufdeckte und in steigendem Ansehen bei dem Volke stand," so ist wenigstens übersehen, dafs dieses Gespräch noch im Anfange seines Auftretens vor-

Digitized by Google

kam, wo jener Grund noch nicht da war; überhaupt aber möchten wir fragen, was den Ausleger berechtigt, dem Nikodemus gerade diese Feigheit schuld zu geben, da es eine andre Veranlassung seyn konnte, warum er grade seinen Besuch zur Nachtzeit machte. C. 3, 8: Der Wind wehet wo er will, wird gedeutet: es hange nicht von dem Menschen ab, wo der Wind sich zeigen solle, kein Mensch könne ihn herbeirufen, keiner ihn vertreiben u. s. w. Allein abgesehen von der Einwendung, welche allenfalls ein der Physik kundiger Leser machen möchte, ist doch das gerade nicht als der Vergleichungspunct dort aufzufassen. Bei 3, 6. ist unsers Erachtens zu viel dogmatisirt; so sehr das Dogma seinen Werth hat, so besteht doch das Erbauliche nicht sowohl in der reflectirenden Bestimmung desselben, als vielmehr in der praktischen Anwendung der inneren Kraft, welche in den biblischen Lehren das Leben des Christen bestimmt. Eben das finden wir bei Kap. 4, 24, gegen die dort aufgefundene Hinweisung auf das Geheimnifs der Dreieinigkeit zu erinnern.

Noch möchte manches in dieser praktischen Auslegung auszustellen seyn, aber wir glaubten dem Hrn. Verf. mit dem Obigen nur unsere Wünsche für die Fortsetzung angeben zu müssen, den Lesern bleiben ohnehin ihre verschiedenartigen Ansichten überlassen. Unmöglich kann eine biblische Auslegung allen diesen Lesern, wir meinen auch nur solchen, die in dem Christenthum stehen, überall als die richtige zusagen. Desto lobenswerther finden wir es, wenn der Verf. hier und da bei zweifelhafter Deutung, wie 1, 15. die seinige — so weit es die populäre Belehrung verträgt — zu begründen sucht, und überhaupt den Bibelleser lehrt, auf den Zusammenhang zu sehen und selbst zu forschen. Bei weitem das meiste wird dem redlichen Forscher zusagen, und dem, der Erbauung sucht, sie reichlich für das innere und äufsere Leben gewähren. Wir schlagen z. B. auf S. 45 fg. aus Gott geboren seyn; oder S. 110 fg. über die Wunder; oder S. 172 fg. über das ewige Le-

Digitized by Google

ben; insbesondere auch S. 174. die Erklärung des Zornes Gottes als Aeufserung der Liebe Gottes, die das Böse an dem Sünder vernichtet. Nur hätte eben dieser für das Verstehen der biblischen Lehre so wichtige Begriff einiger weiteren Erklärung bedurft, die recht gut damit eingeleitet ist, dafs der Verf. sagt, wie diese zürnende Liebe dem Menschen, den sein Böses festhalten will, gerade als ein Mangel der Liebe erscheine. Der Leser konnte hier mit Wenigem darauf hingeleitet werden, das Anthropopathetische in dem so Vielen anstöfsigen Ausdruck ὀργὴ θεοῦ wahrhaft θεοπρεπῶς zu verstehen.

Es ist gewifs Bedürfnifs für unsere Zeit, dafs die heiligen Schriften zur Erbauung auch der gebildeteren Leser bearbeitet werden, wie das schon in homilienartigen Vorträgen seit nicht lange her mit Zustimmung geschieht, nachdem man der gedruckten Predigtsammlungen übergenug hat. Um so mehr Sorgfalt ist auf diesen Fortschritt zu verwenden, dafs er auch, wie mit der besseren Schrifterklärung, so mit dem fortgeschrittenen Geistesbedürfnifs gleichmäfsig fortgehe. Rec. denkt sich dabei das als Gesetz, dafs man den Sinn vorerst im gelehrten exegetischen Studium aufs genaueste erforsche, dann ihn so darlege, wie er wirklich ist, mit den Gründen, so weit sie der Nichtgelehrte fassen kann, — und sie sind ja meist auch ihm faſslich — und hieraus nun diejenige Anwendung auf Herz und Leben mache, die von dem Texte selbst verlangt wird, also auf geradem Wege liegt, ohne weder rechts noch links abzuschweifen, so einladend die Gegend auch seyn möge. Eher ist es zu ertragen, dafs Predigten nicht sind, was sie seyn sollen, aber wenn solche Homilien im alterthümlichen, ächten Sinne des Wortes nicht aus der rechten Weihe und Bildung kommen, so schaden sie unmittelbar der evangelischen Erkenntnifs. Daher mufs es auch die Kritik genauer nehmen, und sie thut das mit Freuden bei einer Arbeit von einem Manne, der wie Hr. D. F. so den Beruf dazu hat.

Schwarz.

Digitized by Google

1) *Die Cholera morbus, über ihre Entstehung, Ausbildung, Zeugung und Ansteckungsfähigkeit mit Bezug auf alle übrigen ansteckenden Krankheiten, und wie solche unschädlich gemacht und auf immer verhütet werden können; nebst einem Anhange über die Mängel des Armenwesens, durch welche besonders ansteckende Krankheiten begünstigt und fortgepflanzt werden. Von Dr. Karl Barrie's, ausübendem Arzte in Hamburg und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit zwei Steindruckzeichnungen. Auf Kosten des Verfassers. Hamburg* 1831. *gr.* 8. *IX u.* 238 *S.*

2) *Zusätze über die von mir herausgegebene Schrift: Winke über die Natur der Cholera morbus, nebst einem Anhange über die Erzeugung der Malaria (Miasma), aus dem Englischen von Dr. Karl Barrie's. Auf Kosten des Verfs. Hamburg* 1831. *kl.* 3. *XLIV u.* 44 *S.*

3) *Ein Wort zu seiner Zeit, oder praktische Beiträge zu der von mir herausgegebenen Schriften über die Cholera morbus, von Dr. Karl Barrie's. Hamburg. Auf Kosten des Verfs* 1831. *VIII u.* 60 *S.*

4) *Entschleierung der Cholera nebst dem sprechendsten Beweise ihrer Nicht-Contagiosität und Angabe der Heilmittel so wie des einzig und allein auf Vernunft basirten Vorbeugungsverfahrens gegen das Einathmen der Malaria animata (belebten Sumpfluft). Auf den Altar der Menschheit niedergelegt von Dr. Fr. Siemerling zu Stralsund. Hamburg* 1831, *Herold'sche Buchhandlung. kl.* 8. 56 *S.*

5) *Die Cholera aus dem Gesichtspunkte der Chemie, von Fischer, Apotheker in Ovelgönne, Mitglied der Oldenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft u. s. w. Am Schlusse des Jahres* 1831. *Oldenburg. kl.* 8. 25 *S.*

Dafs zu einer Zeit, in welcher so Vieles geschrieben und gedruckt wird, literarische Berichts-Erstatter, die sich eine entscheidende Stimme anmafsen, und Aerzte selbst über die rasche Zunahme der Cholera-Literatur spotten und klagen, darüber wird man sich wohl wundern dürfen, als, seitdem Bücher gedruckt werden, keine Krankheit, ja kein Naturereignifs vorgekommen ist, welches, wenn auch nicht durch seine Verheerungen, doch durch die Eigenthümlichkeit der Erscheinungen, der Verbreitung und des wunderbaren Zugs über einen grofsen Theil der Erde hin eben so sehr als durch die Art, wie Regierungen und Einzelne dabei sich benehmen, mit dem Erscheinen der Cholera vergleichbar gewesen wäre.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Schriften über die Cholera morbus.

(Beschluſs.)

Manches lieſse sich auch darüber sagen, wie die Erscheinung der Krankheit an den Grenzen Europa's fast zusammentraf mit einem politischen Ereignisse, dessen Folgen sich nicht minder über die ganze Erde erstreckten, über welches auch unendlich viel geschrieben wurde, und wie es am Ende nur noch zwei Puncte gab, um welche der Menschen Gedanken sich bewegten; doch sey nur die Rede von der Literatur der Cholera, welche am natürlichsten in drei Classen eingetheilt wird.

Unter die erste Classe ordneten sich diejenigen Schriften, deren Verff. selbst Gelegenheit hatten, eine oder mehrere Epidemieen der Krankheit zu beobachten und mitzumachen, diese finden noch am ehesten Gnade, und nie könnten ihrer zu viele werden, da, wenn auch keine neue Symptome, Behandlungsmethode und neue Resultate des Sectionserfunds gegeben werden können, doch jede solcher Relationen ihren eigenthümlichen Werth behalten muſs, wenn nur die Verfasser fern von selbst beschränkender Theorie eine natürliche und einfache Darstellung des Hergangs geben?

Nicht minder nöthig ist es aber, daſs in einer zweiten Classe von Schriften auf die Grundlage der einzelnen Relationen die Krankheit ihren Haupterscheinungen nach dargestellt wird, ja es würde wohl viel künstliches Ungemach erspart worden seyn, wenn es früheren Andeutungen gelungen wäre, das Studium der Krankheit zu erwecken, noch ehe diese Europa selbst bedrohte.

Wegen ihrer auſserordentlichen Beschaffenheit muſste aber die Krankheit, nachdem man sie näher kennen gelernt hat, für die Lehre von den Krankheiten und ihren Ursachen so viele neue Ansichten anregen, daſs eine dritte

Digitized by Google

Classe von Schriften sich noch allmählig bildet, in welcher von dem Historischen der Cholera und am Ende von dieser selbst kaum mehr die Rede ist, sondern Fragen über Entstehung der Krankheiten und ihrer Mittheilung u. s. f. überhaupt erörtert werden.

Unter letztere Classe gehören die angegebenen Schriften. Hr. Barrie's, Verf. von 1—3, stellt einestheils die Behauptung auf, dafs für den raschesten Processs der Cholera im Organismus selbst eine eigenthümliche Empfänglichkeit sich nicht befinde," oder: „dafs eine Krankheit, wie die Cholera, in der Heftigkeit ihres Entstehens, in ihrem oft nur kurzen Verlaufe und ihren schrecklichen Folgen schon längere Zeit vorher gleichsam als Keim oder als Anlage nicht begründet seyn könne, und auf der anderntheils wird von ihm die Frage: ob schädliche Stoffe in der Atmosphäre sich von selbst bilden und combiniren können? auf's bestimmteste verneint. Die Stätte der Erzeugung von Cholera, Pest, gelbem Fieber, Typhus und solchen Krankheiten, welche dem Menschen von Aufsen aufgedrungen wurden, glaubt er in einem eigenen belebten aber doch nicht eigentlich organisirten Zwischenreich aufgefunden zu haben, von wo dieselben nicht durch eine *generatio aequivoca*, sondern durch eine *aggregatio causarum naturalis* sich entwickeln und dem Menschengeschlecht aufdringen. Dieses Zwischenreich soll sich in einer tellurischen *(sic)* Luft-Schichte am Boden befinden, in welche alle Zersetzungen, aller Auswurf und Schmutz, kurz alle Unreinlichkeit in einer gährend schaffenden Thätigkeit sich befindet. In der ersten Schrift sind es noch Stoffe, welche weder ganz todt, noch wirklich zu Organismen geformt sind; nachdem aber der Verf. M'Culloch Abhandlungen über *Malaria*, welche ihm übrigens schon durch einen ausführlichen Auszug in Heusinger Zeitschrift für organische Physik hätte bekannt seyn können, nicht im Original, sondern aus einer Recension im *American Review; Philadelphia, Sept. & Dec.* 1828. hatte kennen lernen, und dieser Recensent die Idee von M'Culloch

noch weiter ausführte und zu einer wirklichen „Animalcular-Theorie" ausbildete; so erklärt sich der Verf. auch zu solcher, giebt in No. 2. einen Auszug aus der Schrift von M'Culloch, und zeigt in No. 3, wie besonders auf diese Theorie gestützt, Maßsregeln für gefahrlosen Handel und Völkerverkehr gegeben werden können, da er eine Handelssperre für das größte Unglück erklären muß.

Der Verf. von No. 4. wünschte nach seinem Vorwort mit den Flügeln der Morgenröthe auf einem Weltkatheder die Lehre von der *Malaria animata* zu verkünden, und zeigt, wie nach dem, was man bis jetzt von der *Malaria* und ihrer Wirkungsweise weiß, sich dieselbe vielmehr mit Schwärmen von Insekten als mit einem Gas vergleichen lasse. Ja er schlägt vor, in der Nähe mehrerer Ortschaften, wo die Cholera herrscht, in der Ausdehnung von ¼ bis zu einer deutschen Meile, und in der Richtung von Norden nach Süden eine etwa 12—14 Fuß hohe Wand (Cordon) von Leinwand zu ziehen und beide Leinwandflächen nur oberflächlich mit einer süßen Substanz (Syrup, Honig, oder auch mit dem ausgepreßten Safte von Mohrrüben), die er als Lockspeise für die Luftinfusorien hält, zu bestreichen. Auch könne man rohes Fleisch, Vegetabilien, namentlich Sumpfgewächse an diesen Leinwandcordon aufhängen, dann werde man bei mikroskopischer Untersuchung einzelner aus der Leinwand geschnittener Stückchen die Zuginfusorien wohl entdecken. Er warnt auch vor Ventilatoren, eher solle man draußen an der Stubenthüre, besonders in Keller- und Parterre-Wohnungen eine mit Terpentinöl bespritzte wollene Decke aufhängen, in den Zimmern mit Theer von Morgen bis Abend räuchern, das Schlüsselloch in der Stubenthüre mit in Terpentinöl getauchter Baumwolle ausstopfen und das Bett bei verschlossenen Thüren und Fenstern von einer treuen Person machen lassen.

In No. 5. dagegen erklärt sich unter Voraussetzung der bekannten Resultate der Eudiometrie und der Untersuchungen über Respiration der Verf. für ein Miasma (?),

Digitized by Google

das in den Kranken sich erzeuge, es sey flüchtiger Natur und gehorche den Gesetzen des Wasserstoffs. Wenn es auf ein disponirtes Individuum wirke, so verursache es eine Coagulation des Blutes, dabei entstehe Ueberladung durch Kohlenstoff, weil der Sauerstoff einestheils mit dem Wasserstoff Wasser, und anderntheils mit wenig Kohlenstoff Essigsäure bilde. Ja er hält es mit Prchal nicht für unwahrscheinlich, dafs durch Zurückhaltung des Kohlen- und Wasserstoffs, welcher letztere durch mangelnde Oxydation nicht in Wasser verwandelt werden könne, Blausäure oder Cyan sich erzeuge.

Schnurrer.

---

1) *Die epidemische Brechruhr zu Lemberg von Dr. Moritz Rohrer. Brünn, bei J. G. Traßler.* 45 *S.* 4.

2) *Die Cholera beobachtet in Galizien im Jahre* 1831. *von Dr. J. M. Prchal. Prag* 1831. 75 *S. gr.* 8.

3) *Summa observationum quas de Cholera orientali a die XXIV. Julii usque diem XX. Septembris anni MDCCCXXXI. in liberae regiaeque civitatis Pest Nosocomiis collectas sistunt Josephus Pólya et J. Carol. Grünhut M. Doctores, nosocomiorum pro aegris Cholera orientali affectis erectorum Medici ordinarii. Cum iconibus morbi, ac relationibus numericis tabellaribus. Pestini apud Ottonem Wigand. MDCCCXXXI.* 1. *Nov.* 61 *p.* 8.

4) *Die Cholera-Epidemie in Danzig während des Sommers* 1831, *geschildert von Dr. Ed. Otto Dann. Danzig, bei F. S. Gerhardt.* 1831. *IV u.* 57 *S.* 8.

5) *Geschichtliche Darstellung des Ausbruchs der asiatischen Cholera in Hamburg. Nach Acten und amtlich angestellten Untersuchungen. Von J. L. G. Fricke. Mit einem lithographirten Grundrisse von Hamburg. Hamburg, Perthes und Besser.* 1831. *VIII u.* 92 *S.*

6) *Bau und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemieen und ihrer Verbreitung, mit besonderer Rücksicht auf die asiatische Brechruhr, von Dr. S. L. Steinheim. Erstes und zweites Fragment, jedes* 48 *S. Altona, Hammerich und Lesser,* 1831.

Aus der Fülle der sich täglich mehrenden Berichte achtungswerther Beobachter über die Cholera boten sich die fünf erstgenannten Schriften hauptsächlich deshalb

Digitized by Google

dar, weil sie von den entlegensten Punkten Deutschlands Nachricht geben, und die Verf. sich zunächst eine einfache Darstellung des Hergangs zur Aufgabe gemacht haben, soweit aus denselben am leichtesten ersehen werden kann, wie theils die Krankheit in ihrer Verbreitung sich etwa verändert hat, theils wie die Ansichten und Erfahrungen über Behandlung und Verbreitungsweise derselben sich weiter ausbildeten.

Ohne über die Zufälle etwas Neues hinzufügen zu können, bestätigt auch der Verf. von No. 1. aus eigener Erfahrung die heftigen Zuckungen der Leichen, sogar noch einige Stunden nach dem Tode, und führt, was noch beherzigenswerther ist, Fälle von Scheintod an, unter andern von einem zwölfjährigen Mädchen, deren vermeintliche Leiche die pflegende Mutter bereits ankleidete und darauf in ein anderes Zimmer sich begab, als sie nach drei Stunden ihre Tochter schreien hörte. Doch starb das Kind am andern Abend wirklich. Hierbei verdient hier schon die Versicherung von Prchal Erwähnung, dafs die Leichen von Cholera-Kranken ein paar Stunden nach dem Tode warm anzufühlen waren. Für die Ansteckung erklärt sich zwar der Verf., in allen drei von ihm angeführten Fällen aber theilte das gesunde Individuum, welches die Krankheit verpflanzt haben sollte, dieselbe nicht den Nächsten, mit welchen es zu thun hatte, mit, sondern erst Solchen, mit welchen es später in Berührung kam, und erst noch später erkrankten zwei von diesen Individuen selbst, das dritte blieb aber gesund. Von den Kranken aus soll auf eine eigenthümliche Weise die Atmosphäre in ihrem dynamischen Processe verändert worden seyn, denn die Klage über eingenommenen Kopf, Schlaflosigkeit und Kollern im Leibe sey allgemein gewesen. Wollte man glauben, dafs die Atmosphäre durch die Kranken inficirt worden sey, so müfste eine Desinfectionsmethode angewendet werden, die der bei der Pest gebräuchlichen gerade entgegengesetzt wäre; denn von dem Pestcontagium wird angenommen, dafs es von der Atmosphäre verzehrt werde

und daher alles, was man für inficirt hält, in der gröfstmöglichsten Fläche derselben dargeboten.

Im Glauben, dafs der Krankheit eine Affection des Gangliensystems zu Grunde liege, worin die Solidar-Pathologen unserer Zeit, auch ohne gerade hierbei auf den anatomischen Erfund sich berufen zu können, das Wesen der Krankheit gefunden zu haben meinen, wird das Blutlassen nur bei Vollblütigen für zulässig erklärt, dagegen wird desto mehr das Opium und die *aqua lauroccrasi* gerühmt, von der Tinctur des ersteren sollen jedoch täglich nur 15—20 Tropfen gereicht werden; ja der Verf. versichert sogar, ohne die von D. Sachar empfohlenen Tropfen aus *Tinct. ratanh.* ʒjj *Aq. lauroceras.* ʒj und *Laud. liq. Syd.* ℈j, alle 5 Minuten zu 5—15 Tropfen, habe er keinen Patienten genesen sehen, immer werde das Erbrechen und Abführen darauf vermindert, doch wurden in allen Fällen auch zugleich warme Aufgüsse von aromatischen Kräutern oder ein noch warmes Salep-Decoct gereicht, und Bäder, besonders von Dampf, sowie Frictionen zugleich angewendet. Ueber die Behandlung durch Kälte äufsert sich der Verf. S. 25. und 34. dahin: kalte Waschungen habe man auch versucht, die manchmal Linderung gebracht haben sollen, doch seyen die meisten auf diese Weise behandelten Kranken gestorben, und dann weiter unten: eiskaltes Wasser werde zwar von den meisten Kranken mit Ungestüm verlangt, folge man aber ihrem Instinkte, so werde es, besonders in gröfserer Quantität getrunken, sogleich mit Heftigkeit ausgebrochen. Die Fälle, in welchen es geholfen, seyen äufserst wenig, die Wirkung übrigens sehr schnell gewesen, häufig aber Localentzündungen darauf gefolgt, in den 6 Fällen, da die Kälte gute Wirkung gehabt zu haben geschienen, seyen Magen-, Gedärme- und andere Entzündungen gefolgt, und 4 unter den heftigsten durch Nichts zu lindernden Schmerzen gestorben.

Der Verf. von No. 2. beobachtete die Krankheit in Czortkow und auch in Lemberg. Ihm könnte vielleicht eher der Vorwurf gemacht werden, dafs er zu bestimmt

sich von der Ansicht leiten lasse, das der Cholera zu Grunde liegende Miasma wirke unmittelbar auf die Lungen und hindere die Entkohlung des Blutes. Er erklärt sich daher gegen den Gebrauch narcotischer Mittel. Wenn die Krankheit plötzlich unter Schwindel, Kopfschmerz, Abgeschlagenheit, Schmerz in der Magengegend, Drükken im Herzen eintrete und der Puls sehr klein und hart wie eine Darmsaite (?) sey, so hätten die Kranken nach Abfluss von 6 — 18 Unzen Blut plötzlich eine Erleichterung gefühlt. Manchmal wären die Kranken schon so entkräftet gewesen, dass sie hinsanken, während sie nach dem Aderlassen nicht nur ohne Hülfe hätten gehen, sondern selbst ihre Geschäfte wieder versehen können. Das hier aus der Ader fliefsende Blut sey öfters schon dickflüssiger und dunkelrother als im gewöhnlichen Zustand, habe Flecken oder Streifen, die blauschwarz aussahen, gehabt, und habe sehr stark gedampft. War aber schon einige Tage eine Unpäfslichkeit, besonders Diarrhöe, dem Ausbruch der Krankheit vorangegangen und die Temperatur des Kranken schon bedeutend alterirt, so half eine solche Aderlafs nichts mehr, auch schon aus dem Grunde, weil das Blut gar nicht mehr in einem Strome flofs. Die innerliche Anwendung des kalten Wassers oder des Eises zeigte sich ziemlich wirksam, wenn der Kranke bei dem fortwährenden Erbrechen nach kaltem Getränke verlangte, immer haben aber zugleich Reibungen der Haut vorgenommen werden müssen, und wie sich dann etwas Wärme einstellte und der Puls fühlbarer wurde, so habe man statt des kalten Getränkes schwachen Fliederthee reichen müssen. Der kalten Begiefsungen wird nicht erwähnt, aber auch hier wird den Dampfbädern vor den warmen Bädern (in tropfbar flüssiger Form) der Vorzug gegeben. Obgleich der Verf. die von ihm bei der Cholera angenommenen Vorgänge eben so gut von der Wirkung eines Contagiums als eines Miasma's herleiten könnte, so fühlt er sich doch durch das, was er selbst sah, bestimmt, die Verbreitung der Krankheit weit häufiger von letzterem als von ersterem

herzuleiten, indem mehrmals von zwei in ihrer Lage verschiedenen, wenn auch ganz nahen, Orten bei ununterbrochenem Verkehr, die Krankheit in dem einen sich stark verbreitete und in dem andern selten blieb. Auch führt er einen von ihm genauer beobachteten Fall an, da eine Frau aus einem gesunden Orte in einen von der Krankheit ergriffenen Ort reiste, bei ihrer Rückkehr zwar erkrankte und starb, die Krankheit aber damals noch bei Niemand weiter erschien, auf der andern Seite habe er wohl auch gehört, dafs Angehörige bisher gesunder Orte, nach dem Besuche oder nach der Rückkehr aus Orten, wo die Krankheit herrschte, erkrankten und die Krankheit darauf auch bei Andern sich äufserte; läfst sich aber denn in einem solchen Falle nicht auch mit demselben Grunde sagen, dafs, wenn einmal die Krankheit in ihrem Weiterschreiten bisher gesunde Orte erreiche, wohl eher diejenigen befallen werden möchten, auf welche die krankmachenden Einflüsse schon längere Zeit gewirkt haben, wie ja auch, ganz seltene Fälle ausgenommen, nicht gleich in der ersten, sondern erst in der dritten und vierten Woche die Zahl der Erkrankungen ihr Maximum erreicht, und dafs den Vertheidigern der Ansteckung überhaupt der Beweis obläge, dafs Niemand erkrankte, als wer Verkehr mit einem solchen zuerst Erkrankten hatte?

No. 3. hat neben manchem Andern dadurch besonderen Werth für die Lehre von der Cholera, weil das zweite, wohl auch das congestive genannte, Stadium ausführlicher behandelt wird. Dieses Stadium, von welchem man, ehe die Krankheit den europäischen Boden betreten, noch wenig gehört hat, dessen aber im Weiterschreiten der Krankheit immer häufiger Erwähnung geschieht, scheint auch zu Pest, sey es durch die Localität oder durch die subjective Beschaffenheit der Befallenen, besonders begünstigt worden zu seyn, denn es bildete daselbst einen so wesentlichen Theil der Krankheit, dafs es nicht nur nie fehlte und durch keine menschliche Kunst vorgebeugt werden konnte, sondern auch ein Drittheil

mehr als in dem ersten Stadium in beiden Spitälern an demselben gestorben wären, wenn nicht wieder die als sterbend ins Spital Gebrachten, und die besonders gerechnet werden, wieder dem ersten Stadium zufielen. Dieses Stadium schien zwar die leichtere Art zu seyn, wo es gelungen war, im ersten Stadium durch sorgfältiges Darreichen von Thee eine allgemeine Transpiration hervorzubringen, eigentlich konnte demselben aber durch keine menschliche Kunst vorgebeugt werden. Es kündigte sich dasselbe durch Neigung zum Schlaf und Röthe des Gesichts, wobei besonders die Bindehaut und die Ränder der Augenlieder immer röther wurden, und wie auch anderwärts bemerkt worden, sich gelber Schleim absonderte, an, die Zunge verlor ihre platte Form, wurde zusammengezogen und trocken, ebenso entstand auch auf der Haut Hitze und Trockenheit, und wenn die Kranken ihre Besinnung auch nicht ganz verloren, so verfielen sie doch immer mehr in Sopor, vor welchem man sie sehr bewahren mufste. Wirklich ergab sich auch als einziges Mittel, welches in diesem Stadium Nutzen schaffte, dafs man den Kranken, so schwach er war, und obgleich er selbst auch wenig Lust dazu hatte, gleichsam mit Gewalt und indem man ihn so viel als möglich unterstützte, im Zimmer umher führte, konnte dann der Kranke es von sich erhalten, selbst ein wenig nachzuhelfen, so gewann er sichtbar mehr Kraft, und darüber verschwanden die Zufälle. Wollte man dagegen durch das rothe Aussehen verleitet, gegen vermeintliche Blutcongestion Blutegel anlegen, so erfolgte schnell Blässe und der Kranke war ohne Rettung verloren. Zwar behaupten die Verff., dafs gleich im Anfang der Krankheit und in der ersten Periode der Epidemie Blutlassen gute Dienste geleistet habe, sie sahen aber, wie auch die Rigaer Aerzte, nie das nur in Tropfen fliefsende Blut allmählig in vermehrte Strömung gerathen, es konnte daher auch von einer nächsten und unmittelbaren Wirkung nicht die Rede seyn. Das Reiben mufs mit grofsem Nachdrucke getrieben worden seyn, da die Kranken

nachher wie geschunden waren. Sonst wird auch noch die Ipecacuanha theils als Brechmittel, theils im Aufgufs als schweifstreibend sehr gerühmt, ferner auch das essigsaure Morphium, es wurde aber von letzterem ein halber Gran in 24 Theile getheilt und eine solche Gabe alle Stunde gereicht. Die Verff. sind eher für die Ansteckung, doch mehr aus theoretischen Gründen, als indem sie wirklich entscheidende Thatsachen anführten; unter andern soll die Cholera auch deshalb ansteckend seyn, weil sich in einzelnen Fällen in dem zweiten Stadium wie bei andern ansteckenden Krankheiten Exantheme gezeigt haben; von diesen Exanthemen wissen aber die Verff. selbst nicht gewifs, ob sie nicht von den Frictionen mit veranlafst wurden, und dann versichern sie auch auf das bestimmteste und führen Fälle an, dafs in den Sälen der Reconvalescenten nie keine Ansteckung bemerkt worden sey, während doch gerade in diesem Stadium nach der Versicherung anderer Vertheidiger der Contagiosität, die Ansteckung am häufigsten seyn sollte. Die Abbildungen geben kein deutlicheres Bild der Krankheit, als die lebendige und in sehr bezeichnenden Ausdrücken gegebene Beschreibung derselben.

Der Verf. von No. 4, dessen früherer Bericht in der Preufsischen Allgemeinen Staatszeitung in seiner Einfachheit und Unbefangenheit wohl geeignet war, die Vorstellungen über Entstehungsweise der Cholera zu berichtigen, hält sich auch hier blos an Thatsachen, nach welchen kein Zweifel Statt finden kann, dafs die Krankheit wenigstens zu Danzig ganz local entstanden ist, was um so mehr zum Nachdenken hätte bewegen sollen, als in der grofsen Zahl der Cholera-Spitäler zugleich auch durch die Erfahrung erwiesen wurde, dafs die Krankheit nicht durch Anhäufung von Kranken erst im Verlaufe, wie z. B. der Typhus einen contagiösen Charakter annimmt, denn nirgends ist bis jetzt in einem solchen Spitale eine besondere Sterblichkeit ausgebrochen, sondern allerwärts starben in denselben weniger, als in ihren Häusern.

Digitized by Google

Eben so anziehend durch ihre Natürlichkeit ist auch die Beschreibung der Zufälle und besonders des Zustandes, welcher sich bei solchen Kranken ausbildet, bei denen nach dem Verlaufe der Cholera eine Folge-Krankheit eintritt. Der Verf. nimmt einen nervosen, soporosen und schleichenden Zustand, letzteren mit Durchfall, an.

Ungemein wichtig war für Ref. auch der S. 16. beschriebene Zustand, welchem nicht einmal die Zufälle der Cholera vorangehen, sondern wo sich Erscheinungen einstellen, die dem Schweifsfieber gleichen, wie solches in den Heidelberger klinischen Annalen VI. Bd. 1. Heft und von Steudel beschrieben wurde, und unter profusem Schweifs und Beklemmung die stärksten Individuen nach 12, ja zuweilen schon nach 8 oder 6 Stunden dahinsterben.

Besonders nachtheilig erwies sich zu Danzig während der Dauer der Cholera der Genufs der Erdbeeren, besonders der Garten-Erdbeeren. Der Verf. meint, die Krankheit bestehe in Krampf und schnell eintretender Lähmung des Darmkanals, bedingt durch eine eigenthümliche Affection der Nerven. Hierauf liefse sich nun wohl erwiedern, dafs ein lähmungsartiger Zustand der Gedärme, aus deren teigigen und mit Blut unterlaufenen Beschaffenheit sich wohl abnehmen lasse, dafs übrigens noch Niemand eine besondere Affection der Nerven wirklich nachgewiesen habe, alle Wahrnehmungen aber sich über dieselbe krankhafte Beschaffenheit des Blutes vereinigen.

Seine Kranken behandelte der Verf. mit 5 — 10 Tropfen *Laud. liq.* alle Stunden in einem warmen Aufgufs, wobei er seine verschiedene Reizmittel einzeln aber abwechselnd reichte, in der einen halben Stunde Baldrian-Tinctur, in der andern Schwefel-Aether oder *Tinct. Ambrae cum moscho.* Dabei wird gleich anfangs der Kranke in ein Bad von 30° Reaum. gesetzt, gerieben und gebürstet, auch werden Sinapismen aufgelegt. Die Anwendung der Kälte, in Sturzbädern, erklärt der Verf. nur in dem soporosen Zustande für zuträglich. Hier

müssen sie aber alle Stunden wiederholt werden; kommen übrigens die Kranken nicht bei dem ersten Sturzbad zur Besinnung, so helfen alle folgende nichts.

Von No. 5. wird als Hauptzweck angegeben, durch eine einfache Darstellung der Thatsachen mit den kleinsten Details zu erweisen, dafs wenigstens kein Grund vorhanden war, den Ausbruch der Krankheit zu Hamburg von einer Einschleppung herzuleiten, sondern man nicht anders annehmen könne, als dafs sie unter Vereinigung von bis jetzt unbekannten Verhältnissen sich gebildet habe. Eine sehr werthe Zugabe bildet ein Grundrifs und eine kurze Topographie der Stadt. Von den Hamburg eigenthümlichen Kellerwohnungen, in die jährlich 2 bis 4 mal bei den hohen Fluthen das Wasser strömt und in welchen 30 — 40,000 Menschen, die zu der fleifsigen Gewerbtreibenden Bürgerclasse gehören, leben, versichert der Verf., dafs der Einflufs auf die Gesundheit nicht so nachtheilig angenommen werden dürfe, indem Viele ein hohes Alter erreichen. Seit dem Jahre 1823 habe in den verschiedenen Krankenanstalten das Sterblichkeitsgesetz zugenommen; dies ist um so bemerkenswerther, als auch in den gesammten, in ihrer physischen Beschaffenheit so verschiedenen, Provinzen der preufsischen Monarchie eine ähnliche Zunahme des Sterblichkeits-Verhältnisses in den letzten sechs Jahren sich ergeben hat.

Am 2. October starb auf einem bei Geesthacht unter Quarantäne liegenden Fahrzeug ein Matrose, welcher vier Wochen lang eine Diarrhoe gehabt hatte und in dessen Leiche die Gedärme entzündet gefunden wurden. Die Quarantäne, auf deren Dauer dieser Todesfall keinen Einflufs hatte, endigte mit dem 5ten October. An demselben Tage erkrankte auch das erste Individuum zu Hamburg, ein 67 Jahr alter Säufer, der sich mit Kartenlegen, wohl auch mit Betteln seinen Unterhalt verschaffte, in tiefem Keller einer Bettlerherberge in einer der tiefsten Strafsen Hamburgs; in diesem tiefen Keller ergab sich auch der 2te und 3te Erkrankungsfall, der 4te, welcher

Digitized by Google

um Tiere (Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Hunde, Katzen, auch wilde Tiere), Vögel, Fische, Reptilien, Insekten, Würmer, Pflanzen, Bäume, Sträucher, Kräuter, Getreide, Gemüse, Früchte, Blumen, Gras, Moos, Steine, Erden, Metalle, Salze, Wasser, Luft, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Schall, Farben, Gerüche, Geschmäcke, Gifte, Arzneien, Nahrungsmittel, Getränke, Kleidungsstücke, Wohnungen, Hausgeräte, Werkzeuge, Waffen, Schmuck, Spielzeug, Bücher, Schriften, Bilder, Gemälde, Statuen, Musikinstrumente, Musikstücke, Gesänge, Tänze, Spiele, Sprachen, Schriftarten, Zahlen, Maße, Münzen, Gewichte, Uhren, Kalender, Gesetze, Verordnungen, Verträge, Urkunden, Wissenschaften, Künste, Gewerbe, Handwerke, Fabriken, Handel, Verkehrsmittel, Verkehrswege, Gebäude, Städte, Länder, Völker, Staaten, Religionen, Kirchen, Sekten, Priester, Gottesdienste, Feste, Gebräuche, Sitten, Moden, Vergnügungen, Krankheiten, Ärzte, Krankenhäuser, Irrenanstalten, Gefängnisse, Strafen, Verbrechen, Verbrecher, Selbstmord, Tod, Begräbnisse, Totenfeiern, Totenkult, Totenklage, Totenehrung, Totenbestattung, Totenbegäng

Ende Deutschlands gelangten Krankheit irgend etwas gewonnen worden wäre; nicht nur ergeben sich keine bestimmte Indicationen, in welchen Fällen man warme Infusa und äufserlich Wärme oder umgekehrt Eis und kalte Uebergiefsungen anzuwenden habe, noch wie der eigentliche Hergang war, wenn auf das Aderlassen guter oder schlimmer Erfolg sich ergab. Bei den glücklichen Kuren, welche besonders in der Schrift von Zimmermann angeführt werden, entsteht oft der Zweifel, ob es auch wirklich die Cholera gewesen sey. Welch geringen Einflufs überhaupt die Behandlungsweise auf den Erfolg gehabt habe, erhellt am einleuchtendsten daraus, dafs in dem einen der Spitäler die Behandlung mit Aderlafs und einem heifsen Bade begonnen, darauf flüchtige Salbe und Opiumtinctur eingerieben und *Magist. Bismuthi*, Kampher und Opium gereicht, in dem andern dagegen Brechmittel, darauf Abführungsmittel und äufserlich Kampheröl verordnet wurde, und doch in beiden das Sterblichkeitsverhältnifs als dasselbe sich ergab.

Seine eigenen Erfahrungen über die ärztliche Behandlung konnte jedoch der Verf. von No. 5, als er diese geschichtliche Darstellung erscheinen liefs, noch nicht mittheilen, zunächst war es auch, wie bereits bemerkt wurde, nur seine Absicht, durch die einfachste Mittheilung der Thatsachen zu zeigen, dafs die Krankheit ganz local und ohne alle Mittheilung von Aufsen zu Hamburg entstanden sey.

Gegen diese These tritt nun der Verf. von No. 6. auf, **und behauptet nichts Geringeres, als dafs gerade diese Darstellung ergebe, es sey die Cholera contagios, oder wenn auch durch Miasma veranlafst, letzteres doch verpflanzbar und durch Sperranstalten in seiner Verbreitung zu beschränken. Da es hier einzig auf die Gründe selbst ankommt, so glaubt auch Ref. diese nur aus den Fragmenten anführen zu dürfen, überzeugt, dafs Leser, welche das kritische Talent des Hrn. Verfs. kennen, den Genufs, die Schrift auch zu lesen, sich selbst nicht versagen werden.**

Digitized by Google

Da ich mich nun vor der Hand nicht mehr als Schwaben, sondern Ulm und die nächsten, und weiter, gar nicht in Betracht ziehe, so kann ich mich auch nicht mehr als Schwaben betrachten, und da ich mich nicht mehr als solchen betrachte, gehöre ich keiner Gesellschaft derselben an. Ich bin also ein Mann ohne Vaterland, ein Weltbürger, wie Sie wollen, und habe keine Ursache, mich über Ihre Ausdrücke zu ärgern. Ich bin ein Mann, der gerade das Gegenteil von dem ist, was Sie mir vorwerfen, und ich kann mich ebenso ruhig über Ihre Vorwürfe hinwegsetzen, wie ich ruhig zusehen würde, wenn ich einen Menschen, der keine Augen hätte, mit Ihnen über die Farben streiten hörte. Auch weiß nur dem Ton Ihrer Rede nach, daß Sie mir Vorwürfe machen, aber nicht, worin sie bestehen, denn ich habe Ihre Briefe nicht gelesen, weil ich meinen Entschluß vor dem Lesen gefaßt hatte, sie ihnen, ohne sie zu lesen, zurückzuschicken. Ich habe Ihnen also nichts zu antworten, als daß ich Ihnen Ihre Briefe ungelesen zurückschicke, und daß ich Ihnen vielleicht wieder, für den Unglücklichen, schreiben werde, wenn Sie mir Ihre Meinung über Ihre Handlungsweise in Ansehung meiner so ruhig und kaltblütig gestehen, daß ich Ihre Ruhe annehmen darf, um mich mit Ihnen darüber zu unterhalten. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß ich Ihnen Ihre Briefe ungelesen zurückschicke, und daß ich Ihnen vielleicht wieder schreiben werde. Meine nächsten Tage sind frei. Ich werde sie dazu anwenden, um mich mit Ihnen über Ihre Handlungsweise gegen mich, und über Ihre Ursachen, sie zu ändern, und irgendwo auch zu ungeben, vielleicht auch zu entschuldigen, zu unterhalten

Amtliche Berichte über Kunstsachen.

Unter Kunstsachen verstehen wir solche, welche, sei es durch ihren Gegenstand, sei es durch ihre Behandlung, sei es durch ihre Bestimmung, sich als Werke der Kunst darstellen oder darstellen sollen. Die Beurtheilung solcher Sachen ist nicht Jedermanns Sache, sondern sie erfordert Kenntnisse und Erfahrungen, welche nur Wenigen zu Gebote stehen. Es ist daher nothwendig, daß Gerichte und Behörden, welche über Gegenstände der Kunst zu urtheilen haben, sich dabei der Beihülfe von Sachverständigen bedienen.

Die Erfahrung, welche die Redaktion bei der Leitung dieser Zeitschrift gemacht hat, hat sie zu der Ueberzeugung geführt, daß es nöthig sei, die Gutachten, welche von Sachverständigen über Gegenstände der Kunst abgegeben werden, zu veröffentlichen, damit sie einer Kritik unterworfen werden können. Manche Gutachten, welche uns zu Gesicht gekommen sind, haben uns gezeigt, daß die Sachverständigen sich nicht immer über die Grundsätze, welche bei der Beurtheilung von Kunstsachen zu befolgen sind, klar sind, daß sie nicht immer die Grenzen, welche ihrer Thätigkeit gesteckt sind, innehalten, daß sie durch Mangel an Kenntnissen, durch Vorurtheile, durch Leidenschaften, durch Parteiungen sich haben verleiten lassen, Urtheile abzugeben, welche nicht nur unrichtig, sondern auch ungerecht sind. Wir werden daher in dieser Zeitschrift Gutachten, welche uns zugehen, veröffentlichen, und wir werden sie, wenn sie unrichtig sind, berichtigen, wenn sie ungerecht sind, tadeln. Wir werden dabei nicht nur die Gutachten, welche uns zugehen, sondern auch solche, welche uns bekannt sind, oder welche wir in Zukunft kennen lernen werden, berücksichtigen. Wir werden dabei nicht nur die Gutachten, welche uns zugehen, sondern auch solche, welche uns bekannt sind, oder welche wir in Zukunft kennen lernen werden, berücksichtigen. Wir werden dabei nicht nur die Gutachten, welche uns zugehen, sondern auch solche, welche uns bekannt sind, oder welche wir in Zukunft kennen lernen werden, berücksichtigen. Wir werden dabei nicht nur die Gutachten, welche uns zugehen, sondern auch solche, welche uns bekannt sind, oder welche wir in Zukunft kennen lernen werden, berücksichtigen.

Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen. Von J. A. Spetzler, Baumeister in Lüneburg. Mit 6 Steintafeln. Lübeck 1832. XIV u. 90 S. 8.

Die ohnehin schon reiche Literatur über die artesischen Brunnen wird durch diese Schrift noch um eine vermehrt, von der es jedoch zu wünschen ist, dafs sie unter der übrigen Menge nicht unbeachtet bleiben möge. Es bedarf nämlich keines Beweises, dafs die Bohrbrunnen von gar nicht zu berechnender Wichtigkeit sind, inzwischen geht es damit ebenso, als mit vielen andern höchst wichtigen und durch den Reiz der Neuheit interessanten Gegenständen. Als Astley Cooper z. B. auffand, dafs in einigen Fällen die Taubheit durch das Durchbohren des Paukenfelles geheilt werden könne, meinten verschiedene Aerzte, man dürfe in allen vorkommenden Fällen diese Operation nur anstellen, um das verlorene Gehör sicher wieder herzustellen, und eben so meinen jetzt gar Viele, man dürfe nur irgendwo bohren, um so viel Wasser, muthmafslich über die Oberfläche springendes, auf allen Fall aber bis einige Fufs unter dieselbe ansteigendes, zu erhalten, als man verlange. Es ist daher sehr gut, wenn diejenigen Schriften, welche eine Anleitung zur Bohrung der artesischen Brunnen enthalten, das Publicum zugleich über diesen Punct belehren, indem sie nachweisen, dafs nicht überall solche unterirdische Wasserbehälter existiren können, die nothwendig vorhanden seyn müssen, wenn eine Bohrung zu einem befriedigenden Resultate führen soll, und insbesondere ist dieses in ausgedehnten, tief liegenden, Ebenen sehr nöthig, wo das Wasser der Hydrometeore sich leicht auf der Oberfläche ansammelt, ohne überhaupt in die Tiefe herabzusinken, und langsam den wenig tiefer liegenden Flüssen zugeführt wird, oder stagnirend wieder verdunstet. An solchen Orten hat man aber zum Ersatz

Digitized by Google

den grofsen Vortheil, dafs man nicht tief zu bohren gezwungen ist, um die etwa vorhandenen Quellen aufzufinden, wonach also die anzustellenden Versuche mit wenigen Kosten verknüpft sind. Man mufs nämlich zugleich in Anschlag bringen, dafs nach einer leichten Berechnung die auf den Horizont reducirten Flächen der zu einer ländlichen Wirthschaft erforderlichen Gebäude durch das Auffangen des meteorischen Wassers so viel von diesem unentbehrlichen Subsistenzmittel liefern, als das Bedürfnifs der zu einer solchen Haushaltung nöthigen Menschen und Thiere fordert, so dafs also die Quantität dessen, was auf eine Feldmark herabfällt, schon überwiegend grofs seyn mufs, woraus die ungeheure Wassermenge erklärlich wird, welche Gebirgsströme fortwährend dem Meere zuführen.

Nach einer Vorrede von Hrn. H. N. Börm in Lübeck, welche nichts Wesentliches enthält, giebt der Verf. zuerst eine Theorie der Bohrbrunnen oder vielmehr der Quellen überhaupt. Sie ist zwar nicht vollständig, aber für den vorliegenden Zweck genügend, und weiset insbesondere nach, wie man zuvor erst die örtlichen Verhältnisse des Bodens der fraglichen Gegenden untersuchen, und hieraus bestimmen müsse, mit welcher Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs man den Versuch der Bohrung anstellen könne. Liegt nämlich eine für das atmosphärische Wasser undurchdringliche Thonschicht unter der Dammerde, dem losen Gerölle und dem Sande so flach, dafs das auf sie herabsinkende Wasser der Hydrometeore einem zu nahen Flusse oder einem See zugeführt wird, und läfst sich nicht erwarten, dafs dasselbe von entfernteren Höhen herab unter jene Decke gelange, so bleibt zwar noch die Möglichkeit eines tiefer liegenden Wasserbehälters, aber die Wahrscheinlichkeit wird so geringe, dafs es Thorheit seyn würde, die allezeit nicht unbedeutenden Kosten auf einen ungewissen oder gar unwahrscheinlichen Erfolg zu verwenden. Eine schätzbare

Digitized by Google

Zugabe zu diesem Abschnitte, welchen ähnliche Werke nicht enthalten, ist eine praktische Angabe, die Reinheit des erhaltenen Wassers zu prüfen, denn an vielen Stellen findet man eben durch Bohrung auch namentlich Salzwasser, was man seines Werthes ungeachtet doch zum ökonomischen Gebrauche nicht verwenden kann. Sehr unterrichtend ist zugleich eine Tafel, worauf von einem in Lüneburg und einem in Frankreich gebohrten Brunnen die Reihenfolge der Erdschichten mit ihrer Mächtigkeit angegeben, und die eingesenkten gleichweiten und abnehmend weiten Röhren anschaulich dargestellt sind.

Im nächstfolgenden Abschnitte werden die verschiedenen Bohrer, die zu ihrem Gebrauche nöthigen Vorrichtungen, die Verhältnisse, unter denen die mannigfaltigen Arten derselben in Anwendung gebracht werden, und die von ihnen zu erwartenden Leistungen beschrieben. Dieses geschieht zwar kurz und mit Weglassung einiger mehr zusammengesetzten Maschinentheile, zugleich aber vollständig und deutlich genug, um mit Zuziehung der zugehörigen Zeichnungen von jedem mit technischen Kenntnissen im Allgemeinen versehenen Leser verstanden und erforderlichen Falls in Anwendung gebracht zu werden. Hinzugefügt ist dann ein Verzeichnifs der Kosten eines solchen bis auf 200 F. Tiefe ausreichenden vollständigen Bohrapparates, im Gesammtbetrage zu 400 Rthlr. oder 720 fl. rheinisch. Mit Recht bemerkt der Verf., dafs ein solcher Kostenanschlag nur approximativ seyn könne, und an den verschiedenen Orten durch abweichende Preise einige Veränderung erleiden müsse, allein hieraus werden keine bedeutende Unterschiede erwachsen, wenigstens sind die Angaben namentlich mit den hier üblichen sehr genau übereinstimmend, denn selbst der bedeutendste Theil, nämlich das Eisen, welches verarbeitet zu 4 ggr. oder 18 kr. pr. ℔. angenommen ist, würde hier zwar wohl etwas, aber sicher nicht viel wohlfeiler erhalten werden. Die Ursache einer so nahen Uebereinstimmung liegt offenbar in dem jetzt bestehenden leichten Transporte aller Ge-

genstände, welches die Fabriken nöthigt, so ziemlich überall wenig von einander abweichende Preise zu halten. Die Kosten für solche Apparate, die in den meisten, oder mindestens in sehr vielen Fällen genügen, für minder tiefe, etwa blos durch die obere Erdkruste und dann eine ungleich mächtige Thonschicht gehende, Bohrungen, betragen aus begreiflichen Gründen ungleich weniger.

Hieran schliefst sich zweckmäfsig eine genügende Angabe des praktischen Verfahrens beim Bohren. Eine Hauptsache hierbei ist das Einsenken der Röhren, vorzüglich wenn diese ungleich weit seyn müssen. Mit Recht wird den gufseisernen Röhren hierbei der Vorzug eingeräumt, welche wegen ihrer dünneren Wandungen, der minder rauhen Oberfläche und zugleich durch ihr eigenes, mit zunehmender Länge bedeutend wachsendes, Gewicht weit leichter einsinken, als hölzerne, andere Vorzüge nicht gerechnet. Da man, auf allen Fall bei grofsen Röhren und auf beträchtliche Tiefen, den Rammklotz zum Eintreiben anwenden mufs, so wird zugleich die zum Einrammen erforderliche Maschine nebst dem ganzen Verfahren bei dieser Operation vollständig beschrieben. Beiläufig wird auf Seite 58. auch eine allgemeine Formel zur Berechnung der Kraft gegeben, womit der Rammklotz aufschlägt, nämlich in Pfunden $= p\sqrt{h}$, wenn p das Gewicht desselben und h die Fallhöhe in Fufsen bezeichnet. Bekanntlich ist dieses interessante Problem, welches so aufserordentlich oft in Anwendung kommt, keineswegs mit solcher Schärfe und Bestimmtheit entschieden, als bei den übrigen mechanischen Aufgaben der Fall ist, allein die Unzulässigkeit der hier gegebenen Formel zeigt sich auf den ersten Blick, denn nach dieser müfste ein von 1 Fufs Höhe herabfallender Rammklotz nur mit einer Kraft fallen, welche seinem Gewichte gleich wäre, auf der Röhre ruhend aber seine Wirkung $= 0$ seyn, weil $h = 0$ ist, was doch auf keine Weise stattfinden kann. Dem letzteren Einwurfe liefse sich zwar begegnen, wenn man sagte, dafs überall nur von der

Wirkung eines bewegten, aber nicht eines ruhenden Körpers die Rede sey, allein der erstere ist dagegen so viel gewichtiger. Die angenommene Fallhöhe von 16 F. ist beiläufig aufserordentlich grofs, und kann nur durch Auslösung des Rammklotzes erreicht werden, was sehr viele Zeit erfordert, obgleich die unmittelbare Anwendung der menschlichen Kraft beim Ziehen der Rammen gleichfalls nicht vortheilhaft ist. Ref. hält noch immer **Beaufoy's** wenig allgemein bekannte Bestimmung dieser Wirkung, wie er sie in seinem Handbuche der Naturlehre p. 54. aufgenommen hat, für die richtigste und den physikalischen Principien, die hierbei zum Grunde liegen, am meisten angemessen. Hiernach würde aber die Kraft des Aufschlagens bei einem Rammklotze von 800 ℔. Gewicht und 16 (aber pariser) Fufs Fallhöhe nicht weniger als 384,000 ℔. betragen, statt dafs hier nur 3200 ℔. gefunden werden, die er schon bei einer Fallhöhe von etwa 2 Zollen erreichen würde. Scheint diese Bestimmung übermäfsig grofs, so darf man, um sie erklärlich zu finden, nur berücksichtigen, was man mit einem kleinen Hammer auszurichten vermag, wenn er auch nicht mit übermäfsiger Geschwindigkeit geschwungen wird. **Leslie** bemerkt in dieser Hinsicht mit Recht, dafs man vermittelst des Keiles und Hammers ein ganzes Kriegsschiff zu heben vermag.

Für die später einzusenkenden Steigröhren werden gleichfalls eiserne empfohlen, welche auch für süfses Wasser ohne Widerrede den Vorzug verdienen. Ihre Weite ist hier zu 5 Z. 4 L. im Lichten bei 4 Lin. Metallstärke angegeben, deren Preis für den laufenden Schuh gegen 1 Rthlr. beträgt. Letzterer ist mäfsig, um so mehr, da die Länge der einzelnen Röhrenstücke 9 Fufs beträgt, und würden sie schwerlich auf andern Hütten wohlfeiler seyn; die Weite derselben aber ist für alle blos ökonomische Bedürfnisse viel zu grofs, wenn man nicht eine ganze Stadt aus einem einzigen Brunnen versorgen will, denn für eine Oekonomie, selbst auf dem gröfsten Landgute, genügen 2 oder auch nur 1,5 par. Zoll

weite Röhren vollkommen. Hiernach wird dann die Anlage um ein Bedeutendes wohlfeiler, ein Umstand, welcher namentlich dann Berücksichtigung verdient, wenn man mächtige Lagen von Stein zu durchbohren hat. Aus der angegebenen Verfahrungsart und den dazu erforderlichen Hülfsmitteln im Ganzen wie im Einzelnen ergiebt sich dann leicht, was der Verf. rücksichtlich der Gesammtkosten einer Bohrung sagt, nämlich dafs es auch ohne Rücksicht auf blos zufällige Ereignisse sehr schwer ist, diese selbst nur im genäherten Werthe anzugeben, weshalb auch die erfahrenen Brunnenmeister in Artois sich ungern und selten in einen Accord auf Vorausbedingung einlassen. Als summarischen Betrag bei vorhandenem Lehm und Kalk, ohne losen Sand, rechnen sie jedoch meistens 3 Francs für den Fufs von 1 bis 100 F. Tiefe, und steigen dann für jede folgende 25 Fufs um 50 Centimen, wenn die Gesammttiefe nicht über 200 F. beträgt. Ferner rechnen sie, wenn sie in Lohn arbeiten, täglich 8 bis 10 Franken und Reisekosten, wenn der Ort entfernt ist, aufserdem aber genügen bei nicht gröfserer, als die angegebene, Tiefe ein Bohrmeister und vier Arbeiter, desgleichen täglich 1 Procent Abnutzung der Geräthe.

Bekanntlich werden mitunter so reiche Quellen angebohrt, dafs man die ausströmende Wassermasse zur Betreibung von Maschinen für technische Anlagen benutzen kann. Ferner steigt das Wasser nicht allezeit über die Ebene der Gegend empor, obgleich es erwünschter ist, wenn man das Glück hat, diesen Zweck zu erreichen. Der Verf. hält sich nicht dabei auf, ausführlich zu beschreiben, wie man im letzteren Falle das erhaltene Wasser hydrotechnisch leiten und benutzen kann, weil dieses von dem zunächst beabsichtigten Zwecke zu weit entfernt liegt, sondern er zeigt nur kurz an, wie man bei höher ansteigendem Wasser das Ende des Rohrs verschliefst, und mit einem geeigneten Ablaufe versieht. Steigt das Wasser nicht über die Ebene der Gegend empor, so werden Einrichtungen getroffen, es

Digitized by Google

bis zur erforderlichen Höhe zu heben, welche jedoch hier gleichfalls ganz übergangen sind, weil die gemeinen Anlagen dieser Art ohnehin ziemlich allgemein bekannt sind, und für die Herstellung gröfserer stets ein erfahrner Techniker erfordert wird. Zuletzt ist noch eine Uebersicht der wichtigsten Werke über Quellen und Brunnen der verschiedensten Art hinzugefügt, den Beschlufs des ganzen Werkchens macht aber eine Geschichte der artesischen Brunnen, die vor uralten Zeiten schon in China existirt haben sollen, wie in Beziehung auf Bohrbrunnen leicht möglich seyn kann. Wenn Ref. nicht irrt, so liefse sich vermuthlich nachweisen, dafs solche Bohrungen noch früher schon in Aegypten ausgeführt wurden, indefs lohnt es sich schwerlich der Mühe, hierüber antiquarische Untersuchungen anzustellen. Was übrigens hier als unerklärliches und wundersames Phänomen angegeben wird, dafs einige Bohrlöcher in China ein brennendes Gas gegeben haben sollen, ist eine ganz bekannte Sache, die an mehreren Orten in Asien, namentlich bei Baku häufig vorkommt, und auch in Italien würde man leicht an einigen Orten ein ähnliches Resultat erhalten.

Die Schreibart des Verfs. ist bestimmt, klar und fliefsend, so dafs Ref. versichern kann, die inhaltreiche Schrift mit Vergnügen gelesen zu haben, welcher er allgemeinere Beachtung wünscht. Druck und Papier, sowie die Deutlichkeit und Schärfe der Zeichnungen machen dem Verleger Ehre.

Muncke.

Neue oder anthropologische Kritik der Vernunft, von Jacob Friedrich Fries. Zweiter und dritter Band. Zweite Auflage. Heidelberg, bei Chr. Fr. Winter. 1831. gr. 8. 342 u. 380 *S.*

Eine Anzeige des 1sten Bandes der zweiten Auflage dieses gehaltreichen Werkes, (welcher schon 1828. erschien) ist von dem unterzeichneten Rec. schon im Jahrg. 1829, Aug. No. 49 u. fgg. dieser Jahrbb. geliefert worden, und er gedenkt durch die fernere Anzeige der seitdem erschienenen beiden folgenden Theile in derselben Weise wie damals, also mehr darstellend als beurtheilend oder streitend (wozu er wenig Veranlassung haben würde), auch auf die hier über ungleich wichtigeren Gegenstände mitgetheilten tiefsinnigen Forschungen des ausgezeichneten Verfs., die Aufmerksamkeit hinzulenken. Wäre diese Anzeige blos nach dem Mafsstab gewöhnlicher Recensionen zweiter Auflagen einzurichten, so wäre sie sehr kurz zu beseitigen. Wir hätten nur zu berichten, wie sich diese zweite Auflage zu der ersten verhalte, und darüber giebt der Verf. selbst schon in der Vorrede die Auskunft, dafs nur die ersten Abschnitte des 2ten Bandes einige Veränderungen in der Darstellung erfahren haben, sonst aber, nach dem schon im ersten Theil ausgesprochenen Grundsatz, fast Alles ungeändert geblieben ist. Dies darf bei einem solchen Werke, welches so wesentlich in die ganze Entwickelung der neueren Philosophie theils schon eingewirkt hat, theils aber auch noch immer fortwirken wird, je mehr es seiner wahren Bedeutung nach erkannt wird, nicht genügen. Es mufs hier um so mehr von dem gewichtigen Inhalt dieses Werkes ein möglichst vollständiger Bericht gegeben, und der Werth desselben für die Philosophie unserer Zeit bezeichnet werden, als die Bekanntschaft mit den Lehren des Verfs. und die Anerkennung ihrer Wichtigkeit bei weitem noch nicht so allgemein ist, als sie es verdienen. Es liegen noch viele Keime in diesen Lehren verborgen, deren Entwickelung reiche Früchte für die künftige deutsche Philosophie verspricht.

Digitized by Google

Vielleicht könnte die Frage hiergegen aufgeworfen werden, wie es komme, dafs die Lehren dieses Werkes in der langen Zeit von mehr als zwanzig Jahren seit der Erscheinung der 1sten Ausg. desselben (im J. 1807.) noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden haben, wenn sie wirklich die Wichtigkeit hätten, die hier von ihnen behauptet wird? und ob nicht darin die Zeit selbst schon über sie ihr Urtheil ausgesprochen habe? Dagegen *gilt* zuerst, dafs die Fries'sche Lehre keineswegs ohne alle Anerkennung geblieben ist, und dafs diese Anerkennung nicht blos in einer Anzahl seiner Schüler sichtbar geworden ist, sondern auch in dem Einflufs, der im Allgemeinen in der psychologisch-kritischen Richtung der Philosophie und in manchen Anwendungen auf die Theologie, z. B. bei de Wette, hervorgetreten ist. Wenn sie aber, wie so eben zugestanden wurde, keineswegs die ihr gebührende Anerkennung gefunden hat, so dürfte dies doch nur dann als ein Argument gegen ihren Werth an sich gebraucht werden; wenn man den Werth einer Lehre nach dem Aufsehen messen wollte, das sie erregt, und somit den Marktschreier, der diese Kunst am besten versteht, obenan stellen wollte. In der That aber ist *wirklich* dieser Mafsstab des Aufsehenmachens nicht selten in der philosophischen Welt angewendet worden, weil die Erschlaffung des philosophischen Geistes, die Trägheit und Bequemlichkeit im Selbstdenken, nur in dem Auffallendsten, in die Augen Springenden hinlänglich starken Reiz fand.

Ganz entblöfst hingegen von dieser Kunst des Aufsehenmachens ist der Urheber des vorliegenden Werkes. Nicht der Reiz der Neuheit ist es, der diese Lehre empfehlen kann, denn sie schliefst sich eng an die, von Manchen als veraltet belächelte kantische Lehre an, nur sie sorgfältig verbessernd und fortbildend. Kein vielversprechendes, imposantes System ist es, das auf leichtem, spitzigem Grunde, nach der beliebten Weise so mancher philosophischen Baukünstler, eine Zeitlang kühn sich in die Wolken erhebt, aber bald, wenn ein anderer

Digitized by Google

dieser Innung einen Stein daraus wegnimmt und zu seinem eigenen neuen Gebäude verwendet, wieder zusammenstürzt, sondern mühsame und gründliche psychologisch-kritische Untersuchungen ebenen und sichten erst den Boden, auf dem das Gebäude stehen soll, und erst nach genauer Zusammenfügung der Grundelemente erhebt sich auf sichern Grundstein das feste Gebäude des philosophischen Systems. Aber wie Viele ermüden in diesen weitausgehenden kritischen Vorarbeiten, und greifen lieber nach denen, welche die letzten Resultate eines oberflächlichen Denkens gleich Anfangs als fertig darbieten.

Wer Fries's Lehre nur oberflächlich, vielleicht auch nur von Hörensagen kennt, der sieht in ihm nur einen Kantianer, die kantische Lehre gilt bei der neueren höheren Weisheit als längst veraltet und beseitigt, und so wird dann wohl auch Fries's Lehre als ein vergeblicher Versuch angesehen, jene veraltete kantische Lehre wieder zu Ehren zu bringen. Schon ob man mit Recht so geringschätzend auf jene angeblich veraltete Lehre Kant's herabblicken dürfe, und ob man darum eine Lehre für unbedeutend halten dürfe, weil sie kantisch ist, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Aber der Werth der Fries'schen Lehre hängt keineswegs allein von dem der kantischen ab; wer sie nur einigermafsen genauer betrachtet, der findet bald: die Methode, nämlich die kritische, hat Fries von Kant entlehnt, und für deren Behauptung gegen so viele Mifsdeutungen durch den neuen Dogmatismus der Identitätslehre, gebührt ihm Dank. Aber in der Anwendung der Methode ist er frei von Kant, und durch sie hat er die Wissenschaft mit äufserst wichtigen psychologischen Entdeckungen bereichert, und durch diese die ganze Metaphysik und praktische Philosophie, namentlich Religions- und Sittenlehre, wesentlich umgebildet, so dafs die Fries'she Lehre in den Resultaten einen ganz neuen, von Kant gänzlich verschiedenen Charakter erhalten hat.

Doch vielleicht wird auch dies zugestanden. Häufig

Digitized by Google

vernimmt man ja, Fries habe die Kant'sche Lehre mit der Jacobi'schen zusammengeschmolzen, und darin habe er sich wirklich, weil beide einseitig seyen, einiges Verdienst erworben. Es ist wahr, Fries's Lehre ergänzt das einseitig Negative Kants durch das einseitig Positive Jacobi's; aber dies ist nicht blos ein äufseres Zusammenfügen gegebener Materialien. Wie viel oder wie wenig Jacobi's Lehre auf Fries bei der Ausbildung seiner Lehre *Einflufs* gehabt habe, bleibe unentschieden und ist auch gleichgültig. Dafs aber seine Lehre ein Erzeugnifs eines frei schaffenden Geistes ist, dafs sie von einer inneren *Einheit* durchdrungen ist, dies spricht sich unverkennbar in ihr aus. — Haben doch Andere wieder eine Vereinigung Kant'scher Lehre mit Schelling'scher, einen Bund Kant'schen kritischen Verstandes, mit Schellings Phantasie und Vernunftanschauung, bei Fries zu sehen *geglaubt*.

Mancherlei Verfolgungen und Mifsdeutungen, die sich der Ausbreitung dieser Lehre entgegengestellt haben, hatten zum Theil ihren Grund in politischen Verhältnissen, die sich jetzt glücklicherweise geändert haben. Es konnte nur in jener trüben Zeit der politischen Verdächtigung vorkommen, und auch da nur unter Mitwirkung äufserer persönlicher Verhältnisse, dafs manche Lehren der Moral und Politik von Fries Verfolgungen erregten, die die Wirksamkeit desselben wesentlich eine Zeitlang hemmten und zum Theil noch hemmen. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo gerade das, was damals Anstofs erregte, zur Empfehlung gereichen kann; denn jetzt wird man der entschiedenen Richtung seiner ganzen praktischen Philosophie auf Belebung eines freien öffentlichen Lebens, und der wissenschaftlichen Begründung freisinniger Formen des Volkslebens, statt des Zetergeschreis der damaligen politischen Zionswächter, seine freudige Zustimmung zu geben geneigt seyn.

Von einer entgegengesetzten Seite her hat die Fries'sche Lehre gerade bei den frei Denkenden an Achtung verloren durch Mifsdeutnng seiner Lehre von der ästhe-

tisch-symbolischen Ansicht der Religion, die zur Rechtfertigung der alt-kirchlichen Orthodoxie in der Theologie vermittelst symbolischer Deutung derselben, angewendet worden ist, wie dies z. B. von De Wette geschehen ist. Aber ist diese falsche Anwendung einer Fries'schen Lehre schon mehrfach öffentlich angegriffen worden, so wird wahrscheinlich auch der letzte falsche Schein dafür durch die bereits unter der Presse befindliche Darstellung der Religionsphilosophie von Fries zerstreut werden.

Nach diesen Vorbemerkungen folge eine kurze Darstellung des Inhalts dieser beiden noch übrigen Theile der Kritik der Vernunft, in welchen der Verf. vorzüglich seine tiefsinnigen Untersuchungen niedergelegt hat. Eben diese beiden Theile aber führen uns eigentlich erst in das Innere seiner Lehre ein, während der erste nur der Vorbereitung darauf diente. Der zweite Theil nämlich enthält die kritisch-anthropologischen Grundlagen der Metaphysik, und zeigt uns daher den eigentlichen Kern seiner Lehre, der zweite Theil ist Kritik der praktischen Vernunft, und giebt uns also die kritische Grundlage der ganzen praktischen Philosophie. So finden wir also hier das Wesentliche der ganzen philosophischen Ansicht des Verfs.

Der Inhalt des 2ten Bdes ist: Untersuchung des logischen Gedankenlaufs seinem *Gehalt* nach. Der logische Gedankenlauf, der auch der obere genannt wird, steht nach dem Sprachgebrauch von Fries dem untern Gedankenlauf, d. h. der unwillkührlichen Gedankenbewegung der Einbildungskraft entgegen, und bedeutet also das durch Willkühr beherrschte Denken oder das Denken im engern Sinn. Dieses war im 1sten Bd. der K. d. V. nur seiner Form nach untersucht worden, er enthielt also eine kritische Nachweisung der logischen Gesetze. Hier wird der Inhalt des Denkens untersucht, und dieser besteht in den Erkenntnissen der reinen Vernunft oder den metaphysischen Erkenntnissen. Das Denken giebt sich seinen Inhalt nicht selbst, sondern es findet ihn in der unmittelbaren Vernunft, aber da er

nur durch Denken zum Bewufstseyn gebracht werden kann, so kann er in den Formen des Denkens beobachtet werden. Diese nur denkbaren Erkenntnisse der unmittelbaren reinen Vernunft machen den eigentlichen, reinen Inhalt der philosophischen Erkenntnifs aus. Sie unterscheiden sich als synthetische Urtheile von den ebenfalls blos denkbaren, aber analytischen, logischen Erkenntnissen. Ihre wissenschaftliche Begründung ist weder die Anschauung, noch der Beweis, sondern die Deduction, jene dem Kriticismus eigenthümliche Begründungsweise, welche in der kritisch-anthropologischen Nachweisung aus der Theorie der Vernunft besteht, Deduction aller philosophischen Grundwahrheiten ist demnach Aufgabe dieses Theils der Kritik der Vernunft. Solche Grundwahrheiten sind alle diejenigen, in welchen die Vernunft, unabhängig von sinnlicher Erregung, sich rein als Selbstthätigkeit, also unabhängig von empirischem Gehalt, ihrer blos vernünftigen Form nach ausspricht. Aufweisung der Form der Vernünftigkeit ist es also, was die Kritik der Vernunft auf dem Wege der Deduction sucht, und worin sie aller unserer Erkenntnifs die allgemeingültigen Gesetze der Einheit und Nothwendigkeit wissenschaftlich begründet. —

Mit diesem Standpunct der Deduction ist der Grundcharacter aller kritischen Philosophie gegeben. Denn damit ist ihr Wesen als subjektive Wendung aller Speculation gegeben, wodurch sie sich von aller objektiven, auf das Seyn der Dinge unmittelbar bezogenen Philosophie unterscheidet. Die kritische Philosophie kann und will nichts weiter, als die ursprünglichen und nothwendigen Gesetze des menschlichen Erkennens und somit die Bedingungen einer dem Menschen möglichen Wahrheit ermitteln. Wer mehr als dies in der Philosophie erstrebt oder von der Philosophie verlangt, der weifs selbst nicht, was er will, der jagt einem Phantom nach, das in Nichts zerfliefst, sobald man es ergreifen will. Wer also durch menschliches Erkennen doch unabhängig von subjektiven Bedingungen des menschlichen

Erkennens Wahrheit erfassen will (also eine über den Bedingungen der sinnlichen Anregungeu und mittelbaren Reflexion erhabene Wahrheit), der versucht etwas eben so Widersinniges, als Münchhausen, als er sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe herausziehen wollte, oder als er den Strick, an dem er sich aus dem Monde herablassen wollte, weil er zu kurz war, oben abschnitt und unten wieder anknüpfte. Und sehen wir nicht die neue Transcendentalphilosophie sich in solchen Versuchen abmühen, wenn sie über die durch Sinnesanschauung angeregte und durch Reflexion vermittelte menschliche Erkenntnifsweise herausspringt und in einer davon angeblich unabhängigen reinen Bewegung des Denkens oder gar in einer intellectuellen Vernunftanschauung Wahrheit sucht? Wenn hingegen der Skepticismus eben darum die Bemühungen der Philosophie als fruchtlos verwirft, weil es ihr ja doch nicht gelinge, über diese blofse Subjektivität hinaus eine absolute Wahrheit zu Tage zu fördern, so verkennt auch er die wahren Zwecke der Philosophie, die ja nichts anderes soll, als die Gesetze ausmitteln, durch welche menschliches Fürwahrhalten nothwendig bestimmt ist. Oft hat in der That der kritische subjektive Standpunkt der Philosophie den Vorwurf erfahren müssen, dafs sie sich immer nur in subjektiven Formen des Fürwahrhaltens umhertreibe, ohne je ein Kriterium objektiver Gültigkeit ihrer Wahrheiten aufstellen zu können. Und dieser Vorwurf müfste, wäre es ein gegründeter Vorwurf, am stärksten auch die Fries'sche Lehre treffen, welche strenger noch als Kant an dem durchaus subjektiven Standpunkt festhält, und alle Objektivität nur der ganzen menschlichen Erkenntnifs überläfst, nie den einzelnen zum Bewufstseyn kommenden Momenten des Erkennens zuschreibt. Die Frage nach der objektiven Gültigkeit unserer Erkenntnifs kann nie anders als in Rücksicht des menschlichen Erkennens an sich aufgeworfen und beantwortet werden, und hat eigentlich gar keine Bedeutung, wenn man einmal das Erkennen an sich als ein wirkliches Factum anerkennt.

Digitized by Google

Erkennen heifst ein Seyn, ein Objekt vorstellen und als solches behaupten. Darin liegt die Objektivität schon. Entweder Erkenntnifs hat Objektivität, oder es giebt gar keine Erkenntnifs. Eine s. g Erkenntnifs, der kein Objekt entspricht, ist kein wirkliches Erkennen, sondern nur Vorstellung — Einbildung oder problematischer Gedanke. Um aber zu unterscheiden, was in unseren Vorstellungen wirkliches, d. i. gesetzmäfsiges Erkennen sey, und was blofses Schein-Erkennen, — Irrthum, d. i. gesetzwidriges Erkennen, dies kann nur entschieden werden nach den Gesetzen des Erkennens, also nach subjektiven Bedingungen des Erkennens, und aufser diesen giebt es durchaus kein Kriterium objektiver Gültigkeit. So bleibt es also als einzige Aufgabe menschlicher Philosophie stehen, die subjektiven Bedingungen des menschlichen Erkennens aufzuweisen und zu begründen, und in ihnen sind die Bedingungen der objektiven Gültigkeit schon mit gegeben.

Die Form der Vernünftigkeit der menschlichen Erkenntnifs spricht sich aus als nothwendige Einheit in unseren Erkenntnissen. Daher erläutert der Verf. zuerst (Cap. 1.) die Begriffe der Nothwendigkeit und der Einheit anthropologisch, und schliefst daran eine Entwickelung der Theorie der Vernunft unter dem Princip der reinen Formen ihrer Selbstthätigkeit.

Der Begriff der Nothwendigkeit erhielt schon im 1sten Th. der Kritik seine logische Bedeutung in der modalischen Urtheilsform der Apodicticität, wo zugleich ihre anthropologische Bedeutung darüber aufgewiesen wurde, dafs eine Erkenntnifs über die durch sinnliche Anregung bestimmte Erkenntnifs (die assertorische) hinaus, welche nur einen subjectiven Wechsel unseres Gemüthszustandes darstellt, dem sich immer Gleichen und Bleibenden der Selbstthätigkeit der Vernunft angehört; zu deren Bewufstseyn wir jedoch nur vermittelst der allgemeinen problematischen Vorstellungen der Reflexion gelangen. Dies ganze Verhältnifs zwischen dem Wirklichen, Möglichen und Noth-

wendigen in unseren Vorstellungen gehört daher nur der subjektiven Geschichte unseres Erkennens; im Seyn an sich kann nur Nothwendigkeit seyn, nur diese gilt als Gesetz der vollendeten Erkenntnifs.

Dasjenige nun, was unserer Erkenntnifs mit dem Prädicat der Nothwendigkeit gegeben wird, ist immer: Einheit und Verbindung: aller Stoff ist uns schon als Wirklichkeit in der sinnlichen Erkenntnifs gegeben. Einheit kömmt uns, nach der im 1sten Theil gegebenen anthropologischen Entwickelung der Form des logischen Gedankenlaufs, zum Bewufstseyn vermittelst der Abstraction, und aus dieser, da sie sich theils als qualitative Abstraction als Trennung, theils als quantitative Abstraction als Verbindung äufsert, geht theils eine analytische, theils eine synthetische Einheit hervor. Die synthetische Einheit ist ferner entweder eine anschauliche (figürliche) in der mathematischen Anschauung, oder eine gedachte (intellektuelle) aus der unmittelbaren Vernunft. Der letzteren werden wir uns bewufst vermittelst der analytischen Einheit, indem wir nämlich die Gegenstände der Anschauung, als Subjekt, mit den analytischen Einheitsvorstellungen der Begriffe, als Prädicate, zu Urtheilen verbinden. Die Formen der Urtheile erscheinen daher als die Formen, an denen wir die nothwendigen Formen der synthetischen Einheit beobachten können, und so erhalten die bekannten Kategorien als die Grundformen aller metaphysischen Erkenntnisse ihre anthropologische Deduction aus der nothwendigen Analogie mit den Formen der Urtheile. Der Verf. hat diese Deduction in der 2ten Aufl. vollständiger und tiefer gegeben, als in der 1sten (S. 23 — 36 f.), und hat damit der kantischen Lehre, welcher diese Deduction noch mangelte, eine sehr wichtige Verbesserung gegeben, da sie doch so viel auf diese Kategorien bauen mufste.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Fries, Kritik der Vernunft.

(Beschlufs.)

Aus diesen Kategorien entwickeln sich zunächst die Bedingungen aller möglichen Erfahrung, in sofern sie das gegebene Mannichfaltige der Wahrnehmung vermittelst der Schlüsse ihren Einheitsformen unterordnen, und sie gelten daher als solche nur als Gesetze unserer Naturerkenntnifs. Darüber aber entwickeln sich daraus ferner, indem die Vernunft diese ihre Formen der ursprünglichen Einheit unabhängig von dem in der Wahrnehmung gegebenen Seyn für das Seyn an sich unmittelbar geltend macht, die transcendentalen Ideen als höhere Formen der Einheit, unter welche keine Unterordnung gegebener Gegenstände möglich ist, und die sich nur durch Verneinung der Schranken der Naturerkenntnifs als nothwendige Aussprüche des Glaubens im Wahrheitsgefühl ausdrücken. Endlich indem *jene* transcendentalen Ideen des Glaubens zur Bestimmung des gegebenen Mannichfaltigen zurückgewendet werden, entstehen daraus, nach Analogie mit der reflectirenden Urtheilskraft die Einheitsformen der ästhetischen Ideen, die sich in den Gefühlen der Ahndung als die höchste, religiöse Weltansicht aussprechen.

Nach dieser Uebersicht der Einheitsformen der Vernunft, aus welchen die Principien für unsere ganze metaphysische Ueberzeugung herfliefsen, folgt (vom Cap. 2, S. 43. an), die Deduction derselben selbst. Für diese Deduction stellt er, dem festgestellten anthropologischen Standpunkt gemäfs, folgende Aufgabe: Sie mufs 1) untersuchen, welches ist die Beschaffenheit der menschlichen Vernunft, vermöge deren die nothwendige Einheit in ihren Erkenntnissen statt findet? — Darauf antwortet die Grunduntersuchung des Ganzen. 2) Welche Modi-

Digitized by Google

fications müssen diese Einheitsvorstellungen vermöge der besonderen Natur der menschlichen Erkenntnifskraft erhalten? Hierauf antwortet die Ausführung der Lehre, indem sie aus der Natur der menschlichen erkennenden Vernunft alle speculativen Formen der Kategorien und Ideen ableitet. 3) Dann bleiben nur noch die Einheitsformen der sittlichen Weltansicht übrig, und dafür wird auf die Theorie der handelnden Vernunft im 3ten Th. verwiesen.

Zur Beantwortung der ersten Frage geht der Verf. folgenden Gang: Die Grundbeschaffenheit der Vernunft, von welcher die ganze Natur unseres Erkennens abhängt, ist die, dafs unsere Vernunft eine empfängliche Selbstthätigkeit ist. Hiermit ist erstlich das Moment der Nothwendigkeit in unserer Erkenntnifs erklärt aus der Selbstthätigkeit der Vernunft. Es giebt nämlich in unserer Vernunft eine ursprüngliche dauernde Thätigkeit, eine Thätigkeit, in welcher die Vernunft durch nichts bestimmt ist, als durch das in ihr selbst gegebne Gesetz ihrer Thätigkeit, und nur dadurch kann es Erkenntnisse geben, welche nicht blos für irgend einen bestimmten, wechselnden Lebenszustand, sondern für die Vernunft überhaupt in allen möglichen Lebensäufserungen gültig sind; und solche Erkenntnisse sind, wie oben gezeigt, die apodiktischen. Eben darin ist das Eigenthümliche des Vernünftigen einer Erkenntnifskraft bestimmt. Aber unsere Vernunft ist sich darin nicht selbst genug. Sie ist nicht eine absolute Vernunft, d. h. bloſse Selbstthätigkeit, wie die intellektuelle Anschauung oder das concrete Denken eine solche voraussetzt. Die Selbstthätigkeit der Vernunft steht unter der Bedingung der sinnlichen Anregung; sie giebt sich den Inhalt ihrer Erkenntnisse nicht selbst, sondern dieser wird ihr gegeben in den sinnlichen Wahrnehmungen, die, als vereinzelte, wechselnde Thätigkeiten der Erkenntnifskraft, zwar unter den Bedingungen ihrer ursprünglichen Thätigkeit stehen, aber nicht aus dieser selbst frei entspringen. Die menschliche Vernunft

Digitized by Google

ist endliche Vernunft. So wird also ursprünglich, aus der Selbstthätigkeit der Vernunft unserer Erkenntnifs nur eine Form derselben gegeben, und nur diese Form ist das Nothwendige in ihr, das Wirkliche hat eine davon unabhängige Quelle in der Erregbarkeit der Vernunft durch den Sinn, welcher ihr allen Inhalt giebt.

Zweitens, die Beantwortung der Frage: was für eine Beschaffenheit der Vernunft wird vorausgesetzt, wodurch sie im Besitz der analytischen und synthetischen Einheit seyn kann? führt auf die s. g. transcendentale Apperception. Die als Thatsachen in unserem Erkennen nämlich gefundenen Formen der analytischen und synthetischen Einheit setzen voraus, dafs alle unsere Erkenntnifs als Ein Ganzes ursprünglich bestimmt sey, so dafs alle mannichfaltigen Thätigkeiten des Erkennens zu Einer Thätigkeit zusammenfallen, dafs sie alle nur Theile dieses Einen Ganzen ausmachen. Dies zeigt sich in der Anwendung der analytischen Einheit, z. B. in dem logischen Gesetz der Bestimmbarkeit, wo wir einen Gegenstand durch alle andere, das *A* durch das *Non A* bestimmen, indem wir apodiktisch sagen, *A* ist nicht *Non A*, oder jedes Ding ist entweder *A* oder *Non A*, worin also eine Einheit der ganzen Erkenntnifs vorausgesetzt wird. Noch deutlicher zeigt sich uns dies in der Anwendung der synthetischen Einheit, wonach wir mannichfaltige Erkenntnisse zu Einer Erkenntnifs verbinden, und zwar nicht blos subjektiv nach Gesetzen der Association oder durch die Identität des Selbstbewufstseyns in der innern Wahrnehmung als demselben Ich angehörende Vorstellungen betrachten, sondern in einer objektiven Einheit zu Einer Erkenntnifs verbinden. Wir verbinden aber nicht allein verschiedene Erkenntnisse hier und da zu mehreren Ganzen des Erkennens, sondern wir machen unabweisbare Ansprüche auf einen nothwendigen Zusammenhang aller Erkenntnisse in Einem Ganzen, auf ein Gesetz einer durchgängigen, nothwendigen objektiven Verbindung alles Erkennens, wie sich diese Ansprüche sehr klar in den Voraussetzungen eines Natur-

Digitized by Google

ganzen unter nothwendigen Gesetzen, in den Anforderungen eines Systems aller Wissenschaften, und am deutlichsten in der unbedingten Voraussetzung einer Wahrheit, als Thatsachen in unserem Erkennen aussprechen. Diese Verbundenheit aller unserer Erkenntnifs zu Einem Ganzen liegt also nothwendig unmittelbar in unserer Vernunft, sie ist der Gegenstand der Wiederbeobachtung durch Reflexion, nur durch diese letztere kömmt alle Trennung in unser Erkennen. Sie ist es, welche der Verf., nach Kant's Sprachgebrauch, jedoch nach ganz eigenthümlicher Deduction, da Kant nur die Einheit der Reflexion darunter verstand, welche erst eine Folge dieser Einheit der unmittelbaren Vernunft ist, transcendentale Apperception genannt hat. Sie ist die innere Wahrheit unserer Vernunft. Von dem subjektiven Verhältnifs jeder einzelnen Erkenntnifs zu ihr hängt die Wahrheit derselben ab; subjektiv also, als Vorhandenseyn einer Erkenntnifs in der unmittelbaren Vernunft, als empirische Wahrheit, ist die Wahrheit zu bestimmen, und die objektive Gültigkeit derselben nur auf dieses Ganze der Erkenntnifs oder diese s. g. transcendentale Apperception zu beziehen. Denn dieses Ganze der unmittelbaren Erkentnifs wird uns nach dem sinnlichen Wesen unserer Vernunft immer nur theilweise durch innern Sinn und Reflexion bewufst, daher kann immer nur von der subjectiven Wahrheit jeder einzelnen Erkenntnifs die Rede seyn.

Diese unmittelbare Verbundenheit aller unserer Erkenntnifs zur Einheit setzt aber, bei der sinnlichen Erregbarkeit der menschlichen Erkenntnifs, nach welcher aller Stoff der Erkenntnifs von Aufsen in der sinnlichen Wahrnehmung gegeben wird, eine ursprüngliche blofse Form der Einheit in der Vernunft voraus; eine Form, die schon vor dem wirklichen Erkennen gegeben ist, und dies ist die s. g. formale Apperception, d. h. die ursprüngliche Form der Einheit aller möglichen Erkenntnifs. In jeder Vorstellung liegt: 1) das Ganze derselben, 2) eine Materie, d. h. ein Bestimmbares, 3) eine Form

Digitized by Google

oder eine Bestimmung. Die transcendentale Apperception ist darin das Ganze der Erkenntnifs, die Materie liegt in allen wirklichen Erkenntnissen, die ursprüngliche Form aber ist die formale Apperception. Sie ist der oberste Punkt der Theorie der Vernunft, denn sie ist nichts Anderes als das Gesetz der Spontaneität der Erkenntnifskraft, von ihr also mufs alle Theorie der Vernunft, als ihrem Princip, ausgehen.

In diesem Verhältnifs von Form, Materie und Verbindung oder Ganzem in unserer Erkenntnifs ist die Grundlage für das ganze System von Fries gegeben, das sich bekanntlich als subjektiver oder kritischer Idealismus entwickelt, und wir haben von nun an nicht nöthig, dem Verf. in der weiteren Entwickelung der einzelnen Bestandtheile unseres Erkennens zu folgen. Wir haben darin die Grundelemente der ganzen Theorie der Vernunft, aus welcher sich alle Fragen der Speculation nach rein subjektivem Standpunkte entscheiden lassen. Die fernere Aufgabe der Kritik der Vernunft ist, auch die einzelnen Einheitsformen oder Gesetze der Vernünftigkeit aus der allgemeinen Theorie der Vernunft abzuleiten, und der Verf. hat auch diese Aufgabe mit ausgezeichneter Gründlichkeit gelöst. Er erklärt zunächst (Cap. 3.) weiter, wie in unserer wirklichen Erkenntnifs nicht nur die Einheit und Nothwendigkeit überhaupt, sondern auch die bestimmten Formen derselben, die anschaulichen, mathematischen Formen von Raum und Zeit, dann die Verstandeskategorien, der analytischen Einheit oder logischen und der synthetischen Einheit oder die Naturgesetze, endlich auch die Ideen des Glaubens sowohl als der Ahndung, d. h. die logischen und die ästhetischen Ideen, vorkommen, und zeigt als das oberste Verhältnifs in der Erkentnifs das des Vernunftschlusses, worin die formale Apperception den Obersatz, die materielle Apperception, den Untersatz und die transcendentale Apperception den Schlufssatz bildet. In dieser Deduction der einzelnen Einheitsformen hat der Verf. die sehr mangelhafte kantische Lehre bedeutend verbessert;

Digitized by Google

denn Kant hat dafür noch gar keine besondre Deduction gegeben, ja sie als unnöthig, im Widerspruch mit den Grundsätzen der Kritik, von sich abgewiesen. Erst damit aber ist der Kriticismus ganz zum subjektiven oder kritischen Idealismus vollendet worden, und erst von diesem Standpunkt ist derselbe vor den Vorwürfen eines empirischen oder dogmatischen Idealismus vollkommen gesichert, welche Kants Lehre nicht mit Unrecht treffen. Fries steht ganz rein auf dem subjektiven Standpunkt, Kant sucht noch ein Häkchen für die Objektivität in der Causalität des in der Empfindung afficirenden Dinges. Aber eben damit wird die Frage natürlich, wie nun dieser Fries'sche Subjektivismus dennoch objektive Gültigkeit gewinne. Diese Frage nach der objektiven Gültigkeit der Erkenntnifs im subjektiven Idealismus ist aber dadurch sehr verwirrt worden, dafs man sie mit dem Verhältnifs zwischen Erscheinung und Seyn an sich oder Wissen und Glauben vermischt hat, und dafs man überhaupt die objektive Gültigkeit der Erkenntnifs in einzelnen Momenten des Erkennens suchen zu müssen geglaubt hat, während der subjektive Idealismus von Fries allen Formen der Einheit, also auch selbst denen des Glaubens oder der Ideen, zunächst subjektive Gültigkeit zuschreibt, und die Objektivität nur in der ursprünglichen Erfüllung der Form, d. i. in der transcendentalen Apperception findet. In dieser Hinsicht soll hier noch Fries's Lehre gegen einige wider sie erhobene Einwürfe zu rechtfertigen versucht werden.

Was nämlich J. H. Fichte in seinen „Beiträgen zur Charakteristik der neueren Philosophie" über den mifslungenen Versuch einer Verbindung zwischen Kant und Jacobi bemerkt hat (S. 244 fgg.), das soll so unverkennbar Fries treffen, ungeachtet er nirgends genannt worden ist, dafs die Veranlassung nicht fern liegt, hier auf diese Bemerkungen Rücksicht zu nehmen. Was nun den vorausgestellten Vorwurf betrifft, dafs es nur ein äufserlich synkretistisches Vereinigen zweier Standpunkte (Kants und Jacobi's) sey, deren inneres Wesen schlechthin

Digitized by Google

sich aufhebt, so kann darüber nicht für sich gestritten werden, denn ihre Wahrheit findet die Behauptung erst darin, dafs sich wirklich widersprechende Elemente in der Lehre von Fries finden, und in wie fern dies der Fall sey, dies ist eben die Frage. Die widerstreitenden Elemente findet Fichte darin, dafs (nach Kant) das Wissen nur subjektive Gültigkeit habe, der Glaube hingegen (nach Jacobi) soll objektive Gültigkeit haben. Der kantische Idealismus stehe hier, meint er, dem Jacobi'schen Realismus, die kantische Reflexion dem Jacobi'schen unmittelbaren Vernunftglauben, unvereinbar gegenüber. Dies möchte aber auf mancherlei Mifsverständnissen beruhen. Wissen und Glauben stehen bei Fries keineswegs wie Subjektives und Objektives, noch weniger wie Ideales und Reales gegenüber. Es ist bekannt, dafs Erscheinung und Seyn an sich nicht die idealistische Bedeutung von Schein und Seyn haben, und doch müfste diese Bedeutung hier gelten, dürfte man das Wissen so schlechthin als das „Nichtwissen des Wahren," als „unreal" bezeichnen, und so dem Glauben als dem alleinigen Inhaber der Wahrheit, der Realität, ja sogar als dem „höchsten Kriterium aller Wahrheit" entgegenstellen. Bei Fries wenigstens sind diese Verhältnisse ganz anders gestellt. Ganz richtig, nur gewifs nicht im Widerspruche gegen Fries, bemerkt Fichte, dafs auch der Glaube, so gut als das Wissen, aus dem Standpunkt der Reflexion, etwas Subjektives sey; (obgleich, warum er noch subjektiver oder gar das Subjektivste seyn solle, nicht einzusehen ist) denn der Glaube beruht auf der Form der reinen Vernünftigkeit, und es versteht sich, dafs auch diese Form subjektiv ist, so gut als die reinen Gesetze der Erfahrung, worauf das Wissen beruht. Keineswegs in Ansehung der objektiven, sondern nur innerhalb der subjektiven Wahrheit selbst gilt der Unterschied zwischen dem Wissen und Glauben. Das Wissen, im Sinne Fries's, gilt darum nur als Erkenntnifs der Erscheinung, weil es nur dasjenige Erkennen in sich begreift, was unter den Bedingungen sinnlicher

Erregung zu Stande gekommen ist; der Glaube hingegen ist der reine Ausspruch der Selbstthätigkeit oder Vernünftigkeit unserer Erkenntnifs, er gilt daher nicht allein, wie uns nach sinnlicher Beschränktheit, das Seyn erscheint, sondern wie es ist — als Seyn an sich. In dem Seyn an sich behaupten wir nun allerdings eine Objektivität, die behaupten wir ja aber auch eben so in der Erscheinung (in welcher uns Etwas, ein Objekt, erscheint), und es ist Eine und dieselbe Objektivität, nur unter subjektiv verschiedenen Bedingungen vorgestellt. Fries erklärt sich an mehreren Orten entschieden dagegen — wie hier doch immer vorausgesetzt wird — dafs man in dieser oder jener Form des Erkennens vorzugsweise die objektive Gültigkeit des Erkennens suche, und weist diese immer lediglich dem Ganzen der menschlichen Erkenntnifs zu. Ueberhaupt konnte er, seinem immer streng festgehaltenen subjektiven Gesichtspunkt nach, über Wahrheit im Einzelnen nie anders als nach subjektiven Gründen urtheilen; wie hätte er nun dennoch in dem Glauben einen Punkt hervorheben können, der allein objektive Gültigkeit, Realität habe, ja sogar höchstes Kriterium der Wahrheit wäre? Kriterium der Wahrheit ist der Glaube nirgends bei Fries genannt, und ein solches ist nach Fries nichts, als die Gesetzmäfsigkeit einer Vorstellung, aber nicht Dieses oder Jenes in unserer Erkenntnifs. Für mathematische oder empirische oder logische Wahrheit entscheidet der Vernunftglaube gar nichts, denn diese ruhen auf ihren eigenen Gesetzen. So existirt die behauptete Inconsequenz, dafs der Einen Form des Bewufstseyns Realität behauptet, der andern abgeleugnet werde, gar nicht, sie ist rein fingirt, denn die Fragen von Realität und Nichtrealität kommen hier gar nicht vor. Und damit schwindet auch der letzte Zwiespalt, der darin bestehen soll, dafs dem Denken, in so fern es die Gesetze der Natur ausspricht, Realität abgesprochen werde, während dasselbe Denken doch auch die Ideen aussprechen müsse, und hier Realität oder objektive Gültigkeit finden solle. Auch dieser

Digitized by Google

Gegensatz, sage ich, schwindet, eben weil nirgends die Gesetze der Natur zu unrealen, noch weniger, wie sich Hr. Fichte ausdrückt, zu „unwahren" gemacht werden. Wenn also auch die Ideen gedacht werden und in der Reflexion nur im Gegensatze gegen die Naturgesetze ausgesprochen werden können, so tragen sie deswegen doch den „Keim des Verderbens" nicht in sich; zumal da das Denken weder jene Naturgesetze, noch die Ideen aus sich producirt, sondern sie nur aus der Vernunft zum Bewufstseyn bringt. — Wie verhält es sich denn demnach mit dem Hauptvorwurf des Synkretismus, der Verbindung widersprechender Elemente? Alle Widersprüche, die behauptet wurden, sind gar nicht vorhanden. Nicht der objektiv realistische Glaube Jacobi's und nicht das idealistische Wissen Kants findet sich bei Fries; sondern beides ist ein anderes. Mit Kant huldigt zwar Fries ebenfalls der Lehre von der Subjektivität von Raum und Zeit. Aber Subjektivität ist weit entfernt, Idealität zu seyn. Schon Kant suchte sich dagegen zu sichern, indem er die Realität in der Causalität des Seyns in der Empfindung behauptete. Mit Recht wurde dies als ganz unstatthaft verworfen, und nun erst war seine Lehre ganz idealistisch — also nur ihrer Consequenz nach. Fries hat in dieser Weise nie Realität gesucht, denn er suchte sie nie in diesem oder jenem Punkt des Erkennens, sondern er fand sie nur in dem ganzen Erkennen der transcendentalen Apperception, auf ihn also kann jene Consequenz gegen Kant gar nicht übergetragen werden. Die Subjektivität von Raum und Zeit kann an sich nicht idealistisch genannt werden, so lange der unter ihren Formen erkannten Erscheinungswelt das Seyn nicht abgesprochen wird. Geschähe dies, so wäre es freilich inconsequent, im Glauben ein Seyn zu behaupten, denn dieser hat, wie dies Fries immer ausdrücklich bemerkt, **kein anderes Seyn zum Gegenstand, als eben dasselbe, das uns im Wissen erscheint. Dafs aber unser Erkennen einmal nur unter Bedingungen der Anregung von Aufsen, dann aber unbedingt thätig ist, dies ist es, was den**

Digitized by Google

Unterschied von Erscheinung und Seyn an sich mit sich bringt. Die Fähigkeit aber, diejenige Thätigkeit unseres Erkennens, worin es nur bedingt durch andere Verhältnisse ist, von denen zu unterscheiden, worin es unbedingt oder schlechthin thätig ist, wird man unserer Selbstbeobachtung doch wohl nicht absprechen wollen. Nun ist also der Glaube bei Fries ein ganz anderer, als bei Jacobi; er ist eben so subjektiv und, wenn man dies für gleichbedeutend halten will, eben so idealistisch, als das Wissen; es ist die Form der Selbstthätigkeit oder der Vernünftigkeit unseres Erkennens, was sich darin ausspricht. Die Objektivität unserer Erkenntnifs ist nicht auf den Glauben oder die Ideen gegründet, sondern, wie bemerkt, auf transcendentale Apperception. Der Glaube aber gehört der formalen Apperception. Bei Jacobi hingegen ist der Glaube ein unmittelbares Ergreifen der Objektivität, da ist er allerdings ganz realistisch, ja selbst blind realistisch. Wie kann man aber diesen jacobi'schen Glauben, mit dem von Fries aus der Theorie der Vernunft als subjektive nothwendige Form des menschlichen Erkennens so klar aufgewiesenen Glauben zusammenwerfen? Alles ist also von dem Einen subjectiven Standpunkt aus zu beurtheilen, und von diesem aus greift Alles zu einer in sich zusammenstimmenden und abgerundeten Theorie zusammen.

Wenn nun aber hiermit die Meinung, als setze Fries die objektive Gültigkeit der menschlichen Erkenntnifs in den Glauben und verneine sie für das Wissen, als ein Mifsverständnifs abgewiesen und dagegen gezeigt wird, dafs Fries selbst auch dem Glauben nur subjektive Gültigkeit zugestehe, so scheint damit der Vorwurf um so mehr verstärkt zu werden, als verliere sich diese Lehre ganz und gar in ihren Subjektivismus und schneide alle objektive Gültigkeit gänzlich ab. Darauf können wir am besten Fries selbst in der vorliegenden K. d. V. (S. 98 fg.) antworten lassen. Er hat sich so eben gegen Kants Ansicht erklärt, den Ursprung der objektiven Gültigkeit in das Causalverhältnifs des Gegenstandes als des afficirenden

Digitized by Google

zur Empfindung zu setzen, und gegen dessen weitern Versuch, dieselbe objektive Gültigkeit auch für die Erkenntnisse *a priori* zu beweisen. „Objektive Gültigkeit," fährt er dann fort, „ist nicht etwas, was wir erst mittelbar in der Geschichte unseres Vorstellens zu dieser hinzubringen, sondern sie liegt unmittelbar bei jeder Erkenntnifsthätigkeit. Jene Abstufungen der Gültigkeit, zu denen der Verstand erst die Nothwendigkeit hinzubringt, gehören hingegen nur der subjektiven Gültigkeit, sie sind Stufen der Wiederbeobachtung, welche in der Nothwendigkeit der Reflexion so weit vollendet ist, als wir sie zu vollenden vermögen." — „Der Gegenstand wird erkannt durch das Ganze unserer unmittelbaren Erkenntnifs. Wird also nach objektiver Gültigkeit gefragt, so dürfen wir damit weder einzelne Sinnesanschauungen noch einzelne Denkformen vergleichen, diese gebrochenen Theile der Beobachtung unterscheiden sich nur nach subjektiven Verhältnissen — wir müssen einzig das vollständige Ganze unsrer Erkenntnifs, so wie es unmittelbar in der Vernunft ist, dem Gegenstand gegenüber stellen. Die objektive Gültigkeit gehört also weder dem Anschauen noch dem Denken (weder dem Wissen noch dem Glauben) für sich, sondern jedem nur nach seinem Verhältnifs zum Ganzen der transcendentalen Apperception. Durch diese letztere allein erkennt eigentlich unsere Vernunft. Wir können subjektiv wohl unsere Erkenntnifs zergliedern, in das, was in ihr durch ihre ursprüngliche formale Apperception ist, als allgemeines und nothwendiges Gesetz, und was in ihr nur durch erfüllende Anschauung ist; — aber die objektive Gültigkeit gehört durchaus nur dem geschlossenen Ganzen der transcendentalen Apperception." — „*Erst* nachdem das ganze Kunststück der innern Wiederbeobachtung durch Reflexion gelungen ist, d. h., nachdem wir unsre Speculation vollendet haben, liegt, (so viel es möglich ist) das Ganze unserer transcendentalen Apperception vor dem eigenen innern Blick, und nur diesem entspricht der Gegenstand der Erkenntnifs.

Wir müssen uns erst durch alle Bruchstücke des Empfindens, Phantasirens, Dichtens und Denkens durchgefunden haben, um die innere Einheit unseres Erkennens verstehen zu lernen; nur diese aber macht eigentlich unsere Erkenntnifs selbst, nur sie hat dies Objekt. Dies ist also das Räthsel der transcendentalen Wahrheit, welche Uebereinstimmung mit dem Gegenstande sucht; nur für das Ganze der transcendentalen Apperception hat diese überhaupt Bedeutung, alles andere gewöhnliche Wahr oder Falsch in unsern Vorstellungen sucht nur eine Regel der innern Wiederbeobachtung." — Hieraus leuchtet es deutlich ein: aller Streit über die Wahrheit oder objektive Gültigkeit in dem Wissen oder Glauben, in der Erscheinung oder dem Seyn an sich, in dem Anschauen oder Denken, in der Reflexion oder den Ideen oder in welchem Punkt der Erkenntnifs sonst, hat aus dem Standpunkt der Fries'schen Lehre gar keine Bedeutung. Objektive Gültigkeit kommt dem Erkennen schlechthin zu, sonst wäre es kein Erkennen, aber natürlich nur dem ganzen Erkennen, der Einheit des Erkennens, nicht den einzelnen Momenten seiner Entwickelung für sich. Wer Fries mit Grund angreifen wollte, der müfste nachweisen, dafs er Fehler in der Selbstbeobachtung begangen, Irrthümer in seine Theorie der Vernunft aufgenommen habe; die Frage nach der Objektivität aber darf auf keinen Fall nach einzelnen Momenten des Erkennens, wie hier geschehen ist, sondern nur nach der ganzen Theorie der Vernunft überhaupt beantwortet werden.

Es wäre nun noch von dem dritten Theile dieses Werkes Bericht zu geben, und hier würden die psychologischen Grundlagen unseres praktischen Erkennens darzustellen seyn. Allein wir würden die in diesen Blättern einer Recension gestatteten Grenzen weit überschreiten müssen, wenn wir die kritische Begründung der Principien der praktischen Philosophie nur in der Ausführlichkeit mittheilen wollten, wie hier in Ansehung der Principien der theoretischen Philosophie geschehen ist. Obgleich daher auch in diesen Gegenden die kan-

Digitized by Google

tische Lehre durch Fries sehr bedeutend verbessert, zum Theil gänzlich umgebildet worden ist, und gerade hier die Fries'schen Lehren die fruchtbarsten Keime zur Anwendung auf Wissenschaft und Leben enthalten, so müssen wir uns doch damit begnügen, nur kürzlich die Hauptpunkte, wodurch sie sich characterisirt, besonders im Unterschied von Kant, hervorzuheben, ohne dabei dem Gang des Buches selbst zu folgen.

Fries verbesserte Kants Kritik der praktischen Vernunft zuerst besonders darin, dafs er die Form der Selbstthätigkeit derselben nicht blos, wie Kant, im Willen fand, sondern dafs er, davon unabhängig, eine eigene Form der Selbstthätigkeit in dem Herzen oder Gefühl nachwies und in diesem die wahre, ursprüngliche Quelle aller praktischen Gesetzgebung aufwies. Der Grundgedanke des Werthes war es nun, der, noch vor dem des *Gebots* oder Sollens, an die Spitze der praktischen Philosophie gestellt werden mufste. So wurde es Fries möglich, und zwar ihm zuerst auf gründlichem kritischen und anthropologischen Wege, den Despotismus des durch den kantischen kategorischen Imperativ begründeten Formalismus in der Ethik zu zerstören, indem er diesen an seine wahre Stelle in der Form der Sittlichkeit verwies, seine gesetzgebende Autorität vernichtete, und statt dessen der Sittlichkeit einen wahren, ursprünglichen Gehalt in dem Werth und Zweck bestimmenden Vermögen der Triebe gab, woraus eine viel freiere und lebendigere sittliche Lebensansicht entsprang. Der Ethik aber, welche die Moral und Politik und Rechtslehre in sich zusammenbegreift, steht, als der praktischen Naturlehre, die Religionslehre und Aesthetik als praktische Ideenlehre an der Seite. Und hier zeigt sich wieder die Eigenthümlichkeit der Fries'schen Lehre sehr entschieden. Zuerst schon darin, dafs er die Religionslehre ganz entschieden als Theil der praktischen Philosophie auffafst. Darin nun ist er zwar auch mit Kant einstimmig, bei dem ja die Religion ganz auf Sittlichkeit gebaut ist; aber eben darin weicht wieder Fries von Kant gänzlich

ab; praktisch ist hier die Religion nicht aufgefafst, in so fern sie auf Sittlichkeit gegründet ist, sondern sie hat ihre eigene, unmittelbare praktische Grundlage in der praktischen Vernunft, indem sie, als praktische Ideenlehre, sich als ideale Lehre vom Zweck der Welt darstellt, während die Sittenlehre nur Zwecklehre des menschlichen Lebens ist. Somit ist die ganze Ableitung der religiösen Ideen aus moralischen Postulaten gänzlich antiquirt, in so fern diese als moralische Beweise gelten sollen. Endlich aber wird die Ansicht von der Aesthetik ganz abweichend von Kant dargestellt. Kant erkannte, dafs auch das Schöne als ein praktischer Begriff zu fassen sey, da er aber keine andere praktischen Begriffe kannte, als die sittlichen, so suchte er auch dem Schönen eine Bestimmung nach moralischen Zwecken zu geben, wodurch das Aesthetische eine viel zu beschränkte Bedeutung erhielt. Fries entdeckte auch für das Aesthetische eine ursprüngliche Quelle in der praktischen Vernunft, nämlich in dem uninteressirten Wohlgefallen an der Zweckmäfsigkeit der Form oder Erscheinung in sich selbst, wie sich dies in der praktischen Vernunft ausspricht. Damit aber mufste zuerst die ganze objektive Teleologie der Natur fallen, und dann kam die Aesthetik mit der Religionslehre in die engste Verbindung, indem die ewigen Zwecke der Welt, welche der praktische Glaube absolut als real anerkennt, durch die praktische Ahndung in der Zweckmäfsigkeit der Erscheinung nach ästhetischen Urtheilen wiedergefunden werden, so dafs also die Religionsideen in dem Glauben zwar ihre Anerkennung finden, nur in den ästhetischen Urtheilen aber in der Erscheinung und in Symbolen zu Leben und Anwendung kommen. In dieser ästhetisch-religiösen Weltansicht erhält die ganze Lehre Fries's ihren letzten Abschlufs. — Rec. unterläfst es um so mehr, von diesen religiösen Ansichten des Verfs. genauere Nachricht zu geben, da wir, wie schon bemerkt, demnächst von seiner Religionsphilosophie in diesen Blättern Bericht zu geben haben werden.

H. Schmid.

Digitized by Google

1) *Staatswissenschaftliche Vorlesungen für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Von K. H. L. Pölitz, Hofr. und öffentl. Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. Erster Band. Leipzig, bei Hinrichs.* 1831. *VIII u.* 352 *S.* 8.

2) *Vermischte Schriften aus den Kreisen der Geschichte, der Staatskunst, und der Literatur überhaupt. Von K. H. L. Pölitz. Erster Band. Leipzig, bei Göschen.* 1831. *XII u.* 412 *S. Zweiter Band. IV u.* 379 *S.*

Der bekanntlich unermüdet-thätige Verf. hat es erlebt und wird, so wünscht es der Rec., noch lange miterleben, dafs das, was er fast in jeder seiner historisch-politischen Schriften, besonders durch seine Sammlung der Europäischen Constitutionen (4 Theile) und in dem Werk: Staatswissenschaften im Lichte unserer Zeit — durch einleuchtende Darstellungen vorzubereiten suchte, nämlich ein nach volksthümlich-monarchischen Grundsätzen geordneter Staatszustand, auch in seinem Vaterland in Wirklichkeit übergeht, ungeachtet Sachsen unter diejenigen Theile von Deutschland zu rechnen war, wo eine solche Umänderung ins Bessere nur später gehofft werden und nur durch ein rasches Zusammenwirken von Umständen und Personen erfolgen konnte.

Sehr begreiflich ist's, dafs deswegen gerade an den Verf. ehrende Aufforderungen ergingen, über die wichtigsten Gegenstände der Staatswissenschaften vor Gebildeten zusammenhängende allgemeinverständliche Vorträge zu halten. Statt jenen Wunsch mündlich zu erfüllen, nahm Er von demselben Veranlassung, die für das jetzige Zeitbedürfnifs so wichtige Wissenschaft unter vier Hauptabschnitten: „Begründung, Verfassung, Regierung und Verwaltung des Staats" in lichten Vorträgen zu popularisiren. Der erste vor uns liegende Theil umfafst schon die Hälfte des für Leser aller Stände bearbeiteten, betrachtungswürdigen Gegenstands in siebzehn Vorlesungen.

I. und II. giebt eine gedrängte historische Einleitung, wie erst vom 18ten Jahrh. an (welch lange Bildungszeit

Digitized by Google

von Sulla, über Augustus und Justinianus herab bis auf Joseph I. und II.) der Absolutismus allmählich dem constitutionellen System nachgeben mufste. Wird nicht die Geschichte auch den Ungelehrigsten eine Lehrerin werden, wenn sie mit S. 29. sagen mufs: In den ersten 70 Jahren des 18. Jahrhunderts konnte keinem der gewöhnlichen Diplomaten der Gedanke kommen, dafs nach wenigen Jahrzehnden der gröfste Theil der Amerikanischen Colonialwelt von Europa unabhängig nach nichtmonarchischen Regierungen streben werde. Demungeachtet geschah das theilweis Unbegreifliche, dafs die erste europäische Seemacht zuerst genöthigt war, am 3. Sept. 1783. die Selbstständigkeit ihrer vormaligen Colonien anzuerkennen. Ueberraschend allerdings ist es, dafs jener Freistaat von 13 Provinzen während seines ersten Halbjahrhunderts von 2 bis über 12 Millionen Einwohner sich erhob. Noch überraschender aber mufste es für jenes, in den Formen des Absolutismus alternde, Europa werden, dafs dieser jugendliche Bundesstaat (so wenig man ihn damals noch diesseits beachtete) schon 1787—89. sich eine sorgfältig berechnete ort- und zeitgemäfse schriftliche Verfassungsurkunde gab; die erste dieser Art, welche bereits alle Hauptgegenstände des inneren Staatslebens umschliefst und durch ihren gemäfsigten politischen Character die Feuerprobe eines halben Jahrhunderts überstanden hat. So wird, sagt S. 31, der Lebensbaum der bürgerlichen und politischen Freiheit im Laufe der nächsten Zeit immer tiefere Wurzel schlagen, in Mexico, Guatemala, Columbia, Peru, Chile, Bolivia, in den Provinzen am Plata, wahrscheinlich auch, nach Francia's Tode, in (dem durch Jesuiter-Missionen bearbeiteten) Paraguay, wie schon auf Haiti und in dem vom Kaiserthum zur Republik, wenigstens zur Polykratie übergehenden Brasilien.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Pölitz, Staatswissenschaftliche Vorlesungen und kleine Schriften.

(Beschluſs.)

Fragt sich Rec. hier beiläufig: Warum die Ausgeburt zum Besseren in den oben genannten weiten Strecken von Südamerika, ohne daſs sie, wie Nordamerika, von äufsern Unternehmungskriegen sehr gestört waren, doch bei weitem nicht so bald reifen, als der ehemals englische Coloniestaat, so ist wohl keine andere Antwort, als diese zugleich sehr warnende möglich: Der ganze Süden war bis dahin von Pfafferei und fremd einwirkender Willkührherrschaft tief unterdrückt; der Norden aber hatte auch als niedergehaltene Colonie doch schon an der höhern Civilisation und Moralität des nicht despotisch constituirten Englands seinen Antheil gehabt. Selbst Haiti ist weiter; ohne Zweifel, weil die Cultur von Frankreich ganz anders dahin eingewirkt hat, als Spaniens und Portugals servile und pfäffische Entsittlichung auf die von dort aus entdeckten, an sich viel herrlicher ausgestatteten, Südländer.

III. definirt S. 59. den Staat oder die bürgerliche Gesellschaft als eine in der Wirklichkeit bestehende Vereinigung freier Menschen, in welcher die Herrschaft des Rechts unter die Gewähr des rechtlich gestalteten Zwangs gestellt wird. Schon S. 37. macht, auf eine interessante Weise, darauf aufmerksam, daſs sogar Hobbes, der Stuartische Prinzenlehrer, sein System des Absolutismus doch nur auf einen Staatsgrundvertrag (auf eine vom Wollen ausgegangene Unterwerfung) sicher bauen zu können überzeugt war. Nur sollte dann mit Einemmal das Recht zu herrschen unbedingt und für immer auf das Staatsoberhaupt von der Menge übergetragen worden seyn, die sich aus der Furcht vor dem

Digitized

Krieg Aller gegen Alle anders retten zu können verzweifelte. Der Verf. erinnert sehr richtig, dafs wenn gleich nicht ein förmlicher, doch ein stillschweigender, vor der Vernunft gültiger, Vertrag wie eine Grundlage aller Staatsordnung zu denken sey. Wenn der Ausdruck Vertrag oder Uebereinkunft vielleicht immer, wo die förmliche Einwilligung noch abgeht, als etwas erscheinen möchte, das nur bittweise zuzugeben wäre; so geht auf jeden Fall der Sinn dahin, dafs das Bleiben im Staate, das Benutzen seiner Vortheile und das Unterordnen unter seine Mittel, sich auf eine, der Vernunft gemäfse und sogar von der praktischen (den Willen ordnenden) Vernunft geforderte, Uebereinstimmung der Geniefsenden gründet. Die Vernunft, denkt hier Rec., als die idealische und zugleich Erfahrung benutzende Leiterin zur menschlich möglichen Vervollkommnung. Eben diese sittliche Vernunft macht deswegen jedem Einzelnen, sobald er über sich denkt, zur Pflicht, dafs er in einem der Rechtschaffenheit möglichst förderlichen Zustand zu leben suche. In sofern ein solcher Zustand auf Gesinnung, und diese auf Ueberzeugung, folglich auf überzeugender Belehrung beruht, darf jeder sich selbst keinem Zwang unterwerfen. In sofern aber äufsere Ordnung als Schutz der aus Pflichten entstehenden Rechte für die Ausübung der Vernunftpflicht, sich zu vervollkommnen, theils unentbehrlich, theils wenigstens sehr förderlich ist, so wird es Forderung eben derselben willensthätigen Vernunft, dafs sich die Denkenden zu einem Zustand vereinigen, oder, wenn der Anfang schon gemacht ist, in einem Zustand vereinigt bleiben, wo die zur Ausübung der Moralität nöthigen äufseren Rechte durch gemeinschaftlich bewilligten Zwang gesichert werden.

In dieser Gedankenreihe scheint dem Rec. die gesellschaftliche Uebereinstimmung denkfähiger Menschen zur Unterordnung für einen, den Rechtszwang gewährenden, Zustand *(status)* mit der Moralität oder dem Vernunftwillen, welcher an sich jedem Zwang des In-

Digitized by Google

neren (des Gemüths) entgegen seyn mufs, folgerichtig zusammenzuhängen. Zugleich enthält aber, wie es immer seyn sollte, diese Ansicht auch die Grenzlinie oder den Mafsstab, nach welchem der Rechtszwang des Staats zu beschränken ist. Nur die Rechte dürfen erzwungen werden, welche als Mittel, damit für die Moralität ein urbarer Boden, um darauf zu wachsen, gesichert werde, nur durch Unterordnung unter einen zweckmäfsigen Zwang zu verwirklichen sind. Die Uebereinstimmung zur Unterordnung unter eine Staatsregierung kann nicht gesicherter gedacht werden, als wenn sie aus einer moralischen Verpflichtung hergeleitet wird, die jeder Einzelne in sich nicht abläugnen kann, die aber auch zugleich dem unentbehrlichen Rechtszwang seine Begrenzung gegen willkührliche Ueberschreitungen vorzeichnen kann.

Dies ist so sehr in der vernünftigen Menschennatur gegründet, dafs, wie auch S. 65. bemerkt, in der altbiblischen Theokratie die Anerkennung des ersten hebräischen Königs, wenn gleich Saul von dem Propheten gesalbt, also „von Gottes Gnaden gegeben" war, doch erst durch die Familienväter und Stammfürsten vertragsmäfsig in Kraft kam, vgl. 1 Sam. 10, 25—27. mit 11, 14. Eben so wurde David, wenn gleich von Samuel in Jehovah's Namen gesalbt, doch nur durch einen mit dem Volke gemachten Bund (2 Sam. 5, 3.) als wirklicher König anerkannt. Er selbst, kriegsmächtig geworden und lange regierend, liefs sich zwar in der Altersschwäche durch die zweite Gemahlin, Bathseba und den Hofpropheten Nathan, den Erzieher ihres Sohnes, Salomo's, nach 1 Kön. 1, 20. bereden, dafs die Disposition, wer sein Nachfolger seyn solle, ihm zustehe; da er aber dem jüngeren Salomo zulieb den älteren Sohn, Adonia, ausschlofs, so waren dennoch die bedeutendern Magnaten, welche vor der verfänglichen Vermählung mit Bathseba sich um David die gröfsten Verdienste gemacht hatten, der Volksverfassung getreuer und nicht für diese Willkühr. Salomo selbst, wie Ps. 2. deutlich genug es von

Digitized by Google

ihm sagt, hatte das Murren vieler Theile des Volks und der von David eroberten Nachbarländer gegen sich.

Da Salomo hierauf selbst für sein absolutes Königthum und dessen luxuriöse Verfeinerung das Volk mit Abgaben gedrückt hatte und die jüngeren Räthe des Nachfolgers auf diesem Absolutismus zu beharren riethen, so erinnerten sich 1 Kön. 12, 16. die meisten Volksstämme an ihre alte Sitte, die Regentenfamilie durch Wahl und Bedingung anzuerkennen, und der von David begonnene Absolutismus verlor 10 Zwölftheile der Nation. Denn was das Merkwürdigste ist, Mose selbst hatte die Wahlfreiheit der Stammfürsten und des Volks, sogleich beim Anfang der Nationalvereinigung, nach 2 Mos. 19, 1—9. so umfassend anerkannt, dafs er ihnen nicht einmal ihren Stammgott Jehova als den unsichtbaren König und Gesetzgeber anders, als durch Veranstaltung einer förmlichen Königswahl vorzusetzen unternahm.

Gerade diese biblisch historisch unläugbaren Data, welche auch der Verf. als Orientalist besser, als die über die hebr. Geschichte meist ohne Quellenkenntnifs urtheilenden Universalhistoriker durchschaut, wollte Rec. gerne etwas ausführlicher entwickeln, weil ein gewisser mystischer Hierarchismus sich gar zu gerne mit dem Absolutismus in eine gewaltsame Wechselverbindung versetzt und dafür willkommen ist. Warum aber bedenken dergleichen hierarchische Absolutisten, wie Hr. L. v. Haller, nicht zuvörderst dies, dafs die älteste Hierarchie der Bibel gerade die entscheidendsten Beispiele giebt, wie das Volk Gottes seine ersten Könige nur vermöge feierlicher Verträge anerkannte? Auch ist als ächt christlich wohl zu bemerken, dafs das N. T. immer nur von Unterordnung, ὑποταγη, nicht von Unterwürfigkeit spricht, ungeachtet bekanntlich der Orientale sonst zu einem servilen Betragen nach seinen Sitten geneigter wäre.*)

*) Eine über diese historischen Vorgänge Paris 1789—90. erschienene zweckverwandte Schrift: *Origine et Etendue de la puissance royale suivant les livres saints et l'histoire. 3 Vol.* kenne ich nur dem Titel nach.

Digitized by Google

Diese Betrachtungen möchten auch auf das, was der Verf. S. 97. über die sogenannte Volkssouveränität urtheilt, einigen berichtigenden Einfluſs haben. Er nimmt an, daſs zwar jeder vor seinem Eintritt in den Staatsverband über seine Kräfte und persönliches Wollen frei zu verfügen habe; daſs aber die Wirksamkeit des Gesammtwillens und der Gesammtmacht aller einzelnen Bürger mit Annahme der Verfassung rechtlich aufhöre. Rec. denkt nur folgern zu dürfen, daſs sie rechtlich suspendirt oder aufser Wirksamkeit gesetzt bleibe, so lange die Regierung ihr Wissen und Wollen auf Verwirklichung des Staatszwecks und möglichste Erfüllung des Staatsgrundvertrags gerichtet sey, und also mit den sittlich Mündigen in billiger Uebereinstimmung bleibe. Eben dies sagt der welterfahrenste unter den Aposteln Röm. 13, 3, indem er die Christen in der weltbeherrschenden Hauptstadt aufforderte, auch der römisch-heidnischen Regierung sich unterzuordnen, weil sie „nicht den guten Handlungen, sondern nur den bösen (während der ersten Jahre Nero's, in denen Paulus den Brief schrieb) sich furchtbar mache." (Vgl. Meine Erklärung der Lehrbriefe an die Galater und Römer. Heidelb. 1831. S. 55. 56. 350. und 300.). Wie aber, wenn das Entgegengesetzte zur unläugbaren Wirklichkeit würde und alsdann doch der Gesammtwille der bedingt Untergeordneten nicht blos suspendirt, sondern theoretisch aufhörend zu denken wäre?

Die ganze übrige Ausführung ist, wie man es von dem Verf. nicht anders gewohnt ist, durchgängig licht und liberal. Ich führe nur von S. 350. noch einen praktischen Hauptpunkt an: Eine vorzügliche Gewährleistung der Verfassung, schreibt dieser Unpartheiische, beruht auf der Begründung eines NB. bleibenden Ausschusses aus den Deputirten beider Kammern, besonders in den Staaten, wo die Kammern nicht jährlich sich versammeln. Die Begründung und Begrenzung dieses wichtigen Satzes ist im Werk selbst nachzulesen. Richtig ist's, daſs ein solcher Ausschuſs, wie die Note bemerkt, in den Ver-

Digitized by Google

fassungen Würtembergs, Badens und Kurhessens constitutionell begründet sey. Nur ist der Begriff, dafs ein solcher Ausschufs ununterbrochen bleibend seyn sollte, in Baden für jetzt noch anders erklärt und realisirt, als in den beiden andern, auch mustermäfsigen Verfassungen Die Erfahrung wird ohne Zweifel zu rechter Zeit auf vollständigere Ausführung des Sinnes auch der Badischen Verfassungsurkunde in diesem zur Garantie und Wirksamkeit so nöthigen Puncte hinleiten.

Die zugleich erschienenen vermischten Schriften des Verfs. sind in Wahrheit auserlesen, und können grofsentheils als sehr belehrende Erläuterungen der indefs beschriebenen Vorlesungen benutzt werden. Ueberall waltet der Geist der Mäfsigung und des Wirkenwollens durch Ueberzeugung, ohne dafs dadurch dem Dämon der Verzögerung des Guten gefröhnt wird. Durchgängig wird gezeigt, wie das System des Reformirens die heilsame Mitte zwischen dem Revolutioniren und dem Reagiren halte; stabil aber soll nichts seyn, als was durch seine Zweckmäfsigkeit sich selbstbeständig macht. Eine durch Bewegung bestehende Staatsverwaltung soll nicht etwa einem stehenden See gleichen. Auch Napoleons Ausspruch: Alles für das Volk, Nichts durch das Volk, wird unter No. 7. beurtheilt. Nach der Wirklichkeit that Napoleon Alles durch das Volk, so lange er es zu überzeugen wufste, dafs er Alles nur für das Volk gethan haben wolle. Als seine Additionalartikel zur Constitution klarer machten, dafs er durch das Volk, aber nicht für dasselbe sich festsetzen wolle, setzte Er sich, sprüchwörtlich zu reden, zwischen zwei Stühle.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

Θησαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. *Thesaurus Graecae Linguae, ab Henrico Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Carolus Benedictus Hase, Instituti Regii Franciae Socius, In Schola Regia Polytechnica Regiaque Speciali Linguarum Orientalium Professor, In Bibliothecae Regiae Parte Codd. MSS. Complectente Conservator Adjunctus, &c. &c., G. R. Lud. de Sinner, Ph. Dr., et Theobaldus Fix, Secundum Conspectum ab Academia Regia Inscriptionum et Humaniorum Litterarum die* 29. *Maii* 1829. *approbatum. — Volumen Primum. — Parisiis, Excudebat Ambrosius Firmin Didot, Instituti Regii Franciae Typographus. Venit apud Firmin Didot, Fratres, Via Jacob. No.* 24. [*Fasciculus* I. (Es werden 28; jeder zu 12 Francs.) Klein Folio auf Papier velin collé. 320 Columnen; 4 Blätter voraus nebst farbigem Umschlag.]

Obgleich unsere Jahrbücher sich nicht dazu eignen, ausführliche Beurtheilungen von Werken dieser Art zu geben, wofür die eigens zu philologischen Recensionen bestimmten Institute kaum Raum genug haben; so dürfen wir doch in unserer das Gesammtgebiet der Literatur umfassenden Zeitschrift ein Werk von solcher Bedeutung, wie das vorliegende, nicht ignoriren. Das alte, ursprüngliche Werk ist selbst denen unter den Philologen bekannt, die nie so glücklich waren, es zu besitzen oder benützen zu können; denn freilich war längst derjenige im Besitz eines seltenen Schatzes, der den ganzen alten Stephanus mit aller Zugehör besafs, und die Schwierigkeit, ihn zu bekommen, würde selbst einen blofsen Abdruck des alten schon zu einem dankenswerthen Unternehmen gemacht haben. Aber da nun doch einmal Philologen eine neue Ausgabe besorgen mufsten, so wäre es freilich unverantwortlich gewesen, wenn diese ignorirt hätten, was seit dem alten Stephanus und seinen Ergänzern in diesem Fache gethan worden. Deswegen haben denn auch die Englischen Herausgeber, die das Werk, von zahlreichen Subscribenten unterstützt, schon vor mehreren Jahren (das Ganze wurde in 14 Jahren zu Stande gebracht) unternahmen, auf Erweiterung und Vermehrung gedacht, und wie diese ausgefallen ist, liegt, da das Werk vollendet ist, der Welt vor Augen. Aber es war, wie verlautet, gleich nach der Vollendung

Digitized by Google

vergriffen, und so ist, da ohnehin die Käufer in grösserer Zahl nicht eigentliche auf dem Gebiete der Philologie arbeitende Philologen sind, dem Mangel nicht abgeholfen. Ueberdies ist die Einrichtung des so aufserordentlich erweiterten Werkes nicht eben bequem, die Masse des Gegebenen bei vielen Artikeln (vorzüglich in A) fast unübersehbar grofs; überdies ist dem Buche ein wahrer Ballast von Beiwerken vorausgeschickt und angehängt, deren Werth zum Theil problematisch und relativ geworden oder ganz gesunken ist. Der Preis aber ist für die meisten Gelehrten, wenigstens in Deutschland, geradezu unerschwinglich; weswegen den Letztern ganz neuerlich, als ein, freilich schwacher, Ersatz, das zu sehr herabgesetztem Preise zu habende (allerdings durch die besten neuern Hand- und Schulwörterbücher nicht entbehrlich gemachte) Schneider'sche Wörterbuch wieder angepriesen und empfohlen worden ist, besonders da die zwei in Deutschland angekündigten Abdrücke oder Bearbeitungen dem Vernehmen nach nicht zu Stande kommen werden. Hier aber liegt nun der Anfang einer schon vor zwei Jahren von Paris aus angekündigten neuen Bearbeitung des Stephanus vor uns, deren ausführliche Ankündigung *(Prospectus novae Editionis Thesauri Graecae linguae ab Henrico Stephano constructi)* in vielen Exemplaren theils unmittelbar von Paris aus, theils mittelbar durch Brönner in Frankfurt (S. Schmerber) in Deutschland hinlänglich verbreitet wurde; wozu noch eine sehr empfehlende Bekanntmachung, von C. F. Weber in Darmstadt, in der Allgem. Schulzeitung 1831. II. 10. kam.*) Die Ankündigungen sind betitelt, wie das Buch;

*) Wir machen in dieser Beziehung noch aufmerksam auf folgende Schrift eines durch seine gelehrten Leistungen bereits rühmlichst bekannten Mannes: *Mémoire addressé à l'Academie des sciences, belles lettres et arts de Rouen par M. Berger de Xivrey sur la nouvelle édition du Trésor de la Langue Grecque de Henri Estienne, que publie en ce moment M. Firmin Didot. Rouen chez Nicétas Periaux* 1831. 37 S. gr. 8. auf Velin. Der Verf. hebt mit Recht das Schwierige, aber auch Verdienstliche und Ehrenvolle eines solchen Unternehmens hervor, er schildert den Plan und die Anlage des Ganzen, und die vorzügliche Art der Ausführung, für deren Gelingen und Vollendung der Name der ausgezeichneten Männer, die sich demselben unter-

Digitized by Google

nur stehen die Worte: *Secundum conspectum — approbatum* nicht auf den ersten, blos mit Paris bezeichneten, Exemplaren, sondern erst auf denen, wo nach den Didot'schen Adressen noch steht: *Prostat Amstelodami apud Mullerum et soc. Francofurti ad Moen. apud H. L. Broenner.* Diese haben, aufser den 48 Seiten der erstern, noch vier Seiten *(Additamentum)* voraus. Aus diesem Prospectus geben wir hier nur einen ganz kurzen Auszug. I. Veranlassung der neuen Ausgabe. 1) Seltenheit und Preis der beiden vorhandenen Auflagen. Ein vollständiges, gut erhaltenes Exemplar der ersten ist schwer zu erhalten, und kostet, wo sich's findet, 3 — 400 Francs; die Englische Ausgabe, bei Valpy, kostete 1200 Francs, und ist bereits vergriffen. 2) Hoher Werth des Werks. 3) Alphabetische Ordnung. Bekanntlich ist das Originalwerk in etymologischer Ordnung abgefafst, so dafs unter jedem Stamme seine Derivata und Composita zu sehen sind. Unsere Herausgeber zogen jene Ordnung vor, geben aber das *Pro* und *Contra* kürzlich an. Wir übergehen diese schon oft genug besprochenen Gründe, und bemerken nur, dafs wir den Pariser Bearbeitern unsere Beistimmung nicht versagen können (besonders da sie versprechen, am Schlusse des Werkes einen *Index Etymologicus* zu geben), und sollte es auch nur deswegen seyn, weil man über die Abstammung so vieler Wörter noch gar nicht im Reinen ist, und bei dem jetzt immer reger werdenden Studium des Sanskrit und Zend zu erwarten ist, dafs auch in dieser Hinsicht immer mehr neue Entdeckungen werden zu Tage gefördert werden, und dafs ein Werk, in welchem die gegenwärtige Stufe unserer Kenntnifs zur Basis genommen, und diese dadurch als auf lange Zeit feststehend angenommen würde, in kurzer Zeit die Zuverlässigkeit und die Brauchbarkeit des Systems, worauf es gebaut wäre, verlieren müfste. II. Zugaben von Beiwerken der Londner Ausgabe. *A.* Vorausgeschickte. XVI Num-

---

zogen haben, die beste Bürgschaft ist. Das Nähere müssen wir bitten in der interessanten Schrift selber nachzulesen. *(Anmerk. d. Redact.)*

mern, wovon die letzte wieder 9 Unterabtheilungen hat, bei 500 Seiten. Mehrere werden mit Recht für ganz überflüssig erklärt; z. B. die drei beigegebenen Reden über den Werth der Griechischen Literatur, oder Schriften, die überall zu finden sind, z. B. eine Abhandlung von Ernesti; oder solche, die zur Grammatik gehören, und von denen nur die Resultate aufzunehmen waren, z. B. die Abhandlungen *de verbis Graecorum mediis*. *B.* Am Schlusse beigegebene. Sie gehören fast alle in die Zahl der grammatischen Bücher, und müssen besonders herausgegeben, ihre Resultate aber in das Werk selbst verarbeitet werden, wo sie auch gröfstentheils schon vollständig aufgenommen sind. Zu einem der dem Londner Stephanus am Schlusse beigegebenen Werke wollen wir den Herausgebern eine genauere Notiz mittheilen, als sich bei Schöll findet (*Hist. de la Litt. Gr.* VI. *p.* 300. Der deutschen Bearbeitung T. III. p. 250.), besonders da unsere Herausgeber das von Schöll citirte Buch eben so wenig hatten und kannten, als die Londner Herausgeber, die das weniger vollständige aus dem alten Stephanus abdrucken liefsen, das sich auch beim Scapula und dem sogenannten Basler Lexikon (*Septemvirale*) findet. Es ist die Schrift des Joannes Philoponus *συναγωγὴ τῶν πρὸς διάφορον σημασίαν διαφόρως τονουμένων λέξεων*, von welcher Schöll die vervollständigte Ausgabe von Erasmus Schmidt, Wittenberg, 1615. 8. und Leiden 1751. anführt. Wir haben jene Wittenberger Ausgabe vor uns, deren Titel genau folgender ist: *Cyrilli vel ut alii volunt Joannis Philoponi opusculum utilissimum De Differentiis Vocum Graecarum, quoad Tonum, Spiritum, Genus, &c. Plus quintuplo auctum, et in Gratiam τῶν φιλελλήνων editum ab Erasmo Schmidt, Graec. et Math. Prof. Witebergens. Accessit Discursus ejusdem De Pronunciatione Graeca Antiqua contra* Νεόφυτον. *Witebergae. Typ. Richterianis, Sumptibus B. Corvini. Anno Christiano* M.DC.XV. 1 Bogen Vorrede und dgl. 212 S. die *Differentiae Vocum* (die beim Scapula nur 10½ Folio-Columnen einnehmen); von S. 213 bis 255. die

Digitized by Google

Abhandlung über die Aussprache. Da die Ausgabe von Leiden 1751, welche die Herausgeber durch Hrn. Van-Praet erhielten, nach ihrer Angabe nur 32 Seiten in Oktav enthält, so scheint sie nicht einmal ein Abdruck der Erasmus Schmidt'schen, sondern blos der alten bei Stephanus befindlichen zu seyn, wie die Herausgeber auch wirklich erklären, ob man gleich aus der Angabe bei Schöll und auch bei Krebs (Handb. der Philol. Bücherkunde, unter Jo. Philop. im 1sten Theil) schliefsen könnte, es sey jenes der Fall. Ein noch reichhaltigeres Buch, das aber zum Theil auch auf Synonymik Rücksicht nimmt, übrigens jenen Jo. Philop. von E. Schmidt ganz enthält, wollen wir bei dieser Gelegenheit nennen, weil es auch wenig bekannt ist, und noch viele Vorzüge vor dem genannten hat. Es heifst: *M. Dan. Peuceri, Lusati, Commentarius Differentium apud Graecos vocum, potissimum ex Ammonio, Lesbonacte et Philopono collectus et locupletatus. Praemissa est Dissertatio de Usu differentium apud Graecos vocum in Theologia. Dresdae, ap. C. C. Walther.* 1749. Vorr. u. Diss. 2½ Bogen, dann das Lexicon 214 doppelte Seiten (in gespaltenen Columnen), und noch 16 Seiten Anhang, meist dialektologisch.*) III. Plan der neuen (Pariser) Ausgabe. Voraus Etwas über die Beurtheilungen der Englischen Ausgabe, deren Hauptverdienst in den ausserordentlich reichen Zusätzen bestehe, welche aber das Buch wirklich überladen; ein Vorwurf, der besonders auf den Buchstaben α passe, indem dieser von den 629 Columnen des Stephanus auf 2500 Columnen angeschwollen sey, und wo das Wort ἄγαλμα allein 145 Columnen einnehme. Vom Buchstaben β an haben sie sich selbst engere Grenzen gezogen, und die, dort ungeheuer viel Raum einnehmenden, mit ganz kleinen Lettern gedruck-

*) Zur Empfehlung des Buches hat dessen erster Besitzer die Anekdote aufbewahrt und in das Buch eingetragen, dafs einst ein Professor den Satz des Aristoteles ἡ ψυχή ἐστιν ἄϋλος nachlässig gelesen, oder in seinem Exemplar αὐλὸς gefunden, und nun mit grofsem Aufwande von Gelehrsamkeit seinen Zuhörern funfzehn Gründe vorgetragen habe, warum Aristoteles die Seele eine Flöte nenne!

ten, Noten weggelassen. Die neuen Herausgeber wollen nun die verschiedenen Ergänzungen und Zusätze des Stephanus, was die Engländer nicht gethan, an ihre Stellen einrücken, die Columnenüberschriften, nach Hermanns Vorschlag, besser einrichten, sie werden überdies, da ja fast jeder Tag für die Lexikographie neuen Stoff liefert, bedeutende Zusätze geben, jedoch auch die besonders im α allzureichlichen Auswüchse der Englischen Ausgabe beschneiden. Die Vermehrungen werden bestehen: 1) in der Bezeichnung der Quantitäten, durch Hrn. Fix, einen Schüler Hermanns; 2) Angabe der gewöhnlich mit einander verwechselten Buchstaben, Sylben und Wörter; eine Art von Elementen der Paläographie, aus Bast's, Porson's, Elmsley's, Schäfer's, besonders Boissonade's Schriften; 3) in der Etymologie jedes Worts; 4) in Angabe der Buchstaben und Laute, deren Zusammenstellung die Griechen liebten, nach P L. Courier; 5) in Wörtern, die in der Englischen Ausgabe fehlen, theils aus neu herausgegebenen Büchern, theils aus Inschriften, aus Scholiasten und andern wenig gelesenen Autoren; 6) in Formen, die aus falschen Lesarten entstanden sind, und bisher ohne Bezeichnung ihrer Nichtigkeit in den Wörterbüchern standen; 7) in Beweisstellen für seltene oder bezweifelte Formen; 8) in Bedeutungen und Constructionen, die bisher übersehen worden; 9) in Beobachtungen über die grammatische und rhetorische Stelle einzelner Wörter; 10) in Benutzung aller von den Engländern nicht hinlänglich, oder noch gar nicht gebrauchten Bemerkungen bedeutender Gelehrten, z. B. Coray zum Xenokrates, Reisig und Hermann zum Sophokles, Böckh zum Pindarus, die Arbeiten Letronne's, Buttmann's, Thiersch's, Matthiä's, Rost's, Bernhardi's, Meinecke's, Elmsley's, Baguet's, Bake's, Peerlkamp's, Hamaker's, Geel's, Lenting's u. A. nebst eigener Lectüre; 11) in Lateinischer Uebersetzung aller Wörter, die oft, wegen der etymologischen Anordnung, in der Englischen Ausgabe nicht gegeben ist; 12) die gelegentlich unter andern Wörtern gegebenen Worterklärungen sollen an ihre Stelle eingeschaltet werden; 13) die Citate sollen so viel

Digitized by Google

als möglich nachgeschlagen und berichtigt werden, namentlich durch Angabe von Buch, Capitel, Vers nach den besten Ausgaben, wo die Englische Ausgabe besonders noch unendlich viel zu wünschen übrig läfst. — **Weggeschnitten** werden die unproportionirten Auswüchse im α, Regeln, die gegenwärtig als falsch erkannt sind, Wiederholungen, unnütze Bemerkungen, unnöthig gehäufte Beispiele; es sollen die Büchertitel abgekürzt, und die Berichtigungen in den Recensionen der Londner Ausgabe benützt werden. Zugaben sollen ferner seyn: 1) *Index Etymologicus Graecus ex ordine H. Stephani;* 2) *Themata Verborum;* 3) *Passovii tabulae prosodicae;* 4) *Index librorum, quibus usi sunt Editores Parisienses.* — Nach der Absicht der Herausgeber sollten die 28 Hefte à 12 Francs, also das Ganze zu nicht mehr als 336 Francs, vom 1sten April 1830. an, in dreimonatlichen Zwischenräumen auf einander folgen. Die letzten 16 Seiten des Prospectus enthalten eine Abhandlung *De Ratione tractandae rei prosodicae in nova Thesauri Linguae Graecae editione,* die wir, so interessant sie ist, doch hier übergehen müssen. Die erste Ankündigung ist nicht datirt, aber gewifs vom Anfange des Jahrs 1830. Die zweite, mit dem *Additamentum*, ist vom 1sten Jun. desselben Jahres datirt, und dabei bemerkt, das erste Heft werde später erscheinen, als beabsichtigt sey, weil man die reichen Zusätze, die erst eingelaufen seyen, habe eintragen wollen; manche seyen aufserdem noch versprochen. Hierher gehört nun: Baron Cuvier habe Erklärungen von Griechischen Thiernamen versprochen; Boissonade gegen 500 neue Wörter mitgetheilt, Coray ein Gleiches versprochen; Dahler in Strafsburg habe eine Menge von Supplementen zu seinem *Lexicon peregrinarum vocum* geschickt, Thibeaut de Bernaud einen *Catalogus plantarum Graecarum* mitgetheilt, N. D. Manos einen *Index nominum propriorum;* F. Lajard die in Konstantinopel gedruckte reichhaltige, doch erst A—Δ umfassende, Κιβωτὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης, Stapfer ein *Lex. vocum, quibus Tarentini utebantur auct. Jo. Juvene.* Dr. Walz aus Tübingen viele

neue Wörter aus unedirten Schriften, Geel das von T. Hemsterhuis gebrauchte Exemplar des Stephanus mit 15,000 Zusätzen dieses grofsen Mannes; F. Passow theilte viele Wörter mit, und versprach ganz neue prosodische Tabellen, Lobeck und Struve in Königsberg, sowie Döderlein in Erlangen, versprachen auch Beiträge, der Letztere seine noch nicht herausgegebenen Erklärungen homerischer Wörter (die nun auch eingelaufen sind).

Erst im Anfange des Jahrs 1831. ist nun das erste Heft erschienen. Von der Erscheinung des 2ten haben wir zwar bis jetzt keine bestimmte Nachricht; allein wir wissen, dafs an dem Werke selbst fortgearbeitet wird, und dafs man aus dem langsamen Anfange nicht schliefsen darf, es werden die 28 Hefte erst in 28 Jahren fertig werden. Man bedenke nur die zwischen die Ankündigung und die Herausgabe eingefallene Revolution, und die der Literatur so ungünstige Zeit, die auf sie folgte. Wie wenige Subscribenten mögen sich während dieser Zeit in Frankreich gefunden, wie wenige vom Auslande unterzeichnet haben. Und doch verdient das Unternehmen alle Förderung, auch von deutschen Gelehrten. Und wenn auch die Letztern nicht Alles geleistet finden sollten, was sie nach ihrem idealen Mafsstabe wünschen möchten und was selbst wirklich zu leisten möglich wäre, so mögen sie bedenken, dafs durch zu hoch gestellte Forderungen, zu deren Befriedigung in der Wirklichkeit sich nur selten die Umstände vollständig vereinigen dürften, hier das alte Sprüchwort sich bewähren könnte, dafs das Beste der Feind des Bessern sey.

Betrachten wir nun das erste Heft, so finden wir zuerst ein in Französischer Sprache geschriebenes Vorwort des Hrn. A. F. Didot, der erst kurz sich über die Möglichkeit ausspricht, nun das Werk in dessen Heimathlande würdig und in besser geordneter Gestalt erscheinen zu lassen; dann über die Bearbeiter, deren Eifer mit ihrer hohen wissenschaftlichen Bildung Hand in Hand gehe, besonders aber über die unschätzbare Thätigkeit des Hrn. Hase, der sich ganz dem Werke widmen, und die Revision des Ganzen übernehmen zu wollen versprochen hat.

Digitized by Google

Dafs dies nicht ein blofses Versprechen war, davon liefert dieser erste Fascikel eine grofse Menge der bedeutendsten und sprechendsten Proben. Darauf nennt er 18 Deutsche Fürsten, die ihm für ihre Lande Privilegien gegen den Nachdruck ertheilt haben, berührt kürzlich die dem Werke und seiner Förderung ungünstigen politischen Constellationen, die Nothwendigkeit bedeutenderer Förderung durch Subscription, wozu auch wir unsererseits aus wahrer Ueberzeugung aufmuntern möchten, und erwähnt dann die ihm bereits zugekommenen Beiträge der im *Additamentum* zum *Prospectus* genannten Gelehrten. Boissonade, sagt er, habe bereits über 1000 neue Wörter geliefert, und verspreche eine fast noch reichere Erndte, als zum Englischen Stephanus, dessen Schätze natürlich auch dieser Ausgabe einverleibt werden; Cuvier habe bereits mitgewirkt, seine Hülfe für die naturhistorische Synonymik werde unschätzbar seyn; überdies nennt er noch 21, gröfstentheils auch in Deutschland rühmlich bekannte Namen, die das Werk auf verschiedene Weise theils schon gefördert haben, theils fördern werden; von Deutschen und Holländischen Gelehrten nennt er Hrn. Anders für die Musik der Alten, Hrn. Dietz für die Arzneiwissenschaft, die Hrnn. Gotthold, van Lennep, Niebuhr und die oben Genannten; aus Italien Hrn. Peyron und den Grafen Leopardi, und deutet aufserdem noch einen ungenannten Gelehrten an, der die Hrnn. v. Sinner und Fix bei Aufsuchung und Berichtigung der Citate auf die aufopferndste Weise unterstützt, wovon wir in dem vorliegenden Fascikel viele Hunderte von Beweisen vor Augen haben. Die typographische Ausstattung brauchen wir bei einer Officin, wie die auf dem Titel genannte, kaum zu rühmen. Sie läfst wohl nichts zu wünschen übrig. Werfen wir endlich einen Blick auf das Geleistete, auf das Innere der Arbeit, so giebt jede Seite Zeugnifs von den erfolgreichen Bemühungen der Herausgeber; von dem Texte des Stephanus ist nichts weggelassen; beigegeben sind zahllose kleinere Zusätze, Citate der neuesten Forschungen, Berichtigungen, ganz neue Artikel und bedeutende Zugaben zu den vorhandenen in grofser Zahl, und meist von Wichtigkeit und

werthvollen Gehalt. Um Prüfung von Einzelnheiten, um Zusätze und Berichtigungen, zu denen ein aus Millionen von Specialitäten zusammengesetztes Menschenwerk eine nie erschöpfliche Gelegenheit giebt, kann und darf es uns hier nicht zu thun seyn. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Zusätzen und Berichtigungen zum Schneider'schen Wörterbuche, die, wahrscheinlich wegen des beschränktern Zwecks dieses Werkes, auch in dem Zusatzbande nicht berücksichtigt wurden, und sich grofsentheils auch für den Stephanus eignen, hat der Ref. in mehrern Recensionen dieser Jahrbb. niedergelegt, und den Hrnn. Herausgebern bereits privatim nachgewiesen. *) Eine Vergleichung mit dem alten, so wie mit dem Londner Stephanus anzustellen, ist er gegenwärtig nicht im Stande, da beide ihm nicht zur Hand sind. Ihm genügt es, den Kreis der Leser unserer Jahrbücher auf ein Werk aufmerksam gemacht, und ihnen die Förderung desselben ans Herz gelegt zu haben, dessen hohen Werth schon die vielen trefflichen Beiträge verbürgen, womit dasselbe selbst die Schätze der Englischen Ausgabe vermehrt, dessen erstes Heft nicht nur den Fleifs und Eifer, sondern auch die vielfachen Kenntnisse der Hrnn. v. Sinner (der auch durch die Herausgabe des Longus von Courier sich ein Verdienst erworben hat) und Fix beweist, und das zu grofsem Nutzen und wahrer Förderung der Wissenschaft nur dann gedeihen kann, wenn, mit Hintansetzung selbstischer Rücksichten, mit Accommodirung der Forderungen nach den Umständen und dem Möglichen, das Gute anerkannt, und nicht darum verworfen wird, weil es in anderm Mafse und in anderer Form geboten wird, als eine andere Individualität es gegeben haben würde.

G. H. Moser.

---

*) Eine Notiz von einem kleinen Buche wollen wir hier noch nachtragen, weil wir beim Nachschlagen einiger Artikel keinen Gebrauch von ihm gemacht gesehen haben. Es ist: *Metrophanis Critopuli, Patriarchae Alexandrini, Emendationes et Animadversiones in Joannis Meursii Glossarium Graeco-Barbarum: Ex Autographo nunc primum edidit J. G. F. Franzius. Stendaliae* 1787. 8. *XII und* 99 *S.*

De dichterlyk wysgeerige geest der Grieken, blykbar in hunne taal en fabelleer, door A. G. van Capelle, Phil. Theor. Mag. Lit. Hum. Doct. Conrector der Latynsche scholen te Amsterdam. — Te Amsterdam, by de Gebroeders Diederichs. 1828. Das ist:

Der poetisch-philosophische Geist der Griechen, ersichtlich in ihrer Sprache und Mythologie; von A. G. van Capelle u. s. w. (240 *S. in* 8).

Herr van Capelle, der schon im Jahr 1817, unter des hochverdienten van Heusde Vorsitz, in Utrecht seine Inauguraldissertation *De Zenobia Palmyrenorum Augusta* vertheidigte, und seit dieser Zeit durch mehrere werthvolle Leistungen seinem Namen einen guten Klang nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande verschafft hat, wurde zu dieser Schrift durch eine Preisaufgabe der dritten Klasse des Königl. Niederländischen Instituts der Wissenschaften, Literatur und schönen Künste vom Jahr 1825. veranlafst. Die Aufgabe war: „Man untersuche, wie der philosophische Geist der Griechen aus ihrer Sprache und Mythologie zu erkennen sey; damit daraus hervorgehe, in wie fern das Studium der Griechischen Sprache und Mythologie zur wahren Philosophie leiten könne." Die gegenwärtige Abhandlung, sagt der Verf. in der Vorrede, habe zwar den Preis nicht erhalten: aber da sie nicht sowohl an sich mifsfallen habe, sondern nur in Beziehung auf die Frage nicht ganz befriedigend gefunden worden sey, so habe er sie drucken lassen, besonders da er keinen Mitbewerber gehabt, und die genannte Klasse des Instituts die Frage zurückgenommen habe; überdies habe Prof. van Lennep, einer der Beurtheiler seiner Schrift, ihm selbst zur Herausgabe gerathen.

Wir haben die Schrift mit vielem Interesse gelesen, und, ob uns gleich darin keine neuen Ideen begegneten, die Zusammenstellung des Gegebenen vielfach belehrend für diejenigen gefunden, welche die Resultate neuerer

Digitized

Forschungen kennen zu lernen wünschen, und nicht in dem Falle sind, diese Forschungen selbst anstellen oder mitmachen zu können. Durch die ganze Schrift sieht man Spuren des Studiums neuerer, vorzüglich deutscher, Forscher in diesem Fache, und in den Anmerkungen werden oft Stellen unserer Schriftsteller in der Original sprache ausgehoben. Wir finden z. B. die Namen Böttiger, Buttmann, Creuzer, Eisner, Görres, Heeren, Hermann, Kruse, Lenz, Lessing, Moné, K. O Müller, Rhode, Schiller, Welcker; aufserdem Benjamin Constant, St. Croix und Ouwaroff. Holländer und Engländer finden sich nicht. Der Raum erlaubt uns weder einen Auszug noch eine ausführliche Beurtheilung der Schrift. Vielleicht ist unsern Lesern, statt einer Reihe von Bemerkungen über Einzelnes, das Resultat des Ganzen willkommner, das der Verf. selbst in einer Art von Resumé giebt, und das wir hier denen mittheilen wollen, die die Sache interessirt, damit sie entweder zum Studium des Werkes selbst veranlafst werden, oder wenigstens sehen mögen, auf welchem Standpunkte der Forschungen unsere Nachbarn in dieser Hinsicht stehen.

„Die Griechen hielten die Mittelstrafse zwischen den Völkern des Ostens und denen des Westens. Ihre geographische Lage brachte frühe eine Vereinigung orientalischer und occidentalischer Denk- und Handelsweise hervor, und gab der Griechischen Nation einen originellen Charakter, der aus ihrer Anlage zur Poesie und Philosophie hervorleuchtet. Dieser Charakter zeigt sich besonders in der Sprache und Mythologie der Griechen. Die Griechische Sprache ist eine occidentalische, jedoch durch orientalische Einwanderungen ausgebildet und vervollkommnet. Die Vereinigung offenbart sich in dem poetisch-philosophischen Charakter dieser Sprache. Die Bestätigung dieser Wahrheit liegt sowohl in der Einfachheit der Form, Stellung und Bedeutung der Wörter, als in dem Streben nach Wohllaut und in dem freien Gebrauche der verschiedenen Mundarten. Sie blickt überdies aus den Schriften hervor, die wir von ihnen

Digitized by Google

haben. Der Charakter der Dichter war philosophisch, der der Philosophen dichterisch. Dafür legen besonders Zeugnifs ab Homer und Plato."

„Die Mythologie der Griechen ist grofsentheils aus dem Orient entlehnt, aber durch den originellen Geist der Griechen ausgebildet. Ihr Charakter war demnach, wie der der Sprache, poetisch-philosophisch. Die ältesten Volkslehrer der Griechen waren Dichter, welche die physischen und kosmogonischen Ideen des Orients im Gewande des populären Mythus den noch ungebildeten Bewohnern Griechenlands verkündigten. Der Einfluſs des Homerus und Hesiodus, die von Herodotus als Stifter der Griechischen Theogonie betrachtet wurden, beförderte besonders diese Richtung des Charakters der Griechischen Mythologie. Die Personification beseelter und unbeseelter Wesen als Gottheiten, und der Anthropomorphismus bildeten den Grundzug des Charakters der Griechischen Volksreligion. So durch Dichter gebildet und belehrt, machten die Griechen fortdauernd mit dichterischer Freiheit Gebrauch von den religiösen Sagen und Lehrsätzen, die sie nach ihrem Bedürfnisse ausbildeten und erweiterten. Dadurch blieben sie zugleich von dem Joche einer Priesterregierung frei, die die Völker des Orients im Zwang hielt. Einige Spuren von Priestergewalt findet man in den Orakeln und Mysterien. Doch auch diese wurden durch den originellen Volkscharakter modificirt, und vorzüglich durch den Einfluſs der Philosophen und der Tragiker."

„Die Verschiedenheit des Ranges, die zwischen den Priestern des Orients und denen in Griechenland bemerkbar ist, war auch von grofsem Einflusse auf die Volksreligion; dies zeigt sich: 1) in der verschiedenen Art ihrer Betrachtung des gestirnten Himmels; 2) in der Fortdauer des Fetischdienstes im Orient und dessen Vertilgung in Griechenland; 3) in dem abweichenden Verhältnisse der symbolischen und mythischen Vorstellungen; 4) in der orientalischen Incarnationslehre und der Apotheose bei den Griechen."

Digitized by Google

Um den Geist der Griechischen Mythologie richtig aufzufassen, mufs man deren verschiedene Bestandtheile besonders betrachten; die Hauptidee, die ihr zum Grunde liegt, und den Ursprung des Mythus aufzuspüren suchen; die verschiedenen Ausbildungen und Veränderungen, sowohl durch historische Zuthaten, als durch die Erklärung und Auffassung der Alten selbst, nachweisen und von der etymologischen Bedeutung der Namen, sowie von der Vergleichung mit orientalischen Mythen, behutsamen Gebrauch machen."

„Untersuchung der Wahrheit in ihrem ganzen Umfange, so weit der menschliche Geist durchzudringen vermag, ist die Aufgabe der wahren Philosophie. Ihre Merkmale und Haupterfordernisse sind Bildung und Entwicklung des Verstandes, gründliches und unbefangenes Urtheil, Streben nach Ordnung, ein richtig geleiteter Sinn für das Schöne, mit Kenntnifs und Wissenschaft verbunden. Sie erstreckt sich auf alles Menschliche, ist aber zugleich auch Wissenschaft, die ein eigenes, selbstständiges Studium erfordert."

„Das Studium der Griechischen Sprache und Mythologie hat günstigen Einflufs auf Förderung ächter Philosophie; denn 1) entwickelt es den Verstand durch Ausbildung und Erkenntnifs; 2) giebt es der Phantasie und dem Gefühl für das Schöne eine edle Richtung; 3) befördert es die Kenntnifs des menschlichen Herzens; 4) steht es in genauer Verbindung mit der Kenntnifs der Griechischen Philosophie, die ihren Einflufs auf alle kommenden Geschlechter ausübte. Sie dient also zur Einleitung in die Geschichte der Philosophie und ihrer wissenschaftlichen Ausbildung Um jedoch hiervon die gewünschten Vortheile zu ziehen, suche man dieses Studium in jeder Hinsicht auf die Philosophie zu beziehen. Für unsere Bedürfnisse pafst der poetische Geist der Griechen weniger. Weder die Liebe zum Alterthum einerseits, noch die Trefflichkeit der gelehrten Forschungen unseres Jahrhunderts, darf uns eine partheiische

Digitized by Go

Vorliebe einflöfsen; eine Wirkung, die im einen wie im andern Falle der wahren Philosophie Eintrag thut. Und wie die Griechen selbst die von aufsen her empfangene Erkenntnifs ihrem eigenen Charakter gemäfs ausbildeten und veredelten; so müssen auch wir den unsrigen nicht verläugnen, und keineswegs als blinde Nachtreter des Alterthums, sondern mit eigenem Nachdenken und angestrengtem Streben zur Förderung ächter Philosophie mitwirken, wie es die Erfahrung vieler Jahrhunderte (die zwischen uns und den Alten liegen) erwarten läfst, und sie nach dem Bedürfnisse unsers Jahrhunderts vervollkommnen."

Auf ein Werk von tieferm Studium und gröfserm Umfange, das uns aus demselben Lande zugekommen ist, können wir unsere Leser blos aufmerksam machen, da der uns gestattete Raum weder eine ausführliche Recension, noch auch nur eine ausführliche Angabe des Inhalts erlaubt. Der Titel ist:

Gedachten over het Verband tusschen de godsdienstige en zedelyke beschaving der Egyptenaaren van P. van Limburg Brouwer. Te Amsterdam, by P. Meyer Warnars. 1828. *X u. 351 S. in* 8. Das ist:

Gedanken über die Verbindung zwischen der religiösen und der moralischen Bildung der Aegypter von P. van Limburg Brouwer u. s. w.

Der Verf., durch mehrere Schriften, unter andern über die Griechischen Dichter, auch im Auslande rühmlich bekannt, früher in Rotterdam an der Erasmischen Schule, gegenwärtig als Professor der Geschichte in Lüttich angestellt, hatte in jener Stadt angehenden Jünglingen Mythologie vorzutragen. Ueberzeugt, dafs nur der die Anfangsgründe einer Wissenschaft recht vortragen könne, der sie recht gründlich verstehe, legte er sich mit Eifer auf das Quellenstudium und bildete sich, nachdem er früher einem andern Führer gefolgt war, nach und nach einen eigenen Plan für diesen Lehrgegenstand. Nach Lüttich berufen, schien ihm anfangs,

Digitized by Google

als sey er ganz von dem Gegenstande seiner Forschungen weg in der Wirklichkeit aus dem Reiche der Phantasie vertrieben. Bald aber fand er, dafs das neue Gebiet, auf dem er wirken sollte, mit seinem frühern Lieblingsstudium aufs Engste zusammenhänge, und dieses gleichsam den Vorhof von jenem bilde, dafs die Mythologie ein treffliches Hülfsmittel zur Geschichte des Bildungsganges der Menschheit, in Beziehung auf die Entwicklung der religiösen Ideen sey. Nun fafste er den Plan zu einem grofsen Werke, umfassend die Untersuchung des Ursprungs und Fortgangs der Ideen der alten Völker über das Verhältnifs der Menschheit zum Göttlichen, und des Einflusses dieser Ideen auf das Bestehen der Menschheit, ihr Gefühl, ihren Verstand, ihre Sittlichkeit, ihre Künste und Wissenschaften. Doch bald zeigte sich ihm, dafs dieser Plan selbst nur eine Idee bleiben müsse, weil zu seiner Ausführung auch das längste Menschenleben nicht hinreiche, besonders da noch nicht einmal alle Quellen, aus denen geschöpft werden müsse, vollständig eröffnet seyen, und wir z. B. von dem Indischen Alterthum immer noch eine sehr fragmentarische Kenntnifs besitzen. Nun beschränkte er sich auf die Griechen und Römer, und drehte sich auch in seinen frühern Schriften in diesem Kreise, immer forschend nach dem Bande zwischen religiöser und sittlicher Ausbildung. Griechenland aber warf ihn nothwendig auf Aegypten zurück, da der Vater der Geschichte sein Vaterland selbst so eng mit diesem Wunderlande verbunden erkannte. Die Forschungen über Aegypten aber führten ihn weiter, als eigentlich zur Vorbereitung auf seine Studien über Griechenland nothwendig gewesen wäre. Und so entstand dies Buch, das einem gröfsern Werke als Vorläufer voranzugehen bestimmt ist, und anfragen soll, ob er so fortfahren, oder lieber alle seine weitern Forschungen in seinem Pulte behalten soll. Wir berühren nur noch die Einleitung und dann einige einzelne Puncte, damit daraus der Geist und Sinn hervorgehe, in welchem der Verf. gearbeitet hat. Dafs er, obgleich vorzüglich

Digitized by Google

die Alten benützend, dennoch auch die neuern und neuesten Forschungen benützt hat, sieht man durch das ganze Buch. — Einige, sagt er in der Einleitung, leiten alle Religionen von dem Monotheismus ab, und erkennen in ihnen nur gebrochene und mattgewordene Lichtstrahlen der reinen Wahrheit. Andere halten den Polytheismus für den ursprünglichen Glauben der alten Völker, während wieder Andere nicht nur in den ältesten, sondern in allen Religionen einen dürren, unfruchtbaren Pantheismus finden. Die Einen betrachten die Religionen aller Heidenvölker als Ausartungen des Glaubens der Erzväter, die Andern finden die Quelle aller Religionen in der Dankbarkeit gegen die Gaben der Natur, Andere in der Furcht vor schreckenden Naturerscheinungen. Jenem ist aller Cultus eine Einrichtung weiser Männer zur Unterstützung der Sittlichkeit, diesem dankbare Erinnerung an die ältesten Bildner und Wohlthäter der Völker. Dem Einen ist der älteste Cultus Stern- und Elementendienst, dem Andern Fetischverehrung, aus dem Drange, etwas Höheres anzubeten, entsprungen. Noch Andere vermengen diese Grundansichten auf die verschiedenste Weise. Der Verf. erklärt sich für überzeugt, dafs das Gefährlichste bei dergleichen Forschungen ist, wenn man Eine dieser Quellen ausschliefslich annimmt, das Sicherste, sich durchaus kein System zu bilden, sondern die Erscheinungen, wie die Geschichte sie giebt, vorurtheilsfrei zu betrachten, und nicht apriorisch bestimmen zu wollen, was allenfalls habe stattfinden können. — — Der Verf. hat bei seinen Untersuchungen den grofsen Unterschied der Aegypter und der Griechen nie aus den Augen verloren. Spricht man von Aegypten, so denkt man nothwendig immer nur an dessen Weise und Priester; handelt man von Griechenland, so spricht man vorzüglich von den Resultaten der freien Entwicklung der äufsern und innern Kräfte eines von der Natur reich begabten Volkes. Dies ist besonders auch im Auge zu behalten bei Untersuchung der Vorstellungen von der Fortdauer der Seele nach dem Tode, der Verbindung dieser Lehre mit der Götterlehre

und ihrem Einflusse auf die Sittlichkeit. Der Verf. hat aus den Jedermann zugänglichen Quellen geschöpft, auch sich mit dem bekannt gemacht, was die neueren Forscher daraus geschöpft und gefolgert haben; aber ehe er das Letztere that, brachte er, um unbefangen zu bleiben, immer erst seine Ideen zu Papier. Oft trafen seine Wege mit denen Anderer zusammen; oft wichen sie stark ab. Zur Widerlegung glaubte er sich nur dann veranlafst, wenn die Ansicht des von ihm Abweichenden, falls sie erwiesen wäre, einen wesentlichen Einwurf gegen die seinige abgegeben haben würde, besonders wenn sie Wahrscheinlichkeit hatte, oder der Name des Gegners von Gewicht war. Uebrigens gehen seine Forschungen nur auf Aegypten unter den Pharaonen.

Er betrachtet erst das Land, dann den Charakter der Einwohner, die Priesterkaste und ihren Einfluſs in jeder Hinsicht; dann die Aegyptische Götterlehre, in drei Capiteln von S. 1—120. Dann die Ansichten der Neuern hierüber: Dupuis, Hug, Jablonsky, Cudworth, de Pauco, Gatterer, Dornedden, Pluche, Zoëga, Warburton, Mosheim, Vossius, Creuzer, bis S. 150. Ideen über das Wesen der Gottheit. Creuzers Annahme der Emanationslehre bei den Aegyptern wird bestritten. Sittliche Grundlage der Aegyptischen Religion u. s. w. bis S. 203. Ideen über die göttliche Weltregierung und das Verhältniſs der Menschen zu den Göttern, bis S. 227. Einfluſs der Priester auf den sittlichen Zustand der Gesellschaft durch den Cultus. Gesetzgebung. Symbolik und Mysterien. Widerlegung Warburtons in Beziehung hierauf, S. 273. — Verbindung zwischen dem Glauben an das Göttliche, dem sittlichen Gefühl und der Hoffnung der Unsterblichkeit. Einfluſs dieses Glaubens auf die Lebenden, die Todten und ihre Ueberreste. Sittliche Ideen, die sich daran hängen, bis S. 298. — Verbindung der Lehre von der Seelenwanderung mit dem Thierkultus. Einfluſs desselben auf die Sittlichkeit. Schwierigkeit der Vereinigung der Lehre von der

Digitized by Google

Seelenwanderung mit der Vorstellung von der Unterwelt, bis zu Ende, zusammen 9 Kapitel. — Dies ist der kurze Umrifs des Beachtung verdienenden Buches, das auch von unsern Forschern studirt zu werden verdient; wenn nur nicht die Sprache, welche den Deutschen weniger bekannt ist, als sie es seyn sollte, für so Manchen ein unübersteigliches Hindernifs wäre.

Ulm. *Moser.*

KURZE ANZEIGEN.

Wie segensreich ein ernstes Nachdenken über die Erscheinung Jesu Christi auf Erden gerade für unsere Zeit werden müsse. Eine Predigt, gehalten am Weihnachtstage 1831. *von Dr. J. Rust, ord. Prof. d. Theol. u. Pfr. der franz. reform. Gemeinde in Erlangen. Mit erweiternden, rechtfertigenden und bestätigenden Anmerkungen. Tit.* 2, 15. *Erlangen, in der Palm'schen Verlagsh.* 1832. 8. (80 *S.*).

Ein freimüthiges Predigerwort. Freimüthig im wahren Sinne, folglich auch im biblischen der Parrhesie, also auch nicht gefällig dem grofsen Haufen, sondern auf die Gefahr hin gesprochen, dafs solcher Prediger sogar von denen, die sich freimüthig nennen, in Verruf gebracht werde, weil er zur Ordnung unter die Obrigkeit und christlicher Stille ermahnt. Aber er mag sich allenfalls mit Jerem. 23. und Ezech. 13. trösten, denn ihn treffen nicht jene Vorwürfe, die dort Lehrern, welchen etwas ganz anderes als Gottesfurcht am Herzen liegt, gemacht werden. Die Predigt selbst spricht über jenen wichtigen Satz lichtvoll und jedem an das Herz, der auf die Erscheinung Jesu Christi überhaupt noch achtet, und nicht gerade unter diejenigen gehört, von denen S. 29. gesagt wird, es sey, als ob sie sich verschworen hätten, den heiligen Zwecken überall feindlich in den Weg zu treten. Die Predigt fährt fort: „Und wahrlich, hier müssen Viele angeklagt werden, denn hier sind Hohe und Niedere, Obrigkeiten und Unterthanen, die Genossen des Hauses, des Staates, der Kirche nicht selten in gleicher Schuld. Wann wird dieses furchtbare: Kreuzige ihn, kreuzige ihn! in der Geschichte der Menschheit einmal verstummen? Wann werden es Alle begreifen, dafs das, was die Besseren jeder und auch unserer Zeit zum Mittelpunct ihrer Bestrebungen gemacht haben, Recht, Licht, Freiheit nur dann den Sterblichen zu Theil werde, wenn

Digitized by Google

sie als ihr höchstes Ziel die Kindschaft in Christo anerkennen? Wann wird der Glaube allgemein werden, dafs nicht eher Ordnung, Zufriedenheit und Glückseligkeit auf der Erde wirklich einkehre, als bis Christus in allen Herzen eine Gestalt gewonnen, und Fürsten und Völker, Vorgesetzte und Untergebene, Eltern und Kinder, Lehrer und Schüler das grofse Weihnachtsfest gefeiert haben." Diese Stelle mag statt alles Weiteren, um Sprache und Geist dieser Predigt zu bezeichnen, hier stehen. Die Anmerkungen sind noch wichtiger, denn sie reden aus der Geschichte der Zeit, und sagen Wahrheiten, wie folgende: „man berufe sich nicht, um das Gegentheil (des herrschenden Egoismus) darzuthun, auf so manche Beweise des menschenfreundlichen, evangelischen Sinnes; denn theils werden diese durch unsere Behauptung nicht ausgeschlossen, — — theils endlich gelten sie häufig nicht sowohl dem leidenden Bruder, als der Förderung einer Parteiansicht, oder einer besondern Meinung, eines speciellen Interesses, und sind also, von dieser Seite angesehen, nichts weiter, als eine etwas feinere Aeufserung der Selbstsucht. — — So weit nun aber jener Mangel an hingebender, aufopfernder Liebe in unserer Zeit sichtbar ist, so weit ist sie aus der Gemeinschaft des christlichen Lebens heraus und in das Jesuitenthum hineingetreten. — Denn wahrlich es ist Zeit, dafs wir erkennen, nur der wirkt mit Erfolg gegen jesuitisches Wesen und Wollen, der den jesuitischen Fleck des eignen Herzens überwunden hat." Auch sagt er offen: „es ist gewöhnlich ein höchst undankbares Geschäft, ein freimüthiges, kräftiges Wort über die Fehler und Gebrechen der Zeit auszusprechen; denn die Meisten, an welche es gerichtet wird, betrachten es als einen feindlichen, böswilligen Angriff auf jene und diese, und also mittelbar auf sich selbst." Und weiter: „Hat sich die Summe von Glück, Wohlseyn und Zufriedenheit auf Erden vermehrt? Ich antworte zuversichtlich: Nein; sie hat sich offenbar vermindert. Ihr wundert euch? Blickt doch einmal mit partheilosem Sinne auf den Zustand der verschiedenen Menschen und Völker; — — erforschet doch endlich genau, ob die Fortschritte, welche in einigen Kreisen menschlicher Bedürfnisse und Thätigkeit gemacht wurden, den Rückschritten, welche offenbar in andern eingetreten, das Gleichgewicht halten" u. s. w. Die Rügen treffen alle Verhältnisse, worin der jetzige Zeitgeist Unheil schafft, Schönrednerei auf der Kanzel wie Mifsbrauch der Presse, Ungehorsam der Kinder, Widerstreben gegen alle Auctorität, Herrschsucht in allen Ständen, Unglaube bei Hohen und Niedrigen, Entfernung des Christenthums aus dem öffentlichen Leben wie aus dem Herzen, Lotto, Mauthwesen, Zerrissenheit des Familienlebens, Allgemeinheit der Schuld, Verlust der Gottseligkeit. Man lese, und blicke um sich her und in sich selbst, und urtheile, ob dieser Prediger unrecht habe? oder prüfe unbefangen, ob die Anmerkungen irgend etwas übertreiben? Ref. hat nichts gefunden.

Schwarz.

Digitized by Google

Theologische Abhandlungen von Dr. K. A. Freiherrn v. Reichlin-Meldegg, aufserord. Prof. der Theologie zu Freiburg im Breisgau Leipzig 1829, *bei Kollmann.* 168 *S in* 8

Zwei Monographieen und eine Rede, welche Auszeichnung verdienen. Die Abh. I. deducirt die Ursachen der Entwicklung des Mönchthums, psychologisch und gründlich, aus vorchristlichen Zeiten und aus gewissen Fehlansichten, welche überall, auch unabhängig von einander, der Ursprung manches Aberglaubens werden. Durchgeführt wird die Entwicklung bis auf den Benedictinerorden. So grofs dieser Umfang ist, so gedrängt erscheinen alle historischen nöthigen Data in klaren, ohne irgend einen Blumenschmuck, dennoch wahrhaft beredten Sätzen. Auch befolgt der Verf. die überall nöthige überzeugende Methode, die Beweisstellen aus den Alten nicht blos zu citiren, sondern die Entscheidende wörtlich vorzulegen. Wer kann darauf rechnen, dafs die gewöhnlichen Citationen, auch bei dem besten Willen, nachgeschlagen werden können und dafs zugleich das, worauf es einem Verf. ankommt, schnell zu fassen sey?

Gerade die Ruhe und Bestimmtheit, mit welcher sich der Verf. z. B. im §. 9. ausspricht, zeigt den kräftigen Lehrer, der aber nur durch die Data, nicht durch lärmende Aufklärungssucht, wirken will. Eben diese Beweise durchgeführter gründlicher Studien charakterisiren auch die Abh. No. III. über die Ursachen der Trennung zwischen der griechischen und lateinischen Kirche bis auf Photius. Ein Vortrag, welcher in der achtungswerthen historischen Gesellschaft zu Freiburg gehalten wurde. Er geht zurück bis auf das Prophetenwesen des Alterthums. Und allerdings war, was die herrschendern Vorstände des Christenthums späterhin einführten, immer mehr eine Erneuerung des Jüdischen, als ein Festhalten der unpriesterlichen Grundsätze Jesu und Petri (1 B. 2, 5.). Gerade deswegen aber, weil das Christlich-priesterliche den Geist und Inhalt des Neuen Testaments übersprang, und das levitisch-priesterliche in die christliche Kirche herabzuziehen vortheilhaft fand, hätten wir wohl vor p. 5. auch einige Rückblicke auf das Jüdische hohe und niedere Priesterthum erwartet. Sehr genügend ist die Deduciion des Hauptgegenstands von §. 14. bis an's Ende. Zunächst die richtige Erklärung des Titels: ἐπίσκοπος οἰκουμενικὸς als Reichsbischof. Er war also sehr unterscheidbar von dem Begriff eines *episcopus universalis*, welcher endlich so ausgedeutet werden konnte, wie wenn der Eine Bischof überall der Einzige wäre, alle andere aber nur seine Stellvertreter in dem seyn könnten, was Er nicht sich reservire.

Die in die Mitte gesetzte Rede bei einer Priesterweihung ist ein Muster von eindringender und wahrhafter Beredsamkeit ohne den leeren Pomp und Schall der jetzt gepriesenen halb poetischen, halb mystischen Kanzel-Rednerkünste. Dennoch ist sie eben so weit

Digitized by Google

von kalter Dialektik entfernt. Hier ist Licht und Wärme zugleich. Vier Seiten (73 bis 77.) sagen mehr Urchristliches und Herzerhebendes, als mancher scholastisch-dogmatische *Articulus de Christo.* In die Darstellung, was jetzt ein Priester seyn soll: „ein Aeltester, an Verstand und Herz, reif an Kenntnifs und Einsicht, rein im Wollen und Thun, geistlich im Denken und Empfinden, ein Seelsorger für Tausende!" wird auch der Protestant einstimmen, wenn er gleich sehr wünscht, dafs der Presbyter nie in einen Priester verwandelt worden wäre. Zu feierlicher Freude fordert S. 94. auf, dafs „im geweihten Tempel Gottes der neue Priester aufs Neue im Mefsopfer darstelle, wie einst ein Wahrheits- und Tugendfreund für Wahrheit und Tugend geblutet habe. Die Ermahnungen sind: Vergessen Sie nie, dafs Sie einen Gott des Lichtes lehren, verscheuchen Sie Irrthum, Unwissenheit und Sünde, und schämen Sie sich vor Trug und niederer Heuchelei. Seyen Sie Lehrer der Unwissenden, Aufrichter der Sünder, Festhalter der Tugend, Freude ihrer Freunde, Trost und Stolz Ihrer Eltern, Vater Ihrer Gemeinde. Und nachdem dem Neugeweiheten noch Worte von Paulus als „dem grofsen Weltapostel" herzlich zugerufen sind, schliefst die Aufforderung: „Treten Sie nun hin mit diesen festen Vorsätzen und bringen Sie die Erstlinge Ihres kindlichen Herzens dar im heiligen Gebete und in heiligem, vom Stifter unserer Religion eingesetzten Bundesmahl der Liebe."

Schöne Zeiten! wo diese allgemein-christlichen Ansichten endlich die allgemein gültigen Quellen einer allgemeinen Kirchenandacht seyn werden!

Dr. *Paulus.*

N. S. S. 68. endigt der erste Vortrag mit dem Satz: „Dank dem edlen Wirken der Zierden unserer Hochschule, Daunenmayer, Sauter, Stueff, Klüpfel, Wanker, Schinzinger." Ich bemerke, dafs hier Ruef statt Stuef zu lesen ist, um so lieber, weil ich schon vor mehr als 50 Jahren, noch zu Tübingen studirend, mit diesen damals freisinnig emporstrebenden Männern, Sauter und Ruef, thätig in Verbindung zu kommen das Vergnügen hatte, und gerne auch überall ihren Namen erhalten wünschte. *P.*

Digitized by Google

Der Kampf des Grundeigenthumes gegen die Grundherrlichkeit. — Dargestellt und beurtheilt von Dr. K. S. Zachariä. Heidelberg, Verlag v. A. Ofswald's Univ. Buchhandl. 1832. 8.

Diese Schrift gehört in die Klasse derjenigen Schriften, welche unsere Sprache — ominös genug — mit dem Namen der Flugschriften bezeichnet, sey es, weil sie oft nur im Fluge geschrieben oder weil sie oft nur im Fluge gelesen und dann der Vergessenheit übergeben werden. Wenn der Verf. der obigen Schrift hofft oder wünscht, dafs nicht *nomen et omen* werde, so kann er sich zu seiner Rechtfertigung darauf berufen, dafs er in dieser Schrift versucht hat, eine Theorie der Grundherrlichkeit aufzustellen und geschichtlich zu begründen, welche, wenn sie anders die richtige seyn sollte, für die Bearbeitung des Deutschen Rechts überhaupt von einiger Wichtigkeit seyn würde. Darum erlaubt er sich auch, durch diese Anzeige die Aufmerksamkeit der Freunde des Deutschen Rechts auf die obige Schrift zu lenken. Der ziemlich kriegerisch lautende Titel der Schrift könnte leicht veranlassen, dafs man in ihr nicht jene Art der Ausführung zu finden erwartete. Nur zu oft vergessen politische Schriftsteller, die Zukunft an die Vergangenheit, das, was Rechtens seyn soll, an das, was Rechtens ist, zu knüpfen.

Zachariä.

Was ist von Staatsschulden zu halten? — Vom Prof. Chph. Bernoulli. Basel 1832. 8.

Kurze Beleuchtung der Zachariä'schen Schrift über das Schuldenwesen der Staaten des heutigen Europa. Von Joh. Bapt. Hisgen, Landger. Auscultator. Trier, bei L. Troschel. 1832. 8.

Beide Schriften sind gegen eine Abhandlung des Ref. gerichtet, welche im Jahre 1830. (in des Herrn HR. Pölitz Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst, auch in einem besondern Abdrucke) erschienen ist. Diese Abhandlung geht von der Ansicht aus, dafs man Staatsanlehne nicht nach den Grundsätzen des bürgerlichen Rechts oder nicht als Anlehne, sondern als verschleierte Steuern zu beurtheilen habe. Sie stellt übrigens die Staatsanlehne in einem weit günstigern Lichte dar, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. — Jene Meinung über das rechtliche Wesen der Staatsschulden ist der Hauptstreitpunkt zwischen den Herren Verffn. der von dieser Anzeige genannten beiden Schriften und dem Reftn. Diesem kann der Widerspruch nur willkommen seyn. Denn es ist einem Schriftsteller besser, dafs ihm widersprochen, als dafs gar nicht von ihm gesprochen werde. Ueber den Gegenstand des Streites hat sich Ref. in seiner „Staatswirth-

Digitized by Google

schaftslehre," (welche noch diesen Sommer die Presse verlassen wird,) von neuem erklärt. Auf jeden Fall wird das Publicum mit Interesse in der ersteren Abhandlung die Stimme eines Veteranen vernehmen, und durch die letztere Abhandlung einen Schriftsteller kennen lernen, der zu schönen Hoffnungen berechtiget.

Zachariä.

Anleitung zu dem Unterrichte in dem Batteriebau, in Fragen und Antworten; von C. v. Sonntag, Major in der Königlich würtembergischen reitenden Artillerie. Ludwigsburg 1830. *IV u.* 232 *S.* 8.

Das Erbauen der Batterien gehört ohne Widerrede zu den wichtigsten Aufgaben der Artillerie, kann aber nur durch praktische Uebung erlernt werden, so dafs jeder Artillerist sich in grofser Verlegenheit befinden würde, wenn er die Aufgabe nur aus Büchern erlernt hätte, und alsdann selbst Hand anlegen sollte, um den Bau einer Batterie anzuordnen oder dabei als Mitarbeiter thätig zu seyn. Aus dieser Ursache sind Bücher, worin namentlich eine populäre Anweisung hierzu ertheilt wird, nicht häufig, und mancher dürfte sie wegen Ueberschätzung der praktischen Uebung als ganz überflüssig betrachten. Ref. ist jedoch nicht dieser Meinung, und hält vielmehr das vorliegende Werk für sehr nützlich. Indem nämlich der Verfasser desselben eine bis auf das Einzelne des Praktischen sich erstreckende vollständige Kenntnifs der Sachen besitzt, so ist seine Anweisung sehr brauchbar, um theils angehenden Artilleristen eine vorläufige Uebersicht des Ganzen zu geben, theils sie mit den technischen Ausdrücken bekannt zu machen, in so fern die Menge der hierbei vorkommenden Kunstwörter nicht geringe ist, aufserdem aber kann dasselbe zur Wiederholung des bereits Erlernten dienen, indem die praktischen Uebungen nicht füglich unausgesetzt fortdauern können, insbesondere aber giebt dasselbe denen, welche nur theilweise mit einzelnen Arbeiten beschäftigt werden, einen Ueberblick der ganzen Aufgabe, um einzusehen, was durch die vereinten Bemühungen vieler erreicht werden soll. Der Vortrag ist durchaus einfach und klar, kunstlos und gemeinverständlich, auch ist die Anordnung in Fragen und Antworten sehr zweckmäfsig gewählt, indem die eigentliche Aufgabe in der Frage bestimmt aufgestellt, die Art der Ausführung aber in der Antwort vollständig enthalten ist, mit Vermeidung der sonst so gewöhnlichen Weitläuftigkeiten, wenn beide das Nämliche sagen oder die Antwort blos aus Ja oder Nein besteht.

Digitized by Google

Lettre à M. le rédacteur du nouveau Journal Asiatique par Klaproth. Paris 1832. 45 *S. in gr.* 8.

Der Inhalt dieses Schreibens bezieht sich zunächst auf die in diesen Jahrbb. 1831. S. 931. angezeigte Schrift des Hrn. Klaproth, welche eine Gegenschrift des Hrn. Pauthier hervorrief, die den Hrn. Klaproth zur Abfassung dieses Briefes bewog, worin zugleich in einer Menge von neuen Belegen im Einzelnen das früher ausgesprochene (ungünstige) Urtheil über das Unkritische und Mangelhafte der Schrift des Gegners bestätigt, und damit zugleich dem Hrn. Verf. Veranlassung gegeben wird, uns über manche andere, damit in Verbindung stehenden Punkte belehrende Aufschlüsse und interessante Bemerkungen mitzutheilen. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, in das Detail dieser meist sprachlichen Erörterungen einzugehen, an welche freilich sich auch manche andere Bemerkung knüpft, wie wir denn z. B. daraus ersehen, dafs die Verbindung, welche Hr. Pauthier aus den historischen Büchern der Griechen zwischen China und Indien um 770. vor Chr. nachweisen will, bei näherer Einsichtsnahme in die authentischen Bücher der Chinesen, und sorgfältiger Prüfung, nicht über das Jahr 122 vor Chr. hinausgeht! Ein ähnlicher Mifsgriff ist es, wenn Hr. Pauthier in der Krone, welche die Chinesischen Priester bei hohen Feierlichkeiten auf der Spitze des Scheitels tragen, und welche demnach auch Lao-tseu und seine vier Schüler tragen, Lotusblätter, und in diesem Attribut weitere Beziehungen auf Indien und Verbindungen Indischer und Chinesischer Religionslehren erkennen will! Die S. 41 ff. beigefügte Abbildung setzt die Sache aufser allen Zweifel. Aehnliche Mifsgriffe verrathen die Angaben über die Bedeutung von *Fan*, womit der Indische Brahma in den Buddhistischen Büchern der Chinesen bezeichnet wird, ohne dafs daraus die Folgerung gemacht werden kann, dafs auch in andern Chinesischen Büchern, namentlich in denjenigen, welche einer andern Religion angehören, das Wort dieselbe Bedeutung habe; S. 15 ff. Oder: wenn das Chinesische *Fou* durch *livre*, Buch, übersetzt wird, während das Wort zunächst ein Bretchen oder Stückchen Metall bedeutet, welches mit irgend einem Zeichen oder Wort versehen und dann von einander getrennt, gleich den Römischen *tesseris* wieder zusammengesetzt wurde, und so nicht etwa als Erkennungszeichen unter Freunden, sondern gleich der Lakonischen Skytale gebraucht wurde bei Befehlen, Permissionen, oder auch als eine Art von Pafs, ja selbst als Talisman diente. Die S. 11. beigefügte Abbildung zeigt dies ganz deutlich. Auf die schöne typographische Ausstattung der Schrift, namentlich auf die Chinesischen Typen brauchen wir wohl kaum besonders aufmerksam zu machen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Der Lauf des Obi zwischen Tobolsk und Obdorsk, berichtigt durch astronomische Beobachtungen. Von Dr. G. A. Erman. Als Ankündigung des Berichtes über seine Reise in den Jahren 1828 bis 1830, durch das Nord-Asiatische Continent und die beiden Oceane. Nebst einer Karte. Berl. 1831. 40 S. 8.

Der Titel der kleinen Schrift giebt an, dafs sie zunächst nur eine Ankündigung der wissenschaftlichen Reise seyn soll, welche der Verf. in dem genannten Zeitraume über Petersburg durch Sibirien in mehrfach sich durchkreuzenden Richtungen bis zum Petro-Pauls-Hafen, von dort nach der Insel Sitcha, Kalifornien, Otaheiti, Rio-Janeiro, Portsmouth bis zum Anfangspunkte zurück gemacht hat. Diese sämmtlichen Gegenden sind zwar bereits durch frühere Berichte bekannt, aber keineswegs auf eine solche Weise, dafs nicht von einem guten Beobachter noch eine reiche Ausbeute an interessanten Thatsachen zu erwarten wäre. Hiernach wird schon der historische Theil, welcher die eigentliche Reisebeschreibung enthalten soll, viel Wichtiges darbieten, noch mehr aber ist dieses von der eigentlich wissenschaftlichen Abtheilung zu erwarten. Insbesondere nämlich wandte der geübte Verf. das Passage-Instrument zur Berichtigung von 75 Ortsbestimmungen an, wonach unter andern der Obi von Tobolsk an eine ganz andere Richtung erhält, als die gewöhnlichen Charten ihm geben, so dafs also die Geographie jenes Landes vielfache Berichtigungen erhält. Ein grofser Vortheil aber wird durch die gründlichen physikalischen Kenntnisse des Verfs. gewährt, da die wenigsten Reisen in diesem Theile der Wissenschaften hinreichend bewandert sind. Recht eigentlich schätzbar müssen demnach die magnetischen, thermometrischen und barometrischen Beobachtungen seyn, welche nach einigen bereits mitgetheilten Proben mit grofser Umsicht angestellt sind. Zugleich wurde das Geognostische nicht vernachlässigt, auch ist für die Naturhistoriker durch eine Zugabe gesorgt, welche v. Chamisso, Kluge und Nordmann hinzugefügt haben. Zu wünschen ist nur, dafs das Publicum durch baldige Herausgabe des Reiseberichtes in den Besitz dieser interessanten Mittheilungen komme, welche es so viel begieriger aufnehmen wird, je mehr der Geist durch die neuerdings fast einzig erschienenen politischen und Cholera-Schriften ermüdet sich nach reellerer Nahrung sehnt.

Muncke.

Ueber die Unfehlbarkeit der allgemeinen Concilien der katholischen Kirche, von C. M. Eisenschmid, Prof. zu Schweinfurt a. M. Neustadt a. d. Orla, bei Wagner. 1831. 574 u. X S. 8.

Die Hauptdifferenz der katholischen und protestantischen Kirche besteht in der verschiedenen Lehrweise. Die erstere fordert von den christlichen Gläubigen Unterwerfung ihres Geistes unter die Autorität der infalliblen, von Gott eingesetzten Hierarchie; die zweite gestattet freie Forschung und Selbstüberzeugung aus Sachgründen, ohne Beschränkung des Forschens durch Kirchenautorität, welche übrigens Jedem achtbar und ein Gegenstand aufmerksamer Prüfung bleiben soll. Soll über den langwierigen Kampf der streitenden Kirchenpartheien eine Ausgleichung möglich werden, so ist die Berichtigung der Differenz über die Infallibilität der Kirche eine unerläfsliche Vorarbeit. So lange die obersten Principien der Forschungs- und Entscheidungsmethode grundverschieden sind, ist die Annäherung in einzelnen Folgerungen und Lehrsätzen mehr von zufälligen Verhältnissen, als vom Wesentlichen der Sache abhängig.

Den Protestanten wird ohne Unterlafs zugerufen, dafs sie nur an sich selbst, an ihre individuelle Vernunft glauben und bei consequenter Durchführung des protestantischen Princips alle Gemeinschaft des Glaubens, aller kirchlicher Verein aufgelöst und allseitiger Separatismus und Unglaube erzeugt werde. Zur Abwehrung dieses Uebels sey ein fester Stützpunkt der kirchlichen Organisation nothwendig; dieser finde sich in dem Charakter der von Gott eingesetzten Hierarchie und in der damit zusammenhängenden Infallibilität der Kirche, oder eigentlich der Kirchenprälatie, bei Bestimmung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre. Die Vorstände der katholischen Kirche behaupten, ihre Entscheidungen über

Digitiz Google

die christliche Glaubens- und Sittenlehren seyen über vergängliche Zeitmeinungen, über die sogenannten Menschenlehren, erhaben. Nur Gottes Wort werde in ihren amtlichen Entscheidungen angetroffen. Der Beistand des heiligen Geistes, welcher der christlichen Kirche versprochen worden, sey besonders in den allgemeinen Concilien der Bischöfe wirksam. Diese sollten daher als der unerschütterliche Anker des christlichen Glaubens hochgeachtet werden.

Die oberste Frage ist demnach: Beruhen diese so erhaben klingenden Behauptungen auf festem Grunde der Wahrheit? Man kann mancherlei darüber, wie überhaupt über Möglichkeit und Nothwendigkeit einer lehrunfehlbaren Offenbarung, gleichsam *a priori*, d. i. aus Begriffen über die Wirkungsart Gottes und die Bedürfnisse der Menschen argumentiren. Weit näher und für alle entscheidender ist's, nach der Wirklichkeit und demnach reinhistorisch zu fragen: Wo? zu welcher Zeit? für welche Menschen hat sich eine Mittheilung von Lehren kund gemacht, die in ihrer Entstehungsweise, Einkleidung und Fortdauer sich als Ausfluss einer theoretisch unfehlbaren Kenntniss gerechtfertigt hat? Nur die gründliche, unbefangene Geschichtforschung, welche die Verhandlungen der Concilien, die Lehren, welche von ihnen entschieden das moralische Betragen, das von den Kirchenprälaten in den Concilien bewiesen worden, untersucht, kann zu einem augenfällig sicheren Urtheile führen. Auf speculativem Wege ist die Beilegung des Streits nicht möglich. Der speculirende Theolog dichtet und construirt die Kirche nach seinen Lieblingsideen und fordert für die dafür gewünschten Vollkommenheiten frommen Glauben, verliert aber den Zustand der Dinge, um die es sich handelt, aus den Augen, und verwickelt wenigstens alle minder geübte Denker in unvermeidliche Labyrinthe.

Sehr lobenswerth demnach ist das Verfahren des Verfs., der den Weg der historischen Untersuchung

einschlug. Früher hatte er schon die Geschichte des Concils von Nicäa geliefert, wie in diesen Blättern vom J. 1830. angezeigt worden ist. In dem neuern Werke faſst Er den Faden wieder auf und sucht die wesentlichsten Data der nach dem nicänischen folgenden Hauptconcilien (mit Ausnahme jener von Basel, Constanz und Trident) dem gebildeten, für die kirchliche Wahrheitsforschung interessirten Publicum darzustellen. Die auf diese Weise bearbeiteten Concilien sind das von Constantinopel vom J. 381, zu Ephesus 431, von Chalcedon 451, das zweite zu Constantinopel 553, das dritte ebendaselbst 680, das zweite zu Nicäa 784, das vierte zu Constantinopel 869; die vier Lateranischen Concilien von den J. 1123, 1139, 1179, 1215; zwei zu Lyon in den J. 1245 und 1274; zu Vienne 1311; zu Florenz 1438.

Die gegebenen Entscheidungen betreffen hauptsächlich die Lehrpunkte von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater; die Göttlichkeit des heil. Geistes und dessen Ausgehen vom Vater und Sohne zugleich; den Glauben, dafs Jesus Christus als wahrer Gott und Mensch nur Eine Person seý, und die Jungfrau Maria nicht nur eine Christusgebärerin, sondern auch eine Gottesgebärerin (Θεοτοκος, *Deipara*) genannt werden müsse; dafs in einer und derselben Person Christi die göttliche und menschliche Natur ganz, unverletzt, unvermischt und ungesondert geblieben; dafs in Jesus zwei Willen und zwei Wirkungen waren, unbeschadet der Einheit der Person, welcher die Handlungen beider Naturen zukämen, indem die Gottheit wirke, was Gottes, und die Menschheit, was des Menschen sey, dennoch aber alles menschliche göttlich und alles göttliche eigenthümlich menschlich war, und selbst der Ausruf: Gott ist am Kreuze gestorben! nicht anstöfsig werden sollte; ferner dafs die Bilder der Heiligen gottesdienstlich zu verehren, die römisch-katholische Kirche allein seligmachend, die mit der bloſsen Erbsünde behafteten Menschen ewig verdammt, die in löslichen Sünden Sterbenden in dem Fegfeuer ge-

reinigt werden, dafs die Ketzer gewaltsam zu verfolgen und die Unterthanen von dem Eide der Treue gegen ketzerische Fürsten zu entbinden, dafs die Ohrenbeichte zur Nachlassung der Sünden nothwendig sey, in dem Abendmahle eine Transsubstantiation des Brodes und Weines geschehe u. s. w. Niemand denkt sich leicht diese Anhäufung der Concilien-Behauptungen so vollständig, in ihrer consequenten Reihenfolge und immerwährenden Zuversicht, nur im heiligen Geiste zu docirеn und zu decretiren. Jedem Unbefangenen mufs nun überlassen werden, diese Entscheidungen der Concilien mit ihren Gründen, die öftern Widersprüche derselben, unter sich und gegen die Vernunft und Bibel, das leidenschaftliche Tumultuiren der Bischöfe, den wirksamen Einfluſs der weltlichen Fürsten auf die Fassuug der Beschlüsse u. s. w. kennen zu lernen, und sodann nach der sonnenklaren Geschichte sich zu fragen: ob er nun in denselben die Organe des heiligen Geistes zur Fortpflanzung des ursprünglichen Christenthums zu erkennen vermöge? Das Licht unläugbarer geschichtlicher Ueberlieferungen überstrahlt allen speculativen Scholasticismus. Wir wählen wenige Beispiele. Die Lehre von der Persönlichkeit des Geistes war in den ersten Jahrhunderten so wenig eine Glaubenslehre, dafs vielmehr, wie Gregor von Nazianz bemerkte, es zu Basilius Zeiten das Losungswort war, Jemanden aus der Kirche zu jagen, wenn er mit deutlichen Worten sagte: der heilige Geist sey Gott (S. 32.), *οὐτε αυτος ὁ θεος, αλλα θεου πνευμα.* Basil. Hom. in S. Bapt. T. I. p. 511. Anthropomorphisch dachte man nur, auch der höchsten Substanz einen inwohnenden Geist zuschreiben zu sollen. — Der römische Bischof Vigilius erklärte in seinen Constitutionen unumwunden, dafs die Verdammung der Schriften des Theodoret und Ibas auf der zweiten allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel im J. 553. ein Widerspruch gegen das Concil von Chalcedon war. Auch Baronius (ad an. 553. §. 225. und §. 237.) und Pagi (ad an. 553.) bezeigen ihr Mifsfallen an den Beschlüssen des

Digitized by Google

Indian civilization (Lahiri, n.d.). The 1961–62 Archaeological Survey of India excavations at Dholavira, Gujarat, revealed a massive stone-walled city with sophisticated water management systems, including reservoirs and channels, dating to the Harappan period (Bisht, 1982). Similarly, the discovery of Rakhigarhi, Haryana, in the early 2000s, as one of the largest Harappan sites, underscored the civilization's urban complexity (Nath, 1998). These findings, supported by radiocarbon dating, confirm the Indus Valley's peak between 2600 and 1900 BCE, aligning with Mesopotamian timelines (Kenoyer, 1998).

Fig. 1. Map of the Indus Valley Civilization, showing major sites such as Harappa, Mohenjo-daro, Dholavira, and Rakhigarhi, with inset of Dholavira's stone-walled city (Bisht, 1982).

Trade networks further highlight the Indus Valley's sophistication. Harappan seals and artifacts have been found in Mesopotamian cities like Ur and Lagash, with cuneiform texts referencing a land called Meluhha, likely corresponding to the Indus region (Parpola, 1994). Lapis lazuli, carnelian, and copper were exported, while Mesopotamian goods, such as cylinder seals, appeared in Harappan sites (Possehl, 2002). Maritime trade, facilitated by ports like Lothal, with its dockyard, underscores the civilization's engagement with distant cultures (Rao, 1973). These exchanges, documented in both archaeological and textual records, position the Indus Valley as a key player in ancient globalization.

Despite its achievements, the Indus Valley Civilization declined around 1900 BCE, with causes debated among scholars. Climate change, including reduced monsoon rainfall, is supported by evidence of drought-induced abandonment of sites like Dholavira (Dixit et al., 2014). Tectonic activity, such as earthquakes, may have disrupted urban centers, while river shifts, like the drying of the Ghaggar-Hakra, affected agriculture (Giosan et al., 2012). Cultural factors, including the transition to smaller settlements, suggest a gradual decline rather than a sudden collapse (Kenoyer, 1998). These theories, while compelling, require further integration of archaeological and environmental data.

The Indus Valley Civilization's contributions to urban planning, trade, and governance are undeniable, yet its mysteries persist. The undeciphered script, the lack of royal tombs, and the absence of monumental architecture challenge our understanding of its social structure (Parpola, 1994). Future research, employing advanced techniques like DNA analysis and satellite imagery, may unlock new insights into its origins and decline (Kenoyer, 1998). As a testament to human ingenuity, the Indus Valley Civilization remains a vital subject for exploring the complexities of ancient societies.

zu purificiren und als Dogma von der allein wahren Kirche darzustellen suchen, ohne über die Seligkeit der Akatholiken ein ungünstiges Urtheil zu fällen. In dem 4ten lateranischen Concil wurde mit bestimmten Worten entschieden, dafs es nur Eine katholische Kirche gebe, aufser welcher Niemand selig werden könne (S. 432.). *Una vero est fidelium universalis ecclesia, extra quam nullus omnino salvatur.* (Noch bestimmter erklärt die von allen geforderte tridentisch-römische *Professio Fidei* des Papstes Pius IV. v. J. 1564. *Hanc veram fidem catholicam, extra quam nemo salvus esse potest, veraciter teneo . . atque a meis subditis, vel illis, quorum cura ad me in munere meo spectabit, teneri . . curaturum juro.)* Alle Arten der Ketzer sollten gewaltsam ausgerottet und für sie zu beten sollte nicht erlaubt seyn (S. 428. 437 ff.). So wurde auch in dem Concil zu Constanz die Seele des Hufs dem Teufel übergeben und es war zur Ausspürung der Ketzerei ein vom Papste mit Zustimmung des Concils bestimmter Fragepunkt, ob Jemand für den Hufs oder Hieronymus von Prag gebetet oder die Aeufserung gethan habe, dafs dieselben von der Strafe befreit und selig werden könnten (Bullar. magn. Tom. I. ad an. 1418. Acta Concil. Constant. de Hardt. Tom. IV. p. 1518.). Das Concil von Trident erklärt bei der Lehre von der Rechtfertigung: *Post hanc Catholicam de justificatione doctrinam, quam nisi quisque fideliter et firmiter receperit, justificari non poterit etc.* (Sess. IV. cap. 16.). *Si quis dixerit, (septem) sacramenta novae legis non esse ad salutem necessaria, sed superflua, et sine eis, aut eorum voto per solam fidem (implicitam?) homines a deo gratiam justificationis adipisci, licet omnia singulis necessaria non sint, anathema sit (Sess. VII. de sacramentis in gen. Con. 4.).* Der Ausspruch des *Symbol. athanasianum* ist bekannt: *Quicunque vult salvus esse, ante omnia opus est, ut teneat catholicam fidem. Quam nisi quisque integram inviolatamque servaverit, absque dubio in aeter-*

Digitized by Google

num peribit. *) Leo XII. schrieb noch im J. 1826. den 2ten Juli an die Anticoncordatisten der Diöcese Poitiers: *Quisquis a catholica ecclesia fuerit separatus, quantumlibet laudabiliter se vivere existimet, hoc solo scelere, quod a Christi unitate disjunctus est, non habebit vitam, sed ira dei manet super eum (Conf. Augustin. Epistol. CXLI. ad Donatist.).* Der berühmte Apologet der katholischen Kirche, Bossuet, sprach den Heiden unbedingt die ewige Seligkeit ab *(histoire de Variations Tom. I. lib. 2. §. 19.).*

Dafs die verketzerten Lehrer der Kirche, Origenes, Theodor von Mopsvestia, der Papst Honorius, Hufs, Wiclef, eine unsittliche, von Gott abgewandte Gesinnung hatten, ist gegen die Kirchengeschichte anstofsend; und doch wurde Theodor von Mopsvestia auf dem Concil von Constantinopel im J. 553. gottlos genannt (S. 222.). In der 18ten Sitzung des Concils von 680. wurde der Papst Honorius als ein Werkzeug des Teufels bezeichnet *(Non destitit ab exordio adinventor malitiae cooperatorem sibi serpentem inveniens, Theodorum, Sergium, Pyrrhum, insuper et Honorium, qui fuit papa antiquae Romae; non vacavit per eos scandala suscitare etc.*

Welche abgeschmackte Fabeln zur Begründung von Glaubenslehren gebraucht wurden, lehrt die Synode von Nicäa im J. 787, wo man die Verehrung der Bilder, *την κατα τιμην προσκυνησιν* oder das *τιμητικως προσκυνειν*, als eine heilige Pflicht decretirte. Nur ein Paar der Mährchen, die als Beweis der Rechtmäfsigkeit und Pflichtmäfsigkeit der Bilderverehrung dienen, sollen hier angeführt werden. Ein Greis zündete stets ein Licht vor einem Muttergottesbilde an, und empfahl, so oft er eine Reise machte, der seligsten Jungfrau die Bewahrung

*) Schon die einzige Behauptung, dafs das Seligwerden ohne Glauben an Lehrunfehlbarkeit bestimmter Dogmen — nicht möglich sey, ist der entscheidende Beweis der Fallibilität solcher Behaupter. P.

der Kerzen, die er dann auch jederzeit, wenn er selbst erst nach 6 Monaten zurückkehrte, eben so brennend fand, als wie er ausgegangen war. Der Teufel reizte einen frommen Asceten zur Unzucht, versprach aber ihn von diesem lästigen Kitzel unter der Bedingung zu befreien, wenn er das Marienbild, das er bei sich hatte, nicht mehr verehren wollte. Der fromme Greis mufste schwören, Niemanden etwas davon zu entdecken. Dessen ungeachtet zog er den Abt zu Rathe, der ihm die Auskunft ertheilte, es sey für ihn besser, alle Hurenhäuser der Stadt zu besuchen, als Christus nicht mit seiner Mutter im Bilde anzubeten (S. 267—69.). Den infalliblen Vätern des Concils genügte es nicht, die Nützlichkeit des Gebrauches der Bilder auszusprechen. Dieselben gingen so weit, auch diejenigen, welche die Rechtmäfsigkeit und Pflichtmäfsigkeit der gottesdienstlichen Verehrung der Bilder bezweifelten oder verwarfen, zu anathematisiren. „Wer sich untersteht, anders zu denken oder zu lehren oder nach dem Beispiele der gottlosen Ketzer die kirchlichen Traditionen zu verachten oder etwas von den Heiligthümern in den Kirchen wegzunehmen, es sey nun ein gemaltes Evangelienbuch oder eine Kreuzesfigur oder sonst ein Bild oder Reliquien eines Märtyrs, diese sollen, wenn sie Bischöfe oder Kleriker sind, von ihren Aemtern entsetzt; sind sie aber Mönche oder Laien, so müssen sie von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden (S. 277. 278.).

Wie sehr die ruhige, leidenschaftlose Untersuchung der christlichen Wahrheiten mangelte, erhellt aus den heftigen Tumulten, die öfter das Einschreiten der weltlichen Gewalt zur Aufrechthaltung der Ruhe nöthig machten. Man vergleiche zum Belege den nach den Acten dargestellten Tumult zu Ephesus und zu Chalcedon (S. 78. 103.). Selbst die Synode von Toledo (J. 633.) bekennt, dafs leidenschaftliches Toben auf den Concilien das sicherste Kennzeichen des Mangels eines göttlichen Beistandes sey (*Tunc enim deus suorum sacerdotum Concilio interesse credendus est, si tumultu*

Digitized by Google

with which glass is cut, and is usually a carborundum wheel. The glass is held in the left hand and the wheel is run over the surface with a steady pressure. The cut should be made from the edge of the glass to the edge, and not stopped in the middle. The glass is then broken by pressing the hands on each side of the cut, and the edges are trimmed with the cutter. Glass can be cut with a diamond, but this is not necessary for the amateur.

Fig. 39. Cutting Glass

Glass is fixed in the bars by means of putty. The bars should be painted before the glass is put in, and the putty should be pressed well into the rebate. Tacks are driven in to hold the glass in position, and the putty is then smoothed off with a knife. Putty should be allowed to harden before the cloches are used.

Glass can be obtained from any glass merchant, and is usually sold by the box. The number of sheets in a box varies according to the size of the sheets, and the merchant will tell you how many boxes you require for your cloches.

Wirklichkeit? Soll das, was nicht ist und sich nicht als wirklich zeigen läfst, das von Gott bewirkte Wahre und Wesentliche seyn?

Andere wählen den Standpunct der praktischen Vernunft und postuliren den Glauben an die Unfehlbarkeit der katholischen Kirche, weil sie das angemessenste Mittel sey, dem Belehrung-bedürfenden Menschengeschlecht am sichersten zur Erkenntnifs der Wahrheit zu verhelfen. Wie lange noch werden diese künstlichen Blendwerke eines Pseudo-Rationalismus noch gegen alle Geschichte und Erfahrung wirksam bleiben, um die fortgeschrittene christliche Welt von der freien Erkenntnifs der Wahrheit zurückzuhalten? Man sollte denken, dafs solche idealisirende Weltbaukünstler auf gutem Wege seyen, eine ganz andere Welt und Geschichte, als die wirkliche mit ihren manchfaltigen Uebeln und moralischen Verirrungen zu construiren. Die Schilderungen des verderbten Zustandes der Welt müssen durch die Idealistiker purificirt und vermöge des wundervollen Beistands des göttlichen Geistes ein vollkommner Zustand des Menschengeschlechtes construirt werden.

Wozu das Hypothesenspiel von einer unfehlbaren Hierarchie, wenn diese als die Grundsäule aller Wahrheit *a priori* postulirt wird? und doch nie und nirgends so existirte?

Das Christenthum ist eine historische Thatsache und mufs auf historischem Wege erforscht und geprüft werden. Diese Forderung hat Prof. E. auch in seinem neuen Werke erkannt und zur gründlichen Ueberzeugung der Leser sehr häufig die Originalstellen aus den Acten angeführt. Wer an der Richtigkeit der Darstellung zweifelt, kann diese selbst prüfen. „Ich bin mir bewufst," sagt mit Redlichkeit der Verf. in der Vorr. S. IV, „vorsätzlich auch nicht der kleinsten historischen Untreue mich schuldig gemacht zu haben. Sollten meiner Feder aus menschlicher Schwäche Ausdrücke entschlüpft seyn, die man für menschenfeindlich oder spielend hält, so bitte ich wenigstens meine Gegner, zu glauben, dafs

ich keine böse Absicht hegte; und dafs mein Stillschweigen über das Preiswürdige in den Kirchenverordnungen die Vermuthung einer solchen bösen Absicht eben so wenig begründe, weil ich ja dergleichen Verordnungen stets getreu anführte und auch bei tadelnswerthen Vorgängen oft die Thatsachen für sich allein sprechen liefs, ohne die geringste Censur beizufügen." — Mögen wahrheitliebende Freunde der christlichen Religion und Kirche das mit gründlichem Fleifse und mit Wahrheitsliebe abgefafste verdienstliche Werk prüfen und zur Erweiterung des Reiches der Wahrheit benützen!

Die äufsere Ausstattung des Buches, Druck und Papier sind empfehlend. Nichtangezeigte Druckfehler, die dem Rec. auffielen, sind S. 103. Z. 2. v. o. mit dem Mörder des Dioscurus anstatt: dem Mörder Dioscurus; S. 377. Z. 4. v. o. Vergangenheit statt Vergessenheit.

Dr. *Paulus.*

Pastoraltheologie. In Reden an Theologiestudirende. Von Claus Harms, Archidiak. in Kiel. Zweites Buch: Der Priester. (Serva Ordinem et Ordo servabit Te. Benedictus). Kiel, Univers. Buchh. 1831. Auch unter dem Titel: *Der Priester, wie ihn die Pastoraltheologie seyn und thun lehret, hinsichtlich des öffentlichen Gottesdienstes und der mehreren einzelnen priesterlichen Handlungen. Von Cl. H., Archid. in K. (XII u. 380 S.).* 8.

Das Erste Buch dieser Pastoraltheologie ist von uns in diesen Jahrbb. 1831. No. 21. S. 321. angezeigt worden, das vorliegende Zweite bietet uns noch ein neues Interesse dar. Die Frage über Agenden bewegt schon einige Zeit her die evangelische Kirche, ein Harms bietet also erwünscht auch seine originellen Gedanken, aus seiner evangelischen Herzensfülle entsprossen, dem Leser auf jeder Seite dar. Hier nun ist es der Priester, welcher ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit hervortritt, und sich auf jeden Fall mehr Zuneigung er-

wirbt, als der laue Vermittler zwischen Kirche und Nichtkirche. Unser Verf. hält nämlich auf dieses Wort, weil er den höheren Begriff desselben behauptet, trotz dem Mifsbrauch, den die Kirche von jeher damit getrieben, und der doch auch einen Chrysostomus nicht hinderte, die schöne Idee geistreich und bildend auszumalen. Mit gutem Humor, und nicht blos mit Luthers Worten hier und da, sagt H. manches gegen das gemeine Absprechen und vieles für seine Behauptung; dahin gehört auch eine Etymologie, die man aus dem Persischen nehmen könnte, Perestar, d. i. Anbeter, und die witzige Unterscheidung von Leiturg und Liturg; wobei wir indessen seine oder vielmehr eines Rec. der Neander'schen Kirchengeschichte von 1 Petr. 2, 9. nicht gegen jene natürlichere vertheidigen möchten. Doch wir verweisen nur auf die Reden selbst. Die erste ist überschrieben: Priester oder Prediger? Warum nicht Liturg? Herkunft des Wortes Priester. Empirische Auffassung des Begriffes Priester. Ordination und Autorisation. Historische Ermittelung. Die zweite erhebt den Begriff in eine mehr speculative Region, wobei denn das Heilige in Handlungen, Worten, Personen in Betracht gezogen, und von Wahl, Priesterstand, Predigerstolz u. s. w. gesprochen wird. Der Unterschied zwischen dem katholischen und lutherischen Prediger, und was den *character indelibilis* betrifft, wird ebenfalls gut bemerkt. Wir heben heraus, was uns überall hier der Hauptgedanke des Verfs. zu seyn scheint: Es mufs noch etwas besonderes zur Predigt und zu den gottesdienstlichen Verrichtungen hinzukommen, dafs dieses alles als solches wirke, und das ist in der Person dessen, der darin auftritt, zu suchen, es ist das Priesterliche. Eine gewisse Heiligkeit mufs in der Person erscheinen, das ihr die ganz eigne Kraft des Kirchlichen ertheilt. „Das Heilige erscheint, tritt hervor, wird getragen von Handlungen, die sich nicht selber thun, und von Worten, die sich nicht selber sprechen, und die an sich betrachtet nicht

Digitized by Google

heilig sind, sondern, was sie an sich nicht sind, heilig werden durch die, einerlei hier, nur geglaubte oder wirkliche Heiligkeit einer Person mittelst einer Concomitanz zwischen dieser Person und deren Handlung oder Wort. — Nicht der Erste Beste darf dazu genommen werden, diese Verrichtung kann nimmer in der Commune umgehen nach der Rolle, wie es Spann- und Handdienste thun; es müssen besondere darauf gelehrte und geübte Männer verordnet werden dazu, die es recht machen und es nicht verkehrt machen." Es wird nun etwas verlangt, das von manchen ausgedruckt werden möchte, dafs sie „von dem Heiligen erfüllt, gleichsam wie elektrisch geladen" seyen, dafs der priesterliche Charakter etwas der Majestät eines Königs Analoges habe, und dafs, was bei diesem die Krönung, bei dem Priester die Ordination sey. Hiermit wird also eine Art Weihe verstanden, die nicht etwa blos in der Sittlichkeit des Mannes bestehe, sondern in noch etwas anderem. Er soll „in einer nochmaligen Geburt, wozu die Confirmation bezogen auf die Taufe ein Gleichnifs abgeben könnte, aus dem Geiste erzeugt werden." — Die Indelebilität dieses Charakters besteht darin, dafs ihm derselbe nicht genommen werden kann, „er lege ihn denn selber ab, entweder durch eine Betrübung des heiligen Geistes, oder durch fortwährende Unterlassung die Gabe Gottes zu erwecken, d. i. durch ein freiwilliges Laienleben." Wir sehen wohl, was der Verf. will, und würden sowohl den Scherz über eine magische Kräftigung wie den Ernst über einen kirchlichen Kastengeist als Ungebühr zurückweisen; denn der Sache liegt eine würdige Idee zum Grunde. Sie ist mehr angedeutet als ausgesprochen. Der Geistliche — welche Benennung indessen Hrn. H. weniger gefällt — soll vorzüglich von dem Geiste des Christenthums erfüllt seyn, und derselben in seinem kirchlichen Berufe; wozu er sich tüchtig gebildet hat, durch alle seine Thätigkeiten hindurch sprechen lassen. Wie man aber solche Gottesmänner auffinden möge, um nur einzig und allein solche innerlich

geweihete äufserlich zu weihen, das ist die Schwierigkeit, die Hr. H. wohl berührrt, aber nicht löset; gleichwohl macht sie die Realisirung der schönen Idee, seltne Fälle ausgenommen, so gut wie unmöglich. Doch wollen wir diese so hoch gestellte Würde des Geistlichen nicht aus den Augen lassen; wir dürfen das nicht. Wohl verdiente sie in einer Pastorallehre eine Darlegung, welche wir noch in allen Lehrbüchern vermissen.

In der dritten Rede über Priesterkleidung u.s.w. wird man doch auch den Verf. gerne hören, unerachtet er sich zunächst auf die Sitte seines Landes bezieht, und der Gegenstand an sich, obwohl nicht ganz Nebensache, doch nicht von allgemeinem Interesse ist. Mehr könnte uns die 4te Rede beschäftigen, weil sie die priesterlichen Verrichtungen, d.i. den öffentlichen Gottesdienst mit seiner Anordnung, dem Gesang, Chor, Altardienst u. s. w. betrachtet. Man wird leicht denken, dafs auch hier ein Harms bei Vielen anstöfst, aber auch Vielen zusagt, und wenn er von gemeinen Dingen, z. B. dem präcisen Anfangen der Kirche, dem Singen der Schulknaben u. dergl. spricht, doch nirgends gemein spricht. Er empfiehlt auch unsers Juristen Thibaut, Reinheit der Tonkunst, und führt aus Westenrieders *Centum Theses* an: „Chöre, worin gewöhnlich einzeln und in ihrer Einzelheit sinnlose Worte tausendmal wiederholt und fortgeleiert, Bitten an Gott mit Ungestüm und Trotz im Trompeten- und Paukenton herabgestürmt werden, sind für die Kirche eine ganz und gar unschickliche Musik, welche wohl dem Ohr gefallen, aber keinen gottesdienstlichen frommen Sinn bewirken, weder erbauen noch bessern können." Ueber das Singen der Chöre, des Geistlichen, mit und ohne Orgelbegleitung, die Antiphonien u. s. w. findet man, obwohl in localer Beziehung, Gedanken, die zur reiflichen Ueberlegung einer Sache auffordern, worin sich in unsern Tagen mehr die Meinungen zu trennen als zu vereinigen scheinen. Nicht blos, dafs der Meinende musikalisch oder unmu-

Digitized by Google

sikalisch ist, macht den Entscheidungsgrund schwierig, sondern es fehlt noch an einem anerkannten liturgischen Princip. Unser Verf. läfst zwar die Liturgik sagen, „die beiden in jedem Gottesdienste darzustellenden Elemente, das lyrische und das doctrinale, erforderten das (vorher Angegebne), so das *stabile* und *mobile*, und in der protestantischen Kirche sey nach deren Wesen das *mobile* auch nirgends aus der Acht zu lassen, wozu wir sagen unsers Orts: recht so, nur dafs doch eben nicht für jeden Sonntag ein besonderes Gebet u. s. w. nöthig sey" u. s. w. Aber wo ist der Grund zu jenem liturgischen Ausspruch? Und warum gerade ein lyrisches Element? Hat man sich irgendwo über einen solchen Grund vereinigt? oder auch nur verständigt? Die gemeinsame Andacht, so dafs jeder Christ in seiner Kirche die seinige belebt findet, und durch die seinige die der Gemeinde beleben hilft, möchte wohl der stillschweigend angenommene Grundsatz seyn, aber wo ist er denn irgend laut anerkannt und befriedigend angewendet? Die wohlthuende Erfahrung ehemaliger Sitte, wo man überall mehr Gesang der Kirchenlieder hörte, steht auch dem Unterzeichneten noch in der Seele, und somit mufs er bei der Wehklage, dafs wir unter dem Namen des Fortschreitens ehemaliges Gut endlich gar verlieren, in den Zuruf unsers freimüthigen Predigers einstimmen: „Freunde, anders mufs das werden, und durch uns. Was ist zu thun? Das können wir thun: empfehlen, loben den Gesang bei aller Gelegenheit; im eignen Hause den Gesang hören lassen" u. s. w. Man lese, was der Verf. über den Kirchengesang, auch über den Mifsbrauch der Orgel, ja über ihre Schädlichkeit sagt, dafs sie nämlich ein Element in den Gottesdienst bringe, das nicht hinein gehöre, der doch vielmehr ein Entsinnlichen im Gotteshause verlange; ferner: wie sich Predigt und Gesang zu einander verhalten, und dergl. m. — kurz man lese mit unbefangner Aufmerksamkeit die ganze 5te Rede über Gesang, Orgel, Gesänge und Gesangbuch gerade jetzt, wo das Liturgische als ein wichtiger

Gegenstand aufs neue in den kirchlichen Angelegenheiten auftritt.

Die 6te Rede spricht von der Predigt, den Kirchengebeten, Bekanntmachungen, vom Segen und von dem Altardienst nach der Predigt, ebenfalls zu einem neuen Nachdenken darüber in der ihm eigenthümlichen Weise auffordernd. Z. B.: „Wo nimmt der Prediger das her, was er predigt? Ich denke darüber nicht völlig übereinstimmend mit der Evangelischen Kirchenzeitung und mit Rud. Stier in dessen Keryktik, und mit andern, wenn ich gleich sage wie sie: Aus der Bibel." Der Verf. verlangt mit Recht etwas Priesterliches auch für die Predigt, das er indessen auch Laien zugesteht, und noch lieber möchte er sagen: „der Priester an den Altar, der Prophet auf die Kanzel." Er erinnert dabei, „dafs die christliche Religion nicht sowohl eine Lehre sey, sondern ein Leben, das geweckt und genährt und behütet seyn will, in Hinsicht auf welches zum wenigsten in Einer Person in der Gemeinde dieses Leben vorhanden seyn und von dieser Person in Worten als auf dem einzigen gewiesenen und sichern Wege, wie Leben sich kund giebt und mittheilt, fortgepflanzt werden müsse." Bei Gelegenheit des Allgemeinen Kirchengebets denkt er des Staats, was aus ihm bei seinem Ausscheiden aus der Kirche werden solle? Rom hat's gewiesen, Amerika wird es unsern Kindern weisen, wenn nicht früher ein Europäischer Staat es dem andern zeigt. — Alles, was jetzt, 1830, 31, in den Staaten vorgeht, dort gährt es, dort schwärt es, und worin man das Heil sucht, ist mir ein Zeichen, dafs es nicht lange so noch bestehen kann." — Ueber Fürbitten auf der Kanzel wird mit gutem Grund und mit Geist auf das Einzelne eingegangen

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Praktische Theologie.

(Beschlufs.)

Doch wir würden bei einem jeden Puncte verweilen müssen, wenn wir auch nur dasjenige Interessante hervorheben wollten, wo der Verf. von gewöhnlichen Ansichten abgeht. Wir kommen lieber nochmals auf seine Grundidee zurück. In der 9ten Rede sagt er bei Gelegenheit der Beichte: „ich bin jedoch des Dafürhaltens, wofern nur der Beichtvater sich für einen Priester hält und dafür gehalten wird, so kommt diese Differenz gar nicht zum Vorschein;" es war nämlich die Frage, ob er die Absolution bedingt oder unbedingt ertheilen solle. Wenn wir anders seine Idee recht verstehen, und das fällt uns schwer, denn sie bleibt überall unter einer, wir möchten sagen heiligen Hülle — so ist der Priester der von dem geistlichen Leben durchdrungene und durch seine Ordination als solcher anerkannte Mann, der denn in der Predigt wie im Gebet und in allen Amtsverrichtungen bis in die kleinsten Handlungen des Cultus diese seine christliche Weihe durchsprechen läfst, und, wie sich das von selbst ergiebt, auch in seinem ganzen Leben. So etwas möchte wohl der Verf., wie es uns wenigstens scheint, in dieser Pastorallehre unter einem Priester unserer Kirche gedacht haben. Die Idee ist würdig, aber die Anwendung auf die Ordination und so weiter im Leben schwierig.

Wir möchten manches, ja vieles aus dem Buche hier noch ausdrücklich anführen, auch über manches mit dem Verf. streiten, aber zu beidem wäre hier der Ort nicht; denn dazu bedarf es einer immer weiter führenden Verständigung und Erforschung der liturgischen Principe. Das ganze Buch mufs mit fortgehender kritischer Erwägung gelesen werden. Dazu mufs es Rec.

nachdrücklich empfehlen. Wenn gleich fast das meiste dem Buchstaben nach locale Beziehungen auf das Land des Verfs. hat, so ist doch dieses sammt dem Allgemeineren so sehr aus Geist geflossen, dafs es auch überall zum Geiste spricht, und auch den verschiedenartigen Ansichten Interesse und Nutzen gewähren wird. Von den weiteren Reden, aufser den oben angegebenen, geben wir daher auch nicht noch besonders ihren Inhalt an; sie befassen alles Liturgische, selbst die Kirchenbücher und dergl. Alle sind reich an Gedanken, die hier und da mehr belehren, als die wissenschaftlichen Lehrbücher, überall aber bei so manchem Für und Wider in den gegenwärtigen kirchlichen Berathungen beachtet zu werden verdienen.

Schwarz.

Antiqua versio latina fragmentorum e Modestini libro de excusationibus, in Dig. lib. 26. *tit.* 3. 5. 6. *et lib.* 27. *tit.* 1. *obviorum in integrum restituta. Scripsit Dr. C. J. Albertus Kriegel, in supr. cur. Lips. Auditor. Lips. in libr. Baumgaertneriana,* 1830. 4to. 85 *S.*

Der Hr. Verf. dieser Schrift, welcher sich schon durch die mit seinem Bruder gemeinschaftlich unternommene Herausgabe des C. J. dem juristischen Publicum rühmlichst bekannt gemacht hat, gerieth bei Bearbeitung des 26sten und 27sten Buches der Pandecten auf die bekannten, darin und zwar Lib. XXVI. tit. 3. L. 1. tit. 5. L. 21. 22. tit. 6. L. 2. Lib. XXVII. tit. 1. L. 1, 2, 4, 6, 8—10, 12—15. incl. enthaltnen Fragmente aus dem griechischen Werke des Modestinus über die Entschuldigungsgründe der Vormünder, und fand sich nun in Verlegenheit, welche lateinische Uebersetzung er der Ausgabe des C. J. neben dem griech. Texte einverleiben sollte. Hier stand ihm denn eine dreifache Wahl frei, nämlich die schon den Glossatoren bekannte, in den Ausgaben von Haloander und D. Gotho-

Digitized by Google

Trilogy studies: recent progress

Trilogy studies: recent progress

Trilogy studies: recent progress

wegen, mit dem griechischen Texte (nach der Ausgabe von Taurellus), der Uebersetzung Haloanders, sowie der von Augustinus verfafsten Version zusammengedruckt; Ref. hätte nur noch gewünscht, dafs der vollständigen Vergleichung zu Liebe auch der, wenn auch schlechte und corrupte Text der gemeinen Uebersetzung, wie sie sich z. B. in der vor ihm liegenden gloss. Ed. von Contius vom J. 1569, sowie in den Gothofredischen Ausgaben findet, mit abgedruckt worden wäre, indem diese Uebersetzung von der Haloandrinischen wieder bedeutend abweicht. Nach diesen Vorbemerkungen wird zuerst von den Bearbeitern dieses Gegenstandes Cap. I. §. 3. gehandelt, die leichtsinnige Arbeit in der Accursischen Glosse dabei, und mit Recht getadelt, indem sie in Beziehung auf die Kritik der latein. Uebersetzung äufserst wenige, und nur unbedeutende Bemerkungen giebt; dann wird die Uebersetzung Haloanders erwähnt, welche besonders darum oftmals mangelhaft ist, weil Hal. den griechischen Text nicht vollständig kannte, und endlich der Uebersetzung von Augustinus Lob ertheilt; der Verf. glaubt jedoch von ihr, besonders wegen der aus den Basiliken und dem Cod. Theod. zu entnehmenden Notizen, häufig abweichen zu müssen. Uebrigens bemerkt Ref., dafs die von dem Verf. nicht erwähnte Originalausgabe dieses letztgenannten Werkes im J. 1543. in Venedig erschienen, und den *Emendationes* beigedruckt ist. Bei der Literatur, welche nur aus dem Commentar von Cujacius zu Lib. XXVII. Dig. tit. 1. und einem schlechten Programm von Breuning besteht, mufs Ref. bedauern, dafs ihm, sowie dem Verf. das Werk von Guadagni, unter dem Titel Diss. VII. ad Graeca Pandectarum, 1786. gefehlt hat, aus welchem unstreitig manches Gute zu schöpfen gewesen wäre; Guadagni erwähnt auch noch in seinem Werke de florentino Codice, ed. Walch, p. 140. eine Uebersetzung der griechischen Stellen von Salvini, welche an Brencmann, und von diesem an Gebauer übergegangen seyn soll. In Cap. II. benennt der Verf. dann noch die

Digitized by Google

Die Fragen nach dem Augenmaße sind in der Physik, Astronomie, Geographie, Mathematik, Mechanik, Technik, Architektur, Optik, Perspektive, Malerei, Bildhauerkunst, Musik, Poesie, Rhetorik, Grammatik, Logik, Metaphysik, Ethik, Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Pharmazie, Chirurgie, Geburtshilfe, Veterinärkunde, Pädagogik, Didaktik, Methodik, Psychologie, Anthropologie, Ästhetik, Philologie, Archäologie, Numismatik, Geschichte, Statistik, Nationalökonomie, Politik, Kriegswissenschaft, Taktik, Strategie, Fortifikation, Artillerie, Pontonierwesen, Kavallerie, Infanterie, Jagdkunde, Forstwissenschaft, Landwirtschaft, Gartenbau, Obstbaumzucht, Weinbau, Bienenzucht, Seidenbau, Fischerei, Schiffahrt, Handel, Bergbau, Hüttenkunde, Salinenwesen, Münzwesen, Bankwesen, Buchhaltung, Kalligraphie, Stenographie, Typographie, Lithographie, Buchdruckerkunst, Buchbinderkunst, Papierfabrikation, Schreibmaterialienkunde, Buchhandel, Antiquariat, Bibliothekswesen, Bibliographie, Buchkritik, Literaturgeschichte, Literaturkunde, Literaturzeitungswesen, Zeitungswesen, Zeitschriftenwesen, Kalenderwesen, Almanachwesen, Adressbuchwesen, Lexikographie, Enzyklopädie, Encyklopädie, Polygraphie, Polygraphik, Polygraphie, Polygraphik, Polygraphie, Polygraphik

sind, dafs die Basiliken bisweilen die latein. Uebers. und nicht den griech. Text im Auge gehabt zu haben scheinen; dafs in L. 8. pr. de excusat. der alte Uebersetzer die Nichtsoldaten *privati* nennt, und dabei zusetzt „*hodie*," was der Verf. S. 53. Note 280. so deutet, dafs damit der Uebersetzer habe zeigen wollen, aus welchem Grunde er sie nicht mit dem gewöhnlichen Ausdruck *pagani* benenne, nämlich, weil jetzt *(hodie)* das Wort *paganus* den Heiden bezeichne, woraus der Verf. folgert, dafs also der Uebersetzer bald nach Einführung der christlichen Religion gelebt habe; endlich, dafs der Uebers. zu gut mit den Amtstiteln bekannt sey, und dafs seine Sprache mehr auf einen Griechen schliefsen lasse, der die latein. Sprache nur späterhin erlernt habe. Allein der erste Grund möchte wohl nichts beweisen, weil bei Excerpten gar leicht ein veränderter Ausdruck möglich ist, der nur zufällig dann mit der latein. Uebers. einstimmt; der zweite Grund pafst auch auf einen, im 12ten oder 13ten Jahrh. lebenden Uebersetzer, der eben so gut nach dem latein. Sprachgebrauche seiner Zeit *(hodie)* den Nichtsoldaten nicht mit dem Worte *paganus* belegen wollte, da auch damals, besonders in der Sprache der canonischen Rechtsquellen, dies Wort den Heiden, keineswegs aber den Nichtsoldaten bedeutete, s. z. B. c. 8. X. de divortiis (4. 19.) c. 10 X. de Judaeis (5. 6.) Der dritte Grund endlich, soviel die Ungelenkigkeit der Latinität anbelangt, spricht mehr gegen, als für den Verf., da bei einem Griechen des 6ten Jahrhunderts, welcher sich mit unserem Gegenstande einmal abgiebt, in der That mehr und bessere Kenntnifs der latein. Sprache zu erwarten ist, als bei einem Italiäner aus dem 12ten Jahrhundert, und was die Kenntnifs der Amtstitel angeht, so läfst sich am Ende davon bei einem Griechen so wenig oder so viele Kenntnifs erwarten, wie bei einem Glossator, so dafs man auf diesen Grund, der übrigens der bedeutendste ist, gewifs nicht allein bauen darf. Dagegen ist es aber höchst unwahrscheinlich, dafs ein Grieche, und zwar im 6ten Jahrhundert,

Digitized by Google

in welcher Zeit das Justinianeische Rechtsbuch nur noch in den Ländern griechischer Zunge von Rechtswegen gültig war, einen Grund sollte gefunden haben, seinen eigenen griechisch sprechenden Landsleuten einige griechische Stellen jenes Buches in das Lateinische zu übersetzen, und die griechischen Uebersetzungen der lateinischen Theile, von welchen Blastares berichtet, bezeugen gerade die Nothwendigkeit des Gegentheils; vielmehr mufs man entweder annehmen, dafs schon die Compilatoren der Paud. selbst die griechischen Fragmente übersetzt hätten, was aber aus dem nämlichen Grunde unwahrscheinlich, und nach der Beschaffenheit der florentinischen Handschrift geradezu unmöglich ist, oder man mufs, wie die Meisten thun, die Uebersetzung in die Zeit des auflebenden Studiums des römischen Rechts in Italien verlegen, wo sie freilich, der allgemeineren Unbekanntschaft mit der griech. Sprache zu Liebe, ganz eigentlich an ihrem Platze war. Ueber die Frage nach dem Verfasser der alten Uebersetzung, deren Restitution unser Verf. im Auge hat, existiren übrigens bekanntlich mehrere Meinungen (der Verf. läfst sich gar nicht darauf ein), indem Bulgarus (jedoch durch einen offenbaren Schreibefehler), oder Burgundio aus Pisa, s. Savigny Gesch. d. r. R. i. MA. Th. 4. Cap. 35. oder dessen Sohn Bandinus (Guadagni de flor. Cod. Cap. 18.), was jedoch wieder ein offenbarer Irrthum ist (Savigny S. 345.), oder Modestin gar selbst (??), oder endlich, wie Glück, Bd. 31. S. 166. meint, ein ganz Unbekannter, z. B. derjenige, welcher Justinians Novellen lateinisch übersetzte, sie verfertigt haben soll. Unter allen diesen Meinungen scheint nun dem Ref. diejenige unstreitig die richtigste zu seyn, welche den Burgundio als Verfasser nennt, indem dieser (gest. 1194.) nach dem unverdächtigen Zeugnisse des Bischofs Anselm von Havelberg (Menagii amoenitat. cap. 33.) mit der griechischen Sprache vertraut war, und von Odofredus auf eine sehr bestimmte und zugleich gar naive Weise für den Verfasser der Uebersetzung ausgegeben

Digitized by Google

wird, wo sich denn durchaus kein Grund finden läfst, das Zeugnifs von Odofredus (gest. 1265.), der so bald nach Burgundio lebte, zu verwerfen, besonders da in den Handschriften Burgundio als der Uebersetzer angeführt wird.

Kehren wir nun zu der Arbeit des Hrn. Verfs. zurück, der S. 18—85. seine restituirte Uebersetzung neben dem griech. Texte selbst und den beiden schon angeführten Uebersetzungen mittheilt, so gestattet es freilich der Raum dieser Blätter nicht, überall eine genaue Betrachtung derselben vorzunehmen, doch mögen folgende Bemerkungen ihren Platz finden. Lib. XXVI. tit. 3. L. 1. pr. liest Haloand. ganz unverständlich: *quaerentes*, August. übersetzt schleppend: *qui confirmari possunt*, der alte Uebersetzer richtiger: *queentibus* (warum aber nicht *queuntibus*? und ist dies überhaupt lateinisch? das griech. δυναμενων ist freilich ganz klar), aus welchem Worte offenbar durch einen Schreibefehler die Ed. von de Tortis: *quaerentibus* gemacht hat; sehr unnütz setzt Gothofred noch das Wort: *indiscussum* zu. — §. 1. Hier hat unser Verf. richtig δουναι mit *dare* übersetzt, während Hal. und Aug. falsch *dari* haben, was sich auch bei Gothofred und Cont. findet, allein einen ganz veränderten Sinn giebt; dagegen ist das *quidem* nach *codicillis* ganz unnütz, daher es Aug. wegläfst, der übrigens hier fast ganz willkührlich übersetzt hat. — §. 2 ὁ ἡγουμενος ist wohl nicht richtig durch *qui praeest* gegeben, vielmehr ist hier und öfters der Amtstitel *praeses* oder *praefectus* gemeint; übrigens taugt die alte Uebers. von ἐπι το πλειστον mit *ut multum* nicht viel. — §. 3. Besser liest hier der Cod. I. *datum*, als der Verf. *datus*, wegen des nachfolgenden *confirmari*. — Lib. XXVI. tit. 5. L. 1. §. 1. Besser hat der Cod. II. αἱρεσις mit *conditio* übersetzt, was es auch heifst, als der Verf. mit *electio*, indem nach dem Sinne gar keine Rede von einer Wahl ist, wohl aber von einer Festsetzung oder Bedingung. Ebenso taug

Digitized by Google

Kleine Chronik und Nachrichten. Aus der Sitzung vom 6. Juli 1911. Herr Dr. Hans Hirschfeld hielt einen Vortrag über „Die Entwicklung der Kunst des Porträtmalens in Deutschland“. Er führte aus, daß die Porträtmalerei in Deutschland ihre Blütezeit im 16. Jahrhundert hatte, daß sie dann aber im 17. Jahrhundert durch den Einfluß der Niederländer und Italiener, im 18. durch den der Franzosen in Mißkredit kam und daß sie erst im 19. Jahrhundert wieder zu Ehren gelangte. Der Vortragende gab eine Übersicht über die Entwicklung der Porträtmalerei in Deutschland und erläuterte seine Ausführungen durch Lichtbilder. Er zeigte Porträts von Dürer, Holbein, Cranach, Graff, Tischbein, Anton Graff, Gerhard von Kügelgen, Carl Begas, Franz Krüger, Wilhelm Schadow, Carl Rahl, Eduard Gaertner, Adolf Menzel, Wilhelm Leibl, Hans Thoma, Max Liebermann, Lovis Corinth, Max Slevogt, Franz von Stuck, Wilhelm Trübner, Leo Samberger, Ludwig Dettmann, Fritz Erler, Ludwig Knaus, Gabriel Max, Wilhelm Gentz, Anton von Werner, Hermann Prell, Hans Makart, Franz Defregger, Wilhelm Lindenschmit, Ferdinand Keller, Ferdinand Waldmüller, Moritz von Schwind, Carl Spitzweg, Carl Blechen, Carl Gustav Carus, Caspar David Friedrich, Philipp Otto Runge, Asmus Jakob Carstens, Johann Heinrich Füssli, Anton Raphael Mengs, Johann Heinrich Tischbein, Johann Friedrich Overbeck, Peter Cornelius, Wilhelm Schadow, Julius Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter, Adolf Schrödter, Alfred Rethel, Carl Friedrich Lessing, Andreas Achenbach, Oswald Achenbach, Hans Gude, Hans Fredrik Gude, Adolph Tidemand, Hans Dahl, Johan Christian Dahl, Peter Nicolai Arbo, Adolf Schreyer, Wilhelm Kaulbach, Carl Piloty, Hermann Kaulbach, Franz Lenbach, Wilhelm Leibl, Wilhelm Trübner, Hans Thoma, Max Liebermann, Lovis Corinth, Max Slevogt, Franz von Stuck

Corporation, and the Corporation may also sue and be sued in the name of the Secretary for the time being of the Corporation, and the Corporation may hold land without any limitation as to the amount or the annual value thereof, and may also hold personal property, and may do all such other things as are incidental or conducive to the attainment of the objects of the Corporation.

Gedanken, Gefühle, Ideen und Ideale, Wünsche und Hoffnungen, Ziele und Zwecke, Mittel und Wege, Kräfte und Stoffe, Arbeit und Genuß, Leben und Tod, Gut und Böse, Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum, Schönheit und Häßlichkeit, Freiheit und Knechtschaft, Gesetz und Willkür, Ordnung und Unordnung, Vernunft und Unvernunft, Natur und Geist, Gott und Welt, Himmel und Hölle, Ewigkeit und Zeit, Alles und Nichts, Sein und Nichtsein, Werden und Vergehen, Anfang und Ende, Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck, Form und Inhalt, Wesen und Erscheinung, Einheit und Vielheit, Gleichheit und Ungleichheit, Identität und Differenz, Gegensatz und Widerspruch, Bejahung und Verneinung, Affirmation und Negation, Position und Opposition, Thesis und Antithesis, Synthesis und Analysis, Induction und Deduction, Abstraction und Concretion, Allgemeines und Besonderes, Einzelnes und Ganzes, Theorie und Praxis, Speculation und Empirie, Wissen und Glauben, Denken und Anschauung, Begriff und Urtheil, Schluß und Beweis, Logik und Dialektik, Metaphysik und Physik, Psychologie und Ethik, Aesthetik und Poetik, Rhetorik und Grammatik, Mathematik und Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie, Religion und Kunst, Staat und Gesellschaft, Recht und Moral, Sitte und Gewohnheit, Tugend und Laster, Pflicht und Neigung, Gut und Böse, Lust und Unlust, Glück und Unglück, Freude und Leid, Liebe und Haß, Hoffnung und Furcht, Muth und Verzagtheit, Ehre und Schande, Lob und Tadel, Strafe und Belohnung, Verdienst und Schuld, Zurechnung und Verantwortlichkeit, Freiheit und Nothwendigkeit, Zufall und Vorsehung, Schicksal und Verhängniß, Gnade und Barmherzigkeit, Sünde und Erlösung, Buße und Vergebung, Gericht und Hölle, Himmel und Seligkeit

die alte Uebers. von βουλη durch *senatus* (statt *curia* oder *ordo decurionum*) bei, welche sich nach L. 33. 36. Cod. de decurionibus völlig rechtfertigt. — §. 7. Mit Recht beschuldigt Glück a. a. O. S. 365. Note 70. den alten Interpreten des Unsinns, wenn er ἀκριβολογειν περι τας ὀυσιας mit *proprie loqui de substantia* übersetzt, worin ihm Menag. l. c. p. 236 seqq. und besonders Guadagni p. 143. vorangegangen sind; die einzig richtige Uebersetzung ist die von Menagius: *aware contendere de re familiari.* Der Verf hätte sich von seiner *disputandi cupido innata* doch nicht so weit verleiten lassen sollen! — §. 8. Diesen §. hat der Verf. mit wahrem Scharfsinn übersetzt, nur ist zu bedauern, dafs er das Wort ἀγορανομιων, welches der alte Interprete gewifs nicht mit Vorbedacht (wie der Verf. Note 232. sehr sinnreich zu deduciren sucht) sondern aus Versehen ausliefs, nicht mit *aedilitates* übersetzte, was es nach Dionys. Halic. VI. c. 90. Zonar. VII. 16. bedeutet. Dagegen ist die Conjectur *stationibus* (ἐπισταθμιων) aus *stantes et neque*, wenn auch kühn, doch glücklich zu nennen. — §. 9. ist bei Aug. durchaus falsch übersetzt; richtig aber übersetzt der alte Interprete; und höchstens könnte nach *si* noch *quis* stehen. — §. 18. Hier ist die alte Veränderung von Βηρος in Severus wohl entschieden falsch, obgleich der Hr. Verf. dies bezweifelt; denn nur der Kaiser L. Verus regierte mit dem Kaiser Marcus (Aurelius) zusammen, Severus (Septim.) dagegen mit Caracalla, welcher nirgends Marcus genannt wird. — L. 8. pr. Gewifs ist die vom Verf. beibehaltne alte Uebers. von ἰδιωται mit *privati*, d. h. Nichtsoldaten ganz richtig, allein sein Schlufs daraus auf den griechischen Ursprung des Interpreten wurde schon oben widerlegt. — §. 1. Ganz wahr bemerkt Glück a. a. O. S. 441, dafs Hal. (und ebenso Gothofr.) dadurch, dafs er vor *qui olim* etc. ein Punctum setzt, den Sinn dieses §. ganz zerstört, dagegen ist die alte Interpret. auch hier durchaus richtig. — §. 7. Von der Uebers. von ἀφηλιξ gilt, was schon bei L. 2. §. 9. h. t. gesagt

Digitized by Google

wurde, s. auch L. 1. §. 4. h. t. — §. 12. Welcher Unterschied zwischen *primipilo fungi* und *primipilum exercere* seyn soll, läfst sich nicht wohl begreifen, und der Verf. hat daher sehr wohl gethan, die letzte Uebers. des alten Interpreten beizubehalten. — L. 10. §. 4. Das Wort *retinuent* der alten Uebers. ist völlig unverständlich; richtig möchte wohl, da der Cod. I. *retinent* schreibt, die Lesart von Hal. *renuent* seyn, welches mit der nämlichen Anzahl von Strichen in den Mscpten geschrieben wird, wie *retinent*, und gerade soviel bedeutet, wie *recusent;* auch Gothofr. liest *renuent.* — §. 7. ist wieder ἀφηλιξ stets falsch übersetzt. — §. 8. Hier wäre die Lesart *aegrotus* der sämmtlichen Codd. dem schlechten *aegrotatus* der Ausg. von de Tortis vorzuziehen gewesen, da νοσεω auch mit *aegrotus sum* richtig übersetzt werden kann. — L. 12. §. 1. Eine berühmte Stelle, welche zu vielem Streite Anlafs gegeben hat, s. Glück Bd. 32. p. 63, weil ἑκατερον von dem alten Uebers. mit *alterutrum* gegeben ist, statt *utrumque,* allein der Verf. hat richtig bewiesen, dafs bisweilen *alteruter* in der späteren Latinität für *uterque* vorkömmt, und somit die alte Interpret. gerechtfertigt. Bekanntlich ist *uterque* eben so zweideutig. — L. 13. §. 1. Der Anfangssatz ist in der alten Uebers. sehr schwerfällig, ja beinahe unverständlich; wenn aber *concedatur* gelesen würde, so wäre leicht geholfen! sonst ist der §., zum Theile auch durch glückliche Aenderungen des Verfs. vorzüglich übersetzt. — §. 6. Gewifs heifst ἐντυγχανειν in diesem Zusammenhange nicht blos *adesse*, wie Aug. hat, sondern auch *excusare*, d. h. die Gründe gehörig ausführen, was in der Bedeutung des griech. Worts mit liegt. — §. 10. Hier hätte der Verf., der die Uebersetzung von ὑπομνηματα (Gerichtsacten) mit *submemorationes* noch so ziemlich rettet, doch offenbar die Nachlässigkeit des alten Interpr. verbessern sollen, welcher das Wort χαμοθεν ganz ausläfst; Glück Bd. 32. p. 82. hat aber bewiesen, dafs es mit *de plano* (s. d. Erklär. bei Glück) übersetzt werden mufs, was der

alte Interpret wahrscheinlich gar nicht verstand. — L. 15. §. 2. Der Verf. hat nach seinen Codd. mit Recht das Wort *quam* vor *senatorum* weggelassen, und dadurch den nämlichen Sinn erlangt, den Aug. durch Umschreibung beabsichtigt; dagegen taugt die Uebers. von Hal. hier gar nichts. — §. 5. Sollten unter den διαψηφισται, oder wie sie der alte Uebers. nennt, *rationarii*, nicht etwa die *rationales* (s. Brisson s. h. v.) gemeint seyn? Nach ihrem Amte bei dem Fiscus konnten sie mit den Volks- und Heereszählungen sehr leicht beauftragt seyn, und das Wort *rationarius* als Amtstitel ist doch nur sehr selten. — §. 9. Die alte Uebersetzung von ὁ πολεως ἀρχων mit *civitatis princeps*, d. h. *duumvir*, scheint der Verf. gegen Glück völlig zu rechtfertigen. — §. 11. Die auffallend scheinende Uebersetzung *qui habet dicere* für *qui potest dicere* findet sich bei Cicero öfters, und ist hier sogar ganz worttreu.

Hiermit schliefst Ref. die Reihe seiner vielleicht schon allzuvielen Bemerkungen, durch welche er bewiesen zu haben hofft, mit welcher Aufmerksamkeit er das verdienstliche Werk untersuchte, mit welchem uns der Verf. beschenkt hat. Als Hauptresultat möchte aber Ref. die, vielleicht ihm von Manchen sehr zum Verbrechen angerechnete Ansicht aufstellen, dafs Haloanders Uebersetzung im Ganzen sehr mittelmäfsig, oft mangelhaft, und namentlich wo sie von der alten Interpr. abweicht, so gut wie ganz falsch ist. Die Uebersetzung von Ant. Augustinus hält Ref. dagegen, so hart dies klingen mag, für ganz unbrauchbar, da sie keine Uebersetzung, sondern eine ganz freie, ja zügellose Umschreibung ist, bei welcher, wie fast jeder §. der hierher gehörigen Fragmente zeigt, eben so oft der Sinn Modestins bei Seite gelegt, als beobachtet worden ist; überdies ist sie weitschweifig und schleppend bis zum Ueberdrufs. Wohl aber hat der Ref. durch den Hrn. Verf. die Ueberzeugung gewonnen, dafs die alte Uebersetzung, selbst mit ihren Mängeln in Wort und

Sprache, doch bei weitem die beste ist, die wir besitzen, und dafs sie in jedem Falle nach der höchst lobenswerthen Ueberarbeitung durch den Hrn. Verf. so beschaffen ist, dafs sie aus den Editt. des C. J. Civ. und der Praxis niemals verdrängt werden darf; Ref. kann daher nur mit dem Wunsche schliefsen, dafs es dem Hrn. Verf. bald gefallen möge, auch die andern griechischen Stellen der Pandecten einer ähnlichen Bearbeitung zu unterwerfen.

C. Guyet.

Einleitung in das gemeine teutsche Privatrecht. Von Dr. Chstn. Ernst Weifse, Domherrn zu Merseburg und ord. Prof. der Rechte zu Leipzig. Nebst einem tabellarischen Grundrisse des teutschen Privatrechts. Zweite vermehrte Aufl. Leipzig, bei J. E. Hartknoch. 1832. 8. *(Die Einleitung* 103 *Seiten; die tabell. Uebersicht* 78 *S.).*

Die *Einleitung* zerfällt in fünf Abschnitte. — I. Abschnitt. Grundbegriffe des teutschen Privatrechts. (Begriff des Privatrechts überhaupt, des teutschen Privatrechts.) — II. Abschn. Quellen des t. Privatrechts. Erste Abtheilung. Geschichte des t. PR. (Die s. g. äufsere Rechtsgeschichte.) Zweite Abth. Systematische Darstellung der (jetzt geltenden) Privatgesetze t. Ursprungs für die t. Bundesstaaten. Dritte Abth. Collisionen des t. PR. (Verhältnifs dieses Rechts zu den fremden Rechten. *Statuta personalia, realia.)* — III. Abschn. Existenz, Gebrauch und Methode des gemeinen t. Pr. — IV. Abschn. Hülfswissenschaften des t. PR. Teutsche Geschichte; Alterthümer; Diplomatik; Rechte verwandter Völker; Sprachkunde. — V. Abschn. Literatur des t. PR. — Es ergiebt sich aus dieser Inhaltsanzeige, dafs der Verf. alle die Gegenstände abgehandelt hat, welche in eine Einleitung in das t. PR. gehören. Ueberall ist

Digitized by Google

Epistolary Address to the Methodists, upon the Subject of Separation from the Church. By the Rev. John Wesley, A.M. 8vo. 1s. Conder.

Wesley, Epistolary, to the Methodists.

Epistolary Address to the Methodists, upon the Subject of Separation from the Church. By the Rev. John Wesley, A.M. 8vo. 1s. Conder.

Ueber das Repartitionsprincip der Staatsschulden bei Länderzerstückelungen, mit Rücksicht auf die neueren Staatsverträge, insbesondere auf den 8. Art. des Lüneviller Friedens vom 9. Febr. 1801, und §. 78—80. des Reichsdeputations-Hauptschlusses vom 25. Febr. 1803; — über die Natur der Hypotheken im Gegensatze der Reallasten, nach dem römischen, preufsischen und französischen Rechte und über die der Lehre von den Hypotheken anzuweisende Stelle im Rechtssysteme; — mit Beziehung auf einen besondern Rechtsfall und §. 37. des Reichsdeputations-Hauptschlusses. — Von Dr. Fr. J. Haas. Bonn, bei R. Habicht. 1831. 104 S. 4.

Diese mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn ausgearbeitete Partheischrift betrifft folgenden Rechtsfall: Die Abtei Siegburg, ein landsässiges Stift auf dem rechten Rheinufer im vormaligen Herzogthume Berg gelegen, machte im Julius 1770. bei den Vormündern des minderjährigen Fräuleins de Jacquemont de Rodrique ein Anlehn von 6000 Rthlr. Für diese Schuld wurde die der Abtei gehörende auf dem linken Rheinufer gelegene Herrschaft Güls zum Unterpfande eingesetzt. Die Schuld ist bis auf diesen Tag unbezahlt. Den Gläubigern ist von Seiten Preufsens, den 20. März 1825, die Entscheidung geworden, dafs Frankreich allein für diese Schuld zu haften gehabt habe. — Der Verf. der vorliegenden Abhandlung sucht nun darzuthun, „dafs, bei jeder Separation gemeinschaftlicher Schulden, sey es im völkerrechtlichen oder im privatrechtlichen Verkehre, die Idee, für Hypothekschulden einen andern Theilungsmafsstab anzunehmen, als für blofse Chirographarschulden, und jedes Arrangement, wonach sich die Gröfse der Schuldquote oder der Betrag der den Theilhabern zur Last zu legenden Schulden nach dem Besitze und Erwerbe der Hypotheken richten soll, in sich selbst widersprechend sey, dafs auch die Geschichte der neueren Völkerverträge, von einem solchen argen Mifsgriffe, dessen man die Europäischen Diplomaten

Digitized by Google

beschuldiget habe, das Gegentheil klar bezeuge." — Rftn schienen die Gründe, auf welche der Verf. diese Behauptung gestützt hat, von entscheidendem Gewichte zu seyn. Auf jeden Fall ist die Schrift ein sehr schätzbarer Beitrag zu der Lehre von der Vertheilung der Staatsschulden überhaupt. Der Verf. würde sich ein neues Verdienst erwerben, wenn er sich entschlösse, diese Lehre ihrem ganzen Umfange nach zu bearbeiten.

The american almanac and repository of useful knowledge, for the year 1832. *Boston, publ. by Gray et Bowen and Carter et Hendee; Newyork etc. XII u.* 312 *S.* 8.

Dieser Almanach, von welchem schon 2 frühere Jahrgänge erschienen sind, kann in doppelter Hinsicht die Aufmerksamkeit europäischer Leser auf sich ziehen; theils wegen der neuen und lehrreichen statistischen Nachrichten, die er in sich schliefst, theils weil sich aus der Auswahl des Stoffes, den die Herausgeber dem nordamerikanischen Publicum darbieten, einigermafsen auf dessen Geschmack und Belehrungsbedürfnifs schliefsen läfst und sicher anzunehmen ist, dafs man sich hierbei nach der Mehrzahl der Käufer werde gerichtet haben. Die Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Nordamerika haben so viel Eigenthümliches, dafs der Europäer, auch wenn er durch Reisebeschreibungen und andere Berichte sich viele einzelne Notizen verschafft hat, doch in Anse hung des Gesammtbildes von dem gesellschaftlichen Leben dieser Republikaner noch in grofse Täuschungen verfallen, bald zuviel Licht, bald zuviel Schatten zu erblicken wähnen kann, weshalb denn die Ansichten von jenem Staate und die Erwartungen, die man von der Zukunft desselben hegt, unter uns auf eine kaum glaubliche Weise von einander abweichen. Die nordamerikanischen Politiker sind der Meinung, dafs es für Europa kein anderes Heil gebe, als sich ihren Staatseinrichtungen zu nähern, ein Urtheil, welches ihrer Zufriedenheit

Digitized by Google

mit ihrer Verfassung und Verwaltung, sowie ihrer unvollkommenen Kenntnifs der europäischen Verhältnisse wohl nachzusehen ist, welches aber, wenn es von einem Europäer nachgesprochen würde, auffallende Nichtachtung unserer Sitten und Gewohnheiten, unserer wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Zustände und alles dessen, was einem Staate seine Besonderheit giebt, beweisen würde. Wir können füglich einzelne gute Anstalten mit gehöriger Vorsicht zu uns verpflanzen, aber wir dürfen uns nicht einen anderen Staat so zum Vorbilde setzen, dafs wir, was in ihm sich gut erwiesen hat, auch ohne Weiteres für uns dienlich erachten, und auf jede eigenthümliche Entwicklungsweise im Voraus verzichten. Die unbedingten Bewunderer Amerika's vergessen, wie viel dasselbe der europäischen Cultur verdankt, ohne die es nicht geworden wäre und nicht bleiben könnte, was es ist. — Der vorliegende Almanach geht in Vergleichungen und politische Betrachtungen dieser Art nicht ein, beschränkt sich vielmehr auf Thatsachen, die, wenn gleich weit entfernt von der Vollständigkeit, welche wir wünschen könnten, doch manches Nützliche mit löblicher Genauigkeit enthalten.

Das Buch zerfällt in 2 Abtheilungen, deren erste, von R. T. Paine in Boston ausgearbeitet, aufser dem eigentlichen Calender viele astronomische, chronologische und meteorologische Belehrungen darbietet. Die Angabe der geographischen Länge und Breite vieler Städte wird zur Berichtigung der Charten gute Dienste leisten. Der längste Tag hat an der Nordgränze 16 St. 53,^{5} Min., an der Südspitze, Cape Sable, nur 13 St. 21,^{1} Min., der kürzeste dort 7 St. 6½ Min., hier 10 St. 27,^{3} Min.

Die 2. Abtheilung, von statistischem Inhalte, hat, einer Privatmittheilung zu Folge, den Hrn. Worcester von der Universität Cambridge in Massachusets zum Verfasser. Voran steht die Adresse von Ge. Washington an seine Mitbürger, v. 17. Sept. 1796, worin er sich die abermalige Wahl zum Präsidenten im Voraus verbat, eine Art von politischem Testamente, welches die edelste

Gesinnung und die geläutertste Staatsweisheit athmet. Möchten die Staatsmänner und Bürger jedes Staats diese Lehren *mutatis mutandis* sich zu eigen machen und befolgen! So lange Amerika diesen Ermahnungen des grofsen Mannes treu bleibt, wird seine Wohlfahrt feststehen. Mit lebhaften Farben schildert er die Nothwendigkeit der Eintracht, die Nachtheile des Partheigeistes, den Werth der Religion und Sittlichkeit, der Gerechtigkeit im Innern und nach Aufsen; ängstlich warnt er vor der blinden Vorliebe für das Ausland, die diesem einen gefährlichen Einfluſs verstatten könne. „In einem Staate von der Gröfse des unsrigen," sagt er," ist eine Regierung von so vieler Kraft, als mit der vollkommenen Sicherheit der Freiheit vereinbar ist, unentbehrlich. Die Freiheit selbst findet in einer solchen Regierung, mit angemessen vertheilten und geregelten Gewalten, ihre sicherste Schutzwehr."

Hierauf folgt eine Art von Staatscalender, wobei die Angaben der Besoldung jedes aufgeführten Beamten etwas ächt-amerikanisches ist. Die Bundesregierung ist auf folgende Weise besetzt: Präsident (A. Jackson), 25,000 Doll.; Vicepräsident, zugleich Präsident des Senates (J. C. Calhoun), 5000 D.; Staatssecretär, d. i. Minister des Auswärtigen und des Innern (Edw. Livingston), 6000 D.; Secretär der Schatzkammer (Mac Lane), 6000 D.; Kriegssecretär (Cafs), 6000 D.; Marinesecretär (Woodbury), 6000 D.; General-Postmeister (Barry), 6000 D.; Generalprocurator, 3500 D.; die Ministerialsecretäre *(chief clerks)* beziehen 2000 D.; der Präsident des Obergerichtshofs 5000, die 6 Richter 4500 D. Im Finanzdepartement sind 5 Ober-Rechnungsrevisoren *(auditors)* und 2 *comptrollers* zur letzten Revision; auch werden die Zahlungsanweisungen des Finanzministers von dem betreffenden *comptroller* und *auditor* unterzeichnet. Ferner 1 Generalcassier *(treasurer)*, 1 Staatsbuchhalter *(register)* und 1 Fiscal *(solicitor of the treasure)*. Unter dem Finanzminister steht auch das *general land-office*, welches die Aufsicht über die

der Union gehörenden Ländereien führt und den Verkauf derselben besorgt. In Bezug auf diese Domänen kann man das weite Gebiet der *united states* in 4, durch Meridiane getheilte Streifen theilen, deren östlichster, längs des atlantischen Meeres, gar keine Besitzungen der Union, sondern blos der Privaten und der einzelnen Staaten begreift. Im 2. Streifen der nach der Revolution entstandenen Staaten sind noch viele Grundstücke, auf denen sich Privaten ohne Anrecht niedergelassen haben, im Eigenthume der Union. Der 3. Bezirk gehört zu dem, 1803. von Frankreich für 15 Mill. Doll. erkauften Gebiet von Louisiana, und hat fast noch keine weifsen Bewohner als Jäger und Landstreicher, doch sind die Territorialrechte der Indianer abgekauft. Die westlichste Region erstreckt sich von den *rocky mountains* (Felsbergen) bis ans stille Meer. Da die Engländer behaupten, diese Gegend sey bis jetzt nicht occupirt und könne von dem *primus acquirens* noch erst erworben werden, so wurde 1828. auf 12 Jahre verabredet, dafs keiner von beiden Staaten sie ausschliefsend in Besitz nehmen solle. Die Indianer haben ihre Eigenthumsrechte auf diesen Bezirk noch nicht aufgegeben, den man überdies für sehr unfruchtbar hält. Er enthält zwischen dem Mississippi und dem Meere 750 Mill. acr. oder 55,300 geogr. □Meilen. Hierzu kommen im 2ten und 3ten Streifen

205 Mill. acr., woran die Indianer kein Recht mehr besitzen,
106 „ „ worauf ihre Ansprüche noch bestehen.

Diese Staatsländereien werden auf öffentliche Kosten vermessen, wobei man mehrere genau bestimmte Meridiane zu Anhaltspunkten nimmt, sodann theilt man die Fläche in Stadtmarken *(townships)* von 36 engl. □M. oder 23,040 acres und in Vierecke von 1 □Meile oder 640 acres (1013 preufs. Morgen). Ein solches heifst *section*, und zerfällt in 4 *quartersectios* und 8 halbe Viertel zu 80 acr. Eine Reihe von Stadtmarken heifst *range*. Jeder Bezirk kann durch die Nummern und die

Digitized by Google

Andeutung der Lage nach den Himmelsgegenden leicht bezeichnet werden. Die Vermessungskosten dürfen in zugänglichem Lande auf die Meile nicht über 3 Doll., in sumpfigem u.s w. Lande nicht über 4 Doll. betragen. Der Verkauf selbst wird von den *land-offices* besorgt, deren jetzt 42 sind. Von dem Verkaufe auf Credit, welcher sich als unzweckmäfsig erwiesen hat, ist man zurückgekommen, es mufs sogleich baar bezahlt werden, man setzt eine Versteigerung an, wobei das jetzige Minimum von 1¼ Doll. für den acre oder 2 fl. für den preufs. Morgen (vorher 2 Doll.) als Ausrufspreis dient. Wird nicht geboten, so kann dann um diesen Preis aus der Hand abgegeben werden.

Was die auswärtigen Verhältnisse anbelangt, so hat die Union 6 *envoyés extraordin.* und bevollmächtigte Minister, jeden mit 9000 Doll. Gehalt und ebensoviel Legationssecretäre mit 2000 D., ferner 8 *chargés d'affaires* mit 4500 Doll. — Für die Rechtspflege bestehen aufser dem Gerichtshofe zu Washington 28 Bezirksgerichte, ferner sind die Staaten in 7 Sprengel für die wandernden Gerichte getheilt, die in jedem zugehörigen Staate zweimal jährlich von einem Mitgliede des Obergerichtshofes und dem Bezirksrichter gehalten wergen. Diese mangelhafte Einrichtung mag in den schwach bevölkerten westlichen Landestheilen nothwendig seyn, sollte aber in den östlichen billig aufgegeben werden.

Die 5te Volkszählung ist 1830. geschehen. Obschon die Ergebnisse derselben noch nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden sind, so theilt uns doch der *almanac* die Hauptzahl der Volksmenge von 1830. mit, nämlich 12,856,171, oder nach einer anderen Bestimmung 12,856,407. Der Weimar'sche genealog. histor. statist. Almanach für 1832. giebt 12,952,709, hat aber die Volkszahlen der einzelnen Staaten ganz unrichtig, weshalb es vielleicht manchem unserer Leser nicht unangenehm seyn wird, hier die richtigen Angaben zu erhalten:

Digitized by Google

Staat	Maine	399,462	Einw.
„	New-Hampshire	269,533	„
„	Vermont	280,679	„
„	Massachusetts	610,014	„
„	Rhode Island	97,210	„
„	Connecticut	297,711	„
„	New-York	1,913,508	„
„	New-Yersey	320,779	„
„	Pennsylvania	1,347,672	„
„	Delaware	76,739	„
„	Maryland	446,913	„
„	Virginia	1,211,272	„
„	North-Carolina	738,470	„
„	South-Carolina	581,458	„
„	Georgia	516,567	„
„	Alabama	308,997	„
„	Mississippi	136,806	„
„	Louisiana	215,575	„
„	Tennessee	684,822	„
„	Kentucky	688,844	„
„	Ohio	937,679	„
„	Indiana	341,582	„
„	Illinois	157,575	„
„	Missouri	140,074	„
Bezirk	Columbia	39,858	„
Gebiet	Michigan	31,260	„
„	Arkansas	30,383	„
„	Florida	34,729	„

Der Weimar'sche Almanach giebt Indiana zu 274,000, Ohio zu 840,000 Einwohnern an, Georgia zu 400,000, Florida zu 14,700. Betrachtet man den Zuwachs seit 1820, so findet man, dafs in der ganzen Conföderation die heutige Zahl um 33 Proc. gröfser ist, als damals. Wollte man aber hieraus auf eine jährliche Vermehrung um $3\frac{1}{3}$ Proc. schliefsen, so würde man irren, weil der Anwachs in einer geometrischen Reihe, also nicht alle Jahre um gleichviel, fortschreitet. Die logarithmische Berechnung giebt $2,^{92}$ Proc. Jahreszuwachs. Indefs fehlt man wenig, wenn man zwischen den beiden Volkszahlen, also hier von 1820 und 1830, das arithmetische Mittel sucht und den Zuwachs in Procenten desselben bestimmt, was viel bequemer ist. Dies giebt hier $2,^{86}$ Procente.

Digitized by Google

Wie es die starken Auswanderungen aus den östlichen Staaten in die westlichen erwarten lassen, ist in jenen der Anwachs zum Theile sehr mäfsig gewesen; z. B. in Delaware 0,^{53}, in Virginia 1,^{28}, in Massachusetts 1,^{53} Pr., dagegen war er in New-York 3,^{29} und in den westlichen Provinzen beispiellos. So war z. E. die Volksmenge

	1810.	1820.	1830.
in Michigan	4,762 E.	8,896 E.	31,260 E.
„ Illinois	12,282 „	55,211 „	157,575 „
„ Arkansas	1,062 „	14,273 „	30,383 „

Diese 3 Landschaften sind also zusammengenommen innerhalb 20 Jahren zu der 12fachen Einwohnerzahl gelangt, woraus unter der Annahme einer regelmäfsigen geometrischen Progression auf eine Jahresvermehrung von 13$^1/_5$ Proc. zu schliefsen ist. Weil aber diese 3 Gegenden noch immer sehr schwach bevölkert sind, vielleicht mit nicht mehr als 30 — 40 Menschen auf die Q. M., so kann die Zunahme noch geraume Zeit fortgehen, und man kann sagen, dafs hier der Staatenbildungsprocefs noch unter unseren Augen erfolgt. Solche so eben entstandene Gesellschaften lassen sich aber auch mit denen, deren Geschichte Jahrtausende umfafst, nicht wohl vergleichen. Die Zahl der Sklaven ist seit 1820. von 1,538,061 auf 2,010,436 gestiegen, sie sind aber ungleich vertheilt, indem 6 Staaten gar keine haben, 4 unter 100, Virginia dagegen 469,724 oder 38 Proc. der ganzen Einwohnerschaft.

Lehranstalten. Es sind 59 *Colleges* vorhanden, von denen 56 zusammen 5584 Schüler und 55 zusammen 417 Lehrer haben. Hierzu kommen folgende höhere Unterrichtsanstalten:

27 theolog. Seminare, wovon 6 katholisch,
17 medicin. Schulen,
9 Rechtsschulen.

Digitized by Google

Nur an einem einzigen Orte, New Haven in Connecticut, finden sich diese 3 Specialschulen vereinigt, auch ist daselbst ein *college* (Gymnasium), so dafs man eine Universität im deutschen Sinne erkennen kann, welche zusammen 496 Schüler und 25 Lehrer zählt. Gleichwohl werden auch in den Colleges schon neben den humanistischen Studien die Anfangsgründe der besonderen Hauptfächer gelehrt, indem z. B. in der *Virginia University* zu Charlottesville 9 Lehrer und 130 Studenten angegeben werden, wovon 52 die alten, 39 die neuen Sprachen, 60 Mathematik, 47 Physik, 42 Chemie und Materia medica, 32 Medicin, 34 Anatomie und Chirurgie, 16 Moral und 23 Jurisprudenz studiren. Hieraus sieht man, welche Fächer die 9 Professoren vortragen und in welchem Verhältnifs die Zöglinge an den verschiedenen Lehrgegenständen Theil nehmen. Die Geschichte hat keinen eigenen Lehrer und wird vermuthlich von den Sprachlehrern nebenbei abgehandelt. Die Schüler dieser Lyceen, wie man sie nennen könnte, werden durch den Namen *undergraduates* von den *medical*, *theological* und *law students* der Specialschulen unterschieden.

Von den Volksschulen finden wir nur zerstreute Nachrichten in Betreff einzelner Staaten, die nicht gerade günstig lauten. In einem Theile von Tennessee besucht nur $\frac{1}{3}$ aller Kinder die Schulen, ebenso in Pennsylvania, wo über 250,000 Kinder ohne Unterricht bleiben, und auch viele Schulen im Innern des Staates nur 3 — 6 Monate jährlich geöffnet sind. In Illinois befinden sich 47,895 Kinder, aus denen 12,290 in die Schule gehen. Es ist demnach noch viel zu thun; doch wird das Bedürfnifs eines allgemeiner verbreiteten Unterrichtes von den Gebildeten so lebhaft empfunden, dafs man baldigen Verbesserungen entgegensehen darf.

Die statistischen Nachrichten von den verschiedenen Staaten der Union sind nicht gleichförmig und vollständig, da nur die Einwohnerzahl der Grafschaften und

Digitized by Google

der gröfseren Städte sowie das Personal der Gerichte und die Anzahl der Pfarreien von den verschiedenen Confessionen überall angemerkt, sonst aber bald dies, bald jenes beigefügt ist. Finanzielle und volkswirthschaftliche Thatsachen sind sehr sparsam eingestreut. Wir heben noch Einiges über die Goldausbeute der Vereinigten Staaten aus. Die Goldregion zieht sich von Virginia mitten durch Nord-Carolina, dann durch den nördlichen Theil von Süd-Carolina, Georgia, Alabama bis Tennessee. Das Gold wird theils aus dem Sande gewaschen, theils aus dem gepochten und gemahlenen Erze durch Amalgamation gewonnen. Es sollen wenigstens 20,000 Menschen mit diesem Gewerbe beschäftiget seyn, die jährlich für 5 Mill. Doll. Gold gewinnen; der gröfste Theil des Erzeugnisses geht ungemünzt nach Europa. Merkwürdig ist hierbei, dafs diese Goldwerke schon in früher Zeit von den Eingebornen oder irgend einem Volke bearbeitet worden seyn müssen, wie dies verschiedene aufgefundene Geräthschaften, namentlich Schmelztiegel von vorzüglicher Güte, beweisen.

Der Ueberblick von Europa beschränkt sich auf die Kaiser- und Königreiche, von denen die Gröfse, Volksmenge, Territorialabtheilung, die Verfassung, das Fürstenhaus und der Zustand des Unterrichtswesens, offenbar zur Nacheiferung besonders herausgehoben, geschildert werden. Die Angaben sind aus guten Quellen, namentlich wird „*Professor Malchus, late Minister of Finance to the King of Wurtemberg*," bei der Tabelle S. 278. citirt.

K. H. Rau.

Digitized by Google

1) *C. Cornelii Taciti De situ, moribus, et populis Germaniae libellus. Commentariis instruxit Theophilus Kiefslingius. Lipsiae sumtibus B. G. Teubneri et F. Claudii MDCCCXXXII. X und* 172 *S. in gr.* 8.

Dafs nach den zahlreichen Ausgaben, die wir von der Germania besitzen, vorliegende Ausgabe keineswegs für überflüssig zu halten, dafs sie vielmehr als eine Bereicherung unserer Literatur des Tacitus anzusehen ist, hoffen wir durch eine Angabe des Charakters derselben und eine nähere Prüfung im Einzelnen zur Genüge nachzuweisen, und damit unser günstiges Urtheil über diese Arbeit in den Augen unserer Leser zu begründen. Auf die Vorrede folgen *Prolegomena* über einige, die Abfassung der Germania betreffende Puncte, die wir nachher näher durchgehen wollen. Daran schliefst sich der Text der Germania, und unter demselben der Commentar, in welchen die Kritik nur in soweit aufgenommen ist, als solches die Gestaltung des Textes und dessen richtiges Verständnifs nothwendig machte. Neue kritische Hülfsmittel zur Bildung des Textes hat der Verf. nicht benutzt; diese möchten überhaupt bei der grofsen Seltenheit der Handschriften des Tacitus, schwerlich sich jetzt auffinden lassen; und ohnehin war im Ganzen von den früheren Bearbeitern der Germania, sowie insbesondere von den jüngsten Herausgebern des Tacitus in dieser Hinsicht Mehr geleistet worden, während in andern Beziehungen, namentlich in dem Exegetischen, noch Viel zu leisten übrig geblieben war. Wir wollen damit nicht sagen, als wenn die Kritik der Germania abgeschlossen sey; wir zweifeln nur, ob ohne Entdekkung neuer Handschriften sich noch bedeutende Fortschritte erwarten lassen. Sollte der zu Wien befindliche *Codex Sambuci* wirklich, wie man mich versichert hat, sämmtliche Schriften des Tacitus enthalten (was bekanntlich bei keiner der uns bekannten Handschriften der Fall ist), so liefse sich vielleicht von hier aus auch für die Germania einiger Gewinn erwarten. Unter solchen Um-

Digitized by Google

ständen wird das von dem Herausgeber in der Kritik beobachtete Verfahren schwerlich Mifsbilligung finden können. „*Criticam,*" sagt er S. V, „*in hac ego editione raro tractavi nec nisi iis fere locis, qui paene invitum cogerent, ut de scriptura vulgata vel retinenda vel mutanda disputarem, aut sicubi a textu Bekkeri, quem potissimum secutus sum, recedendum esse intellexissem. Ita animadversiones criticae hic illis insertae aliud mihi agenti vel sponte sunt enatae vel invito extortae, eaedem tamen neque tam multae neque alias ob causas tanti momenti, ut per se solae justam hujus libelli denuo edendi caussam praebere potuerint.*" Desto mehr Gewicht legt der Verf. auf die Erklärung; und das, was er in dieser Hinsicht geleistet hat, rechtfertigt allerdings hinreichend das Erscheinen einer neuen Bearbeitung einer sonst schon in so vielen Ausgaben verbreiteten Schrift. Es hat nämlich der Verf. in den dem Texte untergesetzten exegetischen Noten oder in dem Commentar nicht blos Alles das, was seine zahlreichen Vorgänger, unter denen wir nur Dilthey und Hefs, als die bedeutenderen, nennen, zur richtigen Auffassung der einzelnen Worte, sowie zum Verständnifs der Sache oft mit einer Fülle von Gelehrsamkeit beigebracht hatten, sorgfältig benutzt, er hat mit weiser Auswahl aus der Masse des aufgeschichteten Stoffs die Resultate ihrer Forschungen in seine Ausgabe eingetragen, und daraus in bündiger, befriedigender Kürze das Wesentlichste mitgetheilt. „*Contentus fui* (lesen wir S. VII), *ex amplis copiis ea solum modo decerpere, quae ad scientiam augendam maxime idonea atque ita comparata esse videbantur, ut ab adolescentibus, quibus haec opera est destinata, sine incommodo suo ignorari non possent.*" Aber er ist dabei nicht stehen geblieben, sondern er hat auch Alles, was in den letzten Jahrzehnten, insbesondere seit dem Erscheinen der beiden obengenannten Ausgaben, oder auch schon früher in andern, namentlich solchen Schriften, die einzelne Theile

Digitized by Google

der Deutschen Vorzeit behandelten, sich für die Germania Erhebliches vorfand, für seine Ausgabe benutzt, und da ihm nicht leicht in dieser Hinsicht Etwas entgangen ist, selbst aus entlegenen oder wenig bekannten und Wenigen zugänglichen Werken, so erhalten wir hier vielfache Aufklärung über nicht wenige Punkte dieser Schrift, sowohl in ihrem ersten Theile, was einzelne Sitten, Gebräuche und dergl. des Deutschen Volkslebens der Vorzeit betrifft, als auch in dem späteren Theile über die Bestimmung der Lage und der örtlichen Verhältnisse so mancher von Tacitus erwähnten Völkerschaften. Bekanntlich fehlt es gerade hier nicht an zahlreichen, oftmals den Gegenstand mehr verdunkelnden als aufhellenden Behauptungen und Hypothesen. Der Verf. ist aber hier mit vieler Vorsicht und Umsicht verfahren, während andererseits die Benutzung der Schriften eines Wersebe, Grimm, Ledebaur u. A. dem Commentar wesentlichen Vortheil gebracht und über mehr als eine Stelle neues Licht verbreitet hat. Dafs neuere Schriften, die sich speciell mit Tacitus oder mit dessen Germania beschäftigen, wie z. B. Becker's auch in diesen Blättern (Jahrg. 1831. No. 43.) angezeigte Excurse benutzt sind, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Erwähnung, da selbst Schriften, die nur gelegentlich eine oder die andere Stelle der Germania berühren, nicht übergangen sind. Ein genaues Register am Schlusse ist über alle einzelnen Bemerkungen beigefügt. So Viel im Allgemeinen über den Charakter dieser Ausgabe, deren Hauptverdienst demnach zunächst in dem Commentar zu suchen ist, zu dessen näherer Prüfung wir hernach schreiten wollen.

Gehen wir nämlich zu dem Einzelnen über, so hat sich der Verf. zuvörderst in den Prolegomenen keineswegs über Alles das verbreitet, was in solchen *Prolegomenis* abgehandelt und besprochen zu werden pflegt, auch insbesondere was diese Schrift des Tacitus betrifft, von früheren Herausgebern, zum Theil wenigstens, zur

Genüge abgehandelt worden ist; er hat sich vielmehr darin auf einige specielle und zum Theil neulich erst in Untersuchung gezogene oder bestrittene Gegenstände berchränkt. „*Nunc quidem*," bemerkt er ausdrücklich, „*in uno potissimum loco immorabimur, ut, quae de consilio, quod in hoc libello componendo et evulgando Tacitus secutus fuerit, viri docti diversissima inter se protulerunt, paulo diligentius et copiosius excutiamus atque perpendamus.*" Was vorerst die Frage nach den Gründen betrifft, welche den Tacitus zu Abfassung der Germania bewogen, so ist nach dem Verf. die Abfassung der Germania als eine Folge der historischen Studien des Tacitus zu betrachten, welche ihn, zunächst zum Behuf der *Annales* und der darin zu behandelnden Gegenstände auf Deutschland führten und ihm die Veranlassung gaben, seine sämmlichen über Deutschland gesammelten Nachrichten in einer Schrift zu vereinigen, welche ein möglichst getreues Bild dieses Landes und Volkes liefern sollte, und so damit den Römern richtigere Kenntnisse über das schon damals furchtbar zu werden drohende Volk beibringen sollte. Ref. bekennt, dafs ihm manche Aeufserungen des Tacitus, welche in dieser Schrift vorkommen, manche Winke, Seitenblicke und dergl. doch auf den Gedanken bringen, in dieser Schrift Etwas mehr zu finden und bestimmtere Rücksichten, sowie auch bestimmtere Veranlassungen und Absichten und dergl. m. darin zu erblicken, wie er dies näher in seiner Röm. Lit. Gesch. §. 329 b. p. 984. d. zweit. Ausg. angedeutet hat. Nun folgt eine Widerlegung der von Luden gewagten Behauptung, als wenn die Germania nichts als ein Convolut von einzelnen, unzusammenhängenden Bemerkungen wäre, die als Vorarbeiten zu einer künftigen Bearbeitung erst dienen sollten: eine Behauptung, die auch bereits in Seebode's krit. Bibliothek, in der Halle'schen Lit. Zeit., in den Berliner Jahrbb. und zuletzt noch von Hoffmeister bestritten und widerlegt worden

Digitized by Google

Ich N. N. Bischof zu Augsb. N. N. und N. N. Abt zu N. N. thun kund allen Leuten, daß wir Herr Ulrich von Rechberg, Ritter, Hofmeister, Hofrichter und Landvogt in Schwaben, und Frau Elisabeth, seine eheliche Hausfrau, mit Rath und Willen unserer Freunde, Vettern und Mannen, Ihnen und ihren Erben, Leibgedinge, Burgrecht, Lehen, Eigenschaft und Gerechtigkeit, Alles was wir Ihnen darum und daran zu thun haben, gegeben haben, geben und geben Ihnen das mit diesem Brief, also daß sie und ihre Erben Alles das, was wir Ihnen darum und daran zu thun haben, thun und lassen sollen und mögen, wie und wann sie wollen, ohne unsere und unserer Nachkommen Irrung und Widerrede. Und wir sollen und wollen Ihnen und ihren Erben Alles das, was wir Ihnen darum und daran zu thun haben, thun und lassen, wie und wann sie wollen, ohne ihre und ihr

daselbst eine Zeitlang sich aufgehalten habe. Der Verf. beantwortet dieselbe dahin, dafs eine solche Reise, und ein solcher Aufenthalt sich eben so wenig beweisen lasse, als das Gegentheil davon; wornach also die Sache auch fernerhin ungewifs bleiben würde. Dafs ein Aufenthalt des Tacitus in Germanien sich keineswegs beweisen läfst, ist gewifs richtig; indessen scheint doch dem Ref. einige Wahrscheinlichkeit für die Annahme eines solchen Aufenthaltes zu sprechen; immerhin mehr dafür, als dawider, wenn wir es anders annehmen dürfen, dafs Tacitus auf seiner (unbezweifelten) Reise nach Britannien oder auf der Rückreise von da den Niederrhein berührt, vielleicht auch einige Zeit daselbst verweilt und sein Vater wirklich der Procurator von Belgien gewesen, was sich indessen auch kaum zur Evidenz und apodiktischer Gewifsheit wird bringen lassen (vergl. die Röm. Lit. Gesch. §. 207. not. 14. und das daselbst Citirte). Die Behauptung von Becker, wornach die Germania als eine Episode zu den Historien zu betrachten, sucht der Verf. aus Umfang, Anlage und Charakter der Schrift zu widerlegen. (Vergl. unsere obige Anzeige in den Heidelb. Jahrbb. 1831. No. 43.). Endlich kommt der Verf. auf die Zeit des öffentlichen Bekanntwerdens oder der Herausgabe der Germania, wobei er Passow's u. A. Behauptungen bestreitet. Ref. findet kein Bedenken, des Verfs. Worte S. 11. zu unterschreiben: „*Editus est (hic libellus) sub Trajani principio, qui ab anno* 98. *ad* 117. *regnavit et quidem cum Tacitus saltem annum agebat quadragesimum.*" Vergl. Röm. Lit. Gesch. §. 329. a. not. 2. 3. Einige Bemerkungen über eine besondere Vorliebe des Tacitus für die Germanen machen den Beschlufs.

(Der Beschlufs folgt.)

Taciti Germania ed. Th. Kiefsling.

(*Beschlufs.*)

Wir wollen nun noch einige Belege aus der Erklärung des Textes selber, als Proben und zugleich zur Begründung unseres oben ausgesprochenen günstigen Urtheils anführen. Hier stofsen wir gleich im ersten Capitel auf den Ausdruck *Germania omnis*, welchen der Verf. befriedigend, im Ganzen mit Becker übereinstimmend erklärt; was ebenfalls bei der nächstfolgenden Bemerkung über Rhätien und dessen Umfang der Fall ist. Eben so befriedigt wird man sich bei der Erklärung des Wortes *sinus* finden, bei welchem der Verf. sich im Ganzen an Passow anschliefst und es „*de magnis curvatisque tractibus, quibus septentrionalis Germaniae oram in Oceanum procurrentem recte sibi finxisset*," oder nach Duker „*de promontoriis et paeninsulis in extremum Oceanum septentrionalem procurrentibus*" versteht. Auch Ruperti schliefst sich im Ganzen an Passow an, dessen Note er auch wörtlich wiedergiebt. Die *immensa insularum spatia* versteht dann Kiefsling von den Dänischen Inseln; gewifs mit mehr Recht, als wenn man an die an den Ausflüssen der Ems, Weser und Elbe liegenden (kleineren und unbedeutenderen) Inseln denken wollte, wenn auch immerhin der Ausdruck *immensus* etwas übertrieben erscheint und nur aus der Römer gänzlichen Unkunde der nördlicheren Gegenden, namentlich der nördlich vor der Elbe gelegenen, und aus Mangel an näherer Kenntnifs der Ostsee oder des Baltischen Meeres in jenem Zeitalter, entschuldigt werden kann. Unter *Oceanus* versteht der Hr. Verf. hier eben so gut die Nord - als die Ostsee. — In den Worten: „*Rhenus Raeticarum Alpium inaccesso ac praecipiti vertice ortus, modico flexu in occidentem*

versus septentrionali Oceano miscetur" nehmen wir mit dem Verf. *versus* als Particip, was allein richtig ist, obschon Ruperti lieber hier an eine Präposition denken will, aber bei dem Ausdruck *modico flexu* denken wir nicht an die Beugung bei Arnheim oder bei Nymwegen (der Sprung von den Rhätischen Landen und den dortigen Donauquellen dünkt uns zu grofs), sondern lieber mit Johannes von Müller im 1sten Buch seiner Schweizergesch. Cap. 6. an die Gegenden der *Augusta Rauracorum* oder des heutigen Basel, so dafs die Strecke des Rheins von seinem Austritt aus dem Bodensee bis Basel gemeint sey. Auch Becker hat sich für diese Auffassung erklärt, der nun auch Ruperti so ausschliefslich gefolgt ist, dafs er, gegen seine sonstige Gewohnheit, nicht einmal der andern Erklärungsweisen gedenkt. — Bei Erwähnung der Donaumündungen war es uns auffallend, hier blos eine Verweisung auf die von Hefs angehäuften Citate zu finden; wir hätten eine kurze Bemerkung über die von Tacitus abweichenden Angaben früherer oder späterer Schriftsteller, und über die jetzige Beschaffenheit gewünscht, wie solches z. B. Ruperti gethan hat. — Vergl. auch des Ref. Note zu Herodot IV, 47. — Gleich darauf in den Worten: „*donec in Ponticum mare sex meatibus erumpit*" hat der Hr. Verf. *erumpit* beibehalten und auch gerechtfertigt mit Bezug auf eine von Walther zu Tacit. Annall. II, 6. gemachte, allerdings treffende Bemerkung, wornach von *erumpat*, was Ruperti beibehalten, hier keine Rede seyn kann. Uebrigens glaubt Ref. in diesem Gebrauch des Indicativs nach solchen Partikeln in solchen Fällen, wo ein Cicero und die gleichzeitigen Schriftsteller, aller Wahrscheinlichkeit nach, den Conjunctiv gesetzt haben würden, allerdings ein Merkmal der späteren Latinität zu erkennen, wie umgekehrt auch in dem in dieser Schrift mehrmals vorkommenden Gebrauch von *quamquam* mit dem Conjunctiv. So steht auch *dum puniuntur* Cap. 12, wo nach dem ältern Sprachgebrauch wohl ein *puniantur* zu erwarten gewesen wäre. — In den in dieser Schrift mehr-

Digitized by Google

Karl Friedrich Schilling, Professor der Astronomie, geboren in Mitau den 25. Juli 1779, studirte in Leipzig und Göttingen, wurde 1803 Adjunct der Sternwarte in Mannheim, 1804 Professor der Mathematik und Astronomie in Dorpat, 1809 Professor der Mathematik und Astronomie in Petersburg, 1811 Professor der Mathematik und Astronomie in Mitau, wo er 1837 starb. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, der Gesellschaft der Naturforscher in Moskau, der Akademie der Wissenschaften in Berlin, der Gesellschaft der Naturforscher in Halle, der Akademie der Wissenschaften in Turin, der Akademie der Wissenschaften in Neapel, der Akademie der Wissenschaften in Stockholm, der Akademie der Wissenschaften in Kopenhagen, der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam, der Akademie der Wissenschaften in Paris, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, der Akademie der Wissenschaften in Mannheim, der Akademie der Wissenschaften in Erfurt, der Akademie der Wissenschaften in Mainz, der Akademie der Wissenschaften in Bologna, der Akademie der Wissenschaften in Rom, der Akademie der Wissenschaften in Florenz, der Akademie der Wissenschaften in Mailand, der Akademie der Wissenschaften in Venedig, der Akademie der Wissenschaften in Padua, der Akademie der Wissenschaften in Modena, der Akademie der Wissenschaften in Siena, der Akademie der Wissenschaften in Pisa, der Akademie der Wissenschaften in Neapel, der Akademie der Wissenschaften in Palermo, der Akademie der Wissenschaften in Catania, der Akademie der Wissenschaften in Messina, der Akademie der Wissenschaften in Syracus, der Akademie der Wissenschaften in Agrigent, der Akademie der Wissenschaften in Girgenti, der Akademie der Wissenschaften in Trapani, der Akademie der Wissenschaften in Marsala, der Akademie der Wissenschaften in Mazara, der Akademie der Wissenschaften in Sciacca, der Akademie der Wissenschaften in Licata, der Akademie der Wissenschaften in Terranova, der Akademie der Wissenschaften in Caltanissetta, der Akademie der Wissenschaften in Piazza, der Akademie der Wissenschaften in Enna, der Akademie der Wissenschaften in Caltagirone, der Akademie der Wissenschaften in Catania, der Akademie der Wissenschaften in Acireale, der Akademie der Wissenschaften in Augusta, der Akademie der Wissenschaften in Siracusa, der Akademie der Wissenschaften in Noto, der Akademie der Wissenschaften in Modica, der Akademie der Wissenschaften in Ragusa, der Akademie der Wissenschaften in Vittoria, der Akademie der Wissenschaften in Gela, der Akademie der Wissenschaften in Terranova, der Akademie der Wissenschaften in Caltanissetta, der Akademie der Wissenschaften in Piazza, der Akademie der Wissenschaften in Enna, der Akademie der Wissenschaften in Caltagirone, der Akademie der Wissenschaften in Catania, der Akademie der Wissenschaften in Acireale, der Akademie der Wissenschaften in Augusta, der Akademie der Wissenschaften in Siracusa, der Akademie der Wissenschaften in Noto, der Akademie der Wissenschaften in Modica, der Akademie der Wissenschaften in Ragusa, der Akademie der Wissenschaften in Vittoria, der Akademie der Wissenschaften in Gela,

lichen Erörterung verbreitet sich der Verf. über die Schlufsworte des zweiten Capitels, wobei zugleich der Unterschied der Wörter *gens* und *natio* näher besprochen wird, indem der Verf. annimmt, dafs Tacitus, wie Cicero, beide Ausdrücke ohne näheren Unterschied *promiscue* gebrauche; was ihn auch auf die Vermuthung oder vielmehr auf den Vorschlag bringt, *cognationis* statt *nationis* zu lesen: ein Vorschlag, den wir immerhin bezweifeln. Uebrigens weicht der Herausgeber in der Interpunction dieser Stelle bedeutend ab, wodurch dann natürlich auch ein anderer Sinn in die Stelle selbst gebracht wird; er setzt nämlich nach *additum* ein Semicolon und fährt dann fort: „*quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint, ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint, ita nationis nomen, non gentis, evaluisse paullatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox a se ipsis invento nomine [Germani] vocarentur*," so dafs also die Worte *quoniam qui primi etc.* unmittelbar mit den Worten *ita nationis nomen etc.* zu verbinden wären, was uns doch immerhin sehr hart und bedenklich vorkommen will; *a victore* bezieht der Verf. auf die Römer, und *ob metum* erklärt er: *propterea quod eos metuebant.* Das Wort *Germani*, das in einer Handschrift fehlt, glaubt der Verf. als überflüssig weglassen zu können. Doch, wie bemerkt, man lese und prüfe näher die ausführliche Erörterung dieser Stelle. Ruperti ist bei der gewöhnlichen, noch zuletzt von Dilthey gegebenen Lesart stehen geblieben, und hat auch im Ganzen die gewöhnliche Erklärung derselben beibehalten (vergl. S. 27.), von der sich Ref. auch noch nicht zu trennen vermag. — Cap. 3. schreibt der Verf. eben so wie Ruperti, der ausführliche Nachweisungen giebt, *baritus* (nicht *barditus*), mit Rücksicht auf die ursprüngliche Ableitung und Abstammung dieses Wortes von dem Altdeutschen oder Friesischen *baren*, d. i. schreien. Wir müssen dies eben so sehr billigen, als wenn gleich darauf der Verf. mit Dilthey wiederum verbindet: *prout sonuit acies*, was auch Ruperti thut, und

and when asked the Reason were these Words [illegible] Because I am a Christian. These Answers, with the Circumstances of Time and Place, were sufficient to Condemn them, and accordingly they were Executed. Now, my Lord, I shall not trouble your Lordship with any more Instances, but shall proceed to the Consideration of the Evidence we have given to prove the Indictment. We have proved, that the Prisoner at the Bar, Mr. Ridley, was a Dissenting Minister, and that he Preached to a Conventicle in Swallow-street, and that he Prayed for the Pretender by the Name of James the Third, and that he Preached Sedition and Treason to the People there, and that he Prayed for the Success of the Pretender's Arms, and that he Prayed for the Destruction of his Majesty's Forces, and that he Prayed for the Confusion of his Majesty's Government, and that he Prayed for the Pretender's Restoration to the Throne of his Ancestors. This is the Substance of the Evidence we have given to prove the Indictment. Now, my Lord, I shall not trouble your Lordship with any Observations upon the Evidence, but shall leave it to your Lordship and the Jury to consider of it.

wähnten Isis an eine Hertha zu denken, wie schon Barth annahm, oder an eine Mondsgöttin: Begriffe, die freilich wie in der Isis, so auch vielleicht in der Hertha zusammenfallen. Der Widerspruch oder vielmehr der Mangel an Uebereinstimmung in den Angaben des Tacitus und Cäsar über die Religion der Germanen, der bereits so viele Alterthumsforscher beschäftigt hat, wird sich schwerlich so bald aufklären lassen, da neue Quellen keineswegs zu hoffen sind, deren Ergebnisse nähere Aufklärung darüber erwarten liefsen. Wir stehen indefs kaum an, des Tacitus Angaben den Vorrang zuzuerkennen, und Cäsars Angaben aus mehr oder minder unvollständigen Nachrichten zu erklären, die sich höchstens auf einen und den andern Volksstamm, mit dem er in einige Berührung kam, beziehen. Weitere Vereinigungsversuche der widerstreitenden Angaben (wie solches mehrfach versucht worden), werden immerhin scheitern müssen und erfolglos bleiben. Die ebendaselbst erwähnten *concessa animalia* bringt der Verf. im Gegensatz zu *humanae hostiae*, und will darunter, wie andere Ausleger vor ihm, denen auch Ruperti folgt, verstanden wissen: „*omnis generis animalia praeter homines, quibus Taciti tempore litare humanitas non concederet.*" Die Richtigkeit dieser Erklärung bezweifeln wir wegen der Bestimmtheit des Ausdrucks *concessa;* eben so sehr auch die von Mone versuchte: „solche Thiere, die der Gott durch ein günstiges Vorzeichen zu Opfer erlaubt;" dies scheint uns fast zu Viel in den Ausdruck gelegt, wie bei jener Erklärung zu Wenig. Wir erklären lieber: *cuique deo sacra:* die einem jeden Gott zukommenden, ihm geheiligten und geweiheten Thiere. — Cap. XI. hat jetzt der Herausgeber die Schreibart *incohatur* (für *inchoatur)* vorgezogen oder vielmehr wieder eingeführt. So wenig wir auch bezweifeln, dafs *inchoo* aus *incoho* entstanden ist, so möchten wir doch an der unbedingten Aufnahme dieser letzteren Schreibart noch einigen Zweifel oder Bedenken hegen. Vergl. auch Grotefend Gramm. II. §. 159. 174

Mayer, Hugo, Kaufm. H. 1900, Gabelsb. 11. Privy. 11.1.1900
Mayer, Jakob, Kaufm. H. 1900, Gabelsb. 11. Privy. 11.1.1900
Mayer-Hermann, Gabriele

luarum ist der Verf. der Erklärung von Passow gefolgt, die auch uns stets die richtige erschien, wornach *spargunt* eben so Viel ist als *distinguunt, variant*, und *maculae pellesque belluarum* eben so Viel als *maculae e belluarum pellibus confectae.* — Die vielbesprochenen Worte Cap. XIX.: *literarum secreta* erklärt der Verf. befriedigend mit Dilthey und Adelung, denen auch Ruperti (S. 96.) folgt. — Die Schlufsworte Cap. XXI.: „*Victus inter hospites comis*," welche mehrere Herausgeber für ein Glossem betrachten, Andere hingegen in Schutz nehmen, Andere an eine andere Stelle etwas weiter oben einschieben wollten, hat der Herausgeber in Klammern als unächt eingeschlossen, indem *victus* keineswegs die Bedeutung *conversatio, consuetudo*, wie die Vertheidiger der Aechtheit dieser Stelle annehmen, haben könne, auch das Adjectiv *comis* keineswegs dazu passe; er meint, man solle statt *comis* lesen *communis*, womit dem ganzen Satze aufgeholfen sey; was wir indessen nach unserer unmafsgeblichen Ansicht bezweifeln möchten; denn gilt dieser Satz, wozu dann die Worte: *Quum defecere, qui modo hospes? etc. etc.* Wir nehmen es lieber allgemein als eine kurze Schlufsbemerkung, womit Tacitus seine Erzählung von der Hospitalität der Deutschen beschliefsen will: „Ueberhaupt ist der Umgang, das Zusammenleben der *hospites* freundlich und angenehm; so dafs demnach an freundliche Bewirthung, die nicht wie bei den Römern als ein äufserliches, steifes und erzwungenes Wesen sich darstellt, zu denken ist. Damit stimmt auch Ruperti's Ansicht im Wesentlichen überein, der die Worte selbst mit Recht, ohne Beifügung verdächtigender Klammern im Texte gelassen hat. — Der Cap. XXIII. erwähnte Trank von Gerste oder Waizen kommt schon in Aegypten und an andern Orten vor; vergl. die Note zu Herod. II, 77, welche Stelle auch Ruperti (in s. Note S. 115.) mit einer Masse von andern anführt. — Ibid. *Lac concretum* (d. i. gestandene Milch) erklärt der Verf. mit Verweisung auf Plinius XI, 96. Butter-

Nach Absatz 10. Th. Anhang.

Die Kaiserliche Verordnung vom 28. Juni 1900 betreffend die Ausführung des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 7. April 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 213) lautet wie folgt:

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen etc. verordnen auf Grund des Artikels 2 des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 7. April 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 213), was folgt:

§ 1. Die Zuständigkeit der Konsulargerichte in Strafsachen wird durch die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 7. April 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 213) nicht berührt.

§ 2. Die Zuständigkeit der Konsulargerichte in Zivilsachen wird durch die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 7. April 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 213) nicht berührt.

§ 3. Die Bestimmungen des Gesetzes, betreffend die Abänderung des Gesetzes über die Konsulargerichtsbarkeit vom 7. April 1900 (Reichs-Gesetzbl. S. 213) finden keine Anwendung auf Streitigkeiten, welche bei Inkrafttreten dieses Gesetzes bereits anhängig sind.

§ 4. Diese Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verkündigung in Kraft.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

Gegeben Berlin, den 28. Juni 1900.

(L. S.) Wilhelm.

Fürst von Bülow.

man hier in Antrag gebracht hat, Ref. immer noch am gerathensten, an die Insel Rügen zu denken. Am wenigsten will es uns gefallen, mit Reichard an die Schleswigs Küsten nahe liegende Insel Alsen zu denken, und wir wundern uns, dafs auch Ruperti geneigt ist, diese Erklärung anzunehmen. Kufahl a. a. O. meint gar, man könne vielleicht an den heiligen Hain bei dem Tempel von Upsala, den Adam von Bremen beschreibt, und die Mälarn denken. Doch entscheiden läfst sich die Sache nicht. Eben so wenig wird sich über den Namen der Deutschen Dioscuren *Alcis* Cap. XLIII. etwas Gewisses ausmachen lassen, wenn nicht neue Quellen uns aufgethan werden. Denn die Richtigkeit der Ableitung aus dem Slavischen *holcz*, d. i. Knabe, wovon der Plural *Holczy*, scheint wenigstens Ref. noch nicht so ausgemacht, und er zweifelt daran eben so sehr, als an der Ableitung von unserer guten Stadt Alzey im nahen Rheinhessen, einem angeblich alten Celtensitze, wie man vorgiebt; anderer Erklärungs- und Deutungsversuche zu geschweigen, die auch Ruperti in der Note zu dieser Stelle S. 186 ff. anführt und mit einem Urtheil: „*Omnia haec incerta et quaedam absurda*" beschliefst. Indefs hält Derselbe doch Reichards Vermuthung für wahrscheinlicher. Dieser nämlich bringt den Namen mit der Insel Alsen in Verbindung oder will ihn vielmehr davon abgeleitet wissen. Ref. verweist hier lieber auf eine kürzlich erschienene Schrift von K. Barth: Die Kabiren in Deutschland. (Erlangen 1832. 8.). Der Verf. geht in dieser 400 Seiten starken Schrift von dieser Stelle des Tacitus aus, deren Inhalt in den sechs ersten Paragraphen näher untersucht und beleuchtet wird. Er beweist, wie das Deutsche Alcis ein starkes, schützendes Wesen bezeichnet, das, in einer Zweieinigkeit gedacht, als Brüderpaar, dem Kastor und Pollux ähnlich, uns auf die Anaken oder Kabiren (ebenfalls als Brüderpaar) und damit auch wieder auf die Dioscuren hinführt. Sonach würde der Deutsche Alcis der Naharvalen der samothrakischen Kabirenlehre

angehören, so wie die Deutsche Hertha, die Demeter ist. Wie letzteres der genannte Verf. in einer früheren Schrift zu erweisen gesucht hatte, so ist der Beweisführung des ersteren Punktes die eben genannte durch merkwürdige Forschungen und interessante Combinationen anziehende Schrift gewidmet.

---

2) *C. Cornelii Taciti Opera minora ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique indice instruxit Georgius Alexander Ruperti. Hannoverae in libraria Aulica Hahnii MDCCCXXXII.* X und 848 S. *in gr.* 8.

Auch mit dem besondern Titel:

C. Cornelii Taciti Opera ad optt. librr. fidem recognovit etc. Volumen IV. Libellum de Germania, Vitam Agricolae et Dialogum De oratoribus complectens.

Der Charakter dieser Ausgabe, welche die kleineren Schriften des Tacitus, d. h. die *Germania*, *Agricola* und den *Dialogus De oratoribus* enthält, ist der einer Collectivausgabe, mehr für den gelehrten Gebrauch bestimmt, da sie zu diesem Zweck Alles vereint und mit einer Fülle und Vollständigkeit nicht blos etwa die Resultate früherer Forschungen darbietet, sondern diese Forschungen selbst entweder wörtlich oder doch ihrem wesentlichen Inhalte nach mittheilt, und so in einem vollständigen Ueberblick bei jeder einzelnen Stelle den Gelehrten die Masse des Geleisteten überschauen läfst, in sofern hier mit unermüdlicher Sorgfalt und ungemeiner Fülle in den gegebenen Belegstellen oder Nachweisungen der bisher aufgehäufte Apparat zu Einem Ganzen verbunden und vereinigt erscheint, wobei freilich nicht selten die Schwierigkeit, schnell unter dem aufgeschichteten Material das Richtige und Wahre herauszufinden, hervortritt, zumal da des Herausgebers Thätigkeit keineswegs auf blofses Sammeln beschränkt war, sondern in eigenen zahlreichen Bemerkungen, namentlich da, wo die frühern Herausgeber Etwas über-

Digitized by Google

sehen, oder ausgelassen, vielfachen Nachweisungen und Belegen, und dergl. m. bemerklich ist, auch selbst die Einrichtung des Commentars für den Gebrauch in sofern vielleicht weniger förderlich ist, als derselbe nicht unter den Text oder nach den einzelnen Stücken, welche Theile dieser Ausgabe bilden, zusammengedruckt ist, sondern nach jedem einzelnen Capitel, wo, den Text des Ganzen also unterbrechend, in kleiner Schrift die Bemerkungen folgen. Da indessen der Gelehrte zunächst diesen Commentar und zwar zu gelehrten Zwecken benutzen wird, so ist dieser kleine Uebelstand minder fühlbar, und bei den andern wesentlichen Vortheilen, die ihm eine solche Collectivausgabe darbietet, wohl zu verschmerzen, in sofern desto reichlichere Nachweisungen und Literarnotizen ihn dafür entschädigen müssen. Man vergleiche z. B. die Angaben der verschiedenen, das Deutsche Alterthum betreffenden Schriften S. 3 ff. oder, um einzelne Punkte anzuführen, die Nachweisungen über die *Raeti* und über *Raetia* S. 8 ff., oder über *Abnoba* S. 12 ff., oder S. 10 ff. über die verschiedenen Kriegszüge der Römer nach Deutschland, oder S. 14 ff. über Germaniens älteste oder Urbewohner, deren Herkunft und deren Benennung S. 24 ff., oder S. 19 ff. über die Cap. II. erwähnten *Carmina antiqua* der Germanen, S. 20 ff. über die Namen *Tuisco*, *Teut*, *Mannus* u. s. w. Dafs über die in demselben Cap. gleich darauf vorkommenden Völkerbenennungen, *Ingaevones*, *Herminones*, *Istaevones* ausführliche Nachweisungen gegeben werden, wird wohl Niemanden befremden, oder wird man vielmehr nach dem, was wir über den Charakter der Ausgabe gesagt haben, schon erwarten; wir müssen aber hier ausdrücklich bemerken, dafs überhaupt in den Notizen und Angaben über die von Tacitus genannten Völkerschaften, namentlich in dem letzten Theile der Schrift, wo die einzelnen, dem Tacitus bekannt gewordenen Völker aufgeführt werden, sich stets die ausführlichsten Erörterungen aus den Schriften der Neueren finden, um die Lage und Wohnsitze derselben nach der heutigen Geographie zu

Digitized by Google

bestimmen. Dahin gehören auch die ausführlichen Erörterungen über manche das Deutsche Alterthum oder was man Antiquitäten nennt, betreffende Gegenstände, wie z. B. S. 46. über die Deutschen Priester und die Behauptung von einem Stande derselben (vergl. auch Kiefsling S. 59. 60, der in der Kürze die richtige Ansicht mit Verweisung auf Grimm und Becker angiebt), oder über die Deutschen Götter S. 52 ff. (zu Cap. IX.) über die angebliche Isis ibid. S. 56, über die Rhabdomantie der Alten S. 58 ff. zu Cap. X. und Anderes der Art, oder über die verschiedenen Stände der alten Germanen und den politischen Charakter ihrer Volksvereine (S. 62 ff. zu Cap. XI.), über das Wergeld, *mulcta, satisfactio etc.* S. 71 ff. zu Cap. XII, desgleichen S. 72 ff. über die Centgerichte u. s. w., S. 91 ff. (zu Cap. XVIII.) über die Bestimmung der Mitgift, der Morgengabe u. s. w. S. 104. (zu Cap. XX.) über Erbschaftsverhältnisse, Testamente und dergl., S. 128. (zu Cap. XXVII.) über die Hünengräber, und gleich darauf S. 129. über die Sitte, Waffen, Pferde und andere Hausthiere, ja selbst Menschen, Sclaven oder andere, dem Verstorbenen theure Gegenstände, mit demselben zu verbrennen oder zu begraben, oder S. 131 ff. (zu Cap. XXVIII.) über den Hercynischen Wald, worüber indefs auch Hr. Kiefsling in seiner Ausgabe eine ausführlichere Erörterung S. 110 ff. gegeben hat. — Dafs neben der Kritik und der eigentlichen Exegese, nebst der sachlichen und sprachlichen Erläuterung auch das Grammatische nicht übergangen ist, zeigen nicht wenige zum Theil selbst ausführlichere Bemerkungen oder Erörterungen über den Gebrauch der Modi und Tempora (z. B. zu Cap. VIII. S. 51. über Perfect. Indicativ und Conjunctiv), oder S. 12. über *donec* und dessen Gebrauch mit dem darauf folgenden Indicativ oder Conjunctiv; über *est* mit folgendem Infinitiv *(est videre)* S. 36; oder über den Gebrauch von *ex* (i. e. *secundum*, nach, gemäfs,) S. 44. zu Cap. VII, oder über den

Gebrauch von *et*, *ac*, *que* in explicativem Sinne, S. 88. zu Cap. XVII, oder über über *adhuc* S 98. (Cap. XIX.) u. s. w. Wir haben blos aus der *Germania* diese Stellen, die sich leicht vielfach vermehren liefsen, angeführt und auch in der vorhergehenden Beurtheilung der Kiefsling'schen Ausgabe stets Rücksicht auf diese Ausgabe genommen, so dafs wir hier nicht näher in die Kritik des Einzelnen eingehen; wir haben nur die Bemerkung beizufügen, dafs die beiden aufserdem in diesem Band enthaltenen Schriften des Tacitus, der *Agricola* und der *Dialogus De oratoribus* auf ganz gleiche Weise wie die *Germania* und nach denselben Grundsätzen behandelt sind, auf sie also unser Urtheil in gleicher Weise anwendbar ist. Da bei Bearbeitung des *Dialogus De oratoribus* Bekker's Ausgabe nicht mehr benutzt werden konnte, denn sie erschien, als bereits des Herausgebers Commentar gedruckt war, so sind in der Vorrede nachträglich die Varianten des Farnesischen Codex, dessen Collation bekanntlich Bekker durch Niebuhr erhielt, mitgetheilt. Auf die allgemeinen Fragen, welche in den Einleitungen oder Prolegomenen zu den drei in diesen Band aufgenommenen Schriften des Tacitus erörtert zu werden pflegen, hat sich der Verf. in diesem Bande nicht eingelassen, weil er diese Punkte im ersten Bande seiner *Opp. Taciti*, auf welche daher hier verwiesen wird, behandelt hat.

Noch aber müssen wir rühmlichst der trefflichen *Indices* gedenken, die über sämmtliche Schriften des Tacitus sich erstreckend, einen grofsen Theil dieses Bandes füllen, S. 467 — 848, und uns dadurch Werke, wie z. B. das *Lexicon Taciteum* von Böttticher überflüssig machen. Zuerst ein *Index Rerum*, ein sehr vollständiges Sach-, Personen- und Namenregister, S. 467 ff. bis 569. Dann II *Index Verborum*, ein genaues Verzeichnifs aller einzelnen in den Schriften des Tacitus vorkommenden Wörter und Ausdrücke, die nur von einigem Belang sind, mit gleicher Vollständigkeit und Ausführ-

Digitized by Google

lichkeit, von S. 570 bis S. 798. Endlich III *Index Latinitatis*, worin genau der Gebrauch der verschiedenen Casus, Modi, Tempora, Partikeln, Adjective, Pronomina, Verba u. s. w., der verschiedentlich angewendeten Constructionsarten, rednerischen Figuren und Anderes in die Syntax und Grammatik einschlägige, mit seltener Vollständigkeit und Ausdehnung behandelt ist; von S. 799 bis 848. — Der Herausgeber will nun demnächst die übrigen Bände mit den Bemerkungen anderer Gelehrten und den seinigen folgen lassen. Die typographische Ausstattung ist gewifs befriedigend, Lettern, Druck und Papier vorzüglich.

Chr. Bähr.

Lexicon Taciteum sive de stilo C. Cornelii Taciti, praemissis de Taciti vita, scriptis ac scribendi genere prolegomenis, scripsit Guil. Boetticher, philos. doctor, aa. ll. m. gymnasii quod Berolini floret, Friderico-Guilielmini professor. Motto: *Tac. dial. de orat. c.* 18: *hoc interim etc. Berolini sumptibus G. C. Nauckii MDCCCXXX. XVI S. Vorr. CII S. Proleg. und* 499 *S. Text. gr.* 8.

Je froher die Begierde war, mit welcher Ref. dieses vielversprechende Buch zur Hand nahm, desto gröfser ist der Unmuth, mit dem er sich jetzt seiner Pflicht entledigt, das betheiligte Publicum auf die Mängel desselben aufmerksam zu machen, die einen jeden sehr unangenehm enttäuschen müssen, der mit dem Gebrauche desselben nur irgend einen bestimmten Zweck verbindet. Selbst wer es kaufte, um Tacitus citiren zu können, ohne ihn selbst gelesen zu haben, würde bei der grofsen Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit des Wörterverzeichnisses seine Rechnung schlecht finden, geschweige denn wer mit höheren wissenschaftlichen Ansprüchen daran geht. Man wird es kaum glauben, aber jeder Leser wird sich mit leichter Mühe selbst überzeugen können, dafs sogar der dürftige *Index latinitatis* hinter

der Ernesti-Oberlin'schen Ausgabe, den Hr. B. doch billig, wir wollen nicht einmal sagen, zu übertreffen suchen, aber wenigstens zu Grunde legen mufste, an vielen Wörtern reicher ist, als dieses sich so nennende Lexikon. So fehlen gleich von vorn herein *abrogare*, *abscedere*, *abscindere*, *absentia*, *absolvere*, *absterrere*, *abstinere*, *absumere*, *abunde*, *accipere* mit dem ganzen Reichthum seiner Constructionen, *accire*, *accrescere*, *accusare*, *acerbitas*, *acies*, *acquiescere*, *acquirere*, *actio*, *addere*, *adipisci*, *adhaerere*, *adhibere*, *adhortari*, *adimere*, *adire*, *aditus*, *adjumentum*, *adjungere*, *adlevare*, *administratio*, *admiscere*, *admovere*, *adnare*, *adoptio*, *adscribere*, *adsture*, *adstrictus*, *adversus*, *adversari*, *advehere*, *adversum* (Präpos.), *adulter*, *advocare*, *aeger*, *aemulari* und seine verwandte, *aequare*, *aequinoctium*, *aes*, *aestas*, *aestimatio*, *aetas*, *aetermus*, *aeternitas*, *afferre*, *affirmare*, *affundere*, *aggredi*, *agmen*, *agnoscere*, *ager*, *alacritas*, *albere*, *alere*, *alimentum*, *allevare*, *allicere*, *alligare*, *alloqui*, *altare*, *altercatio*, *alumnus*, *ambages*, *amplecti*, *amputare*, *anceps*, *ancora*, *augere*, *augustus*, ja sogar *animus* u. s. w. Was dagegen Hr. B. vor Oberlin voraus hat, beschränkt sich im ganzen Buchstaben *A* auf folgende: *adgerere*, *adjacere*, *adpellitare*, *adpetere*, *adspectare*, *adnotare*, *alias*, *alloquium*, *ambedere*, *antecapere*, *anteferre*, *antehabere*, *antevertere*, *antistare*, *audenter*, *auditorium*, *augurale*, *avere*, während wir ihm von *an* bis *au* gleichfalls wieder 52 fehlende aus Oberlin aufzählen könnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lexicon Taciteum scr. G. Böttticher.

(Fortsetzung.)

Bei Beiden vermissen wir bei flüchtiger Durchsicht die Wörter *abjectus*, *abluere*, *absolutus*, *abusque*, *accidere (crines, Germ. 19.)*, *accumulare*, *accuratus*, *adminiculum*, *admiratio*, *adprehendere*, *adproperare*, *adsiduus*, *aestus*, *aestuarium*, *alienigena*, *alter et tertius (Germ. 11.)*, *amare*, *amictus*, *amoliri*, *anhelus* u. s. w., wozu sich gewifs noch eine ziemliche Nachlese halten liefse. Ein grofser Theil derselben gehört dem Dialog *de oratoribus* an, den der Verfasser jenes *Index* wahrscheinlich wegen seiner zweifelhaften Aechtheit etwas stiefväterlich behandelt hat, Hr. B. aber eben darum um so weniger hätte vernachlässigen dürfen, als er in den Prolegomenen mit andern neuern Gelehrten seine Aechtheit anerkannt hat, und für seinen Plan einer wissenschaftlichen Darlegung des taciteischen Sprachgebranchs ein Blick auf die chronologische Entwickelung desselben von wesentlicher Nothwendigkeit war. So aber fehlen allein aus jenem Buche an 200 Wörter ganz, die nicht gerechnet, die Hr. B. zwar aus andern Büchern, aber nicht aus dem *Dial. de orat.* anführt; wobei sich jedoch von selbst versteht, dafs auch von jenen viele diesem Buche nicht gerade eigenthümlich sind. Doch kommen auch die übrigen Bücher nicht viel besser weg; aus der Germania allein getraut sich Ref. nach mäfsiger Schätzung über 100 fehlende Wörter nachzuweisen; und wenn ihm auch seine Zeit nicht erlaubt hat, alle auf ähnliche Weise zu controlliren, so hat ihm doch selbst eine oberflächliche Vergleichung schon starke Supplemente dargeboten, woraus er sich hier begnügt, nur die anzuführen, die er auch bei Oberlin vermifst: *aptus*, *arare*, *aridus*, *astus*, *asperitas*, *augescere*, *auspicari*,

Digitized by Google

blandiri, *caementum*, *carpentum*, *cassis*, *cavare*, *circumcidere*, *circumsistere*, *cisterna*, *coire*, *colonus*, *committere*, *comptus*, *concinere*, *concutere*, *concretus*, *conlatio*, *conluvies*, *conserere*, *demere*, *desiderabilis*, *devexus*, *dicare*, *digerere*, *discindere*, *discrimen*, *ereptor*, *exactio*, *exauctorare*, *excursus*, *expetere*, *explorator*, *extrahere*, *fabulosus*, *figurare*, *foetus*, *fragmen*, *fraudator*, *frenatus*, *frondosus*, *frugifer*, *genitalia*, *gyrus*, *halitus*, *herbidus*, *humor*, *icere*, *impollutus*, *improcerus*, *inaccessus*, *incestus*, *indireptus*, *inexorabilis*, *influere*, *inhorrescere*, *injungere*, *inlabi*, *insomnium*, *interlucere*, *inveterascere*, *jugum*, *laudator*, *lineamentum*, *linter*, *liquor*, *litare*, *macula*, *manica*, *nobilitare*, *obligare*, *opacitas*, *palmetum*, *pampineus*, *pavescere*, *perdomare*, *pestifer*, *piscina*, *praedari*, *procurrere*, *progressus* (Subst.), *protentus*, *provocare*, *quadripartito*, *rarescere*, *receptaculum*, *reconciliare*, *reficere*, *religare*, *reparare*, *resipiscere*, *reverentia*, *ritus*, *sacricola*, *sarmentum*, *scabies*, *sellula*, *spiceus*, *stipes*, *strictus*, *strues*, *subdolus*, *subjecti* (Unterthanen, Ann. XI, 10.), *substringere*, *suffundere*, *superjacere*, *tabernaculum*, *tegulae*, *temeritas*, *torridus*, *tranatare*, *tripartito*, *tueri*, *turpare*, *ululatus*, *vagitus*, *vilitas*; alle die zu verzeichnen, die dort nur mangelhaft belegt, von Hrn. B. aber ganz übergangen sind, würde den dieser Anzeige vergönnten Raum übersteigen; nicht einmal wo Tacitus selbst seinen Gebrauch eines Worts als eigenthümlich bezeichnet, wie z. B. Germ. 2: *utque sic dixerim*, *adversus*, hat Hr. B. Notiz davon zu nehmen für gut gefunden. Er beruft sich in der Vorrede auf den Wunsch des um Tacitus mannichfach verdienten Herausgebers des Agricola, J. A. Becker, ein ähnliches Werk über Tacitus, wie das Schützische Lexikon zu Cicero, und das Ernesti-Schäfer'sche Glossarium zu Livius zu besitzen, und glaubt „*et hunc virum clarissimum et haud dubie multos Taciti amatores voti utcunque compotes reddidisse*," aber, zu geschweigen, dafs jene Indices, die er damit gleich-

Digitized by Google

sam als seine Muster aufstellt, was Vollständigkeit und Gründlichkeit anbetrifft, wie jeder Philologe weifs, der sie gebraucht hat, schlechte Vorbilder sind — wie konnte er jene Worte im Ernste und mit gutem Gewissen schreiben, wenn er sah, was Hr. Becker eigentlich verlangte: — „*sed locupletior etiam et instructior ornatiorque ... nam ii quos habemus, indices, nec omnem Taciti verborum copiam, nec sermonis elegantiam et idiotismos exhibent*" — wie konnte er sich oder andere zu überreden sich erdreisten, einem Wunsche nur irgendwie Genüge geleistet zu haben, der ausdrücklich Verzeichnung des ganzen Taciteischen Sprachschatzes begehrte, mit einem Werke, das vielleicht kaum die Hälfte von dem bietet, was wir bereits in älteren besafsen?! Was er aber mit eben so mühsam erkünstelter Bescheidenheit als schlechter Latinität hinzusetzt: „*sed quae postea statim addit — — ea non aliter sane in me adhibuerim, quam me quoque meliora et uberiora ab aliis exspectare ingenue profitendo, ea tantummodo conscientia laetus, haud leve me adjumentum doctioribus attulisse*," kann ihn in unsern Augen nicht rechtfertigen. Je mehr ein Werk, wie der Titel des seinigen es verspricht, Bedürfnifs war, je ersehnter er wissen konnte, dafs es dem gröfsern Theile des philologischen Publicums seyn würde, desto heiligere Pflicht war es für ihn, sich nicht mit einem andern, das etwa nachkommen würde, zu trösten, sondern selbst so zu arbeiten, wie er es von einem andern zu sehen gewünscht hätte. Nicht jeder Philologe ist so reich, dafs er sich noch ein zweites Lexikon Taciteum anschaffen könnte, wenn das erste ihm genügt, und in demselben Augenblicke also, wo Hr. B. einsieht, und selbst zu wünschen vorgiebt, dafs seiner Arbeit eine zweite bessere folge, stellt er durch die Herausgabe der seinigen jeder andern einen Damm entgegen, den nicht leicht weder ein Verfasser noch ein Verleger zu übersteigen wagen wird. Wollte er seine Collectaneen zu Tacitus der Oeffentlichkeit übergeben, so hätte er ihnen jeden andern belie-

bigen Titel, nur nicht den eines Lexikons geben sollen, der freilich in dem etymologischen Sinne und wie ihn die alten Grammatiker gebrauchen, nichts als eine Sammlung von Wörtern von willkührlichem Umfange bedeutet, in dem Sinne aber, wie er unter uns herrschend geworden, bei vorliegendem Buche eine offenbare Unwahrheit und Täuschung des kaufenden Publicums ist.

Doch ist die mangelnde Vollständigkeit weder der einzige noch der hauptsächliche Tadel, den wir über dieses Werk auszusprechen uns veranlafst finden; wir würden die ganze vorstehende Rüge unterdrückt haben, wenn wir nur irgend den Plan einer vollständigen Auswahl solcher Wörter bei Hr. B. wahrgenommen hätten, die Tacitus entweder ganz oder in besonderen Bedeutungen und Constructionen eigenthümlich und in sofern für seinen Styl charakteristisch wären; würden gern wenigstens das Geleistete rühmen, wenn es nicht gleichfalls überall die Spuren der Ungründlichkeit und Flüchtigkeit an sich trüge. Alle technischen Ausdrücke, alle Wörter, die bei allen Schriftstellern nur in gleicher und eigentlicher Bedeutung vorkommen, hätten wir Hrn. B. gern erlassen, wenn wir sie auch in einem Lexikon zu einem Schriftsteller ungern vermissen; dafs aber selbst unter den wenigen, die wir oben als fehlend aufzählten, die Mehrzahl nicht von dieser Art, viele sogar sonst ungewöhnlich oder von Tacitus auf ungewöhnliche Art gebraucht sind, wird jeder Kenner der Latinität uns einräumen; wie aber erst, wenn wir berichten, dafs, um nur einige zu erwähnen, Wörter wie *certus*, *claudere*, *constituere*, *excipere*, *gerere*, *gradus*, *habitus*, *impedire*, *inchoare*, *implicare*, *infamis*, *inferre*, *inire*, *instare*, *intra*, *integer*, *interesse*, *invadere*, *jus*, *obligare*, *occupare*, *pollere*, *porrigere*, *probare*, *profanus*, *recusare*, *robur*, *serere*, *tempus*, ausgelassen sind, von deren mannichfaltigen und theilweise sehr abweichenden Gebrauche bei Tacitus sich jeder schon aus den Stellen in Oberlin's Index überzeugen kann? Und

Digitized by Google

Gefäß Berlin 2307 (Furtwängler-Reichhold Taf. 4) und Berlin 2308 (Furtwängler-Reichhold Taf. 5) ist es nicht der Fall. Auf dem ersteren ist Hermes, auf dem letzteren Dionysos dargestellt. Auf dem Gefäß Berlin 2307 ist Hermes mit Petasos, Chlamys und Stiefeln bekleidet, auf dem Gefäß Berlin 2308 Dionysos mit Chiton und Himation. Auf dem Gefäß Berlin 2307 ist Hermes mit Kerykeion und Leier, auf dem Gefäß Berlin 2308 Dionysos mit Thyrsos und Kantharos ausgestattet

nur ein Paar Citate, keine Belege finden; wegen *antiquus* ist auf *vetus* verwiesen, wo aber der interessanten Stelle Germ. V: *simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur*, mit keiner Sylbe gedacht ist; unter *aperire* vermissen wir *ap. specus* Germ. 16; unter *causa* = *jus* die andere Stelle Annal. XV, 2: *causa quam armis retinere parta malueram;* unter *confinium* ist nur für den metaphorischen Gebrauch eine Nachweisung gegeben, der eigentliche, Germ. 3, fehlt; eben so von *dilaniare* Ann. XI, 22; unter *contra* durfte Ann. XIV, 31: *quod contra vertit*, nicht fehlen; eben so wenig die zwar etymologisch ursprüngliche, aber im Sprachgebrauche seltne Construction Hist. V, 23: *castra vi fluminis differebantur;* auch *ducere* ist in drei Bedeutungen nicht erschöpft, vergl. z. B. Germ. 11: *nox ducit diem;* unter *ex* mangelt trotz alles scheinbaren Reichthums eine Hauptbedeutung = *pro* oder *convenienter;* Annal. XIII, 46: *non ex priore infamia;* Germ. 9: *ex magnitudine coelestium arbitrantur* u. s. w. auch jene = *post*, wie Germ. 22: *statim e somno;* unter *exercere* vermissen wir Ann. XI, 7: *agros*, und Germ. 24: *aleam;* unter *exigere* Dial. 42: *nisi jam dies esset exactus;* unter *exitus* die Bed. Folge ebend. c. 9; unter *exundare* Germ. 2: *exundans per Aegyptum multitudo;* bei der Vergleichung von *festinare* und *maturare* wäre Dial. 3: *festino maturare* nicht uninteressant gewesen; bei *interim* durfte *quum interim* Histor. V, 23. nicht fehlen, eben so wenig unter *personare* III, 76: *nocte dieque fluxi et amoena litorum personantes;* unter *plebs* vermissen wir Ann. XV, 10: *plebis frumentum* = *plebejum*, gemeines Korn, Ausschufs, wie aus der Vergleichung mit Pers. Sat. III, 112. hervorgeht; unter *praeferox* Ann. XIV, 38; unter *pretium* die verschiedenen Redensarten *in pretio habere*, Germ. 5, *pretium orbitatis*, c. 20, *pr. nascendi referre*, c. 31 u. s. w.; unter *pro* Histor. V, 11: *pro portis serere proelia*, Germ. 10: *pro praejudicio accipitur* u. s. f.; unter *quaerere* die Bed. *cupere* Germ. 2: *qui sedes*

quod Ecclesiæ, ita sanctorum, qui sunt in Ecclesia, quod sanctificatio, quæ est in eis, sanctificatio Ecclesiæ,

geben, und für den ursprünglichen Zweck von Noten auch sehr brauchbar gewesen wären, hier aber, und namentlich in der Art, wie sie haufenweise ausgeleert und mitten unter die taciteischen Stellen eingestreut oder richtiger gesprochen aufgeschüttet sind, höchst seltsam auffallen und ihren Zweck ganz verfehlen. In manchen Artikeln, wie *adpetere*, *ducere*, *dumtaxat*, *durare*, *electio*, *ferox*, *haud*, *igitur*, *ignoratus*, *impellere*, *importuosus*, *inquies*, *protegere* u. s. w. überwiegen sie diese selbst und ersticken sie so zu sagen unter ihrer Fülle; manche stellen förmliche Abhandlungen über den Gebrauch eines Wortes bei den Römern im Allgemeinen vor, wobei Tacitus eben nur als *unus de multis* in Betracht kommt. Was mufs der Leser denken, wenn er in einem Lexicon Taciteum einen Artikel so anfangen sieht, wie hier z. B. *egerere*, Liv. 6, 3—25, 25—31, 37—38. 7. *Praeter eum saepissime poëtae et argenteae aetatis scriptores, maxime Tacitus etc.* Man sieht, es sind dies recht schätzbare Beiträge zur lateinischen Lexikographie, und Hr. B. hätte sich sicher ein weit gröfseres Verdienst erworben, wenn er seine reichen Collectaneen den Herausgebern des neuen Forcellini hätte mittheilen wollen, als sie unter dem Namen eines Lexicon Taciteum zu verarbeiten, für das sie lange nicht reich genug waren, um nicht selbst bei Forcellini borgen gehn zu müssen. Und hier kommen wir auf einen Punct, durch den Hr. B. vielleicht die Blöfsen seiner Arbeit zu verhüllen geglaubt, unserer Ansicht nach aber seine Schwäche und Unreife zu derselben nur noch deutlicher beurkundet hat. Die Absicht, die er dabei hatte, das Verhältnifs des taciteischen Sprachgebrauchs zu der übrigen Latinität im Allgemeinen und ihren verschiedenen Gattungen und Zeitaltern, insbesondere darzulegen, ist zwar ganz vortreflich, sowie überhaupt der allgemeine Plan des Werkes höchst zweckmäfsig ist und nur zu wünschen wäre, dafs gründlichere Sorgfalt, umsichtigeres Studium und gröfserer Tact die Ausführung geleitet hätten — aber da Hr. B. seinem eigenen Geständnisse

Digitized by Google

Ausführungen über die Entwicklung der Gefäßsysteme bei Wirbeltieren. Ich kann mich hier nicht auf eine Kritik dieser Ausführungen einlassen, sondern muß auf die Originalarbeit verweisen. Nur soviel sei gesagt, daß ich mich in vielen Punkten mit Rabl in Übereinstimmung befinde, daß ich aber in anderen Punkten zu ganz anderen Resultaten gekommen bin. Ich hoffe, daß meine Arbeit, die sich jetzt im Druck befindet, bald erscheinen wird.

Leiden, 1. Januar 1900. J. W. Lambert.

Bei der Redaktion sind folgende Bücher eingegangen:

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 1, Abt. 1: Einleitung und Knochenlehre. Jena, Gustav Fischer, 1899. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 1, Abt. 2: Bänderlehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 6 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 2, Abt. 1: Muskellehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 3, Abt. 1: Gefäßlehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 3, Abt. 2: Gefäßlehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 4, Abt. 1: Nervenlehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 4, Abt. 2: Nervenlehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 5, Abt. 1: Eingeweidelehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 5, Abt. 2: Eingeweidelehre. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 6, Abt. 1: Sinnesorgane. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 6, Abt. 2: Sinnesorgane. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 7, Abt. 1: Haut und Hautorgane. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 7, Abt. 2: Haut und Hautorgane. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 8, Abt. 1: Entwicklungsgeschichte. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 8, Abt. 2: Entwicklungsgeschichte. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 9, Abt. 1: Topographische Anatomie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 9, Abt. 2: Topographische Anatomie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 1: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 2: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 3: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 4: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 5: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 6: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 7: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 8: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 9: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 10: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 11: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 12: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 13: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 14: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 15: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 16: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 17: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 18: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 19: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 20: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 21: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 22: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 23: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 24: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 25: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 26: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 27: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 28: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 29: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 30: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 31: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 32: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 33: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 34: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 35: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 36: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 37: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 38: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 39: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 40: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 41: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 42: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 43: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 44: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 45: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 46: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 47: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 48: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 49: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 50: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 51: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 52: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 53: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 54: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 55: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 56: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 57: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 58: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 59: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 60: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 61: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 62: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 63: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 64: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 65: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 66: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 67: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 68: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 69: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 70: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 71: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 72: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 73: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 74: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 75: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 76: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 77: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 78: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 79: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 80: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 81: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 82: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 83: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 84: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 85: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 86: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 87: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 88: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 89: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 90: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 91: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 92: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 93: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 94: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 95: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 96: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 97: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 98: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 99: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 100: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 101: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 102: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 103: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 104: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 105: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 106: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 107: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 108: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 109: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 110: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 111: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 112: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 113: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 114: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 115: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 116: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 117: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 118: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 119: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 120: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 121: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 122: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 123: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 124: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 125: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 126: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 127: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 128: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 129: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 130: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 131: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 132: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 133: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 134: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 135: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 136: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 137: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 138: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 139: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 140: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 141: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 142: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 143: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 144: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 145: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 146: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 147: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 148: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 149: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 150: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 151: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 152: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 153: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 154: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 155: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 156: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 157: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 158: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 159: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 160: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 161: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 162: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 163: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 164: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 165: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 166: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 167: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 168: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 169: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 170: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 171: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 172: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 173: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 174: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 175: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 176: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 177: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 178: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 179: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 180: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 181: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 182: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen. Bd. 10, Abt. 183: Anthropologie. Jena, Gustav Fischer, 1900. 8°. 8 Mk.

Bardeleben, K. von, Handbuch der Anatomie des Menschen

spiele selbst nachzusehn, sondern auch Behauptungen aufstellt, deren Gegentheil Tacitus selbst ihn lehren konnte, wie wenn wir p. 364. lesen: „*positio coeli Agric.* 11, *qua significatione sola argentea aetas h. v. usurpasse videtur*," während Dial. 16. aus Cicero's Hortensius die Stelle wörtlich citirt ist: *is est magnus et verus annus, quo eadem positio coeli siderumque rursus existet* u. s. w., ein Beispiel, woran man überhaupt sehn kann, wie mifslich und fruchtlos es ist, in der Art, wie Hr. B. hier verfährt, durch mechanisches Summiren und Vergleichen der Stellen, wo ein Wort in den wenigen erhaltenen Schriften des Alterthums vorkommt, auf die gröfsere oder geringere Classicität desselben einen Schlufs folgern zu wollen. Wir läugnen nicht, dafs jedes Zeitalter und jeder Schriftsteller seine Lieblingsausdrücke hat, aber eigentlich sind es doch nur neue Bedeutungen, Wortbildungen und Verbindungen, worin sich die Verschiedenheit des Charakters und die Eigenthümlichkeit der Zeiten und Gattungen kund giebt; wie oft ist es nicht reiner Zufall, dafs das nämliche Wort von dem einen Autor zehn-, von dem andern funfzigmal gebraucht ist? und wie seltsam nimmt es sich daher nicht, wenn wir lesen, dafs ganz gewöhnliche Wörter, wie *caritas*, *flectere*, *hactenus*, *haurire*, *imago*, *indere*, *induere*, *ingenium*, *intendere*, *irritus*, *miscere*, *pretium*, *proprius*, *ratio*, *tristis*, *turbidus*, *vacuus*, *validus*, *vis* und dergl. „*maxime Tacito frequentantur*" oder „*inter omnes scriptores saepissime ap. Tac. inveniuntur*," oder „*apud neminem saepius leguntur*," bisweilen freilich, wie unter *congruere*, Cicero, oder unter *incruentus*, Livius ausgenommen, natürlich weil wir von diesen noch mehr als von Tacitus besitzen. Hr. B. steht hier, was freilich dem Schulmann leicht widerfährt, ganz auf dem Standpuncte des Schülers, dem man, weil der Genius der Sprache noch nicht in ihm lebt, mit Regeln nachhelfen mufs, was gewöhnlich, was ungewöhnlich, was dichterisch, was ciceronianisch u. s. w. sey, während für den, der der

Digitized by Google

Sprache mächtig ist, alle Wörter nur entweder lateinisch oder unlateinisch, übrigens jedes an seiner Stelle das richtige ist. In welche Widersprüche sich Hr. B. durch dieses Abzählen und Wägen nach den Auctoritäten des Wörterbuchs verwickelt hat, mögen folgende Stellen zeigen, von welchen wir eben so wenig begreifen, was er sich dabei gedacht, als für wen er sie bestimmt hat: „*abstrudere praeter nonnullos alios ... apud solum fortasse Tacitum*" — „*absurdus non raro quidem apud Ciceronem, Sallustium, Vellejum et alios quosdam legitur, sed saepissime apud Tacitum*" — „*accingere cum Livio saepissime Tac. praeter eos poëtae et aureae aet. scriptores*" — wer bleibt denn da am Ende noch übrig? Die gewöhnlichsten Wörter sollen dichterisch seyn: „*Accola vox poëtica, sed praeter Tacitum apud Livium quoque Ciceronem aliosque nonnullis locis obvia;*" eben so „*abdere poëtica, sed apud Ciceronem Tacitumque haud raro obvia vox;*" vergl. *inglorius, insons, involvere, rutilus;* ja sogar „*loqui aliquid pro de aliqua re poëtarum more a Cicerone, Livio aliisque recepto!*" Welchen beschränkten schülerhaften Mafsstab Hr. B. hat, sieht man auch aus solchen Aeufserungen, wie: „*circumstare apud priores quoque saepius quam vulgo creditur,*" oder: „*effugium notissima quidem, sed minus saepe obvia apud priores ceterosque omnino scriptores;*" und wenn man auch zu seiner Entschuldigung annehmen will, er habe zunächst für Schüler geschrieben, so passen dagegen für diese wieder jene Nachträge zum Forcellini und jene diffuse Häufung von Stellen überhaupt nicht. Vielmehr ist das Buch doch am Ende noch weit brauchbarer für den Mann vom Fache, der sich des reichen Materials mit Sichtung und Kritik bedienen und die gelungenen Bemerkungen von den unreifen und übereilten scheiden kann, ohne, wie es bei dem Schüler der Fall seyn würde, sich entweder von jenen auch für diese blenden, oder von diesem auch für jene mifstrauisch machen zu lassen. Freilich zeigt alles dies nur, dafs

Digitized by Google

Hr. B. sich gar kein bestimmtes Publicum für sein Buch gedacht hat und also auch in sofern planlos und vorschnell an die Herausgabe dieser Collectaneen gegangen ist, aus welchen er sonst vielleicht ein sehr gutes Buch, sey es nun eine Ausgabe des Tacitus oder ein wahres Lexicon Taciteum, hätte bilden können. Denn gern will Ref. alle die gerügten Mängel auf Hrn. B.'s Uebereilung schieben, obschon er nicht verhehlen kann, dafs ihm auch manche Artikel aufgestofsen sind, deren Behandlung tiefer liegende Schwächen zu verrathen schien. So soll (p. 54. vergl. p. 387.) *aliquis* aus *alius quis* entstanden und daher jene bekannte Construction zu erklären seyn, wo jenes für dieses zu stehen scheint, wie z. B. Cic. de offic. I, 7: *aut ira aut aliqua perturbatione incitatus;* aber was sagt denn Hr. B. zu solchen Stellen, wo *ullus* eben so vorkommt, wie Terent. Adelph. III, 2. 51: *neque pretium neque ullam rem intercessisse;* Cic. Tuscul. I, 1: *neque cum Graecia neque ulla cum gente?* oder griech. τὶς, z. B. Plat. de republ. II. p. 382. c.: διὰ μανίαν ἢ τινα ἄνοιαν, oder, was seinem Beispiele, *neque aliquid quam iram*, vollkommen entspricht, Xenoph. Mem. Socr. IV, 3. 9: εἰ ἄρα τι ἐστὶ τοῖς θεοῖς ἔργον ἢ ἀνθρώπους θεραπεύειν? soll hier auch τὶς aus ἄλλος τις entstanden und *alius quis* seine *propria signif.* seyn, oder zeigt diese Aehnlichkeit des griechischen Sprachgebrauchs nicht deutlich, dafs diese Construction nicht auf etymologischem, sondern auf syntaktischem Wege erklärt werden mufs, und schon in der Satzverbindung mit *quam*, ἢ, selbst das *alius* enthalten liegt, das daher eben so gut wie *potius*, μᾶλλον, auch fehlen kann? — P. 145. soll *decor* in der silbernen Latinität (auch bei den Dichtern der goldenen, z. B. Ovid, konnte Hr. B. hinzufügen) s. v. a. *decus* bei Cicero seyn; aber glaubt Hr. B., dafs Cicero hätte sagen können: *decus oris cum quadam majestate?* Hätte er Döderlein's Synonymen, die sonst grofse Auctorität bei ihm haben, auch hier consultirt, so hätte er Bd. II. S. 77. gefunden: „*fulgor* bezeichnet meist einen perma-

Digitized by Google

Kirche, Schule, Ehe, Familie, Staat, Obrigkeit, Amt, Beruf, Stand, Arbeit, Eigentum, Vermögen, Ehre, Leben, Gesundheit, Gewissen, Gebet, Gottesdienst, Sakrament, Taufe, Abendmahl, Schlüsselgewalt, Predigtamt, Bann, Kirchenzucht, Bekenntnis, Glaube, Liebe, Hoffnung, Kreuz, Anfechtung, Trost, Tod, Auferstehung, Jüngstes Gericht, Ewiges Leben. Diese Begriffe sind nicht nur Gegenstand der Lehre, sondern auch Gegenstand der Verkündigung. Sie sind nicht nur Gegenstand der Verkündigung, sondern auch Gegenstand des Gebetes. Sie sind nicht nur Gegenstand des Gebetes, sondern auch Gegenstand des Lebens. Sie sind nicht nur Gegenstand des Lebens, sondern auch Gegenstand des Sterbens. Sie sind nicht nur Gegenstand des Sterbens, sondern auch Gegenstand der Auferstehung. Sie sind nicht nur Gegenstand der Auferstehung, sondern auch Gegenstand des Jüngsten Gerichtes. Sie sind nicht nur Gegenstand des Jüngsten Gerichtes, sondern auch Gegenstand des Ewigen Lebens.

gen. Doch hat auch dies Hr. B. nur sehr ungenau durch: „*ad strategemata refertur*" ausgedrückt, so dafs es fast scheint, er habe die eigentliche Bed. des Wortes: Stellnetz (vergl. Stat. Achill. I, 459.) gar nicht berücksichtigt. — P. 347: *Penitus* soll aus *pene intus* entstanden seyn; also auch *radicitus*, *funditus* aus *radice*, *fundo*, *intus?* Wie nahe lag es nicht, es als ein ähnliches Adverb von *penus* zu nehmen, um so mehr, als die Quantität diese Etymologie begünstigt, jene verwirft? Eher noch liefse sich die Abl. von *spatium* aus d. äol. σπάδιον für στάδιον vertheidigen; aber wie gehört sie in ein Lex. Taciteum? — S. 441. lesen wir: „*statio ap. Tacitum i. q. annus est Dial.* 17;" aber auch Hist. III, 9: *stationem hostium irrumpere;* Annal. I, 64: *stationes perfringere?* Wie kann man sich so ausdrücken, als ob entweder dieses Wort bei Tacitus nie andere Bed. hätte, oder doch wenigstens von keinem andern Schriftsteller in jener metaphor. Bed. hätte gebraucht werden können? Solche und ähnliche Stellen scheinen uns allerdings zu beweisen, dafs es Hrn. B. zur Zeit noch an der klaren Umsicht und Gründlichkeit fehlt, die zur rationellen Auffassung und Darstellung sowohl einer Sprache im Allgemeinen, als auch, wozu noch viel mehr gehört, der eines einzelnen Schriftstellers nöthig ist; und dieses Urtheil bestätigt denn auch der eigentlich grammatische Theil des Buchs, wohin namentlich die Prolegomena gehören, zur Genüge. Den literar-historischen Theil der Prolegg., so weit diese sich über Leben, Schriften, und historiographischen Charakter des Tacitus verbreiten, müssen wir hier um der Kürze willen übergehn, um so mehr, da sie meist Bekanntes in einer dürftigen und keineswegs anschaulichen und fliefsend geschriebenen Uebersicht wiederholen, und bemerken nur, dafs sie sich durch eine Partheilichkeit für den Schriftsteller auszeichnen, welche allein schon eine wahre und treue Schilderung desselben unmöglich macht. Bei weitem verdienstlicher ist die Abhandlung *de stilo Taciti*, namentlich *de stili Taciti varietate*, *brevitate*, und *colore poëtico;* freilich

Hauptgebäude des Stiftes, das Kastner 1733 begann, ist ein mächtiger Bau, dessen Grundriss ein Rechteck mit einem Binnenhofe bildet. Die Hauptfront ist gegen Süden gerichtet und hat eine Länge von 200 Metern. Sie ist in drei Geschosse gegliedert, deren mittleres durch eine Reihe hoher Rundbogenfenster ausgezeichnet ist. Die Fassade wird durch einen Mittelrisalit und zwei Eckrisalite belebt, die über das Dach emporragen. Der Mittelrisalit trägt einen Giebel, in dessen Feld das Wappen des Stiftes angebracht ist. Die Eckrisalite sind mit Kuppeldächern bekrönt. Das Portal befindet sich im Mittelrisalit und ist von zwei Säulen flankiert, die einen Balkon tragen. Über dem Portal steht eine Statue des heiligen Florian, des Patrons des Stiftes.

Der Binnenhof ist von Arkaden umgeben, die auf toskanischen Säulen ruhen. Im Hofe befindet sich ein Brunnen mit einer Figur des heiligen Florian, der einen brennenden Turm mit einem Wasserstrahl löscht. Die Arkaden sind mit Fresken geschmückt, die Szenen aus dem Leben des heiligen Florian darstellen. Sie wurden 1735 von Johann Georg Schmidt ausgeführt.

Die Kirche des Stiftes, die Kastner 1739 vollendete, ist eine dreischiffige Basilika mit einem Querschiff und einem Chor, der von einer Kuppel überwölbt ist. Sie ist 60 Meter lang und 25 Meter breit. Die Fassade ist in zwei Geschosse gegliedert und wird durch zwei Türme flankiert, die 70 Meter hoch sind. Das Portal befindet sich im Erdgeschoss und ist von Pilastern und einem Giebel umrahmt. Über dem Portal steht eine Statue des heiligen Florian.

Das Innere der Kirche ist reich mit Stuck und Fresken geschmückt. Die Fresken im Chor stellen die Himmelfahrt Mariä dar und wurden 1740 von Johann Georg Schmidt ausgeführt. Die Fresken im Langhaus stellen Szenen aus dem Leben des heiligen Florian dar und wurden 1741 von Franz Anton Maulbertsch ausgeführt. Die Stuckarbeiten wurden 1742 von Johann Michael Feichtmayr ausgeführt.

Die Orgel der Kirche wurde 1744 von Johann Nepomuk Holzhey gebaut. Sie hat 48 Register und 3000 Pfeifen. Sie ist eine der größten Orgeln Österreichs.

Die Bibliothek des Stiftes, die Kastner 1745 vollendete, befindet sich im Ostflügel des Hauptgebäudes. Sie ist ein Saal mit einer Länge von 50 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Regalen aus Nussbaumholz ausgestattet, die 1746 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Bibliothek enthält etwa 20.000 Bände, darunter viele wertvolle Handschriften und Inkunabeln.

Die Sternwarte des Stiftes, die Kastner 1748 vollendete, befindet sich auf dem Dach des Westflügels des Hauptgebäudes. Sie ist ein kleiner Turm mit einer Kuppel, in der ein Teleskop untergebracht ist. Das Teleskop wurde 1749 von Johann Georg Repsold gebaut. Es hat eine Brennweite von 3 Metern und einen Spiegeldurchmesser von 30 Zentimetern.

Die Meierei des Stiftes, die Kastner 1750 vollendete, befindet sich im Südflügel des Hauptgebäudes. Sie ist ein Saal mit einer Länge von 30 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Kachelöfen ausgestattet, die 1751 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Meierei diente als Speisesaal für die Chorherren.

Die Prälatur des Stiftes, die Kastner 1752 vollendete, befindet sich im Nordflügel des Hauptgebäudes. Sie ist ein Saal mit einer Länge von 30 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Kachelöfen ausgestattet, die 1753 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Prälatur diente als Empfangssaal für den Prälaten.

Die Gästezimmer des Stiftes, die Kastner 1754 vollendete, befinden sich im Ostflügel des Hauptgebäudes. Sie sind mit Kachelöfen ausgestattet, die 1755 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Gästezimmer dienten als Unterkunft für die Gäste des Stiftes.

Die Wirtschaftsgebäude des Stiftes, die Kastner 1756 vollendete, befinden sich im Westflügel des Hauptgebäudes. Sie sind mit Kachelöfen ausgestattet, die 1757 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Wirtschaftsgebäude dienten als Unterkunft für die Bediensteten des Stiftes.

Die Gärten des Stiftes, die Kastner 1758 vollendete, befinden sich im Süden des Hauptgebäudes. Sie sind mit Terrassen, Springbrunnen und Statuen geschmückt. Die Gärten wurden 1759 von Johann Georg Hagenauer gestaltet.

Die Orangerie des Stiftes, die Kastner 1760 vollendete, befindet sich im Süden des Hauptgebäudes. Sie ist ein Gebäude mit einer Länge von 30 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Kachelöfen ausgestattet, die 1761 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Orangerie diente als Überwinterungsort für die Pflanzen des Stiftes.

Die Kapelle des Stiftes, die Kastner 1762 vollendete, befindet sich im Südflügel des Hauptgebäudes. Sie ist ein kleiner Raum mit einer Kuppel, die mit Fresken geschmückt ist. Die Fresken stellen Szenen aus dem Leben des heiligen Florian dar und wurden 1763 von Johann Georg Schmidt ausgeführt.

Die Sakristei des Stiftes, die Kastner 1764 vollendete, befindet sich im Nordflügel des Hauptgebäudes. Sie ist ein Saal mit einer Länge von 20 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Kachelöfen ausgestattet, die 1765 von Johann Georg Hagenauer gefertigt wurden. Die Sakristei diente als Aufbewahrungsort für die liturgischen Gewänder und Gefäße.

Die Krypta des Stiftes, die Kastner 1766 vollendete, befindet sich unter der Kirche. Sie ist ein Raum mit einer Länge von 30 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Gewölben und Säulen ausgestattet. Die Krypta diente als Begräbnisstätte für die Chorherren des Stiftes.

Die Gruft des Stiftes, die Kastner 1768 vollendete, befindet sich unter der Krypta. Sie ist ein Raum mit einer Länge von 20 Metern und einer Breite von 10 Metern. Sie ist mit Gewölben und Säulen ausgestattet. Die Gruft diente als Begräbnisstätte für die Prälaten des Stiftes.

Die Kastnerschen Bauten in Sankt Florian sind ein bedeutendes Beispiel für die Architektur des Barock in Österreich. Sie zeichnen sich durch ihre monumentale Größe, ihre reiche Ausstattung und ihre harmonische Gestaltung aus. Sie sind ein Zeugnis für die künstlerische Leistung von Lukas Kastner und seinen Mitarbeitern.

Schriftsteller dieser Periode überhaupt, und, unserer festen Ueberzeugung nach, bei Tacitus insbesondere von der wesentlichsten Wichtigkeit ist, finden wir so gut wie gar nicht berücksichtigt. Freilich hätte dazu eine unbefangenere Ansicht des Schriftstellers gehört, als Hr. B. sie zu besitzen scheint, wenn er S. XXXIII fgg. jede Theilnahme desselben an der stylistischen Geschraubtheit des silbernen Zeitalters läugnet und *brevi manu* jedem den gesunden Menschenverstand abspricht, der Tacitus rhetorische Ostentation und spitzfindiges Wortgepränge unterlegen wolle; von Nachahmung der ältern Schriftsteller spricht er ihn zwar nicht frei, weist aber auch diese nur in ein Paar Wörtern, die er mit Cicero, und ein Paar Redensarten, die er mit Livius gemein habe, nach; Wörter und Redensarten, die unserer Ansicht nach Tacitus, vorausgesetzt, dafs er lateinisch verstand, sicher nicht erst aus Büchern zu schöpfen brauchte, wie *abdere*, *avere*, *grandis*, *lubricus*, *haec atque talia*, *non alibi magis* u. s. w. Eben so wenig finden wir über diesen Punct in dem Abschnitte *de poetico stili Tacitei colore*, wo er vielleicht am ersten hingehört hätte, in sofern genau betrachtet die Dichter dieser Zeit bei weitem mehr aus der Rhetorik, als die rhetorisirenden Schriftsteller aus der Poesie entlehnten; aber auch hier finden wir nur ein Paar Beispiele von Metapher und Metonymie, *quum inanima pro animatis usurpantur*, und *nominibus junguntur verba quae proprie ad appellationem pertinent*, und auch diese keineswegs unter dem Gesichtspuncte der Rhetorik aufgefafst; das übrige sind aufser Beispielen von Versen im prosaischen Contexte, was allerdings auch zur rhetorischen *elocutio* (und zwar *compositio vocabb.*) gehört, Sammlungen poetischer Wörter, d. h. solcher, die Hr. B. in seinen Lexicis hauptsächlich mit poetischen Auctoritäten belegt fand, und Gräcismen, von deren Mehrzahl wir noch dazu zweifeln möchten, ob sie je von Dichtern gebraucht worden, wie *abolendae infamiae scil. causa*, *est mihi cupienti* und dergl.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Lexicon Taciteum scr. G. Böttticher.

(Beschlufs.)

Zweitens sind auch in sprachlicher Rücksicht weder die etymologischen noch die syntaktischen Eigenthümlichkeiten erschöpft; selbst in dem Abschnitte über Wortbildung, der unstreitig einer der gelungensten und erschöpfendsten ist, vermissen wir die aufserordentlich häufigen Negativa mit *in;* unter dem Dativ fehlt die Constr. statt *in* m. Accus., z. B. *inniti, incumbere* u. s. w., unter dem Pronomen die Constr. Germ. c. 11: *quid subitum* für *subiti;* unter dem Accusativ *imbui aliquid* (Histor. V, 5.), *insidere* (Germ. 43.) etc., unter dem Genitiv der Gebrauch für den Dativ, wie Histor. V, 6: *humor in usu medentium est* u. s. w., wie es denn auch bei einer Anordnung, die ohne alle scientifische Entwickelung als ein reines Agglomerat erscheint, kaum anders ausfallen konnte. Namentlich ist es drittens ein nicht zu läugnender, dabei höchst störender und erschwerender Mifsstand, dafs der grammatische Theil selbst wieder zwischen den Prolegomenen und dem Lexikon getheilt, und nicht selten die nämliche Materie halb dort und halb dort behandelt ist. Schon an sich ist es auffallend, mitten unter den Artikeln eines Wörterbuchs viele Seiten hindurch Rubriken, wie *Accusativus, Adjectivum, Conlocatio Verborum, Genitivus, Gerundium, Heteroclita, Indicativus, Infinitivus, Participium, Pronomen, Singularis, Supinum, Syncope, Tempora,* zu erblicken; sachlich unangenehm aber wird es, wenn man bedenkt, dafs diese Rubriken eigentlich alle in den Prolegomenen ihre Stelle haben sollten, ja grofsentheils wirklich haben, so dafs nun weder eine wissenschaftliche Uebersicht noch eine Leichtigkeit des Nachschlagens möglich ist. Dazu kommt, dafs selbst andere Gegenstände beiläufig unter

Digitized by Google

diesen Rubriken abgehandelt werden, wie z. B. unter *Accusativus* die abweichenden Verbindungen von *jubere*, und eine Menge Constructionen von *ad* und *in*. Unstreitig ist auch dies eine Folge der oben gerügten Planlosigkeit und Uebereilung, von der denn auch viertens die Unverhältnifsmäfsigkeit herrührt, die wir zwischen den einzelnen Artikeln wahrnehmen. Während uns in einigen die Fülle der Beispielsammlung fast überwältigt, werden wir in andern mit einem allgemeinen „*Tacito frequens*" oder „*haud raro*" oder auch „*nonnunquam*" abgespeist, ohne auch nur einen Beleg für Angaben zu finden, die zum Theile selbst noch näher zu beleuchten seyn möchten, wie z. B. dafs das Plusquamperfect bisweilen statt des Perfects oder Imperfects zu stehen scheine, dafs *nuntiare*, *ponere*, *premere*, u. s. w. häufig statt ihrer Composita stünden u. s. w. Was endlich fünftens die Behandlung im Einzelnen betrifft, so können wir auch hier nur unsere obige Bemerkung wiederholen, dafs wir unter manchen gelungenen und fleissigen Parthien Aeufserungen und Auslegungen gefunden haben, die uns an dem Berufe des Hrn. B. für eine Arbeit wie diese sehr zweifelhaft machten; dafs er die Redensart *abolendae infamiae* p. LXI. als einen *genit. finis et consilii* darstellt, während er sie p. CI. durch ein ausgelassenes *causa* erklärt, wollen wir nicht einmal rügen, indem letzteres nur als der Ausdruck für jenes und beides im Grunde als Eins betrachtet werden kann; wenn er aber hinzusetzt: „*quo etiam pertinet dies rerum verbis terere et locutiones similes*," so thut er der Stelle Histor. III, 50. sicher Unrecht; *dies rerum* ist einfach der Tag, der den Thaten angehört, auf den eigentlich die Thaten Anspruch hätten, und ist lediglich eine rhetorische, keine grammatische Figur. Ebend. werden die beiden Redensarten: *desertus suis* und *opibus aut sapientia delecti* unter Einer Rubrik, der ausgelassenen Präposition beim Ablativ zusammengestellt, obschon hier der Mafsstab, dort das thätige Subject ausgedrückt ist, weshalb denn auch wahrscheinlich *suis*

Digitized by Google

als Dativ zu nehmen seyn möchte. Auch in den Beispielen, die er p. 5. für dieselbe Behauptung aufstellt, glauben wir manche Dative zu erkennen, z. B. gleich Ann. I, 1: *temporibus Augusti dicendis non defuere ingenia* u. s. w. Nach p. LXIII. soll in dem Satze: *nisi propere subvenisset, amissa Britannia foret*, das Imperfect statt des Plusquamperfects stehn, als ob nicht das Imperfect des Hülfsverbums mit dem Part. Perf. Pass. verbunden bereits das Plusquamperfect bildete; wenn es ebendas. heifst: „*perfectum saepissime aoristi vice fungitur*," so ist das fast eben so unzweckmäfsig ausgedrückt, als wenn er p. 177. das *et* in seinen mannichfaltigen Bedeutungen bei Tacitus mit dem hebr. *Vav* vergleicht; warum nicht einfach: es bedeutet pflegen, namentlich, da es ja auch als historisches Tempus die Stelle des Aorists vertritt. Die Constr. *est mihi volenti* (Agric. c. 18 u. s. w.) wird p. LXV. unter die Participia absoluta gerechnet; p. 25. der Accusativ in: *in medium relinquam*, als ein Zeugma durch: „*in dubium vocatum relinquam in medio*" erklärt u. s. f. Wie bisweilen das verschiedenartigste unter Einem natürlich ganz äufserlichen und zufälligen Gesichtspuncte zusammengefafst ist, haben wir schon vorhin ein Beispiel gegeben; der einzige Artikel *Ablativus* aber liefert deren mehrere; man vergl. z. B. nur p. 7, wo als „*Abl. pro Genit.*" die Constructionen *postulare aliquem repetundis* und *egens aliqua re* so neben einander gestellt sind, dafs man meinen sollte, der Abl. stünde in beiden ganz aus dem nämlichen Grunde und nicht aus eben so verschiedenen, wie in der gewöhnlichen Sprache der Genitiv. Dafs unter diesen Umständen für Texteskritik und Exegese einzelner Stellen in diesem Buche nicht viel zu erwarten ist, brauchen wir kaum ausdrücklich zu bemerken; Hr. B., einzig auf's Sammeln bedacht, scheint wenig mehr als den gedruckten Text berücksichtigt zu haben, und hat daher denn auch reine Conjecturen angeführt, ohne auch nur ein Wort darüber zu erinnern; z. B. unter *valetudinarium*, wo

die Lesart *quosque alios* von Gronov und nicht von Tacitus herrührt; *extundere* hat er sogar aus der einzigen Stelle Dial. 9. in das Wörterverzeichnifs aufgenommen, wo es doch nur Conjectur von Lipsius und, wie Orelli gezeigt hat, schlechterdings unnöthig ist.

K. Fr. Hermann.

Der Militär-Etat des Königreichs Hannover in politischer und finanzieller Hinsicht zur Berichtigung der öffentlichen Meinung beleuchtet von Karl Jacobi, Major im Königl. Hannover'schen General-Stabe. Hannover, 1831. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhdl.*

Das vorliegende Werkchen beschäftigt sich mit einer Ansicht, die unter den Bewohnern kleinerer teutscher Staaten, welche nicht über die engen Grenzen ihres Heimathlandes hinausblicken, sehr weit verbreitet ist und von Tage zu Tage sich weiter zu verbreiten scheint. Wir meinen die Ansicht, dafs ein Heer von zehn bis zwanzig tausend Mann, „ein unglückliches Mittelding zwischen Spafs und Ernst, zu schwach zur Landesvertheidigung, zu stark für den Zweck einer Landespolizeiwache," ohne bedeutenden Nutzen die besten Kräfte des Staates aufzehre und durch die Erschöpfung der Finanzen die Vernachlässigung der für die Wohlfarth des Volkes wichtigsten Anstalten herbeiführe. Es ist diefs die Ansicht, von welcher ausgehend die Stimmführer der öffentlichen Meinung in jenen kleineren Staaten so häufig das ganze Heer als etwas ihrem Staate Fremdartiges, nur von aufsen, fremder Zwecke wegen Aufgedrungenes betrachten und deswegen verlangen, dafs es so sehr beschränkt werde, als diefs nur immer ohne Verletzung der darauf bezüglichen Bundesgesetze möglich ist. Je häufiger nun aber bei dieser, fast in allen kleineren Staaten wiederkehrenden Forderung die Frage entstehen mufs, wie weit denn nun eigentlich die Verpflichtung gehe, welche durch jene Gesetze den einzelnen Staaten aufgelegt werde und wie sich der wirkliche Stand des zu vermindernden Heeres

Digitized by Google

zu dem durch jene Verpflichtungen nothwendig gemachten verhalte, desto weniger kann eine Schrift ohne Interesse seyn, deren Verfasser, mit der nöthigen Sachkenntnifs ausgerüstet, jene Frage zu beantworten versucht und zugleich durch die genaue Darstellung der inneren Verhältnisse in dem Heere eines Bundesstaates Stoff zur Vergleichung und Beurtheilung der Einrichtung aller übrigen an die Hand giebt.

Die nächste Veranlassung zum Erscheinen dieses kleinen Buches bot eine Flugschrift unter dem Titel: „Die Militärverfassung des teutschen Bundes, zunächst in ihrer Anwendung auf das Königreich Hannover," deren ungenannter Verfasser behauptet, dafs „trotz der ungeheuren Leistungen, welche der teutsche Bund von seinen Mitgliedern verlange, doch Hannover, unbeschadet seiner bundesmäfsigen Verpflichtungen und seiner militärischen Stellung, jährlich von seinem jetzigen Militär-Etat 975,000 Rthlr. ersparen könne." Diese Behauptung nun sucht Hr. J. zu widerlegen und zu beweisen, dafs der hannover'sche Militär-Etat in keiner Beziehung überspannt sey. Wenn sich das nun auch eigentlich wohl nicht gut darthun läfst und die künstlichen Auslegungen und Rechnungen des Verfs. daher wohl nicht immer ganz treu und richtig sind, — so bleibt gleichwohl die Schrift wegen der Menge genauer Angaben, die dem Verf. seine Stellung zu geben erlaubte, sehr lesenswerth.

Nach einer Einleitung, in welcher Hr. J. diejenigen, welche eine Herabsetzung des Militär-Etats verlangen, mit einer Erbitterung angreift, die seiner Sache nur schaden kann, da sie leicht Zweifel an der Lauterkeit der Beweggründe, die ihn zu Herausgabe dieser Schrift vermochten, erregen könnte, geht er auf die Prüfung der einzelnen Angaben seines Gegners über. Nun, sagt er, sey es zwar bei der hier vorliegenden Untersuchung eigentlich ganz gleichgültig, ob der Bund übertriebene Mafsregeln zur Sicherstellung Teutschlands angeordnet habe oder nicht, der Verf. der Flugschrift

Digitized by Google

wolle ja nur prüfen, ob der hannover'sche Militär-Etat durch die Bundespflichten motivirt sey, diese Pflichten selbst stehen fest, indefs weist er doch beiläufig nach, dafs nach der Gröfse der Heere, die in den Kriegen der neuesten Zeit im Felde erschienen und nach der Masse von Truppen, welche von anderen grofsen Staaten unterhalten werden, die Anstrengungen, die man dem teutschen Volke zumuthe, nöthig seyen, um seine Ehre gegen etwaige Eroberungspläne der Nachbaren im Osten und im Westen aufrecht zu erhalten, zumal da die innere Kraft, welche bei Bundesheeren immer geringer sey, durch Vermehrung der Masse ersetzt werden müsse. Dann, auf den eigentlichen Gegenstand der Schrift übergehend, sucht er zu zeigen, dafs Hannover, wenn es seinen Bundespflichten auf eine ehrenhafte Weise genügen wolle, in Friedenszeiten nicht nur sein einfaches Contingent von 13,054 Mann, sondern wenigstens das 1½fache Contingent, also 19,581 Mann halten müsse. Nun sey der wirkliche Bestand des hannover'schen Heeres auf 20,592 Mann anzuschlagen, nicht auf 21,296, wie der Verf. der Flugschrift gethan, da Landdragoner, Feldjäger und Invaliden nicht dazu gehören. Diese Zahl übertreffe also die nur wenig, welche durch die Gesetze des Bundes gefordert werde; ja die geringe Ueberschreitung, die sich noch vorfinde, sey eben jener Gesetze wegen sogar nothwendig, da nach ihnen schon im ersten Jahre eines Bundeskrieges aufser jenen 19,581 Mann noch weitere 6527 Mann gefordert werden können und dazu wenigstens ein Stamm von geübten Soldaten gehalten werden müsse. Auch seyen die kostspieligeren Truppengattungen, Artillerie, Kavallerie, Ingenieure in Hannover nicht zahlreicher, als es die Militärordnung des Bundes verlange. Um diefs zu beweisen, theilt der Verf. sehr genaue Angaben über die Zahl der einzelnen Truppengattungen mit, ohne dafs er doch, so künstlich seine Rechnungsweise auch ist, seinen Satz hinreichend durchzuführen vermag. Auch könne man nicht sagen, Hannover mache von den Erleichterungen, die der Bund ge-

Digitized by Google

statte, keinen umfassenden Gebrauch, namentlich könne man die Einführung des preufsischen Landwehrsystemes, die der Verf. der Flugschrift verlange, nicht als eine Erleichterung betrachten, da dieses System zwar in militärischer Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig lasse, die Körper- und Vermögenskräfte der Bürger aber mehr, als irgend eine andere Militär-Einrichtung, in Anspruch nehme. Endlich sey auch die hannover'sche Armee nicht im Verhältnifs ihrer Stärke eine der kostspieligsten in Teutschland. Um diefs nachzuweisen, theilt der Verf. wieder sehr genaue Angaben über die Kosten mit, welche die hannover'sche Armee in ihren einzelnen Theilen verursacht, und vergleicht diese dann mit dem Aufwande, der zur Erhaltung anderer teutscher Heere gemacht wird, namentlich des preufsischen, hessen-darmstädtischen, baden'schen, würtembergischen, sächsischen und bairischen. Aus dem Allen gehe also hervor, dafs, selbst wenn Hannover sich darauf beschränken wolle, nur seinen Bundespflichten genau nachzukommen, keine grofsen Ersparnisse an dem bisherigen Militär-Etat zu machen seyen. Es sey aber zudem eine ganz irrige Ansicht, dafs sich ein Staat gerade auf Stellung seines Contingentes beschränken müsse; denn nicht nur sey es der Sicherheit wegen nothwendig, dafs nach dem Ausmarsche des Contingentes noch eine bewaffnete Macht im Lande zurückbleibe, sondern die Klugheit fordere überhaupt, dafs jeder Staat seine Vertheidigungsmittel so hoch bringe, als ihm seine Kräfte nur immer ohne Verletzung wichtigerer Rücksichten zu thun erlauben; denn wenn auch ein kleinerer Staat mit aller Anstrengung nicht eine zur selbstständigen Vertheidigung hinreichende Macht aufzustellen vermöge, so könne er sich durch solche gröfsere Rüstungen doch wenigstens als Bundesgenosse einer grofsen Macht eine weniger abhängige Stellung erkaufen. Dafs aber die Kräfte Hannovers bei dem jetzigen Stande seines Heeres nicht übermäfsig angestrengt werden, dies beweise die Vergleichung sowohl mit dem Stande des Heeres in früheren Zeiten, als mit dem Verhältnisse des

Militär-Aufwandes anderer Staaten zu ihren Kräften. Hierbei giebt Hr. J. interessante Beiträge zur Geschichte des hannover'schen Heeres seit dem Ende des siebenjährigen Krieges und Nachweisungen über die verhältnifsmäfsig gröfseren militärischen Anstrengungen anderer Staaten. Zuletzt schliefst er mit der Behauptung, dafs durch das Uebermafs des Heeres weder Verarmung noch allgemeine Unzufriedenheit der Bewohner Hannovers herbeigeführt worden sey, wie der Verf. der Flugschrift angebe. Beides sey theils gar nicht so grofs, theils rühre es von ganz anderen Ursachen her. Bei dieser letzten Auseinandersetzung hätte Ref., wie in der Einleitung, wieder eine gröfsere Mäfsigung der Ausdrücke gewünscht, da durch ihre Heftigkeit das Buch sich gar zu sehr als eine Partheischrift darstellt und dadurch an Glaubwürdigkeit verliert.

Vorlesungen zur Aesthetik, vornämlich in Bezug auf Göthe und Schiller. Von Dr. Wilhelm Ernst Weber, Direktor der Gelehrtenschule zu Bremen. Hannover 1831. *Hahn'sche Hofbuchh. XVI u.* 321 *S.* 8.

Indem wir diese Vorlesungen durchlasen, gewährte es uns vor allen Dingen ein heiteres, höchst erquickliches Gefühl, zu sehen, dafs hier der Begriff der Aesthetik einmal wieder in seiner schönen Bedeutung klar und lebendig aufgefafst ist. Leider geschieht dies jetzt selten, wo wir zwar jährlich mehrere Aesthetiken erscheinen sehen, die aber mehr oder weniger, statt uns das Schöne selbst zur Kenntnifs zu bringen, die absoluten Bedingungen, unter denen das Schöne in uns zur Anschauung wird, oder sich in uns selber erzeugt, um als Kunstwerk in die Aufsenwelt einzutreten, darlegen, indem sie diese Bedingungen wissenschaftlich aus den nothwendigen, allgemeinen Formen des Daseyns herleiten, also eine philosophische Disciplin aufstellen. Wir erkennen mit vollster Ueberzeugung die Verdienstlichkeit, ja sogar die Nothwendigkeit einer solchen philosophischen Dis-

Digitized by Google

ciplin an, wenn die Philosophie, als Wissenschaft von dem Leben in seinen nothwendigen Momenten, in sicherer, abgerundeter Vollendung hervortreten soll; aber diese Disciplin verschafft uns denn doch nicht die Kenntnifs von dem Schönen, sondern nur die Einsicht, wie das Gefühl des Schönen und das Genie zu dem Organismus des Geistes, hinsichtlich seiner nothwendigen Momente, sich verhält; sie ist eine Philosophie über das Schöne, da hingegen die Aesthetik eine Lehre vom Schönen selbst ist. Was auch grofse Männer, wie Kant, Fichte, Schelling, die den menschlichen Geist in seiner Unendlichkeit philosophisch zu erfassen bestrebt waren, für unsterbliche Verdienste haben mögen, indem sie das Ich, in sofern es sich im Leben der Schönheit offenbart, ihren trefflichen Untersuchungen unterwerfen; so gelingt es ihnen doch nicht, uns eine Kenntnifs von dem Schönen zu geben, das uns als Objectivität mit selbstständigem Leben entgegentritt. Hier kommen wir nun auf das Geschäft der Aesthetik; sie soll uns nämlich das Schöne lehren, sowie es uns in seiner Objectivität mit selbstständigem Leben entgegentritt. Das kann aber nur geschehen, wenn wir schöne Gegenstände uns zur Anschauung bringen, und mit klarem Urtheil den harmonischen Bezug ihrer Gestalt auffassen. Da es übrigens die Grenzen dieser Recension überschreiten würde, dieses weiter auszuführen und Beweise dafür beizubringen, so begnügen wir uns hier mit dieser kurzen Andeutung und mit der Bemerkung, dafs Hr. Weber den Begriff der Aesthetik ganz richtig aufgefafst hat, weil sein oben angezeigtes Buch auf eine preiswürdige Art Beiträge zu dieser Wissenschaft liefert.

Wir wenden uns jetzt zur Beurtheilung des Buches hinsichtlich seines besondern Inhaltes. Wir werden streng und unpartheiisch urtheilen, indem wir überall, aber ganz besonders in der Aesthetik, es für verwerflich halten, preis- und lobenswürdige Erscheinungen durch saft- und kraftlose Lobhudelei zu schänden. Sollte dem-

Digitized by Google

nach der Verf. manchen strengen Tadel finden, so erinnern wir ihn an seine, S. 261. befindlichen schönen Worte: „Natürlich, ja ehrenvoll ist es, dafs man den Geschmack, die Lebenskunst eines Reichen nach einem strengen Mafsstabe beurtheilt; dem armen Schelme überläfst man, sich einzurichten, wie er kann."

Der Inhalt des Werkes besteht aus elf Vorlesungen, die während der Jahre 1824—30. in den Museen zu Frankfurt a. M. und zu Bremen gehalten worden sind. Wir führen sie jetzt einzeln an. „Zur Beurtheilung Göthe's in Bezug auf Schiller." Zwei Vorlesungen. Die erste Vorlesung zeigt uns die Bestrebung, Schiller mit Göthe in eine feindliche Opposition zu bringen, in ihrer Unhaltbarkeit auf. Sie macht uns darauf aufmerksam, „dafs Göthe und Schiller, zwei im Leben befreundete und sich wechselseitig gar mannichfach berührende Geister, die man jetzt von einander trennen, ja sich entgegensetzen will, nur nach dem Umfange ihrer Gaben auf zweierlei Stufen dichterischer Erhebung stehen." Wie nun aufgezeigt wird, dafs der eine Grund dieser Bestrebung in jener frömmelnden und künstelnden, bleichwangigen und hohläugigen Afterästhetik, „die von dem andächtelnden Wesen ausgeht, als müsse die Poesie nun durchaus keinen andern Wirkungskreis in der Seele des Menschen suchen, als den ganz gemeinen pädagogisch-moralischen" zu suchen sey, wie diese Afterästhetik geschildert und wie nachgewiesen wird, „dafs die Dichtkunst an sich selbst eine sittliche That ist, in sofern sie, von der Begeisterung durch ein Urbild des Schönen und Vortrefflichen ausgehend, in freier Thätigkeit dem in der Erscheinung Rohen, Unzusammenhängenden, Beängstigenden der Sinnen- und Sittenwelt, Gestaltung, innere Nothwendigkeit, Adel der Idee mittheilt, und aus den unvollkommenen und gebrechlichen Ingrédienzien der wesenheitlichen Schöpfung eine zweite, höhere, harmonische, wohlthätig über den Schmerz des Lebens emportragende, hervorzaubert;" dies alles mufs in der Vorlesung selbst nachgelesen wer-

Digitized by Google

den, und jeder ächte Verehrer des Schönen wird nicht ohne Erheiterung und Erhebung dieses thun. Die zweite Vorlesung führt das in der ersten aufgestellte Thema vollends durch. Als ganz vortrefflich müssen wir die Schilderungen der Muse Göthe's und Schillers, wie auch die der neumittelaltrigen Schule bezeichnen. Von der letztern wird gesagt: „sie ist ein phantastisches, unerklärbares Etwas, das sich gleichsam wie ein angenehmes Jucken über die ganze Haut des innern Menschen verbreitet; sie wird erzeugt durch eine Mischung von halb andächtigem, halb lüsternem Gekitzel, d. h. groteske, altgothische Recken- und Räckelhaftigkeit, und neumodische, schwächlich-starkmüthige Empfindelei." Dafs dabei die ächte Romantik des Mittelalters, wie sie sich in den Erzeugnissen älterer und jüngerer Meister darstellt, anerkannt wird, ist einleuchtend. Ob nun gleich sich in dieser Vorlesung viel Treffliches findet, so findet sich doch auch wieder Einiges, das eine Rüge nothwendig macht. Es ist erstens literarhistorisch unwahr, dafs das Streben, Göthen über Schillern zu setzen, seinen andern Hauptgrund in jener romantischen Schule finde, wie sich leicht ein jeder aus den bekannten kritischen und ästhetischen Ansichten jener Schule überzeugen kann. Dafs Göthe's köstlicher Ansicht von der plastischen Kunst jene Schule entgegen ist, kann hier nicht in Anschlag kommen, da in dieser Hinsicht Göthe mit Schiller keinen bedeutenden Berührungspunkt darbietet. Wenn zur Zeit des Befreiungskrieges, und darnach, Schiller von vielen über Göthen gesetzt wurde, so liegt das wohl darin, dafs Schillers schön und kräftig ausgesprochene politische Ansicht dem Zeitgeiste mehr zusagte. Zweitens müssen wir rügen, dafs hier eben die politischen Ansichten Göthe's und Schillers übergangen sind, da doch gerade diese ein Hauptgrund der Heruntersetzung Göthe's unter Schiller sind. Was in einer spätern Vorlesung über die Göthe'schen politischen Ansichten gesagt wird, dient zu keiner Entschuldigung, denn es bezieht sich dort nur auf Göthe.

Digitized by Google

Drittens ist hier die einseitige und etwas flache Ansicht vom Mittelalter zu rügen. Das Mittelalter war doch zur Zeit der reinsten Entfaltung seines Wesens wirklich etwas mehr als eine blofse „Zeit des Ueberganges aus gewaltsamer Zerstörung und Verwirrung der gesellschaftlichen Elemente zu würdiger und gedeihlicher Gestaltung." Es trug ein kräftiges, eigenthümliches Leben in sich, das sich gemäfs der Bedingungen des Daseyns zu einer wesentlichen, in sich selbst ruhenden Erscheinung ausbildete.

„Ueber Göthe's Tasso. Zwei Vorlesungen. Die erste dieser Vorlesungen hat uns durchaus nicht zugesagt. Was soll hier die in die Breite gezogene politische Betrachtung, da gerade Göthe's Tasso uns aus solchen beängstigenden Verhältnissen herausheben soll? Auch die Schilderung des idealen und realen Strebens ist schief. Auf diese Art kommt ein flacher und geistloser Liberalismus zu dem unverdienten Titel eines idealischen Strebens. Selbst ein nach unbedingter Herrschaft strebender Monarch (welches Streben wir freilich nicht realisirt zu sehen wünschten) kann von einem idealischen Streben begeistert seyn;

> Denn Sehnsucht hält, vom Staub zum Thron,
> Uns all' in festen Banden.
>
> *(Westöstlicher Divan).*

Was aber auch dieser ersten Vorlesung abgeht, reichlich wird es uns durch die zweite ersetzt. Sowohl die Aufzeigung der historischen Thatsachen, auf welche sich Göthe's Tasso bezieht, verdient Dank, als auch, und dies besonders, die Betrachtung, wie aus diesem historischen Stoffe Göthe sein hohes Dichtwerk schuf. Hier entfaltet der Verf. ein schönes Talent eines ästhetischen Kritikers. Ohne doch den Eindruck des Ganzen zu vernichten, treten die einzelnen Personen in ihrer sichern, abgerundeten Objectivität hervor und lassen uns sehen, wie sie gerade so und nicht anders im freien, poetischen Leben des Kunstwerks ihr nothwendiges Daseyn haben. Die Vorlesung giebt uns nicht etwa blos

Digitized by Google

eine Charakterisirung der Personen des Drama, sondern eine Charakterisirung des Drama selbst. Wirklich weh thut es uns daher, hier die Ausstellung machen zu müssen, dafs gerade die Zeichnung von Tasso, in Vergleich der der andern Personen, sehr schwach ist. Eine solche in's Allgemeine zerfliefsende, declamatorische Stelle, wie sie sich S. 65 — 68. von den Worten an: „In Tasso's Charakter u. s. w." bis „offenbar würde," befindet, hätten wir bei dem übrigen Vortrefflichen dieser Vorlesung nicht erwartet.

„Ueber Göthe's natürliche Tochter." Zwei Vorlesungen. Das nämliche Lob, welches wir der zweiten Vorlesung über Tasso beigelegt haben, müssen wir auch diesen beiden Vorlesungen zugestehen. Besonders das, was in der erstern Vorlesung über Vornehmheit und ihre Nothwendigkeit in der menschlichen Gesellschaft gesagt wird, befriedigt alle Forderungen, und wäre schon allein fähig, dem Verf. ein dauerndes Lob zu erwerben. Der Auszug aus den *Memoires historiques de Stephanie Louise de Bourbon-Conti* ist ein sehr dankenswerther Anhang.

„Die Geschichte der Braut von Corinth, aus einem antiken Aktenstücke." Eine Vorlesung. Diese Vorlesung ist sehr unbefriedigend; denn die Mittheilung jenes Aktenstückes und die bloſse Bemerkung, dafs diese Mittheilung vielleicht dazu beitrage, „die schlimm gedeutete Willensmeinung des Dichters einer günstigeren Beurtheilung zu empfehlen," reichen doch wirklich nicht hin, „auch an dem genannten kleinen Meisterstücke von neuem klar zu machen, wie glücklich die Natur ihren Liebling bei der Gabe bedacht, jedem Gegenstande irgend eines Vorkommens, sey es idealischer oder historischer Art, diejenige Seite abzugewinnen, von welcher aus er sich im Spiegel der Dichtkunst schicklich darstellt und der empfänglichen Seele mit einem deutlichen, wahren und sicheren, mit einem Worte, einem plastischen Eindrucke sich aufprägen mag." Eben so wäre denn auch über Tasso und die natürliche Tochter nichts weiter zu sagen

Digitized by Google

gewesen, als dafs man das historisch zum Grunde liegende mit jener Bemerkung mittheilte. Vielleicht beschränkten hier äufsere Rücksichten den Verf.

„Ueber den Wilhelm Tell von Schiller." Eine Vorlesung. Auch diese Vorlesung können wir als sehr gelungen bezeichnen. Wir stimmen ganz mit dem Verf. überein, dafs der Tell das vollendetste Dichtwerk Schillers sey. Das Urtheil über Rudenz ist doch zu hart. Zwar gestehen wir zu, dafs die durch diesen Rudenz und Bertha gebildete Episode sich am schwächsten ausnimmt, doch war er mehr als einer, „der den Anspruch verjährter Standesvorurtheile in aufgeblähter Unerfahrenheit geltend zu machen denkt." Wir erinnern hier an die Worte Attinghausens: „Gebunden bist du durch der Liebe Seile." Auch der ganze zweite Auftritt des dritten Aufzugs läfst uns etwas Besseres in Rudenz erblicken. Es würde den Raum zu sehr ausdehnen, die Beweisstellen aus diesem Auftritt anzuführen. Auch das Gespräch des Rudenz am Todtenbette Attinghausens mit den drei Schweizern hätte den Verf. milder gegen Rudenz stimmen sollen.

„Ihr habt getagt — geschworen auf dem Rütli —
Ich weifs — weifs alles, was ihr dort verhandelt,
Und was mir nicht von euch vertrauet ward,
Ich hab's bewahrt gleichwie ein heilig Pfand.
Nie war ich meines Landes Feind, glaubt mir!
Und niemals hätt' ich gegen euch gehandelt."

Wir finden die Episode, die durch Rudenz und Bertha gebildet wird, schön. Die Liebe vollendet hier die Vaterlandsliebe, und beide reifen im Schutze der Freiheit zur menschenbeglückenden Frucht. Darum konnte auch das Stück mit der Ehe der zwei Liebenden schliefsen. Gerade dieser Schlufs ist schön; denn das einfache Streben der wackern Landleute, allen legalen Bestand bestehen zu lassen und ihn dann nur aufzuheben, wenn er dem wahrhaft Menschlichen zu nahe tritt, hat der Dichter in diesem einfachen Schlusse mit bewunderungswürdiger Kunst concentrirt.

Digitized by Google

Rudenz und Bertha haben durchaus keine zufällige poetische Existenz, sondern das ganze Drama verlangt nothwendig ihr Daseyn.

„Ueber Leopold Schefers Novellen." Drei Vorlesungen. Da wir mit diesem Dichter noch zu wenig bekannt sind, so können wir auch nur weniges über diese Vorlesungen bemerken. In der erstern ist der Verf. gar zu redselig, und man kann sie wohl eine leere, und dabei leider auch affectirende, Declamation nennen; es scheint, als habe der gewaltige Panegyricus auf Jean Paul den Verf. ganz aufser Athem gebracht. Die zweite und dritte sind gemäfsigter, nur hat letztere folgenden botanischen Anfang: „Ein schöner Blüthenflor auf der goldblumigen Wiese der Musen gezogen, den wir hier vor uns haben! Wähle sich, wie ein jeder durch Duft oder Farbe nach der bescheidenen Lilie oder Viole, nach dem üppigen Jasmin, nach der glühenden und würzigen Rose, nach dem stolzen Kaktus, der prachtvollen Strelizie, der anmuthig betäubenden Volkammerie getrieben wird!" Aber auch durch das verfehlte Streben im Ausdrucke, wie es sich in diesen drei Vorlesungen, aber ganz besonders in der erstern von ihnen, kund giebt, leuchtet der schöne Sinn des Verfassers durch; das Bewufstseyn von der hohen Würde der Poesie und die Begeisterung für ihre herrlichen Zwecke. Auch finden sich oft Stellen, wo im einfach gediegenen Ausdruck jener schöne Sinn sich darstellt, wie z. B. folgende, wo von dem falschen Begriff der Natürlichkeit in der Kunst die Rede ist. „Wer wollte doch unternehmen, die physische Natur mit den Scenen ihrer Ruhe so gut wie ihrer Krämpfe durch die Leistungen der Einbildungskraft zu überbieten? Nur dafs sie das Effectvolle dieser Scenen auffasse, ihr Bedeutendes zusammenstelle, ihr Wesentliches ihnen ablausche und zu einem freien Ganzen durch die Macht ihrer Darstellung verbinde, das kann die Sache der Dichtkunst seyn. Dagegen wird sie auf der andern Seite nicht vergessen, dafs ihr die physische Natur nur als Folie der beseelten dienen kann. Denn jene Nachzeichnungen

von Stilleben, durch welche die Malerei bei der Sinnlichkeit ihrer Mittel uns noch Verwunderung abzunöthigen vermag, würden durch das körperlose Wort zum Todten werden und des Interesses ermangeln."

Indem wir hier unsere Beurtheilung schliefsen, wollen wir nur noch bemerken, dafs, wenn wir hier manchen strengen Tadel aussprachen, es doch nicht unsere Absicht war, das Buch für mehr tadelnswürdig als lobenswürdig zu erklären. Im Gegentheil! es würde uns sehr leid seyn, wenn sich nur irgend einer durch unsern Tadel von der Lesung dieses Buches abschrecken liefse, und ihm somit das Vergnügen und der Nutzen, welche es ihm gewährt hätte, entgingen. Ferner noch können wir aus diesem Buche die angenehme Hoffnung schöpfen, dafs der Verf. nicht aufhören wird, durch schriftstellerische Arbeiten gediegene ästhetische Ansichten zu befördern. Dies läfst sich bei seinem Gemüthsreichthum erwarten. Daher können wir folgende, von ihm ausgesprochene Worte als ein erfreuliches Versprechen betrachten. „Aus dem Kampfe gegen das Schlechte geht der Sieg des Guten auch in der Literatur hervor, und nichts scheint mir verderblicher als jene Schlafhaubengesinnung, wo man die Hände in den Schoofs legt, weil man denkt, sich zu regen hilft doch nichts. Wer im Aesthetischen das Mittelmäfsige als eine Potenz anerkennt, der stellt einen Zusammenhang auf zwischen dem Vollkommenen und dem Verkehrten, den man zwar in der Bildung des Subjects, nicht aber im Werthe der Leistung darf gelten lassen. Es sinkt mehr als Eine Nachtwolke am Himmel des Geistes, die Hähne krähen, es röthen sich die Spitzen der Berge: auf seinem Posten ein Wächterlied, dafs ihn der am Morgen gerade gewaltigere Schlaf nicht schmählich übermanne, kann einem wacker gesinnten Krieger nicht schaden."

Dr. *A. Ernst Umbreit.*

Digitized by Google

Encyclopaedia Americana. Popular-Dictionary of Arts, Sciences, Litterature, History, Politics and Biography brought down to the present time on the Basis of the seventh Edition of the German Conversationslexicon, edited by Francis Lieber D. P. — Philadelphia Carey et Lea 1830. *gr.* 8. *Appendix. Indian Languages of America.*

Wir haben alle Ursache, die Aufmerksamkeit unserer Sprachforscher und Sprachgelehrten auf den im Appendix dieser Amerikanischen Encyclopädie enthaltenen Aufsatz über die Indischen Sprachen zu lenken, da er zugleich der einzige ist, in welchem Alles, was über diesen Gegenstand bisher bekannt geworden, gesammelt und verarbeitet worden ist, also in dieser Hinsicht auf eine bisher nicht erreichte Vollständigkeit Anspruch machen kann, überdem auch von einem Manne abgefafst ist, der sich als tüchtiger Sprachforscher und gründlicher Kenner der Indischen Sprachen in mehreren Schriften bewährt hat. Es ist nämliche derselbe Hr. Pickering, dem wir unter Anderm auch das erste Griechisch-Englische Lexikon verdanken, das zuerst in Amerika erschien und dann — merkwürdig genug — in Europa, zu Edinburgh nachgedruckt wurde, nicht anders, als wie es Everett's Uebersetzung der Buttmann'schen Grammatik ergangen, welche zuerst in Boston erschien und dann zu Cambridge nachgedruckt wurde. Der Aufsatz, auf den wir hier zunächst Rücksicht nehmen, bildet einen Theil des oben angeführten von Hrn. Dr. Lieber (einem Deutschen, der seit mehreren Jahren in Boston lebt) herausgegebenen Encyclopädischen Werkes, worin Derselbe mit rühmlichem Eifer die Resultate Deutscher Forschungen in Amerika zu verbreiten und diesen Welttheil mit den Früchten Deutscher Gelehrsamkeit bekannt zu machen sucht, und zwar mit einem, seinen Bemühungen entsprechenden, günstigen Erfolge, da das umfassende Werk bereits, ungeachtet seines grofsen Um-

fangs, doch, wie versichert wird, bereits über 5000 Subscribenten zählt. Eine gewifs sehr erfreuliche Erscheinung!

Wenn wir nun näher den Inhalt jenes Aufsatzes betrachten, so ist es allerdings auffallend, dafs bei diesen Indischen Sprachen nicht die grofse Verschiedenheit, wie sie in den Sprachen des Ostens bemerkbar ist, hervortritt, dafs vielmehr allen ein gewisser fester Grundcharakter eingeprägt ist, den ein neuerer Gelehrter, Hr. Ponceau, treflend mit dem Ausdrucke polysynthetisch bezeichnet hat, weil er mit dem Reichthum der Sprache an Worten und Formen zugleich in Verbindung steht. Es werden nämlich Theile verschiedener Wörter zusammengesetzt, wodurch zugleich die ursprüngliche Bedeutung einzelner Worte mit erhalten wird und so zu sagen keineswegs verschwindet oder in der Zusammensetzung und Bildung untergeht. In diesem polysynthetischen Charakter, welchen alle Amerikanischen Sprachen von Grönland an bis zum Cap Horn herab zeigen, sind diese Sprachen völlig verschieden von allen Sprachen der alten Hemisphäre. In Nordamerika kommen im Ganzen drei Muttersprachen vor; das Carallt (die Sprache der Bewohner Grönlands, der Eskimeaux u. s. w.), das Delaware, und das Irokesische; eben so viele in Mittel-Amerika (das Proonchi zu Guatimala), das Mexikanische, sowohl das eigentliche, als der Tarascan-Dialekt; in Südamerika zwei, das Caraibische und Araucanische. Unter diesen Sprachen, die hier näher charakterisirt werden, war der Delaware-Dialekt im Ganzen der verbreitetste, weshalb auch dieser mehr im Einzelnen hier berücksichtigt wird. Der Artikel *(mo* oder *m')* wird hier selten gebraucht. Bei den verschiedenen Casus findet keine eigentliche Flexion statt, so dafs in dieser Hinsicht die Sprache keineswegs den Charakter einer organischen Sprache (wie z. B. das Sanskrit in so hohem Grade) zeigt. Blos im Vocativ und in dem Ablativ, der zu lokalen Verhältnissen (in, an, aus) gebraucht wird, findet eine Beugung der Endsylben statt; der Genitiv wird

Digitized by Google

durch unmittelbares Vorsetzen an den Nominativ gebildet, zuweilen auch durch das Praefixum *w'*. Ingleichen wird der Dativ und Accusativ angedeutet theils durch Verbindung mit dem Verbum, theils durch Suffixa und Affixa. In der Anwendung der Numeri herrscht in den einzelnen Dialekten grofse Verschiedenheit, indem einige blos den Singular besitzen, andere einen Plural, der ebenfalls durch Verbindung mit dem inseparabeln *Pronomen possessivum* gebildet wird, andere neben beiden Numeris sogar einen Dualis. Eben so wenig wird das Genus durch Flexion unterschieden; als Hauptunterschiede kommen hier belebte und leblose Wesen in Betracht; das Femininum und Masculinum wird dann durch ein beigesetztes weiblich oder männlich bezeichnet. Die Diminutive werden bei belebten Wesen durch das Suffixum *tit*, bei unbelebten durch das Anhängsel *es* bezeichnet. Adjectiva und Numeralia kommen wenig vor; die meisten Adjective werden durch Verba ausgedrückt; die Gradus derselben aber durch vorgesetzte Worte (wie unser mehr, am meisten) bezeichnet. Der oben bemerkte Unterschied zwischen belebten und leblosen Wesen tritt auch bei den Pronominibus hervor, welche hiernach in zwei Classen zerfallen. Sonst sind die inseparabeln Pronomina häufiger, als die separabeln; an Demonstrativen und Relativen fehlt es gar nicht. In den Verbis herrscht grofse Verschiedenheit, indem fast jeder Redetheil auf eine besondere Art damit verbunden werden kann; die Grundidee des Verbum bildet freilich ein *sum*, das dann verschiedene Modificationen erhält, je nachdem es mit einem Handeln oder Leiden oder irgend einem andern Zustand verbunden ist. Und, merkwürdig genug, auch in der Zusammensetzung mit Verbis tritt der eben berührte Unterschied zwischen dem Belebten und Leblosen hervor. So zeigt z. B. ein *i* oder *e (in* oder *en)* in der letzten Sylbe des Wortes an, dafs das Ding, wovon man spricht, belebt ist oder nicht. In der Mexikanischen Sprache ist das Object eines activen oder transitiven Verbums durch Formen verbunden (die so-

Digitized by Google

genannten *transitions)*, wobei ein einziges Wort die active und passive Person bezeichnet. In dem Delaware existiren die Hülfsverba Seyn und Haben keineswegs für sich allein, jenes ist stets mit Wörtern, die einen Zustand, dieses mit solchen, die einen Besitz andeuten, verbunden. Adjective, wenn sie einen Verbalsinn bekommen, erhalten dann auch eine verschiedene Form. Eigentlich unregelmäfsige Verba scheinen gar nicht zu existiren, zunächst sind es besonders *Impersonalia*, welche als Irregularia gelten; auch die Conjugationen (deren Mehrere im Delaware acht annehmen) sind höchst regelmäfsig. Dabei können die Verba sowohl in positiver als in negativer Form conjugirt werden; es finden sich ferner häufig Reciproca und Reflexiva, auch Causativa u. s. w. Eigenthümlich und auf die Kindheit der Sprache hinweisend ist der Umstand, dafs kein Subject oder Object mit dem Verbum verbunden werden kann, ohne dafs nicht auch ein Personalpronomen (er oder ihn) dabei steht. Zur Unterscheidung des Activs und Passivs giebt es keine verschiedene Formen; die ganze Verschiedenheit wird durch die Zusammensetzung bewirkt. Gewöhnlich zählt man drei Tempora, ein Präsens, ein Präteritum und ein Futurum, welches letztere stets eine Verbindung eines Adverbiums mit einem Verbum, insbesondere einer Negation, enthält; die Futurendung *atsh* oder *tsh* wird dann bald an das Verbum selbst, bald an das Adverbium gehängt. Die Modi sind im Ganzen übereinstimmend mit den unsrigen vier Modis; in dem Delaware wird noch ein Lokalrelativmodus (wo? wohin geh' ich) angenommen; und bei der Massachusetts-Sprache kommt noch ein Optativ hinzu. Zahlreiche Beispiele, welche von allen diesen Fällen hier angeführt werden, müssen wir übergehen, aber wir wollen am Schlufs noch einige merkwürdige Abweichungen der Cherokee- oder Tsullakee-Sprache anführen, die zu einem von dem Delaware verschiedenen Stamme gehört. Diese Sprache hat neben dem Singular und doppelten Plural (wie das Delaware) noch einen

Digitized by Google

Dualis sowohl bei Verbis als bei Nominibus und Pronominibus, wovon die erste Person wiederum zwei verschiedene Formen hat, die eine, wenn von zwei Personen die eine zur andern spricht; die andere, wenn die eine von zwei Personen von der einen zu einer dritten spricht. Kommt die Handlung, welche das Verbum anzeigt, mehr als Einem Object zu, oder soll das Object im Plural verstanden werden, so wird dies durch alle Personen und Zeiten hindurch mittelst eines vorgesetzten *t*, *te* oder *ti* angedeutet. Eben so findet sich auch eine besondere Form, welche anzeigt, dafs Jemand dasselbe gewöhnlich oder regelmäfsig thue. Conjugationen sollen nur sechs in dieser Sprache vorhanden seyn, dagegen fünf Modi (ein Indicativ, Conjunctiv, Imperativ, Infinitiv und Potentialis), wozu noch ein anderer Modus hinzukommt, welcher die Freiheit, Etwas zu thun, ausdrückt. Wie die übrigen Indianischen Sprachen, hat sie gleichfalls die drei oben genannten Tempora, nur zerfällt das Perfect oder Praeteritum in zwei Tempora; das eine wird gebraucht, um anzuzeigen, dafs die sprechende Person bei dem Vorfall zugegen war, das andere, wenn der Erzähler blos von Hörensagen von der Sache unterrichtet ist; jenes hat die Endung *u*, dieses die Endung *e* oder *ei*. Merkwürdig ist überhaupt in diesen Sprachen die geringe Anzahl von einsylbigen Worten; man zählt deren in Allem nur fünfzehn, welche sämmtlich, mit Ausnahme des einzigen *na*, welches bald Pronomen, bald Adverbium ist, Interjectionen sind; auch schliefsen alle Wörter sich mit einem Vokal.

Noch bemerken wir ausdrücklich, dafs in der angezeigten Abhandlung alle diese und andere Fälle mit Beispielen hinreichend belegt sind, und dafs zugleich auch interessante Bemerkungen über Buchstaben, Alphabet und dgl., sowie weitere Nachweisungen der über diesen Gegenstand abgefafsten Schriften mitgetheilt sind.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

Verhandlungen einer Synode der Hochdeutschen Reformirten Kirche in den Verein. Staaten von Nord-Amerika. Gehalten zu Hayerstaun, Maryl. am 26. Sept. 1830. York, Penns. bei Mary u. Flory. 1830. 8. (33 S.).

Obgleich nur wenige Blätter, so haben sie doch für den Leser in Deutschland ein mehrfaches Interesse. Denn vorerst gewähren sie uns den Anblick einer ehrwürdigen Synode von einer sehr ansehnlichen, in ihrem inneren Wesen festgehaltenen und thätigen Kirchengemeinschaft. Die Hochd. Ref. Kirche hat ihre sogenannten Classical-Versammlungen, nämlich für die Classis von Ost-Pennsylvanien, für die Libanon-, Susquehanna-, Zions-, Maryland-, West-Pennsylvanien- und Nord-Carolina-Classe, welche jährlich statt finden an einem Sonntage von Ostern bis Pfingsten. Auch ist alljährlich die Synode; für das Jahr 1831. wurde dazu der letzte Sonntag im Sept. und der Ort Härrisburg, Penns. bestimmt, wo denn die Abgeordneten, von jeder ein Prediger und einer oder zwei der Aeltesten sich einfinden. Ferner zeigt schon die Form dieser Synodal-Versammlung einen christlichen Sinn. Sie wird mit einem feierlichen Gottesdienst eröffnet, während an demselben Sonntage auch die Kirchen anderer Benennungen (*denominations*, wie man die verschiedenen Religionspartheien ächt liberal zu bezeichnen pflegt), namentlich die Lutherische und die Methodistische auf gewisse Art daran Theil zu nehmen scheinen, weil ausdrücklich die Texte, worüber in deutscher und englischer Sprache in denselben gepredigt werden, angegeben sind. Auch sind Abgeordnete von den mit ihr in Correspondenz stehenden Synoden als berathende Mitglieder aufgenommen, von der Methodisten-Kirche, von der Presbyter. General-Assembly, wie auch von der Niederdeutschen Syn., von der Luther. Syn. in Ost-Penns. (der Pred. Uhlhorn), von der General-Syn. der Luth. K., und dabei geschieht Erwähnung, wie auch ihre Abgeordnete bei den Synoden jener Kirchen eine freundliche Aufnahme gefunden. Die neun Sitzungen, welche statt fanden, begannen und schlossen jedesmal mit Gottesdienst. Auch hören wir gerne den Inhalt der Verhandlungen, die, wie aus Allem erscheint, würdig geführt werden, z. B. die Nachrichten aus den Provinzen, die kirchlichen Bedürfnisse, die Anordnungen wegen der Lehrer und dergl. Wir müssen folgende Stellen aus der 7ten Sitzung mittheilen, weil sie uns einen Blick in das dortige kirchliche Lehrwesen thun lassen: „1) Die Committee, welcher es aufgetragen war, ein Tentamen mit den Herren Knöpfel und Ibbeken anzustellen, berichtet, dafs weil Hr. I. nicht gegenwärtig

Digitized by Google

wäre, sie ihre Pflicht nur an Hrn. Kn. erfüllen könnte, und dafs derselbe in Hinsicht der Wissenschaft vollkommenes Genüge geleistet, aber in etlichen Lehrsätzen unserer Kirche verschieden gesinnet sey; dennoch ist die Committee der Meinung, dafs, weil er noch jung ist, und erst vor einigen Tagen Amerika betreten hat, er sich rathen lassen wird. Uebrigens überläfst die Committee ihn der Entscheidung der Synode. Beschlossen, dafs diese Sache noch aufgeschoben werde, bis Hr. Kn. seine Erscheinung vor der Synode mache." — 4) Die Examinations-Comm. berichtet: die Studenten aus dem Seminar haben alle in der griechischen Sprache einen solchen Grund gelegt, dafs wenn sie sich ferner befleifsigen, sie darin eine Fertigkeit erlangen werden. In der hebr. Sprache sind sie nicht geprüft worden, allein auch darin sollen einige etwas gethan haben. Nur in der Dogmatik wurde ein Examen gehalten, worin sie Befriedigung gegeben haben. In der Kirchen-Geschichte und Kirchen-Regierung hat die Comm. sie zwar nicht geprüft, allein nach ihrer Aussage haben sie auch davon Kenntnifs. Hr. J. B. Kneip, ein Student des Hrn Wack, ist in seiner theol. Kenntnifs nur schwach, in den Sprachen hat er sich nicht erboten, geprüft zu werden. — — Die Comm. schliefst mit der Bemerkung, dafs sie bedaure, so kurze Zeit bei der Synodal-Vers. zu diesem so wichtigen Geschäfte zu haben. A. Helfenstein, Wack, Geiger, Bruner, Comm." — Indessen liefs die Synode doch auch Hrn. Kneip zur Ordination zu. — Besonders interessiren uns die Nachrichten von dem Aufblühen des theolog. Seminar. der Deutsch-Reform. Kirche, unter Hrn. Prof. Dr Mayer, das, wie hier berichtet wird, von Carlcil nach York verlegt worden. — Endlich freuen wir uns, auch hier die Namen werther Freunde, Reilly und Kurtz, ehrenvoll unter der Versammlung zu finden, den ersteren als Präsidenten der Synode, den zweiten als berathenden Abgeordneten der Luther. Gen. Synode. Beide sind in Deutschland persönlich geehrt, da sie vor einigen Jahren auf ihrer Reise zum Zwecke der theologischen Seminarien auch uns als vorzügliche Männer des Predigtamts bekannt geworden sind, und sich überall Freunde erworben haben. Ihre Bemühungen treten, wie es scheint, mit gutem Erfolge in das Leben. Freilich sind für die grofse Erndte dort der Arbeiter noch wenige, und es ist zu wünschen, dafs diejenigen junge Geistliche, welche etwa aus Deutschland dorthin gehen, als tüchtige Arbeiter von ächt evangelischem Geiste erfunden werden; auch für den guten Namen unserer theologischen Bildung mufs uns daran liegen.

Schwarz.

Archiv für Geschichte und Literatur. Herausgegeben von F. E. Schlosser und G. A. Bercht. Frankfurt am Main, bei Siegmund Schmerber. 416 *S. gr.* 8.

Der Unterzeichnete pflegt seiner eignen Bücher in der Regel in den hiesigen Jahrbüchern nicht zu gedenken, und es erscheint in diesem Augenblicke der achte Theil seines universalhistorischen Abrisses der alten Geschichte, ohne dafs er einen der Theile angezeigt hätte, in Rücksicht des Archivs, dessen Redaction der Herr Dr. Bercht in Frankfurt eigentlich ganz allein besorgt, hat er bisher eine Ausnahme gemacht, und glaubt daher den dritten Band wie die beiden ersten anzeigen zu müssen. Die Erscheinung dieses dritten Bandes, den er jetzt anzuzeigen hat, ward durch zufällige Umstände verzögert, und er ist etwas stärker geworden, als die vorigen, weil der erste Aufsatz einen grofsen Raum einnimmt. Dieser Aufsatz, über Napoleon und seine neuesten Tadler und Lobredner, der auch unter einem besondern Titel ausgegeben und verkauft wird, steht S. 1—253. und begreift die Einleitung und die nöthigen Vorbemerkungen zu der Geschichte, welche künftig folgen soll. Es sind darin die ersten vier Jahre von Bonaparte's öffentlichem Leben und diejenigen Züge seines Charakters, worüber Freunde und Feinde einstimmig sind, mehr angedeutet als ausgeführt. Der Verfasser dieses Aufsatzes mufs es den Lesern dieser Blätter überlassen, ob es ihnen der Mühe werth scheint, seine Bemerkungen im Archiv nachzulesen, da er nicht wohl im Stande ist, hier einen Auszug mitzutheilen. Bedauern mufs er, dafs sich mehrere Druck- oder Schreibfehler eingeschlichen haben, und dafs er den Zettel verloren, worauf er die einzelnen Fehler und die Seiten, wo sie sich finden, bemerkt hatte. Er hofft, einem aufmerksamen Leser werden sie nicht entgehen. Zwei fallen ihm eben auf: Seite 72. Z. 13. v. o. steht, wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, der Name Thibaudeau statt Bernadotte, und S. 215. Z. 15. v. o. Landau statt Lindau. Man darf übrigens nicht vergessen, dafs es hauptsächlich darauf abgesehen war, dem Leser zu zeigen, wie man durch Mährchen und Lügen hindurch seinen Weg suchen und finden könne. Oft ward, wo es die Ueberzeugung foderte, nur mit grofser Anstrengung und nicht ohne Schmerz das Härtere gesagt, damit der Verfasser seinem Wahlspruch: *amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas,* treu bleibe. Eine ähnliche Härte gegen einen bekannten Gelehrten hat ihm im vorigen Jahr einen öffentlichen Angriff in einer Schmähschrift, die er indessen nicht gelesen hat, zugezogen, dessen er nur darum hier erwähnen mufs, weil der Vorwand des Angriffs aus diesen Jahrbüchern hergenommen ist. Er will hier den Lesern der Jahrbücher in Beziehung auf seine Anzeige des 2ten Theils des Archivs die Vorrede mittheilen, um eine unangenehme Materie nicht doppelt behandeln zu müssen, und zugleich, damit Jedermann wisse, dafs er

Digitized by Google

wie bisher, ohne auf persönliche Streitigkeiten einzugehen, seinen Weg fortsetzen wird. Die Vorrede ist folgende:

Eine Schmähschrift gegen seine Person, welche das Archiv veranlafst hat, von einem bekannten Gelehrten, dem Hofr. Heeren in Göttingen, kennt der Unterzeichnete dem Titel nach nur aus einer politischen Zeitung (denn gewissen Leuten oder ihren Creaturen ist kein Mittel zu klein). Diese Schrift würde er gelesen und ernstlich widerlegt haben, weil ihr Verf. ein für unsere Zeit und Literatur sehr bedeutender Mann ist, wenn er nicht erfahren hätte, dafs der Herr Hofrath, statt die gründlichen Artikel des Dr. Bercht zu widerlegen, des Unterzeichneten Person angreife, weil er in den Heidelberger Jahrbüchern gesagt hatte, jene Artikel hätten ihn überzeugt, dafs schriftstellerische Eitelkeit und Sucht zu glänzen die ärgsten Feindinnen der Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Treue, Einfalt seyen, die er für die ersten Pflichten und Eigenschaften des Geschichtschreibers oder Lehrers der Geschichte halte. Es ist freilich wahr, der Unterzeichnete hätte seinen Abscheu vor der Art Geschichte, die der Herr Dr. Bercht in jenen Aufsätzen ihres Schimmers entkleidet und nackt hingestellt hatte, weniger hart aussprechen können; aber Schmähung war das, was er sagte, darum noch nicht, so lange nicht das, worauf er sich berief, widerlegt war. Uebrigens will er einmal annehmen, was doch nicht wahrscheinlich ist, es wäre dem Herrn Hofrath und Ritter gelungen, in jener Flugschrift seinem Publicum zu beweisen, dafs der Unterzeichnete ein schlechter Mann sey: wären dadurch des Dr. Bercht Gründe, die ihn und viele Andre überzeugt und zum Unwillen gereizt hatten, widerlegt? Würde nicht vielmehr diese Methode, die Gründe, Belege, Beweise zu ignoriren, Alles, was er von leerem Hochmuth, Sophistik, Redegeklingel etwa sagen konnte, bestätigen? Ward doch er statt des Dr. Bercht angegriffen, obgleich Jedermann in Heidelberg weifs, auch er selbst dem Hofrath Dahlmann in Göttingen und Andern geschrieben und sogar öffentlich erklärt hatte, dafs der erste Aufsatz ohne sein Wissen gedruckt sey? Den zweiten Aufsatz des Dr. Bercht hat der Herr Hofrath selbst hervorgerufen und der Unterzeichnete hat ihn gesehen, ehe er abgedruckt war, hat aber auch kein Wörtchen hinzugesetzt. In dem heftigen Ausdruck seines Unwillens über die vom Dr. Bercht aufgedeckte Sophisterei und Augendienerei bedarf nur ein Ausdruck, den er gebraucht hat, vielleicht für die Schwachen und Blödsichtigen einer Erklärung. Dies ist der, wo er sagt, die von ihm getadelten und verabscheuten Lehrer, so berühmt sie seyn möchten, betrögen die Jugend um die Erkenntnifs. Jeder Verständige wird einsehen, dafs dies nichts anderes heifsen kann, als sie gäben Worte statt Sachen, Schatten statt Seele, und erschütterten durch Rhetoren- und Sophistenkünste die heilige und ewige Wahrheit voller und inniger Ueberzeugung, die niemals heute dies und morgen etwas anders eingeben kann. Er hört von seinen Freun-

den, dafs sich der Hofrath Heeren in Rücksicht der Wahrheit und Aechtheit seiner Lehre auf die Beweise der Zufriedenheit seiner Obern beruhe, die er trage, also wohl auf den Orden. Um solchen Trost beneiden wir Niemand; nur freut sich der Unterzeichnete, bei der Gelegenheit zu erfahren, dafs in Hannover doch Orden auch für Aufrichtigkeit und Wahrheit ertheilt werden.

Zur Vertheidigung seiner Person würde der Unterzeichnete kein Wort hinzusetzen, auch wenn er des Herrn Hofrath und Ritter Schmähschrift gelesen hätte: denn wem könnte an einer unbedeutenden Persönlichkeit etwas liegen, wenn jene Künste, gegen die er sich bitter und hart erklärt hatte, über Aufrichtigkeit, Gradheit, deutsche Treue, die er vertheidigte, wirklich obsiegten? Selbst diese Vorrede hätte er nicht einmal geschrieben, wenn er nicht gern hätte sagen wollen, dafs er dadurch, dafs er seinen Widerwillen und Abscheu gegen die ihm aus Dr. Berchts Aufsätzen durch Belege und Beispiele zuerst bekannt gewordene Manier, Flitter für Gold zu verkaufen, aussprach, die Gelehrsamkeit und anderweitigen Verdienste des Herrn Hofrath und Ritter gar nicht habe angreifen wollen.

Damit die Leser sehen, dafs auch der Dr. Bercht keine Feindschaft gegen den berühmten Professor nährt, wollen wir aus dem Zusatz, den er der Vorrede des Unterzeichneten beigefügt hat, nur eine einzige Stelle ausheben. Er sagt: Zweitens klagt Herr Hofr. Heeren, eine Stelle im zweiten Bande des Archivs wiederum auf sich deutend, dafs er das Ende unserer Angriffe wohl nicht erleben werde. Er hat es schon erlebt. Das Archiv wird seiner ohne Noth nicht mehr gedenken Wie langweilig auch, wenn wir unsern Lesern in jedem Bande einen Artikel über den Herrn Hofr. Heeren auftischen wollten! Dann könnte er mit einigem Rechte sagen, das Archiv sey gegen ihn gerichtet. Aus diesem Grunde ist sogar einer Reihe von Briefen über die Ideen, die uns ein bedeutender Gelehrter eingesendet hatte, die Aufnahme versagt worden, obgleich sie mit Geist und Geschmack geschrieben waren. Wir hören, dafs sie anderswo erscheinen werden.

Ungezogene Angriffe eines — Laien kann man füglich ignoriren. Wahrlich eine schöne Pietät, die sich in rohen Schimpfwörtern Luft macht! Wir zum wenigsten müfsten den Anchises bedauern, der an solchem Aeneasdienst sein Wohlgefallen hätte.

So weit der Dr. Bercht. Wir fahren jetzt fort, den Inhalt dieses dritten Bandes anzugeben. Von Seite 254—358. findet sich ein Aufsatz unter dem Titel: Beitrag zur innern Geschichte von Arragonien, den der Verfasser dieser Anzeige vor dem Druck mit dem gröfsten Interesse gelesen und den er mit Vergnügen aufgenommen hat. Er hofft, das Publicum wird mit ihm in dem Urtheile übereinstimmen, dafs der Verfasser des Aufsatzes zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Solche Bestimmtheit der Begriffe und solcher Tact wird sehr selten bei unsern jüngern Schriftstellern gefunden. Der Ver-

Digitized by Google

Apples, the Best Six Dessert, Six Kitchen, Six Cooking, Six Culinary Vegetables, Six Salads, Six Herbs, Six Flowers for Cutting, Six Flowering Plants, Six Foliage Plants, Six Stove Plants, Six Greenhouse Plants, Six Hardy Climbers, Six Hardy Ferns, Six Hardy Grasses, Six Hardy Trees and Shrubs, Six Hardy Evergreens, Six Hardy Annuals, Six Hardy Biennials, Six Hardy Perennials, Six Hardy Bulbs, Six Hardy Herbaceous Plants, Six Hardy Alpine Plants, Six Hardy Rock Plants, Six Hardy Water Plants, Six Hardy Bog Plants, Six Hardy Wall Plants, Six Hardy Shade Plants, Six Hardy Sun Plants, Six Hardy Wild Flowers, Six Hardy Garden Flowers, Six Hardy Cultivated Flowers, Six Hardy Native Flowers, Six Hardy Exotic Flowers, Six Hardy Naturalized Flowers, Six Hardy Introduced Flowers, Six Hardy Indigenous Flowers, Six Hardy Foreign Flowers, Six Hardy Colonial Flowers, Six Hardy Tropical Flowers, Six Hardy Subtropical Flowers, Six Hardy Temperate Flowers, Six Hardy Arctic Flowers, Six Hardy Antarctic Flowers, Six Hardy Mountain Flowers, Six Hardy Valley Flowers, Six Hardy Plain Flowers, Six Hardy Hill Flowers, Six Hardy Coast Flowers, Six Hardy Inland Flowers, Six Hardy Lowland Flowers, Six Hardy Upland Flowers, Six Hardy High

Ueber die Moral. Nach dem Französischen des Malebranche von K. Ph. Reidel, Dr. der Philosophie und Prof. am Gymnasium zu Bruchsal. Heidelberg, 1831.

Der Hr. Uebersetzer dieser Schrift verwahrt sich zwar in der Vorrede dagegen, seine eigene Lebensansicht darin zu geben, er hält jedoch ihren Ideengang für wichtig genug, um wieder darauf aufmerksam zu machen; denn ein wissenschaftlicher Geist herrsche darin, ja sie müsse ihrer Tendenz nach „für die reinste Entwickelung der christlichen Moral angesehen werden." Rec. kann in allem dem nicht der Meinung des Uebersetzers seyn, und bedauert, dafs er seine Mühe auf eine Schrift verwendet hat, die der Erinnerung und Aufbewahrung nicht werth ist. Der darin herrschende wissenschaftliche Geist ist wenig mehr als logische Consequenz aus Principien, welche für uns ganz der Geschichte angehören, und hier noch dazu nur vorausgesetzt werden. Philosophisch steht die ganze Darstellung völlig aufserhalb der gegenwärtigen Entwickelungsreihe der Ethik. Den christlichen Charakter derselben aber weifs Rec. eben so wenig zu finden, es wäre denn, dafs man ihn in die religiöse Begründung des Princips setzen wollte; denn die Durchführung zeigt vielmehr etwas Steifes und Beschränktes, worin sich der lebendige, freie sittliche Geist des Christenthums schlecht ausprägt.

Das Princip, von dem Malebranche ausgeht, ist das der göttlichen Ordnung, die wir erkennen, weil die menschliche Vernunft ein Theil der allgemeinen göttlichen Vernunft ist, die höchste oder einzige, alle andere in sich begreifende Tugend ist Liebe zur göttlichen Ordnung. Zwar haben sich ähnliche religiöse Principien in der theologischen Moral fast zu allen Zeiten wieder gefunden, aber immer hat eine schärfere philosophische Kritik auch gezeigt, dafs wir erstens ein ganz leeres, formales Princip darin haben, da, was göttliche Ordnung sey, erst im einzelnen Fall beurtheilt werden müfste, das sittliche Handeln also daraus unmittelbar gar keine Bestimmung erhält, zweitens aber auch gar keinen sittlichen Zweckbegriff darin erhalten, da die göttliche Ordnung schon seyn mufs, und nicht erst der Gegenstand eines Sollens seyn darf.

Ferner die Freiheitslehre, und damit auch die Zurechnung, liegt ganz im Dunkeln. Die Freiheit des Geistes wird neben die Stärke des Geistes gestellt. Die Stärke des Geistes ist die Kraft der Aufmerksamkeit im Nachdenken; die Freiheit des Geistes ist die Kraft, seine Zustimmung, theils im Erkennen, theils im Lieben zurückzuhalten. Stärke und Freiheit des Geistes werden durch Uebung gestärkt und zur Gewohnheit. Auf solche Freiheit die sittliche Zurechnung zu gründen, ist natürlich unmöglich und wird von M. auch gar nicht unternommen und die Zurechnungslehre fehlt eigentlich ganz. An einer andern Stelle ist zwar von einem Unterschied zwi-

Digitized by Google

Kirch, Philologisch-Archäologisches Lexikon. Bearbeitet von Dr. Hermann Kirch. Leipzig, Verlag von Wilhelm Violet, 1900. 8°. 1 Bl., 1 Porträt, 1 Bl., 1 Vorwort, 1 Bl., 1 Inhaltsverzeichnis, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Abkürzungen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Mitarbeiter, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Illustrationen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Tafeln, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Karten, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Pläne, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Abbildungen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Literatur, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Quellen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Personen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Orte, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Sachen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Namen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Zahlen, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Daten, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Maße, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Gewichte, 1 Bl., 1 Verzeichnis der Münzen

selbstständigen Herzogthume und die Geschichte der 50, oder, bei der neuen Ausgabe, 56 Jahre, die seit jener Erhebung verflossen, ist der eigentliche Gegenstand des Buches. Zwar enthält es nämlich eine allgemeine Geschichte Oldenburgs von den frühesten Zeiten an: aber die Darstellung der Ereignisse vor 1773 bildet doch gleichsam nur die Einleitung zu der Erzählung der Begebenheiten seit diesem Jahre. Namentlich ist es die Regierung des letzten Herzogs, Peter Friedrich Ludwig, welche mit viel gröfserer Genauigkeit und Weitläufigkeit behandelt wird, so dafs die Geschichte der 44 Jahre, die jener Fürst zusammen (erst als Administrator im Namen seines geisteskranken Vetters, des Herzogs Peter Friedrich Wilhelm, dann als Herzog im eignen Namen der Regierung vorstand) von den 215 Seiten, die das Buch umfafst, gerade 100 einnimmt. Aber nicht nur in räumlicher Beziehung zeichnet sich dieser Theil des Buches vor den anderen aus, sondern auch dadurch, dafs hier vorzüglich der Verf. selbstständig auftritt. Denn während bis zum Jahre 1733 sein Buch nur in einem kurzen Auszuge aus dem bekannten Werke Halem's über die oldenburgische Geschichte besteht, sind es von da an eigne Forschungen und seit 1800 eigne Anschauungen, aus denen der Verf. schöpfte. Wenn daher das Buch überhaupt durch die zweckmäfsige Auswahl der Begebenheiten und die fafsliche Weise der Darstellung namentlich für Nichtgelehrte eine sehr brauchbare Uebersicht der oldenburgischen Geschichte darbietet, so hat dieser letzte Theil auch höheren, wissenschaftlichen Werth, und mufs unter die Urquellen der oldenburgischen Geschichte eingereiht werden. Freilich möchte man leicht versucht seyn, die Unpartheilichkeit des Zeugnisses in jener Geschichte des letzten Herzogs, der Verhältnisse des Verfassers wegen in Zweifel zu ziehen; denn es ist ein Beamteter und zwar ein von dem Regenten, dessen Geschichte er schreibt, hochgestellter Beamteter, der selbst einen rühmlichen Antheil an der Verwaltung nahm, welcher das Zeugnifs giebt. Allein erstens ist bei einer Regierung, wie die Peter Friedrich Ludwig's war, überhaupt ein solches Verhältnifs für die Wahrheit viel weniger bedenklich, als es in den meisten anderen Fällen seyn würde, da während dieser Regierung wirklich so viel Gutes geschah, der Regent wirklich ein so würdiger, von Fürstenlaunen freier Mann war, dafs selbst sein ergebenster Anhänger sich nicht leicht versucht fühlen wird, mehr als die Wahrheit zu sagen, um das Andenken seines Gönners bei der Nachwelt mit Lob zu schmücken. Zweitens mufs man nur das Buch von dem richtigen Standpunkte aus betrachten, um ihm sogar dann, wenn vielleicht, dem Verf. selbst unbewufst, seine Anhänglichkeit einigen Einflufs auf seine Darstellung geübt haben sollte, seine Bedeutung zu sichern. Man mufs es ansehen gleichsam als die Rechenschaft, welche ein hoher Beamteter in gedrängter Kürze ablegt im Namen des Herzogs über das, was während seiner Regierung geschehen, über die Anwendung der in seine Hände niedergelegten Gewalt. So stellt sich

auch das Buch in seiner äufseren Form dar. Ohne je in einzelne Umstände, selbst bei den wichtigsten Begebenheiten einzugehen (wie denn z. B. die interessanten Versuche der Oldenburger im J. 1813, sich durch eigne Kraft zu befreien, kaum eine der sehr kleinen Seiten des Buches füllen), ohne ein Urtheil über die Handlungen des Regenten zu fällen, ist es eine treue, vollständige Aufzählung seiner Regierungsacte, gerade nur so umständlich, dafs auch der mit den einzelnen Verhältnissen weniger bekannte Nicht-Oldenburger die Beschaffenheit jedes derselben erkennen und würdigen kann. Das Buch schliefst mit dem Tode des würdigen Herzogs und mit dem Regierungsantritte seines Sohnes und Nachfolgers, womit zugleich die herzogliche Regierung endet, indem dieser sich den grofsherzoglichen Titel beilegte, den schon der wiener Congrefs 1815 dem Regenten Oldenburgs zugestanden, der vorige Herzog aber weder damals für seinen Curanden, noch später bei seinem eignen Regierungsantritte für sich selbst angenommen hatte. Diesen Zeitpunkt hält aber der Verf. für um so geeigneter, die Gränze seines Werkes zu bilden, als, wie er sagt, mit ihm die Zeit gekommen ist, in welcher die verheifsene landständische Verfassung in's Leben treten wird, welcher er durch seine Geschichte, namentlich seine Darstellung der fortschreitenden Entwickelung in den inneren Rechtsverhältnissen gleichsam eine historische Basis in den Gemüthern geben wollte.

Mittler.

Ueber Faraday's neueste Entdeckung. Zur öffentlichen Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften am 28sten März 1832. von Fr. W. J. v. Schelling u. s. w. **31 S. 8.**

Faraday's neueste Entdeckung über die Hervorrufung der Elektricität durch Magnetismus ist allerdings wichtig genug, um in einer öffentlichen Sitzung jeder Akademie mitgetheilt zu werden, um so mehr, da nicht alle Mitglieder auf jede neue Erfahrung gleichmäfsig aufmerksam seyn können. Sicher wird man auch den kurzen Vortrag darüber allgemein mit Vergnügen gehört haben, insbesondere da Hr. v. Schelling bekanntlich die Kunst der blühenden Rede besitzt, und es sehr in seiner Gewalt hat, die interessanteste Seite eines Gegenstandes nicht blos hervorzuheben, sondern auch das Ganze mit vielen die Phantasie anregenden Bemerkungen zu durchweben. Die Wissenschaft hat übrigens nichts durch diese Mittheilung gewonnen, indem sie nicht über die Nachricht im österreichischen Beobachter hinausgeht, die nichts weiter sagte, als dafs die lange vergebens gesuchte Umkehrung des wichtigen Oersted'schen Versuches dem scharfsinnigen Britten endlich gelungen sey; selbst von den durch Nobili construirten Apparaten, viel weniger von den in Paris gleichzeitig zur Prüfung

benutzten, wird irgend eine Notiz mitgetheilt. Inzwischen müssen dennoch die teutschen Physiker dem gefeierten Philosophen danken, dafs er durch Hervorhebung der Wichtigkeit solcher Entdeckungen dem einflufsreicheren Publicum zeigt, wie vortheilhaft es seyn würde, wenn die experimentirenden Naturforscher in unserem lieben Vaterlande nicht gröfstentheils mit so dürftigen Hülfsmitteln versehen wären, dafs es auch den fleifsigsten unmöglich wird, mit den Ausländern gleichen Schritt zu halten; denn der geistreiche Davy würde die Allgewalt der Volta'schen Säule schwerlich so frühe schon aufgefunden haben, wenn ihm nicht von Anfang an solche Riesenapparate zu Gebote gestanden hätten. Um so weniger aber kann Ref. den Vorwurf ungerügt lassen, welchen Hr. v. Schelling den teutschen Physikern, die in den letzten zwanzig Jahren fast allein das Wort führten, S. 31. macht, „nämlich dafs nach ihrer Ansicht in einer möglichst geist- und gedankenlosen Empirie das wahre Heil zu suchen sey;" vielmehr hat Ref. sich durch persönliche Bekanntschaft mit den bedeutendsten Naturforschern des Auslandes zur Genüge überzeugt, und kann durch lebhaften mit ihnen bis zur Stunde unterhaltenen Briefwechsel nachweisen, wie sehr jene den Fleifs und Scharfsinn der teutschen Gelehrten schätzen, und wie innig sie bedauern, ihrer Sprache nicht genügend mächtig zu seyn. Der verstorbene Gilbert wird namentlich durch Hrn. v. Schelling in dieser Beziehung genannt, und vermuthlich bezieht sich auch auf ihn die Frage, „welche namhafte Erweiterung die Wissenschaft ihnen verdanke." Zwar hat sich Gilbert seiner Zeit durch keine eigentlich neue und ausgezeichnet wichtige Entdeckung berühmt gemacht, allein dennoch hat er der Wissenschaft viel und selbst noch mehr, als durch einen solchen einzelnen Fund geschehen konnte, wesentlich genützt, indem er sich mit Ernst und Nachdruck dem Irrwahne entgegensetzte, welcher damals sich über einen grofsen Theil von Teutschland zu verbreiten drohete. Denn was würde aus der geistigen Bildung und den wissenschaftlichen Leistungen unsers lieben Vaterlandes geworden seyn, wenn die statt einer richtigen und gesunden Naturphilosophie Ueberhand nehmenden phantastischen Verirrungen in den mystischen Aberglauben an Wünschelruthe, Wasserfühlen, Schwefelkiespendelschwingungen, magnetische Polarität des menschlichen Körpers, ungeometrische Vermengungen von Polen, Kreisen und Ellipsen u. s. w. u. s. w., deren einstige Wiederkehr nach Verlauf eines Jahrhunderts P. Bayle richtig vorausprophezeihet hatte, ganz allgemeinen Eingang gefunden hätten.

Muncke.

Leipzig, b. Reclam. Das Wesen des Rationalismus und das Verhältnifs desselben zur christlichen Kirche und zum christl. Staate. Ein theologisches Votum, zunächst mit Beziehung auf die Schriften Dr. Bretschneiders und Dr. Ullmanns. Zugleich eine Denkschrift zur dritten Jubelfeier der Augsburg. Confession. — Von Dr. Andreas Gottlob Rudelbach, Superintendent, Consist. Rath u. Pastor Primarius zu Glauchau. 1830. 164 *S. in* 8.

Kurz zuvor, ehe Rec. diese nach dem Titel zu drei- oder vierfachem Gebrauch gegen das — Unwesen des Rationalismus bestimmte Schrift zu lesen bekam, ergötzte er sich an einer Anekdote, welche Leibnitz in einem Brief an die Gräfin Kilmansegg (s. *Recueil de div. Pièces sur la Philosophie, Religion naturelle &c. T.* II. *p.* 45.) aufbewahrt hat. L. will zunächst sich selbst in seiner Controvers mit Newton, und somit auch Jeden, welcher gerne Leibnitzischer Geistesverwandter seyn möchte, durch eine sehr wahre Ironie von irgend polemischer Heftigkeit abwarnen. Ein ehrsamer Schustermeister zu Leyden erschien in jeder Disputation (aufmerksamer als wohl jetzt oft von Sachverständigeren zu geschehen pflegt), und war dabei nach seinen Mienen

*) Gegenwärtig von der Facultät zum Redactor des theologischen Antheils an den Jahrbüchern gewählt, werde ich für mich selbst hauptsächlich auf Schriften Rücksicht nehmen, aus deren Beurtheilung die verschiedenen Standpunkte, von denen aus die Theologie bearbeitet wird, erkennbar werden. Daher vornämlich meine ausführlichere Recensionen von Dr. Olshausens Commentar über die 3 Evangelien, als einem Beispiel von Verwendung guter philolog. Vorkenntnisse auf ein nach mystischer Methode gebildetes Exegesiren; von Usteri's paulinischem, nach Dr. Schleiermachers Dogmatik betrachtetem, Lehrbegriff, von Steigers Antirationalismus gegen die Wegscheiderische Dogmatik und von der Hengstenberg. Christologie. Daher auch jetzt diese Blicke auf einen noch heftigeren Ausfall des bis zum Irrationalismus gesteigerten Supernaturalismus.

nicht selten gar sehr belustigt. Bekanntlich waren damals dergleichen akademische Uebungen noch nicht ein blofses *Pro-forma*, sondern öffentliche Prüfung der Sachkenntnisse und Geistesgewandtheit für Respondenten und Opponenten (die sich es gewöhnlich in unsern Zeiten bequemer zu machen pflegen). Je heftiger gefochten wurde, desto sichtbarer schien der Meister Cordonnier zu merken, wer Unrecht habe oder vom Gegner stark getroffen sey. Endlich einmal fragt ihn ein Bekannter: ob Er denn Latein genug verstehe? — „Kein Wort! Aber ich freue mich, wenn Einer einen tüchtigen Hieb bekömmt." — Und wie wisset Ihr denn dies, Meister! fragte natürlich der Freund. — „Je nun! Dazu habe ich ein gutes Mittel. „Der Freund war noch neugieriger. Der Schustermeister — (unsere Theosophen kennen ja seit Jakob Böhme allgemein die Verwandtschaft dieses Metier mit der höhern Geisterkunde!) — war nicht karg, seine psychologische Wahrheitsprobe zu verrathen. *„C'est, que quand je vois à la mine de quelqu'un qu'il se fâche et qu'il se met en colère, je juge, que les raisons lui manquent."* (= Sehe ich einem am Gesicht an, dafs er verdrüfslich wird und in Zorn kommt, so merke ich, dafs es ihm an Gründen fehlt.)

Der Hr. Pastor Primarius zu Glauchau, dessen Denkschrift wir zu beleuchten haben, versichert oft und viel „den Kampf im Namen des Herrn zu führen, so dafs er sich an Dessen Streit- und Ehrentage [der also jetzt eingebrochen seyn müfste?] nicht verstecken wolle. S. 82. Die zwei Stichwörter, Toleranz und Aufklärung, die nur durch ihre Beziehung auf die christliche Liebe und Wahrheit [des Verfs.?] ihre wahre Bedeutung erhalten, seyen aufserdem ein teuflisches Blendwerk (S. 95.), die Gewissen der Christen einschläfernd, so, dafs sie „den Feind [den Rationalismus, d.i. die Wahrheitforschung, welche möglichst vollständig die ganze menschliche Rationalität oder Grunderkenntnifskraft, auch auf die Religion anwendet] innerhalb der Mauern aufnahmen, der nun, ein zweiter

Sinon, jubelnd die Brandfackeln schwinge" — [wogegen demnach Hr. R. das christliche Troja als ein zweiter Laokoon nach Aeneid. II. zu sichern sich unterwunden hat!]

Je weiter die Feder des Verfs. in diesem einseitigen Zweikampf vorwärts sich bewegt, desto mehr rückerinnert Er sich [aus den Jugendjahren?] dafs man „in der Schule nur mit Floretten fechte" (S. 97.), und denkt auf „Hiebe, die an Fleisch und Bein kommen." Diese zu führen, geht Er von S. 116. in „den kleinen Krieg" über, gegen die (damals) neuesten Apologeten des Rationalismus, namentlich Dr. Ullmann und Bretschneider, [deren baldigen, rühmlich unerschrockenen Vorgang indefs Männer, wie Dav. Schulz und Cölln, wie Baumgarten-Crusius und Schott, wie Zimmermanns wahrhaft allgemeine Kirchenzeitung, Röhr, Fritzsche zu Rostock u. A. mit motivirten Beistimmungen, und so viele andere durch laute Anerkennung geehrt haben, während der Verf. vorsichtig genug des zu allererst nach seiner Redlichkeit aufgetretenen Dr. Neanders Gründe „mit dem Schwerdt seines Geistes," S. 160, nicht berühren mochte, gegen Fritzsche in Halle aber mit jener Demuth abspricht, die Er gewifs nicht von Christi Geist gelernt hat.] Zwar scheint nun dem Hrn. Primarius alles, was von der rationalen Seite herkommt, ohnehin zum voraus bald miserabel, S. 135, bald federleicht, S. 147. Dennoch hätte Er grofse Lust, den kirchlichen Bindeschlüssel (S. 119. 123.) wider die, welche Er angreift, zu gebrauchen; was freilich das leichteste Mittel zum Siegen für Ihn seyn möchte, weil ein eigentlicher Bindeschlüssel nur, wenn ein Kerkermeister Gefangenen Ketten anlegt, statt findet. Der gelehrte Verf. ignorirt nämlich dabei in seinem Eifer, dafs, wie längst durch die (verwünschte?) Berichtigung einer nur altbischöflich-orthodoxen und aus der römischen Angewöhnung auch in die Schmalkaldischen Artikel herübergekommenen Bibelauslegung bekannt ist,

der kanonische Mifsbegriff von einem bindenden Schlüssel Petri aus der pseudorationalen Vermischung zweier verschiedener Metaphern, des Bildes vom Binden (Verbindlichmachen, Röm. 7, 2. Apg. 20, 22. ὀργοζλυειν, ungültigmachen, Mt. 5, 19. Joh. 5, 18. 7, 23. 10, 35.) und des von Schlüsseln, d. i. von dem evangel. Pflichtauftrag, hereinzuführen in das Himmelreich (Mt. 16, 19. Vgl. Jes. 22, 21.) — entstanden ist. Was ignorirt man aber nicht, wenn man des heiligen Zelus voll sich fühlt (= *quand'on se fâche et se met en colère*). Begegnet doch dem (ohne Zweifel auf sächsischen Schulen philologisch besser unterrichteten) Verf. das Unglück, den Rationalen eine ψευδονύμη γνωσις, S. 63, vorzuwerfen, wogegen diese im schlimmsten Falle nur eine ψευδωνυμος γν. haben zu können, versichern werden.

Um dergleichen Merkmale oder Flecken einer „höheren Auslegung im Geiste" unbekümmert, schreitet der Kämpfende oder in die Luft streichende (1 Kor. 9, 26.) immer rascher voran, um gegen „den Kopf- und bodenlosen Sophismus" S. 136. als eine falsche Lehre, welche [ungeachtet sie noch nie eine fleischliche Machthülfe statt der gründlichen Lehrfreiheit für sich begehrt hat] „fleischlichen Wesens und Ursprungs, so wie fleischlicher Art sey (S. 128.), nicht mit fleischlichen Waffen (S. 126.) zu streiten. Sollte Hr. R. nicht wenigstens die eckelhafte Geschmacklosigkeit empfinden und scheuen, welche bei diesem gehäuften, rohen Wiederholen eines occidentalisch indecenten und selbst im Criminal-Wörterbuch von Fleischessünden antiquirten Ausdrucks solche Leser, die eine reinere Kanzelberedtsamkeit lieben, wahrhaft aneckeln mufs. Er meint aber vielmehr, alles im Lichte des [ihm eigenen?] Geistes würdigend, S. 154, die rationalistische Theologie mit ihrem marktschreyerischen Inhalt in ihrer ganzen Armuth und Nacktheit (!) dastehen zu sehen, sich selbst aber zu diesem naiven Anblick

Digitized by Google

mit der Geifsel der Satyre S. 155. mehr lustig als ernsthaft *[in pontificalibus?]* hingestellt zu haben.

Nicht etwa nur der Schustermeister von Leyden, sondern, da der Verf. in seiner Art von Kanzelrhetorik deutsch geschrieben hat, wahrscheinlich ein grofser Theil seiner Leser wird schon wegen dieses zelotischen Tons und Gangs der ganzen Denkschrift in aller Demuth (S. 56.) sich zu denken erlauben: Sie declamiren, mein Herr! mit den bekannten Wendungen des frömmelnden Dialekts der Alleinbegnadigten; Sie ereifern sich aber zugleich erstaunlich in ihrer immer vom Herrn abgeleiteten Kampflustigkeit. Ist diese (fleischliche?) Heftigkeit Ihnen (S. 126.) „die Besiegelung des Geistes und die Kraft Ihres Glaubens, welcher doch die Welt überwinden soll." Sie behaupten, zum Schlufs des Ganzen, S. 163, mächtiges Vertrauen zu dem, der Sie (so?) ausgerüstet habe „mit den Waffen der geistlichen Ritterschaft." In Einem Athem rühmen Sie sich, wenig zu achten des „Tobens der Feinde" (wovon wir doch noch keinen, Ihrer nach S. 114. „leidenschaftlosen" Prüfung ähnlichen, Laut gehört haben!) und reden dann ganz rührend von dem überschwenglich eingehauchten Trost, wenn Sie und Ihresgleichen vom Herrn mächtig gemachte geistliche Ritter *manchmal unterliegen zu müssen scheinen.* Leicht könnte dieses zelotische Galimathias daran schuld seyn, dafs aus dem Scheinen immer mehr bei allen, die rings um uns her ruhig und verständig denken, Ernst wird. *Quand nous voyons quelqu'un, qui se fâche, qui se met en colère, nous jugeons, que les raisons* (der volle Gebrauch der Rationalität) *lui manquent.*

Wer noch nicht tiefer in die Sache selbst hineingeht, wer sogar den bald trotzigen bald verzagten Streitton gegen den „Rationalismus als gegen ein Werk des Teufels und eine Empörung im Gottesreich" (S. 138.) gerne der aufgereizten Partheiliebe des Verfs. verzeihen

möchte, der wird doch durch alle die Stellen desto aufmerksamer werden, wo Er die ihm verhafste Vereinigung zwischen Vernunft und Schrift, zwischen allgemein erkennbarer und historisch positiver Christusreligion, mit offenbar absichtlicher Inconsequenz bald äusserst verächtlich gemacht, bald höchst gefährlich dargestellt haben will. Nach S. 114. soll „dem Rationalismus eine Trivialität ankleben, welche überhaupt jedes wissenschaftliche Streben von ihm ausschliefse und ihm einstweilen sogar das Fortschreiten bis zum consequenten Irrthum des Pantheismus unmöglich mache." —. Wohl dieser Trivialität, dafs ihr nicht die Genialität des Verfs. zu Theil wird, die, allzu unschuldig in ihrer Denkschwäche, schon durch den Kirchenglauben vor Pantheismus gesichert zu seyn meint.

Der Verf. versteht demnach, in dem Lichte des (Ihm eigenen) Geistes immer noch nicht, dafs allerdings allein der Rationalismus, durch sein Hervorheben der Spiritualität im Menschen, der unserm Zeitalter so nöthige Gegensatz gegen den Materialismus geworden ist. Er versteht nicht, dafs eben derselbe durch überweisendes Ableiten der wichtigsten Denk- und Willenswirkungen von der Individualität oder Ichheit der Menschengeister den Pantheismus, oder das Verwandeln alles des Einzelbestehenden in ein absolutes Eines, als — eine dem Selbstbewufstseyn widersprechende, und an sich ungenügende Hypothese zugleich durch ihre Ueberflüssigkeit beseitigt und auflöst. Nur weil die sich selbst klar und deutlich betrachtende Rationalität jene beide gewagte Fictionen eines auf kurze Zeit beliebt gewordenen speculativen Phantasierens in ihrer vermeintlichen Genialität stört und ihres denkstolzen Schimmers beraubt, versuchten es einige Dictatoren im Philosophieren, ob nicht die unverständigere Jugend und die Laienwelt von der wohlgeordneten Verständigkeit im Wissen und Wollen durch den vornehmtönenden Spott weggeschreckt werden könnte, dafs nichts trivialer sey als

Digitized by

der sogenannte kalte (das heifst, der weder phantastische noch empfindelnde) Verstand. Und weil es dem Verf. nur darum zu thun ist, alle erdenkbare Verächtlichkeit und Gehässigkeit auf den Rationalismus zu werfen und zu häufen, so findet Er es seinen Zwecken angemessen, auch von jenen Absprechern, deren Systeme Er sonst auf seinem Standpunct zum voraus, auch ohne sie zu verstehen, verdammen müfste, den etwa für die studierende Jugend berechneten Vorwurf der Trivialität oder Genielosigkeit zu borgen und als Makel auf das System der vor aller Eccentricität warnenden verständigen und vernünftigen Denkkraft (fleischlich?) hinzuschleudern.

Wer sich so unbedenklich alles, wenn es nur dem selbstgewählten „Feinde" irgend schaden zu können scheint, erlauben mag, der bedenkt und begreift dann ohnehin desto weniger, wie leicht der Kirchenglaube, wenn derselbe gerade so, wie der Verf. ihn ausgelegt wissen will, auf Eingebungs-Unfehlbarkeit gegründet wird, in einem Alles umfassenden oder verschlingenden Pantheismus zu verwandeln wäre. Denn ist Alles unmittelbare Eingebung, unmittelbare Gabe, unmittelbare Gnadenwirkung aus dem absoluten Einen, was wäre consequenter, als geradezu anzuerkennen, dafs alle die selbst, welche ohne jenes unmittelbare Eingeben, Kraftgeben, Gnadegeben, Nichts wären, und nur durch das unmittelbare Einwirken des absoluten Einen etwas sind oder werden, vielmehr gar nichts individuelles und geistig an sich bestehendes sind, sondern, ohne weitere Umwege, als unmittelbare Modificationen und partielle Selbstanschauungen des Einen Absoluten pantheistisch zu denken wären.

Käme der Hr. Primarius in Stunden des Nachdenkens je so weit, diese Folgerichtigkeit zu durchschauen und dann zu begreifen, dafs dagegen nur das bescheidene, doch nicht in Demuth sich zernichtende Festhalten an der menschlichen, wenn gleich nichtvollkommnen, doch kraftreichen und selbstständigen Ichheit die mate-

Digitized by

rialistische Selbsterniedrigung sowohl, als die pantheistisch zernichtende Selbstvergötterung, von den Denkgeübten und Denkglaubigen abzuhalten vermag; vielleicht würde Er dann doch die ruhig beobachtende und weiter forschende Besonnenheit des nicht überfliegenden, aber die nähere Wirklichkeit klarsehenden Rationalismus einigermafsen zu Ehren kommen lassen. Wenigstens um seiner eigenen philosophischen Ehre willen würde Er sich künftig hüten, die moralische Hochachtung der menschlichen, zur besten Anwendung all ihrer Kräfte sich verpflichtenden Ichheit als Egoismus, als materielle ungöttliche Selbsterhebung (S. 58.), ja, als das Princip der Sünde (S. 65.) verschreyen zu wollen. Achtung der Würde der Menschheit und Selbstliebe von Selbstsucht zu unterscheiden, lernt und lehrt man doch in einer christlich vernünftigen Kinderlehre. Man lernt aber dort auch, oder man sollte lernen, dafs man nicht einmal am Gegner die gerechte Selbstschätzung des menschlichen Ich für Hochmuth und Teufelartigkeit ausgeben dürfe.

Für jetzt hat es der Verf. seinen Zwecken gemäfser gefunden, die rationalistische Methode und Lehre, bald als das verächtlichste Unding, bald als eine der Kirche und dem Staat gefährliche Uebermacht, überall der Vorausverdammung preiszugeben. Auch nach dem zusammengedrängten Schlufssatz S. 161. ist der Rationalismus Ihm ein „so gehaltloses System, so rein ersonnen, um der Willkühr und Glaubensscheu Einzelner zu schmeicheln, dafs es nie einen eigenthümlich volksmäfsigen oder wissenschaftlichen Charakter annehmen könne." Ist dies, wozu ereifert sich denn Hr. Dr. R. so überschwenglich gegen das, was an sich Null wäre? Allerdings aber widerlegt Er über diesen nur angenommenen Schein, das rationale System wie unbedeutend wegschimpfen zu können, sich selbst.

Die unläugbare Offenkundigkeit nöthigt Ihn S. 68 ff., mit einem seiner halbgetreuen Mitkämpfer, dem Verf.

eines andern sogen. theologischen Gutachtens über Absetzung der Rationalisten, einzugestehen, dafs seit (wenigstens) 50 Jahren die rationalistische Denkweise in einem kirchlichen Besitzstande sey. Sie ist es in der ungefähr seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allmählich wieder protestantisch oder selbstprüfend gewordenen Evangelischen Kirche; und selbst innerhalb der deutschkatholischen Kirche ist sie es in einem gewissen Grade, in sofern es nicht fehlen konnte, dafs auch dort gerade die besten Köpfe die berichtigende Denkfreiheit im Philosophieren, Kritisieren, Exegesieren und in der Dogmengeschichte wetteifernd benutzten. Die Kraft des Geistes und der Rede aber verfehlt unmöglich, Platz für sich und einen immer mehr entschiedenen Besitzstand zu gewinnen. Und diesen erhielt die rationalere Theologie gewifs nicht blos durch akademische und pastoralische Lehrer, sondern bei weitem mehr durch die meisten derjenigen sogenannten Laien oder Nichttheologen, welche der Religionsüberzeugungen bedürfen und sie aufrichtig suchen, sie aber wahrhaftig durch das, was seit 1550 bis 1750. nach der (nun ohnehin durch die Kirchenunion beseitigten) Concordienformel tausendmal wiederholt worden ist, nicht mehr finden konnten. Dennoch wurden dieselbe seit der Freilassung des Forschens unter König Friedrich d. Grofsen vornämlich auch von nichttheologischen Denkern gesucht und gefunden, weil abermals, wie Luther von seiner Zeit (in einem Schreiben vom 19. März 1521. an seinen Churfürsten Friedrich, s. de Wette I, 577.) gesagt hat, eine Zeit eingetreten war, wo man in all der etwas cultivirteren Welt anhob, zu fragen, nicht was, sondern „warumb" dies oder das gesagt sey.

Seitdem nach Wolf und (Reinbeck und) Baumgarten die Theologie nebst der Philosophie deutsch reden lernen mufste, seit in dem Deutschreden das scholastisch und afterpietistisch abgeschmackte in seiner ganzen ungeistigen Geschmacklosigkeit immer mehr der theilneh-

menden Lesewelt auffallend und unerträglich wurde, seit zugleich Friedrich der Grofse seine („fleischlich" unscheinbare?) Uebermacht durch geistige freie Bewegung aller Kräfte der menschlich gültigen Rationalität schuf und das Muster gab, wie nur durch schnelle Gedankenmittheilung, durch das ungehemmte Vorhalten des Dafür und Dawider, das achtsame Publicum in Staat und Kirche baldmöglichst das überzeugende und das brauchbare erkennen und anwenden lerne, da entstund freilich das verwünschte fragen: Warum? die Besitzergreifung der unabweisbaren Ratio, statt des Hängens an der persönlichen oder standesmäfsigen Auctorität (des: Wer?) und statt der durch ihre Verjährung *(praescriptio)* altersschwach gewordenen *Traditio* und *Consuetudo* eines blos gebotenen Was. Ja, da entstund das dem Verf. so verhafste, jetzt mit dem schönen Namen des Rationalismus benannte Unheil, durch dessen gar zu naiv erzählte Entstehungsgeschichte der Verf. aufs unbedachtsamste seinem ganzen Klage-Protest Sehnen und Nerven abgeschnitten hat.

Er bejammert nämlich (wie unklug und irrational!) den für den theologischen Rationalismus (ohne alle Gewaltunterstützung, also rein durch seine innere und eigenthümliche Ueberzeugungskraft) gewonnenen und sehr verbreiteten Besitzstand in der Kirche nicht läugnen zu können. Er bekennt zugleich S. 16, dafs Männer, wie Buddeus, Mosheim, Ernesti, Spalding, Jerusalem, Zollikofer, dazu stufenweise die Vorbereiter gewesen sind. Schon bei Buddeus, Mosheim u. And. habe sich doch bei Vertheidigung des Glaubens (an eine unfehlbare und deswegen für unmittelbar ausgegebene Offenbarungs Theologie) gezeigt, dafs „die ursprüngliche Glaubenskraft der Reformatoren im Sinken war." [Das heifst: Schon diese Männer waren in historisch exegetischer Gelehrsamkeit so gestiegen und zu philosophisch ästhetischer Bildung so getrieben worden, dafs sie das, worin die Reformatoren antipapistisch und antipatristisch

Digitized by Google

das Wahre gesehen und aus den Mifsbräuchen der mittelalterlichen Finsternifs hervorgehoben hatten, mit vielen neuen Gründen geltend erhielten und auch eine höchst nöthige Verbesserung des Predigtamts und der Pastoralstudien begannen, dafs sie aber auch mehr und mehr bemerkten, in wiefern die Reformatoren (theils aus Furcht, in ihrem unter der Tradition und der Scholastik aufgewachsenen Zeitalter nicht mehr für Christen gehalten zu werden, theils wegen der Unmöglichkeit, sich sogleich nach allen Seiten zu orientiren und auch wegen grofser Mängel in Sprachkenntnifs und Dogmengeschichte) vieles Feinere zu berichtigen und in den von den sogenannten Freidenkern mit Heftigkeit durchbrochenen Kreis der sonsther erkennbaren Wahrheiten miteinzuführen übrig gelassen hatten.]

Joh. Aug. Ernesti und seine Schule, fährt der Verf. fort, diente hernach dem Unglauben, unter dem Palladium des Immer-weiter-gehens und Hellermachenwollens zuerst zur Vormauer, zuletzt zur Schutz- und Trutzwaffe, so dafs [da freilich das exegetisch und historisch unrichtige am wenigsten als Grundlage von Glaubensartikeln fest zu erhalten ist] „alles tiefere christliche verflacht" [das heifst: verständlich gemacht], „durch Spalding, Jerusalem, Zollikofer aber in eine falsche Popularität aufgelöst" [oder vielmehr den denkenden sowohl als den empfindenden Gemeindegliedern verdeutscht = verdeutlicht und näher gebracht] wurde.

Begriff denn aber der Verf. nicht zum Voraus, dafs, wenn er diese Männer von allgemein anerkannter Vortrefflichkeit als Vorläufer und Vorbereiter der rationalen Theologie (leider! der Geschichte gemäfs) aufstellen müsse, und wenn Er nun als die Nachfolger derselben, wie Er S. 17. wirklich thut, nach Steinbart und Semler, auch Henke, Löfler, W. A. Teller und Herder nenne, ein jeder mit dem Geist der theolog. Literatur nur etwas bekannte Laie ihn sogleich fragen würde:

Wen haben denn nun Sie, mein Herr Antirationaliste! auf Ihrer Seite, von dem wir mehr als von jenen Vorzüglichen erfahren sollten, was auf Besitzstand in der nicht zum Nachbeten gestifteten evangelisch-protestantischen Kirche Anspruch zu machen habe?

Der Verf. erklärt selbst, dafs durch jene Vorgänge, also durch lauter unabänderlich hochgeachtete Vormänner, der Rationalismus herbeigeführt wurde. Er mufs zugeben, dafs derselbe in denen von ihnen zwanglos unterrichteten Generationen von Gemeindelehrern, und sofort bei einem grofsen Theil der überhaupt gebildeteren und geistreicheren Gemeindeglieder einzig durch verständige Selbstüberzeugung (ohne dafs Friedrich der Grofse irgend Religionsedicte oder Cabinetsordren für seine persönliche Religionsmeinungen zu geben gedacht hat) Eingang sich verschafft und das, was Er selbst Besitzstand nennt, erhalten habe. Auch mufs Hr. R. unstreitig zugeben, dafs der Rationalismus seinen Besitzstand in der Kirche niemals durch solche (nicht fleischliche?) Mittel, wie das Concordienbuch, nämlich durch die Wahl zwischen Unterschreiben oder Abgesetztwerden, und durch dogmatische Vereidungen erhalten, vielmehr gegen das im Besitz Veraltete nur durch sich und seine helleren Gründe geltend gemacht habe.

Alle auf den Gang der Dinge aufmerksame Gemeindeglieder wissen zwar gut, dafs wohl für die Theologie des Verfs., niemals aber für den Rationalismus das bekannte Sprüchelchen erscholl: Schreibt, lieber Herre, schreibt, damit Ihr bei der Pfarre bleibt! Wer eine solche Reihe von Männern, wie sie Hr. R. selbst aufzählt, von Mosheim bis auf Herder zu Vorbereitern seines kirchlichen Besitzstandes hatte, bedurfte, um bei den Verständigeren aufgenommen zu werden, weder der ministeriellen Absetzungsdrohungen noch der prinzlichen Begünstigungswinke. Fragen dann die zwanglos überzeugte Gemeindeglieder als sogenannte Laien, den Verf., an welche andere Gewährsmänner, die etwa jene

Digitized by Google

rationalistische Occupation eines Besitzstandes in der Kirche kräftig zu hindern vermocht hätten, Er sie zu weisen wüfste, so meint S. 69, „es genüge, auf Namen, wie J. A. Bengel, Oetinger, de Marées, Köster, Hegelmaier, Köppen in Rostock [?], Balle, Kleuker hingewiesen zu haben."

Meint nicht jeder Kundige, seinen Augen kaum trauen zu können. Der fromme und gelehrte Prälat Bengel (gestorben 1752.) hat wohl in seinem „Abrifs der sogenannten Brüdergemeinde" (1751.) sehr kräftig gegen Zinzendorfianer, als Ultra's im Supernaturalismus warnend geschrieben, gegen Rationalismus aber nie auf eigenthümliche Weise sich erklärt. Der Theosoph, Oetinger, der Liebhaber des *sensus communis* und der *Theologia vitae* eben so wenig; und mit des Verfs. Art von Orthodoxie hätte dieser geniale Mann auf keinen Fall übereingestimmt. Dem Dr. Hegelmaier zu Tübingen mufs Rec., als sein Schüler, nachrühmen, dafs Derselbe, wenn gleich den Fundamenten der Orthodoxie vertrauend, doch um je antirationalistisch zu werden, viel zu liberal und tolerant gesinnt war. Und gesetzt auch, die übrigen von den Genannten und noch ein ganzer Catalogus ähnlicher Namen, die Hr. R. S. 68. seine *testes veritatis* nennen möchte, hätten gegen das, was allmählich, nach dem Geiste der obengenannten theolog. Heroen, als rationale Theologie in kirchlichen Besitzstand kam, zu ihrer Zeit vor Notarius und Zeugen im Namen aller *obscurorum virorum* Protest eingelegt, was würden, wenn es um Personen und Auctoritäten zu thun wäre, dergleichen *Dii minorum gentium* auch dem Nichttheologen gelten, der die polemischen Zeitproducte derselben kaum noch im Moder der Bibliotheken suchen lassen könnte.

Desto schlimmer, wird Hr. R. ausrufen. Denn Ihm enthält nach S. 141. eben die Concordienformel (dieses nunmehr endlich überall, wo Union der Kirchen möglich werden sollte, beseitigte *Symbolum Discordiae)*

„die eigenthümlich lutherischen Principien von dem gänzlichen Unvermögen der Vernunft, ohne den Geist Gottes geistliches zu fassen. Und daher kommt es dann, dafs jenen Allgemeingeachteten nicht, desto mehr aber den Un-verständigen gerade das geoffenbart ist, was den Hrn Primarius als die ächte alte *Theologia regenitorum* (S. 148.) allein anspricht, und Ihm die neu einzuführende *Theologia ectypa* ist, welche ein (lithographirter?) Abdruck des göttlichen Wissens selbst, oder der *Theologia archetypa* seyn soll. Schade nur, dafs niemand das Creditiv sehen kann, vermöge dessen Hr. R. durch den Geist Gottes mehr geistliches und geistiges zu fassen erhalten habe, als Mosheim, Jerusalem, Spalding u. A., die denn doch auf jeden Fall, wenn sie nun einmal jenen bei dem Hrn. R. einheimischen Geist Gottes nicht erhalten hättten, auch wegen dieses (bedauernswürdigen?) Mangels nicht einmal verantwortlich seyn könnten.

Eine Probe von diesem Geist ist zunächst des Verfs. Entdeckung S. 147, dafs alles Unheil sich ungefähr von 1760. oder von der Zeit herschreibe, da „man an der geoffenbarten Wahrheit der (mosaischen) Schöpfungsgeschichte zu zerren und zu zweifeln anfing." Denen, die Ihm oder dem wegen seiner Bizarrerie und barsch ausgesprochenen Halbwahrheiten zum Orakel gewordenen Hamann glauben wollen, versichert Er S. 155. in diesem Geist: „es wäre leicht nachzuweisen, dafs die wahren Entdeckungen der Naturwissenschaften von Newton und Haller bis auf de Luc und Cuvier herab dieser Offenbarung die Fackel vortragen." Sein Geist, welcher, wie der hamanisirte, in der „Philosophie des Nichtwissens" besonders stark ist, weifs also nicht, dafs man nie eine naturwissenschaftliche Deutung jenes Schöpfungsliedes der Genesis möglich finden kann, wenn man nicht die sieben Tage, deren jeder doch ausdrücklich im Bibeltexte durch das Entstehen aus Abend und Morgen als ein natürlicher Tag

Digitized by Google

angegeben ist, in sieben grofse, lange Zeiträume und Epochen der Naturentwicklungen umdeutet. Auch wurde per allmählich soweit über unser einzelnes Sonnensystem hinausblickenden Himmelskunde dadurch keine Fackel vorgetragen, dafs in jener Schöpfungsoffenbarung neben Sonne und Mond die Sterne (dieses Heer von andern Sonnensystemen nebst denen wenigstens dem Mond weit überlegenen Planeten) im Vs. 16. nur wie ein unbedeutender Anhang genannt sind und überhaupt der Himmel nur noch wie ein um unsere Erde, als Centrum, „ausgedehntes Firmament" zu beschreiben war.

Dergleichen unverkennbare Beweise, dafs auch die Erkenntnisse Mose's und des prophetischen Alterthums gerade wie alle menschliche Einsichten und Wissenschaften, nicht wie Mittheilungen eines unfehlbar Wissenden gegeben, sondern nach der langsam allmählichen Steigerung der menschlichen Geister vom Unrichtigen zu Berichtigungen vorgerückt sind, scheinen jedoch dem Verf. nicht ganz unbekannt, nur aber in der Stille sehr unangenehm zu seyn. Dagegen hat Er denn — und dies ist der Hauptinhalt seiner Denkschrift — ein eigenthümliches Abwendungsmittel aller wissenschaftlichen Gegenbemerkungen und einen so ziemlich neuen Angriffsplan zu Vertreibung des Rationalismus aus der Kirche durch die Staatsregierungen zu erfinden unternommen. Er versucht auf die Evangelisch-protestantische Kirche anzuwenden, was Mr. de Mennais in neuerer Zeit für das (nichtgallicanische, vielmehr jesuitische) System der Römischen in Frankreich consequenter und beredter zur Schutz- und Trutzwaffe zu machen gesucht hat.

„Der Wissenschaft," meint Hr. R. (S. 146.), „soll ihre Ehre bleiben, so lange sie dem Geiste dient, der den Glauben und die Schrift eingegeben hat." Alle Wissenschaftslehrer mögen sich also merken, über dieses Ancillieren nicht hinausgehen zu wollen. (In Frankreich hatte man z. B. zu Strafsburg kurz vor dem Schlufs

Digitized by Google

der altbourbonischen Restauration noch Absetzung zu befürchten, wenn der Physiker die Geogonie nicht nach Genes. 1. darzustellen wufste. Wer weifs, wie weit es die Neubourbonische unter einem Unterrichts-Minister von dem Kenntnifskreis eines Girod de l'ain in dieser Unterjochung der Wissenschaften bringen könnte, wenn sie nur selbst erst in der Restauration mehr gesichert und von dem Ancilliren gegen die Charte mehr befreit wäre. Zu Speyer wurde einem protestantischen Professor der Geschichte, dem gelehrten Forscher, Neumann, vor wenigen Jahren kurzweg bedeutet, dafs er das Vertrauen der Regierung verloren habe. Und warum? Er hatte den Durchgang durch das rothe Meer unbedenklich durch Annahme einer verstärkten Ebbe und Fluth begreiflicher, also glaublicher gemacht, weil J. D. Michaelis dieses in den (sonst doch selbst den Römlingen nicht unbekannten) Anmerkungen zu seiner Uebersetzung schon 1775. nach protestantischer Lehr- und Ueberzeugungsfreiheit mit einer für Lehrgebote überflüssigen, an sich desto wissenschaftlicheren Gründlichkeit nachgewiesen hatte. Dagegen meinten die Freunde des bekannten „Speyerer Katholiken," dafs auch die Geschichte nur im Dienst ihrer infalliblen Kirchenthums-Exegese sprechen und ihr ancilliren müsse, den katholischen Gymnasiasten aber nicht einmal eine Möglichkeit gezeigt werden dürfe, Geschichtdata durch Vereinbarkeit mit der Naturkenntnifs glaublicher zu finden. Zu Zweibrücken wird sogar so eben noch der Gymnasial-Professor Zimmermann pfäffisch verfolgt, weil Er als Protestant in der Reformationsgeschichte die Nothwendigkeit, dafs die Reformatoren gegen die damals enormen Mifsbräuche — verbessernde Neuerer wurden, gezeigt hat und folglich dem Glauben an infallible Auctorität der Menschen nicht fröhnen, nicht ancillieren will.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Dr. *Rudelbachs Votum über das (Un-) Wesen des Rationalismus.*

(Beschlufs.)

Das blofse Dienen oder Ancillieren all der übrigen Wissenschaften gegen die Theologie (des Verfs.) versteht sich nach S. 157 ff. von selbst, weil „die Wechselwirkung zwischen beiden in einem Verhältnifs zwischen der höhern und der niedern Empirie und Speculation besteht, und es also klar ist (so schreibt der Verf. ungescheut!), dafs kein Widerspruch zwischen beiden statt finden kann, insofern die niedere nicht eine Transcendenz behauptet, die ihr nicht gebührt." Wonach sich also alle Wissenschaftlichen zu achten haben!! Will irgend die Wissenschaft auf die Theologie einen andern Einflufs haben, so ist dieses (Nichtancillieren) blos „eine doppelte ungläubige Ansicht, einerseits der fälschlich sogenannten Theologen, anderer Seits der Wissenden oder Zu wissen vorgebenden, als Versuch einer Auflösung des Geoffenbarten. (Es versteht sich also, Ihr Wissenschaften alle! dafs das Niedere der höhern Sphäre der Erkenntnifs nichts von Spuren möglicher und wirklicher Fehlbarkeit entgegenhalten darf; vielmehr hat es sich blos unterzuordnen und im Zusammenstimmen mit der höhern Wahrheit sein Heil zu suchen, so, wie es im Mittelalter Grundsatz war, und durch Bonifacius VIII. eine dreist ausgesprochene, päbstlich irrefragable Decretale ward: dafs das Untere dem Obern, das Irdische dem Himmlischen, folglich das *Imperium* dem *Sacerdotium* und die Weltweisheit der Gottesweisheit, sc. dem patristischen Scholasticismus der Kirchenauctoritäten, unterworfen seyn mufs.)

Sind (oder wären) durch diese Zurechtweisung alle wissenschaftliche Kritiken und Einwendungen gegen die Theologie (des Verfs.) als gegen das geoffenbarte Hö-

Digitized by Google

here beseitigt, so ist es nun nach seinem Plan blos um die Erhaltung des Kirchenglaubens zu thun, der nach S. 142. seinem Wesen nach vom Wachsthum der Erkenntnifs unabhängig und unveränderlich, ja im Jahr 1830. wie im J. 1530. und bis auf die ersten apostolischen Zeiten zurück derselbe sey. Nach S. 143. ist es (dem Verf.) „klar, dafs — der Glaube an sich von dem Schriftverständnisse (auch für unsere Zeit?) unabhängig sey, da ja doch (S. 144.) viele Tausende in den ersten Zeiten des Christenthums, auch ohne die heiligen Bücher zu kennen, geschweige denn in den Sinn oder die Auslegung derselben eingedrungen zu seyn, gläubig geworden seyen und selbst herrliche Früchte des Glaubens getragen haben."

So sehr vergifst der hierdurch in das katholische Kirchensystem sich verirrende Verf., dafs, solange die Apostel und Hörer Jesu lebten, die Ueberlieferung des Glaubens wohl eine mündliche und unmittelbare seyn konnte, dafs es aber ein eigenthümlich katholischer Fundamentalsatz ist, wie wenn der christliche Glaube, besser als durch die neutestam Schriften, durch die (bei weitem nicht mehr unmittelbare) Tradition gesichert seyn könnte. Er vergifst, dafs gerade um dieser Ueberschätzung der Glaubens-Tradition willen Luther, Zwingli und alle um das „Warum" des Glaubens bekümmerte Protestanten die Schrift oder die schriftliche gleichzeitige Ueberlieferung als die einzige (historische) Quelle des Christenthums anerkannt und ebendeswegen unablässig eine freie (nicht von Willkührlichkeit, aber auch nicht von einer vorgeschriebenen Glaubenssatzung, sondern von den möglichsten Erkenntnifsmitteln abhängige) Schrifterklärung als Basis ihres Kirchenglaubens gefodert haben. Wenigstens will Hr. R. dieses protestantische Princip, die Ableitung des Glaubens aus der heil. Schrift, S. 27 28. selbst den Grundsatz der Schmalkald. Artikel: *Sola Scriptura S. condat articulos fidei*, durch eine Andersdeutung auf die Seite rücken, weil in ihm die Furcht entsteht, dafs der Rationalismus die Schrift selbst gebrauchen möchte, um in

dem Kirchenglauben, wie ihn der Verf. sich auslegt und durch Hinzudeuten vervollständigt haben will) manches als nichtbiblisch und nicht urchristlich zu entdecken und auszuscheiden.

Bekanntlich befand sich die rationale Theologie oder das Christenthum der Denkglaubigen in der unabwendbaren Verlegenheit, alsdann, wenn vermöge des gewöhnlichen Dogma von infallibler Inspiration nicht allein der religiöse, sondern auch der historische, der physikalische, der psychologische Bibelinhalt als infallibel vertheidigt werden müfste, zwischen vielen biblischen Ueberlieferungen nichtreligiöser Kenntnisse und den unläugbaren jetzigen Erkenntnissen der Erfahrung, der Vernunft, des Verstandes und des Geschmacks eine äusserst bedenkliche Collision zugeben zu müssen. Bekanntlich mufsten daher die historisch genauen Bibelforscher immer entschiedener annehmen und durchgreifender nachweisen, dafs zwar in dem 2- bis 4tausendjährigen Zeitablauf des Alten und Neuen Testaments die göttliche, allmähliche Erziehung der Menschen durch die Jüdische zur urchristlichen Religion authentisch offenbar werde, dafs aber alle andere in diesen alterthümlichen Schriften neben dieser Religion überlieferte, geschichtliche oder wissenschaftliche Behauptungen von dem zur Religion nöthigen Inhalt sehr unterschieden und nicht zur Religionsoffenbarung gerechnet werden sollten. Dagegen beharrt nun des Verfs. auf den ganzen Bibelinhalt ausgedehnte Eingebungstheologie (consequent) darauf, dafs alles darin für unmittelbar geoffenbart und für gleich wahr anzunehmen sey.

Eben dieses Glauben an einen durchgängig gleich infalliblen Inhalt der biblischen Schriften aber sucht Hr. R. sich und Andern, denen Er die Denkglaubigkeit wie eine Wahnglaubigkeit verhafst machen will, durch eine neue Art von Entdeckung möglich zu machen. So, wie manche Philosophieen der letzten Jahrzehnde sich in eine dem geraden Menschenverstand unzugängliche Höhe versetzt haben und

Digitized by Google

auch dort in ihrer nur unter sich kämpfenden Isolierung, ohne dafs Wissenschaften und Erfahrungslehren der übrigen Mitwelt von ihnen Notiz nehmen, absolut regieren und die höhere Wahrheit dictatorisch decretieren, eben so fingiert sich der Verf. nach S. 157, dafs seine *Theologia (ectypa?)* eine höhere und eine niedere Sphäre der Empirie und Speculation habe. Nur die niedere Sphäre sey es, in welcher der Rationalismus die biblische Religion als etwas nur allmählich offenbar und vollkommner gewordenes erblicke, vieles andere aber (wie z. B. jenes Schöpfungslied 1 Mos. 1.) als etwas nach den Zeitbegriffen überliefertes beurtheile. In der höhern Sphäre hingegen sey dieses alles zur Offenbarungswissenschaft (S. 150.) gehörig und der Naturwissenschaft (S. 151.) als das eingegebene und heilige überlegen. Dafs der Glaube durch die Fortschritte der Wissenschaft verändert werden könne, sey nur eine Träumerei der Schulgelehrten (S. 146.). Die Wissenschaft soll in Ehren bleiben, so lange sie dem Geiste diene, der den Glauben und die Schrift eingegeben."

Am Ende also würde diese dienende Wissenschaft, oder die durch Erfahrung, Geschichte und Nachdenken uns gewordene Summe von Gewifsheiten entweder mit allen in der Bibel überlieferten Meinungen (z. B. dafs Gott über die Menschenschöpfung Gen. 6, 6. Reue haben, dafs er von einem Vater die Schlachtung eines Sohnes fordern, dafs er den Propheten allen, bis auf Einen, einen Engel als Lügengeist 1 Kön. 22, 22. 2 Chron. 18, 20. zuschicken konnte u. dergl.) demüthig übereinstimmen oder wenigstens zugeben müssen, dafs, was sie jetzt in der niedern Sphäre (philosophisch und rationalistisch) unwahr finde, doch in der Sphäre der höhern (antirationalistischen) Weisheit „als des Herrn Wort in Ewigkeit (theologisch) wahr bleibe."

Weil nun dieses, eigentlich altscholastische Unterscheiden: wie wenn etwas philosophisch unrichtig, und doch theologisch wahr und richtig seyn könnte, nach der gegenwärtigen Anerkennung der rationalen Grund-

Digitized by Google

sätze bei den meisten Theologen und bei den noch viel zahlreicheren nichttheologischen Denkern unmöglich statt findet, hat sich der im Namen des Herrn kämpfende Verf. einen neuen Anklageplan gegen den Rationalismus als baaren Antichristianismus im Lichte des Geistes ausgedacht, dafs nämlich die Regenten jener Reinigung des Kirchenglaubens als einem antisocialen und antimonarchischen Erfolg zuvorzukommen und daher solchen Auslegern des Glaubens, wie der Verf. sich zeigt, durch ihre Macht eine siegende Kraft zu geben schuldig wären, um — durch solche (dennoch nicht fleischliche?) Waffen von den Stellen, wo er seine Gründe und Ansichten entwickeln könnte, zwar „mit allem Glimpf und christlicher Schonung" (S. 69.) jedoch wie „aus einem (blos?) irdischen Besitzstand" factisch zu vertreiben.

Die Beweisführung für diesen glimpflichen Verfolgungsplan ist möglichst einfach. Die Rationalisten sind geradezu als Unglaubige und Nichtchristen zu verurtheilen, weil sie das (sogenannte) Apostolische Glaubenssymbolum, folglich den alleinrechten Christenglauben [etwa verwerfen? Nein! nur] zum Theil anders, als der Hr. Primarius, auslegen und anwenden. Den Societätsrechten der [gegen Glaubenszwang immer protestierenden] Kirche sind die Regierungen demnach schuldig, solche Unglaubige als antisocial abzusondern [und wenigstens mundtodt zu machen], welche im Glauben an Unveränderlichkeit des Kirchenglaubens nicht zur kirchlichen Societät des Verfs. gehören.

Ihm ist es sogar (S. 18.) „traurig, dafs die Vertheidiger des Christenthums, vom Antichrist gleichsam geblendet, sich es gefallen liefsen, den christlichen Glauben unter den System-Namen des Supernaturalismus zu fassen, als ob die Divergenz lediglich theoretischer oder speculativer Art sey, da sie doch tief im innersten Leben des Geistes wurzele." Genug; die Regierungen haben, da der Verf. mit seinen Gründen für seinen Glauben nicht ausreicht, den Mangel seiner geistigen Macht durch fleischliche Mittel der Staats-

Digitized by G

gewalt zu ergänzen. Wer im Kirchenglauben nicht zur Societät des Verfs. gehört, den dürfen die Regierungen nicht mehr zu den Gesellschaftsmitgliedern reden lassen, wenn gleich diese als Protestanten Freiheit gründlicher Gedankenmittheilungen und nichts von Glaubenszwang wollen.

Allerdings hat der Verf. die höchste Höhe des Antirationalismus, die consequent erstiegene Spitze des Glaubens an infallible menschliche Ueberlieferung und Auctorität beschrieben. Ob er dadurch seiner Parthei einen Dienst gethan, ob er ihr dadurch Proselyten gewinnen konnte, beurtheile Jeder. Er selbst bekennt, dafs ohne Nothhülfe von der Staatsgewalt sie sich nicht erhalte. Er will Vorfechter oder, noch besser, Haupt einer kirchlichen Societät seyn, die sich zu einer evangelisch-protestantischen ohne Protestantismus durch irgend eine Staatsgewalt machen zu lassen Lust hätte.

Dr. *Paulus.*

Folgende neueste Schriften über die Schulen zeigen wir zur Uebersicht nach einander an:

1) *Ueber das Wesen und den Werth der wechselseitigen Schuleinrichtung von C. C. G. Zerrenner, Königl. Preufs. Cons. u Schulr. Direct. des Kön. Schullehrer-Semin. und des Taubstummen-Inst. zu Magdeburg, Schulinspect. das. u. Ritter des rothen A. O. Magdeburg bei W. Heinrichshofen.* 1832. 8. *(VIII und 114 S.).*

Die Kön. Preufs. Regierung gab dadurch einen ihrer vielfachen Beweise von ihrer Sorgfalt für das Schulwesen, dafs sie einen ihrer vorzüglichsten Schulmänner, den verdienstvollen Verf. mit einer Reise zu dem Institut in Eckernförde beauftragte. Wir haben in diesen Blättern schon früher dieser trefflichen Normal-Anstalt der Kön. Dänischen Regierung im Holsteinischen gedacht, in welcher unter der Leitung der würdigen Männer Eggers,

Digitized by Google

von Krohn und Hansen insbesondere für die Elementarschüler der wechselseitige Unterricht in der Art angewendet wird, dafs man sieht, inwiefern die Grundidee Lancasters von dem verwerflichen Mechanismus getrennt aufgefafst und praktisch gemacht werden möge. Daher verspricht diese Anstalt eine Belehrung für die Elementarschulen aller Länder zu seyn. Hr. CR. Z. hat sie mit Liebe und Urtheilsreife anerkannt. Auch würdigt er die Sache. „Sie ist, wie er in der Vorr. sagt, wahrlich von hoher Wichtigkeit, sie gehört zu den interessantesten Erscheinungen in der pädagogischen Welt, und erhält durch die Erscheinungen der neuesten Zeit in der bürgerlichen Welt doppelt hohe Bedeutung, da gerade diese letztern die Bildner des Volkes mahnen, mit Ernst und Umsicht zu erwägen, was die Zeit von ihnen fordert, was sie als das, was vorzüglich Noth thut, darstellt, und wo die Schutzwehr gegen die Verirrungen und Greuel zu finden ist, durch die schon mehre Völker sich in unsern Tagen beschimpft und in Noth und namenloses Elend gestürzt haben."

Der 1ste Abschn. giebt den Ursprung und Begriff der wechselseitigen Schuleinrichtung an, weiset vorerst das Vorurtheil ab, als sey es Lancasterianismus, theilt dann das Geschichtliche mit, auch manches minder Bekannte, insbesondere die Anordnung der Normalschule zu Eckernförde betreffend, und ist schon in dieser Hinsicht von allgemeinem Interesse. Der Name wechselseitige Schuleinrichtung wurde statt des üblicheren gewählt, um sie von der Lancasterschule zu unterscheiden, wozu auch nach des Verfs. Urtheil die Dänische Benennung: indbyrdes Undervüsning (Unterweisung unter sich) nicht bezeichnend genug sey. Denn das ganze Leben der Schule ist da in wechselseitiger Thätigkeit zur Erreichung des Schulzweckes geregelt. Das Wesen dieser Einrichtung wird im 2ten Abschnitt vorgelegt. Es ist schon in den Grundsätzen der Kön. Verordnung v. J. 1822. angedeutet, welche Hr. Z. mittheilt, aber in diesem Abschn. klar ausgeführt. Die

Digitized by Google

wesentlichen Merkmale sind in der Classification und in dem durch alle Stufen hindurch reichenden Unterricht des Lehrers selbst zu finden. Durch letzteres unterscheidet sich diese Schule von allen andern des gegenseitigen Unterrichts, und bewährt jene Benennung; denn es ist eigentlich Einrichtung der Schule. Ein drittes Merkmal ist die Anstellung der Gehülfen; und hierauf möchten wir die Leser besonders aufmerksam machen. Ref. hat schon vor mehreren Jahren in den Freim. Jahrb. für die deutschen Volksschulen auf jene Anstalt aufmerksam zu machen gesucht, als auf eine neue Entwicklungsstufe für unsere Volksschulen, *) und freut sich nun um so mehr, dieses durch die Beobachtung eines so urtheilsfähigen Mannes nicht nur bestätigt, sondern auch zur besseren Kenntnifs in das Publicum gebracht zu sehen. Er verweiset also statt alles Weiteren auf diese Schrift. Sie führt in das Einzelne belehrend ein.

Der 3te Abschn. handelt von einigen äufseren Einrichtungen. Der Verf. macht noch mit einigen Bildungsanstalten bekannt, die sich ebenfalls in dem Christians-Pflegehause zu Eckernförde befinden, eine Gesangschule, eine Musik-, eine Handwerks- und eine Gymnastik-Schule. Auch noch mit einigen andern Lehranstalten.

Im 4ten Abschn. bemerkt der Verf. Einiges über den Werth der wechselseitigen Schuleinrichtung im Vergleich mit der gewöhnlichen. Der Unterricht verliert bei derselben nicht nur nichts, sondern gewinnt sogar in jeder Hinsicht, wie hier nachgewiesen wird. Ganz besonders sind darin die Vortheile zu finden, dafs die Schulversäumnisse nicht nur erträglicher, sondern auch seltner werden, dafs bei einem minder guten Lehrer die Kinder besser als sonst besorgt werden, und dafs man auch eine gröfsere Anzahl von Schülern erfolgreich unterrichten kann. Auch werden Vortheile für den Erziehungszweck

*) 1827. H. 9, welche Stelle Hr. CR. Z. S. 90. citirt. — Die Briefe über die wechselseitige Schuleinrichtung zu Eckernförde von Diekmann gaben schon im J. 1826. darüber ausführliche Nachricht und Belehrung.

Digitized by Google

und die Schuldisciplin gehörte. Auf welche Art also die Lehrer nur das Bedeuten haben, das aus bei jeder Schuleinrichtung, die unsern Beifall erhält, zur unbedingtem Bewegung aufbietet, und sich durch der Verf. auch selbst an Schulz erinnert, daß auf die Persönlichkeit des Lehrers bei weitem das meiste ankommt. Die treffliche wird in jeder Einrichtung Gutes schaffen, während unter einem, wie wollen nicht sagen schlechten, sondern pedantischen die beste zu einer mechanischen Form erstickt. Das darf indessen nicht gegen die besseren Form gleichgültig machen, die denn auch dem besseren Lehrer alles erleichtert.

Der 3te Abschn. erhält das Verdienstliche dieser Beobachtungen und Bemerkungen durch die Vorschläge, wie die wesentliche Schuleinrichtung einzelnen Orten zu benutzen sey. Natürlich will dieser vorzügliche Kenner des Schulwesens nichts von Zwang und Befehl, sondern allmählige Einführung durch Ueberzeugung und Lehre und durch Unterstützung und Leitung von Seiten des Staats. Eine vollständige Literatur über diesen Gegenstand, und noch einige Erinnerungen gegen abweichende Urtheile schließen diese verdienstliche Schrift, die wir in die Hände aller Schulbehörden wünschen, und auch den Geistlichen und Schullehrern auf dem Lande mehr im Fortschreiten zum Besseren fromme werden als alle politische Zeitblätter.

Wir schließen die Anzeige an von 2 andern Schriften über das Schulwesen neuerer Zeit:

1) *Bericht des Hrn. M. V. Cousin, Staatsrathe, Prof. d. Philos. Mitgl. des Instit. u. des Kön. Conseils für den öffentl. Unterr. über den Zustand des öffentl. Unterrichts in einigen Ländern Deutschlands; und besonders in Preußen. Erste Abtheilung: Frankfurt a M., Gropius. Weimar, Hoffmann. Sachsen. Die Bildung zum Lehramte des deutschen u. französ. Unterrichtswesen aus dem Franzos. übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von J. B. Krüger, Dr. der Philos. Katecheten am Waisenhause in Hamburg; d. Hauptgeistlichen zur Besserung der Armen u. s. w. Ebendaselbst. Nebst einem Anhange über Gewerbsschulen, besonders Zeichnung und Baukunst. Altona, bei J. H. Hammerich. 1832. 8.*

Aus öffentlichen Nachrichten ist bekannt, dafs Hr. Cousin, ein schon früher auf deutschen Universitäten (auch zu Heidelberg) persönlich hochgeschätzter Gelehrter aus Frankreich, von Hrn. Montalivet, Minister des öffentl. Unterr, zu Paris i. J. 1831. mit einer Sendung zu jenem im Titel angegebenen Zweck beauftragt worden. Auch ist schon mehreres aus seinem Bericht an den Minister in deutschen Tagesblättern erschienen. Hr. Dr. Kröger, durch sein Archiv für Waisen- und Armen-Erziehung und andere pädagog. Schriften, wie auch durch seine praktische Wirksamkeit als einer unserer ausgezeichnetesten Pädagogen rühmlichst bekannt, der selbst Reisen durch Deutschland in ähnlicher Absicht unternommen hat, erwirbt sich durch diese Uebersetzung ein vaterländisches Verdienst, welches er durch seine historisch, statistisch und praktisch gehaltreichen Anmerkungen, die zum Theil über den Lehrstand in Frankreich specielle Kunde geben, noch gemeinnütziger gemacht hat. Hr. Prof. Cousin hat ihm diese erste Abth., die im Febr. d. J. erschien, selbst zugesendet, mit dem Versprechen, ihm auch die Fortsetzung seines Berichts sogleich nach der Erscheinung mitzutheilen; Hr. Kr. hatte indessen schon eben diese Briefe übersetzt, als sie im vor. J. in der *Revue de Paris* mitgetheilt worden. Mit Recht sagt der Uebers., dafs „der mit deutscher Wissenschaft befreundete Verf., der mit seltner Thätigkeit und scharfem Blick das Eigenthümliche des deutschen Schulwesens so umsichtig aufzufassen und auf sein Vaterland zu beziehen verstand, mit vorurtheilsfreiem Sinn einheimische Mängel freimüthig aufdeckt und fremde Vorzüge offen anerkennt," zur Ehre für die Bildungsanstalten unsers Vaterlandes spreche, dafs wir aber eben darum, ohne auf Lorbeern ruhen zu wollen, erkennen sollen, „wie sehr wir Ursache haben, mit unserm Zustande zufrieden zu seyn, und wie geringe Veranlassung, andere Völker zu beneiden, und wie sorgsam die meisten deutschen Regierungen die geistige Bildung und sittliche Veredlung unter uns befördern."

Digitized by Google

Hr. C. richtete seine Reise nach Berlin, und fand auf derselben, wie er sich ausdrückt, „grofse, öffentliche Unterrichtsanstalten aller Art und aller Stufen in Frankfurt, Weimar und Leipzig. Das Gymnasium zu Frankfurt a. M. bot sich ihm unter den deutschen Gelehrtenschulen zuerst dar, und gab ihm sogleich in seinem ausführlichen Bericht Gelegenheit, diese Anstalten zu rühmen. Ueber die dortigen Volksschulen ist das günstige Urtheil durch Einschaltung von dem Hrn. Uebers. vervollständigt. Auch bei andern deutschen Gelehrtenschulen zu Weimar, Schulpforte, Leipzig und überhaupt den Sächsischen macht der Berichterstatter den Minister auf ihre Vorzüge aufmerksam, insbesondere im Gegensatz gegen die französischen *Colleges*. Was das Volksschulwesen betrifft, so verweilt er mit Lob bei dem Weimar'schen, und die Lehranstalten der Universitäten hat er vornämlich zu Jena, sodann zu Leipzig in ihren Einrichtungen dargestellt. Wir sehen der Fortsetzung dieses Berichts und dem Erfolge desselben entgegen; indessen wird schon dieses Bändchen, worin die bis jetzt in franz. Sprache erschienenen Briefe sind, grade durch diese Uebersetzung dem deutschen Publicum interessante Kunde geben.

---

2) *L'instituteur primaire par l'auteur du visiteur des écoles. Paris, libraire classique de L. Hachette &c.*

Der ungenannte Herausgeber läfst einen Erziehungskundigen Mann, der im Elsafs da, wo die französische Sprache herrscht, als Schulmann thätig gewesen, in Abendunterhaltungen seine Gedanken vortragen. Zuerst spricht der Pädagog gegen die Verkehrtheit der Buchstabenmethode und hofft, dafs sie durch die Lautmethode bald werde völlig verdrängt werden; er will auch, dafs man mit dem Schreiben der Buchstaben anfangen, und dann damit das Lesenlernen verbinden solle. In einer Note führt der Herausgeber die *Graphiamalégie* des

Digitized by Google

Mr. Romain als eine Angabe der Art an: wir erinnern hierbei an das oben von Hrn. Zerrenner gerühmte Institut zu Eckernförde, wo das Schreibendlesenlernen bereits methodisch ausgebildet ist. An einigen folgenden Abenden erzählt jener Hausfreund von seinen Schuljahren und seiner Wanderschaft nach Yverdun, Zürich, Rastadt, Karlsruhe, Dresden, verweilt bei dem verewigten Pestalozzi, spricht auch mit Achtung von andern Schulmännern, z. B. von Demeter, und erzählt mehreres von der Art, wie Dinter als Director der Schule in Dresden vorgestanden. Dem Deutschen mag folgendes Geständnifs nicht uninteressant seyn: „Der Geist einer deutschen Normalschule ist wesentlich von dem, der bei uns herrscht, verschieden;" zwar finde man in der französischen die Namen, aber die Sachen stünden wie entgegengesetzte Pole von den deutschen weit ab. Weiter spricht der pädagogische Wandrer über Rochow und dessen hinterlassene Anstalt zu Rekahn, über Basedow und das Dessauer Philanthropin, über das Hallische Waisenhaus unter Niemeyer, über die Normalschulen zu Eisenach und Weimar, über Salzmann und Schnepfenthal. Dafs Campe (*„ce Berquin de l'Allemagne"*) aus einem Schulinspector ein Buchhändler geworden sey, konnte er ihm nicht verzeihen, und deshalb besuchte er ihn nicht. Die Urtheile dieses Franzosen über alles das sind zwar nur knrz und flüchtig, aber mit Scharfblick, und daher für uns von Werth.

Wichtiger für den Deutschen sind die Nachrichten über den Zustand der Elementarschulen in Frankreich, womit der Erzähler vom 6ten Abend an seine Gesellschaft unterhält. Wir erfahren da, wie es sich seit der Stiftung des wechselseitigen Unterrichts zu Paris (1815.) verhalten, und dafs sich Paris nie verdienter um Europa gemacht, als bei dieser allgemeinen und erhabenen Bewegung. (*Le mouvement fut général et fut sublime. Paris jamais ne mérita mieux de l'Europe.*) Als besonders thätige Männer hierin werden Hamel und

Guizot und dies mit allem Recht getheilt. Den Zustand der Lehrerschaft bei welcher der junge Mann in seiner Bildungsweise als Gehülfe eintrat, fand er erbärmlich, doch gelang es ihm unter schweren Kämpfen, eine Schule nach seiner Idee im Stadt zu errichten, welche den Beifall der Regierung erhielt, so daß er mit der Organisation einer andern, und eigentlichen Normalschule beauftragt wurde. Die Beschreibung ist anziehend. Was von einem Elementarlehrer (*Instituteur primaire*) verlangt als das Minimum zu fordern sey, ist mit richtigem Blick aufgefaßt, was er zu seiner vollständigen Bildung zu studiren hat, gut angegeben, die Wichtigkeit der höheren Methode anerkannt, und eine kurze Belehrung in allgemeinen Regeln darüber ertheilt. Das deutsche Schulwesen findet hierin in soweit einige Unterhaltung, als es einerseits den besseren Zustand unsers Schulunterrichts damit vergleicht, andrerseits sich der Bemühungen edler Männer in Frankreich erfreut, um dem Schulwesen dort zu Fortschritten zu verhelfen suchen.

Jener Schulfreund beurtheilt hierauf mehrere der bekannten Methoden. Er nennt eine individuelle diejenige, wo sich der Lehrer mit jedem Schüler einzeln beschäftigt; im Gegensatz einer simultanen, wo der Lehrer alle zugleich unterrichtet, und vielleicht gar mehrere Classen zugleich. Letztere hat den Vorzug vor jener, daß sie alle Schüler in Thätigkeit setzt, aber sie steht auch derjenigen nach, welche man die wechselseitige nennt, deren Fehler man jedoch vermeiden muß. Als die vorzüglichste aber rühmt er die *Methode universelle* (allumfassende?). Von dieser spricht er begeistert: „*La Méthode Jacotot est peut-être la plus célèbre de toutes; elle est du moins la plus universelle*" (d. h. für alle Lehrgegenstände). Was sagen die deutschen Schulmänner zu dieser Lobpreisung? Zur Empfehlung bei dem Zeitgeiste dient ihr freilich schon das Vorwort: *it est temps, que l'élève s'emancipe*; und dann das große Ausrufwort: *Jamais méthode plus*

Digitized by Google

universelle, jamais reforme plus radicale; jamais émancipation plus complète de la jeunesse ne fut annoncée!! Wie eben dieser französische Beurtheiler von der Wirkung dieser Methode — wir müssen es mit dem französirenden Worte bezeichnen — enchantirt ist, hiervon zeugt folgendes Urtheil. Jacotot eröffnet bekanntlich mit der Calypso im Telemaque seinen Zauber. Davon hören wir nun folgende Wunderkraft. „Wenn euer Zögling ein Hundert Seiten gelernt hat, so wird er seine Sprache besitzen — — er wird sie reden, wie euer geistreichster Schriftsteller; wie Fenelon, wenn er ein Franzose ist; wie Tasso, wie Milton, wie Calderon, wie Schiller, wie Cicero oder Demosthenes, wenn er von einer andern Nation ist. Er wird schreiben wie diese grofsen Männer, ihr braucht ihm nur Feder und Papier zu geben und die schönsten Vorschriften ihm vorlegen." Nun, was sagen wir dazu? — Ferner: „Eine Methode, die noch einige leichte *(légères)* Aehnlichkeiten mit der Jacotot'schen darbietet, ist die Sokratische — — wie heute Jacotot, so Sokrates im 5ten Jahrh. vor Chr., beide dachten, dafs der Zögling das am besten lerne, was er selbst fände u. s. w." Ja wohl einige Aehnlichkeiten und zwar *légères!* Denn beide lehrten ein Wissen im Nichtwissen. Was nun vollends Sokrates zu dieser Ehre der Gleichstellung sagen würde, wenn er einen nach Jacotots Kunst abgerichteten 12jährigen Schüler hören müfste über alles Mögliche improvisiren! Er vermochte freilich viel schwerer die Gorgiasse zum Wissen ihres Nichtwissens zu bringen, als ein Jacotot seine Schüler sammt und sonders zum Wissen dessen, das sie nicht wissen. — Doch, lafst uns jene Anpreissung, und noch einiges Andere, in den Angaben über die katechetische und heuristische Methode, nebst den eingerückten Probekatechisationen einem Manne zu gut halten, der bei Pestalozzi und Dinter sich zwar aufgehalten, der mit Urtheil und Geist so manches Treffliche sagt, der aber zu unbekannt mit den Fortschritten der Methodik in Deutschland seyn mag; und

Digitized by Google

Ref. hätte lieber diese ganze Abendunterhaltung übergangen, fände er sich nicht verpflichtet, die Deutschen hierbei zu erinnern, dafs wir das Bessere, das wir wirklich haben, dankbar erkennen, und nicht in den oft gerügten Fehler gerathen, durch Ausländisches sich hinreifsen zu lassen, um ungerecht gegen sich selbst zu seyn. Doch wollen wir darum nicht ungerecht gegen das Ausland seyn, und vielmehr in praktischer Anerkennung des Guten, das wir auch da finden, unsern Charakter freier, ächt liberaler Bildung behaupten. Darum erfreuen wir uns des vielen Guten auch in dem vorliegenden Buche, insbesondere des Strebens, dem wir den besten Erfolg wünschen.*) Was der Schulfreund in den weiteren Abendunterhaltungen gegen den dort noch üblichen Schlendrian Besseres für den Lese-, Schreibe-, Zeichnen-, Rechnen-Unterricht, was er über Grammatik, Orthographie und dergl., was er für Schulfeste, Prüfungen, Prämien, Bibliotheken u. s. w., was er zuletzt als seine Idee einer Uebungsschule *(école d'application)* vorschlägt — das alles erscheint als aus einem menschenfreundlichen Eifer entquollen, und strebt zu dem vaterländischen Zwecke, in Frankreich die dringend ersehnte Verbesserung der Volksschulen herbeizuführen. Der würdige Herausgeber hat sich ein Verdienst hierzu er-

*) Und so erfreuen wir uns besonders über die grofsartige Bemühung ausgezeichneter Männer zu Paris, welche die Verbesserung des Unterrichts in Frankreich zu bewirken suchen; die oben angezeigten Briefe des gelehrten Hrn. Prof. Cousin sind ein Beweis von dieser weisen Fürsorge. Auch lesen wir so eben Beweise solcher Bemühungen in einer trefflichen Zeitschrift, die seit vor. J. zu Paris erscheint unter dem Titel: *Le Semeur, Journal politique, philosophique, et litteraire*, die geistreiche Beurtheilung des nicht unwichtigen pädagogisch-polit. Werks: *De la liberté d'enseignement, ouvrage couronne par la Societé de la Morale chretienne, la Société des Methodes, et la Soc. de l'enseignement elementaire; par Prosper Lucas.* der Rec. kommt auch auf Jacotot zu sprechen, gesellt ihn aber — nicht zu Socrates, sondern zu Helvetius

worben. Denn alle Verbesserung soll allmählig geschehen, und wo man nicht das Beste sogleich einführen kann, ist schon das wenn auch nur einigermafsen Bessere ein gedeihlicher Fortschritt. Auch der deutsche Schulmann wird ihm für diese Herausgabe danken.

Schwarz.

---

3) Von dem Unterzeichneten selbst ist in der Ostermesse 1832. erschienen:

Die Schulen. Die verschiedenen Arten der Schulen, ihre inneren und äufseren Verhältnisse, und ihre Bestimmung in dem Entwicklungsgange der Menschheit. Von F. H. C. Schwarz, Dr. der Theol. u. Philos., Grofsh. Bad. Geh. Kirchenr. u. ord. Prof. d. Theol. u. s. w. Zur Vollständigkeit der Erziehungslehre. Leipzig bei G. J. Göschen. gr. 8. (XVII u. 440 S.).

Der Vorzug, welchen Deutschland in dem Schulwesen besitzt, ist anerkannt, und so wie der Verf. dieses in seiner Erziehungslehre nach allen Beziehungen hin aufzuzeigen gesucht, so in dem vorliegenden Buche noch bestimmter dadurch, dafs er alle Fortschritte, welche bisher darin gemacht worden, im Leben und in der Lehre, genau und unpartheiisch beobachtet, und hiernach denn seine Idee ausgebildet und ausgesprochen hat. Dieses schien ihm zeitgemäfs, und das Ganze, welches seine Erziehungslehre (2te umgearb. Ausg. 1829 — 30.), theils historisch, theils theoretisch und praktisch darzulegen sucht, verlangte noch als besondere Bearbeitung dieses wichtigen Zweiges, eine Belehrung über die Schulen. Ist zwar der jetzige Zustand derselben eine höhere Stufe, so ist er doch keineswegs ein vollkommner. Auch droht ihm sogar ein Unheil. Der Verf. fühlt die heilige Berufspflicht, seine Kräfte, so gering sie auch seyn mögen, noch möglichst aufzubieten, um demselben durch Belehrung entgegen zu wirken. Er glaubt das nicht besser sagen zu können, als wenn er den Schlufs der Vorrede hierher setzt.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Schulwesen.

(*Beschlufs.*)

„Das Buch mag reden; es verlangt aber aufmerksame und unbefangene Leser. Wenn Leser, die vom Zeitgeist eingenommen sind, sich davon wegwenden, weil es nicht ihre Farbe trägt, so bedauert das der Verf. weniger für sich als für die edlen Kräfte, die sich einer irre führenden Bewegung ergeben. Dennn unter den sogenannten Liberalismus versteckt sich leicht eine absolutistische Denkart von der schlimmsten Richtung, welche, wenn es ihr gelänge, die nächste Generation in die ärgste Zügellosigkeit stürzen, und der jetzt heranreifenden einen jammervollen Untergang unter ihren Enkeln bereiten würde. Doch davon haben wir hier nicht weiter zu reden. Mit derselben Freimüthigkeit, welche dem Verf. auch keine Gegenpartei absprechen darf, und welche kein Leser in der ganzen Erziehungslehre vermissen und besonders in dem Schlufswort übersehen wird, mufs er hier noch ausdrücklich erklären, dafs er das Treiben, welches die Jugendbildung von Gott loszureifsen sucht, und nun auch in die Jugendbildung einzudringen droht, für einen Hochverrath an der Menschheit halte. Der alte Jugendfreund fühlt sich gedrungen, das zu sagen. Gott wird das Unheil abwenden; ja, Freunde, wir säen auf Hoffnung."

Der Inhalt ist: Erster Theil: Die Schulen an sich. Begriff der Schule. Anstalten für die ersten Lebensjahre. Kleinkinderschulen, ihre Geschichte, Wichtigkeit, Einrichtung. Die Volksschulen; Elementar-, Mittel-, Oberschule; Knaben- und Mädchen-Schulen; polytechnische Schule. Gelehrtenschule. Die verschiednen andern Anstalten für die Jugend. Zwecke, Erfordernisse, Plane u. s. w. sind dabei angegeben. —

Digitized by Google

Zweiter Theil. Die Schulen in ihren äusseren Verhältnissen. Die Schullehrer; ihre Bildung, Vorbereitungsarten, Prüfung, Anstellung, Besoldung. Das Schulrecht, in Beziehung auf die Eltern, auf den Staat, auf die Kirche. Die Gesetzgebung für die Schulen, mit Angabe der wesentlichen Gesetze, sowohl die Lehrer als den Schulbestand, wie auch die Schulen unter einander betreffend. Das Schulwesen im Ganzen des Volks; wie Einheit und Freiheit des Unterrichts, so auch wie die Selbstständigkeit und Abhängigkeit der Schulen zusammen bestehen, und wie ein vollständiges Schulwesen zusammen wirke und fortschreite. Bestimmung desselben in der Entwicklung der Menschheit als Volkserziehung und Nationalbildung, und als Streben zum höchsten Ziele.

Sollte der Verf. irgend einen Punct vergessen haben? Er weifs keinen. Noch einige der dieses Jahr erschienenen Schriften, die dahin einschlagen, und ein allgemeines Interesse an dem Hauptgegenstand beurkunden, kamen ihm zu rechter Zeit in die Hand, um sie wenigstens zu vergleichen, ob allenfalls sein Schulbuch, wenn er es in einem andern als gewöhnlichen Sinne so nennen darf, unbeachtet gelassen hätte; das oben angezeigte von Zerrenner, über das Wesen u. s. w. der wechsels. Schuleinr. erhielt er zu spät, um es gehörigen Orts anführen zu können; des Gegenstandes hat er gedacht.

Noch mufs er einen Druckfehler in der Vorrede zu verbessern bitten. S. VI. Z. 8. v. u. steht den wahren st. der wahren, welches den Sinn verdunkelt. Denn es heifst da von dem Servilismus: „Eben der, welcher wie es grade heute und morgen kommt, den Machthabern schmeichelt, jetzt nämlich denen unter dem Volk, welche lieber ihre Meinung unter dem Namen der öffentlichen laut verkündigen, als der (nicht den) wahren des Gemeinsinnes das Wort vergönnen."

Schwarz.

Digitized by Google

Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Für den Unterricht in höheren Bürgerschulen bearbeitet von M. G. F. Leo, Katechet u. Nachmittagspred. zu St. Petri, Hülfslehrer an der Bürgerschule, u. ord Mitglied der histor. theol. Gesellsch. zu Leipzig. Zweiter Theil. 1832. *(VI u. 208 S.). gr. 8. Leipzig bei Kaiser.*

Der Erste Theil ist von uns im vor. Jahrg. der Heidelb. Jahrb. im 5ten H. S. 428 fg. angezeigt worden, und mit Billigung im Ganzen bis auf Einiges, das wir tadelten. Auch dieser Zweite Theil verdient dasselbe Lob, besonders was den frommen, christlichen Sinn und die gute Erzählungsweise betrifft; läfst aber ebenfalls noch Einiges zu wünschen übrig. Er enthält als Vierte Periode, von Luther bis auf unsere Zeiten, zwei Abschnitte. Erster Abschn. — bis zum Schlusse des Trident. Conciliums. 1) Die Geschichte der Reformation durch Luther und Zwingli (in der Rubrik „der Bauernkrieg" kommt nichts von dem eigentlichen in Schwaben und Franken vor, welcher doch hier am wenigsten fehlen durfte); 2) ihre weitere Verbreitung *a*) in Frankreich, *b*) in England, *c*) in Schottland, *d*) in den Niederlanden (warum nicht auch in Dänemark, Schweden u. s. w.?); die Gefahren, welche ihr drohten. Zweiter Abschn. Von jener Synode bis auf unsere Zeiten, 1) Die Geschichte der protestant. (soll heifsen lutherischen), 2) — der reformirten, 3) — der römischen, 4) — der griechischen Kirche.

Schwarz.

---

1) *C. Crispi Sallusti orationes et epistolae ex historiarum libris deperditis. Ad fidem codicum Vaticanorum recensuit atque in scholarum usum edidit Jo. Casp. Orellius. Turici, typis Orellii, Fuesslini et sociorum. MDCCCXXXI.* 55 *S. in gr.* 8.

In dieser Ausgabe sind folgende Stücke aus den verlorenen Historien des Sallustius enthalten: 1) ***Oratio Lepidi Cons. ad populum Romanum***, aus dem ersten

Digitized by Google

Buch; 2) *Oratio L. Philippi in Senatu*, ebenfalls aus Buch I; 3) *Oratio Cai Cottae ad populum Romanum* aus Buch III; 4) *Epistola Cn. Pompei ad Senatum*, aus Buch III, so wie 5) *Oratio Macri trib. pleb. ad plebem*; 6) *Epistola Mithridatis*, aus dem vierten Buch. So oft auch bisher die übrigen Schriften des Sallustius, wir meinen den *Catilina* und *Ingurtha*, herausgegeben worden sind, und fast keine Messe vergeht, die uns nicht eine und die andere Ausgabe des Sallustius brächte, so ist doch den noch erhaltenen merkwürdigen Resten der verlorenen Historien wenig Aufmerksamkeit (mit Ausnahme von Gerlach) geschenkt worden, obschon dieselben es in jeder Hinsicht verdient hätten, und schon die reine Sprache, der gedrängte und doch einfach-klare Styl die Lectüre derselben selbst vor den übrigen viel gelesenen Schriften des Sallustius empfehlen konnte. Die Stücke, die uns hier mitgetheilt werden, erscheinen nun in einer vielfach berichtigten Gestalt, befreit von zahlreichen Interpolationen, welche sich seit der Ausgabe des J. Britannicus vom J. 1495. durch die Ausgaben herab bis auf die neueste Zeit bei gänzlicher Vernachlässigung der Kritik leicht fortgepflanzt hatten; wofür der Herausgeber in den beiden oder vielmehr in den drei alten Vaticanischen Handschriften und einigen alten Ausgaben allerdings brauchbare und bisher wenig oder gar nicht benutzte Hülfsmittel fand. So wird man sich nicht wundern, wenn theils aus diesen Hülfsmitteln, theils nach der eigenen Ueberzeugung des Herausgebers der bisher eingeführte Corte'sche Text an nicht weniger als h u n d e r t Stellen berichtigt worden ist, weshalb wir nur wünschen müssen, dafs es dem Herausgeber recht bald möglich werden möge, vereint mit seinem Freunde Gerlach, die in der Vorrede angekündigte kritische Ausgabe der Fragmente der Historien des Sallust nebst den (auch nach unsrer Ueberzeugung unächten) Briefen des Sallust an Cäsar zu liefern, weil wir dann hoffen können, diese wichtigen Reste eines Werkes, dessen Verlust wir nicht genug beklagen können, in lesbarer Gestalt zu erhalten.

Digitized by Google

Aber es ist nicht blos die verbesserte Gestalt des Textes, von der wir hier zu berichten haben; es ist vor Allem die zweckmäfsige Einrichtung dieser Bearbeitung, deren wir hier gedenken müssen, weil sie, eigenthümlich in ihrer Art, als Muster ähnlicher zunächst *in usum scholarum* bestimmten Ausgaben dienen kann. Während nämlich unter dem Text zunächst die Abweichung von Corte's Ausgabe bemerkt ist, so folgen dann, ebenfalls unter dem Text in einer zweiten Abtheilung: *Quaestiones*, worin eigentlich eine fortlaufende, in Fragen gebrachte Erklärung des Textes in kritischer, grammatischer und sprachlicher Hinsicht gegeben ist, in der Art, dafs der Schüler, der die Ausgabe gebraucht, durch eigenes Nachdenken die Antwort zu finden genöthigt wird, und dem Lehrer, der ihm die Sache vorlegt und unter dessen Anleitung er diese Stücke durchliest, davon Rechenschaft zu geben hat. Auf diese Weise wird das eigene Nachdenken des Schülers auf eine treffliche Weise gefördert, er selbst zu tieferem und gründlicherem Studium angeregt und mit den Grundsätzen der Kritik, so wie mit den Lehren der Grammatik und dem Sprachgebrauch auf eine Weise bekannt und vertraut gemacht, die bleibender und gründlicher als jede andere, und schwerlich auf irgend einem andern Wege zu erlangen ist. Wir würden daher eine solche Methode jeder andern, die man bei ähnlichen *in usum scholarum* bestimmten Ausgaben (wir meinen natürlich nicht blofse Textesabdrücke) befolgt hat, vorziehen, insbesondere derjenigen, wo in mehr oder minder ausführlichen erklärenden Bemerkungen, sie seyen in lateinischer oder in deutscher Sprache abgefafst, dem Schüler die Sache oft zu leicht gemacht, ihm zu Viel erklärt, sein eignes Nachdenken zu Wenig in Anspruch genommen und sein Geist zu weiterer Forschung durchaus nicht angeregt wird, wo also die grofsen Vortheile, welche durch gründliche Studien des Alterthums und durch eine planmäfsige, anhaltende Beschäftigung mit den classischen Schriftstellern des Alterthums, als den einzigen

Digitized by Google

und wesentlichsten Mitteln geistiger, allgemein wissenschaftlicher Bildung, erzielt werden sollen, und billigerweise erzielt werden müssen, nimmermehr gewonnen werden können, und in dem Bestreben, den Schüler mit möglichst geringem Aufwand von Zeit und Mühe desto schneller weiter zu fördern, gerade das Gegentheil, oberflächliche, ungründliche Kenntnifs und dergl. m. hervorgebracht wird, und was das Schlimmste, der Sinn und die Liebe für diese Studien, die nur in dem eignen Forschungsgeiste und in dessen zweckmässiger Leitung ihre wahre Nahrung findet, nach und nach gänzlich abstirbt. Aus diesen allgemeinen Gründen, denen wir noch manche specielle beifügen könnten, finden wir den neuen Weg, den Hr. Orelli eingeschlagen hat, eben so zweckmäfsig als empfehlenswerth. Wir nennen ihn einen neuen Weg, weil wir, abgesehen von einzelnen, im Ganzen seltenen Fällen, wo sich Herausgeber und Bearbeiter von Schulausgaben der Fragen (auf welche dann aber meist unmittelbar die Antwort in einem Citat oder in einer Nachweisung auf eine Grammatik erfolgte) bedient hatten, noch nirgends dies in einer solchen Weise, so vollständig durchgeführt, gefunden hatten. Freilich ist ein solches Unternehmen für den Bearbeiter mit keinen geringen Schwierigkeitsn verbunden, die theils in der passenden Auswahl der Fragen, theils in der gehörigen Stelluug und Einrichtung derselben liegen, und hier wird man bald den geübten Meister erkennen, der überall die Aufmerksamkeit auf das Rechte zu lenken, der die Frage selber gehörig zu stellen weifs, damit nicht über dem Unbedeutenden und minder Wesentlichen das Bedeutende, worauf es zunächst ankommt, das Wichtigere, übersehen und über dem Unwichtigen in den Hintergrund gestellt werde. Denn freilich möchten wir auch Alle, die sich den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, das nur in der oben bemerkten Weise ausgeführt, nützlich seyn kann, in jeder andern Weise aber schädlich und nachtheilig wird, da es gerade das Gegentheil des zu erwar-

Digitized by Google

tenden Resultats befürchten läfst, nicht gewachsen fühlen, davon abmahnen, so sehr wir auch im Interesse der Wissenschaft und der Förderung gründlichen Studiums der Alten auf unsern gelehrten Bildungsanstalten wünschen müssen, dafs man auf dem hier eingeschlagenen Pfade fortfahre und das Beispiel, das hier gegeben und das als Muster für solche Ausgaben dienen kann, befolge. Wir geben als Probe dieser Behandlungsweise einige Beispiele aus dem Eingang der ersten Rede: *gentis. Quid de hac forma notandum?* [es bezieht sich dies nämlich, setzen wir hinzu, auf die Anwendung der Form *gentis* im Plural für *gentes*]? Dann zu den folgenden Worten *ne, quae ipsi nefanda aestimatio etc.* die Frage: *Undenam ortae sunt corruptelae v.v.* (nun folgen die einzelnen, falschen Lesarten der verschiedenen Ausgaben;) — *quom] thesis: „haec scriptura non solum in Salustio, sed etiam in Cicerone ubique restituenda." — intestabilior] Forcellinus Graece reddit* ἀδόκιμος, ἀμάρτυρος, *Gesnerus* μυσαχθής (μυσαρός). *Quid de his interpretationibus judicandum? — metu vestro] Estne ablativus instrumenti, an, quod Cortius ratus est, significat: „pejor, quam vos timetis? an, ut Dureau de Lamalle: metu vestro: espèce d'ablatif absolu: „La crainte étant votre lot." — captivis] — captis Vatic. tertius. Cur praestat illud? — in tutandis periculis et teneamini] Quomodo Graece dicas? Aldina secunda in vitandis.* Oder einige Beispiele aus §. 3: *scaevus] Codd. Vaticc. cur praeferendum alteri lect. saevus? — Cur consulum (Vaticc.) non consulis? — Cur falsa Douzae suspicio: plerisque — — vortunt? — Cur locum non habet furit? ut primus dedit Aldus. — Num legendum deterremini?* §. 4. *obviam eundum] Graece. — Unde orta interpolatio vv. speratis taedium etc.? Quid judicandum de hac Cortii editione: „Videamus, an tutum active sumpserit Crispus pro eo, quod tuentur dominationem?"* — Oder §. 6: *Socii et Latium*

Digitized by Google

quomodo usitatius dicitur? Tertiam rationem Sallustianam quaere Jug. 43. (*Livius* 31, 35.) — *Quomodo corrigenda vulgata lectio Sestianae* §. 30. *socii Latini? Cur rejiciendum aliorum mercede? — humanas hostias — solvere injuriam: Graece? — Cur Wasse malebat unam — — finem?* Und in dieserWeise sind durchgängig auch die übrigen hier mitgetheilten Stücke behandelt; wir würden gern mehr daraus anführen, und auf manche schöne, sprachliche oder kritische Bemerkung, die dem Zwecke des Ganzen entsprechend, mehr blos angedeutet als ausgeführt ist, hinweisen, wenn uns nicht der beschränkte Raum davon abhielte; auch, wie wir hoffen, die vorgelegte kleine Probe die Leser von dem Geist, der in dem Ganzen waltet und von der herrschenden Behandlungsweise hinreichend überzeugen wird. Von S. 35. an folgen nun Scholien, d. h. Bemerkungen zum Verständnifs der in diesen Reden vorkommenden Gegenstände, Erklärungen schwieriger und bestrittener oder auf verschiedene Weise von den frühern Erklärern aufgefafsten Stellen in sehr befriedigender Weise, wobei auch manche schätzbare Bemerkung von Gerlach u. A. aufgenommen ist, und selbst die bisher wenig gekannten und benutzten französischen Bearbeiter des Sallustius, wie Burnouf und Dureau de Lamalle, berücksichtigt sind.

---

2) *C. Plinii Caecilii Secundi Epistolae selectae. Specimen novae editionis criticae auditoribus suis offert Jo. Casp. Orellius. Turici typis Friderici Schulthessii MDCCCXXXII.* 34 *S. in kl.* 4.

Als Probe einer neuen Bearbeitung der Briefe des Plinius bietet uns hier Hr. Orelli eine Auswahl von einzelnen Briefen in einer von der bisherigen freilich ziemlich abweichenden Gestalt, die uns wohl zeigen kann, wie sehr vernachlässigt in kritischer Hinsicht diese in jeder Hinsicht so lesens- und empfehlenswerthen Briefe sind, wie nothwendig daher eine neue kritische Bear-

Digitized by Google

beitung, oder mit andern Worten, eine neue Recension des Textes derselben ist. Dazu würde freilich vor Allem eine genaue Collation des *Codex Mediceus* erforderlich seyn, und wir können daher Nichts sehnlicher wünschen, als dafs die Hoffnung des Herausgebers, diese Collation zu erhalten, recht bald erfüllt werden möge und er selbst dadurch in den Stand gesetzt werde, diese neue so nothwendige Recension des Textes zu liefern. Dann würde Plinius gleich Cicero in anderer Gestalt vor uns erscheinen. Vorliegende Probe läfst uns darauf einen Schlufs machen, zumal wenn wir erwägen, was selbst ohne jene Collation Hr. Orelli bereits hier geleistet hat, blos mit den bereits von Corte beigebrachten Hülfsmitteln, der *Editio princeps* (Venedig 1471.), der *Editio Romana* des Pomponius Lätus (die er jedoch selbst nicht besafs und vergleichen konnte; eine andere, von keinem der bisherigen Kritiker benutzte Ausgabe des Philipp Beroaldus vom Jahr 1498, zeigte, wenige Interpolationen des Beroaldus abgerechnet, mit der Römischen in den meisten Fällen vollkommne Uebereinstimmung), und mit Vergleichung der neuesten Ausgaben von Gierig, Schäfer und Titze. Es sind im Ganzen die früheren Herausgeber des Plinius überhaupt nicht mit der kritischen Genauigkeit, die man mit Recht jetzt überall verlangt, verfahren; am meisten aber hat sich der letzte Herausgeber zu Schulden kommen lassen, durch die Art und Weise, wie er ohne alle Krisis aus seinem beliebten Prager Codex jedwede Lesart, welche dieser darbot, aufnahm; wodurch es denn gekommen, dafs nicht blos manche schlechtere und falsche Lesart, sondern selbst offenbare Solöcismen und Barbarismen in den Text des Plinius sich eingedrängt haben Um dieses harte Urtheil gerechtfertigt zu finden, werfe man nur auf die Reihe von Stellen, welche Hr. Orelli nur aus den zehn ersten Briefen als Probe und Beleg zu dem Gesagten zusammengestellt hat, und man wird schwerlich dieses Urtheil ungerecht finden, wenn z. B. III, 5. statt *dormiebat* aus dem Prager Codex ein *dedormiebat* aufgenommen

worden, oder I, 3. *exclude* für *excude*, oder I, 20. ἐκλείπε (statt ἐγκατέλειπε) oder ἠκούσατε für ἀκηκόειτε, oder mehrmals *non* statt *nisi* und Einiges Andere der Art, was man lieber in der *Praefatio* selber nachlesen mag.

Die Einrichtung der Ausgabe ist von der Art, dafs unter dem Text zuerst die Abweichungen von der Schäfer'schen Recension bemerkt sind, und dann in einer zweiten Abtheilung die übrige *varia lectio* in gedrängter Kürze nach dem vom Herausgeber auch anderwärts schon befolgten Verfahren. Wir wollen nicht die zahlreichen einzelnen Fälle anführen, in welchen der Herausgeber die bessere Lesart zurückgeführt hat, da schon ein oberflächlicher Blick in die Aufgabe selbst dies lehren kann. Folgende Briefe sind darin enthalten: I, 3. 5. 9. 10. 12. 20. II, 1. 6. 7. III, 5. 7. 16. IV, 11. 13. V, 8. 13. VI, 10. 11. 16. 20. VII, 19. 27. 33. X, 97. 98. Bei den beiden letzten Briefen sind freilich die kritischen Schwierigkeiten noch weit mehr in Anschlag zu bringen, und die Worte des Herausgebers über den schlimmen Zustand der Kritik des zehnten Buchs, das eigentlich nur in einem einzigen, jetzt verlornen Codex erhalten ist, verdienen alle Beherzigung: *„Tota enim ejus χρίσις erroribus etiam nunc est referta densisque obsita tenebris."* Die Bologner *Edit. princeps*, von welcher eine neue kritische Behandlung ausgehen müfste, ist noch nicht verglichen, auch dem Herausgeber noch nicht zugekommen. Wir stimmen daher gern in seinen Wunsch am Schlusse überein: *„Quod si unquam tam felici mihi esse contingat, ut nanciscar Ed. principem Bononiensem, hunc librum decimum singulari studio tractare mihi propositum est: ideoque viros doctos, qui fortasse in hunc libellum incident, rogatos velim, ut eam mecum communicent, nisi si qui ipse tam utilem ac prope necessariam operam susceperus sit. Ignominia enim ista ut tandem liberentur Latinae literae, summopere optandum videtur.*

Digitized by Google

3) *Helperici, sive, ut alii arbitrantur Angilberti Karolus Magnus et Leo Papa. E cod. Turicensi sec. IX. emendavit Jo. Casp. Orellius, civitati Turicensi a bibliotheca. Turici, typis Orellii, Fuesslini et Sociorum MDCCCXXXII.* 34 *S. in kl.* 4.

Das merkwürdige Gedicht, das zwar bereits früher schon bekannt, doch hier in einer vielfach berichtigten Gestalt erscheint, zunächst inmittelst einer für verloren gehaltenen und jetzt wieder aufgefundenen, ehedem St. Gallen'schen jetzt Zürich'schen Handschrift, verdiente allerdings einen neuen Abdruck, da es einerseits nicht ohne Talent und Geist geschrieben ist, auch von glücklicher Nachbildung des Virgilius, wie wir solches kaum in früheren Zeiten finden, zeugt, andererseits aber auch einen Begriff geben kann von der Art und Weise, mit welcher die Studien zur Zeit Karl's des Grofsen betrieben wurden und von dem Erfolg, mit welchem überhaupt die Bemühungen dieses Fürsten für Erhaltung und Wiederbelebung der classischen Literatur durch die von ihm angelegten Schulen begleitet waren. Denn so ungewifs auch der Verfasser des Gedichts ist, in jedem Fall gehört dasselbe in die Periode Karl's des Grofsen oder doch in die unmittelbar darauf folgende Zeit. In der Handschrift selbst gehen dem Gedicht die Worte *fer̄ help'c*, geschrieben von derselben Hand, welche das Uebrige schrieb, voraus, worauf eine andere spätere Hand des sechszehnten Jahrhunderts die Worte beifügte: *Ferius Helpericus auctor seq. carminis;* was wohl die Veranlassung war, den Verfasser des Gedichts *Ferius Helpericus* zu benennen, obwohl es bei näherer Betrachtung bald sich ergab, dafs der bekannte St. Gallen'sche Mönch *Helpericus*, dessen Zeitalter freilich auch zwischen 975—1090. schwankt, keineswegs Verfasser dieses Gedichts seyn konnte. Nun verfiel man auf Alcuin; Hegewisch auf den als epischen Dichter bekannten und mit dem Beinamen des Homerus ausgezeichneten Angilbert, und diese Ansicht hat insbesondere Perz weiter ausgeführt. Unser Herausgeber führt meh-

Digitized by Google

rere erhebliche Gründe gegen diese Ansicht, die er verwerfen zu müssen glaubte, auf; in jedem Fall aber müsse der aus unrichtiger Auffassung jenes *fer̄* entstandene Name *Ferius* gestrichen werden, da jenes *fer̄* wahrscheinlich nicht Anderes bedeutet als *fecit*, indem *fer̄* für *fec̄* geschrieben ist. Dafs der Name *Helpericus* oder *Hilpericus* jenem Zeitalter überhaupt nicht fremd ist, beweisen mehrere Beispiele, immerhin aber meint der Herausgeber, dafs der *Helpericus*, den wir als Verfasser des vorliegenden Gedichts zu betrachten hätten, von jenem St. Gallen'schen Mönche dieses Namens, sowie von einem Mahler *Hilpericus Lupus* wohl zu unterscheiden sey; doch äufsert er sich in einer Schlufsbemerkung S. 38. dahin, dafs bei Erwägung aller Umstände kein sonderlicher Grund oder Hindernifs vorhanden, dem zuletzt genannten Maler das Gedicht abzusprechen, der so gut, wie ein Michel Angelus Bonarota, ein Salvator Rosa u. A., Maler und Dichter gewesen seyn könne. Dies ist das Resultat der von dem Herausgeber mit eben so viel Gelehrsamkeit als einer musterhaften kritischen Umsicht über den Verfasser des Gedichts geführten Untersuchung; dann folgt der Text, und nach dem Text die *Varietas Lectionis*, die uns hinreichend zeigt, wie viele Verbesserungen der Herausgeber in dem oft sehr entstellten und verdorbenen, nun aber lesbar gewordenen Texte vorgenommen und wie sehr dadurch der hier gelieferte Abdruck von den früheren abweicht. Ueber die alte Handschrift, aus dem Ende des neunten oder dem Anfang des zehnten Jahrhunderts, welche Hr. Orelli zu Wiederherstellung des Textes benutzte, wollen wir auf das Vorwort des Herausgebers, wo die Handschrift, die noch mehreres Andere theologischen Inhalts und dergl. m. enthält, genau beschrieben wird, verweisen; wir finden darin unter Andern einige Lateinische Dichtungen späterer Zeit, die meist schon bekannt sind, dann insbesondere das Gedicht des Q. Serenus Samonicus *De curandis morbis*, verbessert auf Karl's des Grofsen

Digitized by Google

Befehl durch einen gewissen Jacobus, der uns aber gar nicht näher bekannt ist, und einen Prolog in Versen dazu gemacht hat, den Hr. Orelli S. 18. abdrucken liefs; ferner die Periegesis des Priscianus, dann die freilich durch einen christlichen Leser sehr interpolirten Sentenzen des Publius Syrus und einiger Andern. —

Am Schlusse des Ganzen, welches dem durch seine grofsen Verdienste um die altdeutsche Literatur rühmlichst bekannten Freiherrn von Lafsberg dedicirt ist, ist noch (als eine recht passende Zugabe) das *Officium Turicense de Sancto Carolo* nach Canisius und Walch abgedruckt. — Möge uns der unermüdet thätige Herausgeber noch öfters mit solchen, zwar unerwarteten, aber desto angenehmeren Gaben erfreuen!

---

4) ***Phaedri fabulae novae XXXII, e codice Vaticano redintegratae ab Angelo Majo. Supplementum editionis Orellianae. Accedunt Publii Syri codd. Basil. et Turic. antiquissimi cum sententiis circiter XXX nunc primum editis. Turici, typis Orellii, Fuesslini et Sociorum. MDCCCXXXII.*** 60 *S. in gr.* 8.

Wir haben bereits im vorigen Jahrgang No. 78. pag. 1241. dieses Supplementum's, wovon uns der erste Bogen zu Gesicht gekommen war, gedacht, und wollen jetzt den genaueren, damals versprochenen Bericht nachtragen. Wir erhalten nämlich in diesem Supplementum

I) die zwei und dreifsig Fabeln, die aus einer Handschrift des in der Geschichte der Kritik des Phädrus wohlbekannten Erzbischofs Nic. Perotti im Jahre 1809. zu Neapel durch Jannelli und Cassiti zuerst unter dem Titel (unter welchem sie in der Handschrift zusammengetragen sind): *Epitome fabularum Aesopi, Avieni Phaedri*, bekannt gemacht worden waren, nachdem freilich schon längst vorher Abschriften davon genommen worden waren. Seitdem sind diese Fabeln mehrfach, auch in Deutschland, wieder abgedruckt und ein lebhafter Streit über ihre Aechtheit oder Unächtheit ge

Digitized by Google

führt worden, in sofern sie für Werke des alten Fabeldichters Phädrus oder eines andern späteren Verfassers zu halten seyen. Ref. will nicht wiederholen, was er über diese Streitfrage in der Röm. Lit. Gesch. §. 157. p. 213. 2te Aufl. bemerkt hat, er will auch nicht die schwierige Frage (die indefs jetzt ihrer Entscheidung schon näher gebracht seyn dürfte) entscheiden, obwohl er davon überzeugt ist, dafs Perotti selbst Verfasser dieser Fabeln keineswegs seyn kann, sondern nur Sammler derselben, da sie, wie Hr. Orelli schon früher an einem andern Orte ganz richtig bemerkt hat, in der ganzen Anlage, in Erfindung und Darstellung von den übrigen (jetzt anerkannt ächten) Fabeln des Phädrus keine Verschiedenheit zeigen. Hr. Mai war so glücklich, neben jener Neapolitanischen Handschrift, die bisher als die einzige galt, diese Fabeln auch in einer andern Vaticaner Handschrift No. 368, welche noch einige andere neuere Dichtungen von geringerer Bedeutung enthält, und auf Pergament geschrieben, aus dem Ende des funfzehnten oder aus dem Anfang des sechszehnten Jahrh. stammt, zu entdecken, wo sie sechs und vierzig Folioseiten füllen und ganz in derselben Ordnung folgen, wie in der Neapolitanischen, deren Text so sehr mit dem der Vaticanischen übereinstimmt, dafs beide allerdings aus einer und derselben Quelle geflossen zu seyn scheinen, nur verdient die Vaticanische durch grössere Vollständigkeit und Integrität noch den Vorzug, wodurch sie den Herausgeber in den Stand setzte, die einzelnen Lücken der Neapolitaner auszufüllen und einzelne Fehler zu berichtigen, so dafs wir jetzt einen weit vollständigeren und berichtigteren und dadurch lesbarern Text dieser zwei und dreifsig Fabeln erhalten haben. Hr. Orelli giebt nun zuvörderst einen genauen Abdruck der Mai'schen Bekanntmachung [aus dem dritten Bande der *Classicc. auctt. e codd. Vaticc. editt.* (*Rom.* 1831.) p. 278 ff.], dann aber hat er auch den Bemerkungen Mai's die abweichenden Lesarten der Ausgaben von Jannelli, Cassitti, Bothe und Zell unter dem Texte beige-

Digitized by Google

fügt und mit eigenen zahlreichen Verbesserungsvorschlägen an nicht wenigen, zugleich verdorbenen oder verunstalteten Stellen begleitet. Sie sind sämmtlich von der Art, dafs spätere Herausgeber wenig Bedenken tragen werden, sie in den Text selber aufzunehmen. Auf diese Weise hat diese Bearbeitung allerdings wesentliche Vorzüge vor dem theuren Italiänischen Abdruck, der wohl nur Wenigen zu Gesicht kommen dürfte.

II. Das andere Supplementum betrifft die in der Vaticaner Handschrift befindlichen Fabeln des Phädrus. Es ist dies die unter verschiedenen Namen bekannte und jetzt nach mancherlei Schicksalen nach Rom gekommene Handschrift, die früherhin bald *Codex Danielis* oder *Vetus Danielis Charta*, bald *Codex Petavianus* oder *Vossius* oder *Regius* genannt wird, bisher aber nur im Allgemeinen bekannt war (vergl. Röm. Lit. Gesch. §. 156. not. 16. 2te Aufl.). Da sie uralt ist, etwa aus dem zehnten Jahrhundert, so ist sie für die Entscheidung der Frage nach der Aechtheit oder Unächtheit der Fabelsammlung des Phädrus allerdings von Wichtigkeit, obwohl es sehr zu beklagen, dafs sie nur eigentlich ein Fragment ist, welches acht Fabeln des ersten Buchs (nämlich No. IX. XII. XIII. XVII. XVIII. XIX. XX. XXI.) enthält, wie wir jetzt aus Hrn. Mai's genauern Bericht in dem dritten Bande des genannten Werkes p. 307 ff. ersehen. Demnach mufs auch Ref. seine Angabe (welche auf die bisher bekannt gewordenen, freilich, wie es sich jetzt ergiebt, minder genauen Angaben sich stützte) in der Röm. Lit. Gesch. S. 312. Z. 2. von unten, dafs nämlich diese Handschrift die sieben ersten Fabeln des Phädrus enthalte, berichtigen. Hr. Orelli hat S. 29 ff. Alles aus der Römischen Ausgabe genau abdrucken lassen und den Werth des Abdruckes durch mehrfache eigene kritische Bemerkungen oder Verbesserungsvorschläge erhöht.

III. Ein vielfach berichtigter Abdruck der Sentenzen des Publius Syrus, zunächst nach zwei bisher

Digitized by Google

unverglichenen Handschriften, einer sehr alten Basler des zehnten Jahrhunderts und einer andern Züricher, die freilich von Interpolationen wimmelt, aber doch mit etwa dreifsig neuen Sentenzen die Sammlung vermehrt. Auch hier ist unter dem Text mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit und in derselben bezeichnenden Kürze das Wesentliche der *Varia lectio* nach den Ausgaben von Joh. Conrad Orelli und Bothe und A. mitgetheilt, und mancher beachtungswerthe Verbesserungsvorschlag beigefügt.

Noch müssen wir am Schlusse des *Appendix* S. 57 ff. gedenken, welcher zunächst einen Nachtrag zu der in der früher in diesen Blättern bereits angekündigten Ausgabe des Phädrus enthaltenen neuen Bearbeitung der Reste des *Germanicus* enthält, aus dem von Iriarte herausgegebenen *Catalog. MSS. gr. Madrit.* 1769, wo Seite 203 folg. aus einer Madriter Handschrift ein Stück der *Prognostica* mitgetheilt wird. Der Herausgeber, der erst später in den Besitz dieses seltenen Buches gelangte, theilt nun in dieser Nachschrift die Resultate seiner Collation in der genauen Angabe der Abweichungen von seinem Texte mit, worauf die längere Stelle S. 199. II. Vs. 1 — 54. vollständig und ergänzt folgt, dann die übrige *Varietas Lectionis* dieses Madriter Codex (der aus dem zwölften Jahrhundert stammt und dem von Hrn. Orelli benutzten Basler Codex sehr ähnlich ist), mit der Ausgabe des Hugo Grotius.

Ch. Bähr.

Bauer (Dr. Anton) Vergleichung des ursprünglichen Entwurfs eines Strafgesetzbuches für das Königreich Hannover mit dem revidirten Entwurfe, wie solcher den Ständen des Königreichs mitgetheilt worden. (Zugleich als Fortsetzung der Anmerkungen zu dem Entwurfe). Göttingen bei Vandenhöck und Ruprecht 1831. *VI u.* 155 *S.* 8.

Vergleichungen eines Entwurfs in seiner ursprünglichen Gestalt mit den Veränderungen, welche derselbe durch eine vorgenommene mehrfache Prüfung erhalten hat, sind schon an sich auf mehr als eine Weise belehrend, und von allgemeinem Interesse. Aber sie werden es noch mehr durch eine wissenschaftliche Behandlungsweise, wie solche die vorliegende Schrift in einem hohen Grade auszeichnet. Denn die darin zwischen beiden Entwürfen gezogene Parallele beschränkt sich nicht etwa auf eine bloſse trockene Zusammenstellung des Alten und Neuen, sondern der Verf. hat den ursprünglichen und den revidirten Strafentwurf mit Freimüthigkeit, aber ohne Partheilichkeit, einer fortlaufenden vergleichenden Kritik unterworfen, und im Interesse der Wahrheit eben so redlich das Gute und Zweckmäſsige aus Gründen anerkannt, wie das Zweckwidrige aus Gründen zu widerlegen gesucht. Bei den allgemein anerkannten Vorzügen des Hannover'schen Strafentwurfs, sowohl seiner Form als seinem Inhalte nach, lieſs sich nun schon zum Voraus mit Sicherheit erwarten, daſs derselbe auch bei der zu seiner Revision niedergesetzten Kommission eine gerechte Anerkennung und Würdigung seiner Verdienste finden würde; und dieſs erkennt auch der Verf. mit Freuden an, indem er S. 9. bemerkt, daſs namentlich von den 118 Artikeln des allgemeinen Theils der revidirte Entwurf 95, also mehr als $^{6}/_{7}$, unverändert aufgenommen habe. Auch an der Anordnung und an dem System ist nichts geändert. Dagegen sind manche Bestimmungen vereinfacht, manche verbessert, im Ganzen aber ist das Streben sichtbar, strengere Strafbestimmungen aufzustellen, als der ursprüngliche Entwurf enthält. Denn so z. B. hat der revidirte Entwurf die Todesstrafe häufiger, und selbst qualificirte Todesstrafen angedroht, das Strafquantum auch sonst vielfach erhöht, und endlich das richterliche Ermessen mehr beschränkt. Wer sich daher an eine Prüfung der beiderseitigen Entwürfe wagt, muſs seine Untersuchung auf die schwierigsten und bestrittensten Gegenstände

der Strafgesetzgebungs-Wissenschaft und Strafpolitik richten — aber auch hier mit Bedauern anerkennen, wie wenig sich bis jetzt unter den Theoretikern und Praktikern eine übereinstimmende Ansicht über ein gerechtes Strafmaafs gebildet hat! Schon die vielen Kritiken, welche über den ursprünglichen Entwurf erschienen, bezeugen dieſs zur Genüge. Denn was die eine (mildere) Parthei als Vorzüge an ihm rühmt, rechnet ihm die andere (strengere) zum Fehler an! Daſs nun der Verf. der vorliegenden Schrift mit jenem System der grösseren Strenge und Beschränkung des richterlichen Ermessens nicht einverstanden seyn werde, das läſst sich schon nach seinen Anmerkungen und Motiven zum ursprünglichen Entwurf, worin der Verf. seine Ansicht über das Strafrecht ausführlich entwickelt hat, zum Voraus erwarten; und so wird denn am Ende durch — Stimmenmehrheit auf dem Landtage entschieden werden müssen, worüber man seither auf wissenschaftlichem Wege nicht einig werden konnte, noch je sich vereinigen dürfte. Denn die Vernunft will ein gerechtes, d. h. der Verschuldung in jeder Hinsicht (absolut) entsprechendes Strafquantum. Allein ein solches läſst sich nicht auffinden. Denn da sich kein innerer nothwendiger Zusammenhang zwischen irgend einer bürgerlichen Strafe und einem bestimmten Verbrechen nachweisen läſst, so ist eben daher auch der Beweis unmöglich, daſs grade diese Strafe, und dieses Quantum (z. B. von Freiheitsstrafe) diesem oder jenem Grade der Verschuldung in jeder Hinsicht correspondire. Und doch sind wir nach der Vernunft genöthigt anzunehmen, daſs für jeden Fall eine streng gerechte Entscheidung möglich sey, und müssen daher auch Rossi beistimmen, wenn er *Liv.* 1. *chap.* 13. seines *Traité de droit pénal* sagt: *dès qu'on dépasse d'un atome le mal mérité, il n'y à plus de justice!* Allein die menschliche Gerechtigkeit ist nun einmal nur eine menschliche, und daher eine unvollkommene Gerechtigkeit. Als solche muſs sie sich mit der bloſsen Annäherung an die Idee der Gerechtigkeit begnügen, und daher reducirt sich denn die so wichtige Frage über das bürgerliche Strafmaafs darauf, wie der Gesetzgeber sich der Idee eines gerechten Strafmaafses am mehrsten annähern könne? Allein schon die Stellung dieser Frage zeigt, wie wenig auch auf diesem Wege auf eine Uebereinstimmung der Ansicht zu hoffen sey. Zwar glaubt Rossi die Schwierigkeit dadurch zu lösen, daſs er von dem Principe ausgeht: das bürgerliche Strafquantum dürfe das moralische (absolute) nicht übersteigen. Allein bis jetzt wenigstens hat uns Rossi keine Strafskala nach der Idee des Sittengesetzes aufgestellt, sondern den Leser nur darauf ver-

Digitized by Google

tröstet, dafs er in einer späteren Schrift vielleicht das Unmögliche leisten werde. Auch weifs Ref. sehr wohl, dafs ihm vor Kurzem der Vorwurf gemacht wurde, er verkenne die Aufgabe der Strafgesetzgebungs-Wissenschaft ganz und gar, und mache Schwierigkeiten, wo keine seyen! Allein darauf kann er mit gutem Gewissen seinem Beurtheiler jede Antwort schuldig bleiben. Denn — um nur zwei Punkte hervorzuheben — so wird durch Festsetzung eines *maximum* und *minimum* der Strafe, und durch die gesetzliche Anordnung von Strafzumessungsgründen, der Richter noch keineswegs in den Stand gesetzt, ein in jeder Hinsicht (absolut) gerechtes Strafquantum auszusprechen. Denn die dem Gesetzgeber entgegenstehenden Hindernisse müssen auch dem Richter entgegen seyn, und in sofern wird er niemals mit Bestimmtheit entscheiden können, ob auf ¼ oder ½ Jahr Zuchthausstrafe mehr oder minder zu erkennen sey; und doch ist dies keine indifferente Frage! Noch auffallender ist es, den Unterschied zwischen sechs Batzen mehr oder minder bei einer Entschädigungsklage, deren Gröfse noch obendrein der Beschädigte selbst bestimmen darf — und ½ oder ¼ Jahr Zuchthaus mehr oder minder zu verkennen!! — Indem nun Ref. lediglich von der Idee eines approximativ gerechten Strafmaafses ausgeht, und sich zur Prüfung der Schrift des Verfs. wendet, hält sich derselbe um so mehr davon überzeugt, dafs der würdige und verdienstvolle Verf. die gegenwärtige Beurtheilung seiner Schrift lediglich als eine im Interesse der Wahrheit geschriebene Kritik an- und aufnehmen werde, da Ref. die schönsten Beweise von des Verfs. Selbstverläugnung auf dem Gebiete der Wissenschaft und Wahrheit in Händen hat. Auch mafst Ref. sich keineswegs an, seine Ansichten, gegenüber dem Verf., für unbezweifelbare Wahrheit auszugeben, sondern er betrachtet sie nur als einen Beitrag zur Erforschung der Wahrheit auf dem endlosen Gebiete der Wissenschaft.

Im §. 1. führt der Verf. aus, dafs nach dem Commissionsentwurfe das Werk den Titel eines Strafgesetzbuchs und einer Strafprocefsordnung führen solle, wogegen der revidirte Entwurf jene Bezeichnung in Kriminalgesetzbuch und Kriminalprocefsordnung umgeändert habe, und daher auch von Kriminalgerichten, Kriminalstrafen, kriminellen Strafen u. s. w. rede. Diefs hält der Verf. für eine unzweckmäfsige Aenderung, weil sie nicht nur gegen die Sprachreinheit, die Sprachrichtigkeit, und den neueren Sprachgebrauch verstofse, sondern auch auf falsche Nebenvorstellungen führe, und auf die Sache selbst ihren Einfluſs äufsere (S. 1—6.). Allein darin

Digitized by Google

kann Ref. dem Verf. nicht beistimmen. Denn 1) dürfte es wohl nicht gegen die Sprachreinheit verstofsen, sich eines Ausdrucks zu bedienen, welcher längst in Deutschland das Bürgerrecht erhalten hat, wie dies der Fall ist mit den Namen: Kriminalgesetzbuch, Kriminalordnung u. s. w.; und wahrscheinlich wählte auch die Revisions-Commission diese Bezeichnung, um das Werk von einer demnächst zu erlassenden Polizeiordnung, also um zwei Arten der Strafgesetzgebungen von einander zu unterscheiden. Der Verf. meint freilich, dafs eine Polizeiordnung, wenn sie gleich ebenfalls viele Strafbestimmungen enthalten müsse, deshalb doch nicht eine Strafgesetzgebung, ja nicht einmal eine Polizeistrafgesetzgebung sey, weil hier die Gebote und Verbote den Hauptinhalt ausmachten, während die hinzugefügten Strafdrohungen nur die Garantie dieser Vorschriften seyen. Allein, abgesehen davon, dafs in einer Polizeiordnung nur Strafen anderer Art für andere Uebertretungen angeordnet sind, als im Kriminalgesetzbuch, so kann man offenbar mit eben dem Rechte, insbesondere nach des Verfs. Warnungstheorie, sagen, dafs ja auch das Kriminalgesetzbuch Gebote und Verbote zu seinem Hauptinhalt habe, welche ihre Garantie durch die hinzugefügte Strafdrohung erhalten sollen! Denn der Gesetzgeber gebietet die Unterlassung gewisser Handlungen, und zwar bei Strafe. Freilich enthalten die mehrsten Strafgesetzgebungen, wie Falk (Encyklopädie §. 18. Anm. 25.) bemerkt, keine ausdrücklichen Verbote der strafbaren Handlungen, sondern setzen diese Verbote voraus, und bestimmen blos, wie die Uebertretung derselben zu bestrafen sey; vielleicht mit alleiniger Ausnahme der 10 Gebote Mosis, in welchen Mord, Diebstahl u. s. w. ausdrücklich verboten sind. Allein man kann auch dieses zugestehen, ohne dafs dadurch die Polizeiordnung aufhört ein Strafgesetzbuch zu seyn. Vielmehr würde sie sich dann in doppelter Beziehung von der Kriminalgesetzgebung unterscheiden, eines Theils durch die Verschiedenheit der Strafe und der Uebertretungen, andern Theils durch die Form. Denn das Kriminalgesetzbuch setzt die Verbote voraus, wogegen die Polizeiordnung ausdrückliche Gebote und Verbote enthält. In beiden Fällen hat das Gesetz an die Uebertretung eine bürgerliche Strafe geknüpft, und in sofern mufs nach deutschem Sprachgebrauch beiden Gesetzgebungen das Merkmal »Straf« zukommen. Denn dafs der Begriff der Strafe nur auf gewisse Arten physischer Uebel zu beschränken sey, läfst sich eben so wenig behaupten (Thibaut Beiträge zur Kritik der Feuerb. Theorie S. 27.), als dafs bei dem Kriminalgesetzbuch die Strafe die Haupt-, und die Verbote nur die Nebensache seyen, bei dem Polizeistrafgesetzbuch da-

Digitized by Google

gegen die Gebote und Verbote die Haupt-, und die Strafen nur die Nebensachen seyen! Man kann sich daher für die Umänderung des Namens »Strafgesetzbuch« in »Kriminalgesetzbuch« allerdings darauf berufen, dafs widrigenfalls die Polizeiordnung — gegen den Sprachgebrauch — aus der Liste der Strafgesetzgebungen gestrichen werden müfste, da doch auch nach ihr Strafen angedroht sind, auf dieselben erkannt, und die erkannten Strafen auch exequirt werden. Noch weniger kann Ref. 2) glauben, dafs jene Bezeichnung eine Sprachunrichtigkeit enthalte. Sonst müfste man auch die Ausdsücke: Civilgesetzbuch, Civilgesetzgebung, Civilprocefs u. s. w. verwerfen. Eben so wenig ist sie 3) gegen den neueren Sprachgebrauch. Denn noch immer sind uns die Ausdrücke: Kriminalrecht, Kriminalrechtswissenschaft, Kriminalordnung u. s. w. geläufig, und werden *toto die* gebraucht, und dürften 4) wohl eben so wenig zu falschen Nebenvorstellungen führen. Denn sie sind in Deutschland schon zu lange recipirt, als dafs man dabei nur an die römischen *crimina* denken sollte! Wem fällt es z. B. wohl ein, sich unter dem verdienstvollen »Kriminaldirector« Hitzig einen blofsen Vorsteher des Gerichts über römische *crimina* zu denken? Auch haben wir ja noch immer Hand- und Lehrbücher »des Kriminalrechts« z. B. von Feuerbach, von Grolman, von Martin, von Henke; ferner ein Archiv des »Kriminalrechts«; Annalen und eine Zeitschrift »für die Kriminalrechtspflege« von Hitzig; desgleichen »Kriminalistische Beiträge« von Hudtwalker und Trummer, u. s. w. Wer wollte dabei wohl immer nur an römische *crimina* denken? Endlich 5) dürfte die Bezeichnung Kriminalgesetzbuch wohl eben so wenig geeignet seyn, nachtheilig auf die Sache selbst zu wirken. Denn der einmal bestehende Unterschied zwischen leichten und schweren Verbrechen, zwischen leichten und schweren Strafen wird dadurch weder aufgehoben, noch auch nur verwischt. Vertheidigt doch der Verf. selbst (Anm. Bd. 2. S. 28 fg.) den Begriff des Verbrechens im weiteren Sinn, mit Inbegriff der Vergehen; und unter diesen Umständen ist nicht wohl einzusehen, weshalb das »Kriminell« nicht auch von den Vergehen gebraucht werden sollte, da dieser Ausdruck nach deutschem Sprachgebrauch mit »verbrecherisch« zusammenfällt. Ref. glaubt diesem allen nach, dafs das: *in verbis simus faciles* u. s. w., ungeachtet der Protestation des Verfs., auch hier zur Anwendung komme, und hält dafür, dafs der Verf. diesem Wortstreite viel zu viel Raum auf sechs Seiten gegönnt habe.

Der Verf. wendet sich im §. 3. zu den im revidirten Entwurfe weggelassenen Bestimmungen des ursprünglichen

Digitized by Google

Entwurfs, von welchen Ref. nur einige der wichtigsten hervorheben will. Dahin gehört: 1) die Vorschrift des Art. 3: dafs nach dem Gesetzbuch auch diejenigen Verbrechen gestraft werden sollen, welche von Inländern an dem deutschen Bunde oder an einem zu demselben gehörigen Staate begangen worden. Der Verf. vermuthet, diese Vorschrift sey deshalb weggelassen, weil man dabei nur politische Vergehungen im Auge gehabt (und in sofern sey die Weglassung allerdings zu billigen), und die nicht politischen Vergehungen wohl unter den Worten »oder an Ausländern verübt worden« begriffen seyen, indem man unter Ausländern auch ausländische Staaten zu verstehen habe. Letzteres möchte indefs wohl zu bezweifeln seyn. Denn nach gemeinem Sprachgebrauche findet eben so gewifs ein Unterschied zwischen Ausländern und ausländischen Staaten, wie zwischen Einheimischen und dem einheimischen Staate Statt. So wie nun Niemand unter dem Ausdruck: Einheimische (Staats-Unterthanen) auch den einheimischen Staat begriffen denkt, so kann auch der Ausdruck: Ausländer (auswärtige Unterthanen, Fremde) nicht wohl den ausländischen Staat in sich begreifen. In den Anmerk. Thl. 1. S. 301. suchte der Verf. die obige Vorschrift durch Berufung auf den in der deutschen Bundesacte ausgesprochenen Zweck des Bundes zu rechtfertigen, durch welchen die Glieder verpflichtet seyen, für die Erhaltung der äufseren und inneren Sicherheit Deutschlands mitzuwirken. Allein gegenwärtig will der Verf. nur von der Bestrafung der nicht politischen Verbrechen eines Staatsunterthanen im Staatsgebiet gegen einen andern deutschen Staat (z. B. durch Verfertigung falscher Papiere) geredet wissen, und mufs sich daher nach einem anderen Rechtsgrunde für die Bestrafung derselben umsehen. Dieser wird jetzt S. 11. (vgl. Anm. Thl. 2. S. 42.) darin gesetzt: der Inländer dürfe dem beleidigten Staate nicht ausgeliefert werden, und dadurch bringe er mittelbar dem eignen Staate Gefahr; daher denn Manche ein eignes Verbrechen, nämlich das der Verletzung des völkerrechtlichen Friedens, daraus machten! Allein dieser Rechtsgrund beweist offenbar mehr als er beweisen soll, folglich gar nichts. Denn danach müfste der Inländer auch wegen politischer Verbrechen, und zwar nicht blofs gegen deutsche Bundesstaaten, sondern auch gegen auswärtige Staaten, mit welchen der einheimische Staat in völkerrechtlichem Verkehr stände, gestraft werden. Denn die mittelbare Gefährdung des eignen Staats, und die Verletzung des völkerrechtlichen Friedens kann doch nicht wohl auf blofse nicht politische Verbrechen gegen einen deutschen Bundesstaat beschränkt werden! Allein nach Ref.'s Dafürhalten kann weder unbedingt

Digitized by Google

behauptet werden, dafs die Straflosigkeit des Unterthanen wegen der gegen einen fremden Staat begangenen Verbrechen, nothwendig dem eignen Staate, wenn auch nur mittelbar, Gefahr bringe, indem der Unterthan sehr wohl versucht seyn kann, sich Etwas gegen einen fremden, ihn nicht verpflichtenden Staat zu erlauben, was er gegen den einheimischen Staat nicht unternommen haben würde; noch läfst sich ein völkerrechtliches Princip begründen, wonach der einheimische Staat verpflichtet wäre, Vergehungen seiner Unterthanen gegen fremde Staaten zu strafen. Es würde daher nur auf dem Wege eines vertragsmäfsigen Uebereinkommens zwischen den deutschen und auswärtigen Staaten eine Bestrafung möglich seyn, und dann würde man mit Recht von der Verletzung des völkerrechtlichen Friedens reden können. — 2) Nicht aufgenommen ist der Art. 65. des Commissionsentwurfs, nach welchem »die unter der männlichen oder väterlichen Gewalt des Thäters stehenden Miturheber im Zweifel nur als Gehülfen bestraft werden sollen, es müfste sich denn aus den Umständen ergeben, dafs sie nicht wegen jener Abhängigkeit zu den Verbrechen mitgewirkt haben.« Der Verf. sucht zwar diesen Artikel zu retten, allein wie Ref. dünkt, aus unzureichenden Gründen. Sollen nämlich jene Personen im Zweifel nur als Gehülfen gestraft werden, und bringt man daneben die allgemeine Vorschrift der Art. 94 u. 102. (die ja offenbar durch den Art. 65. nicht ausgeschlossen werden) zur Anwendung, wonach Jugend, Befehl und Ueberredung die Strafbarkeit herabsetzen: so würde die Strafe, wenn der Thäter noch jung war oder überredet wurde, selbst bei den schwersten Verbrechen so bedeutend herabsinken, dafs sie kaum eine ernstliche Strafe genannt werden könnte! Aufserdem läfst sich mit Recht bezweifeln, ob das Abhängigkeitsverhältnifs an sich eine solche Berücksichtigung verdiene, wie der Art. 65. ihm gewähren will. Denn abgesehen davon, dafs schon nach Art. 94. No. 2. Ueberredung und Befehl die Strafbarkeit der Ehegattin und der Kinder herabsetzen, und dafs in unsern Tagen sich das Abhängigkeitsverhältnifs in der Ehe und väterlichen Gewalt factisch sehr vermindert hat, endlich auch schon das gemeine Recht das richtige Princip anerkennt, die Untergebung verpflichte nicht zum Gehorsam in strafbaren Handlungen: so dürfte noch der Art. 65. zu einer gefährlichen handwerksmäfsigen Beförderung von Verbrechen in Familien führen, und müfste consequenterweise auch noch auf andere Personen ausgedehnt werden, die sich factisch in einem noch gröfseren Abhängigkeitsverhältnisse befinden. Vgl. die Krit. Beleuchtung S. 163 fg. — 3) Nach dem Art. 77. (92.) hatte der Verf. in seinen Anm. Thl. 2. S. 359. zur Entscheidung der streitigen

Digitized by Google

Rechtsfrage, ob und in wie weit der Satz: *volenti non fit injuria* in strafrechtlicher Hinsicht gelte, einen Zusatzartikel vorgeschlagen, der aber nach S. 17. der vorliegenden Schrift nicht aufgenommen wurde. Er lautet so: »durch die von dem Betheiligten ausdrücklich oder stillschweigend ertheilte Einwilligung in die dem Strafgesetz zuwiderlaufende Handlung, wird diese nur dann straflos, wenn sie blos in einer nicht gemeingefährlichen Verletzung seines Eigenthums (oder seiner individuellen Ehre?) besteht.« Ref. glaubt, dafs dieser Zusatz aus dem Grunde nicht aufgenommen wurde, weil er eines Theils zu eng, andern Theils zu weit ist. Denn wer wird z. B. von einer strafbaren Entführung reden, wenn ein von aller Gewalt unabhängiges Mädchen sich mit ihrem Willen entführen läfst? Oder von einer strafbaren Selbsthülfe, wenn der Pfandgläubiger, der Commodatar, der Depositar eingewilligt hatten, dafs der Gläubiger sich sein Eigenthum aus ihrem Zimmer holen dürfe? Wer von einem strafbaren Menschenraube, wenn eine von aller Gewalt unabhängige Person sich von einer herumziehenden Gaukler- oder Seiltänzergesellschaft wegführen läfst? Oder von einer widerrechtlichen Gefangennehmung, wenn Jemand einwilligte, sich 24 Stunden lang in ein fremdes Zimmer einschliefsen zu lassen, u. s. w.? In sofern giebt es also aufser den im Zusatzartikel enthaltenen Fällen der Verletzung fremden Eigenthums (durch Entwendung, Betrug, oder widerrechtliche Beschädigung), sofern dieselbe nicht gemeingefährlich ist (wie z. B. bei der Brandstiftung der Fall ist), auch noch andere Fälle, wo die Einwilligung zur Straflosigkeit führen mufs! Und was endlich die Verletzung der individuellen Ehre betrifft, so dürfte doch wohl die Einwilligung sich von einem Andern *verbaliter* oder *realiter* injuriiren, oder gar um seinen guten Namen bringen zu lassen, für ein *pactum turpe* anzusehen seyn, welches schon deshalb keine Berücksichtigung verdienen kann, weil der Staat umgekehrt für die Erweckung des Ehrgefühls der Unterthanen wirken soll (Bauer die Warnungstheorie §. 7.)! Erwägt man nun die zahlreichen Controversen, die bis auf den gegenwärtigen Augenblick über den Rechtssatz: *volenti non fit injuria* herrschen, und würdigt sie auch eines flüchtigen Ueberblicks: so dürfte wohl der Art. 77. (92.) die Sache zu leicht genommen haben, und einer Verbesserung bedürfen! Während Manche, wie z. B. Gönner im N. Arch. des Krim.Rechts Thl. 7. S. 482, Tittmann Handb. §. 36 u. 149, *Bentham Principes du Code pénal P. 1. chap. 14*, und (nach Röm. Rechte?) Wächter Lehrbuch Thl. 1. §. 59. Anm. sich unbedingt für die Anwendbarkeit des *volenti non fit injuria* erklären, unterscheiden Andere, wie z. B. Feuerbach Lehrb.

Digitized by Google

§ 35, Grolman Kr. Rechtsw. §. 26 u. 141, u. *G. L. Gravere Spec. de eo, an injuria volenti facta poenis sit coercenda? Groning.* 1825, zwischen veräufserlichen und unveräufserlichen Rechten ohne jedoch darüber einverstanden zu seyn, welche Rechte zu diesen, welche zu jenen gehören (N. Arch. d. Kr. Rechts Thl. 11. S. 80 fg.). Mittermaier dagegen (N. Arch. des Kr. Rechts Thl. 9. S. 707.) erkennt im Allgemeinen die rechtliche Möglichkeit des Verzichts an, meint jedoch, dafs sich keine allgemeine Regel aufstellen lasse, weil die besonderen Umstände der That entscheiden müfsten! Auch *Rossi Traité de droit pénal Lib. 2. chap.* 13. a. E. begnügt sich mit einer blofsen Andeutung. Nach Andern, z. B. Quistorp Handbuch §. 66. und Grolman l. c. §. 259. Anm. b., soll die Einwilligung, wenn der Thäter seine Handlung für straflos hielt, ihm zur Milderung gereichen und den *dolus* zur *culpa* herabsetzen. Wiederum Andere erklären den Thäter im Allgemeinen für völlig strafwürdig, sind sich jedoch über die Ausnahmen nicht einig, in welchen Straflosigkeit eintreten soll. Dahin gehören z. B. Rofshirt Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts S. 432 fg., Jarke Handbuch §. 18, Trummer zur Philos. des Rechts, insbes. des Strafrechts § 59, Abegg Untersuchungen aus dem Geb. der Strafrechtswiss. S. 62 fg., v. Link über das Naturrecht unserer Zeit S. 27—30. Anm. Diesen Ansichten gegenüber suchte Ref. im N. Arch. des Kr. Rechts Bd. 11. No. 4 u. 10. den Satz zu begründen, dafs in Ermangelung einer gesetzlichen Vorschrift, die Einwilligung nur bei denjenigen Verbrechen in Betracht kommen könne, die ihrem Begriffe nach durch das Merkmal: *invito laeso* bedingt seyen, indem, wenn es an diesem Merkmale fehle, die Handlung entweder vermöge ihrer sonstigen Merkmale in ein anderes Delict (z. B. die Nothzucht in einfaches *stuprum*) übergehe, oder, wenn sie unter kein sonstiges Strafgesetz gebracht werden könne, das Verbrechen seinem ganzen Begriffe nach wegfalle, weil alsdann eine an sich erlaubte Handlung vorliege. Zur Erörterung können die obigen Beispiele dienen, und auch unter den Injurien giebt es Fälle, die lediglich durch das Merkmal *invito laeso* zur Injurie werden, wohin z. B. das Betasten eines Frauenzimmers, das Küssen u. s. w. gehört; was aber keineswegs im Allgemeinen von den Injurien behauptet werden kann. Alle übrigen Verbrechen sind ihrem Begriffe nach durch das Merkmal *invito laeso* nicht bedingt, und daher kann bei ihnen die Einwilligung juridisch gar nicht in Betracht kommen, weder als Aufhebungs- noch auch nur als Milderungsgrund der Strafe; und von dieser Ansicht geht auch z. B. bei Tödtungen und Körperverletzungen die Praxis der französischen und der englischen Gerichte aus. Vergl.

Digitized by Google

N. Arch. des Kr. Rechts Bd. 9. S. 707. Bd. 11. S. 287. Hitzig Annalen 3. S. 145. Archenholz Brittische Annalen Thl. 7. S. 42. der Karlsruher Ausg. Dafs aber diese Theorie zu einer ungerechten Härte führt, ist gewifs, indem sie die verschiedenartigen Stufen der Strafbarkeit nicht berücksichtigt. Denn danach würde z. B. derjenige, welcher einem schwer Verwundeten auf dem Schlachtfelde auf dessen Bitten den Gnadenstofs gäbe, gleich demjenigen als Mörder verurtheilt werden müssen, der aus Gewinnsucht (gegen Lohn) einen lebenssatten Menschen mit kaltem Blut ums Leben brächte! Wenn daher auch der Gesetzgeber bei Verbrechen dieser Art die Einwilligung nicht für einen allgemeinen Milderungsgrund erklären will, so sollte er doch die Motive, welche derartigen Handlungen zum Grunde liegen, würdigen, und mit Rücksicht darauf dem Richter gestatten, auf eine mildere Strafe zu erkennen (N. Arch. Bd. 11. S. 292—94.). Was dagegen die zuerst genannten Verbrechen betrifft, die ihrem Begriffe nach durch das Merkmal: *invito laeso* bedingt sind: so scheint eine Erklärung des Gesetzgebers hier kaum nöthig, weil der Richter die Principien, nach welchen Fälle der Art zu entscheiden sind, schon aus dem Begriffe und Thatbestande der Verbrechen für sich ableiten kann. Soll etwa dadurch einer irrigen Ansicht der Gerichte über das *volenti non fit injuria* begegnet werden, so müfste die Erklärung jedenfalls anders lauten, als im Baier. Strafgesetzb. Art. 123, und im Zusatzartikel zum Art. 77. (91.) des Entwurfs, weil diese sich blofs auf die Verletzung des Eigenthums beschränken, worauf sie nach der obigen Ausführung nicht beschränkt werden können.

Im § 4. mit der Ueberschrift: »Zusätze« tadelt der Verf. mit Recht, dafs der Art. 23, wonach der Richter berechtigt seyn soll, unter gewissen Voraussetzungen und Einschränkungen die verwirkte ordentliche Freiheitsstrafe in Staatsgefängnifs zu verwandeln, den Zusatz erhalten habe, »dafs diese Verwandlung bei der Bestrafung gewisser Fälle des Duells nothwendig seyn solle.« Der Tadel trifft nicht blofs die Form, sondern auch die Sache. Was nämlich vorerst den Zusatz in formeller Hinsicht betrifft, so ist nicht einzusehen, weshalb er die fraglichen Fälle des Duells nicht gradezu mit Staatsgefängnifs bedroht, indem die ordentliche Freiheitsstrafe dadurch zu einer leeren Scheindrohung herabsinkt, welche sich weder mit der Würde des Gesetzes verträgt, noch irgend einen Nutzen stiften kann. Denn die Zeiten des Mittelalters sind doch wohl vorüber, in welchen zu »mehrerer Forcht willen« Schreckensstrafen angedroht wurden, die niemals exequirt wurden, noch exequirt

Digitized by Google

werden sollten (Mittermaier im N. Arch. des Cr. Rechts Thl. 9. S. 51. Jarke Handbuch Thl. 1. S. 31. Anm.). Was die Sache selbst betrifft, so können allerdings auch Fälle vorkommen, wo die Duellanten die gewöhnliche Freiheitsstrafe verdienen (S. 21 u. 22. S. 115.). — Einen Zusatz hat ferner der Art 64. (67.) erhalten. Dieser Zusatz bezieht sich auf den Fall, wo von einer Bande ein schwereres Verbrechen begangen wurde, als nach dem Zweck der Bande im Allgemeinen und der für die einzelne That getroffenen Verabredung, beabsichtigt war; und dann soll »dasjenige Mitglied der Bande, welches dabei gegenwärtig war, falls es nicht dasselbe aus allen Kräften zu verhüten erweislich bemüht gewesen, als Miturheber des schwereren Verbrechens bestraft werden.« Diesen Zusatz tadelt der Verf, theils weil er nach Art. 63. nicht nothwendig gewesen, indem dieser die Grundsätze vom Komplott auch auf die Bande anwende; theils weil er mit der Bestimmung des Art. 62. nicht im Einklang stehe, wonach nur die Häupter des Komplotts unter der obigen Voraussetzung, und zwar auch nur als Gehülfen bestraft werden sollen. Allein diese Argumente sind deshalb unbeweisend, weil ja eben die Ansicht der Revisions-Commission ersichtlich ist, die Bande wegen ihrer objectiv gröfseren Gefährlichkeit nach strengeren Grundsätzen als das Komplott zu beurtheilen. Es fragt sich daher nur, ob die getroffene Abänderung sich aus allgemeinen Gründen rechtfertigen lasse. Der Verf. läugnet auch diefs, weil sie zu allgemein und zu hart sey. Denn es geschehe häufig, dafs, wenn eine Bande eins der von ihr bezweckten Verbrechen ausführe, einzelne Mitglieder derselben aufser dem beabsichtigten Verbrechen auch noch ein anderes, vielleicht schwereres Verbrechen ausübten, von dem die übrigen entweder keine Kenntnifs gehabt, oder welches sie doch nicht hätten verhindern können. Allein auch dieses Argument dürfte nicht zur Widerlegung dienen. Denn der gedachte Zusatz setzt eines Theils voraus, dafs das schwerere Verbrechen von der Bande, also nicht blofs von einzelnen Mitgliedern derselben verübt wurde, andern Theils dafs die Nichttheilnehmer dabei gegenwärtig waren, folglich von dem schwereren Delict Kenntnifs haben konnten, und endlich verlangt er auch nur, dafs die Nichttheilnehmer bemüht gewesen seyn sollen, das schwerere Verbrechen zu verhüten, nicht aber, dafs sie es wirklich verhüteten, indem unter dieser Voraussetzung der ganze Zusatzartikel als überflüssig wegfallen müfste. Wenn daher einzelne Mitglieder z. B. bei der Ausführung des Diebstahls durch Einbruch oder beim Raube, besondere Excesse (Nothzucht, grausame Mifshandlungen u. s. w.) be-

gingen, so kann dieſs nicht der Bande zur Last fallen, weil die Nothzucht, die grausamen Mifshandlungen u. s. w. ja nicht von ihr gemeinschaftlich beschlossen und ausgeführt, sondern nur von einzelnen Mitgliedern ausgegangen sind. Dagegen dürfte die gröfsere objective Gefährlichkeit der Bande jenen Zusatz rechtfertigen.

Zu den wesentlichen Veränderungen (§. 5) gehört die im ursprünglichen Entwurf vorgeschlagene Enthauptung mit dem Fallbeile, in die von der Revisions-Commission wieder eingeführte Hinrichtung mittelst des Schwerdtes. In seinen Anm. Thl. 1. S. 317—19, Thl. 2. S. 61. hatte sich der Verf. sehr lebhaft für die Guillotine erklärt *), weil sie die gröfste Schnelligkeit mit vollkommener Sicherheit der Hinrichtung vereinige! Auch ist sie nach Lichtenberg (verm. Schrift. Thl. 5. S. 496 fg.) das am wenigsten schmerzhafte Mittel, den Kopf vom Leibe zu trennen. Denn das Beil hackt und klemmt, das Schwerdt hackt und schneidet, und klemmt also auch, weil es hackt, während die Guillotine allein im eigentlichen Wortverstande schneidet, und daher mit langer Schneide, grofsem Gewicht und hohem Falle das sanfteste Mittel zur Hinrichtung ist. Man hat sich dagegen auf das: *infandum regina jubes etc.* berufen — gleichsam als hätten wir in Deutschland die Gräuel der französischen Revolution zu bereuen, oder als könnten sie durch die Verpflanzung der Guillotine auf deutschen Boden hervorgerufen werden! Man hat es ferner für unwürdig erklärt, von einer Maschiene hingerichtet zu werden — als ob nicht auch hier der Verbrecher durch Menschenhände, welche die Maschiene leiten, ums Leben käme! Man beruft sich auf die ehrliche Pön des Schwerdts, als ob andere Hinrichtungsarten unehrlich wären, und namentlich die Guillotine, unter welcher so viele ehrenwerthe Männer fielen, u. s. w. — Eine zweite wichtige Veränderung besteht darin, dafs als qualifizirte Todesstrafe, statt der im urspr. Entwurfe vorgeschlagenen ausgezeichneten Kleidung, die Schleifung des Verbrechers zur Richtstätte auf einer Kuhhaut angeordnet ist! Allerdings giebt es unter den todeswürdigen Verbrechen Grade der Strafbarkeit, und daher finden sich noch gegenwärtig manche Vertheidiger äusserer, und selbst innerer Qualificationen der Todesstrafe (na-

*) Interessante historische Notizen darüber finden sich in Grolman's Bibl. für P.R.W. Thl. 1. Stück 1. S. 387—93, und bei Lichtenberg verm. Schriften a. a. O., und in dessen Erklärungen zu den Hogarthischen Kupferstichen Thl. 11. S. 154 fg.

Digitized by Google

mentlich des Rades), wohin z. B. Oersted (Grundregeln S. 404, Prüfung des neuen Baier. Strafentw. S. 77.), Jarke (Handb. 1. S. 261. und in Hitzig's Zeitschr. 3. S. 114.), Wächter (in der Tübing. Krit. Zeitschr. 3. S. 52 fg.), und Gans (Krit. Beleuchtung S. 56.) gehören; und in sofern kann man nicht unbedingt (S. 28.) behaupten, dafs die Verwerflichkeit aller innerlich qualificirten Todesstrafen, so wie äusserer schärfender Zusätze ganz allgemein anerkannt sey. Gewifs ist freilich, dafs viele Stimmen sich dagegen erhoben haben, z. B. Böhmer (im N Arch. des Kr. Rechts 4. S. 61. 62.), der Verf. in seinen Anm., und Mittermaier im N. Arch. des Kr.Rechts Thl. 6. S. 393. Thl. 10. S. 147 fg.! Allein während Letzterer die ausgezeichnete Kleidung, in welcher der Verbrecher nach Art. 9. zum Tode geführt werden soll, nöthigenfalls zulassen will, spöttelt umgekehrt Gönner in seinen Motiven S. 47 u. 48. über die französische Masquerade, und auch Gans a. a. O. und Trummer (in der Tüb. Krit. Zeitschr. 3. S. 389.) haben sich dagegen erklärt. Der Verf. selbst hat in dieser Beziehung seine Ansicht geändert. Denn während er in den Anm. Thl. 1. S. 319. die im Baier. Strafgesetzbuch angeordnete halbstündige Ausstellung am Pranger mifsbilligte, weil nur schmerzlose Qualificationen gerechtfertigt werden könnten; und daher nur die ausgezeichnete Kleidung übrig bleibe, stimmt jetzt der Verf. in dem 2ten Thl. der Anm. S. 66. und in gegenwärtiger Schrift dem Baier. Strafgesetzbuch bei, und erklärt die Gründe, aus welchen er vordem mit Mittermaier diese Schärfung verworfen habe, für eine mifsverstandene Humanität. Dafs dagegen der Verf. das Schleifen zur Richtstätte auf einer Kuhhaut mifsbilligen werde (S. 29 fg.), liefs sich wohl erwarten. — Eine dritte Verbesserung betrifft den Art. 36. (41.). Dieser, welcher festsetzte, dafs im Fall das vollendete Verbrechen mit Todesstrafe bedroht sey, die Strafe des beendigten Versuchs bis zu langjähriger Kettenstrafe steigen solle, ist dahin abgeändert, dafs selbst lebenslängliche Kettenstrafe statt finden solle! Mit Recht erinnert der Verf. dagegen, dafs diese Strafe für den beendigten Versuch (Romagnosi nennt ihn das vereitelte Verbrechen) viel zu schwer sey, wenn man nicht dem subjectiven Strafmaafs ein ungebührliches Uebergewicht über dem objectiven einräumen wolle. Denn wenn z. B. Jemand *animo occidendi* auf einen Andern angelegt, aber die Pistole versagt hat, oder der Schufs vorbeifuhr, mithin gar keine Verletzung eingetreten ist: so müfste man das objective Strafmaafs so gut wie ignoriren, wenn in diesem Falle auf lebenslängliche Kettenstrafe erkannt werden dürfte.

Zum warnenden Beispiel kann uns grade hierin der Code pénal dienen, welcher seine übertriebene Härte dem vorherrschenden Principe des subjectiven Strafmaafses verdankt, und aus diesem Grunde gegenwärtig einer Reform entgegensieht, deren Nothwendigkeit man in Frankreich längst allgemein anerkannt hat. Der Verf. vermuthet indefs, die Revisions-Commission habe eigentlich nur den Fall im Auge gehabt, wo mit dem beendigten Versuche eines Verbrechens noch ein anderes vollendetes Verbrechen, z. B. mit dem Versuche der Ermordung eine vollendete schwere Körperverletzung concurrire; ein Fall, den man mit Unrecht qualifizirten Versuch nenne, indem es vielmehr ein Zusammentreffen eines vollendeten Verbrechens und eines Versuchs *(conc. delictorum idealis)* sey. Allein Ref. kann in diesem Puncte dem Verf. nicht beistimmen, am wenigsten aber in dem angegebenen Beispiele eine Concurrenz zweier Verbrechen finden. Denn 1) gehört zum Thatbestande des Versuchs nicht nothwendig ein Nicht-Erfolg. Vielmehr kann der Versuch bald einen Erfolg haben, bald nicht (was Sache des Zufalls ist), und bleibt in beiden Fällen seinem Begriffe nach ein Versuch, weil es an den gesetzlichen Requisiten der Vollendung fehlt. Mithin kann der Erfolg keine andere Wirkung haben, als dafs er die Strafbarkeit des Thäters mehr oder minder erhöht. Allein dadurch wird an dem Begriffe des Conats nichts geändert. Nicht minder 2) ist es ein anerkanntes Princip, dafs wenn eine verbrecherische Handlung als wesentliches Merkmal in einer anderen enthalten ist, der Begriff des *concursus delict. idealis* auf Fälle der Art ganz unanwendbar ist. Daher denn z. B. bei der Nothzucht, bei der Entführung, beim Morde nicht das *stuprum*, das *crimen vis* und die Körperverletzung noch besonders bestraft werden können. Dieſs Prinzip findet seine Anwendung nicht bloſs auf das consummirte Verbrechen, sondern muſs es auch auf den Conat finden. Mithin kann der Erfolg des beendigten Versuchs keinen *conc. del. idealis* begründen, sondern nur die Strafbarkeit des Conats erhöhen; auf ähnliche Weise, wie es sich gemeinrechtlich mit gewissen s. g. vagen Privatverbrechen, z. B. mit der Kinderaussetzung, dem Meineide, der Fälschung u. s. w. verhält, die zwar ohne allen Erfolg consummirt sind, aber um so strafwürdiger werden, je schwerer der eingetretene Erfolg war. Endlich 3) kann auch aus dem Grunde in dem obigen Falle keine Concurrenz von Verbrechen (consummirte Körperverletzung und *delictum perfectum homicidii)* angenommen werden, weil zur Körperverletzung wesentlich der *animus non occidendi* erfordert wird, d. h. eine auf bloſse Verletzung gerichtete Willensbestimmung (Feuer-

Digitized by Google

bach Lehrb. §. 244.), es mithin an einem wesentlichen Merkmale fehlt, um die Handlung unter das Strafgesetz von Körperverletzung zu bringen. Auf andere Weise kann auch die wichtige Gränzlinie zwischen der versuchten Tödtung und der vollendeten Körperverletzung nicht gezogen werden. Endlich 4) erhellt dieſs auch daraus, daſs wenn man die äuſsere Handlung mit ihrem Erfolg unter die Körperverletzung bringen wollte, alsdann zur Begründung eines *conc. idealis* der bloſse *animus occidendi* übrig bliebe, der aber als bloſser *animus* nicht dem Strafgesetz unterliegt! — Dagegen ist auch Ref. mit dem Verf. darin einverstanden, daſs in dem obigen Falle kein qualificirter Versuch anzunehmen sey. Denn dieser setzt nach der richtigeren Ansicht (vergl. Ref.'s Versuche S. 366. 309.) ein vollendetes Verbrechen voraus, welches als Mittel zur Begehung eines anderen, aber unvollendet gebliebenen Verbrechens dienen sollte. Dieſs ist z. B. der Fall, wenn Jemand eine Brandstiftung veranstaltete, um zu stehlen, oder verwundete, um zu rauben, aber an dem Act der Entwendung gehindert wurde. Hier findet ein wirklicher *concursus delictorum* Statt, indem Niemand behaupten wird, daſs Brandstiftungen und Körperverletzungen zum Thatbestande der Entwendung gehören, oder integrirende Theile derselben sind. Da man indeſs über den Begriff des qualificirten Versuchs seither nicht einig werden konnte, so dürfte es wohl, um Miſsverständnisse zu verhüten, zweckmäſsiger seyn, ihn aus der Gesetzgebung zu verweisen. Auch ist er keineswegs nothwendig, weil in dergleichen Fällen die gewöhnlichen Grundsätze vom *conc. delictorum* zur Anwendung kommen.

Die im Art. 41. (49.) vorgenommene Veränderung der Fassung des rechtswidrigen Vorsatzes findet Ref. nicht tadelnswerth. Zwar glaubt der Verf., es reiche zu diesem Begriffe nicht hin, daſs der Thäter das Bewuſstseyn der Unerlaubtheit der Handlung habe, zu deren Begehung oder Unterlassung er sich bestimme, sondern er müsse aufserdem noch wissen, daſs sie dem Strafgesetze zuwiderlaufe, mithin ein Verbrechen sey! Dieser Einwand scheint Ref. von des Verfs. Warnungstheorie herzurühren (denn wenn das Gesetz warnen soll, so muſs man es auch kennen!), und hängt zugleich mit des Verfs. Ansicht, daſs unerlaubte Handlungen erst durch das Strafgesetz zu Verbrechen werden, zusammen. Allein was den ersten Punct betrifft, so muſs man sich mit dem alten Satze: *impossibilium nulla datur obligatio* trösten. Denn wenn auch der Gesetzgeber die Unterthanen vor der Begehung verbrecherischer Handlungen warnen will,

so läfst sich dieſs doch nicht erzwingen, und insofern kann der Gesetzgeber auch nicht verhindern, daſs Mancher das Strafgesetz nicht kannte, und sich daher auch nicht warnen lassen konnte. Was den zweiten Punct betrifft, so glaubt Ref. umgekehrt, daſs das Verbrechen nicht aus dem Strafgesetz komme, sondern demselben voraufgehe, mithin durch das Strafgesetz nur der Unterschied zwischen dem Verbrechen überhaupt, und dem bürgerlich strafbaren Verbrechen begründet werde. Diesemnach reducirt sich die Streitfrage darauf: genügt zum Begriffe des rechtswidrigen Vorsatzes das Bewuſstseyn der verbrecherischen Qualität der Handlung, oder muſs dazu noch das Bewuſstseyn, daſs sie bürgerlich strafbar sey, hinzukommen? Nach Ref.'s Ansicht läuft indeſs diese Streitfrage auf einen bloſsen Wortstreit hinaus. Denn wenn der Thäter das Bewuſstseyn der verbrecherischen Qualität der Handlung, nicht aber ihrer bürgerlichen Strafbarkeit hatte, was würde davon die Folge seyn? Doch nicht etwa die, daſs der *dolus* dadurch zur bloſsen *culpa* umgewandelt wird, wie dieſs vordem Feuerbach seiner Theorie zu Liebe behauptete, aber längst zurückgenommen hat? Oder daſs die Unkenntniſs des Gesetzes dem Thäter zur Milderung gereicht, weil er sich vielleicht hätte warnen lassen können, wenn er das Strafgesetz gekannt hätte? Da nun der Verf. weder dieses noch jenes zugiebt, so bleibt am Ende nur die beliebte Fiction übrig: man muſs annehmen, daſs der Thäter das Strafgesetz gekannt habe, weil er es hätte kennen sollen. Allein auf diese Weise verurtheilt man den Verbrecher so zu sagen *in contumaciam*, und macht sich ganz unnöthige Schwierigkeiten, indem man ja in der Sache selbst das Prinzip anerkennt, daſs zum *dolus* das Bewuſstseyn der Unerlaubtheit der Handlung genüge; und auf diesem Bewuſstseyn kann auch der Gesetzgeber im Allgemeinen mehr bauen, als auf der Furcht vor der Strafe. Zwar giebt es verbrecherische Handlungen, die nicht bürgerlich strafbar sind. Allein nach dem Prinzip: *nulla poena sine lege* kann der Thäter hier nie in Gefahr gerathen, wegen seines Bewuſstseyns der verbrecherischen Qualität der Handlung gestraft zu werden. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bauer, Strafgesetzentwurf für Hannover.

(Fortsetzung.)

Der Art. 73. No. 2. des urspr. Entwurfs sicherte Straflosigkeit demjenigen Theilnehmer eines Komplotts zu, welcher so viel an ihm lag, die Uebrigen von der Ausführung des Verbrechens abzuhalten bemüht war. Allein der Art. 61. No. 2. des revidirten Entwurfs läfst diefs nur dann gelten, wenn die Ausführung des Verbrechens durch sein Bemühen vollständig gehindert wurde. Der Verf. mifsbilligt diese Strenge, theils weil der Theilnehmer, welcher nach besten Kräften zur Verhütung des Verbrechens gewirkt habe, nicht für den unverschuldeten, ungünstigen Erfolg gestraft werden dürfe; theils weil der wirksame Antrieb, welcher dem wankend gewordenen Theilnehmer durch die Aussicht auf Straflosigkeit gegeben werde, durch jene Aenderung aufgehoben werde. Allein nach psychologischen Gesetzen mufs durch die Bestimmung des Art. 61. No. 2. der Antrieb zur Verhütung des Verbrechens umgekehrt um so mehr erhöht werden! Denn wenn der Theilnehmer weifs, dafs er das Unrecht, welches schon in der Zusicherung seines Beistandes zur Vollführung des gemeinschaftlich beschlossenen Verbrechens liegt (und insofern kann von der Bestrafung eines Unschuldigen niemals die Rede seyn) — dafs er dieses Unrecht nur durch die vollständige Verhütung des Verbrechens wieder gut machen kann, so wird und mufs er nach psychologischen Gesetzen seine Thätigkeit verdoppeln; und wenn dann auch sein Vorhaben mifslingt, so braucht er ja nur nicht an der Vollführung des Verbrechens Theil zu nehmen, um gewifs zu seyn, dafs ihn (als blofsen *socius intellectualis)* jedenfalls nur eine geringe Strafe treffen werde, welche aufserdem durch die von ihm bewiesene thätige Reue vermindert wird. Eben so wenig kann Ref. hier einen Widerspruch mit den Art. 62. 64. 330. anerkennen. Denn diese sprechen ja nicht von der Vollführung eines gemeinschaftlich beschlossenen Verbrechens, sondern davon dafs von den Komplottanten oder Bandegliedern Einzelne ein schwereres Verbrechen verübten, als beschlossen wurde, und dann sollen die Uebrigen schon dann straflos seyn, wenn sie nur aus allen Kräften bemüht waren, dasselbe zu verhüten. Beide Fälle sind doch verschieden!

Digitized by Google

Auch in den Bestimmungen über die Nothwehr sind mancherlei Abänderungen getroffen. (S. 34—40.) Namentlich hat der Art. 78. des revidirten Entwurfs die Rechte, zu deren Schutz die Nothwehr zulässig seyn soll, einzeln aufgezählt, nämlich: Leib, Leben, Ehre und Gut; wogegen der Commissions-Entwurf nur das allgemeine Merkmal der Unersetzlichkeit aufgenommen hatte, weil die Nothwehr nur da Statt finde, wo ohne sie das angegriffene Recht rettungslos verloren seyn würde. Auch noch gegenwärtig hält der Verf. dieses Merkmal für unentbehrlich, glaubt jedoch, dafs es wohl in den Worten »zur Rettung« liege. Allein man mag das Wort Rettung so viel betrachten, wie man will, so findet man darin nichts der Art! Vielmehr wollte die Revisions-Commission das Merkmal »Unersetzlichkeit« durch Aufzählung der einzelnen hieher gehörigen Rechte entbehrlich machen, also damit sagen, dafs nur Leib, Leben, Ehre, und Gut zu den unersetzlichen Gütern zu zählen seyen; oder sie hielt das Merkmal »Unersetzlichkeit« *(in abstracto* oder *in concreto)* für viel zu schwankend und unbestimmt, um darauf eine gesetzliche Vorschrift zu gründen, und strich es daher gradezu weg. Und dafür läfst sich auch Manches sagen. Denn so z. B. kann die Gesundheit, so unschätzbar sie auch ist, doch im Allgemeinen *(in abstracto)* nicht zu den unersetzlichen Gütern gezählt werden, indem ja tagtäglich schwer Kranke völlig genesen; und eben so wenig kann der Angegriffene mit Sicherheit aus den besonderen Umständen der That *(in concreto)* erkennen, ob ihm ein unersetzlicher Schade an seiner Gesundheit bevorstehe! Eben so wenig kann es irgend einen Fall geben, wo ohne Ausübung der Nothwehr die Ehre rettungslos verloren seyn würde! Es ergiebt sich hieraus, dafs durch die gedachte Aenderung des Art. 78. die Gränzen der Nothwehr sehr ausgedehnt werden. Denn so z. B. läfst sich aus der Fassung des Art. 92. des urspr. Entwurfs nicht entnehmen, ob die Nothwehr auch zum Schutze der angegriffenen Ehre zulässig sey, was Manche — wie nach gemeinem Rechte — wohl läugnen würden. Allein auf der andern Seite hat der Art. 78. die weitere Ausdehnung der Nothwehr durch den Zusatz, dafs »die Art der Selbstvertheidigung mit der Gefahr in einem angemessenen Verhältnisse stehen müsse«, wieder beschränkt. Mit Recht fragt man aber, was das heifsen solle? Denn findet z. B. ein angemessenes Verhältnifs zwischen der Vertheidigung der gefährdeten Gesundheit und der Tödtung des Angreifers Statt, oder nicht? Darf der Angegriffene zur Vertheidigung seiner Ehre den Angreifer verwunden oder gar tödten, oder besteht zwischen der angegriffenen Ehre und der Verwundung oder Tödtung kein angemessenes Ver-

Digitized by Google

hältnifs? Und kann man endlich wohl von irgend einem Falle der Eigenthumsbeeinträchtigung behaupten, dafs mit ihr die Tödtung oder schwere Verwundung des Diebes in einem angemessenen Verhältnisse stehe? Auf diese Weise sinkt das Selbstvertheidigungsrecht entweder zu einem wahren Nichts herab, oder wird äufserst erschwert. Denn nach Art. 78. mufs der Angegriffene, bevor er zur Nothwehr schreitet, sorgfältig den Werth des in seiner Person angegriffenen Rechtsobjects erwägen, und unter den möglichen Verletzungen diejenige wählen, welche im Allgemeinen dem Werthe des gefährdeten Rechts entspricht, weil er sonst einen strafbaren Excefs begeht. Allein wer lehrt ihn denn, irdische Güter des Menschen, die in sich selbst so verschiedenartig sind, wie z. B. Ehre und Eigenthum auf der einen, und Gesundheit und Leben auf der andern Seite, gegen einander abzuwägen? Giebt es hier keinen objectiven Maafsstab, so mufs der subjective entschieden, und danach müfste es entweder der individuellen Ansicht des Angegriffenen überlassen werden, jene Schätzung und Abwägung nach eignem Gutdünken zu übernehmen — was aber leicht zu einer Ueberschätzung des Werths des bedrohten Guts, zumal im Zustande der Gefahr, führt; oder die Entscheidung müfste dem vernünftigen Ermessen des Richters überlassen werden. Allein auch dieser entbehrt hier alles sicheren Anhalts, und kann, durch subjective Ansicht irre geleitet, leicht zum Nachtheil des Angegriffenen entscheiden. Denn so z. B. giebt es Manche, welche läugnen, dafs zwischen der Eigenthumsbeeinträchtigung und der Tödtung oder Verwundung ein angemessenes Verhältnifs bestehe. Jedenfalls werden also durch den Art. 78. alle sicheren Gränzen ausgeschlossen, und insofern stimmt auch Ref. mit der Ansicht des Verfs. überein, dafs diese Verbesserung eine Verschlimmbesserung sey. Allein darin kann er dem Verf nicht beistimmen, dafs nach der ferner vorgenommenen Veränderung der zweiten Hälfte des Art 95, der Excefs der Nothwehr auch dann gestraft werden müfste, wenn der Angegriffene durch den plötzlichen lebensgefährlichen Angriff in einen alle Zurechnung ausschliefsenden Zustand der Bestürzung versetzt wurde. Die Revisions-Commission hat vielmehr die zweite Hälfte des Art. 95. deshalb mit Stillschweigen übergangen, weil er nur eine Anwendung der allgemeinen Vorschrift ist, dafs alle im Zustande einer unverschuldeten Sinnenverwirrung begangenen Verbrechen straflos sind. —

Von vorzüglicher Wichtigkeit ist die Abänderung des besonders bekannt gewordenen Art. 112. des urspr. Entwurfs. Dieser gestattet nämlich dem Richter, wegen Menge und Wichtigkeit zusammentreffender mildernder Umstände, bei den un-

Digitized by Google

bestimmten Strafgesetzen unter das *minimum* herabzugehen, und bei den bestimmten Strafgesetzen auf eine mildere Strafart als die *poena ordinaria* zu erkennen, also z. B. die Todesstrafe in Freiheitsstrafe zu verwandeln. Nach dem Art. 97. des revidirten Entwurfs soll dagegen dem Richter in einem solchen Falle das Milderungsrecht nicht zukommen, sondern nur ein Antrag auf Milderung aus Gnade an das Kabinetsministerium Statt finden. »Hierdurch — bemerkt der Verf. — ist der Entwurf des Strafgesetzbuchs einer seiner gröfsten Zierden und seiner wichtigsten Grundlagen beraubt worden« Allein die Ansichten über die Zweckmäfsigkeit einer solchen Verfügung sind bekanntlich sehr getheilt. Denn während Einige sie als höchste legislative Weisheit anpreisen, wie z. B. der Verf., und mit ihm Mittermaier (Neuest. Zustand S. 80 fg., Bemerk. über den Hann. Entw. in den Heidelb. Jahrb. 1824. S. 674 fg.), haben Andere z. B. Wagner (Zeitschr. für Oestr. Rechtsw. 1827. Bd. 1. S. 291.), Pfizer (Tübing. Krit. Zeitschr. 3. S 97.), Trummer (ebendas. Bd. 3. S. 423.) und Oersted (neuer Beitrag S. 201.) sich nachdrücklich dagegen erklärt. Auch Gönner in seinen Motiven S. 172. verwirft jenes Milderungsrecht bei der Anwendung der bestimmten Strafgesetze, will es jedoch (S. 176.) bei den unbestimmten Straffällen gelten lassen, mithin dem Richter gestatten, ausnahmsweise unter das *minimum* herabzugehen. Diese Unterscheidung scheint beim ersten Anblick inconsequent. Allein man kann doch dafür sagen, dafs die unbestimmten Straffälle eben diejenigen sind, die ihrer Natur nach sehr verschiedene Gradationen der Strafbarkeit zulassen, wogegen bei den bestimmten Straffällen die angedrohte Strafe im Allgemeinen der Schwere der That correspondirt, sie mithin ihrer Natur nach nicht so verschiedene Gradationen der Strafbarkeit zulassen. Allein Ref. glaubt doch, dafs es richtiger sey, beide Fälle auf gleichmäfsige Weise zu entscheiden, obschon nicht geläugnet werden kann, dafs jenes Milderungsrecht verderblicher bei den bestimmten Straffällen, als bei den unbestimmten wirken kann. Denn im Allgemeinen läfst der Art. 112. manche begründete Einwendungen zu. Vorerst setzt er dem richterlichen Ermessen nicht die nöthigen Schranken. Denn die Begriffe: »viele« und »wichtige« (Milderungsgründe) sind höchst relative Begriffe, und wer einmal für milde Strafen gestimmt ist, und insbesondere sich von der Recht- und Zweckmäfsigkeit der Todesstrafe nicht überzeugen kann, dem kann es kaum an Mitteln fehlen, in den Umständen der mehrsten Verbrechen viele und wichtige Milderungsgründe zu entdecken! Ja der Art. 112. überläfst sogar dem richterlichen Ermessen, selbst zu bestimmen, was als Milderungs-

Digitized by Google

grund gelten soll. Denn dafs hier an die gesetzlichen Milderungsgründe nicht zu denken ist, liegt klar am Tage. Wenn nämlich der Richter genöthigt ist, auf die *poena ordinaria*, oder auf das *minimum* zu erkennen, so sind in dem ersten Falle keine gesetzlichen Milderungsgründe vorhanden, im zweiten die vorhandenen bereits erschöpft. Diesemnach autorisirt also der Art. 112. den Richter noch über die gesetzlichen Milderungsgründe hinauszugehen, und eröffnet dadurch seinem Ermessen einen höchst gefährlichen Spielraum. Denn was kann man nicht Alles als Milderungsgrund gelten lassen! Und welche Nachtheile entspringen nicht aus dem zu grofsen richterlichen Ermessen! Diefs haben schon Sir Romilly (im N. Arch. des Kr. Rechts Bd. 6. No. 4.) und Will. Roscoe (üb. die Besserung der Verbrecher u. s. w., übers. von Spangenberg S. 64 fg.) aus der Praxis ihres Landes mit kräftigen Zügen nachgewiesen. Doch was bedarf es der Berufung auf die englische Praxis? Schon unsere gemeinrechtliche Praxis — wenn anders von einer solchen die Rede seyn kann, weil sich keine Uebereinstimmung in ihr nachweisen läfst — beurkundet diese Wahrheit von alten Zeiten her! Insbesondere hat sich jetzt in viele Gerichte ein so milder Geist und eine so schlaffe Humanität geschlichen, dafs manche Regierungen für nöthig gefunden haben, Fiscale einzuführen, um auf Cassation ungesetzlicher Straferkenntnisse zu dringen (Martin Jahrb. der Gesetzg. u. Rechtspflege in Sachsen. Bd. 1. H. 1.); und dafs Lichtenberg (Verm. Schrift. Bd. 3. S. 80.) am Ende noch Recht behalten dürfte, wenn er im prophetischen Geiste ausrief: er sehe schon mit Entzücken die Morgenröthe einer empfindsamen peinlichen Gerichtsordnung über dem Horizont von 1800. heraufdämmern! Und grade in diesen Zeiten einer zu grofsen Milde und Humanität — wogegen sich indefs auch manche kräftige Stimme erhoben hat — ist es um so mifslicher, das richterliche Ermessen, ohne die nöthige Begränzung, und bei einem ohnehin schon milden Strafgesetzbuch, wie es der Entwurf zu seyn sich rühmt, zu erweitern. Auch ist es ganz inconsequent, dem Richter nur ein Milderungs- nicht aber auch ein Strafschärfungsrecht nachzulassen Denn wenn anders die Gerechtigkeit will, dafs wegen besonderer mildernder Umstände, welche dem Gesetzgeber entgangen sind, eine leichtere Strafe als die gesetzliche zuerkannt werden soll: so mufs auch umgekehrt nach der Idee der Gerechtigkeit, wegen besonderer erschwerender Umstände, an welche der Gesetzgeber nicht gedacht hat, das *maximum* erhöht, oder auf ein anderes *genus poenarum* erkannt werden dürfen. Oder will man etwa aus blofser, unzeitiger Milde die Idee der Gerechtigkeit nur zur Hälfte realisirt wissen? Man

Digitized by Google

wende dagegen nicht ein: *nulla poena sine lege.* Denn es gilt hier der *lex condenda!* Man berufe sich auch nicht darauf, dafs das Strafschärfungsrecht ein gefährliches Recht sey. Denn es setzt ja — gleich dem Milderungsrechte *ex clausula generali* — voraus, dafs die Umstände von der Art seyen, dafs der Gesetzgeber selbst sie nothwendig hätte berücksichtigen müssen, wenn er sie gekannt hätte.

Will man gleichwohl jenes Strafschärfungsrecht deshalb als ein gefährliches Recht verwerfen, weil es zu Mifsbräuchen führen könne, so trifft dieser Einwand ja auch das Milderungsrecht des Art. 112; und es läfst sich auch keineswegs behaupten, dafs es besser sey, zu mild als zu streng zu strafen. Denn beides widerstreitet auf gleiche Weise der Idee der Gerechtigkeit. Je besser die Gesetzgebung ist, um so gewisser wird zwar der Verbrecher schon aus den Händen des Richters empfangen, was die Gerechtigkeit verlangt. Allein man darf nicht vergessen, dafs die bürgerliche Gerechtigkeit nur eine menschliche ist, und daher die Unvollkommenheiten aller menschlichen Einrichtungen theilt! Wenn man nun erwägt, dafs Strafgesetze nur für das Allgemeine gegeben werden, und sich nicht in eine Kasuistik unerschöpflicher Fälle verlieren können, mithin das Strafquantum auch nur nach einem mittleren Proportionalmaafse möglich ist, und es eben daher Fälle giebt, und ewig geben wird, auf welche die Bestimmung des Strafgesetzes nicht vollkommen pafst; wenn man sodann die Gefährlichkeit eines weit greifenden richterlichen Ermessens erwägt, und endlich die Begnadigung nicht als eine launenhafte Begünstigung des Verbrechers und des Verbrechens, sondern als einen Act der Gerechtigkeit auffafst, durch welche das materielle Recht mit dem formellen ausgeglichen werden soll: so kann das Begnadigungsrecht weder zufällig noch überflüssig noch gefährlich genannt werden, sondern ist vielmehr ein nothwendiger, durch die Unvollkommenheit der bürgerlichen Strafgesetzgebung gerechtfertigter Umweg, wodurch im Staate die Idee der Gerechtigkeit realisirt werden soll, weil die graden Wege, die dazu führen könnten, bei weitem unsicherer und gefährlicher sind. Und mehr als eine gerechte Strafe will doch der Art. 113. nicht — wenn es nicht etwa darauf abgesehen ist, dem Regenten dadurch das Begnadigungsrecht zu entziehen. Denn durch die Reception des Art. 112. würde der Regent in die mifsliche Lage gebracht, das Begnadigungsrecht nur bei den von den Gerichten als gerecht erkannten Strafen ausüben zu können, wodurch denn die gerechte Strafe in eine ungerechte verwandelt würde. Zwar fragt es sich eben, ob das Begnadigungsrecht nicht etwa überflüssig sey? Allein

Digitized by Google

Ref. kann dieſs aus den angegebenen Gründen nicht zugestehen, zumal die Mifsbräuche, welche damit getrieben werden können, das Begnadigungsrecht an sich nicht verwerflich machen. — Der Verf. sucht freilich, wie sich erwarten läfst, den Art. 112. zu retten, indem er 1) bemerkt, dafs man ohne den Art. 112. nur für sehr wenige Fälle absolut bestimmte Strafen (z. B. Todesstrafe und Dienstentsetzung), und bei den relativ bestimmten Strafen entweder überhaupt kein *minimum*, oder doch meist nur ein weit geringeres *minimum*, insbesondere eine geringere Strafart festgesetzt haben würde. Allein dieser Ausweg würde der Commission doch nicht zu dem erwünschten Ziele verholfen haben! Denn unfehlbar würde dann die Revisions-Commission bei jedem einzelnen Artikel strengere Strafbestimmungen festgesetzt haben. Der Verf. behauptet 2) dafs die Begnadigungsanträge die aus der Vernichtung des Art. 112. entstehende Lücke nicht ergänzen könnten. Allein es dürfte nicht einzusehen seyn, weshalb, was der Richter vermag, nicht auch der Begnadiger vermögen sollte, und insofern kann durch das Wegfallen des Art. 112. keine Lücke entstehen. Zwar vermeint der Verf., es könne in dem hier vorausgesetzten Falle von keiner Begnadigung die Rede seyn, sondern es sey ein wirkliches Richten. Allein das Richten geht ja von dem Richter des Staats (den Gerichten), das Begnadigen vom Regenten aus, wie man dieſs seither allgemein angenommen hat: und eben so wenig läfst sich aus dem Begriffe der Begnadigung darthun, dafs die Verwandlung oder Milderung der Strafe auf dem Wege der Gnade aufhöre eine Begnadigung zu seyn, so oft sie auf einem Rechtsgrunde beruhe, und insofern einen Eingriff in die richterliche Sphäre enthalte. Vielmehr ist das die wahre Begnadigung, die auf einem Rechtsgrunde oder auf Gründen der Zweckmäfsigkeit beruht. Eben so wenig kann man mit dem Verf. sagen, dafs wenn das Gericht, gebunden durch das Gesetz, auf eine zu harte, der Verschuldung nicht entsprechende Strafe erkenne, es sich überzeugt habe, die volle gesetzliche Strafe sey nicht verwirkt. Verwirkt ist sie allerdings, weil sie eine rechtlich nothwendige Folge der Uebertretung ist. Aber der Richter, und mit ihm der Verbrecher und das Publicum dürfen erwarten, dafs die verwirkte Strafe aus höheren Gründen vom Regenten gemildert werde. Man kann daher dem Verf. nur zugeben, dafs es allerdings für den Richter eine schwere Aufgabe ist, durch den Buchstaben des Gesetzes gefesselt, auf eine Strafe zu erkennen, die er für ungerecht hält. Allein wenn anders bedeutende Milderungsgründe concurriren, so darf er ja mit Zuversicht hoffen, dafs die zuerkannte Strafe doch nicht vollstreckt werde;

Digitized by Google

und auch sonst mufs ja der Richter vielfach gegen seine Ueberzeugung — nach dem Gesetze — Recht sprechen. Diefs ist z. B. der Fall, wenn er auf Todesstrafe, von deren Recht- und Zweckmäfsigkeit er sich nicht überzeugen kann, erkennen soll; wenn er wegen mangelhaften Beweises genöthigt ist, den Angeschuldigten, von dessen Schuld er völlig moralisch überzeugt ist, frei zu sprechen, und überhaupt, wenn er von andern Grundsätzen, es sey milderen oder strengeren, als das geltende Strafgesetzbuch, ausgeht. Allein dergleichen Uebelstände kann keine Gesetzgebung der Welt dem Richter ersparen; und wie schlimm würde es dagegen nicht stehen, wenn statt des objectiven Willens des Gesetzes überall die subjective Meinung des Richters entscheiden dürfte! — Der Verf. findet 3) in der Vorschrift des Art. 97. ein Mifstrauen gegen die richterliche Gewalt, und eine Beeinträchtigung derselben. Allein man kann darin nur eine weise Beschränkung des richterlichen Ermessens finden; und dafs die Gerichte seit undenklichen Zeiten, also nach gemeinem Rechte, das im Art. 112. enthaltene Milderungsrecht ausgeübt haben sollten, dürfte gleichfalls zu bezweifeln seyn. 4) Soll es in Ansehuug der Folgen nicht gleichgültig seyn, ob der Richter, oder ob der Begnadiger auf eine andere Strafart erkenne, z. B. die Zuchthausstrafe in Arbeitshaus verwandele. Allein, da das richterliche Urtheil durch die Begnadigung anfgehoben wird, so müssen damit auch die nachtheiligen Folgen desselben wegfallen; es möchte denn die Begnadigung unter Beschränkungen ertheilt seyn. Doch läfst sich freilich nicht läugnen, dafs es für den Delinquenten und dessen Familie schmerzlicher seyn kann, die mildere Strafe erst auf dem Wege der Gnade zu empfangen! 5) Soll der Art. 97. zu einem Widerspruch des Gesetzes mit sich selbst führen. Allein die Art. 94 u. 95. sprechen ja von den s. g. Strafminderungs-Gründen, worunter man diejenigen Gründe versteht, welche den Richter bei der Anwendung der (relativ oder absolut) unbestimmten Strafgesetze, zum Behuf der Ausmessung der Strafe, leiten sollen; wogegen der Art. 97. von den s. g. Strafmilderungs-Gründen redet, worunter man diejenigen Gründe versteht, aus welchen der Richter bei der Anwendung der bestimmten Strafgesetze ausnahmsweise von der *poena ordinaria* (z. B. von der Todesstrafe) abweichen darf. Sofern nun die relativ unbestimmten Strafgesetze ein *maximum* und *minimum* der Strafe festsetzen, kommen die Art. 94 u. 95. zur Anwendung, d. h. der Richter hat danach das Strafquantum entweder innerhalb des *maximum* und *minimum* auszumessen, oder auf das *maximum* oder *minimum* zu erkennen. Ueber das *maximum* hinaus, und unter das *minimum* herab darf er aber nicht gehen,

Digitized by Google

weit es an die gemeinrechtliche Vorschrift gebunden ist. Wenn man der Gesetzgebung (§. 11. 12. 13.) diese Freiheit nicht zugestehen will, so können die Gründe, aus welchen der Richter ausnahmsweise von maximum und minimum abgeht, dem Namen der Strafmilderungs-Gründe beziehungsweise den Namen der Strafschärfungs-Gründe (so wie das maximum) ist nicht blos etwas Beständiges, und zwar absolut Bestimmtes, wenn der Ausdruck gestattet. Auf diese Weise wird zwar der ausschließliche Wirkungskreis gehoben. Allein es zeigt sich auch hier, wie leicht die Unterscheidung zwischen Strafmilderungs- und Strafschärfungs-Gründen auf der einen, und Strafmilderungs- und Strafschärfungs-Regeln auf der andern, in Bezug auf Motivirtheit seines Urtheils, und dafs sie sich auch somit weder als nothwendig, noch als zweckmäßig erweisen. Vergl. Bar an einem andern Orte (Krit. Versuche No. 9.) dagegen zu schon. — Ueber die Motive s. Bauer, Lehrb. §. 11. Die Begriffe von Milderung und Minderung nur historisch keinesweges aber als in der Natur der Sache liegend, sind aus einander. Beide Ausdrücke wollen — beim einzigen bestimmten, sondern nur subsumtiven Strafgesetze zu können wie in Gesetzgebung möglich gar keinem Begriff von einer ordentlichen Strafe haben. Auch dieß, was aber schon der Name Strafe in der Sprache sagt bei Falk Enzyklop. 3. vop. Anm. 8c. (vergl. mit Bauer, Lehrb. §. 11. Anm. 1.) bemerkt, hat zu vielen unrichtigen Strafgesetzen deshalb eine gewisse Analogie gehabt, weil auf die Begriffe von ordentlicher und außerordentlicher Strafe keine Rücksicht genommen werden muß, bevor die Eigenschaften der verschiedenen Fälle in Betracht gezogen worden können. Dahin hat sich denn auch für die subsumtionen Strafsätze überall in Bezug auf Strafmilderungs-Gründe, wie z. B. für die diebische Scheu, für Injurien u. s. w. — Der Verf. stellt sich auf den Gesichtspunkt des Arr. — nach eine eigenthümliche Ansicht von Milderungsrechte auf, worin Bar ihn wenigstens bestimmen kann. Er lässt nämlich, daß die Art. 97 — 103. von einer strafrechtlichen Milderung sprächen. Dem ist z. B. nur die Jugend des Thäters für den Richter nicht als Milderungsgrund aufgestellt, sondern als ein Grund, auf welchem der Gesetzgeber seine Strafe soll haben beruhen sollen. Diese geringere Strafe soll also keine gemilderte Strafe, sondern blos für die gemeinen Fälle die gesetzliche Strafe sein. Allein diese Ansicht führt dahin, daß man die gemilderte Strafe gesetzlich für einen ausgestellten erklären muß, und überhaupt sein

damit der ganze Begriff der Milderung weg. Denn die Strafmilderungsgründe sind ja immer durch das Gesetz bestimmt, und der Richter darf nur aus gesetzlichen Gründen von der *poena ordinaria* abweichen (Ref.'s Vers. S. 250 fg.)! Milderungs- und Schärfungsgründe — im Gegensatz der Minderungs- und Straferhöhungsgründe — sind vielmehr besondere, aufserhalb der allgemeinen Vorschrift gelegene, gesetzliche Gründe, aus welchen der Richter ausnahmsweise von der *poena ordinaria* abweichen darf; und zu diesen gehören doch wohl Jugend (Art. 102.), Greisenalter und unverschuldete langwierige Untersuchungshaft (Art. 103.)! Dafs der Richter hier verpflichtet ist, diese Gründe anzuwenden, ändert an dem Begriffe des richterlichen Milderungsrechts nichts. Denn auch der Art. 112, wenn er recipirt wäre, würde ja den Richter verpflichten, wegen vieler und wichtiger Milderungsgründe von der ordentlichen Strafe abzuweichen, und unter das *minimum* herabzugehen. Allein wer denkt sich wohl unter dem richterlichen Milderungsrechte ein blofses Recht, eine blofse Befugnifs, wie wenn es lediglich von seinem Gutdünken abhinge, ob er es zur Anwendung bringen wolle oder nicht? Sein Recht ist zugleich eine Pflicht, wogegen das Milderungsrecht des Regenten, wie es nun einmal besteht, weniger eine Pflicht, als ein blofses Recht ist. Geht man dagegen von des Verfs. Ansicht aus, so könnte selbst das Zusammentreffen vieler und wichtiger mildernder Umstände (Art. 112) nicht mit dem Namen eines Milderungsgrundes bezeichnet werden. Denn, wenn der Richter auf eine mildere Strafe als die *poena ordinaria* und das *minimum* erkennt, so ist ja auch diese mildere Strafe nach Art. 112. eine gesetzliche, folglich das Zusammentreffen von mildernden Umständen — kein Milderungsgrund, sondern nur ein Grund, aus welchem der Gesetzgeber selbst die *poena ordinaria* herabgesetzt hat. Der Verf. hat diesemnach — um die etwas weitläuftigen Untersuchungen über den Art. 112. zu schliefsen, die aber durch die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt werden (S 57.) — seine Hauptargumente für den Art. 112. auf eignen Ansichten von der Begnadigung, von der Verwirkung der Strafe, und vom richterlichen Milderungsrechte gegründet, die schwerlich gerechtfertigt werden dürften.

Der §. 6. (S. 59 — 98.) enthält einen interessanten, sehr empfehlungswerthen Aufsatz über die Abschaffung der Todesstrafe, worin der Verf. mit Mittermaier und Andern zu dem Resultate kommt, dafs die Humanität schon ihren grofsen Triumph feiere, wenn man die Todesstrafen auf die schwersten Verbrechen beschränke, die Qualificationen bei derselben abschaffe, und dem Richter gestatte, beim Zusammenflusse

Digitized by Google

vieler und wichtiger mildernder Umstände (Art. 112.) von der Todesstrafe abzuweichen. Zu diesem Resultate gelangt der Verf. durch eine gewissenhafte Prüfung der wichtigsten, für und wider die Zulässigkeit der Todesstrafe vorgebrachten Gründe. Vielleicht dürfte sich in dieser Beziehung eine zweckmäfsigere Anordnung treffen lassen, als der Verf. gewählt hat. Nach Ref.'s Dafürhalten theilt man die Gründe für und wider die Todesstrafe am richtigsten in zwei Hauptclassen. Sie bestehen nämlich 1) entweder nur in Folgerungen aus irgend einer strafrechtlichen Theorie, zu welcher sich die Vertheidiger und Gegner der Todesstrafe bekennen; oder 2) sie bestehen unabhängig von allem Streite der Strafrechts-Theorien. Was nun die Gründe und Gegengründe der ersten Classe betrifft, so kann man auf diese, so lange der Streit der Straftheorien noch fortbesteht, kein grofses Gewicht legen. Denn es hängt hier Alles davon ab, zu welcher Theorie sich die streitenden Partheien hinneigen. So z. B. müssen die Vertheidiger der Präventions- und der Besserungstheorie die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe läugnen, während die Anhänger der Wiedervergeltungs- und der Abschreckungs- oder Warnungstheorie ihre Rechtmäfsigkeit anerkennen. Erhebt man sich nun über den Streit der Straftheorien, so mufs man sich nach andern Gründen für oder wider die Todesstrafe umsehen, und diese bilden die zweite Classe. Die hieher gehörigen Gründe und Gegengründe zerfallen wieder in Gründe für oder wider die Rechtmäfsigkeit, und in Gründe für oder wider die Zweckmäfsigkeit der Todesstrafe. Da nun das Rechtsgemäfse in der Uebereinstimmung mit einem allgemein gültigen Gesetze, das Rechtswidrige in dem Widerstreite mit demselben besteht, und es der allgemein gültigen Gesetze nur drei giebt, nämlich das allgemeine Rechtsgesetz, das Sittengesetz, und das Religionsgesetz; da ferner der Beweis der Zweckmäfsigkeit oder der Zweckwidrigkeit der Todesstrafe nur auf zwiefachem Wege geführt werden kann, entweder *a priori* (aus psychologischen Gründen) oder *a posteriori* (durch die Erfahrung): so mufs die zweite Hauptclasse in fünf Unterabtheilungen zerfallen, von welchen die drei ersten in Gründen für oder wider die Rechtmäfsigkeit, die beiden letzten in Gründen für oder wider die Zweckmäfsigkeit der Todesstrafe bestehen. Es ergeben sich hiernach fünf Hauptbeweise gegen die Todesstrafe, welche sind: 1) der juridische Beweis gegen die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe, den man auf der Fiction eines Vertrags gründet; 2) der moralische Beweis gegen die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe, darauf gegründet, dafs es dem Sittengesetze widerstreite, ein Wesen zu vernichten, welches

dazu da sey, um sittliche Zwecke zu erfüllen; 3) der religiöse Beweis gegen die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafe, welcher sich darauf gründet, dafs der Staat frevelnd in den Plan der Gottheit eingreife, wenn er ein Wesen vernichte, welches vielleicht noch nicht reif für das Jenseits sey; 4) der psychologische Beweis gegen die Zweckmäfsigkeit der Todesstrafe, darauf gegründet, dafs nach den erkennbaren Erscheinungen des menschlichen Gemüths (nach psychologischen Gesetzen) die lebenslängliche Freiheitsstrafe ein weit wirksameres Mittel zur Verhütung von Verbrechen sey; endlich 5) der Erfahrungsbeweis gegen die Zweckmäfsigkeit der Todesstrafe, wonach derselben die abschreckende Wirkung abgesprochen wird. — Was nun den ersten dieser Beweise betrifft (Beccaria, und jetzt auch Lucas), so beruht derselbe auf einer reinen Fiction, nämlich darauf, dafs dem Staate durch Vertrag das Strafrecht eingeräumt sey, Niemand aber sein Recht auf Leben vertragsmäfsig aufgeben könne, oder habe aufgeben wollen (S. 68. Ref.'s Straftheorien S. 50.). — No. 2. (Fichte) läfst sich mit Oersted Grundregeln S. 76 dadurch widerlegen, dafs man sagt: Die bürgerlichen Strafen beruhen auf einer Vernunftnothwendigkeit. Denn sie sollen die Rechtsordnung im Staat begründen, ohne welche es dem Menschen nicht möglich seyn würde, für sittliche Zwecke mit Freiheit und Selbstthätigkeit zu wirken. Insofern ist es also kein Widerspruch vor dem Sittengesetz, durch die Todesstrafe die der Erfüllung des Sittengesetzes entgegenstehenden Hindernisse aufzuheben. — No. 3. (Lucas vom Strafsystem S. 193. N. Arch. des Kr. Rechts Thl. 8. S. 725.) beruht auf einem reinen Anthropomorphismus, und ist am bündigsten von v. Arnim Bruchst. über Verbr. und Strafen Thl. 1. S. 137. widerlegt. — No. 4. (Lucas S. 267. 247.) läfst sich eben so sehr aus psychologischen Gründen, als durch die Erfahrung widerlegen (S. 65 u. 83. Krim. Beiträge 1. 3. S. 22. N. Arch. des Kr. R. Thl. 9. S. 325.). — Endlich No. 5. (vorz. Lucas) erhebt die Ausnahmen zur Regel, zieht unrichtige Folgerungen aus den ungleichartigsten Fällen, und verwechselt insbesondere die Folgen, welche aus der zu häufigen Anwendung der Todesstrafen entstehen, mit den Wirkungen der Todesstrafe überhaupt. (S. 75 fg. N. Arch. Thl. 10. S. 362. Meine Rec. in der Allg. Litt. Zeit. 1831 No. 13 — 15. *Rossi Traité* 3. 6.). Aufserdem macht der Verf. auf einige allgemeine Fehler aufmerksam, welche bei dieser grofsen Streitfrage häufig mit unter liefen. Diese sind: 1) dafs man über eine einzelne Strafart entscheiden wolle, ohne zuvor den Rechtsgrund der Strafgewalt überhaupt, und die obersten Grundsätze des Strafrechts, namentlich hinsichtlich des Maafs-

Digitized by Google

stabes der Strafbarkeit erforscht zu haben. Dieſs ist allerdings wahr. Allein dann zieht man die Frage über die Rechtmäſsigkeit der Todesstrafe in das schlimme Gebiet der Strafrechts-Theorien hinein! 2) Daſs man hauptsächlich solche Gesetzgebungen in's Auge fasse, welche von der Todesstrafe einen zu häufigen Gebrauch machten, die Arten und Martern der Hinrichtung vermehrten und vervielfältigten. (Im Code pénal sind bekanntlich mehr als 30 mit dem Tode bedrohte Verbrechen, und vor dem Jahre 1819. gab es in England noch 223 todeswürdige Verbrechen; Mittermaier Krit. Zeitschr. 1. S. 62.). 3) Daſs man immer nur die Bestrafung eines einzelnen, wirklichen Uebertreters, und zwar hauptsächlich den Act der Hinrichtung im Auge habe, da es doch bloſs auf die Beurtheilung der Rechtmäſsigkeit der gesetzlichen Androhung der Todesstrafe ankomme. Dieses Argument hat fast den Anschein eines juridischen Kunstgriffs, indem es unsere Aufmerksamkeit von der Execution auf die bloſse Androhung lenken soll — und da nimmt sich denn freilich die Todesstrafe auf dem Papiere anders aus wie im Leben! Allein die Frage nach der Rechtmäſsigkeit einer Strafe läſst sich unabhängig von aller Strafandrohung aufwerfen und beantworten; und zu diesem Zweck muſs man in das Wesen und die Natur der Strafe selbst eindringen, folglich sie auch in ihrer Vollstreckung in's Auge fassen. Dagegen hätte der Verf. 4) noch hinzufügen können, daſs man aus einzelnen Erfahrungssätzen nur allzu geneigt ist, eine Regel zu bilden, und sich auf psychologische Gesetze stützt, die sich gar nicht begründen lassen. Nunmehr deducirt der Verf. im Sinne der relativen Straftheorie (auf ähnliche Weise wie Feuerbach, Oersted, Romagnosi und Andere) die Rechtmäſsigkeit der Todesstrafe auf folgende Weise: Die Staatsgewalt (der Gesetzgeber) hat das Recht und die Pflicht, die zur Begründung der Rechtsordnung unentbehrlichen Mittel anzuwenden. Das Strafgesetz ist aber der Ausdruck der Vorstellung des Gesetzgebers von dem Grade der bürgerlichen Strafwürdigkeit oder der Gröſse eines Verbrechens, durch die Bedrohung desselben mit einer dieser Gröſse entsprechenden Strafe. Nun giebt es aber Verbrechen, die auf einer so hohen Stufe der Strafbarkeit stehen, und aus so mächtigen Antrieben entspringen, daſs der Gesetzgeber nur durch Androhung der härtesten und wirksamsten Strafe theils die ganze Gröſse eines solchen Verbrechens aussprechen, theils den Entstehungsgründen desselben entgegenwirken, theils der Strafe die Natur einer gerechten Vergeltung geben kann. Die Todesstrafe ist aber unter allen Strafarten theils die schwerste, theils deren Androhung die wirksamste, wie sich aus psy-

chologischen Gründen und aus der Erfahrung erweisen läfst. Hiernach ist also der Gesetzgeber berechtigt, dieselbe durch das Gesetz anzudrohen, so oft die Androhung der gröfsten und wirksamsten Strafe für das allein zureichende, und daher ganz unentbehrliche Mittel zur Verhütung eines gewissen Verbrechens, mithin zum Schutze der Rechtsordnung zu halten ist. Aus dieser Deduction leitet der Verf. ab: 1) dafs nur die allerschwersten Verbrechen mit der Todesstrafe zu bedrohen seyen. (Welche Verbrechen zu den allerschwersten zu zählen seyen, ergiebt die Deduction nicht, und doch hängt viel davon ab, ob es 1 oder 2 todeswürdige Verbrechen mehr oder weniger giebt.) 2) Dafs dem Richter das Recht zustehen müsse, beim Zusammentreffen vieler und wichtiger Milderungsgründe von der gesetzlichen Todesstrafe abzuweichen. Allein Ref. glaubt, dafs dieser Satz keineswegs aus der obigen Deduction folge, theils weil sie sich lediglich auf die Rechtmäfsigkeit der Androhung der Todesstrafe durch den Gesetzgeber beschränkt, also dabei von der Person des Richters absieht; theils weil sich nicht erweisen läfst, dafs bei an sich todeswürdigen Verbrechen, wenn sie unter mildernden Umständen verübt wurden, die Androhung der Todesstrafe zur Begründung der Rechtsordnung entbehrlich sey. 3) Dafs innerlich qualifizirte Todesstrafen, und die denselben gleichstehenden äufseren Qualificationen rechtswidrig und unzweckmäfsig seyen. Allein auch diefs dürfte aus jener Deduction nicht folgen, indem sie vielmehr in ihrer Consequenz — weil nämlich qualifizirte Todesstrafen mehr abschrecken, oder wenn man will, warnen, als einfache Todesstrafen — grade zum Gegentheil führt. Man mufs sich daher gegen die Qualificationen auf andere Gründe berufen! Die Surrogate, welche die Todesstrafe ersetzen sollen, zu welchen insbesondere die Pönitentiarien, die Deportation und der bürgerliche Tod gehören, verwirft der Verf. mit Recht, wobei sich jedoch S. 84. die etwas auffallende Behauptung findet: es sey ein greller Widerspruch, zugleich lebendig und todt zu seyn. So wenig auch Ref. zu den Vertheidigern des bürgerlichen Todes gehört, so kann er doch keinen Widerspruch darin finden, bei lebendigem Leibe seine Rechtsfähigkeit zu verlieren, zumal der Verf. selbst diese Strafe eine Fiction, und zwar eine Fiction des bürgerlichen Todes nennt. Dagegen ist gewifs, dafs jene Surrogate die grofse Lücke nicht ausfüllen, welche durch die Abschaffung der Todesstrafe entstehen würde (S. 83.); und daher bliebe, sie zu ersetzen, nur die lebenslängliche Freiheitsstrafe übrig. Allein dann müfste entweder unser bisheriges Strafsystem, bis zur geringsten Strafe abwärts gerechnet, eine gänzliche Reform erleiden — und diefs

Digitized by Google

würde zu einer gefährlichen Milde führen, wozu es vor der Hand an allen rechtlichen Gründen fehlt; oder man müfste die bisherigen todeswürdigen Verbrechen auf eine gleiche Stufe der Strafbarkeit mit den Verbrechen des zweiten Grades stellen — und dieſs würde eine Ungerechtigkeit seyn, welche selbst durch die Noth nicht entschuldigt werden könnte. Auch die Erfahrung, diese grofse Lehrmeisterin, hat die Unentbehrlichkeit der Todesstrafe dargethan, indem sie in allen Staaten, worin sie aufgehoben wurde, später wieder eingeführt ist (N. Arch. Bd. 10. S. 361.).

Ref. wendet sich jetzt zu dem besonderen Theile des Entwurfs (S. 99 fg.), und will auch hier die wichtigsten Abänderungen hervorheben. Diese bestehen 1) in einer Erhöhung der Strafbestimmungen, theils durch Festsetzung eines höheren *maximum*, oder eines höheren *minimum*, oder durch beides zugleich; theils durch Vermehrung der Fälle, in welchen Todesstrafe eintreten soll, nämlich beim Zweikampf, bei der Brandstiftung und dem Todtschlag. 2) Enthält der revid. Entwurf gröfsere Beschränkungen des richterlichen Ermessens durch genauere Strafbestimmungen. Hiedurch, bemerkt der Verf., werde das durch den Art. 97. des revid. Entwurfs entzogene Milderungsrecht noch weit fühlbarer. Allein die Revisions-Commission würde ja offenbar in Widerspruch mit sich selbst gerathen seyn, wenn sie im Einzelnen eine gröfsere Strenge und Beschränkung des richterlichen Ermessens eingeführt, und gleichwohl das im Art. 112. bestimmte allgemeine Milderungsrecht anerkannt hätte. Dieſs hieſse mit der einen Hand wieder nehmen, was mit der andern gegeben war! Im Allgemeinen dürfte sich indeſs das hier aufgestellte System der Strenge wohl nicht rechtfertigen lassen, obgleich Ref. in einzelnen Punkten damit einverstanden ist. — Was vorerst die Bestrafung des s. g. Majestätsverbrechens (im Gegensatze des Hochverraths) betrifft, so hält es schwer, für dieses Delict ein proportionirtes Strafmaafs aufzufinden. Denn es gilt hier, die Würde und Ehre des Regenten und seiner Familie gegen die allgemeine Menschenwürde und Menschenehre abzuwägen! Der urspr. Entwurf Art. 152. No. II. hatte für die Bedrohung der Person des Regenten mit einer thätlichen Mifshandlung 6—10 jährige Karrenstrafe festgesetzt. Der revid. Entwurf Art. 139. II. macht dagegen das *maximum* zum *minimum*! Ferner ist für die Bedrohung der Königin oder des Kronprinzen statt der Zuchthausstrafe (Art. 153. II.) 8jährige Kettenstrafe angeordnet. Ref. gesteht mit dem Verf., dafs er diese Strafbestimmungen für zu schwer hält. — Ferner hat der revid.

Entw. Art. 167. die Straflosigkeit der Befreiung eines nächsten Angehörigen ohne Gewalt und Bestechung (Art. 179. des ursp. Entw.) nicht anerkannt. Hiernach, bemerkt der Verf., würde also die Ehegattin des Hugo Grotius und die Gräfin Lavalette zu bestrafen seyn! Allein bewiesen wird durch diesen Einwand wenigstens nichts, indem dergleichen heroische Thaten zwar wohl unsere Bewunderung erregen, aber darum doch unerlaubt seyn können. Wichtiger scheint dagegen der Einwand, dafs eine Handlung der Art ja nur Beihülfe zu einer nach Art. 169. (181.) straflosen Handlung sey. Allein diefs Argument beweist mehr als es beweisen soll, und eben darum gar nichts. Denn danach hätte der Art. 179. a. E. nicht auf die nächsten Angehörigen des Delinquenten beschränkt, sondern auf alle Personen ausgedehnt werden müssen. Eben so wenig beweisend ist das Argument: die innige Verbindung mit dem Befreieten lasse diese Beihülfe nicht als eine Begünstigung des von diesem begangenen Verbrechens ansehen. Denn theils folgt diefs keineswegs aus der blofsen innigen Verbindung des Thäters mit dem Befreieten, theils kann man im Allgemeinen nicht behaupten, dafs die Befreiung eines Gefangenen als eine Begünstigung des von diesem verübten Verbrechens anzusehen sey, indem sie ja dann kein selbstständiges Delict, sondern nach den allgemeinen Grundsätzen von der Begünstigung zu beurtheilen wäre. Beim ersten Anblick scheint es freilich inconsequent, dafs die Revisions-Commission die Selbstbefreiung eines Gefangenen an sich — für straflos, aber die Beihülfe dazu für eine strafbare Handlung erklärt. Allein wenn man — wie diefs zu geschehen pflegt — die Straflosigkeit der Selbstbefreiung auf den mächtigen Trieb der Selbsterhaltung gründet, so ergiebt sich von selbst, dafs dieser Entschuldigungsgrund lediglich dem Gefangenen, nicht aber dritten Personen, die ihn befreieten, zu Gute kommen kann. Auch kommen noch sonst Fälle vor, wo die Beihülfe zu einer an sich straflosen Handlung, strafbar ist (N. Arch. des Kr. Rechts Bd. 11. S. 77.), und insofern trifft den revid. Entwurf nicht der Vorwurf der Inconsequenz, wenigstens nicht von dieser Seite her. Ob aber die Rev. Commission nicht auch die Bestimmung des Art. 181. (169.) hätte verwerfen sollen, ist eine andere Frage!

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Bauer, Strafgesetzentwurf für Hannover.

(Beschlufs.)

Ref. wenigstens kann sich von der Straflosigkeit der Selbstbefreiung eines Gefangenen nicht überzeugen, und aus diesem Grunde auch die Straflosigkeit der Beihülfe zur Selbstbefreiung, sie gehe aus von wem sie wolle, nicht anerkennen! Denn theils kann der Befreiete sich nicht auf den Nothstand berufen, weil er sich durch eigne Verschuldung in diese Lage gebracht hat; theils verletzt er durch sein Entweichen das unzweifelhafte Recht des Staats auf Gehorsam, und gefährdet durch seine Flucht zugleich die öffentliche Sicherheit. Endlich enthält auch die Erklärung der Straflosigkeit das indirecte Zugeständnifs der Staatsgewalt, dafs sie von den Sträflingen kein Recht auf Gehorsam in Anspruch nehme, und dafs ihre Gefangenhaltung auf keinem Rechtsgrunde beruhe. Denn es wird ja für eine erlaubte Handlung erklärt, sich selbst zu befreien, und zum Ueberfluss macht noch gar das Gesetz darauf aufmerksam, dafs sie bei dieser Handlung nichts zu riskiren haben! Man beruft sich freilich darauf, dafs der Unterthan nicht die Pflicht habe, sich in Geduld untersuchen und abstrafen zu lassen, weil dieſs dem mächtigsten aller sinnlichen Triebe im Menschen, dem Selbsterhaltungstriebe widerstreite, und folgert daraus, dafs der Staat eben deshalb kein Recht haben könne, ihn für seine Entweichung zu strafen. Allein dieſs Argument beruht auf einer falschen Deduction oder Ableitung des Rechts aus der Pflicht, indem vielmehr umgekehrt die Pflicht durch das Recht begründet wird. Giebt es daher ein Recht des Staats auf Untersuchung und Bestrafung der Verbrecher (und dieſs Recht wird Niemand läugnen): so folgt daraus die Pflicht des Gehorsams von selbst, weil jedem Recht eine vollkommene oder Zwangsverbindlichkeit correspondirt; und von dieser Pflicht kann weder der Selbsterhaltungstrieb, noch die Liebe der Angehörigen entbinden. Der Selbsterhaltungstrieb ist nur ein Trieb gleich andern Trieben, und da wird doch Niemand behaupten, der Unterthan brauche nur seinen Trieben — und zwar je mächtiger sie sind, um so sicherer zu folgen, um gegen alle Strafe gesichert zu seyn. Dieſs würde aller Strafjustiz ein Ende machen! Insofern kann also der Selbsterhaltungstrieb

Digitized by Google

nur da zur Straflosigkeit führen, wo durch ihn keine Pflicht verletzt wird, oder wo es dem Schutze eines widerrechtlich angegriffenen Guts gilt, wie dieſs im Zustande der Nothwehr der Fall ist. Dürfte hingegen der Gefangene sich darauf berufen, daſs er widerrechtlich von der Staatsgewalt detinirt sey, so würde dieſs abermals aller Strafjustiz ein Ende machen! — Schlieſslich drängt sich noch Ref. die Frage auf, weshalb denn der gefangene Sträfling, welcher sich selbst befreite, so viel besser gehalten werden soll, als der Verbannte, der ohne obrigkeitliche Erlaubniſs in das Königreich zurückkehrte? Letzteren trifft nach Art. 182. (Art. 170.) die Strafe der Ausstellung verbunden mit Arbeitshaus bis zu dreijähriger Kettenstrafe, während Jener mit aller Strafe verschont wird. Man könnte dagegen einwenden, daſs bei dem Verbannten die Strafe ja eben darin bestehe, daſs er nicht wieder in das Königreich zurückkehren dürfe. Allein besteht nicht auch die Freiheitsstrafe ebenfalls darin, daſs der Verbrecher vor erstandener Strafzeit nicht wieder in die bürgerliche Gesellschaft des Königreichs zurückkehren darf? Worin liegt also der so wesentliche Unterschied zwischen beiden Fällen, zumal da, wo der Selbsterhaltungstrieb den Verbannten wieder in das Königreich zurückführte, weil er auswärts kein Unterkommen finden konnte? Beide Handlungen kommen ja darin überein, daſs sie in einer Uebertretung des richterlichen Straferkenntnisses bestehen, und in beiden Fällen liegt ja das Rechtswidrige lediglich in der Form der Handlung, indem vorausgesetzt wird, daſs die Selbstbefreiung des Gefangenen, und die Rückkehr des Verwiesenen ohne Gewaltthätigkeiten geschah. Doch — die Inconsequenz löst sich wohl dadurch, daſs nach Art. 27 u. 33. die Verweisung nur Ausländer, namentlich Vagabonden und Bettler, trifft, mit welchen man wohl glaubte weniger Umstände machen zu dürfen! —

Eine sehr wesentliche Aenderung des Commissions-Entwurfs betrifft die Strafe des Zweikampfs, indem der revid. Entwurf die meisten Strafbestimmungen desselben beträchtlich, selbst bis zur Todesstrafe, erhöht, und den Einfluſs des Unterschiedes zwischen dem Herausforderer und dem Herausgeforderten vermindert hat. Um nun über die Zweckmäſsigkeit dieser Veränderungen ein bestimmtes Urtheil fällen zu können, hält der Verf. es für nöthig, einige allgemeine Bemerkungen über das Duell, aus dem Gesichtspuncte der Strafpolitik, vorauszuschicken (S. 108—19.). Die erste Frage betrifft natürlich die Stellung dieses Delicts. Der Verf. zählt es mit den Mehrsten zu den öffentlichen Vergehungen, weil das Duell »allerdings wirkliche Selbsthülfe sey, indem im Staate »alle Gewalt vom Staate ausgehen müsse.« Allein richtiger

Digitized by Google

zählen es Mittermaier, Wächter, und Andere zu den Privatvergehungen, obgleich Ref. manche für diese Ansicht vorgebrachten Gründe übertrieben findet. Denn so z. B. meint Wächter (Lehrb. 2. S. 56), dafs wenn der Zweikampf wegen Umgehung des Richters oder Störung der öffentlichen Ordnung ein Verbrechen sey, so müsse man es auch als Verbrechen und strafbare Selbsthülfe anerkennen, wenn zwei Bürger ihr bestrittenes Rechtsverhältnifs durch das Loos oder einen Schiedsrichterausspruch oder einen Vergleich beilegen würden — oder wenn zwei völlig Bepanzerte davon, wer dem Andern zuerst mit einer Gerte einen Schlag zufügen könne, die Entscheidung ihres Streites abhängig machen wollten?? Allein eine richtige Consequenz kann zum Glück nie dahin führen, an sich erlaubte, und sogar den Unterthanen durch das Gesetz anempfohlene Handlungen für Verbrechen zu erklären! Dagegen kann auch Ref. den Zweikampf nicht für eine qualifizirte Selbsthülfe ansehen. Denn wenn er gleich mitunter den Charakter der Selbstrache annimmt, so ist dieſs nur ein Nebenpunct, wodurch er in besonderen Fällen motivirt wird. Vielmehr ist das Duell seiner eigentlichen Natur nach, wie Möser in seinen patriot. Phantas. (Thl. 4. No. 35.) sehr wahr bemerkt, nur eine Genugthuung, welche die Streitenden der öffentlichen Meinung bringen. Daher sind denn Wunden nicht wesentlich dabei, und Duelle unvermeidlich, wenn auch die Streitenden keinen Groll gegen einander hegen, noch sich an einander rächen wollen. Geht man von diesem, gewifs richtigen Gesichtspuncte aus, so ist das Duell keine qualificirte Selbsthülfe, und kann daher auch nicht zu den öffentlichen Vergehungen gerechnet werden. Der Verf. wendet zwar ein, dafs im Staate alle Gewalt vom Staate ausgehen müsse. Allein die richterliche Gewalt kann weder dadurch, dafs der Beleidigte keine Injurienklage anstellte, noch überhaupt anders als durch die eigenmächtige Vornahme einer Handlung verletzt werden, zu welcher der Richter allein autorisirt ist. Zu diesen Handlungen gehört aber der Zweikampf nicht, und insofern ist er zu den Privatdelicten, und zwar zu den s. g. vagen (unbestimmten, indeterminirten) Privatdelicten (Feuerbach Lehrb. §. 388.) zu zählen, indem zum Thatbestande des Zweikampfs weder ein bestimmter ausschliefslicher *animus* noch Erfolg erfordert wird. Denn die Absicht der Duellanten ist nicht nothwendig auf Verletzung, am wenigsten auf eine bestimmte Art derselben gerichtet, kann aber allerdings darauf gerichtet seyn, und zwar entweder auf Tödtung, oder auf Verwundung; und eben so wenig setzt das Duell einen bestimmten ausschliefslichen Erfolg voraus, indem es seiner Natur nach nicht nothwendig eine Ver-

Digitized by Google

letzung erfordert, dieselbe aber auch eintreten kann, und zwar bald in einem höheren, bald in einem minderen Grade. Insofern treffen hier alle Merkmale der s. g. indeterminirten Privatverbrechen zu Der Verf. nennt das Duell freilich nicht Rechtsverbrechen, sondern Polizeiverbrechen. Allein dieſs läuft auf einen Wortstreit hinaus. Denn strafwürdig sind vom legislativen Standpuncte aus alle gemeingefährlichen Handlungen, und zu diesen gehört auch der Zweikampf, weil er aus einem, vom Staat und von der Vernunft zu miſsbilligenden Grunde, gegenseitig eine Gefahr für Leben und Gesundheit begründet; und daher kann die Einwilligung in den Kampf nicht zur Straflosigkeit führen. Allein mit Recht bemerkt der Verf., daſs das Duell 1) dieser Einwilligung wegen — und überhaupt seinem ganzen Wesen nach, als eine Genugthuung, welche der öffentlichen Meinung von den Streitenden gebracht wird — nicht nach den Grundsätzen, oder nach der Analogie der Körperverletzung und Tödtung beurtheilt werden könne, wie dieſs jetzt auch Feuerbach in der kürzlich erschienenen 11ten Aufl. seines Lehrb. anerkannt hat. Eben so wahr bemerkt 2) der Verf., daſs die Streitenden durch die öffentliche Meinung in einen wahren Nothstand versetzt werden, zumal die Staatsgewalt keinen hinreichenden Schutz gegen die mannigfachen Kränkungen gewähren kann, welche aus der Verweigerung des Duells entspringen; und eben so gewiſs läſst sich auch die Macht der öffentlichen Meinung nicht durch schwere Strafdrohungen beugen. »Das Gesetz der Ehre, bemerkt sehr wahr Garve (verm. Schrift. 1. S. 249.), ist ein allgemeines Gesetz in Europa, und muſs, wenn es der Verbesserung bedarf, in allen Ländern zugleich abgeändert werden; die Reformen, welche man in Einem Lande allein zu machen versucht, während die andern dem alten Systeme ergeben bleiben, werden auch in jenem nicht lange bestehen.« Endlich 3) wird die subjective Strafbarkeit der Streitenden auch noch dadurch herabgesetzt, daſs ihre Absicht nicht nothwendig auf die Verletzung, sondern nur auf den Kampf gerichtet ist, weil die öffentliche Meinung, welcher sie nothgedrungen dieses Opfer bringen, nur den Kampf, nicht aber Verletzungen will. Denn das weiſs jeder der Duellanten, daſs die öffentliche Meinung schon durch eine gewisse Anzahl von Gängen befriedigt ist, wenn auch beide unverletzt den Kampfplatz verlassen sollten. Diesemnach kann man denn die Regel aufstellen, daſs die im Zweikampfe zugefügten Verletzungen im Zweifel als unbeabsichtigt (culpose Verletzungen) anzusehen sind, wenn nicht die besonderen Umstände das Gegentheil ergeben. Allein auch dann wenn die Verletzung beabsichtigt war, läſst sich doch die Bestimmung des

Digitized by Google

Art. 173. No. I. des revid. Entwurfs nicht rechtfertigen, wonach ein auf den Tod eines Theils verabredeter Zweikampf, wenn wirklich ein Theil getödtet wurde, mit der Todesstrafe bedroht ist. Denn auf diese Weise wird der Duellant dem gemeinen Mörder gleichgestellt! Man darf doch nicht vergessen, dafs ja auch Zweikämpfe der Art durch die Macht der öffentlichen Meinung hervorgerufen werden, und dafs, wenn die Umstände auch wirklich nicht von der Art waren, um nach der öffentlichen Meinung einen Kampf auf Tod und Leben einzugehen, die Streitenden sich zum wenigsten in einem verzeihlichen Irrthum befanden, indem es schwer hält, hier eine sichere Gränzlinie zu ziehen. Unter mildernden Umständen soll freilich der Richter nach Art. 173. auf lebenswierige Kettenstrafe erkennen dürfen. Allein dafs auch diese Strafe viel zu hart sey, ergiebt sich aus dem so eben Bemerkten. Allerdings kann es Umstände geben, wo der Duellant als Mörder die Todesstrafe verdient, namentlich wenn er durch dolose Uebertretung der Duellgesetze, z. B. durch zu frühes Schiefsen den Gegner tödtete. Allein für Fälle der Art bedarf es keiner besonderen Strafbestimmung, indem hier, wie auch die französische Praxis anerkennt (N. Arch. des Kr. Rechts Thl. 6. S. 170. Thl. 10. S. 288.), die gewöhnlichen Grundsätze von Tödtung und Körperverletzung zur Anwendung kommen. Denn das Duell besteht als solches durch gewisse Gesetze, und unterscheidet sich dadurch von Raufhändeln, Prügeleien u. s. w. — Mit Recht tadelt auch der Verf. die Fassung des Art. 173, indem er eine blofse Scheindrohung enthält, wovon schon oben die Rede war. Endlich rügt der Verf. noch, dafs dem wichtigen Unterschiede zwischen dem Herausforderer und dem Herausgeforderten nicht der gebührende Einfluſs auf die Strafbestimmung eingeräumt sey, indem jener (im juridischen Sinne aufgefafst) als Anstifter bei weitem strafbarer sey, als dieser, und auch die Politik eine härtere Bestrafung desselben erfordere, um muthwillige Beleidiger, Händelmacher und Raufbolde mehr in Schranken zu halten. Der Art. 175. zähle dagegen den Unterschied zwischen dem Anstifter des Duells und dem Genöthigten nur zu den vom Richter zu beachtenden Strafzumessungsgründen. Allein es läfst sich doch nicht unbedingt behaupten, dafs der Herausforderer im jurid. Sinne (der Nöthiger zum Duell) immer strafbarer sey, als der Herausgeforderte, indem man nur allzuleicht durch eine ganz geringfügige, ja selbst unbeabsichtigte Ehrenkränkung, einem empfindlichen Gegner gegenüber, den Anlafs zu einem Duell geben kann, ohne deshalb eine härtere Strafe zu verdienen. Insofern giebt der Art. 175. dem Richter freiere Hand, jenen Unterschied nach

allen Seiten hin zu würdigen, und der Sache nach ist er ja auch nach dem Commissions-Entwurfe ein Strafzumessungsgrund!

Auch die Strafe der Brandstiftung ist in den Art. 183 fg., besonders durch Bedrohung einer gröfseren Zahl von Fällen mit der Todesstrafe, erhöht worden. Der ursprüngl. Entwurf Art. 196—98. bestimmt die Strafbarkeit derselben hauptsächlich nach dem Unterschiede zwischen Brandstiftung mit und ohne Gefahr für Personen, wogegen der revidirte Entwurf von dem Unterschiede zwischen Brandstiftung an Gebäuden und an andern Gegenständen ausgeht, und sowohl erstere, als letztere in die, durch Todesstrafe ausgezeichneten und sonstigen Fälle zerlegt. Unlogisch (S. 122.) kann man diese Anordnung keineswegs nennen, sondern der rev. Entw. geht nur von einem anderen Gesichtspuncte für die Strafbarkeit der Brandstiftung aus, wie der urspr. Entwurf. Während nämlich dieser die volle Strafbarkeit nur da annimmt, wo Gefahr für fremdes Eigenthum und Person zugleich vorhanden ist (S. 121.), setzt jener die Strafbarkeit der Brandstiftung darin, dafs eine Sache angezündet wird, wodurch entweder eine Gefahr für das Leben von Menschen herbeigeführt wird (daher denn z. B. auch einzeln stehende Wohngebäude Gegenstand dieses Delicts sind), oder eine Gemeingefahr für die Wohnungen Anderer begründet wird; und danach wird z. B. die volle Strafbarkeit der Brandstiftung dadurch nicht ausgeschlossen, dafs zufällig der Eigenthümer und die Nachbarn abwesend waren! Der rev. Entwurf wollte dadurch, wie es scheint, der Einwirkung des Zufalls auf dem Strafgebiete begegnen, weil — was auch der Thäter wissen mufs — das Anzünden von Wohngebäuden oder von Sachen, die in unmittelbarem Zusammenhange mit denselben stehen, regelmäfsig eine Gefahr für Menschenleben und für fremdes Eigenthum begründet, und es daher dem Thäter nicht zur Milderung gereichen kann, dafs zufällig *in concreto* keine Gefahr für die Person vorhanden war. Hiernach beruht denn die Strafbarkeit der Brandstiftung *in abstracto* (in der Vorstellung des Gesetzgebers) nur auf der möglichen (*in concreto* regelmäfsig vorhandenen) Gefahr für Leben und fremdes Eigenthum, und daher bedarf es denn nicht (wie nach dem urspr. Entwurfe), jedesmal *in concreto* des Beweises, dafs eine zwiefache Gefahr wirklich vorhanden gewesen; vielmehr genügt, dafs sie vorhanden seyn konnte, wenn auch wirklich *in concreto* entweder nur eine Gefahr für fremdes Eigenthum, oder für Menschenleben, oder zufälligerweise keins von beiden vorhanden war, indem der blofse Zufall die Gefährlichkeit der Handlung *in abstracto* nicht aufhebt. Man kann sich für diese Ansicht theils auf die Analogie

Digitized by Google

des bewaffneten Diebstahls berufen, welcher gleichfalls in der Vorstellung des Gesetzgebers *(in abstracto)* qualificirt ist durch die blofs mögliche (auch *in concreto* regelmäfsig vorhandene) Gefahr für menschliches Leben und Gesundheit; theils darauf, dafs nach des Verfs. Ansicht das Anzünden eines isolirt stehenden Wohngebäudes, welches zufällig unbewohnt oder von dem Bewohner auf einige Stunden verlassen war, gar nicht als Brandstiftung gestraft werden könnte, weil hier weder eine Gefahr für Leben, noch für die Weiterverbreitung des Feuers, mithin keine Gemeingefährlichkeit vorhanden ist. Aus diesen Gründen substituirte wohl der rev. Entwurf der Eintheilung des urspr. Entwurfs eine andere. Allein Ref. kann sich doch mit dem Verf. nicht von der Zulässigkeit der schweren Strafdrohung des Art. 183. überzeugen, welcher die Todesstrafe ohne Unterschied, ob das Wohngebäude bewohnt oder nicht bewohnt war, und ob der Thäter darum wufste oder nicht, festsetzt. Denn wenn auch der Begriff der Brandstiftung nicht zu eng gefafst werden darf, so folgt daraus noch nicht, dafs die darunter begriffenen Fälle einer gleichen Strafe unterliegen müssen. In dieser Beziehung ist Ref. mit den Gründen des Verfs. (S. 123 fg.) vollkommen einverstanden, obwohl kürzlich wegen des Ueberhandnehmens der Brandstiftungen in manchen Ländern besonders schwere Strafen angedroht sind. Ref. erinnert dabei namentlich an eine, vor 3 oder 4 Jahren (wenn er nicht irrt, im J. 1829.) in Schwarzburg-Sondershausen erlassene Verordnung, welche nicht weniger als vier absolut bestimmte Strafen (!) für die Brandstiftung festsetzt, nämlich für das *del. consummatum* der s. g. qualificirten Brandstiftung (Feuerbach Lehrb. §. 363. No. 1.) den Feuertod, für das *del. perfectum* derselben die Schwerdtstrafe, für das *del. consummatum* der einfachen Brandstiftung (Feuerbach l. c. No. 2.) die Schwerdtstrafe, und für das *del. perfectum* derselben lebenslängliche Zuchthausstrafe. Mufs man nicht erstaunen, noch in unsern Tagen so etwas zu erleben!

Auch beim Todschlag zeigt sich der rev. Entwurf in seiner gewohnten Strenge! Denn im Art. 229. bestimmt er als Regel ein höheres *maximum* der Kettenstrafe, und für den Fall, dafs der Vorsatz des Thäters bestimmt und gradezu auf Tödtung gerichtet war, die Todesstrafe. Der Verf. sucht dagegen auszuführen, dafs die Todesstrafe für den Todschlag eine verhältnifsmäfsig viel zu schwere Strafe sey, hat indefs gegen die Erhöhung des *maximum* der Kettenstrafe nichts eingewandt, und wohl mit Recht. Zwar pflegt man in unsern Tagen den Todschlag sehr milde zu beurtheilen. Allein mit Recht tadelt schon Tittmann (Handb. §. 158.) die zu

Digitized by Google

grofse Milde der neueren Strafgesetzgebungen und Strafentwürfe, welche nur mehrjährige Freiheitsstrafe festsetzen, indem keine Gemüthsbewegung so grofs sey, dafs nicht bei ihr die Erkenntnifs der Unrechtmäfsigkeit der Tödtung vorhanden sey, und der Staat die Pflicht habe, das Leben der Unterthanen auch gegen die wilden Ausbrüche des Affects zu schützen. Dafs selbst rückfällige Todschläge vorkommen können, zeigt der interessante Kriminalfall in Feuerbach's actenm. Darstellung Thl. 2. S. 274 — was vordem Mittermaier (Grundfehler S. 16), aber ohne Grund, bezweifelte. Dagegen verwirft auch Feuerbach a. a. O. Thl. 1. S. 453. die Todesstrafe beim Todschlag. Man könne, meint er, hier eigentlich nur eine Fahrlässigkeit annehmen, weil der Mensch seinen Affecten nicht Widerstand geleistet habe, müsse aber dabei die Affecte von den Leidenschaften, z. B. den Zorn von der Rachsucht unterscheiden. Allein dieſs Argument beweist mehr als es beweisen soll. Denn danach müfste auch bei Verbrechen in der Leidenschaft verübt, z. B. beim Morde, eigentlich nur eine Fahrlässigkeit angenommen werden, weil der Delinquent das Verbrechen nicht begangen haben würde, wenn er seinen Leidenschaften Widerstand geleistet hätte. Auch müfste dann der Consequenz gemäfs bei allen im Affect begangenen Verbrechen, also nicht blofs beim Todschlag, eine Fahrlässigkeit angenommen werden, und daraus würde sich denn die wichtige Folgerung ergeben, dafs Verbrechen im Zustande des Affects verübt nur als consummirte Verbrechen gestraft werden könnten, weil zur Strafbarkeit des Conats *dolus* vorausgesetzt wird, oder m. a. W. weil es keine strafbare *culpa adtentata* giebt. — Ref. weifs zwar wohl, dafs Manche (z. B. jetzt auch Jarke Handb. Thl. 3. S. 347.) namentlich beim Todschlag die Möglichkeit eines Versuchs läugnen. Allein dieſs läfst sich weder gemeinrechtlich, noch aus der Natur des Affects erweisen. Die P. G. O. zählt den Todschlag ganz unläugbar zu den dolosen Tödtungen. Denn theils spricht der Art. 137. (im Gegensatz der Art. 134 u 146.) von der vorsätzlichen Tödtung, und theilt dieselbe in den Mord und in den Todschlag (Martin Lehrb. § 112. Anm. 4.); theils folgt die Annahme des *dolus* schon aus der Schwere der angedrohten Strafe (der Schwerdtstrafe), und fast noch mehr aus der Gleichstellung der Strafen des Mordes und des Todschlags vor den Zeiten der P. G. O.; theils schliefsen Affecte ihrer Natur und der Erfahrung nach, den *animus occidendi* nicht unbedingt aus, vielmehr haben Delinquenten einer besseren Art ihn nicht selten unumwunden eingestanden — und insofern läfst sich denn auch die Möglichkeit eines versuchten Todschlags nicht läugnen (Martin §. 124. Anm. 1. Ref.'s

Digitized by Google

Crim Vers. S. 292 fg.). Endlich würde das Läugnen des *animus occidendi* zu einer gesetzwidrigen Erweiterung des Mordes führen, indem der Richter den des *animus occidendi* geständigen, oder sonst überwiesenen Todschläger — als Mörder bestrafen müfste! Dieser gemeinrechtlichen Theorie folgt auch der rev. Entw., und wie Ref. bedünkt, mit vollem Rechte. Zwar läugnet auch Mittermaier (im N. Arch. d. Kr. Rechts Thl. 10. S. 542, 43.) beim Todschlag den *animus occidendi*, weil die Natur des Affects jede bestimmte Richtung des Willens ausschliefse. Allein diefs dürfte sich weder psychologisch (aus der Natur des Affects) noch aus der Erfahrung erweisen lassen, indem Ref sich erinnert, mehr als einen Fall von Tödtungen im Zorne, und in einer plötzlich entstandenen Eifersucht gelesen zu haben, wo der Delinquent unumwunden den *animus occidendi* eingestand, und gleichwohl nur als Todschläger bestraft werden konnte. Auch der Rev. Commission mufsten ähnliche Fälle vorschweben! Und worin besteht denn das Auffallende? Liegt es nicht vielmehr grade in der Natur des Affects der Eifersucht, dafs der Vorsatz des Thäters gradezu und bestimmt auf Vernichtung des Gegenstandes seiner Liebe gerichtet ist, weil er sie jedem Andern mifsgönnt? Und können nicht auch im Affect des Zorns ähnliche Fälle vorkommen? Ref. wenigstens sieht darin nichts Unmögliches, nichts Unnatürliches, nichts der Natur des Affects Widerstreitendes! Allein man mufs sich hüten, aus diesen Fällen gleich eine allgemeine Regel zu bilden; vielmehr mufs man, wie diefs der Rev. Entwurf in der Sache ganz richtig gethan hat, beim Todschlag zwei Hauptfälle von einander unterscheiden, den ersten, und am mehrsten strafwürdigen, wenn der Thäter den *animus occidendi* hatte, den zweiten, wenn diefs nicht der Fall, sondern nur ein *dolus alternativus* oder *indirectus* vorhanden war. In beiden Fällen kann dem Thäter die Handlung zum *dolus* zugerechnet werden! Denn das Bewufstseyn der Widerrechtlichkeit der Handlung, wenn gleich getrübt und geschwächt, bleibt selbst dem im höchsten Affect handelnden Menschen, und dieser wird sich nie damit entschuldigen, dafs er seine Handlung für rechtlich gehalten habe, sondern nur damit, dafs er den heftigen Anreizungen nicht habe widerstehen können (Mittermaier im N. Arch. Bd. 2. S. 531.). Eben so wenig wird der Entschlufs das Verbrechen zu begehen durch den Affect ausgeschlossen. Da nun zum *dolus* nichts weiter erfordert wird, als das Bewufstseyn der Widerrechtlichkeit der Handlung und der Entschlufs sie dennoch zu begehen, so sind hier offenbar alle Merkmale des *dolus* vorhanden, und daher theilt man denn den *dolus* in den vorbedachten (*praemeditatus, ex proposito*) und den übereilten (*ex impetu,*

Digitized by Google

repentinus) ein. Vergl. v. Weber im N. Arch. des Kr. Rechts Thl 7. S 575, Hitzig Annalen 4. S. 235, *Romagnosi Genesi del diritto penale Vol. 3. P. 6. cap. 3.* Schliefst nun der Affect den dolus nicht aus — und darin kommt er mit den Motiven überein (Oersted neuer Beitrag S. 105—8) — so kann er, gleich diesen, keine andere Wirkung haben, als dafs die Strafbarkeit des Thäters dadurch herabgesetzt wird. Und nun entsteht die Frage: setzt der Affect bei der Tödtung die Strafbarkeit des Thäters in der Art herab, dafs die Todesstrafe unbedingt auszuschliefsen ist? Die neueren Strafgesetzgebungen und Strafentwürfe erkennen diefs einstimmig an (Arch. des Kr. Rechts Bd. 8. S. 332, 33.), obschon sie in der Festsetzung des *maximum* und *minimum* aufs Aeusserste von einander abweichen (lebenslängliche Kettenstrafe, Kettenstrafe von 10—20 Jahren, Zuchthausstrafe auf unbestimmte Zeit, auf 20 Jahre, 6—12 jährige Karrenstrafe oder unter mildernden Umständen 4—8 jähriges Zuchthaus, Gefängnifs von 2—10 Jahren; zum Beweise, wie wenig man gegenwärtig noch über ein gerechtes Strafmaafs einig ist!). So gewifs nun auch Ref. billigen mufs, dafs der Rev. Entwurf den Todschlag *animo occidendi* besonders hervorgehoben hat, und ihn für strafwürdiger erklärt, als die übrigen Fälle des Todschlags (und darin liegt eine wahre Verbesserung in dieser schwierigen Lehre): so ist doch die hiefür angeordnete Todesstrafe, gegen den Mord gehalten, eine ganz unverhältnifsmäfsige, und daher nach dem relativen Strafmaafsstabe nicht zu rechtfertigende Strafe. Es genügt hier auf Feuerbach's treffliche Charakteristik des Mordes und Todschlags zu verweisen. »Der Mörder, sagt Feuerbach in seiner Kritik des Kleinschrod'schen Entw. Thl. 3. S. 81, geht auf den Tod des Andern aus, der Todschläger wird nur dazu fortgerissen; jener handelt aus innerem Antriebe, dieser aus Impuls äufserer Antriebe; bei jenem ist die gesetzwidrige Triebfeder in dem Gemüthe eingewurzelt und herrschend, in diesem hingegen ist diefs nicht vorauszusetzen; jener ist in der Regel eigentlich kalter Bösewicht, nicht dieser.« Da nun das Strafgesetz sich nicht auf das blofs objective Strafmaafs beschränken darf, sondern daneben auch die subjectiven Gründe, durch welche die Strafbarkeit des Thäters herabgesetzt oder erhöht wird, berücksichtigen soll, und daher zwei in sich verschiedenartige Verbrechen, wie der Todschlag und der Mord, nicht mit gleicher Strafe bedroht werden dürfen; da ferner auch *in Praxi* die für den Todschlag nach Art. 137. der P. G. O. festgesetzte Todesstrafe regelmäfsig auf dem Gnadenwege in Freiheitsstrafe verwandelt wird, obschon sich nicht behaupten läfst, dafs *in Praxi* selbst nicht einmal mehr auf Todesstrafe

Digitized by Google

erkannt werde (Tittmann Handb. §. 158 Anm. *m.* Wächter in der Tüb. Krit. Zeitschr. II. S. 55. VI. S. 277. Knapp Würtemb. Kr. Recht S. 233, 34. v. Hohnhorst Jahrb. des Badischen Oberhofger. Thl. 1. S. 237. v. Schirach Schlesw. Holst. Krim. Recht § 53.); da ferner die Nothwendigkeit anerkannt ist, von den Todesstrafen einen möglichst seltenen Gebrauch zu machen, und es zweckwidrig ist eine Drohung auszusprechen, von der sich mit Sicherheit erwarten läfst, dafs sie doch nicht exequirt werde: so dürfte wohl die Todesstrafe beim Todschlag unbedingt zu verwerfen seyn, also auch dann, wenn der Thäter erweislich den *animus occidendi* hatte. Die übrigen Einwendungen des Verfs. scheinen dagegen Ref. nicht begründet, weil sich allerdings beim Todschlag zwei Hauptfälle unterscheiden lassen Wenn demnach 1) der Verf. behauptet, der *animus occidendi* mache den Todschläger zum Mörder, so kann diefs um so weniger zugestanden werden, da der Umfang des Mordes dadurch auf eine höchst gefährliche Weise erweitert würde. Auch setzt ja der Todschlag nach Art. 228. nur voraus, dafs der Entschlufs zur lebensgefährlichen Handlung im Zustande des Affects gefafst, und in demselben fortdauernden Zustande ausgeführt wurde; und diese Merkmale sind auch auf den *animus occidendi* vollkommen anwendbar. Zwar brauchen beim Todschlage Entschlufs und Ausführung nicht nothwendig in denselben Moment zu fallen, indem es auch Fälle eines längere Zeit andauernden Affects giebt (Feuerbach actenm. Darst. 1. No. 14. Mittermaier und Zachariä Krit. Zeitschr. I. H. 2. S. 226.); und eben so gewifs kann beim Todschlag auch eine Ueberlegung in Ansehung der Ausführung und der Mittel Statt finden, ohne dafs deshalb die Handlung zum Morde wird, wenn nur Alles in demselben fortdauernden Affecte geschieht. Endlich ist auch gewifs, dafs zum Morde kein völlig freier Zustand erfordert wird, sondern in der Regel Leidenschaften und Affecte dabei im Spiele sind, indem kalte Ueberlegung und planmäfsige Ausführung z. B. mit der Rachsucht sehr wohl vereinbar sind, welche bald mit bald ohne Affecte das Gemüth bewegt (Klein Annal. Bd. 16. No. 5. Grolman Bibl. I. Heft 3. S. 250. Feuerbach a. a. O. I. S. 105. II. S. 165. Jarke Handb. Thl. 3. S. 219.). Hiedurch, so wie durch das Vorhandenseyn des *animus occidendi* kann allerdings für den Richter die Frage äufserst schwierig werden, ob eine Tödtung als Mord oder als Todschlag anzusehen sey (v. Almendingen in der Allg. Litt. Zeit. 1808. Juli). Allein die Gränzlinie zwischen Mord und Todschlag wird dadurch keineswegs verwirrt, wie der Verf. meint. Eben so wenig kann 2) Ref. dem Verf. beistimmen, wenn er sagt: der Tod-

Digitized by Google

schlag *animo occidendi* passe nicht unter den im Art. 228. enthaltenen, mit grofser Umsicht gebildeten Begriff des Todschlags, welcher nur auf das in der Hitze des Affects geschehene Beschliefsen und Ausführen einer lebensgefährlichen Handlung gerichtet sey, und daher blofs unbestimmten *dolus (dolus eventualis, alternativus)* voraussetze. Denn die Beibringung einer tödtlichen Verletzung *animo occidendi* kann doch wohl auch eine lebensgefährliche Handlung genannt werden! Ferner 3) behauptet der Verf. zu viel, wenn er in allen Fällen des Todschlags nur einen unbestimmten *dolus* annimmt, und verfällt endlich 4) in eine Inconsequenz, wenn er die Todesstrafe für den Fall, dafs der *animus occidendi* sich wirklich ausmitteln liefse, als zu hart verwirft. Denn nach des Verfs. unter No. 1 und 2. ausgesprochenen Ansicht müfste der Richter ja dann auf die Strafe des Mordes, also immer auf Todesstrafe erkennen!

Der Art. 276. des urspr. Entwurfs hatte bei Injurien die *actio injuriarum aestimatoria* abgeschafft, wogegen der Rev. Entwurf sie beibehalten will. Der Verf. erklärt sich freilich (S. 134.) aus triftigen Gründen für ihre Abschaffung. Allein da auch die im urspr. Entwurf beibehaltenen Strafen der Abbitte, des Widerrufs und der Ehrenerklärung eben so zweckwidrige Strafen sind (v. Zeiller in Wagners Zeitschr 1827. 1. S. 237 fg): so bliebe zuletzt nichts übrig, als für alle Injurienfälle eine öffentliche Strafe festzusetzen, und diese Rücksicht mochte wohl die Revisions-Commission zur Beibehaltung der *act. injur.* bestimmt haben. So lange wir nicht im Stande sind, einer bestehenden Strafart etwas Zweckmäfsigeres zu substituiren, dürfte es richtiger seyn, sie vor der Hand beizubehalten, indem das Einreifsen leichter ist, als das Wiederaufbauen. Selbst die allgemein anerkannten Strafarten haben ihre bedeutenden zweckwidrigen Seiten. Allein sollen wir sie darum ohne Weiteres abschaffen? — Eine zweite Frage betrifft die *exceptio veritatis*, welche der Art. 269. des Rev. Entwurfs ausschliefst, wenn die beleidigende Aeufserung »unbefugter Weise«, und »um dem Andern zu schaden« geschah. Dieſs tadelt der Verf. mit Recht, und wer mit den gemeinrechtlichen Kontroversen über die Zulässigkeit der *exc. veritatis* auch nur einigermafsen bekannt ist, wird gestehen müssen, dafs durch jene Bestimmung so gut wie Nichts gewonnen ist. Denn wie schwankend und unbestimmt ist nicht der Ausdruck »unbefugter Weise«! Wenn dagegen der Verf. die Zusatzworte »um dem Andern zu schaden« deshalb für unrichtig erklärt, weil zur Injurie nicht die Absicht dem Andern zu schaden, sondern dessen Ehre zu kränken gehöre: so dürfte dieser Einwand wohl unbegründet seyn.

Digitized by Google

Denn theils ist das Verb. Behauptung zu allgemein, indem aller andere Vorsatz und jeder Handelnde der Gefahr einer Injurien Handlungen gehabt, wogegen die objective Injurien durch den Willen dolos, also eben der eigentliche dolus injuriandi zur Injurien werden (N. Archiv des Brim. Rechts 2. Bd. S. 43.); theils hat der Verf. nicht zwischen Verletzung und Injurie im engern Sinn — worauf es doch ganz ankommt, weil die *exceptio veritatis nur auf die Verletzung* beschränkt ist — unterschieden. Der Verfasser bezweifelt ja selbst, den Gebrauch in der öffentlichen Meinung herabgesunken sey, *wo* sie schützen, und doch hat die Herkommen auf Recht anerkannt. Mit den Injurien im engern Sinn würde es sich anders verhalten, wenn die Behauptung, welche die Absicht zu schaden hat, noch durch reine Schikane Einzelner gerechtfertigt werden, — in die öffentliche Meinung gegen den Beleidigten hineinwirken kann. Denn es hat sich doch in der neuern Zeit mehr oder weniger Gebrauch eingeschlichen, und vor der Buß schlechter Handlungen kann dem Beleidigten die Ehrenrettung Niemand schützen. Wenn solche Injurien in der Regel nicht einmal zur öffentlichen Beurtheilung, viel weniger noch zu einem gerichtlichen Verfahren reichen, so ist der öffentlichen Meinung herabzusetzen. — Dagegen kann der Verf. behaupten, daß der Beweis der Wahrheit, daß die exceptio veritatis nur dann von dem Vorwurfe der Verläumdung befreien soll, wenn der Vorwurf der öffentlichen Handlung wichtig in der Absicht des Andern zu schaden gemacht, benutzt und sehr wichtig sey (Archiv des Crim. Rechts des Philos. des Rechts H. 1. S. 48.): eine Wahrheit zu sagen, ist die Verläumdung nicht, wenn sie nicht Verläumdung ist. Es mag freilich in manchen Fällen lieblos seyn, geschehene Handlungen wieder zu verbreiten; allein darum ist es nicht verbieten, auch diese zu verbreiten werden, da wichtige und dieser Behauptung wichtige Thatsachen und vorgefallene Handlungen hinzugefügt werden, und allen sowohl als der Buß ist, daß einem ganzen, da einen schlechten Ruf beraubt. Dieser würde es eine Verletzung aller natürlichen Verhältnisse seyn, den Schuldigen einen gleichen Schutz vor dem Gesetz und dem Unschuldigen zu gewähren; und sehr treffend bemerkt auch Oersted (Prüfung des Entw. Strafverf. S. 331.), daß wenn das Gesetz den Unterschied gegen verdiente Beschuldigungen und Verläumdungen nicht machte, es dadurch selbst einen Schutz verleihe, den die Ehre des unschuldig Angegriffenen vor dem Gesetz finden sollte? Der Schuldige wird der Untersuchung wieder auf diese Weise die Ehre Einzelner gebraucht, und den einzelnen ein Recht auf Ehre und guten Namen abgesprochen, welchen ihm auch der

öffentlichen Meinung nicht zukommt. Und endlich, wenn die Wahrheit nicht frei herausgesprochen werden dürfte, so würde eine für Recht- und Sittlichkeit verderbliche Heuchelei im Staate einreifsen, und Niemand fernerhin im Stande seyn, den Schlechten von dem Rechtlichen und Sittlichen zu unterscheiden, da es doch grade im öffentlichen Interesse liegt, dafs der Schlechte unter seinen Mitbürgern für das gelte, was er ist. So sagt auch das Röm. Recht *(L. 18. pr. D. de injur.): peccata nocentium nota esse et oportere et expedire!* Ja es können Fälle vorkommen, wo man sich grade dadurch um das Publikum verdient machen kann, dafs man es aus seiner bisherigen Täuschung über einen für rechtlich gehaltenen Menschen reifst. Verdienste der Art würde freilich der Rev. Entwurf nicht anerkennen. Denn die *exceptio veritatis* könnte dem s. g. Beleidiger nicht zu Statten kommen, weil er ja die Absicht hatte, dem Beleidigten zu schaden! Allein wer möchte darin dem Art. 269. beistimmen? — Es mufs also die *exceptio veritatis* auch dann für zulässig erklärt werden, wenn die Verbreitung der schlechten Handlung in der Absicht geschah, um dem Andern zu schaden. Denn dieser Schade kann nur darin bestehen, dafs die öffentliche Meinung gegen ihn gestimmt wird, also — dafs er für das erkannt wird, was er wirklich ist, damit das Publicum nicht ferner in Täuschung über ihn erhalten werde. Liegt darin wohl etwas Strafwürdiges? Ref. kann es wenigstens nicht darin finden, und was unter Umständen lieblos seyn kann, darum noch nicht widerrechtlich finden. Allein die Wahrheit darf nicht mifsbraucht werden, und daher kann unter Umständen der Beweis der Wahrheit zwar wohl von dem Vorwurfe der Verläumdung, nicht aber der Injurie im engeren Sinn befreien. Dies soll wohl durch das Wort »unbefugter Weise« ausgedrückt werden. Allein dieses Merkmal ist viel zu vag und unbestimmt, um darauf mit Sicherheit irgend eine Entscheidung gründen zu können; und insofern kann Ref. beiden Zusätzen des Art. 269. nicht beistimmen.

Im Art 285. des rev. Entwurfs ist der Diebstahl am Eigenthum des Staats von den ausgezeichneten Diebstählen ausgeschlossen, was gewifs zu billigen ist. Denn das vom urspr. Entwurfe anerkannte Princip (Feuerbach Lehrb. §. 109.), dafs die Verletzung desselben Rechts in der Person des Staats (oder einer Gemeinheit) strafbarer sey, wie in der Privatperson, weil sie eine Mehrheit von Personen treffe, widerstreitet schon dem Begriffe einer moralischen Person, nach welchem die Glieder derselben keinen Ratenantheil am Vermögen der Gesammtheit haben, sondern die moralische Person als solche das Rechtssubject ist, und insofern der physischen

Digitized by Google

Person gleichstellt. Will man sich mehr an die Sache, als an den Begriff der subjectiven Verantwortlichkeit halten, so kann man eben dem Rechte des ungehörten Satz aufstellen, daß hier eine Art der Culpa vorliege, und die Strafe darnach bestimmt werde. Aus diesem Grunde haben z. B. *Bentham Pratt* in dem *penal Code*, und *Berner Traité de droit pénal* Lehr. 1. cap. 6. p. 109. jenen Princip gradezu angelehnt. Allein richtiger muß man mit *Oersted* Grundregeln z. B. die verschiedene, unter dem Princip fallenden Fälle von einander unterscheiden, und in Ansehung der Verschiedenartigkeiten (durch Entwendung oder Betrug) keinen Unterschied machen der physischen und der moralischen Person machend, eingehen, in Ansehung des Beschädigungsgrades denselben bestimmt durch besondere Umstände erhöht wird. Der Entwurf hat diese an sich selbstverständlichen Grundsätze noch die an solche Stiftungen erhöhten Entwendungen. Dem Schaden steht der Vortheil gleich, und ist nur der Einfluß des Werths des Entwendeten, rücksichtlich der Beschädigung des Eigenthümers in Anschlag berücksichtigt. Der Art. 305. des neuen Entwurfs leistet hier den Betrug entschieden, und dessen Anwendung auf die Fälle des Art. 304. ist selbstverständlich, wenn man sich, den revid. Entw. darauf gestützt, vorstellt, daß, wo doch jener Werth nach der Wichtigkeit sich ungefähr bestimmen würde, falls der vermeidet Betrug vollendet worden wäre. Der Verhältniß dieser Verletzung, weil sich jener Werth sicherer ausmitteln läßt, der Umfang der Schuld, und der Strafe, dürfte doch an bewerkstelligen. Wahrscheinlich schwebte der Commission der Gedanke vor, daß, wenn der Betrug, wo der Dieb nicht einzelne bestimmte Sachen entwenden wollte, sondern nur überhaupt eine Beute machen wollte, auf einen Fall würde dem Art. 308. des ungr. Entwurfs nicht gleich, und noch der Verordnung vom 8. Februar (Art. 308.) mit der Strafe nach Gefallen (Art. 306.) belegt, und also in diesen beiden Verordnungen stimmen; und doch widersteuern doch allen rechtlichen Principien. Auch hier sich in den wenigsten Fällen die Ungerechtigkeit auch nur ungefähr bestimmen. Denn wie häufig geht oder der Dieb mit Unbestimmte zum Stehlen aus, und da kann doch auch, wenn er z. B. in sie nur verschiedenen Absicht ging, selbst nicht einmal ungefähr bestimmt werden, wie viel er an einzelnen Sachen unter den Heinen entwendet haben würde? Niemand hat ist nicht einzumessen, wie etwas; und gar scheerte (wie der Verf. [illegible] angenommen hat), daß der Dieb nur einmal in der Absicht des Diebes lag, und lediglich vom Zufall abhing. Denn wenn er z. B. nur eine Taschenuhr

Universitätsbibliothek Heidelberg

entwenden wollte, aber zum Unglück in ihrer Nähe sich Geld, Pretiosen und andere Dinge vorfanden, die er hätte entwenden können, wenn die Entwendung der Uhr nicht mifslungen wäre: so kann ihm doch dieser Zufall nicht imputirt werden, und seine strafwürdige Absicht noch über die Absicht hinaus gestraft werden! Es existirt hier ja weder ein strafbarer *animus*, noch eine zur Vollführung desselben vorgenommene äufsere Handlung! Ueberhaupt läfst sich noch bezweifeln, ob der Gesetzgeber alle Strafzumessungsgründe des vollendeten Verbrechens beim *conatus delinquendi* berücksichtigen darf, und zwar deshalb, weil der Versuch sich grade dadurch characterisirt, dafs bei ihm nicht alle Merkmale vorhanden sind, welche das vollendete Verbrechen ausmachen und zusammengenommen den Grad der Strafbarkeit desselben bestimmen. Diefs zeigt sich z. B. schon beim vollendeten Diebstahl im Gegensatze des versuchten; — dort eine wirkliche Entwendung, ein wirklicher Schaden, hier nur eine beabsichtigte Entwendung, ein beabsichtigter Schaden! Da nun der Grad der Strafbarkeit des vollendeten Diebstahls durch die Gröfse der Entwendung bestimmt wird, hierüber aber nicht die Absicht des Thäters (z. B. wenn er mehr oder weniger entwandte, als er sich vorgenommen hatte), sondern die wirkliche Vermögensbeeinträchtigung entscheidet, und von einer solchen beim versuchten Diebstahl nicht die Rede seyn kann: so dürfte sich wohl daraus ergeben, dafs die Gröfse der Entwendung, als Strafzumessungsgrund des vollendeten Diebstahls, nicht beim Versuch desselben zur Anwendung kommen kann. Will man ihr (mit dem urspr. Entwurfe) die beabsichtigte Gröfse der Entwendung substituiren, so kann die Absicht des Thäters in vielen Fällen nicht ausgemittelt werden, und wenn sie sich auch ausmitteln läfst, so ist und bleibt doch immer zweifelhaft, ob und in wie weit er seine Absicht erreicht oder nicht erreicht haben, oder, durch die Gelegenheit verführt, über dieselbe hinausgegangen seyn würde. Geht man dagegen (mit dem Rev. Entwurfe) von dem ungefähren Betrag der Entwendung nach Gründen der Wahrscheinlichkeit aus, so verfällt man nur zu leicht in die aller unwahrscheinlichsten Berechnungen. —

Hiermit schliefst Ref. die Anzeige dieses Werks, welches sich, gleich den übrigen Schriften des Verfs. durch grofse Klarheit, Schärfe und Präcision auszeichnet, und einen sehr schätzbaren Beitrag zur Strafgesetzgebungs-Wissenschaft und Strafpolitik liefert.

Hepp.

Digitized by Google

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

FÜNF UND ZWANZIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

July bis December.

HEIDELBERG.
In der Universitäts-Buchhandlung von C. F. WINTER
1832.

Digitized by Google

Ueber den Ursprung des ersten Kanonischen Evangeliums. Eine kritische Abh. von Fr. Ludw. Sieffert, der Philos. u. Theol. Dr. u. aufserord. Prof. d. Theol. an der Univers. zu Königsberg. Daselbst bei Bon. 1832. 179 *S. in* 8.

Der Verf. meint zuerst darthun zu können, dafs Matthäus sein Evangelium hebräisch geschrieben habe. Alsdann ist S. 161. sein Resultat aus dem Inhalt des griechischen Evang. „dafs unser erstes kanon. Evang. so wie es uns vorliegt, keinen Apostel, also namentlich nicht den Matthäus, zum Verfasser haben könne." Er meint, dafs es zu wenig persönliche Anschauung der Begebenheiten, zuviel Sammlung von Andern her, zuviel spätere Zusammenordnung verrathe.

Was diesen zweiten Untersuchungspunct betrifft, so ist das Resultat der Forschungen des Rec. darüber dieses. Matthäus erzählt 4, 12. erst von der Zeit an, als Jesus, nach schon geschehener Gefangennehmung des Täufers, wieder nach Galiläa aus Judäa sich zurückzog. Was uns von Jesu früherem, mehrmonatlichem Verweilen zu Jerusalem und auf dem Lande von Judäa, so lange der Täufer nach Joh. 3, 24. noch frei war, das Johannesevangelium allein aufbewahrt hat, was also im ersten Messiasjahr Jesu durch Ihn in der Hauptstadt und in der Hauptprovinz während mehrerer Monate vom Pascha an bis zur Saatzeit messianisch begonnen war, berührt Matth. gar nicht; wahrscheinlich weil er damals noch nicht dabei war. Er, als Zöllner nicht des Schreibens ganz unkundig, hatte nun in der Folge, während Jesus in Galiläa wirkte, sich an Tagen, wo Er mit Jesus zusammen war (z. B. bei der Bergrede und dem, was sich zunächst daran anschlofs, 5, 1—8, 17. bei der Auswahl der 12 und 72, Kap. 9, 35—11, 1. bei den Vorwürfen wegen Verbindung mit den Satanen 11, 22 bis 12, 45. bei den Lehrerzählungen 13, 1—53.) mehreres so aufgezeichnet, dafs er zu gewissen Hauptstücken

Digitized by Google

auch hie und da etwas gleichartiges nachtrug und beifügte. Diese eigene, aber nicht an einander fortlaufende Notizen wurden ihm dann, als er über Jesus, meist nach dessen Wirksamkeit in Galiläa und dann nach Dessen Lebensende manches zu sammeln sich entschloſs, die Grundlage, zwischen welche er einiges von Andern gehörte einfügte. Bei dem Umherreisen in Galiläa nämlich muſs er meist nicht gegenwärtig gewesen seyn. Daher wird dieses mehrmals (5, 23. 9, 35. 11, 1.) so sehr kurz berührt. Denn ebenso wie Petrus u. A. anfangs wieder zu ihrer Fischerarbeit gingen (vgl Joh. 1, 41—2, 11. mit Matth. 4, 18—22.) und von Jesu erst wieder davon abgerufen wurden, so zeigt es sich, daſs Matthäus (= Levi, Alphäussohn und vermuthlich Jesu Verwandter) auch noch von seinem Zollgeschäft nicht sogleich ganz frei war. 9, 9. Mk. 2, 14. 15. Hieraus erkläre ich mir Stellen, wo in dem Aufgezeichneten allerdings persönliche Anschauung und Theilnahme fehlt. Dort kann also Matthäus nicht gegenwärtig gewesen seyn. Die Stelle aber, daſs Jesus ihn von der Zollstätte weggerufen habe, würde (wie Schleiermacher psychologisch richtig empfand) allerdings allzu kalt seyn und auch uns, daſs der Aufzeichner nicht dieser Matthäus selbst war, deutlich verrathen, wenn nämlich dort, wie man es gewöhnlich nimmt, der Ruf zum Apostel angezeigt seyn sollte. Unmöglich hätte der zu diesem Zweck damals erst neu Gerufene selbst von diesem wichtigsten Erfolg seines Lebens so unberührt bleiben, so kalt erzählen können. Aber, betrachte man nur, ohne die angewohnte Deutung vom hohen Ruf zum Apostel vorauszusetzen, was die Stelle wirklich sagt. Es ist nicht vom Ruf zum Apostel, sondern nur davon die Rede, daſs Jesus ihn einmal abrief, um mit ihm zu einer Mahlzeit, wo Jesu viele Zöllner bekannter werden sollten, zu gehen. Es war also ein Abrufen, welches (wie 4, 18. bei Petrus, Andreas, Johannes und Jakobus) eine vorhergegangene schon längere Verbindung des Matth. mit Jesus voraussetzen läſst. Dieses Abrufen zu einer Tisch-

Digitized by Google

gesellschaft wird als blofser Anlafs zu den folgenden Gesprächen sehr natürlich nur transitorisch berührt. — Die von dem Verf. gegen den Ursprung des griechischen Matthäus-Evangeliums von Matthäus selbst vorgebrachte Zweifel lösen sich demnach zum Vortheil dieses ersten Hauptstücks unsers Kanons.

Das dritte Hauptmoment des Verfs. ist, dafs S. 163. der kanonische griechische Matthäus nicht einmal eine Uebersetzung des hebräischen, sondern nur von diesem abhängig gewesen sey. Einer aus jenen apostol. Gemeinden habe (S. 176.) nicht unpassend gefunden, die hebr. Schrift des Matth. griechisch zu bearbeiten, aber so, dafs er aus der Fülle wohlbewährter (?) apostolischer Traditionen [an denen aber Hr. S. doch manches zu desideriren hat] an den entsprechenden Stellen noch einige mehr aufnahm.

Zu dieser für die Zuverlässigkeit des kanonisch gewordenen Textes sehr bedenklichen Hypothese läfst sich Hr. Dr. S. ohne irgend bedeutende Gründe hauptsächlich durch seine Geneigtheit für die grundarme Meinung, dafs Matth. hebräisch geschrieben haben müsse, hinführen. Denn der Scheingrund, wie wenn viele Stellen im kanonischen Matthäus nicht von einem Augenzeugen und Theilnehmer seyn könnten, ist, wie wir zeigten, sehr unzureichend. Und müfste nicht dann doch ein grofser Theil des letztern Vorwurfs auch auf die hebräische Grundlage, also am Ende dennoch auf Matthäus selbst fallen? Auch wäre es unbegreiflich und müfste für die Verehrer der patristischen Tradition noch mehr, als für den Rec. unbegreiflich seyn, dafs die Gesammtkirche eine solche Bearbeitung unter dem Namen Matthäus als kanonisch angenommen hätte, während das apostolische hebräische Original besser, nämlich durch lebendige Anschauung und Beweise des Antheilhabens mehr ausgezeichnet gewesen seyn müfste.

Man sieht hieraus, dafs die sonst fast unfruchtbar erscheinende, kritische Frage: ob der Urtext, in welchem Matthäus geschrieben habe, der hebräische war?

wegen ihres Einflusses auf die Gültigkeit des griechischen Textes eine neue Wichtigkeit erhält. Dies veranlafst auch den Rec. zu einer wiederholten Beleuchtung dieses grundlosen Hängens an einem solchen hebräischen Grundtext des Matthäus-Evangelium, von welchem der griechische Kirchentext eine Uebersetzung gewesen seyn könnte. Wohl hörten die meist nur griechisch und lateinisch verstehende Kirchenväter, dafs ein hebräischer Text von Hebräerchristen für ächt gehalten werde. Aber — *Hebraea non legebantur.* Die Menge glaubte lieber kurzweg, was sie zu prüfen nicht vermochte. Hieronymus allein verschaffte sich das, was die Nazaräischen Hebräerchristen im syr. Beroea für ächt hielten. Er konnte es ins griechische und lateinische übersetzen und dies that er. Aber eben dadurch entsteht auch für Den, der sonst, wie Rec. für das Hergebrachte wenigstens keine Vorliebe hat und es partheilos kritisirt, diesmal die Ueberzeugung, dafs die Kirche recht hatte, das griechische Matthäus-Evangelium weit eher für den apostolischen Urtext zu halten, als irgend die bei den Hebräerchristen gangbar gewesene Umarbeitungen. Das, was Hieronymus von den Nazaräern in Syrien als hebräisches Matthäus-Evangelium erhielt, und dorther ins griechische und lateinische übersetzte, mufs von unserm griechischen Matthäus sehr verschieden gewesen seyn. Warum würde er es sonst im Ganzen übersetzt haben? Und so zeigen es wirklich die Fragmente, welche er (und zum Theil auch Origenes) daraus anführt. Sie haben nicht blos eingerückte Anekdoten, als spätere Zuthaten. Sie haben einen ganz andern Gang und Ton als das kanonisch gewordene Griechische; und offenbar einen viel mehr apokryphischen und nichtneutestamentlichen. Das Griechische klingt weit eher ächtapostolisch, einfach und würdig. Und dieses sollte dann ein anonymisch verbessertes, an sich aber doch eine unächte Bearbeituug seyn, deren Aufnahme in die Kirchenvorlesungen ohne Auctorität gewesen, und dennoch ohne Widerspruch allgemein geschehen wäre. In der That

Digitized by Google

halten Origenes und Hieronymus das Evangelium, welches sie allein als hebräisch oder vielmehr aramäisch kennen, nur für eine Art von Curiosität, nie aber für eine ursprünglich ächte Schrift des Apostels. Denn in diesem Fall hätten sie es, da sie es verstehen konnten, gewifs zum Grund legen und ihm einen Vorzug vor dem griechischen Text geben, wenigstens diesen dadurch erläutern, berichtigen, vervollständigen müssen. Sie, die seinen Inhalt kannten und prüfen konnten, thun dies niemals. Dafs andere mehrere, die wie Irenäus blos von der Existenz eines hebräischen Matthäus-Evangeliums ein Hörensagen hatten, dieses leicht für das ursprüngliche gelten liefsen und aus dem Schlufs: für palästin. Hebräer mufs M. ja wohl hebräisch geschrieben haben! nach ihrer Weise ein historisches Factum machten, und einander nachsprachen, eben dadurch bezeichnen sie sich als solche, die das Fremde anstaunen, aber lieber ohne weiteres gelten lassen, als sich zu der Mühe, es nach Vorkenntnissen zu prüfen, entschliefsen. Denn wie müssen wir nothwendig von Lehrern der Kirche urtheilen, welche zwar immer den Glauben wiederholen, dafs das ächtapostolische erste Evangelium in hebräischer Sprache vorhanden wäre, dennoch aber unbedenklich bei dem griechischen Text blieben und um dessen Verhältnifs zu dem hebräischen zu erfahren und zu erwägen sich gar keine Mühe geben? Zeigt sich uns hier nicht noch mehr als ihre Unbekümmertheit? Es zeigt sich, dafs sie auch hier, wie über das meiste urchristliche (z. B. über den gröfsten Theil des Lebens Jesu und der Apostel, selbst über Jesu Geburtszeit u. dergl. m.) gar keine historische Ueberlieferung hatten, sondern zwar auf Gerathewohl einen Schlufs in ein Factum verwandelten, dennoch aber zum Aufsuchen des vermeintlichen Urtextes, wozu sie das vermeintliche Factum hätte nöthigen sollen, allzuträge waren.

Dagegen hatten unstreitig die syrischen Nazaräer ein dem griechischen Matthäus-Evangelium verwandtes, aber aus diesem frei ins aramäische überge-

tragenes, mit Anekdoten vermehrtes (= πληρεστατον, nach Epiphan. haer. 29. Nazar.), welches sie, weil der griechische Matthäustext dessen Grundlage war, als το κατα Ματθαιον (לְמַתָּאי oder דִי מַתַּי?) benannten. Ich habe längst darauf aufmerksam gemacht, wie aus dem Wenigen, was uns Hieronymus davon wörtlich überliefert, der Selbstforscher den Beweis finden mufs, dafs es selbst aus dem Griechischen übersetzt war. Hieron. Comm. ad Matth. 27, 16. giebt uns an: *Hic (Barabbas* = בַּר אַבָּא) *in Evangelio, quod scribitur „juxta Hebraeos" filius Magistri eorum interpretatus.* Im Nazaräischen Text fand also Hieron. בַּר רַבָּן. Denn nur diese hebräischen Worte setzt die Uebersetzung des Hieronymus voraus. Und dies konnte in den Nazar. Text nur dadurch gekommen seyn, weil im griech. Matthäus zweimal der Accusativ Βαραββαν steht, der Nominativ Βαραββας aber dort nicht (sondern nur bei Markus 15, 7. und Johannes 18, 40.) vorkommt. Durch einen Mifsgriff nahm der Nazar. Uebersetzer den Accusativ Βαραββαν für den Namen des Raubmörders und schrieb בַּר רַבָּן in seinen Text, welches dann Hieronymus durch *filius magistri eorum* übersetzt. Dr. Sieffert, von seiner Vorliebe für die leere und unverbürgte Tradition von einem hebr. Urtext eingenommen, beredet sich: Hieronymus zeige doch nichts anderes, als dafs auch im Nazar. Text בַּר אַבָּא *(bar abba)* gestanden habe. Aber wie hätte alsdann Hieronymus *magistri,* und sogar *magistri eorum* übersetzen können? Würde er nicht *patris* übersetzt und zu dem *pronomen eorum* keinen Anlafs gehabt haben? Auch als Glosse oder Interpretament konnte im Nazaräischen Texte nicht בַּר רַבָּן für בַּר אַבָּא stehen; denn Abba würde der übersetzende Nazaräer sich immer als „der Vater," nicht als synonym mit Rabbi = der Rabbine, erklärt und zugleich (vergl. mein exeget. Handbuch) wohl gewufst haben, dafs derjenige, dessen Vater nicht bekannt

Digitized by Google

war, den Beinamen *bar Abba* = *filius patris (sc. nescio cujus)* bekam.

Eine andere Notiz von Hieronymus im Comm. zu Matth. 6, 11. sagt: *in evangelio quod appellatur secundum Hebraeos pro supersubstantiali pane reperi Macar* (= מחר) *quod dicitur crastinum.* Wäre das hebräische Wort *Machar* der Urtext gewesen, wie würde ein übersetzender Grieche veranlafst gewesen seyn, das sehr ungewöhnliche Wort ἐπιούσιος dafür zu setzen? Allerdings ist dasselbe wahrscheinlich von ἐπιοῦσα sc. ἡμερα = der kommende Tag abzuleiten (s. mein Handb.) und bedeutet daher, weil es von ἐπι und ἰων abstammt, das, was zum kommenden Tag gehört. Dies verdeutlichte der Nazar. Uebersetzer durch sein einfaches *Machar* = *crastinus.* Jeder Kritiker aber wird urtheilen: das erleichternde ist das spätere, das schwerer verständliche das frühere.

In ein paar Stellen giebt schon Origenes, und ebenso Hieronymus, an, dafs in dem Evangelium, *quod juxta Hebraeos scriptum Nazaraei lectitant*, der Herr sage: *modo tulit me mater mea, spiritus sanctus* (s. *Fabricius Codex apocryph. N. T. p.* 361 — 364.). Hieronymus macht sich selbst hierüber ganz richtig die Frage: Wie denn der heil. Geist als ein Femininum betrachtet, und die Mutter Jesu genannt worden seyn könne? Auch erklärt er sich dieses richtig daraus, weil im Hebräischen רוּחַ ein Femininum sey Gerade dies aber setzt wieder voraus, dafs diese in das Nazaräische Evangelium verwobene Anekdote, wie wenn Jesus den h. Geist seine Mutter genannt hätte, nur von Hebräern oder Aramäern nach ihrer Sprachart gedacht worden seyn konnte. Das griechische Neutralwort, πνευμα, durch welches im griech. Matthäus-Evangelium gesagt wird, dafs Maria ἐκ τοῦ πνεύματος ἁγίου schwanger war, hätte auf die Ausdeutung, dieses Geistige eine Mutter Jesu zu nennen, nicht hinleiten können.

Ueberhaupt würde es, wenn ein aramäischer, un-

Digitized by Google

serm edel einfachen griechischen Text mehr ähnlicher Text der Urtext von Matthäus gewesen wäre, kaum begreiflich seyn, dafs die Nazaräer ihn mit so vielen Zusätzen und Eigenheiten zu vermehren und sogar in der Erzählungsweise umzuarbeiten sich erlaubt hätten. Dagegen ist es wohl orientalische, unkritische Art, jede Uebersetzung mit grofser Freiheit zu behandeln. Wenn der Orientale je in der Hauptsache einen Urtext aus einer anderen Sprache zum Grund legt, so wird er, der Uebersetzer, gewöhnlich doch mehr ein freier Bearbeiter, der es für erlaubt hält, das Erborgte blos nach seinem Bedürfnifs und besonderen Zweck vermehrt und verändert überzutragen.

Daher erklärt es sich dann auch, dafs, wie die noch übrigen Fragmente beweisen, zwar die Nazaräer und die Ebionäer in der Hauptsache einerlei hebräisches Evangelium hatten, dennoch aber die Ebionäische Recension, wie *Epiphanius haeres.* XXX. §. 13. (s. *Fabric. p.* 346.) sie kannte, namentlich in der Erzählung von der Taufe Jesu, von der Nazar. Recension sehr abwich.

Und dies gerade ist das, worauf die bekannte Stelle von Papias in Eusebius Kirch. Gesch. B. III. Cap. 39. sich bezieht und was uns diese richtig verstehen lehrt. Die Worte sind, wie sie jetzt gelesen werden: Ματθαῖος μὲν οὖν ἑβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνετάξατο: ἡρμήνευσε δὲ αὐτὰ, ὡς ἦν δυνατὸς, ἕκαστος Ich zweifle eben so wenig, als Hr. Dr. Sieffert, dafs Papias diese Notiz aus dem Munde des Presbyter Joannes unter seine Ueberlieferungen aufgenommen habe. Nur ist die Voraussetzung unrichtig, wie wenn die charakteristischen Worte: „gedolmetscht aber hat diese Erzählungen ein jeder so, wie er dessen mächtig war," von dem hebr. Evang. als dem Urtext sprächen. Denn wenn dieses der Urtext gewesen, und von jedem, wie er es eben vermochte, gedolmetscht worden wäre, so müfste doch kirchenhistorisch irgend eine Spur davon übrig seyn, dafs es mehrere griechische Dolmetschungen des hebr. Evang. gegeben habe. In

Digitized by Google

der That aber findet sich bei den Kirchenvätern, selbst bei Justinus, und sogar bei minder gewöhnlichen Worten eben der griechische Ausdruck, den wir in dem kanonischen Evangelium vor uns haben.

Umgekehrt wissen wir zuverlässig, dafs das hebr. Evang. bei den Nazaräern anders, als bei den Ebionäern, und wieder anders bei den Kerinthianern, in Umlauf gekommen war. Das charakteristische Prädicat: „Es wurde von jedem, wie er's vermochte, verdolmetscht," bezieht sich demnach durchaus nicht auf den hebräischen Matthäustext als auf sein Subject. Denn das ganze kirchliche Alterthum wäre gegen die Behauptung, dafs der hebräische Text ins griechische auf mancherlei Weise, so wie einer es vermochte, übersetzt worden sey. Jenes Prädicat, verschiedentlich übersetzt worden zu seyn, ist nur ein Prädicat des griechischen Matthäustextes. Auch in dem vorhergehenden Satz bei Papias mufs also von diesem griechischen Matthäustext die Rede seyn. Durchaus nicht der griechische Text ist aus einem hebräischen (als dem Urtext) auf verschiedene Weise übersetzt worden. Die Geschichte weifs nichts anderes, als dafs der griech. Text nur Einer war. Diesen übersetzten in das Hebräische verschiedene, so wie jeder es vermochte. Wenn demnach die bezeichnenden Worte: ἡρμήνευσε δὲ αὐτὰ, ὡς ἦν δυνατὸς ἕκαστος auf den griechischen Text gehen müssen, so überzeugt sich dadurch der Kritiker, dafs in dem vorhergehenden Satz nicht gesagt seyn kann: der hebräische Text stamme als Urtext von Matthäus ab. Denn nur hebräische Uebersetzungen oder Bearbeitungen gab es mehrere. Es mufs also vielmehr Papias nicht οὖν, sondern οὐχ, geschrieben haben. Er redet von einem Evangelium, welches verschiedentlich verdolmetscht worden sey. Dies aber ist das griechische; und der Zweck des Ueberlieferers konnte kein anderer seyn, als zu sagen, dafs jene verschiedene Bearbeitungen, wie die Nazaräer, Ebionäer, Kerinthianer u. s. w. sie haben, nicht von Matthäus zusammen-

Digitized by Google

geordnet, sondern nur dadurch entstanden seyen, weil jeder den Urtext des Matthäus so, wie er es vermochte, also verschiedentlich verdolmetscht habe. Hauptsächlich der Sinn nöthigt uns demnach, οὐχ statt οὖν als ächt anzunehmen. Denn anders stimmt der zweite Satz, dafs jeder nach Vermögen gedolmetscht habe, durchaus nicht mit dem ersten, da aus dem hebräischen Evangelium nicht verschiedene griechische Dolmetschungen entstanden sind. Ueberdies wäre das οὖν an sich unpassend, da μὲν allein sich auf das folgende δὲ bezieht. Die ganze Stelle des Papias ist demnach als ein Gegensatz gegen die Nazaräer zu verstehen. Sie waren es, welche wohl behaupteten, ihr hebräischer Matthäus sey das Authentische oder der Urtext. Der Presbyter Johannes hingegen hatte dem Papias gerade das Gegentheil gesagt: nicht Matthäus habe jene Erzählungen im hebräischen Dialekt zusammengeordnet; sie seyen vielmehr nur als Dolmetschungen entstanden, welche freilich ein jeder, wie er es eben konnte (d. i. bald verkürzt, bald erweitert, bald hebraizirender gestaltet und durch abergläubische Anekdoten und Deutungen vermehrt) zu machen sich erlaubt habe. Und eben dieses Gegentheil von der gewöhnlichen Auslegung der Worte des Papias stimmt dann auch mit allen andern Umständen überein, hauptsächlich mit der unläugbaren Beschaffenheit des Inhalts, nach welchem der griechische Text der Kirche in seiner Einfachheit viel reiner und dem Ton der neutestamentlichen Schriften gemäfser klingt, als alles das, was uns aus den hebräischen Ueberresten erkennbar wird.

Wollte man endlich noch ersinnen: der einfach hebräische Urtext sey doch da gewesen, aber durch die Nazaräische, Ebionitische u. s. w. Bearbeitungen entstellt worden und verloren gegangen! so wäre dann eben dadurch alles weitere Reden darüber für vergeblich erklärt. Das Verlorne bliebe verloren und wir müfsten sehr zufrieden seyn, das dem Inhalt nach von Matthäus recht wohl abzuleitende, bessere, noch in dem griechi-

Digitized by Google

chischen Text zu besitzen, welcher in Galiläa gar wohl entstehen konnte, da (s. Mein Programm über den Gebrauch der griech. Sprache in Galiläa) dort das Griechische gangbar genug war und sogar Jesus und die galiläischen Apostel sich an alttestamentliche Stellen (s. Matth. 19, 5. 24, 15.) meist nach der griechisch-alexandrinischen Uebersetzung erinnern.

Das Durchführen eines allerdings sehr verwickelten kritischen Problems leitet demnach in diesem Fall nach allerlei Umwegen auf desto mehr gegründete Schätzung des ersten kanonischen Evangeliums zurück. Recht gut aber ist's, dafs alle andere mögliche Wege und Ansichten versucht wurden. Denn nicht der vor Joh. Sal. Semler gewöhnliche blinde Respect vor den kirchlich kanonischen Schriften war das ächte, haltbare, des christlichen Theologen würdige. Erst seit alle Zweifel frei vorgetragen und auf's höchste getrieben sind, kann der partheilose Untersucher sagen: Wir wissen jetzt, warum wir (in dieser Sache dem kirchlich herkömmlichen) glauben. Wir wissen die Gründe, durch welche, nach den möglich-scharfsinnigsten Einwendungen, die Ursprünglichkeit und Gleichzeitigkeit fast aller Theile der Neutestamentlichen kanonischen Sammlung das bei weitem Wahrscheinlichste ist.

Kann man doch selbst von der Apokalypse sagen: Hat man einst aus Vorliebe und mit Widerwillen gegen alles Aufsuchen der Gegengründe, zu schnell geglaubt, dafs sie apostolisch-Johanneisch sey, so wissen wir jetzt, selbst wenn manche es anders wünschen, dafs kein historisch-kritischer Grund hinreicht, den Glauben der 3 ersten Jahrhunderte an jenen ihren Ursprung als unrichtig zu erkennen, da die späteren, antichiliastischen Bezweiflungen selbst nur dies desto klarer machten, wie gerne sie dogmatisch dagegen gewesen wären und doch nichts weder innerlich noch äusserlich gegründet Gültiges aufzubringen vermochten. — Nur die vollständig freie Untersuchung führt,

Digitized by Google

wenn sie auch eine Zeitlang durch alle denkbare Um- und Abwege wandern mufs, zum wahrhaft haltbaren, welches alsdann stabil (stehkräftig) ist, wenn es die Versuche, es unständig zu machen, durch die allein beständige Selbstkraft der Gründe überstanden hat.

Dr. *Paulus.*

Biblische Dichtungen. Von J. P. Lange, evangel. Pfarrer in Langenberg. Elberfeld, 1832, *bei Becker.* 175 *S. in* 8.

Der Verf. dieser Dichtungen zeigt allerdings in jeder derselben dichterische Anlage und Erhebung zur religiösen Poesie. Nur wird es, besonders bei den Gegenständen aus der althebräischen Bibel doppelt auffallend, dafs die poetische Form und Farbengebung nie allein, und gerade bei den religiösen Materien am wenigsten, zureicht, weil bei diesen durchaus der Inhalt durch seine Glaubwürdigkeit und Vorurtheilsfreiheit die Hauptsache seyn mufs; und weil eine treffliche Form in dem denkenden Leser nur um so mehr Bedauern erregt, wenn sie an einen durch sich selbst immer mehr in die Nichtigkeit übergehenden Stoff verschwendet wird. Welch ein unvergefsliches Denkmal des dichterischen Geistes in Deutschland würde Klopstocks Messiade seyn und geblieben seyn, wenn nicht ihr Verf. das Unglück gehabt hätte, noch als Jüngling den Plan dazu nach einem scholastischen Glaubensartikel zu entwerfen, der jetzt bereits nicht mehr, weder biblisch noch vernünftig, gerechtfertigt werden und christlicher Volksglaube bleiben kann. Das Nämliche trifft unsern Verf., so oft er dichtet, was in sich selbst widersinnig ist und durch innere Widersprüche sich als undenkbar aufhebt. Wir müssen ein Beispiel dieser Art zur Beleuchtung durchführen. In dem zweiten Liede wird ein Engel gedichtet, welcher (S. 5.) ein Knäblein (= die jetzige Menschheit, wie sie etwa in Deutschland theologisirt und nach dem

Digitized by Google

Verf. nicht theologisiren sollte) in die dämmernde Grotte der Urwelt führe, wo es Eva, Eva, sehen soll, wie wenn sie irgend nur auf eine solche sich immer gleich bleibende Weise sichtbar werden oder auch nur so gezeigt werden könnte,

Als ein Weib von edlem Wesen,
Eingehüllt in rauhes Thierfell,
Sitzen auf bemoostem Steine.
Ohne Regung bleibt sie lautlos,
Nur der Blitz vom Feuerauge,
Funkelnd durch den Thränenregen,
Nur die Thräne, die hernieder
Quillt aus heifsem Trauerbrunnen,
Künden, dafs die Leichenstarre
Noch durchglüht von Schmerz und Leben.

Darüber mufs nun das Knäblein die Auslegung hinnehmen nicht nur, wie die arme Urfrau immer noch

In der Felsenkammer
Ihres Falles Schuld und Früchte
Einsam überdenkt und betet;
Wie sie weint um ihre Kinder
Und mit ahnungsvoller Seele
Enkelschuld und Enkelqualen
Wägt im bangen Mutterherzen. —

Das Knäblein mufs dann auch die Geschichte dieses Falles hauptsächlich deswegen hören, um sich davor warnen zu lassen, dafs „man ja nicht das Geistesaug öffne und etwa des Guten wie des Bösen Urgrund begreifen lerne." Des Verfs. Engel winkt nämlich dem Knäbchen:

Höre nun, warum sie weinend
Sitzt in diesem schweren Harme.
Listig ward ein goldner Apfel,
Den ihr warnend Gott verboten,
Ihr gepriesen als der Zauber,
Der das Geistesaug' ihr öffne,
Und *des Guten wie des Bösen*
Urgrund sie *begreifen* lehre;
Dafs sie werde gleichwie Gott seyn.

Die arme Urfrau! Der ganze ewig zu beweinende Jammer käme also daher, dafs sie über den Urgrund des Guten und des Bösen zu philosophiren sich erkühnt hätte! Diese Metaphysik oder Uebernatürlichkeitsforschung hätte freilich die gute Urfrau lieber der Schlange

überlassen und ganz natürlich auf sich selbst achten sollen, wie sie in sich Einsichten und Entschlüsse für das Rechte und Gute hervorbringe, aber dennoch auch gegen ihr Besserwerden für das Gegentheil sich zu bestimmen vermöge. Der hebräische Text spricht ohnehin nur davon, wie der fürsorgende Vater der Menschen sie vor einem Genufs gewarnt habe, durch welchen sie den leidigen Unterschied zwischen (sinnlichem) Wohl und Uebel zum Schaden für sie sonst erkennen würden. Diese uralte Weisheit lehrt das bleibend wahre, dafs von Gott (nichts aus Willkühr, sondern) das Schädliche warnend verboten werde und dafs, wer dann doch nicht folge, durch leidige Erfahrung Bekanntschaft mache mit dem Unterschied zwischen Wohl und Uebel. Freilich ist alsdann das Nichtfolgen zugleich ein Sittlichböses im Gegensatz gegen das Sittlichgute und Religiöse. Aber dieser geistigere Unterschied wird 1 Mos. 3. noch nicht hervorgehoben. Alles, auch die strafende Folgen, bleiben noch im Kreise der Sinnlichkeit und Begehrungen. Bei seinem Knäblein aber erreicht der Verf. seinen Zweck, von allem Begreifenwollen zurückzuschrecken, natürlich gar sehr. Der Kleine fleht am Ende

> Lieber Engel, trage, trage
> Mich zurück, und — ohne Grübeln
> Will ich kindlich mit dir spielen!

So lange von einem Knäblein die Rede ist, möchte dies wohl so hingehen. Aber wie konnte denn der Dichter sich ein Knäblein als „einen kleinen Grübler" aussinnen, dem er (S. 3) die Schuld giebt, dafs es seine zarte Glieder

> Ganz zu Fragezeichen krümme,
> Und mit seinen Aeuglein spähe
> Auf den Brunnengrund der Urzeit.

Dies soll und darf demnach gar nicht zu erfragen und zu erspähen versucht werden? Aller Sünde Anfang ist, wenn man mehr begreifen möchte, als man sieht und als dergleichen Schriftauslegungen geben, wie sie der Verf. aus vernunftscheuen Doctrinen in die Dichtung her-

Digitized by Google

über nimmt. — Gar sonderbare Dinge werden noch weiter dem Knäblein vorgesprochen:

Es soll nicht die kleine Zunge
Für des Urstoffs Säfte spitzen,
Mit den milchgenährten Füfsen
Nicht die Milchstrafs' überhüpfen,
Um die Ursonn' zu ergründen.
Es soll nicht die Händchen strecken,
Um der Hölle schwarze Sole
Und den Stern der Himmelskuppel
Allverneinend zu umspannen.

Wie kann die Einbildungskraft des Dichters alle diese speculativen Wagstücke einem Knäblein andichten. Und wenn je, wären sie alsdann etwas von Gott verbotenes? Es verbietet sich schon von selbst, dafs wir, Knäblein oder Greise, den Urstoff nicht kosten, die Ursonne nicht ergründen, und dafs die Bäume nicht in den Himmel hinein wachsen.

Verkehrte Zwecke, sehen wir wohl, verführen eine sonst dichterische Einbildungskraft zu höchst verkehrten Fictionen. Was kann unpassender und inconsequenter seyn, als diese so sonderbar und unkindlich ausgedrückte Fragesucht einem Knäblein anzudichten, welches dadurch wieder recht kindlich (oder kindisch?) gemacht werden soll, dafs ihm der Verf. zuruft:

Knäblein, komm mit deinen Fragen
Deinem Fürwitz zu genügen,
Zeig' ich etwas dir — die Urfrau.

Mag es sich also jeder unsrer Philosophen und Theologen merken, dafs die ganze Erbsünde darin bestund, des Guten und des Bösen Urgrund begreifen zu wollen, und dafs jetzt (S. 5.)

die erste
Büfserin vor Gottes Throne
Seiner Gnade Trost und Frieden
Sucht und findet, und am Meere
Seiner Gnade die Gedanken
Staunend schwindelnd ihr vergehen.

Wären doch schon, bei jenem goldnen Apfel, die Gedanken „staunend schwindelnd ihr vergangen," hätte doch die Frau, welche bis dahin nur das

Wohlbefinden, nicht das Uebel, kannte, nur nicht über das, was sie noch nicht begangen hatte, über das Sündigen als das Böse, metaphysisch speculiren wollen; hätten demnach wir alle wohl ohne Erbsünde, und „ohne Grübeln kindlich mit den Engeln spielend" bleiben können.

Was sehen wir hieraus ohne vieles Grübeln? Offenbar dies, dafs, wer einen Stoff, der an sich in Widersprüche verwickelt und undenkbar ist, wie Ernst und Wahrheit behandeln und dichterisch anschaulich machen will, Ort und Mühe verliert und mit einem für etwas richtigeres bestimmten Talent doch am Ende nichts als widersprechendes zusammen phantasirt haben kann. So widersprechend es ist, ein Knäblein zu fingiren, das sich gleichsam in Fragezeichen über metaphysische Probleme verkrümmt habe, so widersprechend ist's, zu fingiren, das erste Sündigen habe in dem Begreifenwollen *) bestanden. Ganz verunglücken mufste deswegen auch die Fiction, wie wenn das Knäblein durch den Anblick der über die Wifsbegierde ewig weinenden ersten Büfserin von solchem (zwar fruchtlosen, aber doch, Gottlob, unverbotenen) Grübeln abzuwarnen wäre. Eine solche Fiction wird nur dadurch erklärbar, dafs der guten Urfrau als Büfserin jetzt „die Gedanken staunend schwindelnd vergehen" sollen. Der Dichter aber mufs sich wohl hüten, dafs dergleichen etwas von ihr nicht auf ihn übergehe!

(*Der Beschlufs folgt.*)

---

*) Allerdings nicht das metaphysische Grübeln, aber das Begreifenwollen und Selbsturtheilen überhaupt hat die Reformation hervorgebracht. Sie entstand, wie Luther im März 1521. an seinen Kurfürst, Friedrich, schrieb — weil man nun in aller Welt anhebt zu fragen, nicht was, sondern *warum* dies oder das gesagt ist. L. setzt hinzu: Was die Kirche ohne Grund sagt, das würde durch mein Widerrufen nicht Grund bekommen. . . Eben dieses Fragen Warum? ist weder die erste noch die letzte Sünde, sondern das einzige Mittel, vieles Uebels los zu werden. *P.*

Digitized by Google

Biblische Dichtungen von J. P. Lange.

(Beschlufs.)

Die Ursache des Tadels, welchen Rec., durch ein einzelnes Beispiel durchgeführt, zur Abwarnung veranschaulichen wollte, nämlich das Einmischen einer meist unbiblischen Dogmatik in die schlichte, populäre biblische Geschichte der allmählichen Entwickelung und Ausbildung der Religion unter den Hebräern, zeigt sich hier fast in allen, besonders aber in denen das Alte Testament betreffenden Dichtungen. Denn dort, wo es ohnehin dunkler ist, läfst sich auch leicht noch mehr von finsteren Deutungen hineintragen. Von Henoch z. B. wird uns S. 11. vorgesagt:

So zeigt dein Name, dafs die Schlangenlist
Durch Gottes Urverheifsung ward geschlagen,
Damit in der Erfüllung Zeit kein Christ
Dem Teufel gegenüber soll verzagen.

Welch eine Deutungskunst! Aus dem Namen חֲנֹךְ, welcher zu kosten geben, Einlehren, auch Einweihen, oder Eingeweiht bedeutet, einen solchen Schlag, der Schlangenlist des Teufels gegenüber, entdecken zu können! Aus Veranlassung des Babylonischen Thurms erfahren wir durch S. 16:

Auf des Wissens flachem Lande
Baute man aus gutem Ton (*sic*)
Nun dem menschlichen Verstande
Einen stolzen Wolkenthron.
Doch es hat der Herr vom Himmel
Diese Zungen auch gerührt,
Und im hadernden Getümmel
Wird der Bau nicht ausgeführt.

Und doch ist der Anbau des Verstandes und der Vernunft unläugbar viel weiter in sich selbst gediehen, und weit allgemeiner vorgerückt, als je in den früheren Zeiten, wo die Ansichten des Verfs. noch zu den vorherrschenden gehörten. Oder soll etwa, wenn nicht am Thron des

Digitized by Google

Verstandes gearbeitet werden dürfte, dem Unverstand ein Thron gebaut werden?

Dafs der Verf. wohl auch reiner dichten könnte, sehen wir S. 46. unter der Aufschrift: David der Hirtenknabe und aus andern, aber seltenen Stellen. Bei der nächst vorhergehenden Schilderung, wie Saul zu Endor sich von einer Zauberin täuschen liefs, fiel es dem Verf. nicht bei, ob es denn nicht auch selbst gegen seine Dogmatik anstöfsig wäre, wenn die Hexe wirklich eine Macht über den Geist des Vaters Samuel gehabt hätte, den er doch für einen heiligen Prophetengreis ansieht. Und einen solchen sollte es möglich gewesen seyn

Aus seinem Friedensschlummer aufzustören
Durch einer schnöden Zauberin Beschwörung.

Der Verf. meint, die Hexe habe den alten Samuel wirklich gesehen, und Saul seine Stimme gehört. Der Text aber sagt viel richtiger, dafs nur die Hexe dem Saul, der sich zur Erde niederwarf, vorsagte, was sie gesehen haben wollte. Den Saul liefs sie blos eine Stimme hören, die er freilich, nach der Voraussetzung, dafs Geister auch für unsre Luft Stimmen hätten, für die Stimme eines Geistes hielt. Oder sollte wohl der Geist Samuels auch noch gerade die eigenthümliche Stimme gehabt haben, an welcher er zuvor im Verkörperungszustand erkennbar war?

In den Neutestamentlichen Dichtungen folgt S. 79 bis 90. bei Johannes dem Täufer der wirklichen Geschichte, und so wird dieser Abschnitt einer der passendsten. Ebenso S. 104—108: Jesus am Jakobsbrunnen. Schade, dafs der Verf. jene geistvolle Geschichte nicht vollständiger durchgeführt hat. Doch erkennt er darin, wie Jesus sich zu den Samaritern neigte, wie er selbst sagt, die wahre heilige Orthodoxie desselben (S. 107.), und schliefst mit der Anwendung auf sich:

Auch ich bin frei
In deiner Wahrheit, freudig und frei,
Den Samariter zu grüfsen
Mit gesegnetem Grufs.

Digitized by Google

Damit stimmt denn Rec. viel lieber überein, als mit der S. 151. aufgestellten Carrikatur der „Zeitgeister, die jetzt vernünftig geworden seyn sollen, denen aber aus ihren Zweifeln das giftige Ding Verzweiflung ausgeboren sey." Wir schliefsen lieber mit einer Strophe aus dem Lied von der Ersten Christengemeinde S. 164:

Hier ist der Brudername wahr,
Das Reich der Himmel offenbar
Im schönen Liebesbunde.
Vereinigt ist hier Arm und Reich,
Der Sklave wird dem Herren gleich
An heil'ger Tafelrunde;
Keiner — seiner
Eignen Güter
Banger Hüter.
Alle laben
Eines Brotbaums reiche Gaben.

Zu dergleichen urchristlichen Agapen ladet Rec. auch Hrn. Dr. Krummacher zu Bremen ein, welcher im Januarheft des Bremer Kirchenboten S. 22. 1832. aus Eifer für seines Sohns Eliaspredigten neben Dr. Bretschneider „den GKR. Paulus unter die Vernunftthümler rechnet, die kein Bedenken tragen, durch Entstellungen und Verdrehungen der gröbsten Art auf diejenige, die nicht ihres Sinnes sind, ein falsches und gehässiges Licht zu werfen." Werden Ihm seine Bremische Mitbürger, für die Er geschrieben haben will, diese Schilderung (oder Carrikatur?) auf's Wort glauben, ohne die Eliaspredigten (deren zweiten Theil, wo der Sohn „nach seiner Weise die Calumnianten zu Boden geschlagen habe" — ich noch nicht einmal gesehen habe) und das, was ich im Sophronizon darüber sagte, selbst zu vergleichen? Mag ein alter oder ein junger Elias seyn wollen, wer Lust hat. Zum Glück erklärt Hr. Kr. selbst S. 33, dafs zu unserer Zeit solche Strafgerichte Gottes nicht mehr ergehen. Wozu dann aber Eliaspredigten? etwa als Predigten nicht für unsere Zeit?? und doch für das Wupperthal?

Dr. *Paulus.*

Die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten drei Jahrhunderten, vollständig und mit besonderer Berücksichtigung der Lehre von der stellvertretenden Genugthuung dargestellt von K. Bähr, evang. Pfarrer zu Eichstetten im Bad. Oberlande. Sulzbach in der Seidel'schen Buchh. 1832. 8. (*VIII u.* 184 *S.*).

Die Dogmengeschichte vermifste bis jetzt eine sorgfältigere Untersuchung über die Entstehung jener Lehre, indem sie deren Ursprung nur sohin auf Anselmus von Canterbury zurückführt. Der Verf. der vorliegenden Schrift hat durch seine gründliche, gelehrte und unbefangene Nachforschung diese Lücke so ausgefüllt, dafs z. B. Münschers Dogmengeschichte hierin eine bedeutende Vervollständigung erhält. Er zeigt, dafs die Kirche in den ersten drei Jahrh. von einer stellvertretenden Genugthuung nichts wufste, und den Versöhnungstod Christi einstimmig mit den Aposteln lehrte, ohne jene Anselmische *satisfactio vicaria.* Er durchgeht mit Kritik 1) die apostolischen Väter, Clemens von Rom, Barnabas, Hermas, Ignatius, Polykarpus, und den an Diognet gerichteten Brief, und führt aus denselben die hierher gehörigen Stellen an. Die Schriftsteller aus dem 2ten Jahrh., die eben so genau durchgangen werden, sind Justinus d. M., Irenäus, Clemens v. Alex., Claud. Apollinaris, die sogen. Sibyllinischen Orakel, und die sogen. Testamente der Patriarchen. Wichtig ist das Resultat, welches der unbefangne und umsichtige Forscher als zuverlässig gewonnen hat: „Kein einziger (Kirchenlehrer jener Zeit) behauptet, dafs Gott vermöge seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit die Sünde ungestraft nicht vergeben konnte, oder dafs er sie strafen mufste. — 2) Kein einziger weifs etwas davon, dafs Christus die Schuld und Strafe unserer Sünden auf sich genommen oder getragen habe, dafs also sein Tod ein Strafleiden gewesen sey an unserer Statt. Das Wort Strafe kommt überhaupt in diesem Zusammenhang niemals vor. — 3) Kein einziger lehrt, dafs durch das Leiden und den Tod Jesu Gott erst bewogen worden sey, sich mit den Men-

Digitized by Google

schen zu versöhnen, dafs also in ihm dadurch eine Veränderung hervorgebracht und sein Zorn gestillt worden sey. — 4) Kein einziger giebt als Folge und Wirkung des Todes Jesu die blofse Lossprechung von den Strafen der Sünde von Seiten der richterlichen Gerechtigkeit Gottes an. — 5) Kein einziger lehrt eine Imputation des Verdienstes Christi. — 6) Sie geben als Grund der Menschwerdung (*„Cur Deus homo?"*) nicht mit Anselmus das Abbüfsen unserer Strafe oder das Abbezahlen unserer Schuld an, sondern die Wiederherstellung der verderbten menschlichen Natur. — Im Ganzen zeigt sich also die *satisfactio vicaria* in dieser Periode noch nicht einmal vorbereitet." — — „In der Lehre von dem Tode Christi finden wir die Lehre der Schrift vollständig wieder, — — in gewisser Hinsicht systematisch und in innerem Zusammenhang, besonders bei Irenäus. Der Abweichungen von der Schriftlehre sind im Ganzen nur wenige. Die Besiegung des Teufels insbesondere tritt mehr und öfter hervor, als in der Schrift selbst; auch die Angabe der Art und Weise dieses Sieges, auf die sich einer oder der andere Kirchenlehrer einläfst, kann nicht durch Aussprüche der Schrift bestätigt werden. Der Zusammenhang zwischen dem Tode Jesu und unserer Heiligung tritt hingegen so bestimmt und nachdrücklich hervor, als derselbe nur immerhin in der Schrift selbst angegeben ist."

Das dritte Jahrh. bietet die ansehnlichsten Kirchenlehrer, Tertullian, Hippolytus, Origenes, Cyprian, Novatian, Methodius dar; und der Verf. fügt noch über den fraglichen Punct das Martyrium des Ap. Andreas und die *Acta Pauli et Theclae* hinzu; dabei noch einige kritische Blicke auf die Clementinischen Recognitionen, auf die *Hierarchia coel.* des Dionys. Ar., auf den Octavius des Minucius Felix, auf Hermias und auf die sogen. Apostol. Constitutionen. Als Endresultat von der ganzen Untersuchung wird der Leser finden, wie der Verf. am Schlusse sagt: „dafs wie die Kirchenlehrer der drei er-

Digitized by Google

sten Jahrh. nichts von der *satisfactio vicaria* wissen, sie eben so wenig ganz die Ansichten der älteren und neueren Bestreiter dieser Theorie über den Tod Christi theilen. Die Socinianer erkennen in diesem Tod nur theils ein Vorbild der Tugend, theils eine factische Demonstration, wie gnädig Gott sey, so dafs uns dieser Tod nur von einer Unwissenheit befreit hat. Die Rationalisten heben gleichfalls den ersten Punct hervor, hauptsächlich aber ist ihnen der Tod Jesu Bestätigung seiner Lehre. Wie weit man in den 3 ersten Jahrh. von beiden Partheien entfernt war, ist nicht nöthig auseinander zu setzen. Aber die Lehre der älteren Kirchenväter unterscheidet sich auch von dem, was die an der Schrift als göttlichem Wort festhaltenden Bestreiter der stellvertretenden Genugthuung, nämlich die Hasenkamp und Menken, ingleichen Stier, als Lehre der Schrift über den Tod Jesu aufgestellt haben. Der Unterschied ist freilich nicht so sehr grofs — —; den im Tode geprüften Gehorsam findet man wohl auch erwähnt, aber nicht auf Unkosten der andern Puncte als Hauptsache im Erlösungswerke hervorgehoben."

Welches Interesse diese ausgezeichnete Monographie für das dogmatische Studium und das nicht blos von der historischen Seite hat, brauchen wir nicht noch ausdrücklich zu sagen. Auch in exegetischer Beziehung findet man hier viel Belehrendes; worauf schon das angehängte Register der angef. od. erklärten Bibelstellen aufmerksam machen kann. So ist z. B. S. 160 fg. über die bekannte Stelle Jes. 53, 4 fg. bemerkt, dafs man zu Cyprians Zeiten in der Abendländ. Kirche keineswegs in derselben die *satisfactio vicaria* gefunden, geschweige denn sie als Hauptstelle dafür betrachtet habe; vgl. was auch S. 14. 43. 72. 171. über die Alex. Uebers. παιδεία (מוּסָר), deren sich Clem. Al., Justinus, Iren. (der die Alex. Uebers. für κατ' ἐπίπνοιαν τοῦ θεοῦ gefertigt hielt), und Origenes bedienen. Nur hat die aus dem letzteren hier mitgetheilte Erklärung jener Stelle den

Digitized by Google

Anschein, als rede Origenes der stellvertretenden Genugthuung das Wort, und verbinde damit den Sinn, den ihr die Uebersetzung Luthers giebt; aber unser Verf. bestreitet auch dieses, wie man S. 152. nachsehen kann, hauptsächlich dadurch, dafs dieser Kirchenlehrer sich sonst einer grofsen Inconsequenz würde schuldig gemacht haben. Wir referiren dieses, ohne dafs wir uns übrigens ein Urtheil erlauben dürfen; sonst würden wir auch wegen der Bedeutung von ὑπὲρ in einigen neutestam. Stellen noch einiges Bedenken äufsern. Das möchten wir auch wohl über die Folgerung aus einer Stelle des Novatianus, die der Verf. S. 161. macht: „Man hielt also damals noch wie zu Irenäus Zeiten den leiblichen Tod nicht für eine Strafe der Sünde, also auch den Tod Christi an und für sich nicht für eine Strafe."

Dem aufmerksamen Leser wird es übrigens nicht entgehen, wie diese Studien in die erste Zeit des Christenthums zurückversetzend auch den Forscher selbst belohnen, weil sie der evangelische Geist belebt. Diesem, nicht dem Zeitgeiste, huldigt der würdige Geistliche, und so steht er auch mit wissenschaftlicher Thätigkeit **im Dienste dessen, der uns wahrhaft frei macht.**

Schwarz.

Ueber Caspar Hauser von Schmidt von Lübeck, königl. Dänischem Justizrathe und Ritter vom Dannebrog in Altona. Altona bei Karl Aue. 1831. *VI u.* 20 *Seiten gr.* 8.

Diese kleine Schrift betrifft weit mehr den Unbekannten, „bei welchem Caspar Hauser vor seiner Ankunft in Nürnberg immer gewesen war," als den C. H. selbst. Sie zerfällt in zwei Abschnitte, welche jedoch weder durch Ueberschriften, noch durch Zahlen bezeichnet sind. — Im ersten Abschnitte (S. 1—5.),

— welcher ohne Zweifel die in der auf der ersten Seite stehenden Ueberschrift angekündigte kritische Beleuchtung des von Hauser nach Nürnberg mitgebrachten Briefes an den Rittmeister enthalten, und zum Theil wenigstens den zweiten Abschnitt vorbereiten soll, — bemerkt der Verfasser: 1) der Unbekannte habe offenbar die Absicht und die Erwartung gehabt, den Hauser unter die Reuter zu stecken, welche in Nürnberg garnisonirten; nur auf diesen Zweck habe die Fassung des Briefes berechnet seyn können; die zufällige Wendung der Dinge habe nicht in der Berechnung liegen können; 2) die Fassung des Briefes sey darauf eingerichtet gewesen, den Theil der Geschichte Hausers, der ihn (den Unbekannten) habe compromittiren können, zu verstecken; an ein feineres Irreführen habe dieser nicht gedacht; 3) der Unbekannte sey ein einfältiger, zu einem feinen, consequent durchgeführten Betruge völlig unfähiger Betrüger; 4) bei Hausers Freilassung sey kein anderer gescheuter Kopf mit im Spiele gewesen. — Diese Bemerkungen, von welchen der Verf. die dritte durch mehrere aus der Beschaffenheit des Briefs und seiner Einlage abgeleitete Gründe zu rechtfertigen gesucht hat, können wohl sämmtlich richtig seyn; ob man sie aber alle für so ausgemacht, oder für so wahrscheinlich richtig halten dürfe, wie der Verf. dies zu zu thun scheint, steht vielleicht doch noch dahin. — Gegen Seite 5. Zeile 26 bis 28. möchte wohl erinnert werden können: der, welcher nicht daran denkt, dafs ein jetzt vorhandener Zustand erst vor einigen Jahren entstanden seyn könne, werde leicht ohne alle Gründe, und doch zufällig richtig annehmen können, dafs dieser Zustand schon vor langer Zeit vorhanden gewesen sey. — Im zweiten Abschnitte (S. 5 bis 17.), um welchen es dem Verf. wohl besonders zu thun war, sucht dieser, hauptsächlich wenigstens, Kennzeichen des Unbekannten anzugeben, nach welchen er soll aufgefunden werden können. — Die Hauptsätze dieses

Abschnittes sind unter zehn Nummern so gefafst: 1) der Aufenthaltsort des Unbekannten, und also auch das Gefängnifs Hausers ist [besser wohl: war vor Hausers Ankunft in Nürnberg] in der Umgegend dieser Stadt, höchstens in einer Entfernung von drei oder vier Meilen. 2) Der Unbekannte spricht den Altbaierischen Dialect; daraus folgt aber nicht, dafs er auch in Altbaiern gewohnt habe, sondern nur, dafs er dorther stamme. 3) Er ist wahrscheinlich katholischer Religion. 4) Er ist kein Tagelöhner, wie er vorgiebt, sondern gehört zur halbgebildeten Mittelclasse. 5) Er hat über ein besonderes Locale [und zwar ununterbrochen während der ganzen Zeit der Hauser'schen Gefangenschaft] zu disponiren gehabt, worin er seinen Gefangenen so viele Jahre mit Sicherheit verheimlichen konnte. 6) Das Locale, worin Hauser gefangen safs, mufs in keiner ganz einsamen Gegend liegen. 7) Wenn der Aussage Hausers zu trauen ist, dafs der Unbekannte zum Behuf des Unterrichts nur jeden fünften Tag oder nach einer bestimmten Anzahl von Tagen zu ihm kam; so mufs man daraus schliefsen, dafs derselbe bestimmte Dienstverrichtungen hatte, welche seine Abwesenheit während einer bestimmten Anzahl von Tagen zur Folge hatten. 8) Hausers Kost war gewöhnliche (?) Gefangenkost, schwarzes Brodt und Wasser. .... Man möchte versucht werden, sowohl von dieser Gefangenkost, als von den übrigen angeführten Umständen auf eine wirkliche Gefangenanstalt zu schliefsen, wo ... dem heimlich Gefangenen diese Kost auf die wohlfeilste und unbemerkteste Weise konnte zugesteckt werden. 9) Es drängt sich die Vermuthung oder [doch] die Ahnung auf, dafs der Unbekannte vormals eine Militärperson gewesen sey. 10) Der Unbekannte ist wahrscheinlich der Mörder vom 17ten October 1829. — Diese Sätze hat der Verf. aus der Geschichte Hausers, so weit diese dem Publicum bekannt ist, gefolgert, und dabei hat er die kleinsten Umstände dieser Geschichte sehr gut, öfters auf eine überraschende

Weise zu benutzen gewufst. Dies wird auch der zugeben müssen, welcher nicht alles, was der Verf. im zweiten Abschnitte annimmt, zu behaupten wagt. — Gegen das Ende seiner Schrift (S. 17.) äufsert der Verfasser den Wunsch, dafs besonders diejenigen Männer, welche auf die Untersuchung der Hauserischen Angelegenheit Einfluſs haben, den von ihm aufgestellten und motivirten Ansichten einige Aufmerksamkeit schenken möchten. Er hält es zwar selbst für möglich, dafs Manches von dem, was er gesagt habe, von ihnen schon berücksichtiget worden sey; dafs ferner Anderes an Ort und Stelle, und in Folge von Umständen, welche nur ihnen, nicht aber auch dem Publicum bekannt seyen, als unhaltbar werde befunden werden; meint aber dennoch, dafs manches von ihm Bemerkte auf eine bis jetzt vielleicht übersehene Spur hinweisen könne. Und leugnen wird wohl nicht leicht jemand, der die Schrift des Verfassers gelesen hat, dafs dies wenigstens denkbar sey. — Ob der Verf. Recht habe, wenn er (S. 18.) glaubt: Ein Individuum, welches so viele Kennzeichen an sich trage, wie der Unbekannte, müfste doch in einem so geringen Umkreise wohl zu entdecken seyn, wenn dasselbe auch seit dem Mordversuche aus der Gegend verschwunden seyn sollte, — wird die Zeit lehren. Denkt man an die dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit unerreichbaren Fernen, Höhen und Tiefen, und an die vor goldenen Burgthoren Wache stehenden hochgewaltigen Colossen, von welchen in der erst vor einigen Monaten erschienenen trefflichen Schrift über Hauser die Rede ist; so wird man freilich wohl geneigt seyn, die Hoffnung, dafs der Verbrecher noch werde entdeckt werden, gänzlich aufzugeben. Aber Bedenken wird man doch tragen, dies zu thun, wenn man beachtet, dafs selbst der von der jetzigen Lage der Hauserischen Sache vermöge seiner Amtsverhältnisse vollständig unterrichtete Verf. der eben erwähnten Schrift den siebenten Abschnitt derselben, — in welchem zuletzt auf die den Gerichten

Digitized by Google

bei der Untersuchung dieser Sache im Wege stehenden Hindernisse hingedeutet ist, — mit den Versen:

> Doch was verübt die schwarze Mitternacht
> Wird endlich, wenn es tagt, an's Sonnenlicht gebracht.

geschlossen, und dadurch, wie auch durch eine Stelle der Dedikation seiner Schrift, deutlich genug zu erkennen gegeben hat, er halte es wenigstens für sehr möglich, „dafs die aufgehende Sonne der Wahrheit die Nacht verdrängen werde, welche über dem geheimnifsvollen Schicksale Hausers [bis jetzt noch] liegt."

K. Fd. Kleinert: Allg. Repertorium der gesammten deutschen, med. chir. Journalistik. In Verbindung mit mehrern Mitarbeitern herausgegeben. Leipzig, Kollmann seit 1827. 8.

Der steigende Luxus unserer Tage, das vorschlagende Streben der Mehrzahl nach behaglicher leiblicher Existenz, welche Vielen als Zweck, die geistige Ausbildung aber nur als Mittel, erstere zu erlangen, erscheint, und in Folge dessen man nur auf Fortbildung die Zeit, Mühe und Kosten verwendet, die absolut geboten sind, einestheils; anderntheils die Vielschreiberei und damit zusammenhängende Oberflächlichkeit der Schreibenden, sind neben manchem Anderen Hauptursache, dafs im Felde der Literatur Alles nach Excerpten und wohlfeilen Ausgaben strebt, und demgemäfs eine beispiellos wohlfeile Ausgabe von X. X. sämmtlichen Werken von einer noch beispiellos wohlfeileren verdrängt wird, dafs Auszüge aus der Quintessenz der Quintessenz unserer Classiker verfertigt und mit dampfmaschinenartiger Schnelligkeit aber auch Geistlosigkeit verfafst und verbreitet werden. Auch die medicinische Literatur ist dem Einflufs der herrschenden Richtung nicht entgangen; — denn was zuerst den schreibenden Theil betrifft, so hat sich derselbe zur Ungebühr vermehrt, und

Digitized by

schon unsere in 2 Jahren zu vielen hundert Bänden und Heften angewachsene Cholerabibliothek beweist bei flüchtigem Durchgehen, dafs nicht alle Schreiber, ich will nicht sagen vom heiligen Geiste, sondern überhaupt nur von Geist beseelt waren und sind. — Der lesende Theil aber fürchtet zu ersticken unter dem ungeheuren Papierberg, in dem er zum Theil nur dürftig verarbeitete Lumpen findet; er hat sich zum Theile, die colossalen Felder der systematischen Werke und Monographien verlassend, blos den periodischen Schriften zugewandt, hier Geistesnahrung suchend. —

Aber auch diese periodischen Schriften (Zeitschriften, Annalen, Jahrbücher, Journale, Notizen, Zeitungen u. s. w.) haben allmählig bedeutend an Masse zugenommen, und drohen mit ihren monatlichen, ¼teljährigen und zwanglos ungebundenen Heften und Lieferungen, jährlich ganze Bibliotheken zu bilden, und den Jünger Aesculaps unter ihrer Menge zu erdrücken.

Zum Theil diese bangenerregende Masse periodischer Schriften, die nur durchflogen oder mit Auswahl gelesen werden können, zum Theil der Speculationsgeist, gestützt darauf, dafs eine grofse Anzahl der Aerzte nicht mehr sagen kann: „*dat Galenus opes*," und sich daher auf die nothdürftigste geistige Speise, das nothdürftigste, wenn auch ungeläuterte Oel zur Unterhaltung ihres geistigen Lichtes beschränken müssen, hat nun wiederum das Erscheinen von Auszugssammlungen, aus der gesammten medicinischen Journalistik, zur Folge gehabt. Wohin dies weiter führen soll, läfst sich nicht ergründen, doch so viel scheint mir gewifs, dafs dieses Surrogatenunwesen nicht blos wahre wissenschaftliche Bildung immer seltner machen mufs, sondern wahrhaft gefahrdrohend für die ärztliche Welt sowohl, als für das nicht ärztliche Publikum ist, und dafs es daher an der Zeit ist, öffentlich darüber zu sprechen.

Wie gesagt, die Zahl der erscheinenden, medici-

Digitized by Google

nischen Zeitschriften hat sich zur Ungebühr vermehrt, und es ist für den nur einigermafsen beschäftigten Arzt kaum möglich, sie gründlich zu durchgehen. Mittheilung interessanter Beobachtungen und Erscheinungen, Durchwanderung unbekannterer Gebietstheile unseres weiten Faches und vorläufige Mittheilung solcher Ausbeute, die noch kein Ganzes, also nicht zu monographischer Behandlung geeignet ist, Anregung neuer und eigenthümlicher Anschauungsweise, Fragen und Lösung von Zweifeln, Berichtigung von Irrthümern in dem Gebiete der Natur und Heilkunde in ihrem ganzen Umfange, haben sie sich zum Zwecke gemacht, und eine Wissenschaft, die so sehr Erfahrungswissenschaft ist, kann dieser beständigen Mittheilung von Thatsachen und Beobachtungen so wenig entbehren, bedarf noch so sehr in vielen Theilen der festeren Begründung dessen, was noch bloſse Vermuthung oder Ansicht Einzelner ist, über so Vieles kann nur durch Zusammenstellung Licht verbreitet werden, daſs diese Zeitschriften, entstehend aus den Beiträgen einer gröſseren Zahl, wahrhaft unentbehrlich sind. Allein die vielen Herausgeber aller dieser Zeitschriften wollen ihre Columnen füllen, sie bemühen sich daher um Mitarbeiter und beobachten unter diesen nicht die nöthige Auswahl. So wird denn Manches ohne Interesse an der Sache geschrieben, theils um auf die leichteste Art die Eitelkeit zu befriedigen, als Schriftsteller aufzutreten, theils des Honorars wegen, und nicht alle Aufsätze verdienen es, gelesen zu werden. — Es wäre daher höchst wünschenswerth, daſs die Herausgabe medicinischer Journale ein Centralisationssystem annähmen, daſs mehrere, wie dies mit mehreren geburtshülflichen Journalen geschehen ist, sich zum Herausgeben einer gemeinschaftlichen Zeitschrift vereinigten, und dann in der Aufnahme von Aufsätzen scrupulöser wären. Die zunehmende Zahl der Abonnenten würde dieser geringeren Zahl von Zeitschriften das Bestehen sichern, und die Leser würden im Stande seyn, einen Ueberblick über

Digitized by Google

die Entdeckungen und neuen Beobachtungen u. s. w. zu erhalten.

Unstreitig hat die Ueberfülle medicinischer Zeitschriften zuerst Hrn. Kleinert zu seinem Unternehmen angeregt, indem er sich zum Ziele setzte, Lesern, die gröfstentheils aller Journallectüre bis jetzt entsagen mufsten, ein Surrogat zu liefern. Er versprach vor dem Beginnen desselben, keine dürftigen Skizzen zu liefern, und sich gleich weit von aphoristischer Kürze und ermüdender Gedehntheit zu halten, doch fürchtete er sich schon zum voraus, sich genöthigt zu sehen, da er ohne Unterschied Alles mittheilen wollte, zu ermüden, wo er keine bedeutenden Abkürzungen vornehmen kann. Er scheint zum voraus die Schwierigkeit eingesehen zu haben, das Gediegene genügend wiederzugeben, ohne Abschriften oder Nachdrücke zu liefern.*) Und gewifs ist es bei vielen, ja bei den meisten praktischen Aufsätzen unmöglich, in kurzem Auszuge das Gesagte werthvoll wiederzugeben. Wer es weifs, wie oft es in der Diagnostik auf die feinste Nüancirung, bei der Pathogenie auf die genaueste Ausführung und Nachweisung der Verbindung und Uebergänge der einzelnen Einwirkungen und Erscheinungen u. s. w. ankommt, der wird einsehen, dafs es in den meisten Fällen schwer hält, ja beinahe unmöglich ist, einen Auszug zu liefern, der das Original nur einigermafsen zu ersetzen vermag. Nimmt man nun noch dazu, dafs manche Aerzte nach Lesung von Mittheilungen und Beobachtungen nicht die nöthige Vorsicht und Umsicht beobachten in der Nachahmung des dort eingeschlagnen Verfahrens, so erscheint es wahrhaft gefährlich, solche fragmentarische Auszüge zu liefern und

*) Behrend und Moldenhauer haben sich schon zu der Erklärung genöthigt gesehen, dafs sie aus ihrer ähnlichen Zeitschrift für die neueste medicinisch-chirurgische Journalistik des Auslandes das Schlechte und Gewöhnliche in Zukunft weglassen, und blos das Neue und Wissenswerthe auswählen würden.

Digitized by Google

dadurch zu Versuchen zu verleiten, während doch, wie mir die Erfahrung gezeigt hat, grade die am wenigsten Gebildeten und Unterrichteten am geneigtesten sind, im Bewufstseyn der Unzulänglichkeit des eignen Wissens fremden Empfehlungen Gehör zu geben, fremde Versuche ohne gehörige Prüfung und Urtheil nachzuahmen. Wenn es aber schon im Allgemeinen höchst schwierig ist, Auszüge aus medicinischen Beobachtungen und Erfahrungen zu liefern, welche hinreichen können, die Lectüre des Originals zu ersetzen, so ist auch das, was bei gründlichem, umsichtigem und sorgfältigem Verfahren geschehen könnte, in der Kleinert'schen Zeitschrift bei weitem nicht immer geschehen. — Viele der dort gelieferten Excerpte stellen Verstümmlungen der Originalabhandlungen dar, die auch nicht einmal ein oberflächliches Bild von denselben zu geben vermögen, ja manche strotzen sogar von offenbaren Entstellungen und falschen Mittheilungen, die sichtlich nur durch das oberflächlichste Verfahren der Mitarbeiter entstehen konnten. Das eingeschlagene Verfahren scheint meist darin zu bestehen, dafs mit Weglassung der verbindenden Sätze, andere fast wörtlich abgeschrieben werden. Wo aber eine Mittheilung blos des Sinnes beabsichtigt ist, ohne sich an die eignen Worte des Originals zu binden, da finden sich auch häufige Sinnentstellungen. Um diese Behauptung auch nachzuweisen, habe ich mehrere Aufsätze aus Rusts Magazin der gesammten Heilkunde, welches mir gerade vorlag, mit den Excerpten verglichen, und theile das Resultat später mit, woraus auch der Umfang und die Voll- oder Unvollständigkeit seiner Excerpte sich wird beurtheilen lassen. Auszüge können wohl hinreichen, etwas Gelesenes in seinen einzelnen Theilen wieder ins Gedächtnifs zurückzurufen, aber schwerlich in diesem Fache das nicht Gelesene zu ersetzen. Ich wurde zuerst auf die Unzulänglichkeit des Kleinert'schen Unternehmens dadurch aufmerksam gemacht, dafs ich Aufsätze, die ich in Jour-

nale geliefert hatte, im Auszug kaum wieder zu erkennen vermag.

Jedes Ding hat seinen Culminationspunkt, und sicher würden bald aus Mangel an Lesern diejenigen Journale eingegangen seyn, welche die am wenigsten sorgfältige Auswahl in den Aufsätzen, welche sie enthalten, treffen. Sobald aber sich viele an diese Kleinert'schen Auszüge halten (was aus oben angegebenen Gründen sicher geschehen wird, ohne dafs daraus ein Beweis für deren Zweckmäfsigkeit entnommen werden könnte), so werden auch die besseren Zeitschriften aus Mangel an Absatz wenigstens auf eine Zeit lang eingehen, bis ihnen Kl. und Consorten gefolgt sind. — Möchte es dahin nicht kommen, möchten entweder die kritischen Zeitschriften den Journalen besondere Aufmerksamkeit schenken, oder eine besondere für sie sich bilden, und schonungslos alles Gehaltlose in ihnen verfolgen, damit Vielschreiber und Lohnschreiber verstummten, und eine kleinere Zahl gehaltvoller periodischer Schriften das Bedürfnifs der Aerzte befriedigte. Möchten die Aerzte, welche durch locale und persönliche Verhältnisse verhindert sind, für sich allein eine genügende Zahl medicinischer Zeitschriften zu halten, lieber durch eine Verbindung mit benachbarten Collegen sich die Möglichkeit, dies zu thun, wenn auch mit einiger Schwierigkeit verschaffen. Müssen sie auch einige Opfer bringen, die Pflicht gebietet sie ihnen, denn sonst werden sie entweder der leidenden Menschheit, welche ihre Hülfe sucht, auf eigne Beobachtungen und Erfahrungen beschränkt, die Resultate gemeinsamer Forschung entziehen müssen, oder ungenügende und falsche Mittheilungen benutzend, ihr Steine statt Brod reichen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Kleinert, Repertorium der med. chir. Journalistik.

(Beschlufs.)

Ich theile nun in den nachfolgenden Vergleichungen die Belege für meine Behauptungen mit, und bitte den Leser um Nachsicht, wenn ich ihn nothwendig einigermafsen damit ermüden mufs.

Ich verglich Rust's 33. Bandes 3. Heft 222 Seiten stark in Kleinert Juliheft 1831. in 19 Seiten (96 — 115.) enthalten und N. unterzeichnet, und zwar No. 14. Prüfung des u. s. w. Gutachtens von Dr. Ebermayer von Nicolai. Rust 51 S. Kl. 2¾ S. Hr. E. hat in jenem Gutachten die Reife und Lebensfähigkeit eines todtgefundenen neugebornen Kindes angenommen; Hr. Nic. sagt ebenfalls in seiner Kritik, an der Reife und Lebensfähigkeit des Kindes sey nicht zu zweifeln; denn „obgleich von den Zeichen der Neugeburt nur 2 aufgeführt sind, so ist doch keins bei der Obduction aufgezeichnet, was gegen die Reife und Lebensfähigkeit streitet." Diesen letztern Satz giebt Ref. in Kl. wieder, „es tadelt jedoch hier der Verfasser zuerst, dafs Er nur 2 für die Neugeburt sprechende Zeichen, keins aber aufgeführt habe, was gegen die Reife und Lebensfähigkeit des getödteten Kindes streite." Ich könnte hier noch mancherlei ausheben, allein ich müfste der Vollständigkeit wegen weit ausholen; wer aber selbst den Aufsatz des Hrn. Nicolai mit dem Auszug in Kl. vergleicht, wird finden, dafs jene scharfsinnige Analyse des Eberm.'schen Gutachtens hier als ein ungenügendes, zum Theil unverständliches, nichtssagendes Excerptchen wiedergegeben ist, als Resultat einer professionsmäfsigen, oberflächlichen Lectüre. Ueber No. 15 und 16. finde ich aufser dem im Allgemeinen Gesagten nichts zu bemerken, No. 17. Hille, Bemerkungen über die Verschiedenheiten

Digitized by Google

des Medicinalgewichts, Rst. 15 S. Kl. 1¾, heifst es in Kl.: „auch ist wohl hieraus allein erklärlich," statt wie im Original: „wohl ist hierin mit ein Grund zu suchen," also eine offenbare Untreue. No. 18. Löwe, über Steinkohlenheitzung u. s. w. R. 23 S. Kl. fast 3 S., sehr unvollständig und unzureichend. Als untreues Wiedergeben ist wohl auch zu betrachten R. „es bleiben meist noch Nachkrankheiten zurück," Kl. „es bleiben zuweilen noch Nachkrankheiten zurück." 19. 20. theilen die allgemeinen Gebrechen, 21 und 22. im Extrablatt enthalten 23, Beiträge zur medic. Erfahrung aus Berichten d. königl. Medicinalbeamten, R. 13 S. Kl. 3 S. *Plica polonica.* Im Original heifst von den Schmerzen nach dem Ausbruch, dafs sie mitunter „aber auch mit gröfserer Heftigkeit fortwähren, und den armen Kranken fast zur Verzweiflung bringen," in Kl. „aber auch mit gleicher Stärke fort." *Degeneratio ovarii,* sehr ungenau und kein Bild gebend, z. B. im Original: „die Kranke konnte nämlich ihren Leib ohne besondere Schmerzen mit beiden Händen zusammendrücken; geschah dies mit gehöriger Kraft, so hörte man in der Geschwulst ein eigenthümliches dumpfes und strömendes Tönen, kurz ein Geräusch, welches sich nicht beschreiben läfst, aber deutlich zu erkennen gab, dafs ein Fluidum sich aus einem Raume in einen andern drängte," in Kl. Verfasser nahm das Uebel für eine Vergröfserung und Entartung des rechten Ovariums, und stiefs, „da man beim Druck auf diese Gegend eine deutliche Fluctuation in derselben wahrnahm," in die hervorragendste Stelle u. s. w. 24. Miscellen.

Sodann Rust 34. Bdes 1. Heft I. Brüggemann, Rückfälle der Wechselfieber u. s. w. 42 S. Kl. 4½. St. 12. in R. „oder das Fieber kann, wenngleich es durch ein Specificum beseitigt wurde, dennoch durch Schweifs seine Krisis machen," Kl. „nicht minder kann auch das, obgleich nur dem Anscheine nach beseitigte Fieber, durch diesen Schweifs seine Krisis machen;" ferner Rust: „allein die oben erwähnten Schweifse kommen nicht

Digitized by Google

immer gleich nach der Anwendung des Mittels, sondern häufig erst mehrere Tage darauf;" statt dessen Kl.: „Allein die in Rede stehenden Schweifse treten mehr gleich nach der Anwendung des Mittels ein," später in R.: „sind sie (die Schweifse) Rückbleibsel des unvollkommen geheilten Fiebers, so scheint es das zweckmäfsigste" u. s. w. Kl.: „wenn diese Schweifse in einen Rückfälle übergegangen sind, so würde es das Beste" u. s. w. Dieser ganze Aufsatz zeigt bei Vergleichung deutlich, wie der ganze Werth des Originals durch das Excerpiren verloren geht, und ich halte es für dieselbe Anmafsung, aus den Kleinert'schen Excerpten den Werth der Originale bestimmen zu wollen, wie wenn man aus Beschauung eines skelettirten Schädels die feineren Züge des Menschen, dem er gehörte, angeben wollte. Ob dieser vorstehende Backenknochen eine hochgewölbte Stirne gehabt, das läfst sich wohl angeben, aber wer möchte daraus des Auges belebten Glanz und Farbe, der Mienen beredtes Spiel zu bestimmen wagen. Hier beschlofs ich die Vergleichung, da ich durch weiteres Fortsetzen zu sehr zu ermüden fürchtete. Ich habe Manches angeführt, was leicht unbedeutend erscheinen könnte, allein ich verglich, was mir grade zufällig vorlag, und wenn man fremde Arbeiten als solche mittheilen will, so darf man selbst im Unbedeutenderen den Sinn nicht entstellen, wenn man Glauben verlangen will! Manche Vergleichung mufste ich unterlassen, weil ich zu weit hätte ausholen müssen, um das Abweichende darzulegen. Selbst in diesem Wenigen glaube ich nachgewiesen zu haben, dafs die Lectüre solcher Excerpte ein schlechtes Surrogat für Lesung der Originalabhandlungen darbietet. Wenigstens unternahm ich diese Arbeit *sine odio et ira* blos der Sache wegen.

Dr. *Simeons.*

1) *Allgemeine Cholera-Zeitung, Mittheilungen des Neuesten und Wissenswürdigsten über die Asiatische Cholera. In Verbindung mit mehreren in- und ausländischen Gelehrten herausgegeben von Justus Radius, Prof. u. s. w. Zweiter Band. No. 25 — 48. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung.* 1832. 4. *S.* 193 — 382.

2) *Mittheilungen über die Cholera-Epidemie in Berlin. Aus Berichten an die Königl. Regierung zu Minden; von Dr. Heilbronn, praktischem Arzte und Geburtshelfer daselbst. Minden, in Commission bei Ferdinand Esmann.* 1831. 8. 80 *S.*

3) *Briefe an einen Landgeistlichen über die epidemische Cholera von Dr. W. F. Faber, Oberamts-Arzt in Schöndorf. Stuttgardt, Metzler'sche Buchhandlung.* 1832. *kl.* 8. 66 *S.*

In unserem auf Wissenschaftlichkeit so eingebildeten Jahrhundert darf es wohl sonderbar erscheinen, dafs eine für die Krankheitslehre eben so sehr als für die Physiologie hochwichtige Krankheit, wie die Cholera vom Jahr 1817 bis 1830, der Bemühungen Einzelner unerachtet, keiner Aufmerksamkeit gewürdigt wurde, seit jenem Zeitpunct aber, als die Krankheit Europa zu bedrohen anfing, gegen 300 Schriften allein in Deutschland darüber erschienen. Da von diesen Autoren allen nur Einer oder der Andere die Krankheit früher aus den zahlreich erschienenen Schriften der Engländer und den übrigen zerstreuten Nachrichten studirt hatte, so lassen sich diese Schriftsteller alle in zwei Classen theilen, in solche, die bis jetzt selbst die Krankheit irgendwo zu sehen und zu behandeln Gelegenheit hatten, und in die, welche aus den bereits erschienenen Schriften wieder eine weitere compiliren, welches letztere so weit getrieben wird, dafs die zuerst erschienenen Schriften schon aus der zweiten Hand benutzt werden, und die Literatur bereits an dem einen Ende abstirbt, während sie an dem andern immer noch forttreibt.

Unter diesen Umständen wäre eine mit Auswahl und Unpartheilichkeit redigirte Zeitschrift schon dadurch ungemein wohlthätig, wenn durch eine solche das erreicht würde, dafs die Aerzte statt ein ganzes Buch zu schreiben, ihre Erfahrungen und Ideen in kürzeren

Digitized by Google

Andeutungen hier niederlegten. Dazu kommt noch der weitere, einem solchen Institute allein mögliche Vortheil, dafs in den Correspondenz-Nachrichten gerade das Wichtigste der Ereignisse in der willkommensten Einfachheit und Schnelligkeit mitgetheilt werden kann.

Wirklich enthält auch No. 1, zu welchem jedoch 22 Aerzte aus Orten, wo die Cholera noch nicht einkehrte, und nur 8 aus Orten, die von der Krankheit bereits heimgesucht wurden, contribuirten manch schätzbaren Beitrag theils zur Geschichte der Krankheit, theils zur Geschichte der Meinungen über dieselbe.

Bei der zweckmäfsigen Anlage dieses Blattes wäre es selbst wünschenswerth, wenn auch über die vielleicht bald vollends erlöschende Cholera sich nicht mehr viel Neues mittheilen liefse, dafs dasselbe je nach Bedürfnifs in kürzerer oder längerer Pause über das Vorkommen epidemischer Krankheiten überhaupt Nachricht zu geben fortfahren möchte.

Der Verf. von No. 2. befand sich vom 11ten Oct. bis 1sten Nov 1831. zu Berlin, und theilt die Resultate seiner Wahrnehmungen mit. Seine Ansichten über Mittheilung und Ursachen der Krankheit sind die modifirten, es wird ein Miasma für die Mehrheit der Fälle angenommen, aber einem *juste milieu* zu gefallen, auch der Ansteckung etwas eingeräumt. Auch dem Verf. ist Cholera Krankheit des Ganglien-Systems, dies gebe sich aus allen dieselben charakterisirenden Erscheinungen zu erkennen, bei dem Dunkel, das über die Natur, Verrichtungen und Pathologie der Ganglien überhaupt herrsche, könne nur nicht recht angegeben werden, wie es eigentlich dabei hergehe. Allerdings giebt es, so wenig auch des unsterblichen Bichat Untersuchungen fortgesetzt wurden, nicht leicht eine Krankheit, bei deren Erklärung das Ganglien-System nicht aushelfen müfste, was um so unbefangener geschieht, als man sich dadurch, dafs der anatomische Erfund gar keine Veränderungen in denselben ergiebt, gar nicht anfechten läfst!

Digitized by Google

Unter den Heilmitteln erklärt sich der Verf. vor Allem für das Begiefsen mit kaltem Wasser, welches in der Periode seines Aufenthalts zu Berlin auch am meisten an seiner Stelle gewesen seyn mag, nur versteht Ref. den Verf. nicht, wenn er S. 50. sagt: dieses kalte Begiefsen sey ein Schweifstreibendes Mittel, durch die, vermöge des Verdunstungs-Processes des kalten Wassers auf der Haut sich entwickelnde Wärme. Dampfbäder hält der Verf. für ganz unzweckmäfsig, was für den Anfang einer Epidemie, wo es allerdings noch weniger gelingt, einzelne Kranke zu retten, doch weniger der Fall seyn möchte. Auch der Verf. erklärt sich, wie dies in neuern Zeiten immer allgemeiner der Fall wird, gegen das Bürsten und empfiehlt Reiben mit der flachen Hand, wobei das von Hamburg her empfohlene Kampheröl gewifs die besten Dienste thut. Acht Krankengeschichten machen den Beschlufs.

Unter der grofsen Masse ähnlicher Schriften fand Ref. keine zugleich so populär und in so guter Haltung geschrieben, wie No. 3. Besonders gut wird man die Exposition über die äufsere Ursache, sowie die Anweisung über Lebensweise und Diät während der herrschenden Epidemie finden. Die angehängten Receptformeln, besonders No. 61. kann Ref. aber nicht für zweckmäfsig finden.

Schnurrer.

Allgemeine Musiklehre zum Selbstunterrichte für Lehrer und Lernende in vier Vorkapiteln. Dritte neu überarbeitete Auflage. Vermehrt mit einer Erklärung aller in Musikalien vorkommenden italiänischen Kunstwörter. Von Dr. G. Weber u. s. w. Mainz, bei Schott. 1831. 111 *u. CXCII S.* 8.

Dafs das teutsche Publicum die Verdienste des Verfs. zu schätzen wisse, beweiset die vorliegende dritte Auflage dieses kleinen Werkes und die bereits angekündigte dritte Auflage von dessen Theorie der Tonsetzkunst. Das

Digitized by

letztere gröfsere Werk behandelt in genügender Vollständigkeit die bezweckte Aufgabe, allein so grofs auch die Zahl der Musikliebhaber ist, diejenigen nicht gerechnet, welche sich so nennen, bei musikalischen Aufführungen aber lieber reden als hören), so giebt es unter diesen doch verhältnifsmäfsig nur wenige, welche Lust und hinreichende Geduld besitzen, die Theorie einer von ihnen ausgeübten Kunst aus einem vier starke Bände umfassenden Werke zu studieren. Es ist daher ein sehr zu billigender Entschlufs, dafs der Verf. das Publicum mit diesem kleinen Werke beschenkt hat, welches die Bekanntschaft mit den wesentlichsten Gesetzen der Tonkunst auch denen zugänglich macht, denen es an Zeit oder Geduld gebricht, das Ganze zu erforschen, abgesehen davon, dafs dieser kürzere Umrifs als Einleitung dienen kann, und gar leicht die Furcht verscheuchen wird, welche gewifs Manche vom Lesen eines so ausführlichen Werkes abschrecken mag. Zugleich aber findet Ref. das sehr vollständige Verzeichnifs aller italienischen Kunstausdrücke, die in der Musik vorkommen, und entweder unmittelbar oder durch Verweisung auf die dazu gehörigen Stellen im Werke selbst erklärt werden, eine in der That sehr schätzbare Zugabe.

Die Deutlichkeit und Gründlichkeit in den Schriften des Verfs., des würdigen Veterans unter den teutschen musikalischen Schriftstellern, sind allgemein bekannt, aufserdem aber werden hier nur solche Aufgaben abgehandelt, über welche so ziemlich allgemein bereits entschieden ist. Es würde daher überflüssig und wohl gar zweckwidrig seyn, auf eine eigentliche Kritik des Einzelnen einzugehen, weswegen Ref. sich blos auf eine kurze Anzeige des Inhalts beschränkt, wobei es genügen wird, diese nur mit einigen wenigen Anmerkungen zu begleiten. Von den vier Vorkapiteln enthält das erste die allgemeinen Begriffe von Ton, Tonkunst und Tonsetzkunst. Hierbei sind die neuesten Untersuchungen, namentlich von Savart über die Schwingungen der Ne-

Digitized by Google

bentheile der Instrumente, welche die des eigentlich tönenden Körpers begleiten, und so die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen gleich hohen Töne geben, nicht mit berücksichtigt. Ref. ist dann der Meinung, dafs es am besten sey, zur Bezeichnung dieser Eigenthümlichkeit der Töne, wonach man die der verschiedenen Instrumente zu unterscheiden vermag, das in der teutschen Sprache gegebene Wort Klang zu gebrauchen. Das zweite Vorkapitel, welches eine Beschreibung unseres Tonsystems enthält, wird auch von solchen Dilettanten mit Vergnügen und zur Belehrung gelesen werden, welche nicht über die ersten Elemente ihrer Kunst hinausgekommen sind, und ist des praktischen Nutzens wegen diesen allen vorzugsweise zu empfehlen. Im dritten Vorkapitel, welches der Rhythmik und dem Zeitmafse gewidmet ist, wird unter andern nicht blos von den Taktmessern im Allgemeinen gehandelt, sondern der Verf. theilt auch die von ihm berechneten Tabellen mit, worin er die Schwingungen von Mälzel's Metronom auf diejenigen eines einfachen Pendels, einer Kugel an einem Faden, reducirt hat. Dafs letzteres im Ganzen den Vorzug vor ersterem habe, sagt zwar der Verf. nicht ausdrücklich, deutet es jedoch an, und Ref. ist hiermit vollkommen einverstanden, denn es ist auf allen Fall das einfachste, vom eigentlichen Principe des Messens am wenigsten abweichende Instrument, und giebt auf der einen Seite die kürzesten Zeitmafse, wenn gleich auf der andern Seite das Metronom vermöge der Verschiebbarkeit des Gewichtes für längere einen geringeren Umfang hat. Zudem wird wohl ohne Widerrede der Weber'sche Taktmesser leichter als der Mälzel'sche die richtigsten und unveränderlichsten Zeitmafse geben, wenn es bei beiden auf einen so hohen Grad von Genauigkeit ankäme. Das vierte Vorkapitel endlich enthält die Grundbegriffe von Melodie, Harmonie, Tonart und Tonleiter, welche hier aus leicht begreiflichen Gründen nur sehr kurz abgehandelt werden, und damit

Digitized by Google

endigt dieses nützliche und brauchbare kleine Werkchen, dem Ref. recht viele Leser wünscht. Das angehängte alphabetische Verzeichnifs der italienischen Kunstausdrücke, welches zugleich als Inhaltsverzeichnifs des Buches selbst dient, ist bereits oben erwähnt.

Muncke.

Alex. Beatson: neues Ackerbausystem ohne Dünger, Pflug und Brache übers. von G. H. Haumann (Pfarrer). 2te *Aufl. Ilmenau* 1829. 110 *S. u.* 3 *Taf.* 8.

Al. Beatson: Nachtrag zu seinem neuen System des Ackerbaues ohne Kalk, Stalldünger und Brache. Uebers. v. C. E Mayer. Wien. XLIV u. 68 *S. u.* 3 *Taf.* 8.

von Stenglin: Einiges über Dungvermehrung und Anwendung des gebrannten Mergels als Dünger, aus praktischer Erfahrung den Landwirthen Mecklenburgs empfohlen. Rostock und Güstrow 1831. 63 *S.* 8.

(Dessen Nachträge, u. von Thünen's Bemerkungen dazu in den neuen Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschafts-Gesellschaft. 1831. *XVII. Heft* 12.).

Da die zwei Schriftchen des Engl. General-Majors Beatson sich auf ihren Titeln etwas pomphaft ankündigen, so scheinen sie einiges Aufsehen in der landwirthschaftlichen Lesewelt gemacht zu haben. Um daher den Leser über seinen gehörigen Standpunkt und die zu hoffenden Aufschlüsse zu orientiren, ist es nöthig, gleich von vorn herein zu erinnern: dafs der Verf. in einer Gegend experimentirte, wo die Brache noch durchgängig üblich war, und das Brachfeld stark mit Kalk überführt wurde, um 2 Getraide- und eine Klee-Erndte davon nehmen zu können, — auf einem Boden, welcher schwer und thonig ist, die Feuchtigkeit an der Oberfläche zurückhält, durch starke Sonnenhitze so hart wie Ziegelstein wird und eine ungeheure Thierkraft zu seiner Bestellung erheischt, — endlich dafs die Engl. Originalien

Digitized by Google

jener beiden Schriften schon in den Jahren 1820 und 1821. gedruckt worden sind. Wer daher seit zwölf Jahren sonst keine landwirthschaftliche Schriften gelesen hat, und, wie der Verf. vordem gethan, noch mit den Mühen und Entbehrungen der Brache kämpft und während derselben für die Einsaat des Weizens ein Umbrechen des Klee's, drei Pflug-Arten, 11maliges Eggen, einmaliges Walzen nöthig hat, 1½ Karren Kalk pr. Morgen theuer ankaufen, zuführen und ausstreuen mufs, wer dabei vor seinen Pflug 4 — 6 Pferde spannt, und dennoch in nassen Jahren kaum die zweijährige Boden-Rente hervorzubringen vermag, der wird gewifs recht viel Nützliches aus jenem „neuen Ackerbau-Systeme" lernen können.

Der Verf. beschäftigte sich seit 1807. mit der Landwirthschaft, und war Gouverneur in Ostindien und auf St. Helena gewesen. Seit 1813. bewirthschaftete er sein Gut Knowle in Sussex selbst, und indem er nach den Mitteln forschte, die reine Bodenrente nicht sowohl durch reichere Erndten, als durch Ersparnifs an den Bestellungskosten zu erhöhen, bildete er allmählich sein oben erwähntes Ackerbau-System ohne Pflug, Kalk, Stalldünger und Brache aus, wobei er die Bestellungskosten von 15 — 16 ℔. Sterling pr. Morgen, die einst er selbst und die seine Nachbarn noch zu leisten hatten, allmählich auf 5 ℔. herunterbrachte, und seine Weizenerndte ergiebiger auszufallen pflegte, als die der Nachbarn.

Die erste Ersparnifs sollte mithin durch Anbau der Brache gemacht werden, während welcher nicht einmal ein Ersatz für Steuern und Zinsen von Grund- und Betriebs-Kapitalien Statt findet: eine Schwierigkeit, die man freilich im gröfsten Theile von Deutschland bereits glücklich überschritten hat. Das in Sussex übliche Felder-System war 1) Brache mit aufgeführtem Kalke, 2) Weizen, 3) Hafer, 4) Kopfklee oder Raigras, die im 5ten Jahre manchmal wiederkehrten.

Digitized by Google

Die gröfste, fast kaum zu gewältigende Schwierigkeit bei Aufhebung der Brache schien dem Verf. nur die zu seyn, das Unkraut zu vertilgen, und in der That dürfte der Anbau von Winterwicken im Brachfeld (ohne sonstige wesentliche Veränderung des obigen Feldersystems) kein sehr glückliches Auskunfts-Mittel gewesen seyn, an deren Stelle im Brachfeld er jedoch zuweilen auch Erbsen, Bohnen, ja Kartoffeln treten liefs. Er war daher genöthigt, der Reihensaat des Getreides vor der breitwürfigen den Vorzug zu geben, um die Zwischenräume jederzeit bearbeiten zu können, er pflegte die Stoppeln der geschnittenen Früchte, des Klee's und das Unkraut nebst der obersten 1″—2″ hohen Bodenschichte jedesmal mittelst des von ihm hiezu erfundenen Pferderechens zusammenzuziehen und zu verbrennen, um damit den Unkrautsaamen zu zerstören, endlich durch eben dieses Brennen und durch fleifsige Bearbeitung des Bodens mittelst der dazu erfundenen Pferdehacke denselben so fein zu pulvern, dafs die Unkrautsaamen nach jeder Ahrt jedesmal schnell keimten, und daher vor der neuen Einsaat auch noch schnell vertilgt werden konnten Wir sind weit entfernt, die Vortheile der Reihensaat zu verkennen, welche der Verf., soferne sie auf die Möglichkeit der Bearbeitung der Zwischenräume beschränkt werden, auch einfacher dadurch zu erreichen wufste, dafs er den breitwürfig gesäeten Saamen nebst der obersten feinen Ackererde mit einem besondern zweiöhrigen Pfluge in Reihen zusammenstrich; — wir sind von den Vortheilen einer fleifsigen und feinen Bearbeitung der Ackerkrume schon aus den Resultaten des Gartenbaues überzeugt; allein wir halten die Vertilgung des Unkraut-Saamens mit der Verbrennung aller Getreide- und Klee-Stoppeln ohne Noth für viel zu theuer erkauft, und wissen durch Verweisung der Hackfrüchte in unser Brachland, und durch die Wahl besserer Fruchtfolgen, als Winterwicken, Weizen, Hafer und Kopfklee ist, zum nämlichen Ziele zu gelangen.

Digitized by Google

Eine zweckmäfsigere Zubereitung des Bodens mit dem geringsten Kraftaufwande war die zweite Aufgabe, die der Verf. zu verfolgen sich vornahm. Ein Boden, so schwer und nafs, dafs er die Feuchtigkeit an der Oberfläche zurückhält, im Sommer zu Backstein brennt, und trotz aller Maschinen-Arbeit sich nie zur Drill-Saat würde haben zubereiten lassen, kann wohl Ansichten und Entdeckungen gebären, die anderen Lokalitäten fremd bleiben müssen. Das Resultat des Nachdenkens und der Versuche des Verfs. war: dafs es unnütze Verschwendung seye, den Boden in der Regel tiefer, als 2″—3″ zu pflügen; dafs der Pflug ein höchst unzureichendes Instrument der Ackerbestellung und namentlich zur feinen Zertheilung der Ackerkrume seye, auch wenn man die Egge noch zu Hülfe nehme; und dafs beide hiebei besser durch die Pferdehacke ersetzt würden; dafs endlich der vollkommenste Grad feiner Zertheilung nur durch Brennen des Bodens oder durch Aufführen gebrannten Thones und Mergels erreicht werden könne. Ohne uns hier in eine Erörterung der Vor- und Nachtheile des Tiefpflügens einzulassen, wollen wir uns mit der Andeutung begnügen, dafs der Verf. wenigstens in soferne offenbar Recht hat, als auf einem Boden, wie er ihn beschreibt, die zunehmende Tiefe des Pflügens auch die Kosten der Bearbeitung in sehr schnellem Verhältnisse erhöhen müsse; dafs ferner ebendamit die Kosten des Ueberführens mit gebranntem Thone sehr schnell zunehmen, oder seine Wirkung sich sehr schnell vermindern müsse, und dafs alles weitere Urtheil über diesen Gegenstand hauptsächlich von der Beschaffenheit des Untergrundes abhängig ist, den wir nicht kennen, der aber bis zu grofser Tiefe dem des Ackergrundes ähnlich zu seyn scheint. Unser Pflug hat hauptsächlich die Aufgabe, die Ackerkrume zu wenden: aber einen so schweren Boden zerschneidet er nur sehr regelmäfsig in feste Schwarten, die sich theilweise hohl aufeinanderlegen, und welche die Egge nicht genug verarbeitet, weil sie nicht tief genug eingreift, und nicht Kraft genug

Digitized by Google

mit jedem einzelnen Zahne ausübt. Selbst die Pferdehacke wirkt jetzt vielleicht nicht so gut, als wo der Pflug noch nicht gegangen, und wo jede Schwarte noch fest am Untergrunde anhängt. Sie wühlt und zerreifst und zertheilt daher den Boden auf einmal viel besser und feiner, als Pflug und Egge, da sie bis zu beliebiger Tiefe gestellt werden kann, und mit der gehörigen Festigkeit geht. Wo daher der Boden nur 2″—3″ tief beackert werden soll und durch wiederholte Bearbeitung hinreichend gelockert werden kann, ist das Wenden desselben gewifs keine nothwendige Bedingnifs, und die Pferdehacke ist zu diesem Behufe ein um so werthvolleres Instrument, als sie weniger Zugkraft erheischt und eine breitere Strecke auf einmal vornimmt, wenn ihr gleich auch die Egge einmal noch folgen müfste. Der Verf. geht dabei von dem Grundsatze aus, wenn man den Boden tief lockern wolle, so solle man lieber mehre einspännige Pflüge oder Pferdehacken hintereinander in allmählich zunehmender Tiefe gehen lassen; man werde dann weniger Zugkraft und Ackerungs-Kosten bedürfen, als wenn man alles mit einem Male zwingen wolle: eine Behauptung, welche gewifs besser durch die Erfahrung unterstützt wird, als durch des Verfs. auf sehr irrigen Elementen beruhende Berechnungen; obschon auch hiebei wieder gar Wesentliches und Vieles von der Art des Bodens und der Instrumente abhängt. Kurz es ist in dieser Schrift Manches über die Entbehrlichkeit des Pfluges, über Vertheilung und Ersparung der Zugkräfte gesagt, welches noch jetzt, zwölf Jahre nach dem Erscheinen der Urschrift, in manchen Fällen Beherzigung verdient, wenn gleich alle Urtheile des Verfs. so hingestellt sind, als bestehe die ganze Welt aus Backstein-Boden. Das Wichtigste aber ist uns das Resultat, dafs er, nach diesen Grundsätzen verfahrend, mit fünf Pferden seinen Acker besser zurichte, als seine Nachbarn die ihrigen mit zwanzig. Seine Pferdehacke hat gewöhnlich sieben eiserne, 10″—12″ lange, mit den Enden sichelförmig nach vorn gebogene Füfse, wovon drei in der

Digitized by Google

vordern Reihe spatelförmig, vier mit diesen alternirend in der hintern Reihe konvex schaufelförmig gestaltet sind; das Gestelle ruht vorn auf einem Rade, hinten auf zwei Schleifen oder Stelzen, welche alle höher oder tiefer gestellt werden können, um das Eingreifen der Füfse zu reguliren, und ist noch mit zwei Sterzen versehen. Sie wiegt 1 Centn., bearbeitet gleichzeitig eine 31″ breite Strecke 2″—3″ tief und erheischt dann nur ein Pferd; sie kann durch Einschrauben andrer Füfse zu den manchfaltigsten Zwecken brauchbar gemacht werden: zum Pulvern des Bodens, zum Aufpflügen in rauhe Furchen, zum Furchenziehen zwischen den Ackerbeeten, zum reihenweisen Zusammenstreichen der breitwürfigen Saat, zum Stoppelausziehen, zum Bearbeiten der Räume zwischen den Saatreihen u. s. w. Der Verf. rühmt dieses Instrument als eine ganz neue Erfindung, obschon selbst im J. 1820. und 1821. Pferdehacken verschiedener Art nichts eben ganz Unerhörtes waren. Doch sind seine Schaufel-Füfse flacher als gewöhnlich, daher sein Gang leichter, daher aber auch nothwendiger, den Boden nicht sogleich zu tief damit anzugreifen; doch kann man damit bei der achten Fahrt den Boden 10″ tief umwühlen. Diese Pferdehacke zeichnet sich, gleich den übrigen Instrumenten des Verfs., durch Einfachheit und Leichtigkeit vor anderen ähnlichen aus: die zweite der Beatson'schen Schriften ist fast lediglich der näheren Erklärung dieser Ackerwerkzeuge gewidmet. — Endlich die feine Zertheilung der Ackerkrume durch Brennen des Bodens selbst, oder durch Einstreuen von gebranntem Thon und Mergel ist eine aus Irland und Schottland stammende, dort schon seit hundert Jahren übliche, uns in vielen Schriften bekannt gewordene, sehr zweckmässige Verbesserungsart schwerer, nasser, kalter Gründe, wodurch auch zugleich deren übergrofse Wasserhaltigkeit vermindert, und die Wirkung der Wärme auf die im Boden angezogene Frucht fühlbarer gemacht wird. Diese feine Zertheilung des Ackerbodens in viele einzelne, durch Zwischenräume von einander getrennte Körner

Digitized by Google

wirkt aber nun nicht blos mechanisch vortheilhaft, indem er durch seine Lockerheit die Ausbreitung der Wurzeln, namentlich die Entwicklung der fleischigen Wurzeln und Knollen eher gestattet, eine gleichförmigere Vertheilung der Sämereien, ein gleichmäfsigeres Unterbringen und auch wieder ein gleichförmigeres Aufkeimen derselben zuläfst, endlich eine vollkommnere Reinigung von Unkraut erlaubt, das nämlich viel schneller und allgemeiner darinn aufkeimt und wieder zerstört werden kann, als wenn dessen Saamen gröfstentheils in dicke harte Schollen eingeschlossen liegen, — sondern seine hauptsächlichste Wirkung ist chemisch, indem jene feine Zertheilung die Berührungsflächen des Bodens mit der Luft vervielfältigt, und bis tief ins Innere hin fortzusetzen im Stande ist. Ein solcher Boden daher, (abgesehen, dafs seine Anziehung zum Wasser selbst verringert ist) trocknet, wenn er an Feuchtigkeit leidet, besser aus, kann aber auch, wenn er trockner als die Luft ist, schneller wieder viele Feuchtigkeit daraus anziehen, und wird von einem viel regeren Leben bewegt. Ist er dabei kalkhaltig, so bindet er freie Säure und zersetzt schneller vegetabilische Materie zu auflöslicheren Bestandtheilen. — Aber das wichtigste und noch am meisten der Prüfung bedürfende Problem in diesem Buche ist

Drittens: dafs gebrannter Kalk oder Thon den Stalldünger auf eine wohlfeile Art ersetzen könne, indem er auf ähnliche Art den Ertrag der Felder erhöhe. Cartwright hatte i. J. 1819. eine ähnliche Behauptung aufgestellt, aber nicht durch längere Zeit fortgesetzte Versuche unterstützt. Craig hatte vor dem Verf. die Wirkung des gebrannten Thones gerühmt, und dessen Aufmerksamkeit darauf geleitet. In Sussex endlich ist es wohl seit langer Zeit Sitte, in jedem Brachjahre gebrannten Kalk statt Düngers auf den schweren Thon-Acker zu führen, was aber bei dessen Kostspieligkeit eine Auslage von 47 Thlr. pr. Magdeb. Morgen veranlafst. Der Verf. wollte also auch hieran sparen Viehdünger, ungebrannter Mergel, Holzasche, Torf u. s. w.

Digitized by Google

waren ebenfalls zu theuer oder genügten nicht. Gebrannter Thon und gebrannter Mergel erwiesen sich dagegen als die wohlfeilsten und wirksamsten Düngemittel, nachdem erst wohlfeile und zweckmäfsige Oefen zum Brennen derselben auf jedem Theile des Gutes hergerichtet worden. Dieser gebrannte Thon ersetzt nach des Verfs. Meinung den Mist so vollkommen, dafs er letzteren gänzlich den Wiesen und Hopfen-Aeckern zuwendet und selbst die Stoppeln und Kleewurzeln gänzlich auf dem Acker verbrennt. Vier der erwähnten Oefen fassen bei ihm 800 Karren Thones, so dafs jährlich 1600—2000 derselben gebrannt werden können, und dann nur $^2/_5$ der Kosten verursachen, als der Ankauf des, zum nämlichen Effekt erforderlichen Kalkes. — Aber diese Behauptungen stehen mit unseren bisherigen Ansichten über die Wirkungsweise und Unentbehrlichkeit des Mistes in direktem Widerspruche, weshalb wir ihnen nur nach der sorgfältigsten Prüfung beitreten möchten. Sie sind lediglich auf eine kurze Reihe von Erfahrungen gegründet, welche der Verf. in den dem Studium des Ersparens gewidmeten Jahren 1814—1820. gemacht hat; vielleicht ist die Zeit zum Studium des Entbehrens noch nachgefolgt, da es nicht scheint, dafs man in England seitdem noch vieles über diesen Gegenstand geschrieben und gestritten habe. Es kann vielleicht bezweifelt werden, ob nicht ein Theil der günstigen Erfolge der Thondüngung dem anderweitig damit verbundenen besseren Verfahren zugeschrieben werden müsse. Es ist selbst keineswegs über alle Zweifel ausgemacht, dafs dieser gebrannte Thon ein völlig reiner Thon und nicht vielmehr ein Mergel seye, da durchaus keine Analyse vorliegt, so dafs seine Wirkungsweise vielleicht mit der des gebrannten Kalkes zu suchen ist.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Beatson u. Stenglin, Landwirthschaftl. Schriften.

(Beschlufs.)

Endlich: so hoch auch in der ersten Beatson'schen Schrift der gebrannte Thon wegen Wirkung und Wohlfeilheit über den Mist gesetzt wird, so finde ich doch gleich am Eingange der zweiten eine Stelle, wo B. sagt: „Er wolle künftig alle Ackergründe auf Knowle, welche das Ansehen der Erschöpfung an sich trügen, auf einige Jahre zur Benützung als Grasland liegen lassen, um sie dann zu schälen, zu brennen, und mit Thonasche überfahren." Erschöpfte Gründe werden also doch vorkommen, und nicht zunächst durch gebrannten Thon, sondern durch Rasenbildung verbessert werden können! — Bei der gewöhnlichen Sussexer Ackerbestellung aber, mit gebranntem Kalke statt des Mistes, wird nebenbei auch noch Brache angewendet, und die vegetabilische Materie nicht durch Brennen zerstört, so dafs dieser Fall der Beatson'schen Ansicht keineswegs zur Bestätigung dienen kann.

In Deutschland haben die Uebersetzungen dieser Schriften bereits mehrfältige Versuche veranlafst. Pfarrer Haumann, einer der Uebersetzer, rühmt die Tüchtigkeit der Beatson'schen Pferdehacke zum schnellen Auflockern und Zertheilen eines sehr festgefahrenen Bodens; die Landwirths-Gesellschaft in Wien (Verhandl. VI. II. 137 ff.) sagt von ihr, dafs sie sehr gut lockere und ebene, auch oberflächliches Unkraut wegnehme, aber das tiefer wurzelnde nicht heraushebe, den Boden nur seicht menge, und auf schwerem Grunde nur zweispännig gehe [selbst, wenn man die Tiefe desselben nur allmählich vermehrt?]. — Baron von Stenglin rühmt dieses Werkzeug sowohl, als die treffliche Wirkung des gebrannten Mergels [nicht Thones] statt des Stall-

düngers, und hauptsächlich vergleichungsweise zu dem des rohen Mergels. Selbst im folgenden Jahre nach diesem aufgeführt, erweiset er sich eben so wirksam, indem er den Ertrag der Körner und des Strohes um $^1/_{10}$ — $^1/_6$ steigert. Doch ist das Korn nicht so gut als nach Mistdüngung, so dafs sich hierdurch jener Vortheil fast compensirt [!]. Aber später versichern uns von Stenglin so wie von Thünen ausdrücklich, dafs der Acker-Boden des Gutes, über undurchlassendem Untergrunde ruhend, fast überall und selbst auf den kleinen Anhöhen nafs und torfartig seyn, und in schmalen hohen Beeten gepflügt werden müsse; dafs er aber durch Anwendung des gebrannten Mergels — mit welcher nämlich die sorgfältigste Entwässerung verbunden werden müsse! — mürbe, trocken und frei von Quecken werde. Man ersieht aus anderen Stellen dieser Schriften, dafs die benachbarten Bauern denselben Boden durch blofses Aufführen von dürrem ödem Sande dauerhaft verbessern, — dafs v. St. jedoch die magersten Aecker mit Mist dünge, so dafs man, weit entfernt, die gute Wirkung des gebrannten Mergels zu bezweifeln, versucht werden mufs, sie der Besserung des zu nassen, aber schon humusreichen Bodens und der schnelleren Zersetzung seiner organischen Theile durch den ätzenden Kalk des Mergels zuzuschreiben. Die Vegetation erfolgt etwas später auf den gemergelten, als auf den gedüngten Aeckern und ist im Anfange bleich.

v. Stenglin giebt eine ausführlichere Beschreibung als Beatson von den zum Thonbrennen passenden Oefen, die er später noch einfacher und wohlfeiler gemacht hat. Er giebt eine genügende Anleitung zum Verhalten während des Brennens selbst, zur Leitung des Feuers u. s. f., worüber B. nur anempfohlen hatte, den Thon feucht einzusetzen, weil er sonst zu hartem Backstein brenne, und sich dann auf dem Felde nicht gut zerschlagen noch durch die Pferdehacke weiter zertheilen lasse. v. Stenglin hatte früher diesem widersprochen, und gerade sehr trocknen Mergel zu brennen angerathen; später aber

Digitized by Google

machte er bei Versuchen mit einem andern, gelben, sandigen, 0,15 Kalk enthaltenden Mergel die Erfahrung ebenfalls, dafs er feucht sich besser brenne, und warnt dabei ausdrücklich, ihn ja nicht zu stark zu brennen, weil man sonst mehr Brennmaterial, Zeit und Arbeitslohn und ¼ Mergel mehr brauche, und davon demungeachtet weniger Erfolg habe, indem sich dieser stark gebrannte Mergel unvollständig und langsam, erst binnen ½ Jahre, lösche und zerfalle. Dieser Mergel, schwach gebrannt, zerfällt am vollständigsten und schnellsten, wenn man ihn nicht sogleich ausstreut, sondern etwa über Winter in Haufen auf dem Felde liegen läfst, wobei deren Volumen um 0,18, deren Gewicht im Ganzen um 0,12 zunimmt, obschon jeder Kubikfufs um 0,05 leichter wird. Begreiflich aber müssen sich Mergelarten und Thon von andrer chemischer Zusammensetzung auch verschieden verhalten, daher die Tabelle von Stenglins, worinn er in den Maafsen verschiedener Länder die Menge des pr. Morgen jedesmal aufzuführenden Mergels genau angiebt, keinen praktischen Werth aufser seinem eigenen Gute haben dürfte.

Beatson und Stenglin geben keine Theorie von der chemischen Wirkung der Materien, mit denen sie den Stalldünger anfänglich ganz ersetzen wollten, deren gleich auffallende Wirksamkeit bei gänzlichem Mangel an Kalkgehalt, oder auf minder schwerem und nassem Boden, und bei fortdauernder Beseitigung aller Düngung mit Stallmist, wir noch gar sehr bezweifeln, da wir uns mit der Ansicht derjenigen nicht befreunden können, welche glauben, in dem gebrannten Mergel oder Thone als solchem den Ackergewächsen einen genügenden, entweder unmittelbaren, oder doch durch das Brennen für Säuren mechanisch mehr aufgeschlossenen (Fuchs, Zierl) Nahrungsstoff zu bieten, — da wir auch nicht mit Sprengel die etwa stattfindende Ammoniak-Bildung so hoch anschlagen können, als es nöthig wäre, wenn man den gebrannten Thon und Mergel an die Stelle des Stalldüngers setzen will. Wir wünschen

daher noch recht viele Versuche über diesen Gegenstand unter den verschiedenartigsten Verhältnissen angestellt zu sehen, damit wir bald in die Lage gesetzt werden, zu erkennen, ob wir die Wirkung jener Materien gröfstentheils nur der durch sie veranlafsten Umänderung der physischen Eigenschaften des Bodens verdanken, oder in der That die frühere ganze chemische Hypothese über die Ernährungsweise der Gewächse aufgeben und durch eine jetzt noch kaum zu ahnende Theorie ersetzen und eine vielleicht gänzlich umgekehrte Art der Ackerbehandlung ergreifen müssen.

H. G. Bronn.

Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie in ihrem Conflict mit Wissenschaft und Sprache, herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin 1831. *XII u.* 467 *S.* 8.

Des Kampfes, der sich in neuerer Zeit gegen die Philosophie erhoben hat, haben wir erst kürzlich bei der Anzeige von „Franke's Philosophie und Leben" gedacht.*) Wir werden hier nochmals zu demselben zurückgeführt, aber von einem ganz verschiedenen Standpunkt aus. Dort fanden wir einen besonnenen Vertheidiger der Philosophie, der eben so wohl alle gerechten Ansprüche der Wissenschaft und des Lebens den falschen Anmafsungen der Philosophie gegenüber zu würdigen, als die wahren Rechte der Philosophie gegen unrechtmäfsige Anfechtungen zu behaupten wufste. Hier dagegen begegnet uns ein entschiedener Gegner der Philosophie überhaupt, der es sich geradezu zum Zweck gesetzt hat, sie gänzlich zu vernichten. Dort wurde das Verhältnifs der Philosophie zu allen anderen geistigen Bestrebungen des Menschen überhaupt möglichst vollständig erwogen, hier wird nicht allein der Standpunkt der Wissenschaft allein festgehalten, sondern es wird auch in dieser Ein fester Gesichtspunkt hervorgehoben und von da aus, mit desto festerer Concentrirung der Streitkräfte, der An-

*) Durch zufällige Umstände ist der Abdruck der hier erwähnten Anzeige von „Franke's Philos." u. s. w. verzögert worden. d. Rec.

Digitized by Google

griff gegen die Philosophie geführt. „Die speculative Philosophie," sagt der Verf. offen heraus gleich im Anfang der Vorrede, „ist der Riese, dem der gewagte Kampf gilt," und dafs es fortan keine Philosophie mehr gebe, dafs sie altersschwach zu Grabe sinken müsse, wenn seine Untersuchungen richtig sind, das ist das entschiedene Resultat, das er am Schlufs des Buches ausdrücklich ausspricht (S. 465.).

Sein Kampf gegen die Philosophie, erklärt er sich dann weiter in der Vorrede über den Zweck seiner Darstellung, soll nicht von der unbestimmten Stellung der Praxis gegen die Theorie ausgehen, (S. III.) — die Angriffe dieser „heimathlosen leichten Freibeuter" können nicht tief gehen. Eben so wenig will er der Opposition im Namen der einzelnen etwa gefährdeten und beeinträchtigten Disciplinen (besonders der positiven) sich anschliefsen, welche es zwar ernstlicher nimmt, aber, des Philosophischen selbst bedürftig, meist aufser Stand ist, den Krieg auf das Gebiet der Philosophie zu verfolgen, geschweige denn etwas Genügenderes an die Stelle zu setzen (S. IV.). Der Verf. will ferner auch weder denen angehören, welche zur Philosophie hinan möchten, aber aus Unfähigkeit, sich selbstständig darin zu bewegen, nur über Anarchie und Unsicherheit und Widerstreit in derselben klagen, noch auch zu denen, die sich über sie hinaus glauben und über den Schoos ihrer Meister auf ihre Schultern hinaus klettern (S. V u. VI.). Es soll überhaupt nicht eine einzelne Meinung der Zeit, noch einen Kampf mit zerstreuten Massen gelten, sondern es soll „etwas Radicales" seyn.

Wenn man auch bei dieser vielversprechenden Ankündigung beinahe glauben möchte, dafs der Verf. darin unbemerkt sich der Sprache jener Philosophie der absoluten Vernunft, mit deren Bekämpfung er am meisten beschäftigt ist, accommodirt habe, so darf man doch nicht läugnen, dafs ihm Geist und vielseitige Kenntnisse zu seinem ernsthaften Kampfe zu Gebote stehen, die ein zu grofses Selbstvertrauen entschuldigen mögen. Worin

besteht aber dies Radicale, das der Philosophie auf einmal ein Ende machen soll? Die Hauptwaffe, womit er diesen Sieg über jene bedeutende Macht erkämpfen zu können hofft, ist neu und schon darum beachtenswerth; es ist die Sprache. Aus der Natur der Sprache sucht er die Natur des Denkens tiefer und vollständiger zu erklären; aus der Abhängigkeit des Denkens von der Sprache sucht er darzuthun, dafs das Denken die eigenthümlich philosophische Erkenntnifsweise nicht zu geben vermöge, die die Philosophen in ihm zu besitzen vorgeben. Es mufs nun allerdings zugestanden werden, dafs sich von der Natur der Sprache viel Licht auf das Wesen des Denkens werfen läfst, wie sich eine enge Wechselwirkung zwischen beiden in der sichtbaren Analogie zwischen der Sprachentwicklung und der psychologischen Entwicklung des Denkens deutlich zeigt. Aber dennoch möchte sehr zu bezweifeln seyn, ob sich aus der Sprache eine solche Entscheidung über die ganze Bedeutung des Denkens für menschliche Erkenntnifs gewinnen lasse, wie sie hier versucht worden ist. Einseitig wenigstens erscheint schon darin das Bestreben des Verfs., dafs er nur die Bedingtheit des Denkens durch die Sprache allein hervorhebt, ohne auf der andern Seite auch den Einfluss des Denkens auf die Ausbildung der Sprache zu berücksichtigen. Eben so einseitig würde der Versuch seyn, die wechselseitige Analogie zwischen körperlicher und geistiger Lebensthätigkeit allein von Seiten des Körpers her erklären zu wollen und die selbstthätige Gegenwirkung des Geistes ganz zu übergehen. Ganz ähnlich ist das Verhältnifs zwischen Denken und Sprache. Die Sprache ist der Körper, der sinnliche Ausdruck, die äufsere Hülle des Denkens. So wie ohne Körper kein Geist lebensthätig werden kann, so ohne Sprache kein Denken; und in so fern ist das Denken in seinen Aeufserungen vielfach durch die äufseren Verhältnisse der Sprache bedingt, wie der Geist durch körperliche Verhältnisse. Aber wer wollte deshalb die Gesetze des Denkens selbst aus der Sprache ableiten, aus der Sprache, die für sich

Digitized by Google

gar nichts Selbstständiges ist, sondern nur Hülle des Denkens? Wer wird aus der Hülle den Kern, aus der Form den Inhalt erkennen wollen? Die Gesetze des Denkens selbst können nur durch psychologische Beobachtung seiner inneren Thätigkeiten erkannt, seine Bedeutung für das menschliche Erkennen nur aus dem Verhältnisse desselben zu dem Ganzen des menschlichen Erkenntnifsvermögens beurtheilt werden. Unmittelbarer also und tiefer kann über das Wesen und die Gültigkeit der philosophischen Erkenntnifs aus der Theorie der Vernunft entschieden werden, und wenn auch jene Theorie der Vernunft theilweise aus der Theorie der Sprache ergänzt und erläutert werden kann, so wird diese doch niemals mehr als ein Hülfsmittel zur Einsicht in das Grundwesen des Denkens seyn können, und sie wird im Dunkeln tappen und schief urtheilen über das Denken, ohne allseitige und tiefere Begründung in der Theorie der Vernunft. Und dies bewährt sich auch an dem Verf. Nirgends findet man eine klare und bestimmte Erklärung, was eigentlich das Denken sey; nirgends eine richtige Bestimmung des Verhältnisses des Denkens zu dem menschlichen Erkennen überheupt, nirgends eine Bestimmung von philosophischem Denken, philosophischer Erkenntnifsweise. Hätte der Verf. sich mit der Kritik der Vernunft noch genauer bekannt machen wollen, und zwar nicht blos mit der Gestalt der Kritik der Vernunft, wie Kant selbst sie aufstellte, sondern auch wie sie von seinen selbstdenkenden Schülern, besonders von Fries als philosophische Anthropologie ausgebildet worden ist, so würde er nicht in den Irrthum gerathen seyn, der durch seine ganze Darstellung durchgeht, dafs das Denken sich nur an dem empirischen Erkenntnifsstoff zeige, dafs es sogleich ganz inhaltsleer und bedeutungslos werde, sobald es sich über diesen empirischen Stoff erhebt, und dafs also (?) das philosophische Denken, weil es sich darüber erhebt, weil es eine blos gedachte Erkenntnifs in Anspruch nimmt, gehaltlos und nichtig sey. Diese Unkenntnifs der neueren

kritischen Philosophie ist es, die ihn zu dem Wahn verleitet, als sey es die Absicht aller Philosophie, nicht allein durch Denken, sondern auch aus Denken eine höhere als die empirische Erkenntnifs zu gewinnen, als existire also gar keine andere Philosophie, als die neuere Philosophie des concreten Gedankens oder der absoluten Vernunft, die sich ihren Gehalt aus der selbstständigen Bewegung des Denkens selbst schaffen zu können wähnt. Wenn er nun, von diesem Wahn geleitet, gegen ein solches angebliches speculatives Denken, das seinen Inhalt aus sich selbst schafft, seine Angriffe richtet, so irrt er sehr, damit die Philosophie überhaupt zu treffen. Die neuere Kritik der Vernunft hätte den Verf. belehren können, dafs die Thatsache, die er so mühsam aus dem Wesen der Sprache und der sprachlichen Entstehung und Bedeutung der Abstraction darzuthun bemüht ist, dafs nämlich das Denken für sich ganz inhaltsleer sey, und nur als Hülfsmittel für die bessere Einsicht in den unabhängig von dem Denken gegebenen Erkenntnifsstoff diene, von besonnenen kritischen Philosophen selbst längst anerkannt, und einfacher und gründlicher noch psychologisch nachgewiesen sey. Vielleicht aber würde ihn diese Kenntnifs der Kritik der Vernunft auch noch zu der weiteren Ueberzeugung geführt haben, dafs es demungeachtet noch aufser dem empirischen Gehalt einen Erkenntnifsstoff in der reinen Vernunft gebe, der, obgleich nicht aus dem Denken, doch allein durch Denken zum Bewufstseyn gebracht werden kann. Oder wollte der Verf. auch die Realität eines solchen unmittelbaren Erkenntnifsgehaltes der reinen Vernunft nicht anerkennen und alle über die Erfahrung hinausgehende Erkenntnifs nur als selbstständiges Erzeugnifs des Denkens angesehen wissen, so würde eben damit hierin der eigentliche Streitpunkt über die Realität der Philosophie hervortreten, denn diese Erkenntnifs der unmittelbaren Vernunft ist es, die die Philosophie als die eigenthümlich philosophische für sich in Anspruch nimmt, und ihre Realität mufs bestreiten, wer die Philosophie

Digitized by Google

bekämpfen will. Hätte aber der Verf. diesen wahren Streitpunkt in's Auge gefafst, so würde der Kampf auch aus dem Gebiete der Sprache entfernt worden seyn, die Waffen des Verfassers würden unbrauchbar geworden seyn, und nur Kritik der Vernunft oder philosophische Anthropologie würde die Entscheidung zu geben haben. So ergiebt sich also, dafs der ganze Kampf des Verfs., sofern es ein Kampf gegen die Philosophie überhaupt seyn soll, sein Ziel verfehlt, mit Waffen streitet, die hier nicht verwunden, und die kritische Philosophie kann diesem Angriff gegen ein leeres, selbstständiges Denken ganz ruhig zuschauen, ja sie kann dem Verf., als ihrem Verbündeten gegen eine falsche Speculation, Beifall zurufen, indem er eine Verirrung in dem Gebrauch des Denkens von einem neuen, eigenthümlichen Standpunkt aus zu bekämpfen beiträgt, der viele Philosophen wirklich beherrscht hat, und der tieferen, wahren Philosophie gröfsere Nachtheile gebracht hat, als ihre heftigsten äufseren Feinde. Man kann dem Verf. ganz die Worte zurufen, die er (S. 53.) seinem fingirten Hegel'schen Gegner zuruft: „Sie irren sich, Sie irren sich durchaus, mein Lieber! — Denn wo Sie in's Feld rücken, das gilt nicht mir, sondern nur dem, was Sie erst daraus gemacht haben."

Eine neue Bestätigung findet sich in der vorliegenden Schrift für die schon mehrmals ausgesprochene Behauptung, dafs es die falsche Speculation der absoluten Vernunft, der neue Dogmatismus der Identitäts-Systeme gewesen ist, der am meisten zur Erweckung der allgemeinen Empörung gegen die Philosophie beigetragen hat. Mit Recht mufste man sich gegen den unerträglichen Despotismus dieses wissenschaftlichen Usurpators erheben, der ohne alles Recht und Gesetz, eine unumschränkte Gewalt über das ganze Reich der Wissenschaften sich angemafst hat. Der freie Geist der Wissenschaften mufste ankämpfen gegen diesen wissenschaftlichen Absolutismus, der alle andere Wissenschaften als sein Frohngut in Anspruch zu nehmen und mit unersätt-

Digitized by Google

licher Habsucht alle Kräfte des geistigen Lebens auszusaugen und in ein dürres Gerippe seines Systems zu verwandeln drohte. Aber wie der Kampf gegen den Absolutismus auch in politischer Hinsicht so leicht in das entgegengesetzte Extrem der revolutionären Anarchie überzuschlagen, und mit der ungesetzmäfsigen auch die gesetzmäfsige Regierung zu bekämpfen pflegt, so hat man auch im gerechten Kampfe gegen den Vernunftabsolutismus des philosophischen Dogmatismus die Ansprüche einer auf Gesetze des Geistes gegründeten und durch diese beschränkten Philosophie, gleichsam die Herrschaft einer constitutionellen Regierung in der Wissenschaft, verkannt, und die ewigen Gesetze der Vernunft selbst, deren Gesetzbuch die Philosophie ist, und denen alle Wissenschaften nothwendig gehorchen müssen, umzustürzen gesucht.

Der Verf. hat für seine Darstellung die Form von Briefen gewählt, wahrscheinlich um seiner Neigung zu zwangloserer Bewegung der Gedanken besser folgen zu können, die zwar bisweilen in eine zu ausschweifende Redseligkeit und in Nachlässigkeit der Anordnung ausartet, aber doch, bei der Frische und poetischen Kraft der Darstellung dem Ganzen einen lebendigen und anschaulichen Charakter giebt. Der Briefwechsel wird gröfstentheils zwischen einem jungen Freund der Hegel'schen Philosophie und einem älteren Freund geführt, in dessen Person der Verf. selbst spricht, und der oft unterbrochene Gang der Entwicklung ist ungefähr folgender: Der junge Hegelianer eröffnet den Briefwechsel (Br. 1.) mit einer lebhaft begeisterten Lobrede auf die Hegel'sche Philosophie und der Speculation überhaupt, in der er die vollste Befriedigung für alle seine geistigen Interessen findet, und bittet den älteren Freund um seine Meinung. Dieser erwidert darauf (Br. 2.) mit dem Lob der Empirie, hauptsächlich den sehr richtigen Satz durchführend, dafs die blofse Speculation die Data nicht vollständig in ihrer Gewalt habe, um über die Wirklichkeit nach allgemeinen und nothwendigen Gesetzen

Digitized by Google

abzuurtheilen, weder in der Naturwissenschaft, noch in der Geschichte, noch in irgend einer andern empirischen Wissenschaft, sondern dafs wir mit diesen erst im Anfange der Beobachtung und Forschung stehen. Der Hegelianer sucht hierauf (Br. 3.) die Speculation und insbesondere die Hegel'sche gegen diese Einwände des Empirismus zu rechtfertigen, indem er zu zeigen versucht, dafs die wahre, d. i. Hegel'sche Speculation mit der Empirie in Einklang stehe, dafs sie diese keineswegs verletzt, aber ihr das höhere, speculative Verständnifs noch hinzugiebt. Der Freund behauptet dagegen (Br. 4.), dafs die Speculation der Empirie nicht allein nichts helfe, sondern sie vielmehr störe, verwirre, entstelle u. s. w. Hier tritt schon besonders klar jene falsche Ansicht von der Speculation hervor, die er immer nur als eine solche denkt, die alles Empirische aus sich heraus zu construiren vermöchte. Nur diese ist es, von der er S. 66. mit Recht sagen konnte: „Sehen Sie nur einmal, mit welcher gedeihlichen Zuversicht die Speculation dem Licht, der Electricität, dem Magnetismus, der Farbe, kurz allem, mit Bestimmtheit seine Stelle in der absoluten Reihe anzuweisen, von jedem etwas Absolutes zu sagen versteht, da doch die empirische Wissenschaft mit sehr bedenklicher Miene allezeit das Geständnifs machen mufs, dafs sie wohl nur jetzt diese Kräfte noch trenne, und dafs, wenn nicht alles täuscht, auch andere Potenzen zusammenfallen würden, ähnlich wie jetzt Electricität und Galvanismus, Licht und Wärme schon in vielen Beziehungen eins sind." Nur diese, der Empirie ungerechten Zwang anthuende Speculation konnte ihn zu dem Ausbruch eines empiristischen Fanatismus hinreissen, den er S. 56. thut: „Hat jemals die Speculation in irgend einem Punkt die Empirie gefördert? Antwort: Nein!" Was, so fragen wir, wäre die Empirie, wenn ihr nicht die Speculation in ihren allgemeinen Naturgesetzen die leitenden Maximen ihrer Forschung, die Ziele ihrer Untersuchung dargeboten hätte? Ein blindes Umhertappen in einem unergründlichen Labyrinth, ohne

Digitized by Google

leitenden Faden. — Dem 4ten Brief wird als Beilage eine Abhandlung über die historische Entwicklung der Begriffe: abstract und concret beigefügt, die sehr viel Interessantes enthält, und worin als Resultat gezeigt wird, dafs der Gebrauch dieser Begriffe bei Hegel, der von abstracten Dingen und concreten Begriffen spricht, ganz von der ursprünglichen Bedeutung derselben abgewichen sey. — Der Hegelianer wendet nun (Br. 5.) ein, der Empirismus führe nothwendig zum Materialismus, zur Entgeistung der Welt; die Empirie selbst werde durch Denken belebt und geleitet, die Aufmerksamkeit und das Forschen gehöre dem Denken, und alle Erfindungen in der Empirie seyen Früchte der Speculation, obgleich sie oft erst spät in der Empirie ihre Bestätigung durch Thatsachen finden. Hiergegen wird (Br. 6.) mit Recht entgegnet, dafs der Empirismus mit dem Materialismus nichts zu schaffen habe, dafs der Materialismus vielmehr selbst eine Frucht der Speculation, nämlich eines Versuchs sey, aus wenigen unvollständigen Thatsachen Alles zu begreifen oder zu construiren. Die Empirie will nicht das Denken überhaupt nehmen, das Denken gehört nicht allein der Speculation, sondern auch der Empirie. Hier aber sieht sich der Verf. doch genöthigt, seinen obigen Satz, dafs die Speculation die Empirie nie in irgend einem Punkt gefördert habe, dahin zu beschränken, dafs die Entdeckungen in der Empirie durch Speculation nur angeregt und eingeleitet, aber vollendet, d. i. begründet, bewiesen immer erst durch Nachweisung der Uebereinstimmung der allgemeinen Gesetze aus den Erscheinungen, also durch Empirie werden (S. 97 fg.). Mehr wird auch besonnene Speculation nicht für sich in Anspruch nehmen; sie wird nur allgemeine Gesetze — wozu schon das Gesetz der Einheit und Gesetzmäfsigkeit in der Natur gehört — als leitende Maximen für die Beobachtung aufstellen, und die Nachweisung der Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Erfahrung überlassen. Wenn aber ohne allgemeine Gesetze, kein Ziel und keine Rich-

Digitized by Google

tung für die Forschung gegeben wäre, wenn z. B. aus dem speculativen Gesetz der Causalität gar nicht die Aufgabe für die Forschung gesteckt wäre, überall den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu suchen, so ergiebt sich schon hieraus, dafs Speculation und Empirie zwei gleich wesentliche Elemente für die Ausbildung der Naturwissenschaft sind. Sehr treffend in Rücksicht der neueren falschen Speculation ist (S. 100 fgg.) der Vergleich derselben mit dem geistreichen Humor, z. B. Jean Pauls. Beide nämlich, sagt er, haschen nach nur überraschenden Vergleichungen des nur subjektiv und zufällig Aehnlichen zwischen den an sich heterogensten Dingen, ohne innere Wahrheit und Liebe. „Man mufs vornämlich von solchen vergleichenden Zusammenstellungen zweierlei unterscheiden, wovon die einen an wirklich ganz und gar disparaten Dingen irgend eine zufällige Aehnlichkeit auffassen, die andern aber Gegenstände unter einem Gesichtspunkt vereinigen, welcher uns wirklich den innern Zusammenhang eröffnet und uns tiefer in das Wesen schauen läfst. Jene sind blos spafshaft und neckisch, diese tiefsinnig und deutungsvoll; jene gehören dem Witz an, diese schwingen sich empor zur Wissenschaft und Philosophie, als wirkliche Keime geahnter Naturzusammenhänge." Sehr wahr! Jene gelten als geistreicher, weil sie frappanter sind, diese dienen unscheinbarer der Erweiterung der Einsicht. In jenen sind die neueren speculativen Philosophen Meister, und deswegen gelten ihre Parallelisirungen und absoluten Constructionen als geistreicher, als die planen Entwicklungen Anderer, aber dafür haben auch jene nur Bedeutung als Allegorie, als philosophische Dichtung, diese aber gelten als Wissenschaft und Wahrheit. Wenn also der Verf. damit den scheinbaren Einwurf des Hegelianers abwendet, als ob nur die Speculation geistreich, die Empirie hingegen geistlos, flach und ohne Denken sey, so kann auch die bescheidene, ihrer Schranken sich bewufste Speculation dies für sich in Anspruch nehmen. — Der Hegelianer hebt nun (Br. 7.) einen andern Vorwurf

Digitized by Google

gegen die Empirie hervor, nämlich den, dafs sie nur subjektive Wahrheit haben könne; ein wahres Wissen aber könne es nicht geben, wenn es nicht objektiv sey, Vernunft nicht, wenn sie blos subjektives Wissen gebe, Erkenntnifs müsse Uebereinstimmung des Subjektiven mit dem Objektiven seyn, und eine solche biete nur die Speculation dar, und Hegel sey es, der die Identität des Subjektiven und Objektiven in dem selbstständigen Denken, das sich selbst seinen Inhalt giebt, dargethan habe. Dieser Anspruch auf objektive Gültigkeit der Speculation wird (Br. 8.) siegreich abgewiesen, indem mit schlagenden Thatsachen dargethan wird, dafs die gedachten Verhältnisse der Natur der Wirklichkeit nie entsprechen. Keine Classification, keine Definition pafst ganz auf die wirkliche Natur, überall verschwimmen sie ineinander in unmerklichen Uebergängen. Sie beruhen nur auf dem Grad unserer Erfahrungen und verändern sich mit der Erweiterung dieser. Sie dienen nur zur Erleichterung unserer Auffassung, nicht zur objektiven Erkenntnifs der Natur selbst. Sie sind nur Hülfsmittel zur Wissenschaft, aber nicht Wissenschaft selbst. — Der Hegelianer bringt nun selbst (Br. 9.) den Hauptangriff auf die Speculation, von Seiten der Sprache, der früher schon mehrmals angekündigt worden war, in Anregung, indem er seine Zweifel darüber äufsert, wie von Seiten der Sprache etwas über das Denken entschieden werden könne. Der ältere Freund jedoch geht (Br. 10.) noch nicht bestimmt darauf ein, sondern er fährt fort, die speculative Naturphilosophie zu prüfen, und weist, in einer sehr interessanten Entwickelung der neueren Philosophie als den allgemeinen Fehler derselben, der schon bei den Alten vorgekommen: Relativität und Unvollständigkeit der zum Grunde liegenden Theilungen nach. Der Hegelianer giebt nun (Br. 11.) eine kurze Darstellung des Hegel'schen Systems, stöfst aber eben dabei auf Schwierigkeiten, die ihm die schwankende Bedeutung mancher Abstractionen verursachen, und erwartet dafür Hülfe von den Sprachuntersuchungen

Digitized by Google

seines älteren Freundes. Zu diesen geht nun endlich Br. 12. bestimmter über, und wir treffen also damit auf den eigentlichen Kern des ganzen Buches. Es handelt sich nämlich um die Bedeutung der abstracten Begriffe. Diese sind theils Zusammensetzungen, theils Absonderungen: jene, die Gattungsnamen, sind bereits im Obigen (von den Classificationen der Natur) abgehandelt, diese, die Merkmale, sollen nun betrachtet werden. Der Hauptgedanke, den der Verf. trefflich aus der Entwickelungsgeschichte der Sprache, geleitet durch die tiefen Forschungen eines Jac. Grimm, durchführt, ist der: alle Eigenschaftsnamen sind ursprünglich von Individuen gebildet und erst allmählich ist, durch Vergleichung mit mehreren Individuen, der individuelle Ursprung verloren gegangen, und nur der allgemeine Begriff stehen geblieben. Es giebt keine ursprünglichen, reinen Begriffe, welche die Sprache nur unmittelbar zu bezeichnen gehabt hätte, wofür es also eigentliche Bezeichnungen gebe, sondern alle sind nur durch Abschleifung des Individuellen aus dem Concreten in das Abstracte übergegangen. Die Sprache ist concret entstanden und hat sich zum Abstracten fortgebildet. Darin bestätigt sich die alte psychologische Beobachtung, dafs auch das Bewufstseyn sich von dem Concreten zum Abstracten entwickelt. Aber was folgt daraus für die Bedeutung der Abstracta? Gewifs nicht, dafs sie nur in der Verbindung mit dem Individuellen Bedeutung haben, und dafs es keine ursprünglichen Denkformen gebe. Die Kategorien z. B. sind allerdings ursprünglich im Menschengeiste gegeben; dennoch ist gar nicht zu verwundern, dafs die Sprache dafür nicht unmittelbare und eigentliche Bezeichnungen hat, sondern dafs sie sie erst allmählich aus dem Sinnlichen und Concreten darauf überträgt. Die Sprache entwickelt sich an und mit dem Bewufstseyn; das Bewufstseyn aber hat nicht unmittelbar diese Kategorien, sondern es findet sie erst an den sinnlichen, empirischen Vorstellungen, und erst allmählig entwickelt es sie durch Abstraction von dem Besonderen oder Concreten. Daher

Digitized by Google

klebt natürlich der Sprache, auch in ihren abstracteren Elementen, doch immer das Concrete an, sie bringt die Zeugnisse von ihrem sinnlichen Ursprung noch in ihre höhere, geistige Ausbildung mit. Aber das folgt allerdings daraus, dafs man der Sprache sowohl als dem natürlichen Entwickelungsgang des Bewufstseyns Zwang anthut, wenn man das Abstracte als das Ursprüngliche gleich voraussetzt und aus diesem erst das Concrete herausbringen will; und in so fern leidet diese Nachweisung eine fruchtbare Anwendung auf die neuere Speculation des absoluten Denkens. — Der Verf. unterbricht (Br. 13.) die ferneren Untersuchungen über die Sprache, und schiebt eine Beurtheilung des Hegel'schen Systems von dem theologischen Standpunkt aus hinein, worin seine philosophische Construction des positiven Christenthums, besonders der Dreieinigkeit, sehr gut in ihrer Nichtigkeit aufgewiesen und gezeigt wird, wie ein irreligiöser, unchristlicher Geist sich vergebens hinter leere dialektische Formeln zu verbergen sucht. Im 14ten Br. werden die Sprachuntersuchungen fortgesetzt; sie werden auf die abstracten Verhältnifsbegriffe fortgeführt und bestimmter auf die neuere falsche Speculation angewendet. Es werden scharfsinnig jene leere Sophistereien aufgedeckt, namentlich bei Hegel, die hauptsächlich aus Substanziirung der blos abstracten Verhältnifsbegriffe entstanden sind. Dem in diesen Untersuchungen herrschenden Grundgedanken, dafs der menschliche Geist sich überall von dem Besonderen zu dem Allgemeinen entwickelt habe, stellt der Hegelianer (Br. 16.) die entgegengesetzte Ansicht gegenüber, indem er in der Geschichte einen Fortgang von dem Abstracten zu dem Concreten darzuthun sucht, und dafür die Hauptmomente der Hegel'schen speculativen Construction der Weltgeschichte aufstellt. Der 16te und 17te Br. zeigen die historische Unrichtigkeit dieser Construction an der Weltgeschichte sowohl als an der Geschichte der Philosophie, und nun streckt (Br. 19.) der Hegelianer die Waffen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Antäus, von O. F. Gruppe.

(Beschluſs.)

Br. 20. 21. und 22. setzen theils die Sprachuntersuchungen noch weiter fort, theils widerlegen sie noch ausführlicher die Hegel'sche Weltconstruction. Im 23sten Br. tritt noch ein anderer Freund des Hegelianers, der ebenfalls der Hegel'schen Philosophie lebhaft ergeben gewesen, als ein durch speculative Selbstverzweiflung bekehrter Pietist auf, und führt uns damit ein wahres Bild von den Wirkungen dieser sich selbst vernichtenden Philosophie vor Augen. Der 24ste Br. endlich stellt nochmals den Gang der Untersuchungen kurz zusammen und spricht dann die gänzliche Vernichtung der Philosophie als Resultat derselben aus.

Wie dieses Resultat nur auf einen Mifsbrauch der Philosophie zu beschränken sey, ächte Philosophie hingegen im Wesentlichen mit diesen Untersuchungen in Einklang stehe, ist schon oben im Allgemeinen gezeigt worden. Jetzt können wir dies durch einige besondere Bemerkungen noch näher erläutern.

Zuerst berücksichtige man, dafs der fingirte Repräsentant ein Hegelianer ist, und dafs dadurch Hegel'sche Philosophie und die mit ihm in der Methode der Speculation übereinstimmt, immer der Gegenstand des Streites ist. Hegeln nennt er sehr oft als denjenigen, der die Philosophie mit der gröfsten Consequenz ausgebildet habe (S. 446.). Ferner seinen Grundirrthum über die Philosophie spricht er ganz unverdeckt S. 447. aus: „die irrige Meinung, dafs sich aus den Begriffen selbst, wenn man sie auf die Folterbank spannt, Erkenntnifs ableiten lasse, und zwar eine Erkenntnifs, welche der sinnlichen und wissenschaftlichen (?) an Sicherheit, Nothwendigkeit und vollkommen genügendem

Digitized by Google

Zusammenhange weit vorgehen soll, — hat Hegel mit allen (?) speculativen Philosophen gemein, so alt nur die Speculation ist, mit den Eleaten, mit Plato, mit Aristoteles, mit allen bis hinauf zu Locke, zu Kant und dann insonderheit den neuesten deutschen Philosophen. — Noch kein (?) Philosoph ist davon frei gewesen und keiner kann darohne verstanden werden." Diese Verwechslung der Erkenntnifs aus Begriffen oder Denken mit Erkenntnifs durch Begriffe liefs dem Verf. das Wesen der Erkenntnisse *a priori* ganz verkennen. Er rechnet alle Erkenntnifs *a priori* zu der aus blofsem Denken abgeleiteten oder in dem Denken als ursprüngliche Qualität desselben enthaltenen Erkenntnifs (S. 273.).

Es ist bereits zugestanden worden, dafs die Sprache trefflich die Art erläutert, wie der Mensch sich des Allgemeinen, der Einheit, der Erkenntnisse *a priori* bewufst wird, und in dieser Hinsicht mufs das Denken allerdings nothwendig an den Gang der Sprachentwickelung gebunden seyn, also, wie hier sehr gründlich gezeigt worden ist, an den Fortgang von dem Concreten zum Abstracten; dies entscheidet aber durchaus nichts über die Realität und Gültigkeit des Abstracten, nichts über Erkenntnisse *a priori*, über blos gedachte, nichtempirische Erkenntnifs. Das Denken ist nur für das Bewufstseyn jener Erkenntnisse *a priori* das Mittel, nicht ihr Inhalt, wie die Sprache das Mittel oder die Form für das Denken. Also Sprache ist nur das Mittel des Mittels, die Form der Form, Zweck und Inhalt hingegen gehören davon unabhängig ursprünglich und unmittelbar der reinen Vernunft. Die einfachste, geringste Abstraction, das Denken des niedrigsten Allgemeinen, bleibt unerklärlich ohne die Voraussetzung einer unmittelbaren Vernunfteinheit der s. g. transcendentalen Apperception; gerade weil das Denken, wie der Verf. richtig darzuthun bemüht ist, keine Schöpferkraft hat, kann es nur schon gegebene Einheit durch Abstraction wiederholen.

Digitized by Google

Woher das unaufhaltbare Streben der Sprache von dem Concreten zu dem Abstracten? wenn nicht die Natur des menschlichen Geistes diesen Gang fordert, wegen der in ihm liegenden Einheit, die zum Bewufstseyn strebt. Sind die Abstractionen nur willkührliche, nichtsbedeutende Fictionen der Einbildungskraft, oder dienen sie uns zu wirklicher Erkenntnifs? Der Verf. gesteht, dafs sie Hülfsmittel zur Erkenntnifs sind, sie müssen also doch Etwas enthalten, was zur vollständigen Erkenntnifs wesentlich gehört. Das, was die Abstractionen unserer Erkenntnifs hinzugeben, ist die Einheit des Mannichfaltigen oder des Mannichfaltigen als Eins. Wie wäre dies aber möglich, wenn die Einheit nur Erzeugnifs des Denkens wäre, wenn sie nicht dem Wesen der Vernunft angehörte? — Warum bildet die Sprache gerade diese oder jene Abstractionen? Der Verf. sagt: nur um der Bequemlichkeit willen; um eine ganze Reihe von Vorstellungen durch Ein Wort zusammen zu bezeichnen. Aber warum wird uns dies bequemer zu denken? Warum wird das Einfache leichter vorgestellt als die Reihe des Einzelnen? Weil die Einheit ein wesentliches Element des Erkennens ist; weil die Einheit als Grundgesetz der Vernunft unserem Erkennen zu Grunde liegt, und jede Abstraction diese Einheit theilweise ausdrückt, also theilweise das Grundgesetz des Erkennens anwendet. Keineswegs also ist es nur ein Naturgesetz der Sprache. Es ist nur ein Gesetz der Sprache, weil es ein Gesetz des Erkennens ist. Die Einheit liegt immer als leitender Grundsatz, als unerfüllte Form zu Grunde; das Mannichfaltige soll in der Einheit gedacht werden. Aber es geschieht, nach der sinnlichen Beschränktheit der Vernunft, immer nur theilweise und beschränkt in einzelnen Einheiten der Reflexion. Ganz richtig zeigt daher der Verf., dafs wir die Vorstellungen des Allgemeinen und der Einheit nie anders als an dem Besondern und Mannichfaltigen finden; denn die Einheit liegt nur als leere Form in der Vernunft, aber diese Form zeigt sich auch nothwendig an jedem wirklichen Beson-

Digitized by Google

deren, und sie gehört nothwendig zu der vollendeten Erkenntnifs des Menschen.

So mag also die ganze ausführliche und gründliche Deduction des Verfs. als ein sehr achtungswerther Commentar zu der einfacheren psychologischen Deduction gelten, dafs erstlich das Denken nicht selbstständige Schöpferkraft im Erkennen sey, sondern eine unmittelbare Vernunfteinheit als seinen Gegenstand voraussetze, und zweitens sich nur an dem Concreten entwickeln könne, weil es der Bedingung sinnlicher Anregung unterworfen ist. Sie trifft aber nicht im Mindesten die tiefere speculative Ansicht von einer nur durch Denken erreichbaren unmittelbaren Vernunfterkenntnifs. Es ist nur das Irrlicht der Hegel'schen Philosophie und derer, die mit ihm einer gleichen Methode der Speculation folgen, das ausgelöscht wird, aber nicht die unbeweglich fest stehende Sonne der unmittelbaren Vernunft, die nach Kants Vorgange hauptsächlich Fries gegen alle Angriffe des Empirismus — und dies ist auch der Character dieses Angriffs, — vollkommen gesichert hat.

H. Schmid.

Lateinische Synonyme und Etymologien von Ludwig Döderlein. Vierter Theil. Leipzig 1831, *bei Friedr. Wilh. Vogel. XXII u.* 482 *S. in* 8. 3 fl. 45 kr.

Schon dreimal haben wir in diesen Jahrbüchern dieses verdienstvolle Werk, dessen Werth bereits anerkannt ist, und keiner weitern Empfehlung bedarf, willkommen geheifsen, und begrüfsen mit gleicher Freude auch diesen vierten Band, der an Gehalt keinem der frühern nachsteht, an Umfang das Volumen des ersten und zweiten zusammen übertrifft. Das Werk ist eben so förderlich für die Wissenschaft, als brauchbar für Schulmänner und Studierende, eben so wichtig für Beobachtung der Reinheit und Feinheit des klassischen Sprachgebrauchs, als für gründliche Einsicht in die Etymologie

Digitized by Google

und Wortbildungslehre. Der Verf. giebt von seinen Zwecken in dieser Hinsicht in der Vorrede weitere Rechenschaft, und antwortet am Schlusse derselben mit Ruhe und Würde einem Recensenten, der ihn die altdeutsche Sprache und das Sanskrit in seine Forschungen hatte hereinziehen heifsen. Dafs der Verf. das neueste Werk über lat. Synonymik, von Habicht, benützt habe, wird man erwarten. Schwenks etymologisches Wörterbuch, obgleich 1827. erschienen, ist ihm erst am Schlusse der Bearbeitung dieses Theiles zugekommen. Noch weniger konnte er natürlich das so eben erschienene Werk von Ramshorn *) benützen, welches die Stelle der Ernesti'schen Synonymik zu vertreten bestimmt ist.

Wir haben in unsern bisherigen Anzeigen dieses Werkes, ohne in ausführliche Discussionen über die einzelnen Artikel einzugehen, wozu der Raum dieser Jahrbücher sich nicht eignet, jedesmal eine Anzahl von Bemerkungen niedergelegt, deren Werth wir gerade nicht hoch anschlagen wollen, die aber doch zu einiger Vervollständigung und Berichtigung, wenn auch zum Theil nur in äufserlichen Dingen, dienen mögen. Wir enthalten uns, der Kürze wegen, den grofsen Werth des Buches für Kritik nicht weniger Schriftsteller, auch für Etymologie und Synonymik der Griechischen Sprache u. dergl. ausführlich herauszuheben, oder einzelne besonders gelungene Artikel anzuführen und auszuziehen, da des Guten, ja des Trefflichen, so viel ist, dafs die Auswahl schwer würde, und man dennoch ohne Studium des Werks es nicht in seinem ganzen Werthe schätzen kann. S. 4. sagt der Verf., er habe eine Stelle *(ex oraculo haec fatam esse Pythiam ferunt)*, welche Hill aus Cic. N. D. 94. anführe, nicht auffinden können. Na-

*) Lateinische Synonymik. Nach Gardin-Dumesnils *Synonymes latins*. Neu bearbeitet und vermehrt von Dr. Ludw. Ramshorn. I. Thl. A—F. 522 S. Lpzg. Baumgärtner. 1831. (neue Auflage der Allg. Lat. Synonymik v. Ernesti. 7 fl.). — Wir werden darüber nächstens Bericht erstatten.

türlich: denn das Citat hat einen dreifachen Fehler. Erstlich ist die Stelle in den Büchern *de Divin.* Zweitens ist die Zahl 94. weder eine Capitel- noch Paragraphenzahl, sondern die von Nizolius citirte Aldinische Seitenzahl. Drittens ist auch diese zufällig bei Nizolius falsch, denn es soll heifsen 97. b. Endlich ist die Stelle (de Div. I. 37. 81.) auch für den Zweck des Verfs. nicht zu gebrauchen, denn es steht dort jetzt aus den Handschriften *effatam;* wiewohl noch Olivet, die Zweibrücker und die Mannheimer Ausgabe *fatam* haben. Einige andere falsche Citate, die wir bei dieser Gelegenheit berichtigen können, sind folgende: S. 45. unten: Cic. de N. D. I. 19. 49. nicht 18. — S. 166: Cic. Tuscc. IV. 14. 40. nicht 50. — S. 252: Cic. Tuscc. I. 19. 44. nicht 14. — S. 261: Cic. Tuscc. II. 25. 58. nicht II. 58. — S. 280: Cic. Somn. Scip. 3. nicht 2, wo die Handschriften *complexus*, nicht *amplexus* haben. — S. 91. steht aus Tacit. Annall. VI. 10. falsch *Fusii gemini* für *Fufii Gemini.* — S. 93. (17.) mufs das Sallustische Fragment *(senecto corpore)* citirt werden als aus dem IVten Buche seiner Historien genommen. Es steht bei Priscianus de Arte Gramm. IX. 9. p. 464. X. 3. p. 487. ed. Krehl. In Kortte's Ausg. des Sallust steht es S. 980; in Havercamps Ausg. T. II. p. 86. — — Was hier gegen die Conjectur des Ref. zu Cic. Sen. 20, 73. ἐλεγεῖον oder *elegium* statt *elogium* zu sprechen scheint, bestimmt ihn noch nicht zu deren Zurücknahme, besonders da er sogar in neuester Zeit eine gute handschriftliche Autorität dafür erhalten hat. — S. 17. auf die Anfrage, auf welcher Autorität das beliebte *disertis verbis*, für ausdrücklich und bestimmt, beruhe, erwiedern wir bestimmt: auf keiner. Die *diserta verba* bei Ovid ex Ponto III. 5. 8. gehören, wie der erste Anblick der Stelle zeigt, nicht hierher. — S. 19. Die Note und Lesart nach Nonius zu Cic. de Rep. III. 16. 18: *non sunt in disputando vafri* für *disserendo* ist von A. Majus, und nicht vom Ref., der übrigens ganz mit ihr einverstanden ist. — S. 26. können wir uns mit der Etymologie des Wortes

Digitized by Google

vermis von *serpo*, die allerdings schon Th. 1. S. 37. steht, noch nicht befreunden. *Vermis* ist sicher das Griechische ἕλμινς, von der wälzenden Bewegung (ἕλω, ἑλίσσω) so genannt. Das λ geht oft in *r* über (man sehe nur Böckhs Abh. von dem Uebergange der Buchstaben in einander im 4ten Bande von Creuzers und Daubs Studien S. 384; wenn wir auch den oft Wahres mit Falschem mischenden G. J. Vossius de Permutatione Literarum, vor seinem Etymol. L. L, nicht citiren wollen). Kanne, dessen Buch von der Verwandtschaft der Deutschen und Griechischen Sprache Hr. D. citirt, greift nur gar zu oft aus der Luft, und hat sein ἕρμω aus ἕρπω selbst gemacht. Nicht mehr Vertrauen können wir der Ableitung von *saevus* aus *vae*, als der sehr unanalogen, Analogie des *αἰνὸς* von *αἰ*, schenken. — S. 34. möchten wir fragen, warum doch *recusare* ein Frequentativum von *cudere* seyn soll, da sich sein Begriff doch, so gut wie in *incusare*, *excusare*, *accusare*, zwangloser und natürlicher aus *causa* ableiten zu lassen scheint? — S. 79. kommt es uns schwer an, *scindere* von *cadere* herzuleiten, da *σχίζω*, ΣΧΙΔΩ, so nahe liegt, und *tango* aus ΤΑΓΩ, so analog ist. In *scindo* erkennen wir unser scheiden, schneiden und schinden, aber in *caedo* den Begriff fällen, wie in seinem Stamme *cado* den Begriff fallen. — S. 67. Dafs *semi* mit *semita* von *secare* herkomme, wie *examen* von *exigere* (was wir gelten lassen) oder *limes* von *levare* (was wir stark bezweifeln) will uns noch gar nicht zu Sinne. *Semi* ist das Griechische ἡμι —, komme dieses her, wo es wolle; von *secare* kommt es schwerlich. — So will uns auch S. 69. *proficisci* von *provehi* nicht zu Sinne. Wir bleiben vor der Hand bei *facere* und denken an die Redensart *tu hinc facesse*. — S. 70. Die horizontale Fläche *(aequum)* mit der perpendicularen Fläche (*αἰπύ*) etymologisch in Verbindung zu setzen, dünkt uns mit dem Verf. zu kühn. — S. 74. Was man auch zu Ableitungen lateinischer Wörter aus orientalischen Wurzeln sage (wovon sich die auffallendsten Proben bei

A. Cozzolini Exercitatt. Miscellann. [4. Neap. 1771.] finden, so wie bekanntlich bei Sickler die seltsamsten Ableitungen Griechischer Wörter aus Hebräischen Wurzeln zu finden sind); bei *mare* kann Ref. nicht umhin, an das Hebräische Wort zu denken, welches Bitterkeit bezeichnet. Dagegen kann er der etymologischen Phantasie des Verfs. nicht folgen, wenn er πρέσβυς auf πρέπω, und dieses auf πρὸ zurückführt (S. 83.) — S. 85. wird eine Stelle aus Cic. de Div. II. 33. 70, wie es heifst, nach Pearce's und Orelli's richtiger Interpunction, abgedruckt. Allein diese Interpunction ist weder Pearce's noch Orelli's, noch auch die des Ref., die ihm allein die richtige scheint: *credo Romulum — habuisse opinionem, esse — augurandi scientiam: (errabat enim multis in rebus antiquitas,) quam — jam — immutatam videmus.* Macht man mit Hrn. D. nach *scientiam* ein Punct, und nimmt man keine Parenthese an, so geht *quam* auf *antiquitas*, und der Sinn ist falsch. — S. 104. Dafs *pius* eine Nebenform von *beus*, gut, sey, davon kann sich Ref. nicht überzeugen; eben so wenig, dafs *rebitare* (von *eo*, *ito*, *bito*) eine Nebenform von *repedare* sey, welches doch so natürlich mit *pes* zusammenhängt. So kommt es uns auch viel natürlicher vor, *studium* mit σπουδή, und *spondere* mit σπένδειν als eng verwandt anzunehmen, als jenes von *tundere*, dieses von *pondus* und *pendere* herzuleiten. — S. 127. Der Unterschied zwischen *sumere* und *accipere*, den der Verf. aus Caper. Orthogr. p. 2253. angiebt, *sumimus ipsi, accipimus ab alio*, wird in zwei handschriftlichen Synomiken, die vor uns liegen (*Ciceronis liber differentiarum* und *liber de proprietate sermonum*) so bestimmt: im erstern: *sumimus, quae posita sunt, nostra voluntate: accipimus, quae ab alio dantur*; im zweiten: *sumimus, quae posita sunt: accipimus, quae tribuuntur.* — S. 149. klingt es sehr paradox, dafs *membrum* und *pars* verwandt seyn sollen. Ist aber μέρος mit *pars* Eines Stammes, dann ist es doch natürlich. — S. 158. hätten wir, bei Gelegenheit von *dirimere* und *dividere*, auch *diribere*

Digitized by Google

(d. h. *dishibere)* berücksichtigt zu sehen erwartet, worüber so gründlich gehandelt wird in der wichtigen Vorrede, die E. Wunder seinen Var. Lectt. e Cod. Erf. vorgesetzt hat. — S. 162. Z. 8. sollte *valeo* von *quantum* getrennt seyn. — S. 182 fg. heifst es: „Dafs *insolens*, übermüthig, ein Derivativum von *salire*, ein Synonymum von *insultans*, und nur ein Homonymum von *insolens*, ungewöhnlich, ist,' habe ich schon Th. I. S. 177. erwähnt [sollte heifsen: zu erweisen gesucht]. Aus dieser Homonyme ist eine schwierige Stelle in Cic. Rep. I. 40. zu erklären: *Tarquinio exacto mira quadam exultasse populum insolentia libertatis.* Man mufs nämlich *insolentia* zweimal, und zwar in verschiedener Bedeutung, denken: erst als mit Uebermuth zu *mira exultasse*, dann als aus Ungewohntheit, zu *libertatis.* Den gleichen Sinn sucht Moser durch Einschiebung von *licentia* zu gewinnen." Der Ref. sagt nämlich dort: „wenn *insolentia* Ungewohntheit heifsen soll, so pafst *mira* nicht recht dazu, weil es natürlich, und gar nicht zu verwundern gewesen sey, dafs das Volk der Freiheit ungewohnt war; ich vermisse deswegen: *mira quadam exsultasse populum licentia, insolentiâ libertatis.* Passen würde dagegen *mira*, wenn *insolentia* Anmafsung oder Uebermuth heifse. Allein dann stöfst etwas Anderes an; wir meinten den Ausdruck *mira libertatis insolentia exultare.* Ref. erlaubt sich hiezu nur noch die Bemerkung, dafs das doppelt Denken der *insolentia*, in zweierlei Sinn, die Stelle recht gut erklärt. Aber ob Cicero, wenn er so verstanden seyn wollte, so schreiben durfte, oder geschrieben hätte, wie es im Texte steht, ist eine andere Frage. Aber auch wirklich zweimal in zweierlei Sinn gesetzt (etwa: *mira quadam exsultasse populum insolentia, insolentia libertatis:* wo dann das erste Uebermuth, das zweite Ungewohntheit hiefse), möchte der Witz doch sehr unciceronisch sey, etwa wie der Doppelsinn des Wortes Versprechen in dem bekannten Verse: Ein solch Ver*sprechen* nenn' ich ein *Ver*sprechen. —

S. 195. Note. Wir geben hiezu die Unterscheidung unseres handschriftlichen Liber differentiarum: *ignominia imponitur ab eo, qui potest animadversione notare* [nicht *notari*, wie Hr. D. aus Forcellini nach Fronto schreibt, wiewohl Fronto selbst *notare* hat, S. 479. der Frankf. Ausgabe des A. Maius]: *infamia ex multorum sermone nascitur.* — S. 201. 11. Wir würden unbedenklich *convicium* von *convincere* ableiten: an *convocare* ist gewifs nicht zu denken. — S. 205. *Sodalis* durch *socialis* auf *sequi* zurückzuführen, dünkt uns doch weit unthunlicher, als die neulich versuchte Ableitung von *sedes*, was freilich bequemer durch *si audis*, als durch *si audes*, erklärt werden würde. — S. 218. und 225. machten wir folgende Betrachtungen: „Also *tardus* soll nicht mit *bardus*, βραδύς, verwandt seyn, da doch die Analogien von βήσσω, *tussio*, τέρετρον, *terebra*, λύτρα, *libra* dafür sprechen? Es soll von *terere* sc. *tempus* herkommen? Mir dünkt, die Sprache bildet nicht erst Tropen mit Ellipsen, um dann aus der elliptischen Metapher eine neue Wortform zu schaffen. Begreiflicher wäre uns der Uebergang der sinnlichen in die moralische Bedeutung, wenn z. B. die Abstammung des Verbums *opto* vor ὄπτομαι, oder gar die von *spero* aus σπείρω richtig wäre." Doch wir wollen nicht absprechen; wir bemerken nur, dafs unsere beiden Manuscripte etwas Besseres geben, als der Grammatiker Palämon (in Misc. Nov. T. IX.), dessen Erklärung der Verf. abdrucken läfst. Im *Lib. de propr. serm.* heifst es: *tardus est, qui detrahit* [an einer andern Stelle heifst es das. *trahit*] *tempus; iners, qui sine arte, nullius officii capax; piger, qui per ommia aegro similis est; segnis, remotus* [Pal. *semitus*, was gewifs *semotus* heifsen soll] *a calore* [bei Palämon folgt noch *sciendi*, wovon unser MS. nichts weifs]. Im *Liber differentiarum* steht, wie Hr. D. ableitet, *tardus est, qui tempus terit*, und unten bei *segnis* wirklich *semotus*. — S. 237. in der Stelle des Festus heifst es: *Perfugam — qui idem dicitur transfuga* [nicht

perfuga, wie der Verf. giebt;] auch *sui voluntate* für *sua*, und *quamquam sint* für *sunt*, wenigstens in Scaligers Ausgabe. Die beiden letztern Abweichungen will der Ref. nicht empfehlen; die erste ist sicher das Richtige. — S. 248. werden wir gewarnt, *cinis* nicht, mit Vossius, mit *κόνις* in Verbindung zu setzen, sondern von *canus*, *aschgrau*, abzuleiten. Warum soll denn *canus* gerade *aschgrau* heifsen? Giebt es nicht eine Menge grauer Dinge? so dafs die Asche wohl schwerlich durch ein Wort bezeichnet worden ist, welches nur überhaupt etwas Graues bezeichnete. — S. 255. weicht unser *Lib. de propr. serm.* wieder von dem angeblichen Palämon ab; es heifst: *ulcus per se exit; vulnus ferro; plaga potest esse planus jactus. Ita ulcus lenitatis est, vulnus gravitatis; plagae verbera vocantur.* — S. 256. müssen wir eine Bemerkung machen, die auf mehrere andere Fälle pafst. Hr. D. sagt: „*Plaga* mufs nicht unmittelbar von *πληγὴ* abgeleitet werden, als sey es in der historischen Zeit aus der Griechischen Sprache entlehnt, wie unser Blessur aus der Französischen." Dazu bemerken wir: wenn wir sagen: *plaga* ist das Griechische *πληγή*, so behaupten wir nicht, *plaga* sey als in der historischen Zeit aus der Griechischen Sprache entlehnt zu betrachten, etwa wie *sphaera, philosophia;* sondern beide Wörter seyen an sich eins, also gleich alt, und das Griechische habe nur die ionisch-attische Form. Ja, wenn von älter und neuer die Rede ist, so erkennen wir in denjenigen Wörtern der Römischen Schriftsprache, die offenbar Griechischer Abkunft oder Griechischen Ursprungs oder vielmehr Stammes sind, meistens ältere Formen, als in der gebildeten Griechischen Schriftsprache. — Nach S. 257. soll *ulcus*, durch das Medium von *hiulcus*, von *hiare* herkommen. Hier ist dann doch im Derivatum keine Spur vom Stamme geblieben. Das *ulc* — ist in *ulcus* offenbar die Wurzel; in *hiulcus* sind die Buchstaben *ulc* — blofse Ableitungsbuchstaben (oder, wenn man will, aus einer Zusammensetzung, gar ein Stück eines andern Wortes), in Ver-

Digitized by Google

gleichung mit *hiare*. Warum soll das so nahe liegende ἕλκος verschmäht werden? — S. 258. 7. Die vor uns liegenden Manuscripte geben abermals bedeutend Verschiedenes von dem, was der Hr. Verf. aus dem Palämon giebt. Das erste *(Lib. diff. Cic.)* hat: *sanguis, qui intra corpus nos satiat* [P. *sauciat*] *continuat* [P. *contineat*]: *cruor cum fusus a corpore, quem currere cogit vis alicujus rei* [P. *cum funditur dictus ab eo, quod nos corruere cogat*]: *sanies cruor putridus viventis hominis* [die beiden letzten Worte hat Pal. nicht]. Im zweiten steht: *sanguis dicitur cum intra corpus est, ideo dictus est, quod nos sanat id est firmet vel contineat: cruor effusus dictus est, quod corruere cogit: sanies cruor putridus.* — S. 347. 16. sagt der Hr. Verf. zu dem Verse des Plautus Cistell. I. 1. 74:

Perfidiosus est amor: ergo in me peculatum fecit,

es scheine *ergo et* oder *depeculatum* gelesen werden zu müssen. Allein es kann ja in diesen Troch. tetr. catal. in der Mitte, also nach *ergo*, ein Hiatus, ohne Tadel oder Fehler, seyn. Der Vers scheint also keiner Emendation zu bedürfen. S. G. Hermann. Elem. Doctr. Metr. p. 87 sq. — S. 358. Zu der kurzen Erklärung des Pal. *(omne universitatem significat, totum soliditatem)* fügen wir aus unsern MSS. folgende ausführlichere Stellen: *L. Diff.: omne ad multitudinem pertinet et ad numerum, ut omnis homo, omnes homines et omne pecus dicimus; totum vero ad magnitudinem, ita ut totum corpus, tota terra, totum coelum. Ergo omnis homo, si de universis partibus referamus: totus homo, si de corpore dicimus.* Im zweiten: *omnes, quorum mentio est, et qui in diversis sunt locis: cuncti, qui ubicunque sunt: universi, in uno loco conversi.* — S. 363. hätten wir zu *terminus*, aufser τέρμα, auch die noch ähnlichere Form τέρμων verglichen. — S. 371. scheint uns ein kleiner Irrthum bei No. 2. Görenz sagt nämlich nicht zu Cic. de Finn. V. 14. 40, *extimus* stehe

Digitized by Google

dort in zweien seiner Handschriften, sondern nur eine, der Cod. Erl., habe *sitque extimum* für *sic et extremum*. Auch sagt G. nicht, bei Cic. Tim. 5. stehe in den Ausgaben *extimus* für *extremus*, sondern nur jener Erl. nebst dem Gud. 2. haben es. Uebrigens steht sogar im Somn. Scip. 4, 9. nicht in allen Handschriften *orbis coelestis extimus*. Der vom Ref. verglichene Cod. Uffenb. (Creuzeri) hat wenigstens *extremus*. — S. 376. 6. Zu der Erklärung aus dem Pseudo-Fronto, die Hr. D. mittheilt (*imum summo respondet: infimum, ut infra humum*) fügen wir aus unsern Handschriften: 1) *imus loco, infimus ordine;* 2) *imum summo respondet, infimum, vel infra imum vel infra humum*, wodurch offenbar die Lesart des Ps. Fronto berichtigt wird. — S. 404. würden wir nicht gesagt haben, ἠβαιός, ἤπιος und ἄπαλὸς sammt ἥβη lassen sich auf ἀπαφεῖν, sanft berühren, zurückführen, da ἀπαφεῖν kein Stamm ist, sondern eine reduplicirte Form von ΑΦΩ, wie ἀκαχεῖν von ΑΧΩ.

Doch wir brechen, eingedenk unseres beschränkten Raumes, hier ab, und scheiden von dem Verfasser mit der Achtung, die seinem Verdienste um gründliche Sprachforschung gebührt. Das Feld, das er nun seit sechs Jahren bearbeitet, ist grofs; es ist noch viel Ehre und Verdienst darauf zu erwerben. Möge ihm Kraft und Mufse bleiben, uns mit noch mehrern so reichhaltigen Bänden zu beschenken. Wir, und gewifs mit uns ein zahlreicher Kreis von Lesern, werden sie jederzeit freudig willkommen heifsen.

Ulm. *G. H. Moser.*

Digitized by Google

solche auch unser Herausgeber in vorliegendem Bande unternommen hat, zu dem er auch noch anderweitige kritische Hülfsmittel benützte, worüber wir bei dem Erscheinen des zweiten Bandes näher belehrt werden sollen; bis wohin denn unser Urtheil über den Werth dieser neu benutzten Handschriften ausgesetzt bleiben soll. Das Ergebnifs dieser Collationen, verbunden mit einer Angabe der bedeutenderen Varianten, besonders solcher, die auf den Sinn und die richtige Auffassung des Textes Bezug haben, oder in sprachlich-grammatischer Hinsicht von Belang sind, ist in den dem Texte untergesetzten Anmerkungen niedergelegt, so dafs, was wir übrigens vollkommen billigen müssen, das Kritische von dem Exegetischen durchaus nicht getrennt, sondern, so wie es die Natur der Sache mit sich brachte, beides in einander verwebt und mit einander verbunden erscheint. Trennungen der Art fruchten in der That wenig, sind im Ganzen sehr störend und können Wiederholungen oder Mifsverständnisse nicht abwenden. Es liefse sich nun hier allerdings die Frage aufwerfen, ob diese Anführung der Varianten und diese Art der kritischen Behandlungsweise in eine Ausgabe, welche, wie die vorliegende, für reifende Schüler zunächst bestimmt ist, gehöre, und nicht vielmehr davon ausgeschlossen seyn sollte. Unser Herausg. hat sich natürlich, wie zu erwarten, für das Gegentheil erklärt (S. VI.) und auch für seine Ansicht eine Reihe von Gründen beigebracht, die um so mehr Beachtung verdienen müssen, als der Herausgeber hier aus eigener Erfahrung spricht. Ob aber, wenn zunächst streng an dem Begriff einer Schulausgabe festgehalten werden soll, nicht zu Viel in diesen Anmerkungen dann gegeben ist, bitten wir gleichfalls in Erwägung zu ziehen.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

Ovidii Metamorphoss. ed. Bach.

(Beschlufs.)

Diese Anmerkungen, welche in deutscher Sprache geschrieben sind, beziehen sich, aufser dem, was nun zunächst der Kritik angehört und in der Erklärung davon abhängig ist oder damit auf irgend eine Weise zusammenhängt, insonderheit auf Entwicklung und Erörterung des Sprachgebrauchs, vornämlich des dichterischen, der dichterischen Eigenthümlichkeiten u. s. w., mit specieller Berücksichtigung des Ovidius; sie verbreiten sich ferner mit gleicher Sorgfalt über das Grammatische, namentlich in den Abweichungen, welche die Sprache der Dichter des goldnen Zeitalters der Literatur sich erlaubt hat, über den Versbau, über Prosodik u. s. w., und endlich ist auch selbst das Sachliche nicht unberücksichtigt geblieben. Ueberall finden sich die erforderlichen Belege und Nachweisungen, ohne welche keine Behauptung aufgestellt wird, überall zahlreiche Parallelstellen aus Ovidius und andern Dichtern zur besseren Erkenntnifs des Sprachgebrauchs und tieferem Eindringen in den Sinn des Ganzen; und wenn sich auch hie und da Nachweisungen auf einzelne Werke finden sollten, die kaum in den Händen eines Schülers zu erwarten wären, so dienen sie doch immerhin dazu, den Schüler auf solche Werke aufmerksam zu machen, die er bei fortgesetzten Studien gewifs nicht übersehen wird; es wird auch der Schüler nach und nach unwillkührlich gewöhnt, Nichts ohne genügende Autorität zu behaupten, überhaupt keine Behauptung zu wagen, die er nicht mit den gehörigen Gründen und Beweisen zu unterstützen vermag. Hören wir, wie unser Herausgeber S. IX. darüber sich ausläfst: „Parallelstellen, nicht blos aus Ovid, sondern auch aus andern Schriftstellern, theils zum gründlichen Verstehen

Digitized by Google

des Textes, theils zu ästhetischen Zwecken, beizugeben, bewog mich die Erfahrung, dafs der geweckte und fähige Schüler gern dergleichen Zusammenstellungen benutzt. Wird auch bisweilen auf Autoren oder deren Haupterklärer hingewiesen, die nicht immer in Händen des Schülers sind, so wird er wenigstens darauf aufmerksam gemacht und zum Gebrauch derselben für die Zukunft angeregt." Aus diesem Grunde hat der Herausgeber öfters Fragen angebracht, welche den Lehrer zu weiterer Prüfung, den Schüler zu strengerem Denken Veranlassung geben sollen.

Wollten wir nun auch in eine nähere Prüfung des Einzelnen, was uns die Gränzen dieser Anzeige nicht verstatten, eingehen und in den Anmerkungen hie und da an die Stelle der gegebenen Erklärung eine andere setzen, die uns nach unserem subjectiven Standpunkt aus, richtiger erscheint, wir könnten doch im Allgemeinen kein anderes Resultat unserer Prüfung anführen, als dafs im Ganzen die Anmerkungen in jeder Hinsicht befriedigend sind, da sie sich mit gleicher Gründlichkeit und in gleichem Umfang über die verschiedenen, zum Verständnifs und richtigen Auffassen des Dichters nothwendigen Gegenstände verbreiten, ob wir gleich hier die Behauptung nicht unterdrücken können, dafs eine solche Bearbeitung der Metamorphosen vielleicht in der Hand eines geschickten Lehrers oder eines schon gereiften und gebildeten Schülers, der für sich, aufserhalb der Schule, diese Ausgabe bei der Privatlectüre benutzt, ersprieſslicher und Nutzen bringender seyn dürfte, als in der Schule selber, in den Händen des Schülers, unmittelbar bei dem Schulgebrauch, weil für diesen Zweck, nach unserem Ermessen, Mehr in der Ausgabe geschehen ist, als man erwarten darf, auch Manches bemerkt ist, was dem mündlichen Vortrag und der Erörterung des Lehrers in der Schule selbst vorbehalten seyn dürfte. Es möchte uns nicht so schwer werden, Einzelnes zum Beleg unserer Behauptung aus dieser Anmerkung anzuführen und dem Herausgeber vorzu-

Digitized by Google

legen, dem übrigens vielleicht die in der Schule gemachten Erfahrungen, denen wir unsere subjectiven Ansichten nicht gleichstellen wollen, den Mafsstab seines Verfahrens angegeben haben. Ohnehin weifs Ref., und kann es aus eigener Erfahrung bezeugen, wie schwer es hier wird, das gehörige Maafs zu beobachten, nirgends von dem vorgesteckten Ziele abzuweichen und überall die erforderliche Gleichförmigkeit zu gewinnen. Das aber mufs er ausdrücklich hier wiederholen, dafs für den Lehrer, wie für den, welcher zu seiner Privatlectüre diese Ausgabe wählt, trefflich gesorgt ist, und wenn wir diese Rücksicht festhalten wollen, so haben wir uns durchaus nicht über die grofse Ausführlichkeit zu beschweren, die uns nur erwünscht seyn kann, da sie gründliche Belehrung in jeder Hinsicht darbietet und insbesondere geeignet ist, in die Meisterwerke der lateinischen Poesie einzuführen. Dafs der Herausgeber bei seiner Arbeit die vorhandenen Hülfsmittel auch in exegetischer Hinsicht getreulich benutzt, dafs er manche falsche Bemerkungen seiner Vorgänger berichtigt oder besser gestellt hat, brauchen wir wohl kaum ausdrücklich zu erinnern; und so sehen wir mit Verlangen dem Erscheinen des zweiten Bandes entgegen, der die Vollendung des Ganzen bringen soll, nebst den erforderlichen Registern über die in den Anmerkungen erörterten Gegenstände und den Nachweisungen über die vom Herausgeber benützten Handschriften und Ausgaben, so wie in einem Nachtrag Bemerkungen des Herrn Professor Ochsner. Die Verlagshandlung hat dieser Ausgabe eine sehr würdige und nachahmungswerthe Ausstattung gegeben. Papier und Lettern sind vorzüglich; der Druck sehr correct.

Wir erinnern bei dieser Gelegenheit noch an zwei andere, Ovid's Poesien betreffende, vor kurzem erschienene Schriften:

1) *Vollständiges Wörterbuch zu den Verwandlungen des Ovidius Naso. Vom Dr. Julius Billerbeck in Hildesheim. Hannover* 1831. *Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 410 *S. in gr.* 8.

Eine Aufforderung des Hrn. Director Seebode gab die nächste Veranlassung zur Abfassung dieses Wörterbuchs, dem wir zweckmäfsige Einrichtung, Vollständigkeit in Aufführung der einzelnen Wörter, und richtige Angabe der Bedeutungen (in welchen diese Wörter zunächst in den Metamorphosen vorkommen) nicht absprechen können; weshalb wir auch kein Bedenken tragen, es als seinem Zweck, der studierenden Jugend ein geeignetes Hülfsmittel bei der Lectüre des Ovidius in die Hände zu geben, entsprechend zu erklären und seine Aufnahme, da, wo Ovid's Metamorphosen gelesen werden, zu empfehlen. Es enthält dieses Verzeichnifs alle in der genannten Schrift vorkommenden Wörter, selbst mit Einschlufs der *Nomina propria*, die aber nicht besonders zusammengestellt, sondern betreffenden Orts nach der alphabetischen Ordnung eingereihet sind (was wir vollkommen billigen); die Quantität der einzelnen Worte ist genau angegeben, überall, wo es nöthig ist, das griechische Wort (von dem das lateinische abstammt) beigefügt; die Bedeutungen sind, so weit als möglich, genetisch entwickelt, und bei dieser Gelegenheit finden sich selbst hie und da manche Winke zu dem Verständnifs schwierigerer Stellen, wodurch dem Schüler eine nicht unerwünschte Unterstützung gegeben wird, ohne dafs davon Nachtheile für ihn zu befürchten wären. Alle nur einmal vorkommenden Wörter sind mit Sternchen bezeichnet; die Stellen, in denen ein jedes Wort vorkommt, sind genau bemerkt, und so allerdings ein nicht unwesentlicher Beitrag zu einem Wörterbuch geliefert, das die sämmtlichen Schriften des Ovidius umfassen und in der Art, wie es hier bei den Metamorphosen geschehen, lexikalisch behandeln sollte. Eine gewifs sehr verdienstliche Aufgabe, ein Unternehmen, dessen Lösung freilich zu viele Mühe kostet, als dafs wir sobald dies in unserer Bücher- und schreibseligen Zeit erwarten

Digitized by Google

dürften. Selbst Parallelstellen aus andern Schriften des Ovidius, oder auch selbst aus andern Autoren, sind hie und da beigefügt. Artikel, wie die z. B. der einzelnen Präpositionen, sind mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet; bei manchen Partikeln Nachweisungen auf Zumpt und Ramshorn gegeben, und auf Synonymik wesentlich Rücksicht genommen, desgleichen auf genaue Angaben in den *Nominibus propriis*, welche in dieser Schrift des Ovidius vorkommen. Der Druck ist sehr compendiös eingerichtet, ohne dadurch für die Augen beschwerlich oder nachtheilig zu seyn.

Dav. Ruhnkenii Dictata ad Ovidii Heroidas et Albinovani Elegiam. Nunc primum edidit Frid. Traug. Friedemann. Lipsiae, sumtus fecit ac venumdat C. Cnobloch. 1831. 150 *S. in gr.* 8.

So gut die *Dictata* zu Terentius und Suetonius, die uns neuerdings bekannt geworden sind, verdienten auch diese Bemerkungen zu Ovids Heroiden und des Albinovanus Elegie aus dem Nachlasse des grossen holländischen Philologen eine Bekanntmachung, die ihnen jetzt durch die Bemühungen des Hrn. Friedemann auf eine Weise zu Theil geworden ist, die uns zu gebührendem Dank gegen den für die classische Literatur und deren Förderung unermüdet thätigen Herausgeber auffordert.

Da die dem Herausgeber von Hrn. Director Seebode, dem die Schrift auch dedicirt ist, mitgetheilte, hie und da lückenhafte Abschrift des Ruhnken'schen Collegheftes durch Zumpt aus dem in Berlin befindlichen Papieren Santen's (im Dietzischen Nachlasse) und durch Geel durch genaue Vergleichung mit dem in Leiden befindlichen Exemplar des Ruhnken berichtigt und vervollständigt ward, so haben wir in dieser Hinsicht eben so wenig als über den correcten Abdruck des Ganzen auch nur einigermafsen Beschwerde zu führen, und müssen in dieser Hinsicht die bewährte Sorgfalt des Herausgebers dankend anerkennen.

Digitized by Google

Aus der kurzen Einleitung Ruhnkens — sie füllt nur Eine, aber enggedruckte Seite — ersehen wir, dafs Derselbe an der Aechtheit sämmtlicher Heroiden keinen Zweifel hegte, mit einziger Ausnahme der zwanzigsten, doch wird in den Dictatis selber S. 110. die zwanzigste und ein und zwanzigste als unächt bezeichnet. Im Ganzen haben auch die neuesten, umfassenden Untersuchungen über die bestrittene Aechtheit mehrerer dieser Briefe kein anderes Resultat geliefert. Die in Form und Inhalt verwandten Briefe des Sabinus stellt Ruhnken als den Ovidischen bei weitem untergeordnet dar, er nennt sie „*duriores, obscuriores nec ulla parte cum Ovidianis comparandas.*" In demselben Vorwort räumt Ruhnken dem auch nach unserm Ermessen um Ovid hochverdienten Nicolaus Heinsius unter den Bearbeitern des Ovidius die erste Stelle ein; inzwischen möchten die, nicht ohne schielenden Seitenblick auf Burmann ihm ertheilten Lobsprüche, nach den neuesten Ergebnissen, immerhin etwas ermäfsigt werden können.

Die Anmerkungen selbst sind in Charakter und Geist ganz denen zu Terenz und Suetonius ähnlich, sie sind zum Theil grammatischen Inhalts, meistens aber Sprachbemerkungen, mit einzelnen Belegen und Nachweisungen unterstützt, und in dieser Beziehung ein höchst schätzbarer Beitrag zur genauen Kenntnifs des Ovidischen Sprachgebrauchs und zu tieferem Eindringen in die Sprache und den Geist der Römischen Dichter überhaupt. Eine Masse feiner Sprachbemerkungen, wie sie sich von einem so gründlichen Kenner der lateinischen Sprache, als Ruhnken war, erwarten lassen, wird uns hier geboten, und damit allerdings für die Interpretation dieser Gedichte nicht wenig gewonnen; freilich ist auch Manches aus Burmanns Commentar aufgenommen, aber es erscheint unter den Händen Ruhnkens so neu gestaltet, dafs wir es kaum in seiner ursprünglichen Gestalt zu erkennen vermögen; ferner ist auch Manches in diesen Dictaten berührt, was wohl jetzt kaum mehr, bei der

Digitized by Google

seit Ruhnken's Zeit so wesentlich fortgeschrittenen Kunde, zu berühren nöthig ist, was aber durch die Natur und Beschaffenheit, so wie die Bestimmung dieser Dictate, hinlänglich gerechtfertigt erscheint und schon aus dem Grunde nicht weggeschnitten werden durfte, weil nur so, durch vollständige Bekanntmachung und eine dadurch mögliche Uebersicht des Ganzen, ein Endurtheil über den Charakter dieser Dictata möglich wird, und wir zugleich dadurch über den Zustand der Wissenschaft, die Art und Weise des Studiums in jener Zeit eine richtige Ansicht gewinnen können. Und dann wird sich bei Allem dem, was wir aus den oben bemerkten Gründen vielleicht als minder nothwendig bezeichnen dürften, immerhin selbst in der Spreu Einzelnes finden, was die Mühe des Aufsuchens wohl verlohnte. So wird es nun nicht befremden, wenn wir in diesen Dictatis auch manche lexikalische Bemerkungen finden, ja selbst sachliche Bemerkungen, mythologischer, geographischer oder antiquarischer Art, ob zwar nicht in Vollständigkeit — denn diese lag nicht in dem Zweck des Ganzen — so doch schon in gröfserer Ausdehnung als bei den Dictatis zu Terentius. Auch einzelne kritische Bemerkungen oder Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Stellen, welche zerstreut vorkommen, wird der Bearbeiter des Ovidius nicht zu übersehen haben. Bei dieser Masse von Bemerkungen ist dann der mit vieler Sorgfalt ausgearbeitete Index (wobei der Herausgeber die Mitwirkung des Hrn. L. Kirschbaum, eines seiner vorzüglicheren Schüler rühmt) unentbehrlich geworden.

S. 129. erwähnt Hr. Friedemann einer Handschrift der Ovidischen Briefe, deren Collation er besitzt, und einem künftigen Herausgeber dieser Briefe mitzutheilen bereit ist. Als Probe werden einige Varianten angeführt; im Ganzen aber mag die Handschrift von keiner sonderlichen Bedeutung seyn oder wesentliche Verbesserung des Textes erwarten lassen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Mit zwei lithographirten Tafeln und 1 Karte. Stettin bei Friedrich Heinrich Morin, 1832. *VIII und* 389 *S. in* 8.

Als im Jahre 1824. bei dem Feste der Erinnerung an die Einführung des Christenthums, insbesondere durch die thätige Mitwirkung des damaligen Oberpräsidenten Sack in Pommern ein Verein für Pommer'sche Geschichte und Alterthümer gestiftet wurde, so zeigte sich bald das Bedürfnifs eines eigenen Organs für die Mittheilungen des Vereins, zumal nachdem die Pommer'schen Provinzialblätter von Giesebrecht und Haken, in welche die vier ersten Jahresberichte aufgenommen waren, zu erscheinen aufgehört hatten, auch bereits vorher in den Statuten der Gesellschaft die Gründung einer Vereinsschrift, als des geeigneten Organs, das gröfsere Publikum mit den Bemühungen und Forschungen des Vereins und deren Ergebnissen bekannt zu machen, ausgesprochen war. Dazu sollen nun diese Baltischen Studien dienen, deren erstes Heft uns vorliegt und bei dem reichhaltigen Inhalt baldige Fortsetzung lebhaft wünschen läfst. Mittheilungen aus alten Sagen, Chroniken, Urkunden, Verordnungen, gleich wichtig für die politische Geschichte wie für die Culturgeschichte, antiquarische Gegenstände, Beiträge zur Landesgeschichte, auch der einzelnen Distrikte, Städte oder einflufsreicher Familien und dergl. m. in Verbindung mit den Jahr für Jahr erscheinenden besonderen Berichten der Gesellschaft sollen den Hauptinhalt bilden, der daher auch nicht blos eng auf die Grenzen Pommerns eingeschränkt, sondern auch dabei die Nachbarländer umfassen soll, der engen Verbindung wegen, in welcher diese Staaten mit Pommern standen, und den vielfach hier in Betracht kommenden Verhältnissen und Beziehungen auf einander, so dafs also namentlich für die ältere Geschichte auch Scandinavien, Polen und selbst Preufsen mit in den Kreis dieser Studien fallen, und diese dadurch zugleich ein allgemeineres Interesse gewinnen, zumal wenn, wie ver-

Digitized by Google

sprochen ist, auch von Zeit zu Zeit Berichte über die Leistungen der Nachbarländer, die mit Pommern in Berührung kamen, für deren Geschichte und Alterthumskunde beigefügt werden.

Gern erfüllen wir die uns obliegende Pflicht, diese Baltischen Studien zur Kunde des gröfseren Publikums durch eine Anzeige in diesen Blättern zu bringen, und so wenigstens nach Kräften beizutragen, um denselben auch aufser dem nächsten vaterländischen Kreise die wohlverdiente Theilnahme aller derer zuzuwenden, welche überhaupt für vaterländische Kunde sich interessiren, und den Werth derselben für die allgemeine (deutsche) Geschichte erkannt und solche mit Ernst zu fördern bedacht sind. Solche verweisen wir dann insbesondere auf den an manchen wohl zu beherzigenden Winken über die Behandlung der Geschichte, namentlich der Provinzialgeschichte und deren Verhältnifs und Verbindung zur allgemeinen Geschichte über den Geist und die Art, in welcher die Provinzialgeschichte behandelt werden soll, um gröfseres Interesse zu erwecken und allgemeinere Theilnahme zu finden, so reichen Aufsatz, mit welchem dieses erste Heft eröffnet wird:

I. Ueber die Geschichte Pommerns, ihr Verhältnifs zur deutschen Geschichte, ihre Behandlung und Darstellung. Vom Königl. Archivar F. L. Baron von Medem. Die ganz eigenthümliche Schwierigkeit die Provinzialgeschichte zu behandeln, liegt, und darin hat der Verf. gewifs ganz Recht, mit hauptsächlich darin, ihren Gehalt als den der allgemeinen Geschichte aufzuzeigen und ihr ein allgemeines Interesse abzugewinnen So schwer dies auch immerhin seyn mag, ja fast unerreichbar, so mufs der Geschichtschreiber doch immer den Versuch dazu machen, er mufs streben, das Ziel zu erreichen, wenn es auch ihm beim ersten Anblick unerreichbar scheinen sollte. (Man denke an Möser's Osnabrück'sche Geschichte oder an J. v. Müller's Schweizergeschichte), zumal wenn daran auch die weitere Forderung sich knüpft, seinem

Digitized by Google

Gegenstand die Form und die innere Gliederung eines Kunstwerkes zu geben, so dafs man in der Darstellung die künstlerische Einheit und Composition erkenne. „Die bloſsen Facta (so lesen wir S. 8.) sind noch keine Geschichte; erst zu einem Ganzen verarbeitet, und in einen solchen Zusammenhang gebracht, dafs in ihrer Erscheinung und Aufeinanderfolge auch zugleich ihre Bedeutung und Wirkung sichtbar ist, verdienen sie diesen Namen. Die dem gewöhnlichen Blick zu tief liegende Verkettung von Ursache und Wirkung in der Geschichte macht nur der Historiker sichtbar." Dafs der Historiker hier immerhin einigermafsen wenigstens von der eigenen Anschauungsweise, die er so zu sagen mitbringt, abhängig ist, wird eben so wenig zu verhüten seyn, da es in der Natur der Sache liegt, als es hinwiederum auf der andern Seite, die höchste Aufgabe, das höchste Ziel des Historikers seyn mufs, sich von persönlichen Ansichten frei zu halten und über die subjective Ueberzeugung zu einer allgemeinen Ansicht und damit zu einem höhern Standpunct sich zu erheben. Diese Aufgabe stellt sich auch völlig gleich, es mag von einer Provinzialgeschichte oder von einer allgemeinen Geschichte die Rede seyn. „Selbst die ärmste Monographie mufs nach demselben Grundsatz wie die Geschichte eines Staats behandelt werden; von den Theilen mufs dasselbe gelten, in ihrer Trennung, wie in ihrer Vereinigung zum Ganzen." (S. 10.). — „Ist doch die Provinzialgeschichte selbst nur die Besonderung des allgemeinen Geistes und in ihren einzelnen Parthien oft blos ein Moment, eine Schattirung desselben. Den Gehalt der Geschichte in abstraktere Formen zu bannen, Alles in ein System zu zwingen, ist die vergeblichste Mühe, welcher sich ein Historiker unterziehen kann. Mit leeren Abstractionen ist in der Geschichte Nichts gewonnen; sich nach ihnen zu bemühen, ist um Nichts besser, ja noch schlechter, als die trockenste und sinnloseste Aufzählung und Aneinanderreihung der Fakta." (S. 11 fg.)

Mit diesen und andern allgemeinen Bemerkungen,

Digitized by Google

auf deren Gehalt schon die wenigen Stellen, die wir hier ausgezogen, sattsam aufmerksam machen können, wendet sich der Hr. Verf. zur Behandlung der Pommer'schen Geschichte. Nun läfst sich die Provinzialgeschichte überhaupt von einem zwiefachen Standpunkte bearbeiten, je nachdem man rein wissenschaftliche oder mehr praktische Zwecke dabei verfolgt. In letzterer Beziehung ist allerdings das Studium der vaterländischen Geschichte ein treffliches Mittel zur Belebung und Befestigung einer ächt patriotischen Gesinnung und zugleich das beste Mittel, ein wahres öffentliches Leben und rege Theilnahme dafür zu erwecken, indem sie Liebe für die heimische Vorzeit und damit Anhänglichkeit an die Institutionen der Gegenwart, welche aus jener hervorgegangen sind und auch nur durch Einsicht und Kenntnifs dieses ihres Grundes, ihrem wahren Geiste nach weiter ausgebildet und gefördert werden können, erzeugt. Dies ist, von dieser Seite betrachtet, die schönste Frucht historischer Studien; weil von ihr allein die Verbesserung und zeitgemäfse Fortbildung der Institutionen der Gegenwart zu hoffen ist, welche nimmermehr durch oberflächliches Räsonnement, wie es jetzt an so manchen Orten erschallt, und seichtes Gerede von gewissen allgemeinen Theorien erzielt werden kann, die, indem sie Alles gleich machen und verschmelzen wollen, eine Gleichheit hervorbringen, die eben dadurch, dafs sie das historische und positive Element unberücksichtigt läfst, in frechem Hochmuth darüber sich wegsetzend, zur höchsten Ungleichheit und Ungerechtigkeit wird. Der Verf., indem er von den Früchten spricht, welche von einer so bewirkten allgemeinen Theilnahme an öffentlichen Ereignissen, am Leben des Staats, zu hoffen und zu erwarten sind, fügt die gewichtvollen Worte bei Seite 16: „Von dem Besitz einer bestimmten Verfassungsform ist solches Gut weniger abhängig, als von einer gediegenen Gesinnung, die sich in der Achtung vor dem Gesetz und in der Liebe zum Bestehenden bethätigt. Mag nun jene auch schon die allgemeine

Sittlichkeit fordern, so ist diese dagegen nur dann mit Grund zu hoffen, wenn genaue Kenntnifs der Geschichte des eigenen Staats mit demselben gleichsam befreundet hat. Ohne Vaterlandsgeschichte keine wahre Vaterlandsliebe (Worte, womit Max Joseph III. am 28. März 1759. die Münchner Akademie eröffnete). Wer den Staat, welchem er angehört, von seinem Entstehen an, durch die ganze Reihe der mannichfachen Schicksale und Wechselfälle seines Lebens verfolgt, das Hervortreten und Ausbilden seiner Institute mit forschendem Auge betrachtet hat, und die kunstvolle Gliederung des Ganzen zu begreifen vermag, der wird mit wahrer Liebe sich zum Vaterlande hingezogen fühlen, weil er die Ueberzeugung gewonnen haben mufs, dafs es im Guten und Bessern rastlos vorwärts gehe und nach einem grofsen Ziele: sittlicher Vollendung, Alles hinstrebe. Und diese Wirkung ist im kleinen Kreise dieselbe, wie im gröfsern. Die Geschichte der unbedeutendsten Landschaft steht in dieser Beziehung auf gleicher Stufe mit der Geschichte eines Staats. Jene Kenntnifs durch ihre weiteste Verbreitung recht fruchtbar und zum Eigenthum des Volks zu machen, sollte daher der Historiker streben, sollte jeder Berufene als seine Aufgabe ansehen. Denn kein besseres Mittel giebt es zur Verständigung mit seiner Zeit, als die Kunde der Geschichte. Nur wer die Vergangenheit, sowohl die ferner als näher liegende kennt, weifs die Gegenwart zu würdigen; und darum handelt es sich doch vorzüglich." Darum auch der Historiker, der der Gegenwart angehört, die Vergangenheit mit steter Rücksicht auf jene behandeln und betrachten soll. „Das Leben verschmäht nicht die Gebilde vergangener Zeit, es gelangt vielmehr durch sie zum Bewufstseyn über sich selbst, es sagt sich aber von Formen los, aus denen der Geist entwich, und die dennoch für Etwas besseres, als es selbst erzeugt, gelten wollen." (S. 18.)

Was nun speciell Pommern und dessen Geschichte anlangt, so weist der Hr. Verf. insbesondere darauf hin, dafs der gegenwärtige Zustand auf einer Verschmelzung

Digitized by Google

Slavischer und Germanischer Elemente beruhe, und aus der endlichen Vermischung dieser beiden lange Zeit sich feindlich gegenüberstehenden Elemente zu begreifen sey; weshalb vor Allem in einer Geschichte Pommerns eine Sonderung der Slavischen Bestandtheile von den Germanischen vorzunehmen und der charakteristische Unterschied beider, der Einfluſs auf das öffentliche wie auf das Privatleben, und der mit dem gänzlichen Untergang oder vielmehr der gänzlichen Auflösung des einen Elements in das andere sich endigende Kampf nachzuweisen sey. Denn „die Einsicht in unsere gegenwärtigen Zustände muſs an Intensität und Umfang gewinnen, wenn wir die Elemente, aus denen sie hervorgingen, genau erkannt und aufgefaſst haben." (S. 19.) Wir bedauern, nicht weiter das anführen zu können, was der Verf. über das Studium des einen Elements, des Slavischen, so wie über das des andern, des Germanischen, bemerkt; bei welchem letztern allerdings es nöthig wird, in den Norden zurückgehen, der zur Erforschung und Ermittelung des ursprünglich Deutschen eben so wichtig ist, als für die früheste Geschichte Pommerns. Auch unterläſst der Hr. Verf. nicht, am Schluſs seines Aufsatzes auf das reiche Material der Pommer'schen Geschichte aufmerksam zu machen, das in (meist noch nicht benutzten oder gekannten) Urkunden und sonstigen Denkmalen vorliegt, welche vorerst auch nur ihrem Gesammtinhalt nach kennen zu lernen, um den ganzen Reichthum und die ganze Masse zu überschauen, dringendes Bedürfniſs ist. Dann dürfen wir auch schon eher hoffen, eine gründliche, aus den Quellen selber geschöpfte Geschichte Pommerns zu erhalten. Was dazu erforderlich ist, sowie überhaupt, was Alles von Seiten dessen zu berücksichtigen ist, der ein treues Bild von Pommern entwerfen will, ist am Schlusse des dritten Aufsatzes S. 114 ff. gut angegeben.

II. Die Kriege Valdemar's und Knud's gegen Rügen und Pommern, aus der Knytlinga

Sage übersetzt und mit Anmerkungen und einer Karte versehen von Gustav Kombst. Die im J. 1829. zu Koppenhagen zuerst durch den Druck bekannt gewordene Knytlinga Sage enthält die Erzählung der Begebenheiten des Dänenreichs von Harald Gormsoen bis zur Beendigung der Kriege mit den Pommern, und stimmt mit Saxo, der bisher als einzige Quelle von Bedeutung über die Dänenkriege galt, vollkommen überein, so dafs sich sogar die Vermuthung wagen läfst, es sey diese Sage vielleicht eine Bearbeitung Saxo's für das Volk; obwohl Manches dagegen spricht. Der Verf. hat nicht nach dem Isländischen Original, sondern nach der Dänischen Uebersetzung die Erzählung gegeben, welche mit dem Zuge des Königs Valdemar im Frühling 1158. nach der den Sommer zuvor erfolgten Schlacht auf der Gradehede beginnt. Vielfache Erörterungen in geschichtlicher und geographischer Hinsicht, so wie auch, zur bequemeren Uebersicht, eine Charte sind beigefügt, und am Schlusse S. 89 ff. noch Einiges über die chronologischen hier in Betracht kommenden Punkte bemerkt. Im Ganzen ist das Geographische mit vieler Genauigkeit in der Sage behandelt; die Namen aber finden sich meist sehr verfälscht. Auf die S. 63 ff. fortlaufende Note über die Jomsburg werden wir weiter unten zurückkommen.

III. Die Burgen Pommerns. Von dem Königl. Landrath Herrn von Flemming auf Basentheim. Dafs wie anderwärts, so auch in Pommern die Burgen eine geschichtliche Bedeutung haben, wird kaum zu bemerken nöthig seyn, wenn auch gleich Pommern keine so grofse Anzahl von Burgen aufzuweisen hat, als andere Gegenden Deutschlands, wie z. B. die Rheingegenden oder Thüringen, Franken, die Schweiz. Ein Hauptgrund davon liegt in den friedlichen Verhältnissen der Pommerschen Herzöge mit ihrem Adel, also in dem Mangel innerer Fehden, in der gröfseren Ruhe, deren sich stets dieses von dem Schauplatze der Kämpfe und des Kriegs entfernter liegende Land erfreute, sowie

Digitized by Google

selbst auch in dem gröfseren Aufwande, welcher mit der Anlage von Burgen in einem solchen Lande, wie Pommern, verbunden war. Dagegen bietet aber auch Pommern die seltene Erscheinung, dafs fast kein einziges der burg- und schlofsgesessenen Geschlechter erloschen ist, und dafs in den Chroniken des Landes von ihrem ersten Entstehen an, also seit 7—800 Jahren, stets dieselben Namen genannt werden; eine im Vergleich mit andern Orten, wo unzählige Rittergeschlechter ausgestorben sind, gewifs höchst seltene Erscheinung. Vorliegende Beiträge beschränken sich zunächst auf das ehemalige Herzogthum Stettin, so weit es Hinterpommern umfafste, und enthalten zugleich die erforderlichen Bemerkungen über die Eintheilung des Landes und die burg- und schlofsgesessenen Geschlechter desselben. Deren werden acht angegeben, ihre Besitzungen bilden eben so viele Kreise (d. h. sechs, da die Geschlechter der Glasenappe und Manteufel aufserhalb des Herzogthums Stettin wohnten), die in späterer Zeit auf vier reducirt wurden, welche bis vor wenigen Jahren in ihrer alten Verfassung bestanden haben. Unter jenen Geschlechtern stehen die jetzt ausgestorbenen Grafen von Eberstein, ein ursprünglich Deutsches Geschlecht, aus dem Brandenburg'schen vertrieben und erst seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Pommern ansässig, oben an; der Verf. giebt hier, wie bei den folgenden Geschlechtern, sorgfältig die Burgen an, welche dieselben besafsen. Dann folgen die Flemminge, ein eingewandertes Deutsches oder vielmehr Niederländisches Geschlecht, höchst bedeutend, da es ausgezeichnete Feldherrn und Staatsmänner in Schweden, Polen und Sachsen aufzuweisen hat. Seine Besitzungen betrugen an vierzig Dörfer und Dorfsantheile, welche den Flemming'schen Kreis bildeten. Auch hier nennt der Verf. die Burgen dieses Geschlechts, jedoch mit dem Bemerken, dafs die Ueberbleibsel mehrerer alten Burgen, die aufser den fünf Hauptburgen, auf Flemming'schen Gütern vorkommen, wahrscheinlich von den Wenden

Digitized by Google

herrühren, welchen sie zu kleinen Vesten dienten; auch waren sie wahrscheinlich ganz von Holz erbaut. Bei dieser Gelegenheit widerlegt der Verf. einige Irrthümer in Betreff der Wenden, welche bereits im 12ten Jahrhundert in Vorpommern nicht mehr zu finden waren, sowie ein Jahrhundert später, nicht mehr in Hinterpommern, weshalb alle seit dieser Zeit entstandenen Denkmale von Deutschen errichtet worden, und was den Wenden zugeschrieben wird, demnach auf ein Geringes sich zurückführen läfst. Nun folgen die Dewitze und die von der Osten; dann die Borcken, das mächtigste von allen in Hinterpommern, ursprünglich ein Wendisches, im Besitz von 50—60 Dörfern, vieler Burgen u. s. w., vielfach ausgebreitet und im Kriegsdienste jeder Zeit glänzend. Ein ähnliches Wendisches, gleichfalls berühmtes Geschlecht sind die von Wedell.

IV. Einige Bemerkungen über Wartislav den Zweiten und dessen Nachkommen. S. 116ff. Es wird wahrscheinlich gemacht, dafs dieser Wartislav, dessen Geschichte, so wie die seiner Söhne zunächst Gegenstand dieser Abhandlung bilden, der Sohn Suantibor's war, welchen einheimische Documente als den Ahnherrn sämmtlicher Herzöge von Pommern bezeichnen. Unter ihn fällt die Ansiedlung der ersten Deutschen Einwanderer.

V. Dr. Johann Bugenhagens Tod, hinterbliebene Angehörige und einige andere Verwandte. Von Hrn. Consistorialrath Dr. Mohnike. S. 142 ff. Schätzbare Beiträge zur Lebensgeschichte des berühmten Pommerschen Reformators aus meist wenig bekannten Quellen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Baltische Studien. 1stes Heft.

(Beschlufs.)

VI. Das alte Barth in kirchlicher Rücksicht. Von Friedrich Oom. S. 173 ff. Eine interessante Monographie über eine Stadt, deren Ursprung nach Urkunden in die heidnische Zeit fällt, begleitet mit einer Reihe von Urkunden, welche auf den Inhalt der Abhandlurg sich beziehen, in welcher der Verf. von den ältesten heidnischen Zeiten auf die Zeit der Einwanderung der Sachsen, die Einführung und Verbreitung des Christenthums kommt, und damit die ausführliche Beschreibung der kirchlichen Merkwürdigkeiten verbindet.

VII. Sophie von Schleswig-Holstein, Wittwe Herzog Philipps II. von Pommern, auf dem Schlosse in Treptow a. d. Rega (gestorben 1658.) S. 247 ff. Nicht ohne allgemeineres Interesse und mit manchen charakteristischen Zügen.

VIII. Fünfter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde. Stettiner Ausschufs. Vorgelegt am 15ten Juni 1830. Dieser Bericht, aus welchem rege Theilnahme und warmer Eifer für vaterländische Kunde auf eine erfreuliche Weise hervorgeht, zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste giebt Kenntnifs von dem Zuwachs zu den Sammlungen, sowohl an Münzen (darunter acht und zwanzig Stück Römische Kaisermünzen auf Kupfer, angeblich im Mecklenburgischen ausgegraben, zwei Arabische Silbermünzen, gefunden auf der Insel Wollin u. A.), als an altem Geräthe aus christlicher und vorchristlicher Zeit (darunter mehrere Streitkolben, Streitäxte, mehrere bronzene Bilder u. dgl. m.), und endlich an Büchern (darunter bedeutende Geschenke

Digitized by Google

De Bogislao Magno Pomeraniae principe. Oratio in decennalibus exstinctae ducum Pom. fam. sacris ab Academia Gryphisvald. die XIX. Mens. Jul. A. MDCCCXXV. instauratis habita a Georgio Friderico Schömann ph. et jur. Dr. Litt. Gr. et Lat. Profess. P. Ord. Gryphisvaldiae, typis F. G. Kunike, reg. univers. typogr. 46 *S. in* 8. Womit zugleich das Einladungsprogramm zu dieser Rede verbunden ist:

Programma. Ad solemnia decennalia in memoriam et honorem serenissimae quondam principis ac dominae Annae etc. etc. simul et totius cum illa exstinctae illustrissimae et augustissimae ducum Pomer. familiae ex pio instituto serenissimi quondam principis ac domini Ernesti Bogislai, ducis Croyae etc. etc. — celebranda — invitant rector et senatus universitatis Gryphisvaldensis.

Das Programm theilt das Wesentlichste aus der Lebensgeschichte der Anna, der letzten Fürstentochter Pommeranischen Stamms, mit deren Tod am 19ten Juli 1660. das Haus erlosch, in lebendiger Darstellung mit. Bekanntlich verliefs die an einen Fürsten von Croy verheirathete Tochter Bogislaus XIII., nach dem frühe erfolgten Tod ihres Gatten, dessen Lothringische Besitzungen, und zog sich, selbst mit Aufopferung vieler Güter, aus Anhänglichkeit an die evangelische Lehre nach Pommern zurück, wo ihrem Andenken auf Veranlassung ihres Sohnes Ernst Bogislaus (dessen Brief an die Universität noch vorhanden ist) alle zehn Jahre auf den bemerkten Todestag ein Fest gefeiert wird, das zugleich ein Fest der Erinnerung an das mit ihr erloschene Pommeranische Fürstenhaus ist. Zum Gegenstand der bei dieser Veranlassung zu haltenden Rede hat sich der Redner diesmal die Schilderung eines der ausgezeichnetsten Fürsten in der Reihe der Pommerschen Herzöge erwählt, und uns ein wohl ausgeführtes Gemälde Bogislaus X., der gewöhnlich der Grofse genannt ist, geliefert. Die beredte Art und Weise, womit der Verf. das Leben dieses in seiner Zeit und in seinen Verhältnissen ausgezeichneten Fürsten darstellt und die verschiedenen Begebnisse und Schicksale seines thatenreichen Lebens verfolgt, werden dieser Rede auch aufserhalb des engeren vaterländischen Kreises, den sie zunächst berührt, wohlverdiente Theilnahme zu-

Digitized by Google

wenden, zumal da die classische Sprache, in der das Ganze gehalten ist, die Leichtigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, und der lebendige Flufs der Rede die Darstellung eben so anziehend macht und den Leser gern bei dieser Schilderung verweilen läfst, die, weil sie keines Auszugs fähig ist, in ihrem Zusammenhang vollständig gelesen werden mufs.

Chr. Bähr.

Handbuch der altdeutschen und nordischen Götterlehre. Zunächst für den Gebrauch in höheren Schulen. Von Dr. G. Th. Legis. Leipzig 1831. *Verlag der Hartmann'schen Buchhandlung (Schaarschmidt u. Volckmar). VIII u.* 191 *S. in* 8.

In diesém Handbuch wird eine faſsliche und insbesondere mit einer reichen Literatur begleitete Uebersicht der älteren Deutschen Götterlehre gegeben, die aus den verschiedenen uns bis jetzt bekannten Quellen geschöpft, die Resultate früherer Forschungen in zweckmäſsiger Zusammensstellung liefert; wobei der Verf. bedacht war, alle fremdartigen, mit der Deutschen Götterlehre vermengten Elemente sorgfältig auszuscheiden, und das Deutsche, frei von allem Celtischen oder Slavischen, ja selbst von dem ihm doch in vielen Beziehungen weit näher stehenden Nordischen oder Scandinavischen, darzustellen, weil die Vernachlässigung einer solchen genaueren Scheidung und Trennung bisher zu manchen Irrthümern und Fehlgriffen Veranlassung gegeben hat.

Nach zwei Perioden ist die Deutsche Götterlehre dargestellt; obgleich, wie der Verf. behauptet (S. 47.), der Religionsglauben in der späteren Periode sich im Wesentlichen gleich blieb, so war doch diese Eintheilung durch manche andere Rücksichten geboten. Die erste Periode reicht bis zur Völkerwanderung und umfafst also eine Zeit, aus der uns aufser den im Ganzen doch sehr unvollständigen und mangelhaften Nachrichten bei Römischen und Griechischen Autoren keine Quellen weiter zufliefsen. Unter diesen Quellen legt der Verf.

Digitized by Google

mit Recht viel Gewicht auf des Tacitus Germania; wenn ihm aber dieselbe „wahrscheinlich nur eine Vorbereitungsschrift zu seinen historischen Arbeiten, oder etwa eine Episode aus einem der späteren Bücher der Historien" erscheint, so müssen wir bemerken, dafs diese von Luden und von Becker neuerdings aufgestellten Ansichten nach den dagegen vorgebrachten Beweisen schwerlich sich geltend machen oder auf allgemeinen Beifall rechnen dürfen, da die Germania, auch nach unserm Ermessen, als ein in jeder Hinsicht selbstständiges Werk sich darstellt. Auch die Aeufserung: „Tacitus war schwerlich selbst in Germanien; denn es findet sich in seinen Werken nicht die leiseste Spur [?], dafs er aus wirklicher anschaulicher Erinnerung spricht," wird wohl einer Berichtigung oder Milderung bedürfen. Weniger wird man es dem Verf. verargen, wenn er in Absicht auf Tacitus Angaben über Deutsche Götter, die Tacitus allerdings in Römischem Geiste aufgefafst hat, eine eben so strenge als besonnene Kritik angewendet wissen will, das Vaterländische frei von Römischer Zuthat auszumitteln. Es ist dem Ref. schon mehrmals bei einigen Stellen des Tacitus die Vermuthung aufgestofsen, dafs dieser Schriftsteller namentlich da, wo er von der Reinheit der germanischen Religion spricht, welche nicht einmal im Bilde die Gottheit darstelle oder sie innerhalb Mauern und Wände sich eingeschlossen denke und verehre, mithin in rein geistiger Weise auffasse, viel mehr Ansichten der Geläuterten seiner Römischen Mitwelt oder eigene religiöse Ansichten auf Deutschen Götterdienst überträgt, oder vielmehr diesen nach jenen eigenen Ansichten deutet und somit in einem reineren Lichte und höherer Deutung darstellt. Vergl. Hoffmeister Weltanschauung des Tacitus S. 99 ff.

Der Verf. geht nun, nachdem er zuvor einen Blick auf den Charakter und die Verfassung der Deutschen vor der Völkerwanderung geworfen, auf die einzelnen Gottheiten, und zwar zuerst auf die allgemeinen und dann auf die Bundesgottheiten über; beides zunächst nach

Digitized by Google

den Angaben, die bei Tacitus sich finden, dessen Abweichung von Cäsar nur in der unvollkommenen Ansicht des Letzteren zu suchen wären, der fast blos chattische Völker kennen gelernt und wahrscheinlich den Cultus einzelner Stämme dem ganzen Germanenvolke zugeeignet habe. Unter den Bundesgottheiten führt der Verf. die Isis auf (nach Tacit. German. 9.), welche er mit der weiter unten (Cap. 40.) bezeichneten Aerthus für identisch hält. *Aerthum* nämlich soll in dieser Stelle die richtige Lesart seyn, indem *Aerthus* (eigentlich *Aertha*) dem Gothischen *airtha* (Angelsächsisch *corthe*, Althd. *erda*) entspreche und Erde bezeichne. Aus dieser ursprünglichen Lesart wäre durch Verwechslung der Anfangsbuchstaben *A* und *N* ein *Nerthum* entstanden, woraus erst ein *Herthum* und dann ein *Hertham* geworden; welches letztere übrigens dem Ref. immer noch das annehmbarste erscheint. Den Sitz dieses Dienstes findet der Verf. nicht sowohl auf der Insel Rügen, als vielmehr auf Seeland. Darin übrigens mag er nicht so Unrecht haben, wenn er diese Isis weiter mit der von den Aestyern verehrten *mater deûm* (Cap. 45.) für identisch hält, oder wenn er ibid. Cap. 3. bei den dort erwähnten *monumentis* nicht sowohl an Germanische Denkmäler, sondern lieber an keltische Opferstätten denken will. Nun folgen noch Bemerkungen über die religiösen Vorstellungen und den Cultus, wobei wir unter andern auf die Erklärung der Stelle des Tacitus, German. 10. über die Sitte des Losens aufmerksam machen.

Die zweite Periode beginnt mit der Völkerwanderung und endet mit der völligen Einführung des Christenthums und dessen allgemeiner Verbreitung unter den Germanischen Stämmen. Hier sind wir nicht mehr auf fremdartige, ausländische Quellen, wie in dem ersten Zeitraum beschränkt, sondern auf eine nicht unbedeutende Masse späterer Zeugen hingewiesen, aus denen es übrigens immerhin höchst schwierig ist, eine ausreichende und genügende Darstellung zu liefern. Der Verf. hat nach einigen einleitenden Bemerkungen, worin er

Digitized by Google

die Deutschland in dieser Periode bewohnenden Völker nach ihren Sitzen aufzählt, und (mit besonderer Rücksicht auf Grimms Deutsche Reehtsalterthümer) den innern Zustand der Deutschen (von welchem im Ganzen dasselbe gilt, was Tacitus von der früheren Periode berichtet) schildert, diese Quellen sorgfältig aufgezählt (S. 66—82. und dann Denkmäler S. 82—86.); er theilt sie in unmittelbare (wie z. B. die Abschwörungsformel, der *Indiculus superstitionum et paganiarum*, die altdeutschen Gesetzbücher, die Capitularien u. s. w.) und mittelbare ab; unter letztere rechnet er die (freilich immerhin christlichen) einheimischen Geschichtschreiber, unter denen Jornandes, oder wie der Verf. schreibt, Jordanes, oben an steht, dann Hunibalt, Gregor von Tours, die *Annales Franconum*, *Beda Venerabilis*, Paul Warnefrid, Einhard, Wittekind, Dietmar u. A. die Verhandlungen der Deutschen Synoden und Concilien u. s. w. Wenn es nun aber S. 84. heifst: „dafs alle deutsche Stämme von jeher Götterbilder hatten, ist gewifs," oder S. 85: „Um so weniger darf also auch den [mit den alten Skandinaviern] stammverwandten Deutschen eine völlig bildlose Religion zugesprochen werden" u. s. w., so finden wir hierin einen offenen Widerspruch mit Tacitus German. Cap. IX. am Schlufs, in Folge dessen wir immerhin geneigt sind zu glauben, dafs in der älteren Periode bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung herab, die alten Germanen wirklich keine Bilder, keine sinnlichen Darstellungen oder Idole der von ihnen verehrten höheren Wesen oder Götter gehabt (worin wir nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches sehen, zumal da uns von den ältesten Römern etwas Aehnliches berichtet wird und die Stammländer der Germanen im Orient eine solche Behauptung nicht widerlegen, sondern sie eher bestätigen können), und dafs sie erst späterhin, vielleicht selbst in Folge ihrer Verbindung mit Griechen; Römern oder mit andern Völkern, bei welchen Darstellungen, Bilder der Gottheiten im Gebrauch waren, wie z. B. bei den Skandinavischen,

Digitized by Google

solche sich nach und nachangeeignet oder von diesen angenommen; wenn wir auch nicht so weit gehen wollen, mit einem neueren Forscher zu behaupten, dafs z. B. bei den Wenden wahrscheinlicher Weise Darstellungen der Götter erst nach der Zeit aufgekommen, als sie von dem ihnen aufgedrungenen christlichen Glauben wieder abgefallen, oder dafs erst spätere Schriftsteller vom fünfzehnten Jahrhundert an den Deutschen mehrere Gottheiten zuschreiben und ihnen Idole andichten, während von allen diesen Gottheiten auch nicht eine einzige erwiesen sey (Vergl. Stieglitz in dem Bericht d. Deutsch. Gesellsch. zu Leipzig 1829. S. 75 ff.); immerhin mag aber die Vermuthung nicht so gleich von der Hand abzuweisen seyn, dafs selbst manche der aufgefundenen, angeblich altheidnischen Idole nach den Bildern christlicher Heiligen gemacht oder, wenn man auf die frühere Zeit zurückgehen will, von Römischen Künstlern (also auch nach den bei diesen vorherrschenden Ideen ihrer Römischen und Griechischen Gottheiten) geformt worden.

In der Darstellung der Gottheiten unterscheidet der Verf. wiederum allgemeine Gottheiten und Bundesgottheiten. Zu den ersten gehören Irmin, Wodan, Thunar, Fro, Freia, nebst Aestar, Ziu (Wold); zu letztern Fosite, die Thüringischen Götzen u. A. Den Irmin, der unter den Göttern Deutschlands seinem Wesen und seiner Bedeutung nach oben an stehe, erkennt der Verf. in dem von Tacitus genannten Herkules, und ist sogar geneigt, auf ihn den Namen der Germanen zu beziehen, bei dem wir indefs noch immer lieber an ausländischen Ursprung oder an Wehrmänner, Kriegsmänner, denken. Dafs von der Irmensäule auch hier die Rede ist, war zu erwarten; über alle einzelne Punkte sind hier sowohl wie bei den folgenden Gottheiten ausführliche Nachweisungen und eine reichhaltige Literatur angegeben. Den Wodan, dessen Verehrung bei allen deutschen Stämmen stattgefunden haben soll, und welchem der Verf. unter den Deutschen

Digitized by

Heidengöttern, wenn anders unter ihnen eine Rangordnung stattgefunden, zuerst stellt, findet der Vf. in dem Mercur des Tacitus; auch bringt er über den Namen dieser Gottheit die verschiedenen Etymologien bei. Der Thunar ist ihm der Mars des Tacitus; spätere Schriftsteller bezeichnen diesen Donnergott als Juppiter. Ueber die Gottheit Fro wissen wir höchst wenig; in der Verbindung mit der Göttin Freia und selbst in der Verwechslung mit derselben glaubt der Verf. (falls es nämlich erwiesen werden könne, dafs man den nordischen Freyr als Sonnengott oder als Gott der Fruchtbarkeit hermaphroditisch vorgestellt) eine Spur von den räthselhaften Alcis (bei Tacitus Germ. 43.) zu finden. Bereits oben S. 27. in der ersten Periode hatte der Verf. dieser Gottheit gedacht, ohne im Stande zu seyn, etwas Näheres darüber anzuführen, als die allgemeine (im Ganzen vielleicht auch richtige) Bemerkung, wie die ganze Nachricht von dieser Gottheit und mithin diese selber als ungermanisch sich beurkunde. Jetzt hat freilich Barth nachgewiesen, dafs die Alcis die Mächtigen, die Starken, sind und auf die Kabiren der Griechisch-Orientalischen Religionen zurückzuführen sind; wovon an einem andern Orte ein Mehreres. In so fern können wir eine Beziehung auf Fro oder Freia nicht anerkennen. Ueber die Freia handelt der Verf. mit Ausführlichkeit und stellt sie mit der Isis-Aertha [Hertha] des Tacitus zusammen; weniger richtig vielleicht mit der Griechischen Ῥεία (S. 113.). Das Nachwort verbreitet sich über die Ostar, Ostara, richtiger Aestar, worin der Verf. nur einen andern Namen der Hertha oder Freia, und vielleicht den richtigeren und eigentlichen jener Erd- und Göttermutter findet. Aber den Begriff der Mondsgöttin bei dieser Deutschen Astarte aufzugeben, vermag Ref. eben so wenig als bei der Isis (um dieses Beispiel anzuführen), in welcher beide Begriffe sich vereinigen. — Der II. Abschnitt: „Gottesdienst und Bräuche," S. 124 ff., ist nach dem oben bereits erwähnten *Indiculus superstitionum* gegeben;

Digitized by Google

die Beilagen S. 136 ff. enthalten I. einen Abdruck der Absagungs- oder Abschwörungsformel, die von Bonifacius seinen Täuflingen in Franken, Thüringen und Hessen abgefordert und von dem Concilium zu Liptina im Jahr 743. auch gebilligt wurde, mit den nöthigen Worterklärungen und literärischen Nachweisungen; dann II. *Caroli Magni Capitulatio de partibus Saxoniae* vom Jahr 789. III. *S. Gregorii M. Epistola ad Mellitum Abbatem* — ein Brief des Papstes Gregor's des Grofsen vom Jahr 601. an den Abt Mellitus und den Erzbischof Augustinus in England über die Art und Weise, wie der Römische Bischof die Angelsachsen bekehrt wissen wollte. IV. *Danieli Went. Episcopi Epistola ad S. Bonifacium.* Der unter dem Namen des katechetischen bekannte Brief des Bischofs Daniel von Winchester an den heiligen Bonifacius (wahrscheinlich um 724.), der sich wohl bei seinem Freunde über die Art und Weise des Bekehrungsgeschäftes befragt hatte. Der Brief zeugt für einen höheren, geistigen Gehalt der heidnischen Lehre, und ist in dieser Beziehung sehr wichtig.

In dem andern Haupttheil (II. Nordische Götterlehre, S. 149 ff.) giebt der Verf. zuerst eine historisch-kritische Einleitung in die alt nordische Götterlehre, wobei die Ansichten über Odin, die Asen u. A. näher besprochen und zugleich der Gehalt und Charakter dieser nordischen Mythologie, sowie ihr Werth als Poesie im Vergleich mit der Griechischen, näher zu bestimmen versucht wird. Dann folgt eine Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel, worin, insbesondere mit genauen und vollständigen Literaturnotizen, über die ältere und jüngere Edda, über die Isländischen Sagen, Saxo, die Volkslieder und Reimchroniken gehandelt, und am Schlufs S. 179. eine Literargeschichte der nordischen Mythologie gegeben wird, in der die gesammte Literatur über diesen Gegenstand sorgfältig verzeichnet und characterisirt ist.

Chr. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Encyclopaedíae theologicae epitome. Futuris Theologis scripsit Joannes Clarisse, A. L. M. Theol. et Philos. Doct. Theologiae in Acad. Lugduno-Batava Prof. Lugduni Bat. apud S. et J. Luchtmans Ac. Typogr. 1832. 8. (*XI u.* 709 *p.*).

Ein reichhaltiges Handbuch, wie es von der Gründlichkeit und Sorgfalt Holländischer Gelehrsamkeit und einem der angesehensten Theologen in jenem brüderlichen Nachbarlande zu erwarten ist. Ausführliche theologische Encyklopädien haben wir nur wenige; das vorliegende ist unsern Anweisungen von Kleuker, Nösselt, Plank, Bertholdt anzureihen. Die zum Studium der Theologie gehörigen Haupt- und Nebenwissenschaften werden in gewöhnlicher Reihenfolge nach ihrem Inhalt betrachtet, gewürdigt, und dem Studirenden so vorgezeichnet, wie sie zu seinem Zwecke dienen. Was der jedesmalige Paragraph zusammenfafst, führen die Noten, hauptsächlich in Angabe der Literatur aus. Diese, die Niederländische wie die Ausländische, ist denn ungemein reich ausgestattet, bis auf kleinere Schriften, und bis auf die neuesten Zeiten (1830.); nur wenige der Bedeutenderen, die in Deutschland erschienen, haben wir vermifst. — Hier und da ist auch ein kurzes Urtheil beigefügt. Ueberall berichtet der Verf. unbefangen, nie unfreundlich, immer mit Achtung gegen die Schriftsteller, welcher Meinung sie auch seyen. So blickt durch Denkart und Sprache, die ein fliefsendes, gutes Latein ist, eine ächt humanistische Bildung hindurch. Einige Register machen dieses gelehrte Werk noch um so brauchbarer, da es zum Nachschlagen dient, und auch zum Eintragen der Literatur, wie sie sich in den verschiedenen Fächern fortsetzt, bequem ist.

Schwarz.

Oratio de religionis christianae efficacitate in bellum, cum plane singulari, tum maxime salutari, quam habuit d. 8. *Febr.* 1832. *W. A. van Hengel, Theol. Doct. et Prof. O. Lugduni Bat. ap. Luchtmans.* 1832.

Das Christenthum macht den Krieg seltner, menschlicher, und nur zu einem Mittel des Friedens. Dafs dieses im Wesen unserer Religion liege, konnte dem Verf., einem Theologen, der den Geist und die Kraft unserer Religion schon länger her in seiner Kanzelberedsamkeit erfolgreich ausgesprochen hat, nicht schwer zu beweisen seyn:

Digitized by Google

aber desto schwieriger war es, dieses historisch nachzuweisen, und das ist die eigentliche Aufgabe dieser Dissertation. Dazu gehören umfassende Kenntnisse der Geschichte, insbesondere auch des Mittelalters, und der Einwirkung des Christenthums auf die Germanischen Völker. Der Verf. hat mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn die Aufgabe gelöst. Keineswegs hat er überhört, was Gegner verschiedner Art, z. B. auch ein Bayle, der meinte, ein Staat aus wahren Christen könne nicht bestehen, schon von längerer Zeit her eingewendet haben, und was jeder immer noch leicht einzuwenden hat. Denkt man an die Gräuel der Byzantinischen Geschichte, der Kreuzzüge u. s. w. u. s. w. — so muss man beständig und fast unwillkührlich ausrufen: *tantumne potuit suadere malorum religio?* Der Verf. hat, soweit es nur die Gränzen einer Dissertation erlaubten, hierauf geantwortet, wenigstens durch Winke, und die Ehre des Christenthums auch dem, der sie hierin nicht anerkennen will, in dem rechten Punct und gegen den jetzigen Zeitgeist vertheidigt. Es war eben das Nichtchristenthum, wodurch alles jenes Unheil gekommen, und welches den heiligen Namen nur missbrauchte. Und so sagt er unter andern: *Satis superque vobis explicui, me nihil quidquam callide occultare velle. Ceterum disputandi gratia mihi facta est — —: religionem, quam homines atroces christianam dicerent, tam fuisse depravatam, ut efficacitatem suam, prout oportebat, praestare non posset: humanitati vero deinceps sua jura restituta esse, quo magis religio illa a sordibus, quas fraus et superstitio adjecissent, purgaretur et illustraretur.* Wie viel hat aber der Lehrer des Evangeliums noch in unserer Zeit zu thun, um die dem einzelnen Menschen wie den Völkern Frieden bringende Heilkraft desselben zu Verstand und Gemüth zu führen!

Schwarz.

J. Lohse's Ikonograph. Ein neu erfundenes Zeichnen-Instrument, in seinem Zwecke dem Pantographen ähnlich.

Dr. J. C. H. Gebauers Auflösungsmethode biquadratischer Gleichungen.

Aus dem Jahresberichte von 1832. *für die Mitglieder der Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung mathematischer Kenntnisse.*

Die deutliche Beschreibung des sinnreich construirten Apparates zum Auftragen der Zeichnungen auf Steine, welcher das Nämliche leistet, als der kostbare münchener Pantograph, können wir der Aufmerksamkeit der Lithographen empfehlen. Eine Beurtheilung der vorgeschlagenen Auflösung biquadratischer Gleichungen gehört für Zeitschriften von rein mathematischen Inhalte.

Digitized by Google

Blätter aus der Gegenwart für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Mit Abbildungen. Zweiter Jahrgang, 1831. *Leipz.* 831 *S.* 4.

Der Raum unserer Zeitschrift gestattet zwar nicht, fortlaufende Anzeigen sogenannter Journale oder gar wöchentlich erscheinender Blätter aufzunehmen, jedoch mufs von dieser Regel bei solchen eine Ausnahme gemacht werden, die als neu auftreten, und über welche daher das Publicum von den kritischen Anstalten Kunde und Beurtheilung im Allgemeinen erwartet. Ref. erfüllt aber in dem vorliegenden Falle seine Obliegenheit um so viel lieber, je mehr sich die anzuzeigende Zeitschrift vielseitig vortheilhaft auszeichnet. Empfehlung verdient sie schon deswegen, weil sie sich ganz frei von der Politik des Tages hält, und also die unmäfsige Zahl derjenigen periodischen Blätter nicht vermehrt, deren in letzter Zeit überhand genommene Menge schon deswegen nothwendig zur Aufnahme von einseitigen Ansichten oder gar völligen Unwahrheiten ihre Zuflucht nehmen mufste, weil es nur wenige in der schweren Wissenschaft der Politik erfahrene und richtig urtheilende Männer giebt, die Cabinette aber endlich ihre Verhandlungen vor dem gröfseren Publicum geheim zu halten gelernt haben. Auch über die anderweitig bis zum Ueberdrufs verhandelten Gegenstände, nämlich die furchtbare Cholera und die nothwendige Herstellung Polens als selbstständiger Staat sind hier nur sehr kurz berührt, und offenbar zum Vortheil der Zeitschrift. Ob nämlich die Ansicht der Gegenwart eine richtige gewesen sey, läfst sich offenbar am besten dann beurtheilen, wenn man sie später als Vergangenheit überblickt, und hiernach sollten doch manche, wenn es möglich wäre, anfangen, einiges Mifstrauen in die Gültigkeit ihres Urtheils zu setzen, da man, um nur eins von vielen zu erwähnen, zur jetzigen Zeit zu der Ueberzeugung gelangt seyn mufs, dafs die Furcht vor dem sogenannten asiatischen Würgengel höchst übertrieben war.

Der Titel der Zeitschrift verspricht zunächst nur Dinge aus der Gegenwart mitzutheilen, aber es kommt auch vieles aus der Vergangenheit vor, was jedoch mit der jetzigen Zeit in unmittelbarer oder mindestens sehr naher Verbindung steht. Auf gleiche Weise ist das Versprechen, für nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung zu sorgen, treu erfüllt, denn obgleich Ref. nur an ernsthafte und streng wissenschaftliche Lectüre gewöhnt ist, so kann er doch versichern, den vorliegenden zweiten Jahrgang mit Vergnügen gelesen und einige nicht unwichtige Belehrung darin gefunden zu haben. Ein grofser Theil des Materials ist nämlich aus minder bekannten Reisebeschreibungen und den neuesten englischen Encyklopädien genommen, für manche zur Statistik, Industrie und zum Handel gehörige Mittheilungen sind gute Quellen sorgfältig benutzt, die biographischen No-

Digitized by Google

tizen beziehen sich auf Zeitgenossen, welche grofsentheils eine bedeutende Celebrität erhalten und dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, aus der Naturgeschichte sind interessante Thatsachen ausgewählt, eben so aus der Physik und Chemie; blos einige zur eigentlichen Physik gehörige Mittheilungen bedürfen sehr der Berichtigung. So beruhet das, was über die Mondstrahlen in No. 2. gesagt wird, auf den Aussagen ganz unwissender Schiffscapitäne, über die Nordlichter sind neben anderweitigen Unrichtigkeiten auch Gmelin's Fabeln wiedergegeben, und bei den, gröfstentheils aus Herschel's übrigens schätzbarer Abhandlung entlehnten, Angaben über den Schall hätte für teutsche Leser doch billig bemerkt seyn sollen, dafs die angegebenen Meilen und Fufse englische sind, was dann in Beziehung namentlich auf die Meilen einen bedeutenden Unterschied macht. Von weit mehr Sachkenntnifs zeugt die nicht vollendete Abhandlung über den Dampf, dessen Eigenschaften und Wirkungen nebst deren Gesetzen. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, dafs ein jeder sich leicht und in der Regel mit grofser Dreistigkeit ein competentes Urtheil über Gegenstände der Physik, der Politik und des Geschmacks anmafst, da doch bei allen dreien nicht blos natürliche Anlage, sondern bei den beiden ersten auf allen Fall die Kenntnifs einer grofsen Menge von Thatsachen, bei dem letzteren aber Regelung und Uebung durch fortgesetzte eigene Wahrnehmung des Besseren und Vorzüglichern erfordert wird.

Im Ganzen verdient also die vorliegende Zeitschrift allerdings statt mancher unnützen Tageblätter und mitunter verderblicher Pamphlete in den Lesezirkeln zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung aufgenommen zu werden. Nach der vorausgehenden Ankündigung ist der Preis für den ganzen Jahrgang von wöchentlich 2 Nummern mit 12 Steindrucktafeln sehr billig, und beträgt nur 2 Rthlr. 12 gr. sächsisch, das erste Blatt enthält jedoch den Zusatz, dafs diese Bestimmung blos für diejenigen gilt, welche zugleich die Modezeitung halten, sonst aber auf 4 Rthlr. gesteigert wird.

Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz. Dritter Band. Leipzig, bei C. Cnobloch, 1832. 338 *S. in* 8.

Wir haben die beiden ersten Theile dieser Bilder des Orients, die sich mit Arabien und Persien beschäftigten, in diesen Blättern Jahrg. 1831. Febr. S. 187 ff. angezeigt und müssen, was den Gehalt und Charakter dieser Dichtungen betrifft, darauf verweisen. Vorliegende, an poetischem Werth, Fülle der Bilder und des Ausdrucks jenen früheren Theilen nicht nachstehende, in Manchem, was Wahl der Gegenstände, Diction und Ebenmafs der einzelnen Theile des poe-

Digitized by Google

tischen Ganzen betrifft, sie eher übertreffende dritte Sammlung, giebt uns Bilder der Osmannischen Welt, in lyrischen, wie in dramatischen Gesängen. Unter jene gehört das Heldenbuch, die Sammlung eröffnend mit einer Reihe von Liedern auf berühmte Fürsten und Kriegshelden der Osmanen; alle ausgezeichnet durch einen lebendigen Geist und eine wahrhaft orientalische Anschauung. Wir wollen, als Probe, nur auf das Gedicht auf Bajazet oder auf Mahomet II., den Eroberer Konstantinopels, aufmerksam machen; überzeugt, der Leser werde darin genug Aufforderung finden, auch die Reihe der folgenden zu durchgehen.

Auf das Heldenbuch folgt Sultan Selim III., eine Tragödie in fünf Acten, dessen Gegenstand der durch seine Neuerungsversuche bekannte und dadurch unglückliche Sultan Selim III., dessen Schauplatz somit Konstantinopel und die Umgegend in den Jahren 1807. und 1808. ist. Mit vieler Gewandtheit, in einer dem Charakter der Tragödie stets angemessenen Würde, hat der Dichter den historischen Stoff behandelt. Die Liebe ist gänzlich ausgeschlossen, sonst aber das Drama, gleich dem Heldenbuch durch eine höchst reine Diction und Versification ausgezeichnet; denn die eine Stelle, bei welcher wir angestofsen sind (S. 51: „Sie knien auf ausgekn ieten Stufen"), kann hier von keiner Erheblichkeit seyn. Es wechseln in dem Drama poetische Abschnitte mit prosaischen; unter jenen zeichnen sich einige lyrische Stücke vortheilhaft aus; z. B. das Lied der Sclavin S. 181 u. A. — In der dritten Abtheilung: Türken und Griechen, folgen einige auf die Geschichte des letzten Kampfes sich beziehende Lieder, in denen ein kräftiger Geist weht, bei gleicher Anmuth der Bilder und Reinheit der Diction, so wie des Versbaues; weshalb wir wohl diese Poesien den gelungensten, welche die neuere Zeit in Bezug auf diesen Kampf hervorgebracht hat, an die Seite stellen können. Als Probe nennen wir auch hier nur S. 278 ff. Bozzari's Grab, S. 289. das Schlachtfeld u. s. w. oder am Schlufs dieser Lieder, S. 327, den Epilog im November 1831, und S. 337. den Scheidegrufs, welchen folgende Strophe schliefst:

„Und so mögen Jahre fliehen,
Sterne steigen auf und nieder,
In des Schlufschor's Harmonien
Finden wir uns Alle wieder,
Zweige von dem Einen Stamme,
Funken Einer Lebensflamme,
Eines Haupts geweihte Glieder!" —

Digitized by Google

Erinnerungen an eine ernste Zeit, in einigen Predigten und Reden während der Cholera-Epidemie zu Riga, von Dr. K. L. Grave. Riga bei Häcker. 120 S. 8.

Erfreulich ist's, auch durch Proben aus der Ferne, wie uns diese von Riga her mitgetheilt worden sind, zu ersehen, dafs auch dort ächt praktische und biblische Rationalität sich verbreitet und zugleich, dafs die kirchliche Beredsamkeit (fast die einzige, die in den gewöhnlichen Verfassungen statt findet) mit Kraft und Geschmack weiter gebildet wird, so dafs sie recht eigentlich beweist, was lebendige Rede, wenn sie in jeder Beziehung ebenso geübt würde, auf die Mitwelt zu wirken vermöchte. All' unser Schreiben, das erst ein Lesen, Auffassen und Ueberdenken voraussetzt, wirkt viel weniger, als das, was unmittelbar gehört werden kann, besonders wenn zugleich gesehen wird, wie es aus dem ganzen Gemüth des Redners hervordringt.

Die hier gesammelten Reden mufsten doppelt schwer werden, aber auch doppelt starken Eindruck machen, weil sie in die Zeit fielen, wo man sich, nach S. 4, sagen mufste: „Jeder Athemzug in der Luft, ohne die wir nicht leben können, kann den Giftstoff in den Körper treiben; wo fast bei jedem Gang über eine Strafse der Anblick von Erkrankten, die nach den Stätten der öffentlichen Verpflegung geführt wurden, erschütterte, und wo das von der Noth gebotene rasche, fast anstandlose Hinausfahren der Opfer des furchtbaren Uebels keine Begleitung selbst bei denen zuliefs, zu deren letzten Feier unter andern Umständen Achtung und Dankbarkeit und trauernde Liebe einen zahlreichen Kreis gesammelt haben würde." Aber auch aus den Uebeln selbst wufste der kirchliche Redner, ohne Empfindelei, manche Erhebung zum Guten hervorzurufen, und dabei doch immer zugleich, wie z. B. am Pfingstfeste, das Eigenthümliche des

Digitized by Google

Tages zu benutzen, während man (S. 30.) gerne liest, dafs Er den versammelten Brüdern und Schwestern öffentlich sagen konnte: „Ihr wifst es ja wohl, wie wenig es meine Art ist, in jedem Unheil immer Anzeigen eines göttlichen Strafgerichts sehen und verkündigen zu wollen; denn der Herr selbst, den ich lehre, mahnet mich davon ab." Aber mit Recht nennt Er jenes Jahr der Trübsal ein Jahr des Segens, — wenn durch die Erweckung ernsten heiligen Nachdenkens das häusliche und öffentliche Leben darin mehr und mehr der Wohnsitz ächter Gottseligkeit und frommer Liebe werde; wenn so über den Grabhügeln der Vollendeten, aus den Thränensaaten der Geprüften ein edleres Geschlecht erblühe. Und was ist uns und all unsern Volks- und Zeitgenossen, wenn es wahrhaft besser werden soll, nöthiger, als die Rückkehr zu häuslichem Sinn, zu einer die Zufriedenheit begründenden Arbeitslust, zu gemüthlichen, geselligen, aber nicht ins Ueberflüssige verschwenderischen Lebensgenüssen, wodurch allein verständige Mittheilung der Gedanken und Gefühle und eine nicht erschöpfende Gleichheit der Stände gefördert und das für Leib und Geist Verderbliche des Luxus wieder entfernt werden kann.

In der dritten Rede, am Geburtsfest des Kaisers und der sechsjährigen Grofsfürstin, ist S. 33. vornämlich hervorgehoben, dafs „Nikolaj Paulowitsch in dem Lebensjahre, welches ihm so eben sich vollendete, den bewundernden Zeitgenossen das Beispiel des kräftigen Muthes gegeben habe, mit dem er mitten in die Gefahr nach Moskau eilte, um den Bedrängten ein Engel des Schutzes und der Rettung zu seyn. Zugleich darf es nicht ohne Anerkennung erwähnt werden, dafs der Verf. auch dergleichen politische Feste ohne Schmeichelei für das Geistige zu benutzen verstand. An dem Geburtsfest der Kaiserin z. B. erinnert Er vornämlich, wie eine solche allgemeine Noth Persönlichkeiten, die sonst weit auseinander gerückt seyn möchten, in den gerührtesten

Digitized by Google

menschlichen Gefühlen einander näher bringe. Endlich, am 16. Julius, konnte eine allgemeine Todtenfeier, und den 15. August das Dankfest gehalten werden, von welchem der Verf. gefühlvoll sagen konnte: das frohe Gefühl der Liebe von Gatten, Eltern, Kindern und Geschwistern, erneuere heute den Bund zu einem sorgsam treueren Leben mit einander. Auszeichnung verdient auch von S. 113. die Erwähnung, wie ein seltenes Beispiel umfassender Fürsorge ein Mann gegeben habe, den nur sein Herz und sein Pflichtgefühl für die Monate der Bedrängniſs zum Mitbewohner von Riga gemacht hatte. Nach S. V. war dieses der General-Major von der Suite des Kaisers, Graf Stroganow, dessen groſses Verdienst um Riga während dieser Zeit auch eine besondere kaiserliche Belohnung ehrenvoll anerkannte. — —

Rec. hat den Verf. (Oberpastor an der Kronskirche zu Riga und Schwager des auch von mir hochgeschätzten Generalsuperintendenten Sonntag) zugleich noch durch einige andere Druckschriften näher kennen zu lernen das Vergnügen gehabt. Mit besonderer Theilnahme las ich seine Gedächtnifspredigt auf eben diesen am 17. Julius 1827. verstorbenen Dr. Sonntag, welcher, damals Privatdocent in Leipzig, 1788. von Morus empfohlen, als Fremder eine bedeutende Laufbahn zu Riga begann, und fast 25 Jahre lang, als Generalsuperintendent des Herzogthums Liefland, mit ungewöhnlicher Kraft und Freimüthigkeit gewirkt hat.

Ich hebe einzelne Züge zur Charakteristik dieses Mannes *) heraus, welcher von der ganzen

*) Merkel's Zuschauer, No. 2999: „Sonntag starb, in der Nacht zum 17ten, nach einer vierzehntägigen Krankheit, am Nervenschlage. — Blumen der Dicht- und Redekunst in sein offenes, selbst noch auf sein frisches Grab, zu streuen, möchte seinen Freunden und seinen Verehrern wohl lange noch die Fassung fehlen. Bittres, schmerzliches Vermissen, nicht blos in ihrem weiten Kreise, in jedem unsrer Provinzen, in welchem etwas Nützliches, Grofs- und Edelsinniges bewirkt werden soll,

Digitized by Google

Umgegend ein Unvergefslicher genannt werden durfte. „Der Weg, den der Herr Ihn führte durch sein Leben öffentlicher Thätigkeit, war, wie Er selbst es ausgesprochen hat, fast immer anders, als Er gewünscht hatte. Zum Bildner künftiger Gelehrten hatte Er sich gebildet, dahin von früher Neigung gezogen. Und wenn gleich dann Er nur wenig Jahre solchem Lieblingswerke leben konnte, und es auch fast vier Jahrzehende sind, dafs er es begann; dennoch hört man von Männern reifer Jahre, die damals Ihm anvertraut wurden, wie noch immer ihr ganzes Inneres auflebt in frohester und dankbarster Erinnerung jener Zeit; wie Ein Jahr der Lehrerthätigkeit sein Bild und seinen Werth ihnen in das Herz geschrieben hat mit unvertilgbaren Zügen!

Bald ward die Kirche seines Wirkens Stätte. Der Mann, der als Jüngling keine Uebung im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache gehabt hatte, bis auf das Wiedergeben fremder Vorträge; welch' eine Gewalt über die Sprache hat Er sich erworben Welch' eine Kraft und Angemessenheit des Ausdrucks, welche Lebendigkeit der Rede, welch' eine Eigenthümlichkeit der Darstellung war ihm eigen geworden; wie war nicht in Zeiten sich häufender Amtsvorträge gerade das, was Er gegen den Schlufs der Predigten aus der Tiefe des Innern frei sprach, oft das Gelungenste, das Ergreifendste! wie nicht gebunden an irgend einen Regelzwang, wie angemessen dennoch dem jedesmaligen Zwecke, auch in der

---

in jenem seiner Amtsgeschäfte und seiner freiwilligen Thätigkeit, und in vielen, vielen Hütten der Armuth, wird Kränze der Erinnerung darauf opfern, selbst wenn es schon eingesunken ist; und die Nachwelt wird ihm Denkmale zuerkennen, wenn auch nicht hinstellen, sobald sie historisch vergleicht, was Sonntag auf der Bahn seiner vielseitigen Wirksamkeit vor sich fand, und was er zurückläfst. Er gehörte zu Denen, über welche nur sie ganz gerecht und würdig urtheilen, und zu den noch Seltneren, über die ihr Urtheil nur ein warmer Lobspruch werden kann. Glänzende Geistesgaben und Gelehrsamkeit waren in ihm überboten durch Reinheit und Adel des Charakters."

Digitized by Google

Form! Wie überraschend war Er oft durch Ansichten neuer Seiten an dem Bekannten, und durch die Fruchtbarkeit und den manchfachen Sinn der Foderungen, die er ihm entlockte!

Und durfte Er nicht dessen sich freuen, wenn ein Greis versicherte: der erste Gedanke zu einer bedeutenden Schenkung für wohlthätige Zwecke sey nach einer von Ihm angehörten Predigt in Ihm aufgestiegen; — wenn, was noch höher und seliger das Herz erhob, Einer von den Edelsten unter Livlands jetzt vollendeten Edlen erklärte: Am Schlusse einer andern Kanzelrede Sonntags habe Er auf der Stelle sich es geschworen, die heilige Sache der Gerechtigkeit gegen unsere Landleute, die Aufhebung eines herabwürdigenden Zustandes, zu seines Strebens Ziel zu wählen.*) Ferner gab seine Art der Amtsführung fast allen jüngeren Männern des Standes, nicht blos im Vaterland, und selbst vielen Altersgenossen, die Erweckung zu kräftiger Nacheiferung. Er war es, der zuerst die Vorbereitung der reiferen Jugend zu ihrer Einsegnung (Confirmation) als des Seelsorgers heiligstes Geschäft zu üben begann; Der, in jener von ihm eingeführten öffentlichen Weihe, dieser Lebenshingebung an das Ewige ihre gebührende Würde und ihren feierlichsten Nachdruck zu geben wufste. Was noch mehr ist: dankbar gedenkt Livland der Anordnungen uud der Aufsicht für die weitere Vorbildung künftiger Glieder des geistlichen Standes (durch die Candidaten-Ordnung des Livl. Oberconsistoriums), der Hülfsmittel für Lehre und Jugendbildung, die von Ihm ausgingen,**) der Vorzüge, die

*) Dies sagte der edle Sivers, Livländischer Landrath, und späterhin Geheimer Rath und Senateur, in Beziehung auf die Landtagspredigt über den Gemeingeist, von 1795, die, vorher einzeln gedruckt, auch aufgenommen ist in die 1821. erschienene Sammlung von Landtagspredigten. Damals wurde die Aufhebung der Leibeigenschaft in Livland begonnen.

**) Unter Dr. Sonntags Lehrbüchern gehört hieher vorzüglich der

das Vaterland, seit Jahrzehenden schon, in Anordnung und Einrichtung religiöser Feierlichkeiten vor vielen andern Sitzen des Protestantismus voraus hat, wie er den Anlafs und die Losung zu ihnen gab (durch die Allerhöchst bestätigte Liturgische Verordnung von 1805, deren Hauptverfasser und Redacteur S. war).

Wenn die dortigen Gemeinden sich einer reichen Anzahl ächterbaulicher, Fülle frommen Lebens athmender Gesänge erfreuen, so ist auch dies vorzüglich Sein Werk (durch das vortreffliche Deutsche Gesangbuch, bei dessen Veranstaltung Er an der Spitze der Sammler und Bearbeiter stand, die Redaction besorgte, und aufser vielen umgearbeiteten Gesängen andrer Verfasser, selbst mehrere gedichtet hat. Ebenso durch das Lettische Gesangbuch von 1809.). Nennt Ihn doch selbst die eine der dortigen Landessprachen unter ihren Dichtern; und auch die andere blieb ihm nicht fremd, als Er einmal da stand, wo auch sie Seinem Wirken nöthig scheinen mufste!

Und wie trat Er auf, als Vertreter der Rechte des Standes gegen Verunglimpfung und Anmafsung, nicht blos in Worten des geehrten Schriftstellers (S. Formulare, Reden, u. s. w. Zweite Aufl. Bd. II. S. 252.), sondern auch vor den Obern und dem Thron der Majestät! Wie stand Er da, als Vertreter der Rechte unserer Kirche, immer bereit für den Kampf, auch den gefahrvollsten, wo irgend sie gekränkt werden sollten; immer bereit, sich, müfste es seyn, selbst hinzugeben.

Noch ein Blick auf seine Thätigkeit führt auf sein Forschen, Sammeln und Ordnen in Denkmälern früherer Zeit. Von welch segensreicher Wirklichkeit ist dieses geworden für Geschichte und Verfassung; welche Keime künftiger Saaten und Aernten

---

„Entwurf eines Landes-Katechismus," dritte Auflage. 1823. und der „Katechismus der christlichen Lehre, herausgegeben von dem Livl. Oberconsistorium, zweite Auflage. 1817.

Digitized by Google

schlummern darin. Hierher gehört vorzüglich seine reiche Sammlung von Documenten und Nachweisungen zur Geschichte Livland's und Riga's, sowie die Sammlungen für die Provinzial-Gesetzcommission, nebst den Druckschriften: die Polizei für Livland, erste Hälfte, 1821. — und Chronologisches Verzeichnifs der Patente der Livländischen Gouvernements-Regierung, von 1710 — 1822; 1ster Theil, 1823. Fol. Seine Wirksamkeit als Schriftsteller überhaupt, wie nicht blos geistvoll, wie auch mühsam führte er sie aus; wie überall auf das Edlere hinlenkend, wie aus dem höheren Gesichtspunkt, dem nichts Menschliches fremd bleiben kann. (S. war, als Mitglied der literärisch-praktischen Bürgerverbindung, 1810. Urheber des Gedankens, die Stadtblätter herauszugeben, welche Er in dem genannten Jahre auch fast allein verfafste. Vom December 1813. bis zum Schlufs des folgenden Jahrs gab Er diese Blätter wieder selbst, und für eigene Rechnung, heraus; dazu innländische Blätter. 1822. übernahm Er jene aufs Neue, verband mit denselben 1823. die Ostsee-Provinzen-Blätter, und setzte Beides bis an seinen Tod fort. Dieser Zweig seiner literärischen Thätigkeit, mit seinen Früchten, möchte es wohl verdienen, einmal besonders gewürdigt zu werden, wie oft er auch ungünstige Urtheile veranlafst hat.)

Und wie vieles Andre, ob auch noch so entfernt von seiner eigentlichen Thätigkeit, liefs der Mann unermüdlicher Kraft und Anstrengung sich aufbürden, lud er sich selbst auf! Er, der Mann von lebendigem, leicht umfassendem Geiste, mit augenblicklichem Ergreifen des rechten Gesichtspunkts, mit höherer Ansicht der Dinge, mit reifem Urtheil nach dem Schatz seiner Kenntnisse, mit Freiheit von jeglichem Vorurtheil, und mit der nie verleugneten Geneigtheit, auch fremder Ansicht, Er wufste sie nur sich durch Gründe geltend zu machen, die eigene nachstehen zu lassen! Allerdings hing Er nicht an Formeln; glaubte den Geist nicht an den Buchstaben gebannt; schwor auf keines Menschen Wort,

Digitized by Google

als wär' es göttliches. Aber Er hatte nicht blos ein tiefinniges allgemeines Religionsgefühl; auch ein sehr entschiedenes, ächtchristliches, wenn gleich der lichte Geist, das reine Gemüth, die helle Einsicht in die Schriftlehre mit dem sich nicht vertragen konnte, was anmafsliche Frömmelei oft christlich nennt, und allein so nennen lassen will, ungeachtet es, so lange das Wort Jesu gilt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! nur allzuoft in Gefühlen eigner tiefster Unchristlichkeit versinken müfste. Ja! Er „hat Glauben gehalten" in des oft gemifsdeuteten Wortes vollester Bedeutung: Glauben an alles Menschlich Wahre, Gute, Schöne; Glauben an alles Christlich-Heilige und Ewige! Zwar seine Reizbarkeit empfand und äufserte sich zuweilen in einer Art, die Ihm und Andern nicht wohlthun konnte. Sein sittlicher Scharfblick verleitete Ihn zuweilen zu nicht ganz begründeten Vermuthungen. Seine Kraft und Raschheit konnte dann und wann verwunden. Er that das Nützliche, Er sprach das Heilsame vielleicht nicht immer mit der Schonung, die wohlgethan hätte. Aber wer das zuerst als Schwäche erkannte, war gewifs Er selbst! Und kein Vorwurf, der, auch von Entfernten, ihm gemacht wurde, konnte, wenn er nur gerecht war, strenger gegen Ihn seyn, als der eigene. Und wie bereit war Er, wieder gut zu machen! wie eifrig und unermüdet, das Ausschweifen dieser Naturanlage zu bekämpfen; wie wenig geneigt, sie entschuldigen zu wollen, als unzertrennlich verbunden mit der Kraft des Wirkens, mit der Lebendigkeit des Gefühls! Freilich war sein Leben voll Wirksamkeit fast Ein immer unterbrochener Kampf. Schon dem Lehrer trat sittliche Gemeinheit feindselig entgegen. Mehr noch mufste des Landes Oberhirt kämpfen, und der Fremdling, und der Mann, welcher schon in der zweiten Hälfte des vierten Jahrzehends seines Alters auf diese Stelle in die manchfachsten Verhältnisse sich versetzt sah, und jedem zu genügen glühete. Das Fortschreiten der Zeit in den Formen religiöser Feier — wie ward es aufgenommen und dar-

Digitized by Google

gestellt als Gefahr für Glauben und Staat! (S. Geschichte und Gesichtspunkt der allgem. liturg. Verordnung vom J. 1805.). Aber wenn je von einem Manne, so gilt von Ihm das Wort ewiger Weisheit: Wenn Eines Wege Gott wohlgefallen, macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden! Und wo selbst dieses nicht möglich ward: o welch' ein Gewinn, dafs man Ihn ehren, wenigstens Ihn fürchten mufste!

Aber auch sehr warme Gefühle für Lebensgenufs jeglicher Art wurden Ihm durch jene seine Anziehungskraft für jeden reicheren Geist, jedes edlere Gemüth, in der Nähe und Ferne; diese Liebe und Verehrung, die mit den Jahren immer ungetheilter und sichtbarer Ihm gewidmet wurde; dieses Bewufstseyn, mitgewirkt zu haben zu den bedeutungsvollsten Angelegenheiten seiner Zeit und Gegend, diese Aussicht, seine Saaten immer herrlicher reifen zu sehen! Selbst als nun der Tag zu sinken begann, welch' ein freundliches Abendroth, das noch ihm wohlthat in dem Besuch des Ersten dieser Provinzen, in dem Zusammentreffen der Geistlichen aller Glaubensbekenntnisse um den Freund Aller! Und als die Nacht schon anbrechen wollte, funkelte da doch ihr Abendstern. Dem Leben solcher Kämpfe sollte ein Tod ohne Kampf folgen! Was Er am ängstlichsten nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit fürchten mufste: peinliches Sich-selbst-überleben, langsames Absterben in erzwungener Unthätigkeit! Er ward damit verschont. Der Vergelter winkte seinem Engel, und in leisester Berührung drückte dieser mit einem Kufs das Auge ihm zu. Er hatte den Lauf vollendet, eh' das Gefühl Ihm geworden war: ich vollende!" — —

Sein Geist war Licht — Sein Herz der Liebe Fülle!
Des Glaubens Strahl den heitern Blick verklärte —
Sein froher Muth der Hoffnung Grufs bewährte,
Dafs durch den Tod sich Leben neu enthülle!
Einfach und wahr und würdig war Sein Walten —
Gerecht Sein Thun, und kraftvoll all' Sein Streben —

Digitized by Google

Mild Sein Gemüth, und freundlich Seine Sitte!
Ein Vater in unzähl'ger Kinder Mitte —
Für alle, liebreich segnend, wollt' Er leben —
Ihr irdisch Heil — ihr ewiges erhalten.

Wie wenn der Gruft noch Seine Stimm' entstiege —
Ruft Er: „Aufstrebend fasse Muth,
Nach dem, was heilig, grofs, gerecht und gut —
Rastlos zu trachten! Glaube! Kämpfe! Siege!"
So lafst uns feiern Seinen Tod — nicht klagen.
Er wufste alles Ird'sche leicht zu tragen,
Weil jugendlich Sein freier Geist erglühte,
Weil stets zum Himmel war Sein Blick gewendet,
So hat der edle Greis mit Kraft geendet.

Er kam — um Viel zu bauen und zu gründen,
Zu rathen und zu helfen, Trost zu geben,
Zu wecken, zu ermuth'gen, zu erheben —
Er kam, das Wort des Lebens zu verkünden!
Er kam — ein Licht der Wahrheit zu entzünden
In Geist und Herzen, und in Aller Leben
Das Hohe in's Gewöhnliche zu weben —
Dem Wirklichen das Heil'ge zu verbünden!
Dafs Kirche, Schule, Haus, Gesetz und Sitten,
Nach Gottes Willen, möchten fest bestehen —
Auf dafs es Allen möchte wohl ergehen!

Ein guter Geist — ist Er uns vorgeschritten —!
Zu neuem Leben ist Er hingegangen —
Wonach unsterblich strebte Sein Verlangen!

So viel als lebendiges Lebensbild aus einer zum Andenken Sonntag's bald nach dessen Tode gesammelten Gedächtnifsschrift (Riga bei Häcker. 43 S. in 4.).

Auch aus einer von dem Hrn. Oberpastor Dr. Grave zur Jubelfeier der Augsburgischen Confession im Gymnasium zu Riga gehaltenen Rede bemerken wir noch vornämlich die sinnreiche Wahl des Inhalts. Der Redner durchläuft alle Staaten von Europa, um das Charakteristische, wie es dort 1530. war, und wie es um 1830. sich darstellt, lebhaft gegen einander zu stellen. Von Deutschland z. B. wird auf jener Seite bemerkt: „Der Mann mit der Kaiserkrone, um die sich mehrere Königsdiademe reihten, der Mann, der in drei Erdtheilen gebot, drohete den weisen und mannhaften Ver-

Digitized by Google

theidigern evangelischer Wahrheit. Noch finsterer drohete der Vatican. Aber es giebt eine Macht, gegen welche Schwerter und Scheiterhaufen nichts vermögen. Gott selbst hat sie gelegt in die Wahrheit. Mochte der Gewaltige, den Deutschland selbst über sich erhoben hatte, dessen Beherrscher und der Unterdrücker kirchlicher und fürstlicher Selbstständigkeit zu werden trachten; dennoch ward das gesegnete Land gerade in seiner Getheiltheit um so mehr geeignet, des erneuerten Glaubens Wiege zu seyn; eine siegreiche Wiederverkündigerin der Wahrheiten, die durch einen Wiklef und Hufs einer noch nicht genug bereiteten Zeit zugerufen worden waren. Und jetzt, wenn wir unsern Blick nach Deutschland hinüberrichten, was zeigt sich uns? Untergegangen ist das Reich, das ein Jahrtausend hindurch wenigstens den Namen der alten Weltherrscherin Roma sich zugeeignet hatte. Eine neue Kaiserkrone glänzt in gesicherter Ruhe auf einem Urenkel der Habsburger. Selbstständiger stehen die Fürsten, kräftig in jeder edleren Lebensrichtung die Völker. Ein Name leuchtet herrlich vor vielen. Er, welcher damals fast vertilgt werden sollte aus der Staatenreihe. Denn das Jahr 1530. war es, in welchem Karl V, auf Protestation der deutschen Ordensbrüder gegen Albrecht von Brandenburg, welcher Preufseu zu einem erblichen Regenteneigenthum genommen hatte, den Ritter Kronberg mit diesem Lande belehnte; jenen aber mit seinem Gebiete das Jahr darauf in die Acht erklärte." — Dergleichen richtig gedachte und gut ausgesprochene Zeitgemälde wären noch mehrere aus dieser Rede auszuheben, welche überhaupt den Zweck hat, die erfreuliche Wahrheit zu bestätigen, dafs es besser geworden ist. „Für und durch den Kampf der Glaubensverbesserer ward uns Ruhe. Durchgerungen hat sich unsere Kirche durch mehr als Eine Verirrung zu dem volleren Gefühl von dem, worin das Christenleben ruhet, was sein Segen ist und fodert. Gestürzt ist des Aberglaubens Reich, und wie auch irgend die „Teufelsanbeter unserer

Zeit" es wiederherstellen möchten, wenigstens kein Luther des Jahrs 1830. wird das Dintenfafs dem Fürsten der Finsternifs entgegenschleudern. Aber auch dies wollen wir nicht einmal denken, als ob uns ein neuer Luther nöthig wäre. Still wirkend wird die Zeit (und besonnene Unpartheilichkeit) immer mehr den Tempel Gottes reinigen, der hiezu seine Diener sendet." Wer freut sich nicht, vom fernen Norden her, diese Gleichstimmung zu hören?

Dr. *Paulus.*

Rudolf Brinckmann, Prof. in Kiel, Wissenschaftlich praktische Rechtskunde. Eine Sammlung von Erörterungen aus dem Gesammtgebiete der in Deutschland geltenden Rechte. Schleswig. Druck und Verlag des königl. Taubstummen-Instituts. 1831. *I. B. XVI u.* 455 *S.* 8.

Als Ziel der in dieser Schrift mitgetheilten Erörterungen giebt der Verf. an, die Rechtskunde auf eine wissenschaftliche und zugleich praktische Weise zu beleben und zu erweitern, und eben deshalb, weil bei allen Abhandlungen mehr oder weniger der Zweck verfolgt werde, der Geschäftswelt nützlich zu werden, seyen alle Untersuchungen zurückgehalten worden, woraus nichts Anderes als ein Gewinn für die blos gelehrte Jurisprudenz hervorgehen würde. Da in das Gebiet der praktischen Rechtswissenschaft jede rechtliche Untersuchung oder Beobachtung in Betreff der Sachen wie der Personen (mit einziger Ausnahme dessen, was nicht in das eigentliche Leben eingreift, mithin blos den Antiquitäten oder einer unfruchtbaren Philosophie angehört) fällt, so hat der Verf. gestrebt, in grofser Mannichfaltigkeit Erörterungen mitzutheilen, wie folgender Inhalt darthut. Es sind nämlich 69 Abhandlungen bald gröfseren bald kleineren Umfangs, die sich mit folgenden Gegenständen beschäftigen:

Digitized by Google

1) Die Gültigkeit einer Rechtsnorm beurtheilt der Richter, daher auch die Legitimität oder Usurpation eines Gesetzgebers, in sofern davon die Rechtsbeständigkeit eines Gesetzes abhängt. — 2) Die innere Ungerechtigkeit eines Gesetzes entbindet den Richter nicht von der Befolgung desselben. — 3) Von dem Widerspruche ausländischer und einheimischer Gesetze. Das Recht am Orte des Domicils entscheidet über die Rechtsfähigkeit der Handelnden: das Recht am Orte der Eingehung eines Geschäfts entscheidet über dessen Zulässigkeit, Form und Wirkung: das Recht an dem Orte, wo die Erfüllung geschehen sollte, oder wo geklagt wird, ändert nichts an den Wirkungen des Rechtsgeschäfts. — 4) Darf ein einheimisches Gericht zur Umgehung ausländischer Gesetze hülfreiche Hand leisten? — 5) Die Verheirathung eines Edelmannes mit einer Bäuerin ist in der That standeswidrig, wenn sie auch im rechtlichen Sinne keine Mifsheirath ist. — 6) Ist es möglich, dafs jemand in erlaubter Ehe Schwiegersohn seines eignen Schwiegersohnes werde? Kann jemand blutsverwandter Oheim seines eignen Oheims seyn? — 7) Zwei Frauenspersonen verbinden sich mit einander durch priesterliche Trauung? — 8) Verzugszinsen gebühren seit dem Verfalltage auch ohne Mahnung. Von Nadelgeldern, da sie keine eigentliche Schenkung sind, können Verzugszinsen gefordert werden. — 9) Nach dem Lüb'schen Rechte haftet die beerbte Frau für die Schulden ihres in Concurs gerathenen Mannes, auch wenn derselbe weder flüchtig geworden noch gestorben ist. — 10) Die Abtheilung der Kinder von dem mütterlichen Vermögen ist nach dem Lüb'schen Rechte in soweit ungültig, als sie den zur Zeit des Ausspruches vorhandenen Gläubigern der ehelichen Gütergemeinschaft zum Nachtheil gereicht, selbst wenn keine betrügliche Absicht vorgewaltet hat. — 11) Die Vermuthung des Beischlafes, dafs *solus cum sola, nudus cum nuda* gewesen ist, findet ohne Unterschied zwischen verheiratheten und ledigen Personen Statt. Wie sind die Worte: *solus cum sola, nudus*

Digitized by Google

cum nuda zu verstehen? — 12) Gläubiger und Schuldner des Pflegbefohlnen dürfen die Vormundschaft nicht übernehmen, sollte auch die Forderung oder Verbindlichkeit klar seyn. — 13) Drei Kinder befreien von der Uebernahme einer Vormundschaft. — 14) In wiefern ist einer preſshaften Person, einem Kranken, Gebrechlichen, Tauben, Stummen ein Vormund beizuordnen? — 15) Die Savigny'sche Lehre vom Summarissimum in ihrer Anwendung auf Wegstreitigkeiten. — 16) Der Tradent verliert den Besitz an den Empfänger nicht anders, als wenn er *animo et corpore* zugleich aufgehört hat, zu besitzen. Nur von dem tradirten Besitze redet das berüchtigte Frg. 153 *de regulis juris*. — 17) Eine Anerkennung von Seiten des Fiscus ist einer fiscalischen Veräufserung nicht gleich zu achten. — 18) Oeffentliches Pfandrecht. Ueber den Geist der *c.* 11. *C.* 8. 18. *qui potior*. — 19) Wie wird ein öffentliches Pfandrecht bestellt? — 20) Ueber die Mitwirkung des Schuldners zur Bestellung eines öffentlichen Pfandrechtes. — 21) Das Pfandrecht wegen eines Darlehns beginnt erst mit dem Tage der Auszahlung. — 22) Ein deutscher Erbvertrag wird durch Uebergehung eines Notherben nicht ungültig. — 23) Nach dem Jüt'schen Low haftet die Frau für die Schulden des Mannes nur mit ihrem zur Gütergemeinschaft gehörigen Vermögen. — 24) Vertretbare Sachen kann der Gläubiger nur in ihrer Gattung begehren, sollte auch eine besondere Bezeichnung Statt gefunden haben. — 25) Die Verabredung einer Leseprobe zwischen einem Bauer und einer Bäuerin, mit dem Versprechen des Bauern, seiner Gegnerin im Falle des Vorzugs im Lesen tausend Thaler geben zu wollen, ist ohne Rechtsbestand. — 26) Worin besteht ein Rechnungsfehler? — 27) Wie benehmen sich Makler und ihre Gehülfen bei Besorgung von Landstellen und Abschliessung von Ehebündnissen? *Actio de dolo. Consilium fraudulentum* eines *Curatoris sexus. Condictio indebiti.* — 28) Der Geber einer Summe Geld oder einer andern Sache kann die Rückforderung nicht durch den

Digitized by Google

bloſsen Empfang begründen. — 29) Von der dem Fiscus zuständigen Rückforderung dessen, womit sein Schuldner einen andern Gläubiger befriedigt hat. — 30) Die irrige Zahlung einer verjährten Schuld begründet die *Condictio indebiti*. Um so mehr wird einer verjährten Forderung die Compensirbarkeit versagt. — 31) Die Präclusion entzieht dem Gläubiger das Recht der Compensation. — 32) Die Competenz kann nicht wider denjenigen Kläger vorgeschützt werden, welcher keine Leistung begehrt. — 33) Eine Gemeinschaft ohne Vertrag, *communio incidens*, gewährt keinen Anspruch auf Competenz. — 34) Unabhängigkeit der Justiz. Cassation eines richterlichen Erkenntnisses durch die Regierung. — 35) Die Frage, ob eine Kirchenkasse hinreichende Mittel habe, Neubauten und Ausbesserungen zu bezahlen? ist nach erhobenem Streite von den Gerichten zu entscheiden und keineswegs an die administrativen Behörden zu verweisen. — 36) Ueber das muthwillige Processiren der Armen. — 37) Angebrachter Maaſsen wird eine Klage abgewiesen, wenn sie die zu ihrer Begründung nothwendige Thatsachen nicht bestimmt enthält. Verwechselung der Thatsachen mit Urtheilen und Schlüssen. — 38) Ueber den Miſsbrauch eines Blanckets, sowie über die Unzulässigkeit des Executivprocesses, wenn dringender Verdacht eines solchen Miſsbrauches vorhanden ist. — 39) In wiefern ist es nothwendig, daſs der Beweisführer wenigstens eine Abschrift oder einen Auszug der Urkunde, welche er in Händen hat, und womit er zu beweisen gedenkt, sofort bei Antretung des Beweises oder doch innerhalb der Beweisfrist überreiche? — 40) Wer ist ein Zeuge in eigner Sache in dem Sinne, um für gänzlich unfähig gehalten zu werden? — 41) Wer sind die *executores negotiorum*? Wer ist in Rath und That? Die es sind, dürfen zum Zeugniſs nicht zugelassen werden. — 42) Ueber die Beweiskraft von Urkunden, welche in einem fremden Welttheile ausgestellt worden, und von Zeitungsblättern, welche daselbst erschienen sind. — 43) Ueber die Feierlichkeiten bei Ableistung eines

Digitized by

Eides. — 44) Ueber die Warnung vor dem Meineide. — 45) Wenn der Schwörer in der Ableistung des Eides von dem gegnerischen Anwalde unterbrochen wird: ist dann der Eid für geleistet zu halten? — 46) Von der Bürgschaft: insbesondere von dem Unterschiede unter den römischen cumulativen Intercessions-Arten in Absicht auf Form und Inhalt. — 47) Eine Verbürgung darf der Bürge vor der Einwilligung des Gläubigers widerrufen. — 48) Nach der Ehe ist die Bürgschaft wegen der *Dos* zulässig. — 49) Ein präcludirter Gläubiger, insbesondere ein hypothekarischer, kann den Bürgen nicht ansprechen, sollte auch der Vorausklage entsagt seyn. — 50) Der Rückbürge darf sich auf eine Nachlässigkeit des Bürgen und des Gläubigers berufen. Beispiel einer flüchtigen Profession im Concurse. Wer ein ungerechtes Urtheil durch seine Verschuldung veranlafst, kann sich an seinem Mandanten nicht erholen. — 51) Ueber den Unterschied zwischen dem Privattestamente und dem Testamente vor Gericht und vor dem Landesherrn. — 52) Wie geschieht die Execution eines Bundesschlusses und wem fallen die Kosten derselben zur Last? — 53) Ein Dienstherr wird in der Person seiner Amme nicht beleidigt. — 54) Ueber den richtigen Gebrauch der Kunstwörter in der Praxis. — 55) Darf der Criminalrichter ein Exempel statuiren? — 56) Wer beurtheilt eine Thatsache richtiger, ein Geschwornengericht? oder ein Richter-Collegium auf Vortrag eines Referenten? Merkwürdige Beispiele der widersprechendsten Würdigung von Criminalfällen. — 57) Ueber die Vergreifung eines Staatsdieners an amtlich erhobenen Geldern. — 58) Von der Strafbarkeit des Entwurfs eines hochverrätherischen Schreibens. — 59) Die Erben des Verbrechers, welcher vor angestellter Untersuchung gestorben ist, haften nicht für die Kosten der wider die Theilnehmer angestellten Untersuchung. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

R. Brinckmann, Wissenschaftlich praktische Rechtskunde.

(Beschluss.)

60) Wie sich die Praxis in Betreff der Fristen in Civil- und Criminalsachen geändert hat. — 61) Die Urtheilsgründe in einer Civilsache sind von den Partheien in soweit geheim zu halten, als sie den Verdacht eines Vergehens anschaulich machen und daher zur Anstellung einer peinlichen Untersuchung Anlafs geben. — 62) Im inquisitorischen Processe werden Urtheile, in soweit sie eine Freisprechung enthalten, sofort rechtskräftig. Hievon tritt keine Ausnahme ein, wenn ein Urtheil in den Punkten, die eine Verurtheilung enthalten, durch weitere Vertheidigung angefochten wird. — 63) Ueber die kaufmännischen Umtriebe zur Vorbereitung eines betrügerischen Bankerottes, und den Anfangstermin des Vergehens der Verschleppung. Ein Beitrag in einer Vertheidigungsschrift. — 64) Ermordung eines Kindes durch Nadeln, ausgeführt in einem öffentlichen Gebärhause. Ob Kindermord oder Verwandtenmord? Ob vollendetes oder versuchtes Verbrechen? — 65) Das Verunreinigen der zum öffentlichen Gebrauche dienenden Gewässer verdient eine strenge Ahndung. — Das Baden geschehe ohne öffentliches Aergernifs. — 67) Im Jahre 1830. begehrt ein Vertheidiger noch die Beibringung des Todtenscheins über Napoleon's Ableben. — 68) Jedermann ist zur Vertheidigung eines Angeschuldigten zuzulassen. — 69) Eine zweifelhafte Verurtheilung in Criminalsachen ist auf das Gelindeste auszulegen. — Zum Schlusse wird unter No. 70. mitgetheilt, wie in Schleswig und Holstein die Prüfung der rechtsgelehrten Candidaten vorgenommen wird.

Digitized by Google

An diese Anzeige des Inhaltes mögen sich einige Bemerkungen und Ausführungen über einzelne Sätze der vorliegenden Schrift anschliefsen, theils zum Beweise, mit welcher Sorgfalt dieselbe durchgelesen wurde, theils die Ansichten des Verfs. zu berichtigen. Den Anfang mache gleich die erste Abhandlung, wo die Rede ist von der Legitimität des Königs von Westphalen. Es heifst nun: „Bekanntlich war derselbe von Preufsen im Tilsiter Frieden anerkannt, von Hannover, Braunschweig, Hessen niemals, obgleich das Königreich Westphalen aus den Erblanden dieser 3 Häuser ebensowohl, als aus einem Theile der Preufsischen Besitzungen war gebildet worden. . . . . Die Facultät (Kiel) würde nicht im mindesten gezweifelt haben, die Westphälische Herrschaft in Bezug auf das Haus Braunschweig und dessen Lande für eine unrechtmäfsige zu erklären, weil dieses Haus durch keinen Vertrag oder Friedensschlufs den König von Westphalen anerkannt hat." Da diese hier aufgestellte, keineswegs aber mit Gründen unterstützte, Ansicht des Verfs. auf die Privatrechtsverhältnisse der Bewohner von Hannover, Braunschweig und Hessen von so grofsem Einflusse seyn kann, so glauben wir hier verweilen und die Frage einer Untersuchung unterziehen zu dürfen: ist die Königlich Westphälische Regierung eine rechtmäfsige, so dafs die von ihr innerhalb der damals verfassungsmäfsigen Grenzen ihrer Gewalt vorgenommene Handlungen zu Recht bestehen und von dem Nachfolger der Regierung anerkannt werden müssen? Diese Frage gehört sowohl dem Völkerrechte, in wiefern von dem Rechtsverhältnisse zwischen dem Könige von Westphalen und den verdrängten Fürsten, als auch dem Staatrechte an, in wiefern von dem Rechtsverhältniss zwischen den verdrängten Regenten und ihren Unterthanen die Rede ist. Wie verschieden auch immer die Ansichten der Rechtslehrer in Ansehung des Eroberungsrechtes seyn mögen, so ist doch soviel aufser allem Zweifel, dafs

I. nach dem praktischen Völkerrechte aller Zeiten das Eroberungsrecht als begründeter Erwerbtitel be-

Digitized by Google

trachtet werden muſs, wodurch das Eigenthum einer dem Feinde abgenommenen Sache auf den Eroberer übergeht, so lange es in Streitigkeiten der Staaten unter sich an einem Richter und an einer Norm über den Zeitraum fehlt, innerhalb welchem eine widerrechtliche Besitznahme in einen rechtlichen Besitz verwandelt wird. Hugo Grotius *de jure belli et pacis lib.* III. *cap.* 6. de Puffendorf *de jure nat. et gent. lib.* IV. *cap.* 6. §. 14. Günther Europäisches Völkerrecht II. Th. S. 110. Moser Versuch des neusten Europ. Völkerrechts IX. B. 1. Th. S. 296. Vatell *droit des gens tom* III. §. 195. Das Königl. Preuſs. Manifest vom 1. April 1806, durch welches Hannover als durch Eroberungsrecht Frankreichs Kaiser zustehend, und durch Cession von diesem wohlerworben, dem Preuſs. Staate einverleibt wird, und die mit dem Könige Joachim von Neapel im Jahre 1814. gepflogene Verhandlungen liefern die Bestätigung in der neuesten Zeit. Damit aber der auf bloſser Eroberung sich gründender Besitzstand wirkliches Eigenthum der eroberten Staaten gewähre, fordert das Europäische Völkerrecht, daſs derselbe durch Verträge anerkannt und bekräftigt sey. Man vergl. Klüber Europ. Völkerrecht II. B. §. 256. und die not. a. citirten Schriften. Und nur eine solche durch feierliche Verträge von den übrigen Mächten anerkannte Eroberung begründet einen Rechtszustand, welcher, garantirt durch anerkennende Verträge, als vollständig begründet angesehen werden muſs. In dem solche Weise begründeten vollständigen Eigenthume liegt das Recht der Veräuſserung, kraft dessen der Eroberer befugt ist, auf jede beliebige Weise über die eroberten Güter zu verfügen, und jede getroffene Anordnung ist vom Besiegten im Verhältnisse zum Sieger und zu jedem dritten Erwerber als zu Recht bestehend anzusehen, so daſs eine Zurückforderung nicht Statt findet. Schmelzing Grundriſs des prakt. Europ. Völkerrechts III. Th. §. 479. Vatell *droit des Gens lib.* III. §. 196. Napoleon war längst als Regent von Frankreich anerkannt, sowie die von ihm gemachten Eroberungen,

Digitized by Google

als er das Königreich Westphalen gründete. Dadurch gingen alle Rechte, welche ihm zustanden, auf den König von Westphalen über, der sonach gültig alle Regenten-Handlungen vornehmen konnte. Anerkannt von sämmtlichen Continentalmächten nicht blos in Ansehung der von Preufsen abgetretenen Länder, sondern auch in Ansehung der blos eroberten Provinzen (Tilsiter Frieden zwischen Frankreich und Rufsland Art. 19. 20. und zwischen Frankreich und Preufsen Art. 7. 8. 9.) müssen auch die von dem anerkannten Könige von Westphalen vorgenommene Handlungen selbst als gültig anerkannt werden. Man vergl. Klüber Völkerrecht II. B. §. 258. und die dort angeführte Literatur. — Nicht blos nach den Grundsätzen des prakt. Europ. Völkerrechts ist die Westphälische Regierung als rechtmäfsige zu betrachten, so dafs die von ihr innerhalb der damals verfassungsmäfsigen Grenzen der Gewalt vorgenommene Handlungen zu Recht bestehen, und vom Nachfolger anerkannt werden müssen, sondern auch

II. nach den Grundsätzen des Staatsrechts. Zur Begründung will man sich der Worte bedienen, welche der K. Würtemberg'sche Staatsminister Freiherr von Wangenheim in der Sitzung der h. deutschen Bundesversammlung vom 5. Juni 1823. gebrauchte und die folgende sind: „Die Dauer der Völker kennt keine andern Grenzen, als die dem Bestande der Erde, welche sie trägt und erhält, vorgeschrieben sind: während die Machthaber mit den Menschenaltern und Weltereignissen wechseln und Einer des Andern Stelle, ihm nachfolgend, einnimmt. Der ewige Staat spricht durch jeden Regenten. Blofse Umwandlung in der physischen oder moralischen Person des regierenden Subjectes kann daher auf Verpflichtungen des Staates entkräftenden Einfluss nicht haben. Dafs ein Staat seinem Begriffe nach nicht gedacht werden kann, ohne einen Oberherrn, einen Regenten, ist klar: dafs aber dieser Regent als wesentliches Glied des Staates nur eine ideale Person sey, ist wohl eben so wenig zu bezweifeln: von einem bestimmten Regenten,

Digitized by Google

einem bestimmten Individuum, welchem die Regierung zusteht, kann keine so unzertrennliche Verbindung mit dem Staate behauptet werden, dafs ohne jenes dieser nicht existiren könne. Ein bestimmter Regent kann zwar allerdings für sich und seine Familie ein Recht auf die Regierung des Staates haben: dieses Recht kann ihm, auch getrennt vom Staate, weder einseitig von den eignen Unterthanen, noch durch Gewalt von aufsen entzogen werden: er ist und bleibt rechtmäfsiger Regent. Allein der Staat bedarf in jedem Augenblicke seiner Dauer, die keine Unterbrechung leidet, nothwendig eines Führers, eines Oberhauptes, welches den wenigstens präsumtiven Gesammtwillen ausspreche und vollstrecke. Das Volk als der wesentlichste immerdauernde Bestandtheil des Staates — während es von dem rechtmäfsigen Regenten unvermeidlich getrennt ist — kann sich einem andern unterwerfen, der die höchste Gewalt im Staate ausübt, und, solange dieser die höchste Gewalt ausübt, ist zwischen ihm und dem Volke das rechtliche Verhältnifs des Oberherrn zu seinen Unterthanen begründet: alle Rechte, welche dem Staate als solchem zustehen, sind auf ihn übertragen und alle Verbindlichkeiten, welche dem Staate als solchem obliegen, sind von ihm zu erfüllen." Protokoll der Bundesversammlung XV. B. S. 234. der 4. Ausg. Man vergl. Nibler der Staat aus dem Universum entwickelt. Ancillon, über Souveränität S. 8. Schmidt Lehrbuch des g. deutschen Staatsrechts I. Abth. §. 13. Hegel Naturrecht §. 57. Gerlach Grundrifs der philos. Rechtslehre §. 180. v. Dresch, Systematische Entwicklung der Grundbegriffe und Grundprincipien u. s. w. S. 194. Klüber Oeffentliches Recht §. 3. 242. 252. und not. 6. §. 253. 254. *Lettre du Baron de Gagern à Lord Castlereagh du* 24. *Oct.* 1815. in *Pièces relatives au dernier traitè des puissances alliées avec le France p.* 35 u. mehreren Andern. So wenig daher der Staat mit dem Regenten stirbt, so wenig kann die Wirksamkeit der Staathandlungen durch einen Wechsel in der Person des Regenten erlöschen, und das

Verhältnifs des Vorfahrers und Nachfolgers im Besitze der Staatsgewalt kann nicht nach dem Personalverhältnifs, worin beide zusammenstehen, beurtheilt werden, sondern nach den Realverhältnissen, also nach den zur Zeit der Vornahme der Handlungen bestehenden verfassungsmäfsigen Gesetzen. de Martens *Precis du droit des Gens* §. 282. *a. not. c. edit.* III. Diese Grundsätze sind nicht allein im Art. 16. 27. des Pariser Friedens vom 30. März 1814, sondern auch in dem Schlufsakte des Wiener Congresses vom 9. Juni 1815. sanctionirt worden, wo Art. 41. in Betreff der in Fulda und Hanau verkauften Domänen verfügt ist. Es hat nicht die Absicht der auf dem Congresse versammelten h. Mächte seyn können, für Staaten und Fragen, welche in Hinsicht auf Recht völlig gleich stehen, eine Verschiedenheit von Grundsätzen eintreten zu lassen, die rechtlich nicht begründet seyn würde, und daher, da sie nicht ausdrücklich ausgesprochen ist, als der Gerechtigkeit der h. Mächte nicht gemäfs nicht vermuthet werden darf. Diese Grundsätze sind

a) von Oestreich in seinen neuen Erwerbungen in Anwendung gebracht worden. M. vergl. Kais. Oestreich. Patent vom 11. Mai 1815. und 28. Febr. 1816. für die Königreiche der Lombardei und Venedig.

b) Der Pabst verordnet in dem Edicte vom 5. Juli 1815, dafs die Käufer der Güter von den vorigen Regierungen, die ihre Käufe nach den damals bestehenden Gesetzen und Verbindlichkeiten abgeschlossen, nicht beunruhigt werden sollen. Auch wegen der Staatsschuld, Pensionen und Herabsetzung der directen und indirecten Abgaben ist Vorsorge getroffen.

c) Der Feldmarschall-Lieutenant und Oberbefehlshaber Bianchi erklärt nach ausdrücklichem Verlangen Ferdinand's IV., dafs der Verkauf der Staatsgüter unwiderruflich aufrecht erhalten werde.

d) Der Königl. Preufs. Hof hat mit eben soviel Gerechtigkeit als Wohlwollen dieselbe Ansicht erklärt, denn in einem Schreiben Sr. Durchlaucht des Staatskanzlers Herrn Fürsten von Hardenberg vom 21. Januar 1816.

Digitized by Google

heifst es: „Das Fürstenthum Corvey ist von dem damaligen Franz. Kaiser allerdings mittelst willkührlicher Entsetzung des rechtmäfsigen Herrn in Besitz genommen und dem Königreiche Westphalen nachmals einverleibt worden: allein in dem Art. 8. u. 9. des Friedens-Tractates von Tilsit v. 9. Juli 1807. hat Se. Majestät der König die Einrichtungen, welche der Kaiser Napoleon sowohl rücksichtlich der von Preufsen abgetretenen Staaten als der andern Länder, die sich im Besitze des damaligen Kaisers befanden, zu treffen sich vorbehalten, zu Gunsten des Königreichs Westphalen ausdrücklich anerkannt: mithin waltet die Verpflichtung ob, die im Königreiche Westphalen getroffenen Einrichtungen, sie mögen sich auf die im Friedenstraktate von Tilsit durch Preufsen abgetretenen oder auf die usurpirten Provinzen erstrecken, anzuerkennen u. s. w."

e) Dieselben Grundsätze hat das Oberappellationsgericht zu Cassel und die Juristen-Facultät zu Gieſsen ausgesprochen. Man vergl. Pfeiffer, in wiefern sind Regierungshandlungen eines Zwischenherrschers verbindlich, und Stickel Beitrag zu den Lehren von der Gewährleistung und der Rechtsbeständigkeit der Handlungen eines Zwischenherrschers, Gieſsen 1826. Ferner Urtheil der Juristen-Facultät Gieſsen in Betreff der Angelegenheiten der Westphälischen Domänenkäufer. Frankfurt 1820.

Ist nach dem bisher Gesagten die Königl. Westphälische Regierung im Allgemeinen als eine rechtmäfsige zu betrachten, so entsteht noch die besondere Frage: ob die gedachte Regierung auch in Bezug auf das Haus Braunschweig und dessen Lande für eine rechtmäfsige anzusehen sey, weil dieses Haus durch keinen Vertrag oder Friedensschluſs den König von Westphalen anerkannt hat? Wir glauben hierauf erwidern zu müssen: Wenn es gleichwohl die Ansicht der bewährtesten Rechtslehrer ist, dafs zur Erwerbung des Eigenthums von Seiten des Eroberers die Abtretung der Provinzen von Seiten der Besiegten in einem Friedensschlusse nicht nothwendig

Digitized by Google

ist (Vatell a. a. O. tom. III. 3. §. 195. Stickel a. a. O. S. 34. und die daselbst angeführte Literatur), so verdient doch mit Uebergehung der Geschichte älterer Zeit, namentlich der Stuarts und des Hauses Braunschweig, die neueste Zeitgeschichte durch ihre aufgestellten Beispiele die vorzüglichste Berücksichtigung, und mögen hier nur Erwähnung finden das bereits angeführte K. Preufs. Manifest vom 1. April 1806, die Tilsiter und Wiener Friedensschlüsse, das Beispiel Neapels im Jahre 1814, die Erklärung des Congresses von Chatellon, wornach die verbündeten Mächte übereingekommen, dem Könige Joachim seine Besitzungen auf den Grund eines zwischen Oestreich und Neapel abgeschlossenen Vertrages zu garantiren, das Beispiel von Guadeloupe, welches England als bloſse Eroberung an Schweden cedirt hat, die Verhandlungen wegen Sachsen, die Disposition über Genua, Isenburg und einige andere Staaten (Klüber Uebersicht I. Hft. S. 94. Wiener Congreſsakten v. 9. Juni 1815. Art. 86. 52.), welche Vorgänge doch deutlich beurkunden, daſs die Europäischen Mächte, welche zur Wiederherstellung von Europa und zur Begründung neuer Staats- und Völkerrechtlicher Normen in Wien versammelt gewesen, die Befugniſs über blos eroberte Provinzen, auch ohne Zustimmung der vertriebenen Regenten auf eine gültige Weise disponiren zu können, als völkerrechtlich begründet angesehen haben. — Wollte man aber auch annehmen, daſs die Einwilligung des durch Gewalt der Waffen vertriebenen Fürsten nothwendig sey, und daſs diese durch den Tilsiter Frieden nicht habe ersetzt werden können, so darf doch nicht vergessen werden, daſs die Regenten-Rechte mit den Regenten-Verbindlichkeiten in der innigsten Verbindung stehen, so daſs das Rechtsverhältniſs zwischen Regent und Unterthan in dem Augenblick als aufgelöst betrachtet werden muſs, in welchem der Regent seine Unterthanen dem Feinde schutzlos preis giebt, und daſs die Unterthanen berechtigt waren, mit dem neuen Regenten einen Staatsvertrag abzuschlieſsen, woraus von selbst folgt, daſs die Unterthanen wegen der

Digitized by Google

geschehenen Huldigung und wegen andern, die Anerkennung des Königs von Westphalen beurkundenden Handlungen nicht zur Verantwortung gezogen werden dürfen. Waldeck Controversen-Entscheidungen I. Th. S. 26. 53. — Endlich verdient für die Rechtmäfsigkeit der Königl. Westphälischen Regierung in besondere Erwägung gezogen zu werden das Interesse der Unterthanen und das davon unzertrennliche Interesse des rechtmäfsigen Staatsoberhauptes. Ohne hier die Gründe zu wiederholen, welche bereits Zachariä in der Schrift: Ueber die Verpflichtung zur Aufrechthaltung der Handlungen der Regierung des K. Westphalen S. 46. geltend gemacht hat, mögen hier die Worte des Handschreibens Sr. Kais. Majestät Franz II. an die gesammten Churfürsten des Reichs d. d. Wien 7. Sept. 1806. einen Platz finden, wo es heifst: „Ein jeder regierender Fürst hat die Vermuthung für sich, dafs er bei seinen Staatshandlungen alle individuelle Verhältnisse reiflich erwäge, und die Wohlfahrt des Landes zum Augenmerk habe. Man überläfst hierbei jedem Fürsten, die weitaussehenden Folgen zu berechnen, welche nothwendig entstehen würden, wenn je die Meinung herrschend werden sollte, dafs der Nachfolger in der Regierung an die Handlungen seiner Vorfahren, die sie in der Eigenschaft als regierende Fürsten vorgenommen haben, in der Regel nicht gebunden sey." Alle wieder eingesetzte Regenten haben ihre Staaten aus den Händen derjenigen h. Mächte erhalten, welche in dem Tilsiter und Wiener Frieden den Besitz derselben dem Könige von Westphalen zugestanden und in welchen sie ihn als legitimen Regenten, mithin auch dessen Befugnifs zur gültigen Ausübung aller Regentenhandlungen feierlich anerkannt haben, woraus sich ergiebt, dafs die h. Mächte den neuen Besitz dieser Länder nur unter der Verpflichtung einer gleichmäfsigen Anerkennung und Aufrechthaltung dieser Handlungen haben übertragen wollen, wie dieses in dem am 2. Decb. 1813. zwischen I.I. M.M den Kaisern von Oestreich und Rufsland und Sr. M. dem Könige von Preufsen mit dem

Digitized by Google

Churfürsten von Hessen geschlossenen Vertrage geschehen ist. Aus dieser kurzen Darlegung der Gründe, welche leicht vermehrt werden könnten, glauben wir der Ansicht des Verfs. nicht beitreten zu können, vielmehr der entgegengesetzten Meinung mit den bereits angeführten Schriftstellern, denen sich noch viele anreihen liefsen, huldigen zu müssen.

In No. 12. wird der Satz ganz allgemein aufgestellt, dafs Gläubiger und Schuldner des Pflegbefohlnen die Vormundschaft nicht übernehmen dürfen, wenn auch die Forderung oder Verbindlichkeit klar seyn sollte. Der in Nov. 94. cap. 1. angegebenen Ausnahme wird nicht gedacht, *liceat itaque matribus secundum veterem observationem, si renuncient et res suas obligent (sicut antea in usu fuit) liberorum tutelam suscipere, neque hanc exceptionem metuant, sed, quantum ad illas, ita se res habeat, ac si ea de re lex plane scripta non fuisset.* Darüber ist wohl kein Streit, dafs unter den *matribus (qui liberorum curam suscipere volunt)* auch die Grofsmütter zu verstehen sind: ob aber rücksichtlich des Vaters und Grofsvaters eine Ausnahme von der Nov. 72. Statt finde, wenn diese die Vormundschaft über ihre minderjährigen Kinder übernehmen, scheint zweifelhaft. Geht man davon aus, dafs die Nov. 94. als äbänderndes Gesetz streng auszulegen ist und daher auf andere Fälle nicht ausgedehnt werden kann, so sind der Vater und Grofsvater den Müttern und Grofsmüttern nicht gleichzustellen. Betrachtet man dagegen den in Nov. 94. angeführten Grund, nämlich *pius et naturalis erga liberos amor*, so dürfte dieser auch auf den Vater und Grofsvater anwendbar seyn.

Wenn in No. 13. die Anwendbarkeit des römischen Rechtes, dafs 3 Kinder von der Uebernahme einer Vormundschaft befreien, behauptet, und der Grund, dafs gerade 3 Kinder eine Entschuldigung abgeben, darin gefunden wird, weil, was das heutige Verhältnifs der Hauptstadt zu den Provinzen betreffe, alle Bürger ohne Unterschied für *cives optimo jure* zu achten seyen und

Digitized by Google

darum eine Zurücksetzung, wie sie bei den Römern in Ansehung der Bewohner Italiens und den Provinzen vorkam, nicht Statt finden könne, so glauben wir hier doch anderer Ansicht seyn zu dürfen, weil es nicht auf Civität, sondern blos auf den Wohnort ankam. Den *Civis*, der in der Provinz wohnte, entschuldigten nur 5 Kinder und den Provinzialen, der in Rom wohnte, 3 Kinder. Der Grund beruht in den Vorzügen, welche der Hauptstadt beigelegt waren und in dem Unterschiede, welcher in politischer Hinsicht zwischen Italien und den römischen Provinzen gemaeht wurde. Es dürfte sonach bedenklich seyn, gemeinrechtlich die Vorrechte der Stadt Rom, als kaiserlichen Hauptstadt, für ganz Deutschland anzuwenden.

Nach No. 21. beginnt das Pfandrecht wegen eines Darlehns erst mit dem Tage der Auszahlung, eine Meinung, welche Hepp in seiner *Diss. ex quo tempore hypotheca bona debitoris afficiat* und im Archiv für Civil. Praxis 10. B. S. 245. weitläufig vertheidigte. Erwägt man aber die nachtheiligen Folgen, welche daraus für den Gläubiger wegen der Zinsen entstehen können, und bedenkt man, dafs bei uns das blofse *pactum de mutuo dando* klagbar ist, mithin die Verbindlichkeit im Augenblicke der Verabredung existent wird, so möchte man doch geneigt seyn, mit Pufendorf die Behauptung aufzustellen, dafs die Hypothek nicht erst von der Auszahlung, sondern schon von der Verabredung anfange.

Noch Vieles hätten wir zu sagen, was aber der Raum nicht gestattet. Nur das Eine wünschen wir, der Verf. möchte in Zukunft mehr Rücksicht nehmen auf die Literatur und seine Ansichten öfters besser begründen, denn es wird wohl Niemanden heut zu Tage genügen, dafs dieses oder jenes Gericht, diese oder jene juristische Facultät diese Meinung aufstellte, sondern die Gründe allein sind es, welche deren Annahme bewirken.

Digitized by Google

Die Täuschungen des Repräsentativ-Systems, oder Beweis: dafs dieses System nicht das geeignete, rechte und zeitgemäfse Mittel ist, den Bedürfnissen unserer Zeit zu begegnen, mit Andeutung der geeigneten, rechten und zeitgemäfsen Reformen. Von Karl Vollgraff, Dr. d. R. u. d. Phil., ordentl. Professor des Staatsrechts u. d. Politik zu Marburg. Marburg bei U. G. Elwert. 1832. 85 S. 8.

Man wird in unserer tiefbewegten Zeit, in einer Zeit, welche sich von der Vergangenheit losreifsen will, um die Staaten nach einem ganz neuen Plane zu organisiren, dem politischen Zustande der Europäischen Menschheit ganz neue Grundlagen zu geben, die Stimme des Verfs., welcher, mit der Geschichte innig vertraut, dem Ansehn der Geschichte in Verfassungsangelegenheiten nachdrücklich das Wort spricht, gewifs mit dem gröfsten Interesse vernehmen. Zwar giebt es in unseren Tagen nur zu Viele, (oder vielleicht war es niemals anders,) welche nur ihrer Parthei das Wort vergönnen möchten, oder welche die Gegenparthei, z. B. durch Beinamen, verdächtigen, um sich der Mühe zu überheben, sie zu widerlegen. Aber in dem Sinne sollten alle Partheien zur Fahne der Liberalität schwören, dafs eine jede die Meinung der Gegenparthei achtete, d. i. ruhiger und gründlicher Prüfung werth hielte, da eine jede denn doch ebenfalls nur Meinungen aufstellt und vertheidiget. Denn — was ist Wahrheit? Entweder ist, was die Angelegenheiten des Staates betrifft, das allein Wahre und Richtige nur in einer theokratischen Verfassung oder nur mittelst einer gütlichen Uebereinkunft zu finden.

Die Grundidee der vorliegenden Schrift, (schon aus andern Schriften des Verfs. bekannt, an die Ansichten Haller's erinnernd,) ist die: Die Völker deutschen Ursprungs, — der Verf. rechnet sie in seiner Kunstsprache zu den Rechtsvölkern, — haben für ihre Staatsverfassungen einen eigenthümlichen Typus, zu welcher z. B. die Verschiedenheit der Stände und eine auf diese Verschiedenheit gebaute, den Landesherrn nur in bestimmten Fällen und Beziehungen beschränkende reichs- oder landständische Verfassung wesentlich gehört. Angenommen auch, dafs sie die diesem aus ihrem gesammten Seyn

und Wesen hervorgehenden Verfassungsrechte absagen könnten, so würden sie doch zugleich sich selbst untreu werden, ihre Nationalität gänzlich aufgeben. Auf jeden Fall aber ist es für jetzt noch nicht an der Zeit, dafs sie diesen gefährlichen Schritt thun könnten oder sollten. Vielmehr ist noch zur Zeit das wahre Heil der Staaten deutschen Ursprungs in der Wiederherstellung oder in der Ausbildung der reichs- oder landständischen Verfassungen zu suchen; wobei übrigens der Verf. keinesweges in Abrede stellt, dafs diese Verfassungen, so wie sie uns überliefert worden sind oder so wie sie nach dem Geiste des ursprünglichen deutschen Staatsrechts beschaffen waren und einst beschaffen seyn mufsten, einiger zeitgemäfser Verbesserungen bedürfen.

Um die Art, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat, anschaulich zu machen, hier noch einige Stellen der Schrift. S. 237 f. „Die vorgespiegelte Souverainetät des getäuschten Volkes besteht (in der Repräsentativverfassung) blos in der Befugnifs, alle 4—8 Jahre einen neuen Herrn mit unbeschränkter Gewalt zu wählen und sich dann wieder bescheiden zurückzuziehen und zu gewärtigen, was der neue Herr für sie thun werde, höchstens mit der Befugnifs, ihm ihre Wünsche als gehorsamste Bitten vorzutragen und es seinem Ermessen zu überlassen, ob er sie gnädig unterstützen wolle oder nicht." (Der Verf. fügt in einer Anm. hinzu: „Unter den Absurditäten des Repr. Syst. ist dies die gröfste, dafs die Wähler an ihre Erwählten Bittschriften einreichen müssen, wenn sie etwas wünschen, gerade so absurd, wie wenn ein Mandant an seinen Anwalt eine Bittschrift richten müfste, um diesen zu einer Handlung zu bestimmen.") Der Verf. fährt fort: „Der Gewählte hat seine Wähler in ihren Wohnsitzen vielleicht in seinem ganzen Leben nicht gesehen, weifs nichts von ihrer concreten Noth und ihrem Bedürfnifs; braucht beides aber auch nicht, da er ja nicht sie, sondern das fingirte ganze Volk repräsentirt, dieses fingirte Wesen auch nur ein fingirtes identisches In-

Digitized by

teresse haben soll, mag es auch in der Wirklichkeit noch so verschiedene haben." (Der Verf. setzt in einer Anm. hinzu: „Gewissenhafte Männer nehmen daher auch dergleichen Wahlen gar nicht an, sondern nur solche, die sich durch scheinbare Liberalität einen Namen, Becher u. s. w. zu erwerben gedenken, und wie leicht ist es auch, liberal zu reden, wenn man nur nicht selbst liberal zu handeln und zu geben braucht, d. h. der Regierung alles ab- und sich zuzusprechen, denn darauf läuft es mit aller andern politischen Liberalität hinaus — lieber Alles." Es darf befremden, dafs der Verf. nicht auch den Fall seiner Kritik unterworfen hat, da die II. Kammer, indem sie theilweise ergänzt wird, eine ständige Behörde oder, in der Sprache des Verfs., ein unwandelbarer Herr ist.) — Ferner S. 40. „Je gröfser ein Land ist, je dringender wird auch das Gebot mittelbarer Wahlen, um nämlich dem Volke doch wenigstens in den Urwahlen einen Schatten der ihm vorgespiegelten Souverainetät zu lassen. Dafs nun bei solchen mittelbaren Wahlen die einzelnen Interessen der verschiedenen Classen, wie sie nun doch einmal noch vorhanden sind und sich nicht gewaltsam wegleugnen, wegdenken lassen, vollends ganz und gar unbeachtet bleiben, so dafs die Urwähler oft schlechtweg den eigentlichen Repräsentanten gar nicht kennen und nie gewählt haben würden, kurz, dafs thatsächlich diese mittelbare Wählart von einer Loosziehung nur der Form nach verschieden ist, wurde schon bemerkt, denn Primair- und Secundair-Wahlen sind ja keine zusammengesetzten Destillirapparate, aus denen in Gemäfsheit des angeordneten Verfahrens ein bestimmter Spiritus von so und so viel Grad Stärke sich berechnen liefse, sondern alles hängt dabei vom reinen Zufalle ab, es sey denn, dafs, wie auch bei einer Loosziehung geschehen kann, Betrug und Bestechung mit unterlaufe, was wir denn auch täglich hören und wahrnehmen, dafs es, fast mit Nothwendigkeit, geschieht; während bei einer unmittelbaren oder directen Wahl doch wenigstens die Ma-

Digitized by Google

joritat der Wähler die Satisfaction hat, den erwählt zu haben, den sie kennt, dem sie Vertrauen schenkt, der sie, wie in England, am besten bezahlt, ihnen ihr Millionentheil Souverainetät um den höchsten Preis abgekauft hat."

Auch der unbefangene Leser, ja selbst der Leser, welcher sich zu den Ansichten des Verfs. hinneigt, dürfte versucht seyn, dem Verf. z. B. folgende Fragen vorzulegen: Ist nicht ein Hauptzug in dem Charakter der Völker deutschen Ursprungs die Bildsamkeit dieser Völker? ihre Fähigkeit, sich, nach Zeit und Umständen, auf neuen Wegen und Bahnen zu versuchen? ihr Streben, sich dem Ideale einer rein menschlichen Cultur und einer cosmopolitischen Civilisation zu nähren? — Hat sich nicht in einer grofsen Anzahl der europäischen Staaten deutschen Ursprungs der Zustand der bürgerlichen Gesellschaft in dem Grade verändert, dafs auch das Gebäude der Staatsverfassungen einer gänzlichen Umgestaltung bedarf oder ihr entgegensieht? — Hat wohl der Verf. der Repräsentativverfassung immer ihr Recht widerfahren lassen? oder sieht er sie nicht zuweilen blos aus einem Standpunkte an, welcher es ihm unmöglich macht, in den Geist dieser Verfassung einzudringen? Ist es die Schuld der Repräsentativverfassung, wenn sie da nicht gedeihen kann, wo es an den Bedingungen ihres Gedeihens fehlt? z. B. wo Stadt und Land durch die Vorrechte der Zünfte von einander rechtlich gesondert sind? oder wo sich die Regierung nicht auf das Regieren beschränkt?

Z.

Das Princip der Erblichkeit und die französische und englische Pairie; ein Beitrag zur Geschichte. — Majorum instituta tueri sacris caeremoniisque retinendis sapientis est. Cic. — Berlin, Stettin und Elbing, b. Nicolai. 1332. 145 *S.* 8.

Die Idee, welche in der vorliegenden mit eben so viel Sachkenntnifs als Mäfsigung ausgearbeiteten, auch durch den Vortrag sich auszeichnenden Schrift darge-

Digitized by Google

stellt und verfolgt wird, dürfte sich so bezeichnen lassen: In unsern monarchischen Staaten — in den europäischen Monarchieen deutschen Ursprungs — läfst sich die politische und die bürgerliche Freiheit nur auf die Verschiedenheit der Stände gründen. Ohne einen reich begüterten, ohne einen grundherrlichen Adel, ohne Körperschaften, (Städte, Universitäten,) keine Freiheit, weder bürgerliche noch politische Freiheit. Frankreich, das diese Elemente nicht mehr hat, dessen Regierung diese Elemente schon lange vor der Revolution planmäfsig vernichtete, ist fortdauernd in einem Zustande, in welchem Revolutionen auf Revolutionen folgen müssen. Das Gedeihn der brittischen Verfassung beruht nicht auf ihren Formen, sondern auf den geschichtlichen Grundlagen, die sie im Volke hat, auf dem Grundreichthume des Adels, auf den Korporationsrechten der Städte.

Um theils die Grundidee der Schrift noch kenntlicher zu machen, theils die Art der Ausführung durch einzelne Aeufserungen des Verfs. zu charakterisiren, wollen wir einige besonders hervorstechende Stellen der Schrift wörtlich anführen. — „Mögen die Franzosen noch so viel von ihrer Aufklärung sprechen, so viel bleibt gewifs, dafs sie in den Jahren vor der Revolution die so tiefe, die so schwer zu fassende Frage der Freiheit durchaus mifsverstanden haben. Sie verwechselten schon damals die Gleichheit vor dem Gesetze mit der Gleichheit der Stände, und strebten nach dieser, um jene zu erzielen, wodurch sie sich von ihr stets entfernten, und am Ende immer auf denselben Punkt zurückkamen, von dem sie ausgegangen waren, ohne sich erklären zu können, wie sie eigentlich ihr Ziel immer verfehlten. Leider sind in der Politik nur die Systeme leicht zu begreifen, welche zum Despotismus oder zur Anarchie führen. Die Kenntnifs der wahren Freiheit erfordert ein Studium der Geschichte, eine Menschenkenntnifs und eine gründliche Prüfung der verschiedenen Regierungsformen, die nur Wenigen angehören." S. 54 f. —

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Ueber das Princip der Erblichkeit.

(Beschlufs.)

„Wir sagen es ohne Furcht und ohne Anmafsung: die Freiheit, wie sie heute verstanden, wie sie verlangt wird, verträgt sich in der Ausdehnung, die man ihr giebt, mit dem Staatsverbande nicht. Die öffentliche Meinung, durch fremdes Beispiel verführt, neigt sich überall zur extremen Freiheit. Man sieht in Verfassungen nur den Vortheil des Volkes, und darunter versteht man nicht, wie geschehen sollte, die Nation und alle ihre Bestandtheile, sondern allein das demokratische Element; diesem will man ausschliefslich alle Rechte übertragen; ob nicht andere Rechte darunter leiden, untersucht man nicht; man will Auflösung und Gleichheit der Stände, und sieht nicht, wie all dies unvernünftige Treiben die Freiheit in ihrem Keime erstickt." S. 67 f. — „Die beste der politischen Gesetzgebungen würde die seyn, welche die Rechte aller Bestandtheile im Staate dergestalt ordnete und verbürgte, dafs diese Ordnung Allen eine Nothwendigkeit schiene, und ein Jeder verzweifeln müfste, wenn ein fremdes Recht angegriffen würde; wo jedes einzelne Recht von einem andern abhängig wäre, und Alle, solidarisch für sich haftend, in einem ungestörten Gleichgewichte verblieben. Jedes Gleichgewicht aber, in der physischen wie in der moralischen Welt, erfordert eine gleiche Vertheilung der Kraft. Es müssen folglich im Staate die bewegenden Kräfte in der Art vorhanden und vertheilt seyn, dafs keine die andere verdrängen, jede der anderen die Wage halten könne. Dafür aber müssen diese Kräfte aus besonderen Principien bestehen, damit jede selbstständig bleibe, keine in die andere übergehe. Alle gleich vor dem Gesetz, müssen sie dennoch verschieden und un-

Digitized by Google

gleich seyn, und sich verschiedenartig bewegen. Es müssen folglich im Staate Stände seyn, Korporationen, welche diese Principien vertreten, und den Gesetzen den Geist geben, der sämmtliche Interessen schützt und aufrecht erhält." S. 75 f. — „Die Preſsfreiheit hat zwei Seiten, eine gute und eine böse, nach der Persönlichkeit des Volkes." (Nicht auch nach den Zeitumständen?) „In England kann sie wenig schaden, in Frankreich reifst sie Alles ein." S. 102. — „Einer Bemerkung über die französischen Ordonnanzen v. Mon. Juli 1830. können wir uns nicht enthalten: dafs nämlich der Vorwurf, den man der vertriebenen Dynastie macht, als habe sie durch diese Ordonnanzen die Verfassung vernichtet, der ungereimteste und ungerechteste ist, der sich denken läfst. Nur das alte verderbliche und rein demokratische Wahlsystem haben die Ordonnanzen vernichten sollen, denen ein anderes Wahlgesetz beigefügt war, dessen ausgesprochener Zweck seyn sollte, die politischen Rechte mehr als bisher auf das Grundeigenthum zu beschränken, und ihnen wo möglich die Ausdehnung zu nehmen, die sie durch das Princip einer Abgaben-Quote, zum gröfsten Nachtheile der guten Sache erhalten hatten." S. 122. — „Ein Staat, der keine Volksverfassung hat, kann niemals eine gute politische Verfassung haben, weil nur die Volksverfassung dazu die Elemente liefert. Das Princip einer zerstörenden Gleichheit kann folglich niemals zur Freiheit führen, weil es die Volksverfassung und mit ihr die Elemente der Freiheit vernichtet. Wo keine Stände mehr sind, kann keine Freiheit seyn. Reine Demokratien, wie das Princip der Gleichheit sie erzeugen mufs, können nur despotisch regiert werden. Frankreichs Volksverfassung ist in den vielen Stürmen der Monarchie zu Grunde gegangen; ihre Auflösung ist historisch, und verdient ergründet zu werden. Sie ist die erste Ursache seiner alten, wie seiner jüngsten Revolution, und da es nicht möglich ist, in einer gegebenen Zeit Stände wieder zu errichten, wo sie einmal verloren

Digitized by Google

sind, ist die Auflösung ewig, und erzeugt immer neue Revolutions-Principien." S. 141.

Es giebt Bücher, die man nicht gründlich beurtheilen kann, ohne wieder ein Buch zu schreiben. Die vorliegende Schrift gehört in die Klasse dieser Bücher. Um so weniger wird man von dem Rectn. eine Beurtheilung der Schrift erwarten.

Der Verf. gehört offenbar der guten Schule an, die man die geschichtlich-politische nennen kann. Montesquieu ist der Stifter oder das Haupt dieser Schule.

Einen Wunsch werden auch diejenigen nicht unterdrücken können, welche sich zu derselben Schule bekennen, — dafs der Verf. mehr ins Einzelne eingegangen wäre, eine Anwendung seiner Grundsätze, etwa mit Rücksicht auf einen bestimmten Staat, versucht hätte.

Das Resultat, zu welchem der Verf. gelangt, ist in Beziehung auf Frankreich nur negativ, und, könnte man hinzusetzen, fast feindselig. Allerdings suchen die Franzosen seit mehr als vierzig Jahren ein noch unbekanntes Land auf. Aber existirt es deswegen nicht, weil es der Gegenwart noch unbekannt ist? Der eigenthümlichste Charakter unseres Zeitalters ist der, dafs es sich von der Vergangenheit losreifsen will. Vielleicht oder wahrscheinlich eine Thorheit; ein vermessenes Streben, das die Europäische Menschheit schon schwer gebüfst hat und leicht noch schwerer büfsen wird. Doch enthält die Geschichte Beispiele ähnlicher Zeiten. Als im altrömischen Reiche das Christenthum mit dem alten Nationalgottesdienste den Entscheidungskampf kämpfte, als die Reformation das Prachtgebäude der katholischen Kirche erschütterte, zum Theil niederrifs, waren ähnliche Zeiten. Vielen schien das Ende der Welt zu nahn.

Die Britischen Reform-Bills werden dereinst, wenn auch erst nach Jahren, dem achtungswerthen Verf. neuen Stoff zu Betrachtungen liefern. Wer wird nicht gern eine so gewichtige Stimme auch über diesen Gegenstand vernehmen?

Digitized by Google

Das Leben und die Zeiten Kaiser Otto's des Grofsen aus dem alten Hause Sachsen. Ein historischer Versuch von Dr. Eduard Vehse, Secretär am Königl. Geh. Archive. Mit Beilagen und einer Charte. Dresden, P. G. Hilscher'sche Buchhandl. 1829.

Wenige Zeiten haben so entscheidend auf die Schicksale Teutschlands eingewirkt, wenige so lang dauernde, Alles umgestaltende Folgen hinterlassen, als die Regierung Otto's I. Unter ihr wurde die Verbindung der einzelnen teutschen Stämme wieder völlig hergestellt, die seit dem Verfalle des Carolingischen Reiches sich aufzulösen begonnen; unter ihr zuerst die neue Verfassung, die seit eben jener Zeit sich nach und nach gebildet hatte, in festere Formen gebracht, die Stellung des Königs bestimmt und sein Verhältnifs zu den Herzogen, die nun wieder bei allen einzelnen Stämmen entstanden waren, geordnet; unter ihr endlich wurde durch die Eroberung Italiens und die Annahme der Kaiserkrone auf Jahrhunderte hin die Verbindung jenes Landes mit Teutschland und die nahe Berührung des teutschen Königs mit dem Oberhaupte der abendländischen Kirche entschieden. Schon in dieser Wichtigkeit jener Zeit liegt nun eine natürliche Aufforderung, sie zu bearbeiten, eine Aufforderung, die durch die Natur der Quellen für dieselbe noch lockender wird. Noch ist nämlich deren Menge nicht so grofs, dafs diese die Forschung übermäfsig erschweren könnte, und doch sind sie in hinreichender Anzahl vorhanden und von solcher Beschaffenheit, dafs sie ein deutlicheres und sichereres Bild, als die viel zahlreicheren und weitläufigeren für manche spätere Zeit geben. Neben den vielen grofsentheils gleichzeitigen Annalen nämlich, die bei aller Kürze ihrer Nachrichten meistens doch einen sicheren Faden für Bestimmung der Zeitfolge an die Hand geben, besitzen wir für jene Zeit mehrere allgemeine Geschichtsdarstellungen, die theilweise sich den besten Erzählungen anderer Jahrhunderte des teutschen Mittelalters an die Seite stellen lassen, theilweise zwar mangelhaft genug sind, aber, recht benützt, durch die verschiedene Stel-

Digitized by Google

lung ihrer Verfasser doch eine vielseitige umfassende Anschauung gewähren. Aufserdem haben wir noch von den bedeutendsten Personen, namentlich den Mitgliedern des königlichen Hauses Lebensbeschreibungen, die, so unzuverlässig sie auch seyn mögen, doch durch die Aufführung vieler einzelner Züge, welche der allgemeine Geschichtschreiber natürlich übergeht, ein lebendigeres, wärmeres Bild von der geschilderten Person darbieten. Hiezu kommt, dafs alle diese Quellen, wenn auch Manches in ihnen dunkel bleiben mag, doch im Allgemeinen weit besser und sicherer zu gebrauchen und ihrem wahren Werthe nach zu schätzen sind, als die Quellen der späteren Zeit, wo der herrschende Partheigeist die Wahrheitsliebe der Schriftsteller oft so weit aufhob, dafs es uns häufig durchaus unmöglich wird, das Wahre aus ihren Angaben herauszufinden. Ueberhaupt sind die Begebenheiten des zehnten Jahrhunderts schon an sich leichter zu erforschen, die Charactere leichter zu erkennen, als die der späteren Perioden, wo durch den Einfluſs kirchlicher Verhältnisse auf die politischen Ereignisse diese selbst einen geistigeren und deswegen schwerer zu verfolgenden Charakter annahmen. Da nun trotz dem Allem verhältnifsmäfsig noch wenig für die Geschichte Otto's geleistet worden ist, so war es gewifs eine gute Wahl, sie für eine Erstlingsschrift, wofür Ref. diesen „historischen Versuch" hält, zum Gegenstande zu nehmen. Diese zweckmäfsige Wahl vermehrte das günstige Vorurtheil, welches Ref. schon deswegen für den Hrn. Verf. gefafst hatte, weil er nicht nach der leider noch immer sehr verbreiteten Sitte mit einem umfassenden Werke, etwa einer allgemeinen teutschen oder gar Welt-Geschichte seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete, sondern zuerst einen speciellen Gegenstand darzustellen unternahm. Ref. begrüfste ihn daher auf dem Felde der vaterländischen Geschichte mit der Hoffnung, er werde sich denen würdig anschliefsen, die rüstig und unermüdet dem schönen Ziele entgegenstreben, unserm

Volke eine seiner würdige Geschichte, ein treues und wahres Bild seiner Vergangenheit zu geben.

Da keine Vorrede über Zweck und Einrichtung des Buches und über die ihm zu Grunde liegende Forschung Aufschlufs gab, so mufste sich Ref. sogleich an das Buch selbst wenden, um zu sehen, wie weit es diese Hoffnung rechtfertige. Ref. hat es mit angestrengter Aufmerksamkeit durchgegangen und geprüft und freut sich, als Ergebnifs seiner Prüfung aussprechen zu können, dafs er in seiner Hoffnung nicht getäuscht worden ist. Wir wollen damit nicht sagen, dafs wir eigentlich das Buch sehr gut gefunden haben: — nein, neben vielem Guten bietet es vieles, sehr vieles Unvollkommene und Tadelnswerthe dar. Aber, während jenes auf bleibenden Eigenschaften des Verfs., Scharfsinn, Fleifs, Gelehrsamkeit beruht, scheint uns dieses nur aus einer vorübergehenden Befangenheit entsprungen zu seyn. Der Verf., glauben wir, hat sich, ehe er seine Arbeit begann, das Ziel nicht recht deutlich vorgestellt, dem nachzustreben, allein des Geschichtschreibers würdig ist, und eben so hat er bei seinen Forschungen selbst sich nicht über jeden einzelnen Schritt Rechenschaft gegeben, in wiefern derselbe zur Erkenntnifs der Wahrheit führen könne, sondern ist dabei theils einem unbestimmten Gefühle, theils der althergebrachten Sitte, theils wohl auch jugendlicher Schriftsteller-Eitelkeit gefolgt. Daher hat er in sonderbarem Contraste einestheils an die Stelle einer lebendigen bewufsten, auf psychologischen Grundlagen ruhenden Forschung ein mechanisches Zusammenzählen der Quellennachrichten, anderntheils an die Stelle einer ruhigen, deutlichen Erzählung in dem gemessenen, der Geschichtsdarstellung allein zukommenden Style ein dichterisches Gemälde in glänzenden Farben gesetzt. Dieſs alles aber kann und wird, das sind wir fest überzeugt, bei etwaigen weiteren Arbeiten des Verfs. sich ändern und das Gute, mit neuen Vorzügen vermehrt, dann hervortreten und unsere Hoffnungen ganz rechtfertigen. Dazu möchte Ref. durch das offene

Digitized by Google

Aussprechen seiner Meinung über das vorliegende Werk und seine Fehler wenigstens Etwas mit beitragen. Je weniger Gewicht nun aber diese Meinung an sich haben kann, desto nöthiger wird es seyn, sie überall mit zureichenden Gründen zu belegen. Daher werden wir nicht, wie sonst wohl gewöhnlich ist, Tadel in solchen allgemeinen Sätzen aussprechen, die sich überhaupt nicht beweisen lassen, oder alles Einzelne, was wir tadelnswerth gefunden haben, aufführen, dessen strenge Nachweisung wenigstens ein eben so grofses Buch, als das zu beurtheilende, erfordern würde, — sondern wir werden unseren Tadel auf einzelne, uns fehlerhaft scheinende Seiten des Buches beschränken und zur Nachweisung dieser Fehlerhaftigkeit wieder nur einzelne Beispiele anführen, aber in diesen unsere Meinung genau zu begründen suchen. Dadurch hoffen wir zugleich den Lesern dieser Blätter ein selbstständigeres Urtheil über das vorliegende Werk zu geben, als durch unbewiesenen allgemeinen Tadel oder durch Aufführung hundert fehlerhafter Einzelheiten ohne Nachweisung ihrer Fehlerhaftigkeit.

Das Erste, was uns bei der Betrachtung des Buches in die Augen fiel, war die geringe Benutzung neuerer Hülfsmittel in demselben. Aufser einigen Hauptwerken, wie Baronius *Annales ecclesiastici* und Muratori's *Annali d'Italia* sind nämlich nur selten neuere Schriften angeführt, und es scheinen solche auch in der That nicht häufig benutzt worden zu seyn. Es ist diefs übrigens ein Mangel, von dem wir in der That nicht wissen, ob wir ihn nicht wenigstens bei einem jungen Schriftsteller einen Vorzug nennen sollen. Denn freilich wird auf diese Art nichts Vollendetes geleistet werden, und es wäre schlimm, wenn alle Forscher auf diese Weise verführen, wir blieben dann immer auf derselben Stelle und die Mühe Früherer wäre für die Folgenden stets verloren, — aber etwas Vollendetes erwartet man so nicht von jungen Schriftstellern, und auf der anderen Seite sichern sie sich durch diese Vernachlässigung neuerer

Digitized by

Hülfsmittel doch selbst davor, dafs sie in das Abschreiben aus der dritten und vierten Hand gerathen, und gewöhnen sich, ihre Darstellung auf eigene, durchaus selbstständige Quellenforschung zu gründen. Besser, es kommt die Benutzung neuerer Hülfsmittel später zu der Quellenforschung hinzu, als man macht mit jener den Anfang und kommt gar nicht zu dieser. Wir dürfen also Hrn. V.'s Buch als eine Darstellung betrachten, welche aus ganz selbstständiger Quellenforschung hervorging, und wir werden daher zuerst die Art der Forschung, dann die Weise der Darstellung mit ihrem unmittelbaren Einflusse auf das Buch und zugleich mit ihrer Rückwirkung auf den Gang der Forschung prüfen.

Vor Allem müssen wir den Fleifs anerkennen, mit welchem der Hr. Verf. die schriftstellerischen Zeugnisse über seinen Gegenstand aufgesucht hat. Die urkundlichen sind nicht mit demselben Erfolge zusammengetragen. Auch ist es bei ihrer Zerstreutheit so schwierig, darin zu einiger Vollständigkeit zu gelangen, es ist diefs nur durch eine so ausgebreitete Belesenheit möglich, dafs einem jungen Schriftsteller unmöglich ein Vorwurf daraus gemacht werden kann, wenn er diese Aufgabe nicht vollständig löst, zumal Hrn. Vehse, der noch der trefflichen Regesta von Boehmer entbehrte, die einstweilen erschienen sind und wenigstens theilweise jene Arbeit erleichtern. Ref. ist übrigens mit seinen Sammlungen in dieser Beziehung selbst noch nicht zur Vollständigkeit gekommen und wagt deswegen nicht, wie bei den schriftstellerischen Zeugnissen, den Verf. im Einzelnen zu controlliren. Von diesen also, auf die wir daher zurückkommen, sind bei Weitem die meisten von Hrn. V. benutzt worden. Ref. führt nur folgende an, deren Benutzung aus verschiedenen Gründen zu wünschen gewesen wäre, die aber Hrn. V. unbekannt geblieben zu seyn scheinen.

1) Das Chronicon Corbejense, welches Wedekind im vierten Hefte seiner Noten zu einigen Geschichtschreibern des Mittelalters S. 369 u. ff. heraus-

Digitized by Google

gegeben hat. Der Gebrauch desselben würde aber von Nutzen gewesen seyn, wegen der ihm eigenthümlichen Darstellung der Ungarnkriege in den letzten Jahren Heinrichs und den ersten Otto's, die dem Verf. auf jeden Fall einige sonst unbekannte Nebenbestimmungen und Namenangaben dargeboten haben würde. Denn die Darstellung selbst, die das Chronicon von jenen Kriegen giebt, würde er nach unserer Ansicht mit Recht verworfen haben. Wir meinen damit vorzüglich die Theilung des letzten Ungarnkrieges unter Heinrich I. in zwei Feldzüge, die diesem Chronicon ganz eigen ist, und sich, soviel Ref. weifs, sonst nirgends findet. Dafs sie aber mit Recht verworfen würde, das scheint uns die Vergleichung dieses Chronicon's mit Widukind zu beweisen, mit dem das Chron. gerade in jener Darstellung Vieles Wort für Wort gemein hat, während es Vieles wieder auf eine durchaus verschiedene Weise giebt. So viel sich nämlich aus dem gedruckten Texte schliefsen läfst, möchten wir, bis sich vielleicht durch Auffindung und Untersuchung der Handschrift des Chron.'s etwas Zuverlässigeres ergiebt, über dieses Verhältnifs annehmen, dafs weder das Chron. Widukind, noch dieser jenes benützt, sondern dafs beide gerade für diese Darstellung dieselbe ältere Quelle, ein altes Chron. Corbejense, vielleicht auch nur eine Beschreibung des Ungarnkrieges vor Augen hatten. Beide schrieben diese aus, aber beide liefsen Einzelnes weg, der Eine diefs, der Andere jenes. So, um nur aus dem Jahr 938. Beispiele zu entlehnen, wofür das Chron. nur diese Quelle benützte, hat das Chron. die Namen der Städte *Hebesheim* und *Uuerla*, wo Widukind bei Meiboom Scc. Rer. Germ. T. I. pag. 645. in fine) nur *urbes* hat. Dagegen Wid.: *Dux ... eo die ad vesperam ... signa movit*, wo die genauere Bestimmung *ad vesperam* im Chron. fehlt. Eben so Wid.: *altera pars exercitus ad aquilonem versa*, wo im Chron. wieder *ad aquilonem versa* fehlt. So sind die Sätze der Quelle ... *periit timoremque nimium caeteris incussit. Dux autem illius exer-*

citus cum paucis elapsus comprehenditur et ad regem deductus precio magno redimitur. His auditis castra hostium omnia turbata fuga salutem quaesiere, die Wid. unverkürzt hat, offenbar in des Chron's ... *periit timoremque ninium caeteris incussit fuga salutem quaerentibus* zusammengezogen. Dagegen ist *nec ultra per triginta annos in Saxonia apparuere* ein Zusatz Widukind's, den die gleichzeitige Quelle natürlich nicht haben konnte. Eben so ist nun auch das Verhältnifs bei der Beschreibung des Krieges unter Heinrich. Was Wid. erzählt und was das Chron. zu 932. giebt, ging aus derselben gemeinschaftlichen Quelle hervor. Allein neben dieser hatte der Chronist noch eine zweite Quelle, die Widukind nicht benützte, welche eine etwas verschiedene Darstellung von dem Kriege und zwar vielleicht zu 933. lieferte. Er verfuhr nun, wie andere Compilatoren, z. B. der Annalista Saxo und der Chronographus Saxo so häufig thun, und machte aus einem Ereignifs, welches er in zwei Quellen beschrieben gefunden hatte, zwei successive Vorgänge. Möglich, dafs er dabei nicht im guten Glauben war, und wirklich, wie Stenzel in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser Bd. II. S. 103. vermuthet, diese zweite Erzählung nur hinzufügte, um seine gesammelten Redensarten aus Cäsar anzubringen. Diese Anwendung von Redensarten Cäsars geht nämlich noch weiter, als Stenzel a. a. O. angiebt, denn von S. 389. Z. 23. bis Ende des Jahres 933. ist, bis auf 2 eingeflochtene Stellen, die mit Widukind gemeinschaftlich sind, aufser den Namen und einigen Verbindungswörtern Alles aus Caesars Bell. Gall. I, 53. — II, 27. entlehnt, und zwar sind die Stellen aus den verschiedenen Capiteln bunt durch einander gemischt. Sie folgen nämlich: I, 53. 54. II, 1. 2. 3. 21. 24. 22. 11. 12. 23. 26. 27. 25. 23. 27. 26. Diese Versetzung der Stellen Cäsars und die Namen, die sich in der zweiten Erzählung finden und die der Chronist doch nicht wohl erfinden konnte, bringen uns übrigens eben zu der Ueberzeugung, dafs er nicht die ganze Erzählung rein

Digitized by Google

erfunden hat, wie Stenzel a. a. O. für möglich hält, sondern dafs ihm dabei eine wirkliche Erzählung vorlag, denn sollte sich der Chronist seine Aufgabe nicht leichter gemacht und die Stellen mehr der Reihe nach hingeschrieben haben, wenn er ganz willkührlich erdichtet hätte und nicht gezwungen gewesen wäre, seine Stellen einer gegebenen Erzählung anzupassen? In dieser Meinung bestärkt uns noch mehr, dafs wir schon in der Erzählung zum Jahr 932, also in einer offenbar quellenmäfsigen Darstellung, der Redensart Cäsars *diurnis nocturnisque itineribus contendisse* aus Bell. Gall. 1, 44. begegnen. Ja wir möchten nach der Art des Ausdruckes mit ziemlicher Sicherheit behaupten, dafs auch die ganze Erzählung des Jahres 932. mit classischen Phrasen durchflochten ist, die aus Cäsar oder anderwärts hergenommen sind. Das Nachweisen ihrer Quelle, wozu wir noch keine Zeit hatten, würde unsere Ansicht von dem Verfahren des Chronisten noch mehr bestätigen. Demnach würde also, wie wir schon oben bemerkten, die allgemeine Darstellung des Chronicons in der That keinen Glauben verdienen, aber seine einzelnen Angaben, vorzüglich die Namen, in beiden Erzählungen, als aus einer ältern Quelle geflossen, zu berücksichtigen seyn.

2) Das Chronicon Sti Michaëlis Luneburgensis, von Wedekind a. a. O. S. 411 ff. herausgegeben, dessen Anfang für die Aufklärung der Verhältnisse des Herzogthums Sachsen unter O. und der ursprünglichen Stellung Hermann Billing's höchst wichtig ist.

3) Die Annales Augienses in Baluzii Miscellan. T. I. p. 496. und besser in Monum. Germ. hist. T. I. p. 61. und T. II. p. 238. Zwar würde aus ihnen kaum etwas Neues zu schöpfen gewesen seyn, weil sie von Vielen, vorzüglich vom Continuator Reginonis, Hermannus Contractus, Marianus Scotus u. s. f., fast vollständig abgeschrieben worden sind; aber eine Menge falscher Citate und auch einige daraus entstehende Unrichtigkeiten würde Hr. V., wie wir unten sehen werden, durch ihre Benutzung vermieden haben.

Digitized by Google

Ueberhaupt sind die Monum. Germ. hist. noch nicht benützt worden, obgleich wenigstens der erste Theil davon bei der Ausarbeitung des vorliegenden Buches schon erschienen gewesen seyn mufs und daher von dem Verf. hätte gebraucht werden sollen. Es sind ihm durch dessen Vernachlässigung, aufser den *Annales Augienses*, mehrere kleine Annalen unbekannt geblieben, die dort zuerst herausgegeben worden, von denen einige wenigstens für einzelne Vorgänge zwar kurze, aber wegen der Gleichzeitigkeit mit den Ereignissen werthvolle, Bemerkungen gegeben haben würden; z. B. die Annales brevissimi codicis San-Gallensis No. 459. Mon I. p. 70. z. J. 958; die Annales Sti Emmerammi Ratisponensis minores Mon. I. p. 93, die auch schon bei Oefele Scc. Rer. Boic. T. I. p. 46. stehen, ad ann. 945. 947. 948. 951; die Annales Colonienses Mon. T. I. p. 97. ad ann. 937. 938. 948. 951. 953. 957. 961. 965. 968. Andere Schriftsteller hat der Hr. Verf. deswegen wenigstens nur nach schlechteren Ausgaben benützen können, wie die Annales San-Gallenses majores nach Goldast, die Annales Alamanici nach Du Chesne oder Ussermann, den Continuator Reginonis nach Pistorius-Struve und dergl. Doch diese und andere derartige Auslassungen sind bei der Schwierigkeit, die vereinzelten Quellenschriften zusammen zu bringen, zu unbedeutend, um unser Lob über den Fleifs des Hrn. Verfs. bei Sammlung derselben zu entkräften.

Desto ernster ist der Tadel, der Hrn. V. trifft wegen der Art, wie er diese fleifsig gesammelten Quellen benützt hat. Die Grundsätze der historischen Kritik sind in der That so natürlich, beruhen so ganz auf den gewöhnlichen Gesetzen des gesunden Menschenverstandes, die wir bei den Geschäften des gemeinen Lebens täglich angewendet sehen, dafs es wirklich fast unbegreiflich scheinen kann, wie sie verhältnifsmäfsig so selten von denen in Anwendung gebracht werden, die es unternehmen, geschichtliche Darstellungen zu liefern. Den-

Digitized by Google

noch ist es nur zu wahr, dafs wenigstens für die Geschichte des Mittelalters ihre Anwendung erst in den letzten Jahrzehnten allgemeiner als unerläfsliche Vorbedingung jeder geschichtlichen Darstellung anerkannt worden ist. Da nun aber gerade darauf, dafs diese Anerkennung immer allgemeiner werde, unsere Hoffnung beruht, nach und nach eine unseres Volkes würdige Geschichte zu erhalten, so ist es die heiligste Pflicht, überall für sie seine Stimme zu erheben, überall darzuthun, wie ohne ihre Anwendung jedes Buch eine haltlose Composition bleibt, die der Wahrheit keinen Nutzen, der vaterländischen Geschichte keine Förderung zu bringen vermag.

Wir meinen aber damit vor Allem die Forderung, die zwar schon der gemeine Menschenverstand an Jeden, der durch Zeugen die Wahrheit ergründen will, stellt, die aber doch erst in neuester Zeit mit gröfserer Bestimmtheit an jeden Geschichtsforscher gerichtet und zur Grundlage einer besseren Forschung gemacht worden ist, die Forderung nämlich, jede Forschung mit der genauesten Erkundigung über die individuellen Verhältnisse jedes einzelnen Zeugen zu beginnen. Was nur irgend über sie ausgemittelt werden kann, mufs erforscht werden, nichts darf zu geringfügig erscheinen, was über seine Schicksale, seine Denkart, seine Bildung, endlich über die Entstehung seiner Werke, deren Quellen, Einrichtung, Darstellungsweise nur irgend einen Aufschlufs zu geben vermag. Dadurch gelangen wir erstens schon allein zu der Möglichkeit, seine Erzählungen sicher zu verstehen, zu beurtheilen, was diese oder jene dunkle Aeufserung bei ihm bedeute, was ihr Wahres zu Grunde liegen mag, dann aber erhalten wir auch dadurch allein einen Maafsstab für seine Glaubwürdigkeit, wir werden erst dadurch in den Stand gesetzt, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, in wie weit wir einer Nachricht Glauben schenken dürfen, die er allein giebt und vorzüglich, wofür wir zu entscheiden haben, wenn widersprechende Zeugnisse ihm gegenüber stehen. Von

Digitized by Google

dieser Prüfung findet sich aber bei dem Verf. kaum eine Spur. Nirgends sind wir auf eine Berücksichtigung der Stellung, des Characters, der Kenntnisse der Zeugen, nirgends auf ein Abwiegen ihrer Zeugnisse gestofsen. An dessen Stelle tritt, wie wir schon bemerkt haben, ein mechanisches Abzählen derselben. Der Verf. hat alle Nachrichten fleifsigst neben einander geschrieben, unbekümmert um ihr Verhältnifs zu einander und um ihren Werth. Die Masse von Angaben, die er so erhielt, das war ihm nun der gegebene Stoff, den er zu einer zusammenhängenden Darstellung zu verarbeiten suchte.

Daher nimmt er denn Alles gläubig auf, was die Zeugen sagen, sowohl Thatsachen, die sie erzählen, die aber an sich oder durch die Beschaffenheit des Erzählers verdächtig sind, als auch sogar Redensarten, die bei dem Zeugen selbst gar nicht als Thatsache gelten, sondern nur Bilder, Betrachtungen, Urtheile und dergl. sind. So, wenn Widukind l. I. p. 641. b. Meiboom nach dem Siege Heinrich's über die Ungarn sagt: *deinde pater patriae, rerum dominus Imperatorque ab exercitu appellatur etc.*, so schreibt Hr. V. S. 81. getrost: „Heinrich, den die Deutschen noch bei seinen Lebzeiten den Vater des Vaterlandes nannten," und citirt dazu jene Stelle Widukind's, da denn doch leicht zu sehen war, dafs sie kein geschichtliches Zeugnifs abgeben kann, da sie nichts als eine irgendwo aufgefangene classische Redensart enthält, die Widukind zu Verschönerung seiner Schlachtbeschreibung anwendet, die eben deswegen l. III. pag. 657. med. wieder von Otto nach der Schlacht bei Augsburg gebraucht wird. Ja sogar wenn Widukind I. pag. 638. schreibt: *Brunonem ... Pontificis summi ac ducis magni vidimus officium gerentem. Ac ne quis eum culpabilem super hoc dixerit, quum Samuelem sanctum et alios plures sacerdotes pariter legamus et judices*, so schreibt Hr. V. S. 222. getrost: „— — das erste Beispiel, dafs ein geistlicher Herr auch herzogliche Gewalt überkam. Der König Otto soll hierbei das Beispiel des Hohenpriesters

der Juden, des Samuel, der zugleich Richter war, vor Augen gehabt haben. Witt. I, 638." Eben so, wenn der gute Bischof Thietmar, der mitunter in seiner Art auch witzig ist, (Buch II, S. 27. ed. Wagner,) die Nachricht Widukind's von Entdeckung der Silberadern in Sachsen so ausdrückt: *Temporibus suis (Ottonis) aureum illuxit saeculum, apud nos inventa primum vena argenti*, so versäumt Hr. V. nicht, S. 247. zu bemerken: „Die Zeit war jetzt durch Otto heraufgekommen, die Dithmar wiederholt Deutschlands goldnes Alter nannte," und dazu neben einer anderen auch jene Stelle zu citiren u. s. w. Aus derselben Betrachtungsweise der durch die Quellen gegebenen Nachrichten entsteht es auch, dafs Hrn. V.'s oberstes Streben mit darin besteht, wo nur irgend möglich, die verschiedenen Angaben der Quellen zu vereinigen und einen Gang der Ereignisse auszudenken, wodurch die scheinbaren Widersprüche gehoben werden. Nur wenn dazu durchaus keine Möglichkeit ist, entschliefst er sich, eine Angabe fallen zu lassen, obgleich es oft dem gesunden Menschenverstande angemessener ist, auch wenn eine Vereinigung sich denken läfst, einen Irrthum bei einem der Zeugen als Ursache der Verschiedenheit vorauszusetzen. Z. B. (um zwei Fälle aufzuführen, wo jenes Vereinigungsstreben durch seine Kleinlichkeit höchst lächerlich wird) wenn uns im gemeinen Leben zwei Leute, die beide nicht selbst gegenwärtig waren, erzählen, es sey Jemand im Wasser umgekommen, der eine aber sagt, er sey mit dem Pferde in den Flufs gesprengt und so ertrunken, der andere, der Kahn, auf dem er sich befand, sey überfüllt gewesen und untergegangen, wer wird da nicht überzeugt seyn, einer der beiden Erzähler irre sich über den Nebenumstand? wer würde es da nicht höchst lächerlich finden, wenn man aus diesen beiden Angaben vielmehr schliefsen wollte, der Erwähnte sey mit dem Pferde in den Flufs gesprengt, habe aber glücklich einen Kahn erreicht, sey da hinein gestiegen und damit dann verunglückt? Warum sollte nun eine solche Ver-

Digitized by

einigung in der Geschichte weniger lächerlich seyn? Herr V. bietet sie uns aber dar. Frodoard erzählt nämlich im Chron. Remense ad ann. 939. bei Boucquet Scc. Rer. Franc. T. VIII. p. 193 von Herzog Giselbert das Erstere, Widukind l. II. p. 648. med. das Andere, Hr. V. aber verbindet die beiden Angaben S. 124. auf die angegebene Weise. Nicht weniger lächerlich ist die Verbindung zweier Angaben über die Befreiung der Königin Adelheid aus dem Gefängnisse. Hier erzählt nämlich Hroswitha (Histor. Oddonum bei Meiboom Scc. Rer. Germ. T. I. p. 721.): Adelheid, ihr Kaplan und ihre Magd hätten ein Loch durch die Erde gegraben und seyen dadurch aus dem Gefängnifs entflohen; dagegen Donizo (Vita Mathildis comitissae in Muratori Scc. Rer. Ital. T. V. p. 346.): Adelheid's Kaplan habe ein Loch durch die Mauer gemacht und dadurch sey die Königin entkommen. Richtig lesen wir daher bei Hrn. V. S. 192: „Ihr Kaplan fing damit an, eine Oeffnung in die Mauer zu machen. — — — Von dieser Oeffnung aus grub er weiter durch die Erde einen Gang unter dem Thurme hinweg, bis er endlich hinaus in das freie Feld kam" und dergl. m.

Natürlich konnte aber bei Hrn. V. von einer kritischen Benutzung der Quellen überhaupt gar nicht die Rede seyn, da ihm die unerläfslichste Vorbereitung zu Beurtheilung derselben fehlte. Der erste und nothwendigste Schritt, um durch Zeugenaussagen die Wahrheit zu finden ist nämlich doch wohl, dafs man vor Allem zu erfahren sucht, wie viele Zeugen ein Factum angeben und wer diese Zeugen sind. Selbst der gewöhnlichste Untersuchungsrichter aber wird bei dieser Untersuchung das nicht als zwei Zeugnisse annehmen, wenn A. sagt, B. habe gesagt, sondern wird sich allein an den halten, der keine weitere Quelle seiner Aussagen anführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vehse, das Leben Otto's des Groſsen.

(Fortsetzung.)

So sollte man meinen, müfste von selbst jeder Historiker auch darauf fallen, aus seinen Zeugnissen alle die auszuscheiden, die andere abschreiben, um so zuletzt die allein übrig zu behalten, welche die Urzeugen sind oder uns wenigstens dafür gelten müssen, weil wir ihre Quellen nicht mehr besitzen. An die müfste er sich dann halten, ihre Glaubwürdigkeit prüfen und danach seine Ansicht bestimmen. Wie ist ohne das nur an Forschung zu denken? wie können wir die Gültigkeit einer Angabe überhaupt beurtheilen oder verschiedene Angaben gegen einander abwiegen, wenn wir vielleicht 12 Zeugnisse neben einander auf dem Papier schon haben und nicht wissen, ob nicht vielleicht 11 davon auf eins zurückzuführen sind und daher vielleicht zusammen nicht mehr Gewicht haben, als das zwölfte, unabhängige? u. s. w. Nothwendig mufs ja da die Forschung immer ein Herumtappen und ein zufälliges Finden oder ein lächerliches Verirren seyn. Als erste, unerläfsliche Bedingung fordern wir daher von jedem Geschichtsforscher, vorzüglich aber von jedem, der einen Gegenstand aus der Geschichte des Mittelalters bearbeitet, in dessen Quellenschriften die vielfache Wiederholung desselben Zeugnisses so gewöhnlich ist: dafs er durch genaue Vergleichung seiner Quellen ausmittele, welche Angaben aus anderen noch vorhandenen Schriftstellern entlehnt sind, welche dagegen für uns als Urzeugnisse gelten müssen, dafs er jene dann nicht mehr als Quellen betrachte, sondern auf diese seine Vergleichung und Forschung beschränke. Freilich weifs Ref. wohl, dafs es bei der Beschaffenheit der bisherigen Ausgaben der Quellenschriften unmöglich ist, mit dieser Arbeit zum

Digitized by Google

Ziele zu kommen, dafs die Ausscheidung oft irrthümlich ausfallen wird und unvollkommen bleiben mufs; erst die Vollendung der Monumenta wird diesem Mangel abhelfen und gröfsere Sicherheit schaffen. Deswegen fordert er auch nichts Vollendetes und gesteht gern zu, dafs bei mancher Stelle der Urheber im Zweifel bleibe, manches Plagiat nicht entdeckt werde: — aber das Meiste kann doch schon jetzt für Ausscheidung derselben geschehen, und so viel fordert er unnachsichtlich von Jedem, dem er den Namen eines Geschichtsforschers beilegen soll.

Dafs nun aber Hr. V. gar nicht daran gedacht hat, diese Voruntersuchung anzustellen, das zeigt seine Art zu citiren. Ohne Bedenken schreibt er 3, 4 Stellen als Beweisstellen neben einander, wenn sie auch alle Wort für Wort dasselbe enthalten, und oft erscheint darunter die eigentliche Quelle auf einem sehr untergeordneten Platze, oder wohl auch gar nicht, so dafs eine abgeleitete allein ihre Stelle einnimmt. Z. B. Von 5 Citaten über die Einfälle der Ungarn während Conrad's I. Regierung, von 913. an, die S. 61. gegeben worden, ist kein einziges brauchbar: Regin. cont. ad ann. 913. ist wörtlich aus Annal. Augiens. zu demselben Jahre. Regin. cont. ad ann. 915. in seinem ersten Theile ebenfalls aus Annal. Augiens. ad ann. 915. Hermannus Contractus ad ann. 916. ist dieselbe Stelle der Annal. Augiens. ad ann. 915. Herm. Contr. ad ann. 917. aus Annal. Augiens. ad ann. 916, nur mit dem Zusatze von der Verbrennung Basels. Frodoard. chron. Remens. ad ann. 919. gehört nicht mehr hierher. Hier zeigt sich zugleich der Schade dieser Citirweise. Nach den Citaten Hrn. V.'s wird gewifs Jeder glauben, die Ungarn seyen viermal eingefallen, 913. 915. 916. 917, aber der Einfall von 916 aus Herm. Contr. ist derselbe, den Reg. cont. zu 915. erwähnt, Herm. hat ihn nur zu einem falschen Jahre, der Zug von 917. gehört zu 916, weil auch hier wieder Herm. die Nachricht seiner Quelle zu einem falschen

Digitized by Google

Jahre setzt. Aechte Citate würden gewesen seyn: 913. Annalium Alamannicorum continuatio San-Gallensis tertia oder Annal. San-Gallens. brev., wie sie Hr. V. noch nach Du Chesne nennt, zu diesem Jahre. [Daraus Annal. San. Gallens. major. oder Annal. Hepidanni, wie sie Hr. V. nach Goldast bezeichnet] und Annal. Augiens. zu diesem Jahre, [daraus Regin. cont. u. Herm. Contr. zu demselben Jahre]. 915. Annal. Augiens. zu 915, [daraus Regin. cont. zu 915. u. Herm. Contr. zu 916.] 916. Annal. Augiens. zu 916. [daraus Regin. cont. zu 916. u. Herm. Contr. zu 917.] So würde auch die angeführte Täuschung des Lesers vermieden worden seyn. Eben so ist die Nachricht des Herm. Contr. ad ann. 938. über den Krieg Otto's gegen Arnulf's Söhne (S. 93.) aus Annal. Augiens. ad eund. ann. und zwar noch dazu ziemlich unzweckmäfsig abgekürzt. Aus derselben Quelle sind auch die Nachrichten des Herm. Contr. zu Jahr 937. und 938. über die Ungarn-Einfälle, die S. 95. citirt werden. Die ersteren stehen in Baluzius Ausgabe bei dem Jahre 926. in dem Pariser Codex aber richtig bei Jahr 937. (Mon. Germ. hist. T. II. p. 239.), die letzteren bei Jahr 938. Herm. hat nur einige nähere Bestimmungen über den Gang des Zuges hinzugefügt; sie ergeben sich aber aus der Natur der Sache, Herm. braucht daher keine weiteren Nachrichten dazu benutzt zu haben und ist deswegen nicht als weitere Quelle anzusehen. Die Nachricht über die Wahl Wilhelm's zum Erzbischof von Mainz, die S. 149 u. 230. aus Marianus Scotus ad ann. 954. citirt wird, rührt nicht weniger aus den Annal. Augiens. her, die Marian. sehr stark benützte, wie denn z. B. die meisten Nachrichten, die er über die Jahre 911. bis 936. hat, aus ihnen geflossen sind. Gröfstentheils nahm er sie sogar erst aus dem Continuator Reginonis, hatte aber die Annal. Augiens. doch auch selbst vor Augen, wie die Jahre 917. 930. 934. 936. beweisen.

An diesen falschen Citaten war nun gröfstentheils die Nichtbenützung der Annal. Augiens. Schuld, aber auch

Digitized by Google

wo Hr. V. den Schriftsteller sonst benützt hat, aus dem eine Nachricht hergenommen ist, ist es ihm einige Male begegnet, dafs er nur die spätere Angabe nennt. Z. B. S. 77, wo für die Taufe des Obotriten-Fürsten der Annalista Saxo ad ann. 932. (bei Eccard Scc. Rer. Germ. T. I. p. 253.) citirt wird. Diese Nachricht stammt ab aus Annal. Augiens. zu 931, kam von da in den Cont. Regin. und in den Herm. Contr. zu demselben Jahre und aus dem Cont. Reg. erst in den Annalista Saxo, wie die Lesart Danorum zeigt. So hätte also Hr. V., wenn er die Annal. Augiens. nicht kannte, wenigstens Regin. cont. citiren sollen. Eben so rührt auf derselben Seite Thietmar's I. p. 8. über die Unterwerfung der Slaven aus Widukind I. p. 639, wo sie sich viel weitläufiger findet. Die Nachricht des Annalista Saxo ad ann. 952. (S. 172.) über die Lage der 3 jütischen Bischofssitze ist wörtlich aus Adamus Bremensis de situ Daniae (in Scc. Rer. Septentr. ed. Lindenbrog-Fabric. p 56.) abgeschrieben. Die Angabe des Anonymus in der Vita Mathildis comitissae (bei Muratori Scc. Rer. Ital. T. V. p. 389.) über die Flucht Adelheids (S. 192.) ist aus Donizo (ebendas. p. 346.) genommen, wie denn jene Vita überhaupt nur in einer prosaischen Uebersetzung von Donizo's Versen besteht.

Weit häufiger erscheint aber die Urquelle mit 1 oder 2 Abschriften zugleich. Denn Hr. V. scheint es sich zur Pflicht gemacht zu haben, wenigstens gewöhnlich, Alles zu citiren, was er über ein Factum nur irgend aufgefunden hat. Solcher Beispiele sind unzählige. Hier nur folgende: S. 59. werden zum Beweise, dafs Heinrich auch Herzog von Thüringen gewesen, angeführt: Liutprandi hist. sui temp. II, 7. Sigeberti Gemblacensis chronographia ad ann. 914. Annalista Saxo ad ann. 911. Beide Letztere haben aber ihre Angabe aus Ersterem genommen, Sigebert mit einer kleinen Veränderung, der Annalista ganz wörtlich. S. 72. über die Merseburger Legion neben Widukind I, 643.

Digitized by Google

Sigebert Gemblacens. ad ann. 922, der seine Nachricht mit veränderten Worten aus Wid. genommen. S. 78. zu der unwahren Angabe, dafs Kanut (?) Gorm's S. nach Heinrichs Angriff auf Dänemark sich habe täuschen lassen unter Anderen: Adami Bremens. hist. ecclesiast. I, 48. und Chronographus Saxo (in Leibnitz Accession. hist. T. I.) ad ann. 931. Dieser hat aber den ersten Theil seiner Nachricht aus Regin. cont. ad ann. 931, wohin er aus den Annal. Augiens. zu demselben Jahre kam und den zweiten aus Annalista Saxo ad ann. 931, der ihn eben aus Adam Bremens. I, 48. nahm. S. 99. für die erste Fehde Eberhard's mit Bruning: Widukind l. II. p. 644. und Annalista Saxo ad ann. 937, der hierin Wid. wörtlich abschreibt. S. 163. für den Zug Otto's nach Frankreich zur Unterstützung des westfränkischen Königs Ludwig: Widukind III. p. 651. Frodoard chron. Remens. ad ann. 946. Regin. cont. ad ann. 946. Sigebert Gemblacens. ad ann. 949, wovon der Letzte nur einen schlechten Auszug aus Widukind liefert, worin er unter Anderen aus Widukind's *Laudunum armis tentavit* macht: *Laudunum capit.* Richtig geht Hr. V. auf dieses Mifsverständnifs ein, erzählt gegen Frodoard's ausdrückliches Zeugnifs, das hier doch wohl Alles überwog: Otto habe Laudunum genommen, — und sieht sich daher, weil gleichwohl 949. Laudunum noch in den Händen der Gegner ist, genöthigt, aus *Tetbaldus Laudunum contra Regem retinebat* (Frodoard chron. Remens. ad ann. 948. ap. Boucquet T. VIII. p. 204 in.) zu machen: Tetbald bemächtigte sich Laudunum's, — also ein ganz neues Factum zu ersinnen. S. 171. zu der Errichtung der 3 jütischen Bisthümer durch Otto: Adam Bremens. II, 2. Chronograph. Saxo und Annalista Saxo ad ann. 952. — Annalista S. schreibt aber die Nachricht von der Errichtung der Bisthümer wörtlich aus der citirten Stelle des Adam Bremens. ab und flicht die nähere geographische Bestimmung ihrer Lage aus der oben angegebenen Stelle Adam's de situ Daniae ein,

Digitized by Google

diefs Alles schreibt nun wieder von ihm der Chronographus S. wörtlich ab. S. 195. zu Adelheid's Ankunft in Canossa: Donizo Vita Mathildis comitissae und die prosaische Uebersetzung desselben in der Vita des Anonymus c. I. neben einander. S. 218. 221. 229. Gerardus in Vita Sti. Udalrici u. Herm. Contr. ad ann. 953, wo Herm. seine Nachrichten aus eben dieser Vita hat. S. 200. zu der Vermählung Otto's mit Adelheid unter Andern: Annalista Saxo ad ann. 952. und Regin. cont. ad ann. 951, welchen der Annalist wörtlich abschreibt. Ueberhaupt wird der Annalista S. und der Chronographus S. so oft neben den von ihnen wörtlich abgeschriebenen Stellen citirt, dafs Ref., da dieses Verhältnifs dem Hrn. Verf. doch kaum entgehen konnte, auf die Vermuthung gekommen ist, es möchte das wohl gar geschehen, um nach ihren Angaben die Zeit der Ereignisse zu bestimmen, wie denn in der That der Annalista S. S. 104. als Beweis für Tankmar's Geburt im J. 911. und S. 242. als Beweis für die Heinrich's des Zänkers im Jahre 951. angeführt wird. Dazu sind sie aber beide, wie schon eine flüchtige Bekanntschaft mit ihnen zeigt, durchaus nicht zu brauchen. Beide haben nämlich aufserordentlich viele nachzuweisende Fehler gegen die Chronologie, und beide verfahren bei dem Zusammensetzen ihrer Nachrichten so leichtsinnig, dafs sie durchaus kein Zutrauen verdienen, indem man sieht, wie reine Willkühr sie bei ihren Anordnungen leitet. So hat der Annalista, um nur 2 Beispiele anzuführen, die Theilung von Wigmann's Vermögen unter 2 Klöster mit denselben Worten ad ann. 967. und wieder ad ann. 970, — die Ermordung des Nicephorus dagegen einmal ad ann. 967. med. aus Thietmar nach Widukind und dann ad ann. 970. fin. auf andere Weise aus Sigebert Gemblac. und Aehnliches oft.

Am auffallendsten ist es uns gewesen, dafs der Hr. Verf. gar nicht versucht hat, sich das Verhältnifs Thietmar's zu Widukind deutlich zu machen, da es doch an so vielen Stellen äufserst wichtig war, zu wissen,

Digitized by Google

ob man sie als einen oder als zwei Zeugen betrachten müsse. Es wäre aber um so mehr zu wünschen gewesen, dafs der Hr. Verf. diese Untersuchung angestellt hätte, als jene Frage noch in der neuesten Zeit die entgegengesetztesten Beantwortungen gefunden hat. Denn gegen die Ansicht, welche schon Adelung im Directorium der südsächsischen Geschichte zum Jahre 1018. als unzweifelhaft aussprach, dafs Thietmar den Widukind benutzt habe, erklärte Wedekind in seinen Noten u. s. w. Bd. I. S. 322 ff., dafs Thietmar höchstens den Titel von Widukind's Buche gekannt habe, gelesen habe er es gewifs nicht. Ebert dagegen schlug zur Vereinigung der streitenden Ansichten einen Mittelweg ein und stellte die Vermuthung auf, sie möchten beide eine gemeinschaftliche Quelle gehabt haben, welcher Vermuthung auch Wedekind a. a. O. beitrat. Allein weder Ebert (vergl. Archiv. der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde Bd V. S. 687.) noch sonst Jemand hat, soviel uns bekannt ist, bis jetzt diese gemeinschaftliche Quelle nachgewiesen. Auch erklärte es Stenzel in seiner Recension des Wedekindischen Werkes, Leip. Literaturz. 1825. No. 152 ff. nach der Lebenszeit Widukind's und nach der Dame zu urtheilen, der er sein Buch widmete, für höchst unwahrscheinlich, dafs er nicht wenigstens für Otto's I. Geschichte Original seyn sollte; daher liefse sich auch die Gleichmäfsigkeit in der Anordnung und die fast wörtliche Uebereinstimmung mancher Stellen bei Widuk. und Thietm. (die er in mehreren Beispielen nachweist) nicht anders, als daraus, erklären, dafs Thietmar wirklich Widukind selbst vor Augen gehabt habe. In der That glauben wir auch, dafs eine vorurtheilsfreie Betrachtung Thietmar's unmöglich zu einem anderen Ergebnifs führen kann. Bei Weitem am entscheidendsten scheint uns dafür eine Vergleichung Widukind's von S. 659. an mit Thietmar S. 26 u. ff. zu sprechen, wo wir selbst ganz zufällige Verhältnisse in Widukind's Buche von Thietmar wiedergegeben sehen. Irren wir nicht sehr, so endete nämlich Widukind's Buch ursprünglich

Digitized by Google

S. 659. Mit dem Ende des Krieges gegen Wigmann verläfst Widukind plötzlich die ruhige chronologische Erzählung, in der er bisher nicht leicht ein Hauptfactum überging oder mit einem anderen zusammenschmolz, fafst die Geschichte der Jahre 961 — 969, von dem Zuge Otto's nach Italien an, in 4 Zeilen zusammen, beruft sich dann auf seine Erklärung im Anfange des Werkes, nicht alle Thaten Otto's beschreiben zu wollen, nennt die folgenden zu grofs für seine Kräfte, weswegen *in tantum fideli devotione laborasse sufficiat*, fügt hierauf noch eine wohlgewendete Entschuldigung der Geringfügigkeit seines Werkes an seine Gönnerin hinzu und schliefst endlich: *at finis civilis belli, terminus sit libelli*, ein Reim, dessen Schlufs *terminus sit libelli* nach dem Geschmacke des Mittelalters so vortrefflich den Schlufs des Buches bildete, dafs man kaum zweifeln kann, er bildete ihn einst wirklich. Doch setzte Widukind sein Werk, wahrscheinlich einige Jahre später, noch fort, aber ohne wieder eine regelmäfsige Erzählung zu beginnen. Nur einzelne Angaben bilden diese Fortsetzung, zu denen der zufällige Zusammenhang ihn führt. Die letzten Worte *finis civilis belli* bringen ihn auf den Wiederausbruch des Krieges mit Wigmann, dessen Flucht zu den Dänen auf die Feuerprobe des christlichen Priesters in Dänemark, der Brief Otto's aus Italien über Wigmann's Tod auf die damalige Lage des Kaisers in Italien u. s. f. Ueberall herrscht also ein zwar zufälliger, aber doch erklärlicher, Zusammenhang. Das Alles giebt nun Thietmar in seiner eigenthümlichen Art als Auszug wieder. Während er bis zu dem Zuge nach Italien zwar immer in abgerissener Art, die einzelnen Hauptbegebenheiten aber doch im Allgemeinen, wie Widukind, abgesondert darstellt, fafst er da plötzlich auch, wie Widukind, die Geschichte von 7 sehr thatenreichen Jahren zusammen, wobei er Widukind falsch versteht und, weil der erzählt, Otto habe die Römer zweimal bezwungen und Rom eingenommen (nämlich 964.) diefs so darstellt, als wäre es der Kaiserkrönung 962. vorhergegangen. Eben so

Digitized by Google

zieht er Otto's Brief an die Sachsen auf eine so unzweckmäfsige Weise zusammen, dafs es scheinen mufs, als ob Otto während der Kaiserkrönung seines Sohnes in Campanien gewesen wäre. Es hat diefs schon Muratori in den Annali d'Italia zum Jahre 967. p. 423. der Ausgabe von 1744. Kopfbrechen verursacht. Die Schwierigkeit verschwindet sogleich, wenn man die Herleitung aus Widukind bemerkt, aber nur auf diese Art ist sie auch zu lösen. Hierauf giebt Thietmar auch die einzelnen Erzählungen, die Widukind noch hinzufügt. Aber durch Abkürzung sind jene zufälligen Verbindungen verwischt, und es ist nun ein fast sinnloses Gewäsch, was nur in jenen weggefallenen Verbindungen seine Erklärung findet. Wie sollte nun diese zufällige Form, die zweimalige Veränderung der Anordnungsweise u. s. w. schon aus einem früheren Buche in den Widukind übergegangen seyn, da sie bei ihm überall ihre natürliche Ursache hat? und doch müfste sie schon in der gemeinschaftlichen Quelle gewesen seyn, sollte Thietmar sie nicht aus Widukind selbst genommen haben. Nein gewifs es unterliegt keinem Zweifel, Thietmar hatte Widukind selbst vor Augen. Allerdings schrieb er ihn nun nicht ab, wie der Annalista Saxo, der Chronographus Saxo und andere solche Compilatoren es mit ihren Quellen thun, aber er machte einen Auszug aus ihm, worin er sich streng an die Reihenfolge der Begebenheiten und oft selbst an die wörtlichen Ausdrücke hielt. Daraus besteht der erste Theil seines ersten und seines zweiten Buches, und hierin ist er also neben Widukind nicht als besonderer Zeuge anzusehen. Diesem ersten Theile fügt er nun aber in jedem Buche einen zweiten Theil bei, worin er, wie in einzelnen Einschaltungen und Erweiterungen von Widukind's Nachrichten im ersten Theile eigenthümlich ist. Dieser Theil unterscheidet sich jedoch wesentlich von dem ersten. Er besteht aus einzelnen Erzählungen ohne Zusammenhang, ohne Zeitfolge, die gröfstentheils zu Bestätigung eines Wunders, eines Glaubenssatzes, einer Sittenlehre oder dergleichen dienen. Vorzüglich liebt

Digitized by Google

es der fromme Bischof, Vorfälle zu erzählen, wo sonst heilige und tugendhafte Leute sich einmal haben von dem bösen Feinde bethören lassen, um mit der Schwäche jener Tugendhelden sich über seine eigene Sündhaftigkeit zu trösten. Im Allgemeinen sind also diese Nachrichten so beschaffen, dafs wir mit Recht gegen ihre Wahrheit mifstrauisch seyn müssen, und auf ihr Zeugnifs allein hin einem Factum nicht leicht werden Glauben schenken können, zumal wenn ihm irgend bekannte Thatsachen widersprechen. — Sehr wünschenswerth ist es nun gewifs, dafs der Hr. Verf. diese Beschaffenheit der Bücher Thietmar's und seine theilweise Abhängigkeit von Widukind sich recht deutlich gemacht hätte. Dann würde er z. B. nicht auf das einzige Zeugnifs jener unzuverlässigen Erzählungen hin eine so unwahrscheinliche Angabe aufgenommen haben, wie S. 224. die Nachricht von Bruno's Untreue gegen Otto, die Allem widerspricht, was wir sonst von dem Charakter und der Handlungsweise Bruno's, dieser Hauptstütze des königlichen Ansehens im Westen des Reiches, wissen. Eben so würde er dann gewifs nicht unzählige Male Thietmar neben Widukind wegen solcher Stellen citirt haben, die jener der Sache nach ganz aus diesem entlehnte, wenn er auch vielleicht ihre Form oft mit Beeinträchtigung des Sinnes veränderte. Beispiele solcher unnöthiger Citate unter Anderm S. 60, S. 63. zweimal, S. 64. u. s. f. u. s. f.

Wir glauben aber, um auf die falsche Art zu citiren im Allgemeinen zurückzukommen, dafs jeder Leser mit Recht verlangen kann, dafs ein Schriftsteller sie vermeide und daher die Vorarbeiten unternehme, die ihn in den Stand setzen, dies zu thun. Wenn das Anführen von Citaten nämlich überhaupt einen Zweck haben soll, so müssen sie doch die Belege für die Ergebnisse der Forschungen des Schriftstellers enthalten. Von dem Leser kann nun aber nicht verlangt werden, dafs er die Citate erst mit einander vergleiche und untersuche, welche davon ursprünglich sind, welche nicht; das mufs der Verfasser für ihn gethan haben, der Leser nimmt sie als

Digitized by Google

richtig an und als die wahren Beweise für die Richtigkeit der Erzählung. Dann führt nun aber die getadelte Art zu citiren in jedem Falle zu einer Täuschung des Lesers. Ist nur die abgeleitete Quelle citirt, so verliert die Thatsache, die dadurch gestützt werden soll, von der Glaubwürdigkeit, die sie besitzt: was man nach dem Zeugnisse des gleichzeitigen Schriftstellers, von dem die Nachricht eigentlich herrührt, für sicher halten würde, das erscheint ganz ungewifs, wenn als Beweis nur ein Compilator, der 3 Jahrhunderte später lebte, angeführt wird. Dagegen wird auf der anderen Seite durch Anführung der ursprünglichen Quelle und der abgeleiteten Angaben neben einander die Sicherheit einer Nachricht übertrieben. Leicht kann ja eine Angabe, wofür hier 5, 6 Stellen angeführt werden, die also, wären das so viele unabhängige Zeugnisse, kaum bezweifelt werden könnte, in der That auf einem einzelnen Zeugen ruhen, dessen Aussagen die anderen nur wiederholen. Vorzüglich nachtheilig kann dies beim Vergleichen widersprechender Nachrichten werden, wo vielleicht für die eine 10, für die andere nur 2 Zeugen angeführt werden, so dafs wir natürlich jene für die besser begründete halten, während in der That 9 von jenen Zeugen den einzigen Urzeugen abschrieben, so dafs die Wahrscheinlichkeit des Irrthumes vielmehr auf seiner Seite ist. Die Hauptsache bleibt aber immer der Beweis, der in dieser Art des Citirens liegt, dafs der Verf. auch die Sammlungen zu seinem eigenen Gebrauche nicht zweckmäfsiger einrichtete, wobei, wie wir oben gesehen haben, ein gründliches, zuverlässiges Forschen gar nicht möglich ist.

Bei diesen Mängeln in der Forschung des Hrn. Verfs., deren leicht noch mehr aufgeführt werden könnten, ist es nun wohl natürlich, dafs er kein befriedigendes Ergebnifs gewinnen konnte. Der Raum verbietet uns leider, die vielen Stellen anzuführen, wo, wie wir glauben, der Hr. Verf. durch jene Fehler oder durch falsche Verbindung verschiedener Nachrichten oder durch

Digitized by Google

Mifsverständnifs der Quellen theils zu einzelnen falschen Angaben, theils zur falschen Darstellung einer ganzen Begebenheit gekommen ist. Wir müssen uns auf die Prüfung eines kurzen Abschnittes beschränken, die wir unten zwar zunächst von einem andern Gesichtspunkte aus vornehmen werden, die aber doch auch Belege für diese Angaben bieten wird.

Noch mehr indefs, als diese Unvollkommenheit der Forschung, hat die Darstellungsart des Verfs. der Wahrheit seiner Erzählung Eintrag gethan. Jene hat doch nur einzelne unwahre Angaben, vielleicht einzelne falsche Erzählungen zur Folge gehabt, diese hat dem Ganzen einen falschen Schein gegeben, so dafs die geblendeten Augen durch ihn hindurch die wahren Züge des Bildes nicht mehr zu erkennen vermögen. Wir sind weit entfernt, die Begeisterung eines Geschichtschreibers für seinen Gegenstand zu tadeln, wir sind vielmehr überzeugt, dafs er ohne sie seiner hohen Aufgabe gar nicht genügen kann. Aber diese Begeisterung mufs die Begeisterung für die Wahrheit seyn, der innige Wunsch, sich selbst seinen Gegenstand hell und deutlich vor Augen zu führen, sich ein wahres Bild von ihm in jedem einzelnen Theile zu entwerfen und dann ihn auch andern so zu schildern, dafs er ihnen erscheint, wie er den Zeitgenossen erschienen seyn würde, wären ihre Blicke nicht getrübt gewesen von den Leidenschaften und Irrungen ihrer eignen Zeit. Eine solche Begeisterung ist weit entfernt von Partheilichkeit, sie verwirft sie vielmehr, als den trügerischesten Nebel, der das Bild verhüllet, welches in seiner ganzen Reinheit darzustellen, das Ziel ihres Strebens ist. Eben so: wer möchte den Geschichtschreiber verdammen, dem heiligsten seiner Gefühle, der Vaterlandsliebe zu entsagen oder auch nur sie zurück zu drängen während seines Wirkens? Nein, im Gegentheil, wie die vaterländische Geschichtsforschung das höhere Leben, das sie in neuester Zeit gewonnen hat, dem gewaltigen Aufschwunge verdankt,

Digitized by Google

den die Liebe zum teutschen Vaterlande vor zwei Jahrzehnten nahm, so wird sie ihr Gelingen nur der Dauer dieser Liebe danken und nur unter deren Einflufs werden Werke entstehen, die jenes Gelingen näher führen. Aber auch die Vaterlandsliebe des Geschichtsforschers wird ihn nicht zur Partheilichkeit verleiten, sie wird vielmehr die Vorzeit seines Volkes ihm zu einem Heiligthume machen, vor dessen geringstem Theile ihn ehrfurchtsvolle Scheu erfüllt; sie zu verunstalten, ihren Anblick zu trüben, wird ihm als ein frevelhaftes Vergehn erscheinen, dagegen ihr Bild lauter und rein sich zu bewahren und der Nachwelt zu überliefern, das wird er seine höchste und heiligste Pflicht glauben. Die Vaterlandsliebe wird ihn also nur zur Unpartheilichkeit und zur Gewissenhaftigkeit in seinen Forschungen und Schilderungen mahnen. Leider ist es aber nicht diese Begeisterung, es ist nicht diese Vaterlandsliebe, die Hrn. V. belebte, als er sein Buch entwarf; ein fremder Geist hat sich seiner neben dem Geiste der Geschichte bemächtigt und durch seinen Hauch alle Farben verändert und getrübt, die jener dem Bilde Otto's und seiner Zeit gab. Zu einer Liebe des teutschen Volkes, die schon mehr, als billig, der Partheilichkeit sich nähert, hat sich nämlich bei Hrn. V. ein sonderbarer Provincialpatriotismus gesellt; im Königreich Sachsen wohnend und wahrscheinlich auch dort geboren, hält er Otto für seinen speciellen Landsmann, wie aus der Zueignung an den Prinz Mitregent von Sachsen hervorgeht: „zum Angedenken unserer grofsen Vergangenheit" und aus dem Schlusse: „Uns aber, uns Sachsen, deren Stamme der grofse Otto entsprossen, möge seine ehrwürdige Gestalt, die wie ein geistiger Riese aus dem grauen Alterthume in unsere veränderte Zeit blickt, an nichts stärker mahnen, als immer treu zu der gemeinsamen teutschen Sache zu stehen, wie er dazu gestanden, u. s. f." Unter dem Zusammenwirken dieses Provincialpatriotismus und der Vorliebe für den Gegenstand seiner Darstellung ist nun

Digitized by Google

aus dem Geschichtschreiber eine Art von Panegyrist geworden und dadurch natürlich Wahrheit und Treue seiner Darstellung verloren gegangen. Wir wollen damit nicht sagen, dafs Hr. V. mit Bewufstseyn zum Ruhme seines Helden Thatsachen verfälscht hätte, wir sind weit entfernt, ihn eines solchen Verbrechens an der Wahrheit zu zeihen, aber, ihm vielleicht selbst unbewufst, hat unter dem Einflusse jener Vorliebe Alles eine andere Gestalt gewonnen: Alles, was Otto thut, ist lobenswerth und wir hören fast nie, welche Triebfedern, Ansichten, Leidenschaften und dergl. diese oder jene Handlung hervorriefen, sondern wir finden immer nur Beweise, dafs sie vortrefflich war und dafs sie Otto deswegen that; nie sind wir irgend einem Tadel oder auch nur einem Anerkennen menschlicher Unvollkommenheit in Otto's Character begegnet, er ist überall vollkommen, unübertrefflich. Mit eben so eintönigen Farben gemalt, daher eben so wenig psychologisch wahr sind alle anderen Charactere, auch da ist fast nur schwarze Bosheit oder engelreine Tugend, höchste Kraft oder gröfste Schwäche. Man vergleiche nur unter Vielem S. 65. die harte Bezeichnung Hatto's, S. 111. und öfter den harten Tadel Eberhard's und dagegen, in höchst sonderbarem Abstande, „die schuldlose Seele" des in der That so ränkevollen, unzuverlässigen Giselbert, S. 127. die Entschuldigung Gero's wegen seiner hinterlistigen Behandlung der Slaven, S. 185 ff. das wiederholte Lob Lothars, des Königs der Lombarden, und dagegen die wiederholten, höchst ungünstigen Schilderungen Berengar's und seines ganzen Hauses u. s. f. Kurzum, die ganze Geschichte bekommt durch das Alles einen so idealen, ja sentimentalen Anstrich, dafs man weder die Rohheit, noch die Kraft des zehnten Jahrhunderts, weder die Leidenschaften, noch die Tugenden der handelnden Personen durch ihn hindurch erkennen wird. Ja wir müssen gestehen, fassen wir den Eindruck zusammen, den das Werk im Ganzen auf uns gemacht hat, so scheint

Digitized by Google

uns der Hauptzweck aller geschichtlichen Darstellung, in dem Leser ein wahres Bild von dem geschilderten Gegenstand in seiner Gesammterscheinung hervorzurufen, in diesem Werke gänzlich verfehlt.

Einen grofsen Antheil an dem falschen Eindruck, den die Darstellung des Verfs. macht, hat seine Schreibart, die theils das Erzeugnifs jener gesteigerten Gemüthsstimmung gewesen seyn, theils selbst wieder zur immer gröfseren Steigerung beigetragen haben mag. Statt nämlich jene gehaltene, würdige Schreibart zu wählen, die in Deutlichkeit und Angemessenheit der Bezeichnungen ihren Schmuck und ihre Schönheit sucht, und durch den Ausdruck der Wahrheit und Richtigkeit, der aus jedem ihrer Worte spricht, gewifs den Eindruck auf den Leser hervorbringt, den sie zu machen wünscht, *quae nihil iratum habet, nihil invidum, nihil atrox, nihil mirabile, nihil astutum, casta, verecunda, virgo incorrupta quodammodo*, — hat der Hr. Verf., wie wir schon oben vorläufig bemerkten, sich einer dichterischen, mahlenden, geschmückten, höchst leidenschaftlichen Sprache bedient, die der begeistertsten Rede angemessen seyn würde. Nun ist es an und für sich schon gewifs jedem Gebildeten höchst lästig, diese Redeweise bei einem so unpassenden Gegenstande, wie eine geschichtliche Darstellung ist, angewendet und vorzüglich sie durch ein ganzes Buch hindurch als vorherrschend beibehalten zu finden, da man sie nur in wirklich leidenschaftlichen Schilderungen und auch da nur bei einzelnen Stellen zu tragen vermag. Nur der Ungebildete wird sich an jedem Orte über diese Anhäufung schöner Worte und Redensarten freuen. Besonders lästig wird diese Darstellungsweise aber, wenn in dem Eifer des Schönredens solche lächerlich gesteigerte Ausdrücke zum Vorschein kommen, wie z. B. S. 204: „die aufserordentliche Liebe, die Otto der Königin entgegentrug," oder S. 264: „Auf solche Weise hatte Berengar 8 Jahre lang die Geisel über dies unglückliche Land geschwun-

Digitized by Google

gen, da erhoben sich, wie von einem gemeinsamen Grauen überwältigt, die Grofsen Italiens, um bei Otto Hülfe zu erflehen;" oder wenn solche ganze überspannte Sätze daraus hervorgehen, wie z. B. S. 79: „Aber der Arm des Ewigen entrückte ihn einem Schauplatze, den er in der kurzen Zeit seiner Regierung bewundernswürdig umgestaltet hatte, um ihm in seinem Himmel jene unvergänglichen Belohnungen zu ertheilen, deren Heinrich's herrliche Tugend zuversichtlich entgegenblicken durfte. Wohl konnte der König, nachdem er das Vaterland befreit und errettet, nichts Gröfseres thun als — sterben." Das Uebelste ist aber der Einfluſs, den eine solche Sprache auch auf den Inhalt des Gesagten übt. Aus ihr entspringen zum Theil jene absoluten Charactere, jene Teufels- und Engels-Gestalten, jene vortrefflichen und abscheulichen Handlungen und dergl., weil sie viel besser in die schönen Redensarten hineinpassen, als mannichfach modificirte und nuancirte Charactere und Handlungen, die aus vielen zusammenwirkenden, guten, gleichgültigen, auch tadelnswerthen Beweggründen hervorgehn, wie es in der wirklichen Welt denn doch einmal nur solche Charactere und fast nur solche Handlungen giebt, und daher in geschichtlichen Darstellungen auch nur geben sollte. Aus diesem Schönreden flieſsen ferner die allgemeinen Ausdrücke in der Darstellung, in denen fast immer mehr liegt, als der Schriftsteller verantworten und aus den Quellen beweisen kann. Von ihm kommt es her, daſs der Schriftsteller Alles weiſs, selbst, was in dem Innersten des Herzens der handelnden Person vorging und vielleicht ihren nächsten Umgebungen verborgen blieb, nur weil auch da schöne Redensarten sich anbringen, hübsche Uebergänge sich dadurch bilden lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Vehse, das Leben Otto's des Grofsen.

(Fortsetzung.)

Solcher Sätze giebt es bei dem Verf. eine Unzahl, wir führen nur einige auf, die uns in die Augen fallen, weil sie zugleich überhaupt einen Begriff von der hochtrabenden Schreibart desselben geben können. Z. B. S. 81: „Der König bezwang die Stimme der Natur, die für beide Söhne sich in seinem Innern regte." Ebenda: „Weinend umstanden die Fürsten, die dem Leichenbegängnifs gefolgt waren, das Grab, das die Ueberreste des edelsten Mannes umschlofs: eine unbezwingliche Trauer erschütterte ihre männlichen Herzen, dafs der nun Asche und Staub sey, der im Leben so hohe Thaten verrichtet. Aber von der Gruft hinweg, die ihre Liebe barg, wandten sie ihre Augen zu dem, der ihre Hoffnung war, zu dem neuen blühenden König, der nicht nur der Erbe der Herrschaft seines Vaters, sondern auch aller seiner grofsartigen Tugenden war." S. 87. „Nur das Angedenken an Carl, dessen Ueberreste das Grab bewahrte, das in dem Münster war, in welchem Otto jetzt thronte, nur die Erinnerung, die ihm jetzt so nahe trat, an die untergegangene Herrlichkeit des Frankenreiches schien seine Seele zu bewegen, und wohl mag Otto in dieser grofsen Stunde sich selbst das Gelübde geleistet haben, diefs Reich in den Sonnenglanz des alten Ruhmes wieder hinaufzuführen, wie Jener." S. 223. „Der Gedanke, dafs er durch Gottes Gnade Herr und König der Deutschen und als solcher (?) ihm auferlegt und geboten sey, sein Volk gegen alle Feinde zu schirmen, hauchte seiner Seele begeisterten Muth ein, — er beschlofs die wilden Ungarn im Kampfe zu bestehen." Eben so übertriebene und noch übertriebenere Ausdrücke und Darstellungen finden sich aber in sehr grofser Zahl.

Digitized by Google

Man sieht, dafs dabei eine der Wirklichkeit gemäfse Schilderung nicht bestehen kann. Als einen Hauptnachtheil dieser überspannten Sprache möchten wir endlich anführen, dafs in ihr Alles mit gleicher Gewifsheit erzählt werden mufs. Die gehaltene, historische Schreibart erlaubt auch in der Erzählung die verschiedene Zuverlässigkeit der einen und der anderen Angabe auszudrücken, diese hohe Schreibart gestattet das nicht, in ihr mufs Alles wie aus höherer Eingebung oder aus unmittelbarer Anschauung hervorgehend dargestellt werden, Vermuthungen, Möglichkeiten, bestrittene Thatsachen, Alles erscheint mit derselben unzweifelhaften Gewifsheit.

Ein höchst nachtheiliges Erzeugnifs derselben falschen Form oder derselben Quelle, woraus diese geflossen, ist endlich das Streben, die Erzählung mit rührenden, ansprechenden, romantischen Situationen und Vorfällen zu schmücken. Wir wollen auch hier wieder Hrn. V. nicht beschuldigen, dafs er gegen seine Ueberzeugung nur aus diesem Grunde Erzählungen aufgenommen hätte, die er nicht für wahr hielt, aber auch ohne das wirkt dieses Streben schädlich genug. Es ist fast unglaublich, welchen verderblichen Einfluſs dieser gefährliche Wunsch äufsert, sobald er im Gemüthe eines Schriftstellers sich festgesetzt hat. Unvermerkt stumpft er das kritische Gefühl ab, das, was wir gewifs als unglaublich verworfen haben würden, wenn wir unbefangen gewesen wären, das glauben wir, das nehmen wir auf, weil es eine hübsche Situation darbietet. Wo zwei verschiedene Ansichten sich entgegenstehen, da entscheiden wir für die unwahrscheinlichere, weil sie romantischer ist, kurz eine vorurtheilsfreie Würdigung des durch die Quellen Gegebenen ist nicht mehr möglich. Um diesen Einfluſs zu zeigen, wollen wir noch, ehe wir schliefsen, einen kleinen Theil von dem Buche des Hrn. V. genauer analysiren, wobei wir zugleich Gelegenheit finden werden, noch Manches von dem Tadel, den wir früher

Digitized by Google

ausgesprochen, zu belegen, die Nichtberücksichtigung der persönlichen Verhältnisse der Zeugen, die mangelhafte Kritik bei zweifelhaften Thatsachen und bei sich widersprechenden Zeugnissen, die Partheilichkeit für die Freunde Otto's, die überspannte Sprache und deren üble Folgen, z. B. die Gewifsheit, mit der selbst die Vermuthungen des Verfs. dargestellt werden u. s. f.

Wir wählen dazu die Schicksale Adelheid's, welche ihrer Vermählung mit Otto unmittelbar vorhergingen, theils weil sie ein abgeschlossenes Ganzes bilden, theils weil gerade hier, mehr als sonst irgend wo eine strenge Kritik nöthig gewesen wäre, um die Wahrheit zu entdecken und in der Darstellung zu erhalten. Es liegen nämlich in dem wirklichen Gange dieser Begebenheit so viele Fäden zu einem sentimentalen Romane, dafs, wenn der Erzähler sich nicht mit aller Nüchternheit des historischen Sinnes waffnet, er nur zu leicht hingerissen wird, sie wirklich zu einem solchen Romane zusammenzuschlingen, Adelheid so hoch als möglich zu erheben, Berengar so tief, als möglich, herabzudrücken, ihn als den hinterlistigsten, grausamsten Tyrannen zu mahlen, der die schuldlose Königin auf das Schrecklichste quält und sie in die furchtbarsten Gefahren stürzt, aus denen allen sie aber durch Gottes wunderbare Hülfe gerettet wird, so dafs sie zuletzt siegreich ihren Gegner zu ihren Füfsen sieht. Es wird das um so leichter geschehen, als die Quellen selbst zu einer solchen Darstellungsweise verführen. Theils nämlich wirkte schon auf sie jene Anlage zu einer rührenden, abentheuerlichen Erzählung, die in dem Ereignifs liegt, und verführte sie durch allerlei Zuthaten und Ausschmückungen in ihrem Geschmacke, sie weiter auszubilden, um sich und ihre Leser damit zu ergötzen, was wohl z. B. die Veranlassung zu den Abentheuern und Teufelsgeschichten ist, die uns Leo Ostiensis in dem Chronicon Casinense und das Chronicon Novaliciense in dem dritten Theile von Du Chesne's Scc. Rer. Franc. mittheilen; theils kamen noch

Digitized by Google

persönliche Verhältnisse hinzu, die mit jener Lust an abentheuerlichen und rührenden Schilderungen auf dieselbe Umgestaltung der Wahrheit hinarbeiteten. So erscheint unter den Hauptquellen Liutprand, der, leichtfertig und eitel, wie Wenige, schon deswegen bei jeder Gelegenheit schändliche Geschichtchen erzählt, um sich selbst daran zu weiden und zugleich auf seine Leser Eindruck zu machen, der aber gegen Berengar und seine Familie als gefallener Günstling natürlich Alles aufbietet, was er an Verworfenheiten und Lächerlichkeiten nur aufzubringen vermag; Hroswitha, die ihr Lobgedicht auf die Ottone, der Nichte Adelheid's widmete; Widukind, der seine Annalen ihrer Tochter übergab und Odilo, der Verfasser der Vita Sanctae Adelheidis, ein Günstling und Hausgenosse Adelheid's, der schon aufserdem natürlich seine Heilige hart bedrängt und geprüft darstellen mufs; — endlich Donizo der Höfling der Gräfin Mathilde, der natürlich auch wieder die Gefahren Adelheids übertreiben mufs, damit die Thaten Azzo's, des Grofsvaters seiner Gönnerin, desto verdienstlicher erscheinen. Unter diesen Verhältnissen würde schon ein treues Anschliefsen an die Quellen, schon das Aufnehmen aller ihrer unwidersprochenen Nachrichten hinreichen, an die Stelle der reinen, zuverlässigen Wahrheit ein romantisches, vielfach verdächtiges Gemälde zu stellen. Was soll aber die Erzählung für eine Farbe erhalten, wenn nun der Forscher selbst von jenem romantischen Geiste und jener Partheilichkeit angesteckt ist, wenn bei ihm der Wunsch, die interessanten Scenen zu behalten, recht effectvolle Situationen hervorzubringen, seine Kritik bestimmt, wenn er zweifelhafte, selbst verdächtige Angaben aufnimmt, sobald sie zur Verschönerung der Erzählung beitragen? Wir können aber nicht leugnen, Ton und Haltung des ganzen Buches, so wie die Art, wie die Schicksale Adelheid's erzählt werden, haben uns überzeugt, dafs jenes Streben in Hrn. V. lag und wenigstens unwillkührlich seine Forschung und Darstellung mit bestimmte.

Digitized by Google

Als erstes Erfordernifs, um einen Roman der angedeuteten Art hervorzubringen, erscheint nun, dafs Lothar nicht eines natürlichen Todes stirbt! Wie viel trauriger wird Adelheid's Schicksal, wenn Berengar's Gift die Ursache seines Todes ist, als wenn er einer Krankheit unterliegt, wie verabscheuungswürdig wird gleich dadurch Berengar, wie interessant die Stellung Adelheid's, die dem Sohne des Mörders ihres angebeteten Gemahles die Hand reichen soll! Der Gang der Geschichte scheint dazu einen solchen Verdacht nur zu sehr zu rechtfertigen, kurz Lothar mufs an Berengar's Gift sterben. So auch bei Hrn. V. Zwar sagt Hr. Vehse bei der Erzählung des Todes selbst (S. 188.) nur: „das allgemeine Gerücht verbreitete sich, dafs nach allen Umständen zu schliefsen, die Lothar's Tod begleitet hatten, erhaltenes Gift ihn beschleunigt habe, ja der Bischof Liutprand verdammt mit klaren Worten den Markgraf Berengar, als denjenigen, welcher, uneingedenk der liebreichen Güte des Königs, der ihm einst das Leben gerettet, denselben dem Tode überliefert habe, um sich die ungehinderte Herrschaft über das Reich der Lombarden zu verschaffen." Auch S. 190. sagt er wieder nur: „.... den die Welt als Mörder ihres Gemahls verdamme und der so wenig Sorge trage, sich von einem so schweren Verdachte zu reinigen." Allein vorher S. 188. steht schon ganz unbedingt: „.. aber im Stillen bereitete er jetzt die Gewaltthat vor, durch welche er seinen Gegner aus dem Wege zu räumen beschlossen hatte," und S. 189: „.. die strafende Hand der Vorsehung" — „.. Berengars entsetzlicher Frevel ..." „.... Lothars so bemitleidenswerther Tod," endlich S. 190. geradezu „... das Diadem, zu dem sich Berengar über die Leiche ihres ersten Gemahles den Weg gebahnt hatte ..." Hr. V. selbst war also wahrscheinlich nicht zu der wirklichen Ueberzeugung von der Ermordung gekommen, das scheint sein schwankender Ausdruck bei der Darstellung des Todes selbst zu zeigen; aber um einiger schönen Phrasen wegen geht er über seine Ueberzeugung hinaus und nimmt

Digitized by

die Vergiftung als ausgemacht an. Sehen wir nun, auf welchen Grundlagen diese Annahme ruht. In den gleichzeitigen Quellen findet sich über die Ermordung erstens Luitprands bei Hrn. V. allein citirte Stelle (Hist. sui. temp. V, 4. bei Muratori Scc. Rer. Ital. T. II p. I. p. 462.): *Lotharius, dum Berengario consuluit, qui regnum et vitam auferret, sibimet praeparavit.* Wieviel eine solche Angabe Liutprands überhaupt beweisen könne, geht aus dem hervor, was oben von den persönlichen Verhältnissen Liutprands zu Berengar gesagt worden ist; diese hier verliert aber dadurch noch besonders an Glaubwürdigkeit, dafs sie nur so im Vorbeigehen eingeflochten ist, wo sie ganz leicht nur ein Erzeugnifs von Liutprands Schriftsteller-Eitelkeit seyn konnte, indem ihn der schöne Gegensatz lockte: Lothar rettet Berengar das Leben und erhält dadurch den, der ihm später das seinige nimmt. Weit mehr würden wir noch auf Frodoard gehen, der seiner Stellung nach fast allein ganz unpartheiisch seyn konnte. Er sagt nun im Chron. Remens. ad ann. 950. in fine über Lothars Tod Folgendes: *Berengarius quidam princeps Italiae, veneno, ut ferunt, necato Lothario, ... Rex efficitur Italiae.* Dadurch wird allerdings wenigstens bewiesen, dafs, wie bei den herrschenden Verhältnissen wohl natürlich war, das Gerücht ging, Lothar sey vergiftet worden. Allein selbst die Allgemeinheit oder Weitverbreitetheit des Gerüchtes möchte sehr zweifelhaft erscheinen, wenn wir die Angaben der übrigen Quellen überlegen. Die besten Nachrichten unter Allen konnte trotz ihrer bescheidenen Vorrede wohl Hroswitha haben, die Zeitgenossin der Begebenheiten, die Schülerin Gerberg's, der Nichte Otto's, der Tochter Heinrichs, der selbst eine so bedeutende Rolle in Adelheid's Geschichte spielt. Namentlich die Ansicht Adelheid's selbst möchte wohl ihrem Freund Heinrich nicht verborgen geblieben und so wohl auch Hroswitha bekannt worden seyn. Nun mahlt aber gerade sie das Schicksal Adelheid's recht traurig, um ihren Versen eine Art von

Digitized by Google

poetischem Glanz zu geben, sie würde also, wäre die Art von Lothars Tod ihr auch nur zweifelhaft gewesen, sicherlich die Steigerung ihrer Erzählung durch eine gewaltsame Todesart nicht verschmäht haben. Sie nun aber sagt ausdrücklich (Hist. Ottonum in Meiboom Scc. Rer. Germ. T. I, p. 719. in fine): ... *gravido Lotharius Infectus morbo, mundo discessit ab isto.* Sonst spricht sich über die Ursache des Todes nur noch der spätere Leo Ostiensis (vom Anfange des zwölften Jahrhunderts) aus, welcher im Chron. Casinens. I, 61. bei Muratori Scc. Rer. Ital. T. IV. p. 334. sagt: *Lotharius, in subitam frenesin incidens, ultimum diem explevit.* Alle übrigen Quellen, Zeitgenossen und spätere begnügen sich, Lothars Tod anzugeben, ohne Etwas über die Ursache desselben zu bemerken, was, bei den oben angeführten persönlichen Verhältnissen der Verfasser, in der That als ein ziemlich schlagender Beweis selbst gegen die Weitverbreitetheit des Gerüchtes angeführt werden kann, da auch die übrigen, hätten sie irgend dieses Gerücht gehört, schwerlich versäumt haben würden, es mitzutheilen. Würde nun also Hr. V., hätte ihn ruhige Kritik geleitet, eine so sehr zweifelhafte Sache wiederholt als ganz unzweifelhafte Wahrheit hingestellt haben?

Kurz Lothar stirbt. „Nicht nur Italien, sondern ganz Europa erfüllte sein Tod mit gerechter Trauer." Wir würden Gründe anführen, warum wir das Letztere bezweifeln und auch das Erstere nicht so als historische Thatsache hinstellen möchten, wenn Hr. V. selbst in diesem Satze mehr als einen jener vielklingenden, nichts sagenden Uebergänge gesucht hätte, welche in der hohen historischen Schreibart so gewöhnlich sind.

Berengar wird zum König gewählt. Woher Hr. V. weifs, dafs diefs dadurch geschah, dafs es seiner Verschlagenheit gelang, die meisten Herren der Lombardei durch die freigebigsten und glänzendsten Versprechungen auf seine Seite zu ziehen, ist Ref. nicht bekannt. Sollte

Digitized by Google

es vielleicht nur wieder so hingesagt seyn, um auch hier von Berengar etwas Nachtheiliges anführen zu können? Im Ganzen scheint es ja so natürlich, dafs er, der schon in der letzten Zeit Hugo's, noch mehr unter Lothar der That nach König war (Liutprand V, 14. und VI, 1.), es jetzt auch dem Namen nach wurde.

Nun fürchtet er, dafs Adelheid sich wieder vermählen und ihr neuer Gemahl dann Ansprüche auf Italien machen möchte. Um daher alle diese Ansprüche aufzuheben, stört er Adelheid's Wittwentrauer, „die in der gröfsten Zurückgezogenheit lebte und sich in der Stille dem frommen Drange ihres Herzens widmete, ihren edlen Gemahl zu beweinen," und verlangt, dafs sie sich mit seinem Sohne Adalbert vermähle. Voll Abscheu weist sie aber die Zumuthung, dem Sohne des Mörders ihres Gemahles die Hand zu reichen, zurück. Es ist diefs der zweite Glanzpunkt des Romans, welche herrliche Situation, namentlich nach Annahme der Ermordung Lothars durch Berengar! Leider steht es aber mit diesem zweiten Punkte nicht viel besser, als mit dem ersten. Zeugnifs ist: 1) eine Stelle in der Anonyma Vita Mathildis Reginae, welche unter Heinrich's II. Königthum, also zwischen 1002. und 1014. geschrieben wurde. Darin heifst es c. IV. (bei Leibnitz Scc. Rer. Brunsvicens. T. I. p. 200.): *Hanc quidam perversus, nomine Berengarius multis infestabat injuriis, ut ea potita (?) conjuge dominium pariter sibi usurparet in regno Latinorum.* Dies war nun zwar, wie Hr. V. selbst bemerkt, unmöglich, da Berengar schon verheirathet war (und beweist also wenigstens, dafs der Verfasser nicht sehr bekannt mit den damaligen Verhältnissen des italiänischen Königshauses war), „es ist aber füglich auf Adalbert zu deuten," weil es 2) in einem Spottgedicht auf Adalberts Flucht nach Corsika, welches uns Landulphus Senior (vom Ende des 11ten Jahrhunderts) mitheilt (Hist. Mediolanens. II, 16. in Muratori Scc. Rer. Ital. T. IV. p. 79.), heifst: *Pro regina nunc Latina, utere jam*

Digitized by Google

nunc marina. Ref. gesteht, dafs diese Stelle des (wie es scheint, gleichzeitigen) Gedichtes jenen Sinn haben könne. Aber, wenn sie ihn nun auch wirklich hat, wie weit ist noch von einer grobwitzigen Vergleichung eines Spottgedichtes bis zu einer quellenmäfsig begründeten, geschichtlichen Thatsache! Alle anderen Quellen deuten nämlich auch nicht entfernt jene Forderung an: Hroswitha schreibt Berengars Härte nur der Rachsucht an dem königlichen Hause zu, das ihm nach ihrer falschen Ansicht sein Königreich geraubt (sie hält ihn nämlich für Berengars I. Sohn), Widukind III. p. 652. der Furcht vor Adelheid's Klugheit. Der spätere Donizo (Vita Mathild. com. ap. Murator. Scc. Rer. Ital. T. V. p. 346.) sagt, Berengar wäre ohne Adelheid's Zustimmung gewählt worden und sie hätte ihn durchaus nicht als König anerkennen wollen. Die anderen Quellen geben keine Ursache der Mifshandlungen an. Hierzu kommt, dafs fast alle Schriftsteller an ein Recht Adelheid's auf die Krone zu glauben scheinen; so Hroswitha: *Italiae ... regnum linquens merito retinendum summae reginae. ... Pars quaedam plebis fuerat, quae retro rebellis Menteque perversa propriis dominis inimica Restituit Berengarii regnum ditioni;* so Widukind: *Berengarius .. usurpato imperio regnavit.* (Daraus bei Thietmar II. p. 22. *invasor regni),* was doch auch wohl nur in Hinsicht auf Adelheid gesagt seyn kann; so das Chronicon Quedlinburgense ad ann. 951. (ap. Leibnitz Scc. Rer. Brunsvicens. T. II. p. 279.): *Adelheidae regnum Longobardiae hereditario jure cesserat* u. s. f. Daher konnte ja wohl Berengar auch ohne den Heirathsplan Grund genug haben, sich Adelheid's zu bemächtigen, vielleicht wirklich, dafs er, wie Donizo sagt, sie zwingen wollte, zu seiner Wahl ihre Zustimmung zu geben und ihren Ansprüchen auf die Krone zu entsagen. Also auch diese schöne Situation, wenn auch möglich, ist wenigstens weit von historischer Gewifsheit und ruht auf so unzuverlässigem Grunde, dafs Ref. sie sich wohl als eine Vermuthung in einer Note,

Digitized by Google

aber nicht als historische Thatsache in der Erzählung selbst hätte gefallen lassen. Hr. V. behandelt nun diese Sache etwa wie die Vergiftung: zwar bekennt er in der Note selbst, auf wie schwache Beweise das Ganze sich stützt, gleichwohl erzählt er es im Text ganz als Thatsache und richtet seine ganze Erzählung danach ein. Wir können uns also auch hier des Verdachtes nicht erwehren, dafs das Effectvolle dieses Verhältnisses bestimmend auf Hrn. V.'s Kritik eingewirkt habe.

Durch diese Weigerung gereizt, nimmt nun Berengar Adelheid gefangen. Auch dies Ereignifs wird aber von Hrn. V. auf eine Art erzählt, die wir durchaus nicht zu billigen vermögen. Erstens hat er nämlich auch dabei wieder in den Nebensachen zu viel auf die romantischen und partheiischen Uebertreibungen seiner Quellen gegeben und, indem er ihre Ausdrücke wörtlich aufnahm und mit neuen Redensarten verstärkte, von S. 190 bis 192. eine der ernsten Geschichte unwürdige, süfsliche, romanhafte Darstellung geliefert. Zweitens hat er aber auch in der Hauptsache, um nach seiner gewöhnlichen Weise alle Angaben zu vereinigen, eine Erzählung dieses Vorganges ausgesonnen, wodurch die Widersprüche in der That beseitigt werden, deren Aufnahme in den Text wir aber dennoch wieder tadeln müssen, weil sie zwar wohl wahr seyn kann, viel wahrscheinlicher noch aber nicht wahr ist. Es galt nämlich, das *Adelheidis capta est Cumis* Thietmar's II. p. 22, des Annalista Saxo ad ann. 949. und eines Gedenkbuches der Trierer Cathedrale bei Brower Annal. Trevir. T. I. p. 459. mit Donizo's: *Propterea capta. Super arcem denique Gandam misit eam*, zu vereinigen. (Auf die Angabe des Chron. Novaliciens. l. V. bei Du Chesne l. l. p. 637, sie sey zu Pavia gefangen gesetzt worden, hat Hr. V. mit Recht keine Rücksicht genommen. Der Verfasser des Chronicons ist ein unwissender Mönch, der lauter einfältige Mährchen vorbringt.) Um jene Vereinigung aber zu bewirken, erzählt Hr. V., Adelheid

Digitized by Google

sey von Pavia nach Como entflohen, um zu ihrem Bruder nach Burgund zu gehen, dort gefangen, dann nach Pavia gebracht worden. (Das war nöthig, um einen passenden Platz für die persönlichen Mifshandlungen durch Berengar's Gemahlin zu gewinnen, deren Schilderung Hr. V. aus Odilo's Vita Adelheidis vollständig aufnahm und noch weinerlicher machte, als sie dort ist, obwohl eine Heiligen-Legende wohl eben keine ganz zuverlässige Quelle für Mifshandlungen der Heiligen seyn mag.) Endlich wird Adelheid, weil man sie in Pavia nicht sicher glaubt, auf die Burg Gerda gebracht und dort in's Gefängnifs geworfen. Sollte sich das Alles nun aber wirklich aus jenen Nachrichten ergeben? Sollte nicht vielleicht folgende einfache Art, die ganze Schwierigkeit zu lösen, richtiger seyn: Der Annalista Saxo schreibt Thietmar wörtlich ab, die Entstehung des Gedenkbuches von Trier ist uns unbekannt, wahrscheinlich ist es aber erst in viel späterer Zeit entstanden, wie schon Muratori (Annali zum Jahr 951. p. 371.) meint, daher können wir auf seine Nachricht, die es wahrscheinlich sogar erst aus Thietmar entlehnte, auch nicht viel geben, — es bleibt also nur Thietmars Auctorität für *capta est Cumis*. Sollte man nun nicht wirklich glauben, Thietmar, der eben kein grofser Geograph, so wie kein grofser Geschichtskenner ist, habe Garda, im oberen Italien an einem See gelegen, verwechselt mit Cumae, auch im oberen Italien an einem See gelegen, oder schon derjenige, der ihm die Orts- und Zeit-Bestimmung mittheilte, die er in seinen Auszug aus Widukind an dieser Stelle einflocht, wahrscheinlich ein Teutscher, habe sich über diese so leicht zu verwechselnde Localität getäuscht, so dafs er eigentlich nichts Anderes sagen wollte als Donizo? Wir brauchten dann die ganze Erzählung nicht und könnten uns an Donizo allein halten, da der Ort der Gefangenhaltung Adelheid's wohl wirklich Garda gewesen seyn mufs, wenn die Erzählungen über ihre Flucht, wie sie die Quellen geben, Wahrheit enthalten sollen. Auf jeden Fall hätte aber auch hier der Verf. seine Vermuthung

Digitized by Google

höchstens als Ausgleichungsversuch in eine Note setzen, aber nicht als historisch gewifs in den Text aufnehmen sollen.

Nun folgt die Flucht Adelheid's aus dem Gefängnisse, welche wieder sehr romantisch und poetisch geschildert wird. Wir bekommen da aufser vielen anderen Abentheuern z. B. auch alle die ängstlichen Scenen als die wahrste Geschichte aufgetischt, womit Hroswitha nach Weiber und Romanschreiber Art ihre und ihrer erlauchten Lehrerin Nerven zu erschüttern suchte: wie Berengar mit einem gewaltigen Gefolge auszieht, als wenn er einem mächtigen Feinde entgegengehn wollte, um die Entflohene zu suchen, wie die Verfolger sich oft in der Gegend befanden, „wo die Königin unter dem hohen Getraide in Angst und Zittern auf dem Boden wälzte, und ihr suchender Speer oftmals die nächsten Aehren hinwegbog, die an denen lehnten, welche die Unglückliche schützten." „Aber der Allmächtige behütete gnädig ihre hinlänglich geprüfte Tugend," sie kommt glücklich zu Azzo nach Canossa.

Jetzt kommt der dritte Glanzpunkt des Romans. Wenn Adelheid in Canossa unangefochten blieb, so würde der Roman auf höchst matte Weise mit einer unmotivirten Heirath enden, Otto bekäme ihre Hand ohne irgend eine Anstrengung, irgend ein Verdienst um sie. Wie prosaisch! Nein, Adelheid mufs noch einmal in gröfse Gefahr kommen; dem Untergange nahe mufs sie von Otto gerettet werden, triumphirend mufs er die Gerettete zum Altar führen. Deswegen mufs also Adelheid in Canossa von Berengar belagert werden. Allein das hilft nichts, unglücklicher Weise ist ja die Burg schon so ungeheuer fest geschildert worden, dafs eine solche Belagerung gar keine Gefahr bringt. Also mufs sie ausgehungert werden. Aber ein schlechter Krieger, der seine Feste nicht versorgt, das darf Azzo nicht seyn; die Eile der Rettung hinderte ihn also, das zu besorgen. So kann *salvo honore* aller Leute von Otto's Parthei Adelheid noch einmal in die höchste Bedrängnifs gerathen,

Digitized by Google

und Otto sie daraus befreien. Zum Unglück verhält es sich aber mit diesem dritten Glanzpunkte, wo möglich, noch schlechter, als mit allen früheren. Hätte Hr. V. nur recht überdacht, was er schreibt, so würde ihm schon die Unmöglichkeit, dafs alles von ihm Erzählte in der angegebenen Zeit geschehen seyn könnte, gezeigt haben, dafs entweder seine Zeitangaben falsch oder mehrere von den erzählten Begebenheiten unwahr seyen. In der Nacht des 20. August flieht nach Hrn. V. die Königin, zieht dann mehrere Nächte fort, schickt hierauf an Bischof Adelard, dieser an Azzo, sie lebt einstweilen von dem Almosen eines Fischers, Azzo holt sie nach Canossa; Berengar erfährt ihren Aufenthalt, zieht mit einem mächtigen Heere vor Canossa, bestürmt die Burg, erkennt, dafs sie nicht zu nehmen ist, entschliefst sich endlich, sie durch Hunger zu zwingen und schliefst sie daher eng ein Jetzt hält Adelheid mit Azzo Rath, sie beschliefsen, nach Teutschland um Hülfe zu schicken, theilen den Plan dem Pabst Agapet mit, denn dieser begleitet ihre Gesandtschaft mit einem Schreiben an Otto, die Boten gehen nach Teutschland zu Otto, dieser beruft einen allgemeinen Reichstag, der Zug wird einstimmig beschlossen, ein Kriegsheer zusammengezogen, durch Tyrol nach Verona gezogen, Liutolf nach Mailand vorausgeschickt. Auf die Nachricht davon zieht sich Berengar auf seine festen Schlösser zurück, daher zieht nun Otto von Verona nach Pavia, unterwegs nimmt er die Unterwerfung der meisten Herren und Städte an, hält dann eine allgemeine Reichsversammlung und wird zum König der Lombardei gewählt; und das Alles nach Hrn. V. selbst vor dem 10. October, also in weniger Zeit, als 51 Tagen. Wir brauchen aber, um die Wahrheit zu finden, nicht zu einer Veränderung der Zeitangaben zu schreiten, indem wir bei gehöriger Benutzung der Quellen mit grofser Sicherheit das Irrige der Annahme von einer Belagerung Canossa's während Adelheid's Anwesenheit erkennen und dabei zugleich die Ursache finden, aus der dieser Irr-

Digitized by Google

thum hervorging und die sein Entstehen sehr erklärlich macht. Die Zeitgenossen alle wissen nichts davon, dafs Adelheid auf Canossa belagert worden ist, nur zwei spätere italiänische Schriftsteller erwähnen diefs, Leo Ostiensis und das Chron. Novaliciense, die beide an sich schon schlechte Gewährsmänner sind, da sie ihre Unwissenheit und Fabelsucht auf jeder Seite verrathen. Aufserdem mufs aber noch das nothwendig Verdacht gegen die Wahrheit ihrer Erzählung erregen, dafs sie beide einen ganz unzulässigen Nebenumstand erwähnen. Nach Leo dauerte nämlich die Belagerung von Canossa 3 Jahre, nach dem Chron. Novalic. wird die Belagerung zwar schon früher durch eine höchst lächerliche Kriegslist Azzo's geendet, aber der Aufenthalt Adelheid's zu Canossa dauert gleichwohl 3 Jahre. Beides offenbar ganz falsch. Den Schlüssel für dieses Räthsel bietet Donizo dar. Auch er erzählt nämlich, und zwar mit vielen Nebenumständen, die Belagerung Canossa's, auch bei ihm dauert sie über 3 Jahre — aber das Alles findet Statt, nachdem die Hochzeit Otto's und Adelheid's schon vorüber ist (wozu Donizo Otto, auf höchst romantische Weise, nur mit wenig Begleitern heimlich nach Italien kommen läfst), und geschieht nur zur Rache an Azzo. Bedenken wir nun noch, dafs Leo und das Chron. Novalic., wie überhaupt die italiänischen Schriftsteller, den ersten und den zweiten Zug zu einem zusammenschmelzen, weswegen Donizo z. B. sogar Liutolf's Zug erst nach Berengar's Gefangennehmung und Abführung nach Teutschland geschehen läfst: — so wird uns die ganze Verwechselung klar. Erst später, als Berengar schon von der Huldigung Otto's aus Teutschland zurückgekehrt war, griff er Azzo an und belagerte ihn in Canossa, vielleicht wirklich aus Rache wegen Adelheid's Rettung oder überhaupt, weil er natürlich zu Otto's Parthei gehörte. Deswegen schickte Azzo Gesandte an Otto um Hülfe. Otto zog daher zum zweiten Male nach Italien; Berengar floh vor ihm, und so wurde Azzo entsetzt.

Digitized by Google

Vielleicht geschah das auch schon durch Liutolf's Zug im Jahre 956, vielleicht durch diesen ein Mal und durch Otto's Zug zum zweiten Male. (Man vergl. Donizo und die Nachricht aus einem Cod. Regiens., die Muratori zu Donizo p. 349. Not. 60. hat.) Da nun aber jene Schriftsteller, wie bemerkt, den Zug Luitolf's und diesen zweiten Zug Otto's mit dem ersten zusammenwerfen, auf dem Otto sich mit Adelheid vermählte, so war nach ihrer Ansicht natürlich Adelheid während der Belagerung, die durch jenen Zug aufgehoben wurde, noch in Canossa, und wurde also mit in Canossa belagert. Das Uebrige that die verschönernde Phantasie hinzu. Auch diese Belagerung besteht also nicht vor einer schärferen Kritik, und das Schicksal Adelheid's in der kurzen Zeit von ihrer Ankunft in Canossa bis zu Otto's Zug ist uns völlig unbekannt.

Eben diese Verwechselung der beiden Züge Otto's kann vielleicht auch dazu führen, eine andere Schwierigkeit in Adelheid's Geschichte aufzuklären, wodurch denn freilich wieder ein allgemein angenommenes Ereignifs aus derselben verschwindet. Während nämlich alle Zeitgenossen, Reginonis Continuator, Hroswitha, Widukind (aus ihm Thietmar) und der Anonymus in Vita Mathildis reginae den Zug nach Italien darstellen als von Otto's freiem Entschlusse ausgegangen, und Hroswitha, Widukind und Vita Mathildis ausdrücklich die Liebeswerbung als nach Otto's Ankunft in Italien geschehen schildern, die Vita Mathildis sogar den Entschlufs, sich mit Adelheid zu vermählen, bei Otto erst durch ihre persönliche Bekanntschaft entstehen läfst, findet sich bei Leo Ostiensis und bei Donizo eine durchaus abweichende Nachricht. Beide erzählen nämlich, Azzo und Adelheid haben eine Botschaft an Otto geschickt und ihn eingeladen, nach Italien zu kommen, sich mit Adelheid zu vermählen und des lombardischen Reiches zu bemächtigen. Alle Erzähler von Adelheid's Geschichte, und so auch Hr. V.,

Digitized by Google

haben das nun als unzweifelhafte Wahrheit genommen, und Hr. V. erzählt uns sehr ausführlich nach Leo Ost. die Abentheuer, die der Bote zu bestehen hatte, wie er auf der Rückkehr nicht durch die Belagerer durchkommen konnte, und daher wenigstens den Verlobungsring, den Otto sendete und den Brief, worin er seine Ankunft ankündigte, an einen Pfahl befestigt in die Burg hinein schofs u. s. f. In der That mufs es uns aber doch auffallend seyn, dafs gerade alle Zeitgenossen und die Schriftsteller, welche am besten unterrichtet sind, von dieser ganzen Sache nichts wissen, die sie, wäre sie ihnen bekannt gewesen, gewifs erwähnt haben würden. Sollte nicht vielleicht auch zur Ausgleichung dieses Zweifels wieder die Stelle Donizo's führen, worin erzählt wird, Azzo habe sich erst mit Pabst Johann berathen und mit dessen Zustimmung die Botschaft abgeschickt. Zu der Zeit, wo Adelheid in Canossa war, regierte nämlich kein Pabst Johann, sondern Agapet, dagegen ist bekannt, dafs Johann XII., Agapet's Nachfolger, an der Einladung Otto's zum zweiten Zuge Theil genommen hat. Sollte daher hier nicht derselbe Gedankengang, wie bei der Belagerung, Statt gefunden haben? Otto wurde eingeladen, nach Italien zu kommen, in der That erst, als Adelheid schon seine Gemahlin war und man an ihn als Oberlehnsherrn ganz natürlich gegen Berengar's Grausamkeit sich wenden mufste, es geschah das von Azzo, von dem Pabste und anderen Grofsen; gemäfs der Verwechselung der beiden Züge geschah es aber vor dem ersten Zuge, also zu der Zeit, wo Adelheid noch in Canossa war; also ganz natürlich, dafs der Ruf auch von ihr ausging. Den Inhalt der Botschaft konnte man dann durch das einfachste Raisonnement auffinden.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Vehse, das Leben Otto's des Grofsen.

(Beschlufs.)

Eine kleine Bestätigung unserer Ansicht möchte auch das geben, dafs Leo Ost. sagt, Azzo habe sich an Otto gewendet, der damals durch den Ungarnsieg berühmt gewesen wäre; was zu der Zeit vor seiner Vermählung gar nicht pafst, sehr gut aber zu der Zeit unmittelbar vor Liutolf's Zuge nach Italien, der vielleicht eben die Folge von Azzo's Hülferuf war. Wir möchten unter diesen Verhältnissen also fast glauben, dafs auch Adelheid's Botschaft an Otto auf einem Irrthume beruht und daher von einer strengen Kritik verworfen werden mufs. Doch genug, die übrigen Theile der Erzählung übergehen wir mit Stillschweigen, obgleich sie noch Bestätigungen genug für unser Urtheil darbieten, wir glauben, schon in diesem Theile die Gerechtigkeit unseres oben über Hrn. V.'s Forschungs- und Darstellungs-Weise ausgesprochenen Tadels hinlänglich nachgewiesen zu haben.

Erst jetzt, wo wir im Begriffe sind, unsere Beurtheilung zu schliefsen, fällt es uns auf, welche Masse von Tadel wir nach und nach in derselben aufgehäuft haben. Es ist diefs eine nothwendige Folge des Grundsatzes, welchen wir dabei befolgten, nicht allgemeine, unbewiesene Sätze hinzustellen, sondern jeden Tadel mit Beispielen zu belegen und in ihnen das nach unserer Ansicht Unrichtige nachzuweisen. Es sollte uns leid seyn, wenn dieses unser Verfahren den Standpunkt verrückte, von dem aus wir das Buch beurtheilt zu sehen wünschen. Wir erklären also noch einmal, indem wir unser Urtheil zusammenfassen, dafs nach unserer Ansicht das Buch bei allen seinen Fehlern doch zu den besseren Erzeugnissen der historischen Literatur gehört. Vor 10 bis

20 Jahren würde es noch als ein recht gutes Werk gegolten haben, und wir kennen Werke über Gegenstände aus der Geschichte des Mittelalters, die gewifs nicht besser sind, als Hrn. V.'s Schrift, und die sogar einen grofsen Ruf geniefsen. Nur den strengen Forderungen entspricht es nicht, die wir in unseren Tagen an ein geschichtliches Werk machen, nur als Beitrag zu einer teutschen Geschichte der Art, wie sie aus den Anstrengungen der Forscher unserer Tage hoffentlich hervorgehen wird, können wir es nicht ansehen, und diese Ansicht war es, die wir durch Anführung seiner Mängel zu rechtfertigen gesucht haben.

Mittler.

ΑΡΣΕΝΙΟΥ ΙΩΝΙΑ. *Arsenii Violetum. Ex codd. mss. nunc primum edidit, animadversionibus instruxit et alia quaedam inedita adjecit Christianus Walz, ph. Dr. regii seminarii Tubingensis Repetens. Stuttgartiae, in libraria Loefflundiana. MDCCCXXIII. VI und 517 S. in 8.*

Wir theilen zur näheren Kenntnifs dieser uns hier zum erstenmal durch den Druck bekannt gewordenen Schrift, folgende Notizen aus dem Vorwort des Herausgebers mit, die zum Verständnifs und zur richtigen Auffassung des Ganzen nothwendig erscheinen dürften. Michael Apostolius, der bekannte Byzantiner des funfzehnten Jahrhunderts, hatte eine Sammlung von Sprüchwörtern, Denksprüchen, Gnomen und dergl. aus den Schriften der Alten gesammelt, und diese Sammlung, der er den Titel Ἰωνία gegeben, war nach seinem Tode durch seinen Sohn Arsenius, Erzbischof von Monembesia, mit einer Anzahl neu hinzugekommener Sprüchwörter vermehrt, dem Pabst Leo X. übersandt, auch späterhin (das Jahr ist nicht genau bekannt) zum Theil durch den Druck bekannt gemacht worden. M. vergl. über diese Ausgabe, welche blos die Apophthegmen enthält nebst einigen Sprüchwörtern, und die ohne Angabe

Digitized by Google

der Jahreszahl und des Orts erschien, Ebert Bibl. Lex No. 1253. Die unter dem Namen des Apostolius bekannte Sprüchwörtersammlung oder vielmehr Auszug davon, erschien zu Basel 1538. in einer durch Hervag besorgten Ausgabe; die vollständige Sammlung in lateinischer Uebersetzung und mit erklärenden Anmerkungen zu Leiden 1819. in Quart durch Peter Pantinus.

Die nun hier zum erstenmale aus zwei Handschriften, einer Dresdner, welche das Apographum einer Moskauer ist, und einer weit vollständigeren Florentiner, im Druck erscheinende Sammlung, welcher Arsenius den Namen Ἰωνία gab, enthält zwar einen grofsen Theil der in des Apostolius Sammlung befindlichen und demnach bereits bekannten Sprüchwörter, aber mit sehr bedeutenden Abweichungen und Veränderungen, indem Manches abgekürzt oder ganz weggelassen, Manches dagegen wieder hinzugefügt ist; die meisten Sentenzen sind aus des Stobäus Florilegium, einige aus Clemens von Alexandrien und den Kirchenvätern entnommen; die Apophthegmen, deren viele aus Diogenes von Laerta und Plutarch entlehnt sind, stehen in dem gedruckten zahlreicher, als in den Handschriften (weshalb der Herausgeber mit Recht auf spätere Zeit des Abdrucks der Apophthegmen schliefst), dagegen findet sich aber auch wieder in den Handschriften Manches, was in dem Gedruckten vermifst wird.

Dafs der Herausgeber die aus Stobäus entlehnten Sentenzen, welche in die handschriftliche Sammlung aufgenommen, nicht wieder hat abdrucken lassen, wird Niemand tadeln, indem des Stobäus Werke einem Jeden zugänglich sind, die Wiederholung also jeden Falls unnütz wäre; die Apophthegmen aber, zum Theil ganz unbekannt, zum Theil nur durch jenen höchst seltenen Druck bekannt, sind aus den oben angeführten Handschriften vollständig aufgenommen, wobei aber, was bereits durch den Druck bekannt, mittelst vorgesetzter Sternchen bemerklich gemacht ist; auch ist aus zwei

Digitized by Google

Vaticaner Handschriften noch mehreres Andre hinzugekommen.

Indessen würde man sich sehr irren, wenn man hier einen bloſsen, entweder literal gemachten oder auch hie und da berichtigten Abdruck des Griechischen Textes erwartete; allerdings ist uns der in den beiden Handschriften nicht ganz fehlerfreie Text in einer von Schreib- wie Druckfehlern gereinigten und durch manche, allerdings nothwendige, Verbesserungen des Herausgebers berichtigten und dadurch wohl lesbaren Gestalt geliefert; und wenn sich in den neuesten Zeiten die Herausgeber von Ineditis meist nur auf den Text und dessen Berichtigung, ja oft nur auf einen getreuen Abdruck des in der Handschrift vorfindlichen Textes, selbst mit allen Mängeln, Gebrechen, Schreibfehlern und dergl. m. beschränkt haben, so hat unser Herausgeber sich keineswegs die Sache so leicht gemacht; und dafür wird ihm jeder Freund der alten Literatur um so mehr Dank wissen, als Schriften der Art, wenn sie einmal bereits im Druck erschienen sind, nicht so leicht, bei der verhältnifsmäſsig geringeren Zahl Derjenigen, welche sie benutzen, zu neuen Ausgaben kommen. Der Herausgeber hat nämlich in den dem Texte untergesetzten Noten aufser der Angabe der abweichenden Lesarten der beiden Handschriften überall die Parallelstellen sowohl in des Apostolius Sammlung, wo das Gleiche vorkommt, als auch bei andern Schriftstellern, bei welchen ähnliche Sentenzen oder Proverbien vorkommen, oder auf welche Arsenius sich bezieht, oder sie berücksichtigt, mit grofser Genauigkeit und Sorgfalt aller Orten nachgewiesen, und zum besseren Verständnifs eine Reihe von Bemerkungen mitgetheilt, die für Grammatik und Sprachgebrauch viel Schätzbares enthalten, auch selbst über sachliche Gegenstände sich verbreiten; man vergl. z. B. S. 106. 120. 139. 143. 184. 186. 220. 331, oder S. 278 f. die archäologischen Erörterungen, zu denen die Stelle des Arsenius Veranlassung gab. So erinnern wir z. B., was die zunächst die Grammatik betreffenden Bemerkungen an-

Digitized by Google

geht, beispielshalber an S. 5. über ὅν ἐστιν (wohin auch die Stelle Herodot's III, 108. gehört, indem dort mit Schweighäuser und Geisford offenbar zu lesen und zu interpungiren ist: ἔστι ἐοῦσα σοφή), oder S. 63. über den Gebrauch des Infinitivs Activi statt des Infinitiv Passivi nach Adjectivis, oder S. 73. über die Construction von κρατεῖν mit dem Accusativ und Genitiv, und die dadurch bestimmte verschiedene Bedeutung; desgleichen S. 220. über ἀνέχεσθαι τι und τινος; S. 175. über den Gebrauch von οὗτος ἐκεῖνος in deiktischem Sinne; S. 143. über ἐκεῖσε in dem Sinn von ἐκεῖ (vergl. über die Classe von Verwechslungen der Art Becker Specim. Philostrat. p. 78 ff.) S. 64. findet sich eine längere Bemerkung über die so häufig vorkommende Μεσσήνη und Μεσήνη; Jenes, wofür auch die Münzen sprechen, wird mit Recht als das richtige vorgezogen, und Ref. kann hierin eine erfreuliche Bestätigung seiner bereits zu Plutarchs Pyrrh. 23. S. 215. ausgesprochenen Behauptung finden, womit auch Krebs (Lectt. Diodorr. Hadamar 1832. pag. 147.) übereinstimmend ist. In ähnlicher Weise wird über die Verwechslung von (εἰς) μικρά und μακρά S. 144, oder über βαλεῖν und λαβεῖν S. 263, oder über ϑέλειν und ἐϑέλειν S. 264 u. s. w. gehandelt. Unter den Bemerkungen über Sprach- und Wortgebrauch wollen wir nur anführen, die Bemerkung S. 12. über den Gebrauch von κλυδών, oder S. 22. über ἀηδόνες (*homines garruli*), oder S. 54 f. über ἀναίμακτος (in dieser Note ist statt Flamin. c. 71. zu setzen c. 11.), S. 56. über ἀνερρίφϑω κύβος, S. 75. über νεοττός (vergl. jetzt auch des Ref. Note zu Herodot III, 109.), S. 78. über den Gebrauch von ἀρχαῖος, oder S. 79. über ἀτενὲς, ἄτεγκτος, S. 196. über den Ausdruck ἀκριβὴς πλοῦτος, S. 226. über die Redensart ἐκ γειτόνων (οἰκεῖν), S. 244. über Κόϑορνος, S. 288. über Ψυχρός u. s. w. In der Note S. 66. zu Rodopis würde Ref. noch Herodot. II, 134. 135. angeführt haben. Doch solche Zusätze, die sich wohl hie und da auch bei andern Stellen machen liefsen, indem Jeder bei seinem individuellen Standpunkt

Digitized by Google

auf Manches stofsen oder Manches vermissen wird, worauf ein Anderer nicht verfallen würde, wollen wir hier nicht weiter verfolgen; man sieht aber aus dem Wenigen, das wir hier hervorgehoben haben, während wir Unzähliges, das gleichen Anspruch darauf machen könnte, hervorgehoben zu werden, übergangen haben, dafs es dem Herausgeber, hätte er anders gewollt (und wir wünschen, er hätte es gewollt), nicht schwer geworden wäre, mit einem stattlichen *Index rerum et verborum in annotationibus obviorum* zu prangen, welchem dann auch ein zweiter Index über die im Text citirten oder in den Noten behandelten und verbesserten Autoren hätte beigefügt werden können. Beides, wir gestehen es, missen wir ungern, indem Bücher der Art, die nicht in tagtäglichem Gebrauch benutzt werden, Vielen nicht so bekannt und vertraut werden, dafs sie ohne Register leicht Alles, was sie suchen und nicht suchen, oder auch nicht erwarten, finden und benutzen können; zumal da der Inhalt dieses Ineditums weit wichtiger und von weit allgemeinerem Interesse bei dem Studium und der kritischen Behandlung der Alten ist, als eine Menge anderer Inedita, mit denen man uns in neueren Zeiten beschenkt hat, denen wir auch ihren gebührenden Werth nicht gerade absprechen wollen, obschon wir ihnen, wegen des meist sehr speciellen Interesses oder wegen mancher oft oberflächlichen, ungenauen, allerwärts zusammengestoppelten Angaben, im Vergleich mit vorliegendem Ineditum, einen untergeordneten Werth zuerkennen müssen. Des Arsenius Schrift ist insbesondere wichtig und von Bedeutung durch die grofse Zahl der Sprüchwörter, die es enthält und der erläuternden Angaben, zu welchen die Erklärung derselben Veranlassung giebt; deshalb auch der Herausgeber auf diesen Theil besondere Sorgfalt verwendet hat, mit Recht es beklagend, wie wenig bearbeitet noch dieser Theil der Griechischen Literatur ist, und wie Manches der Art noch in Bibliotheken und sonst vergraben ist, oder doch so im Argen liegt, dafs es wohl sorgfältigerer Behandlung und Pflege, als bisher

Digitized by Google

geschehen, verdiente. Der Herausgeber, durch das grofse Unternehmen einer (längst sehnlichst gewünschten) neuen Bearbeitung der griechischen Rhetoren (die er in der 1831. erschienenen *Epistola critica* angekündigt hat, s. diese Jahrbb. 1831. p. 319 ff.) vorerst abgehalten, diesen Gegenstand eigends zu behandeln, und eine vollständige Sammlung zu liefern, hat aber die ihm hier dargebotene Gelegenheit benützt, das, was ihm zur Berichtigung und Erörterung der alten Parömiographien zu Gebote stand, mitzutheilen; und dafür ist man ihm gewifs vielen Dank schuldig; einem künftigen Bearbeiter ist aber durch solche Vorarbeiten sein Geschäft sehr erleichtert. Möge sich ein solcher, dem Unternehmen gewachsener Mann bald finden, dessen Thätigkeit durch die nicht geringen Schwierigkeiten, die mit der Ausführung verknüpft sind, nicht abgeschreckt werde und sich entmuthigen lasse. So hat unser Herausgeber nicht blos alle Stellen der Alten, die ihm bei seiner Lectüre aufstiefsen, und für die Erklärung der Sprüchwörter von gröfserer oder geringerer Bedeutung sind, sorgfältig angeführt, er hat die in einem *Codex Marcianus* befindlichen, keineswegs zu verachtenden Sprüchwörter des *Macarius Chrysocephalus* abgeschrieben und an den gehörigen Stellen der Noten abdrucken lassen, desgleichen manches Andere, auch Unedirte, was er in verschiedenen Handschriften auf seinen gelehrten Reisen entdeckt hatte, wie z. B. vier und zwanzig Sprüchwörter des Aesop aus einer Mediceischen Handschrift und einiges Andere der Art am Schlusse des Violetums in einem Appendix beigefügt, No. 2. eine Anzahl von Sentenzen aus den Schriften des Demokrit, Epiktet, und andern Philosophen, Rhetoren und Dichtern aus einer Münchner Handschrift. Zwei Pariser Codd. geben dasselbe. Daran schliefsen sich drittens: *τὰ τῶν ἑπτὰ σοφῶν παραγγέλματα* aus einer Vaticaner Handschrift, nebst einigen in Verse gebrachten Gnomen aus derselben Handschrift.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

Biblisch-praktische Auslegung des Evang. Johannis, bearbeitet von Dr. C. Fikenscher u. s. w.

(*Fortsetzung der Anzeige S. 330 — 335. d J.*) *)

Die zweite Abtheilung dieser Sonntagsblätter vollendet den ersten Jahrgang vom 16ten S. n. Trin. bis zu Invocavit 1832, und ist bis zu Ende des 3ten Cap. Joh. gelangt. Der Beruf des Hrn. Verfs. zu dieser gründlich-erbaulichen Belehrung bestätigt sich in dieser Fortsetzung. Das zeigt sich schon sogleich bei der etwas schwierigen Erklärung von Cap. 9, 44 fg. (S. 214.), worin die gelehrte Exegese recht gut in die Volksbelehrung einfliefst. Das Fest C. 5, 1. nimmt der Verf. eher für das Purim als das Passah, er geht aber auch hierbei nicht über seinen Kreis hinaus; so wie im folgenden über die Engelerscheinungen, über 5, 17. das Wirken Jesu und des Vaters, über 5, 21 fgg. die geistliche und leibliche Todtenerweckung, über 6, 5 fgg. die wunderbare Speisung, welche er bei bündiger Kürze doch wahrhaft fruchtbar behandelt, u. s. w. Doch wir wollen nicht auf das Einzelne eingehen, und so denn auch nicht hier und da Gegenerinnerungen machen, sondern, überhaupt nur auf unsere obige Anzeige verweisend, den ersten Jahrgang dieser homiletischen Erbauungsschrift als vollständig melden.

Schwarz.

Staatswirthschaftslehre. Von Dr. K. S. Zachariä, ord. öff. Rechtslehrer auf der Univ. in Heidelberg u s. w. Heidelb. b. A. Oswald. 1832. 8. *I. Abth.* 290 *S. II. Abth.* 182 *S.* — Auch unter dem Titel: *Der vierzig Bücher vom Staate fünfter und letzter Band;* und: *Der Regierungslehre dritter und letzter Band.*

Mit diesem Buche oder Bande habe ich also das Werk, dessen erster Band vor zwölf Jahren erschien, glücklich beendiget.

Die Staatswirthschaftslehre begreift in dem Sinne, in welchem das Wort in dem vorliegenden Buche genommen wird, sowohl die Lehre von der Nationalwirthschaft, als die von der Staatshaushaltung (oder die Finanzwissenschaft) unter sich.

---

*) S. 375. hat sich ein Druckfehler eingeschlichen; es steht: das Anthropopathetische, statt: — Anthropopathische.

Digitized by Google

Indem ich mich an die Ausarbeitung eines Buches über das Ganze der Staatswirthschaftslehre wagte, entging mir keineswegs das Mifsliche des Unternehmens. Wir haben eine Menge Schriften ähnlicher Art. Kaum ein anderer Theil der Staatswissenschaft ist (besonders in den neueren Zeiten,) in ganz Europa mit demselben Eifer betrieben worden, wie die Staatswirthschaftslehre. Sollte ich aus hundert Büchern das hundert und erste machen? Ein solches Buch durfte schwerlich hoffen, mit hundert und einem Kanonenschusse empfangen zu werden.

Gleichwohl entschlofs ich mich zu dem Wagstücke. Denn 1) glaubte ich zu entdecken, dafs für die systematische Darstellung der Wissenschaft noch viel, sehr viel geschehn könne. Es schien mir, 2) dafs der Staatswirthschaftslehre eine neue Grundlage gegeben werden könne, dafs aufser den zwei Systemen, welche sich in der Staatswirthschaftslehre nach ihrem dermaligen Stande um die Herrschaft streiten, dem physiokratischen und dem anthropokratischen (oder Smith'schen,) noch ein drittes System möglich sey, welches Frieden zwischen den beiden ersteren stifte.

In diesen Resultaten liegen die besonderen Aufgaben, welche ich in dem Buche zu lösen versucht habe. Ich kann ihm nicht die beste Aufnahme prophezeihen. Denn wer läfst sich gern in einem Besitzstande stören, den man für gesichert hielt? Man ist geneigt, über einen solchen Störenfried sofort den Stab zu brechen. In dem Buche, sagt man mit weiser Miene, ist das Gute alt, das Neue schlecht. — Doch hat das Buch jene Aufgaben wenigstens in einem gewissen Grade gelös't oder auch nur der Auflösung näher gebracht, so hoffe ich, dafs es seinen Weg machen soll. Was vergessen wird, verdient in der Regel vergessen zu werden.

Das Buch zerfällt in *zwei* Theile, in die allgemeine Wirthschaftslehre und in die Staatswirthschaftslehre.

Erster Theil. — Erstes Buch. Von dem objektiven Erwerbe. (Wie werden Sachen in Brauchlichkeiten verwandelt?) 1) Von dem ursprünglichen obj. Erwerbe oder von dem Erwerbe mittelst der Arbeit. 2) Von dem abgeleiteten obj. E. oder von dem Erwerbe mittelst eines Kapitales. — Zweites Buch. Von dem unmittelbaren oder ursprünglichen subjektiven Erwerbe oder von dem Tauschverkehre, in wie fern er nicht durch Geld vermittelt wird. Arten dieses Erwerbes. Zwischenleute. — Drittes Buch. Vom Gelde oder vom Tauschverkehre, in wie fern er durch Geld vermittelt wird. 1) Von dem reellen oder wirklichen Gelde, insbesondere vom Metallgelde. 2) Von dem nominellen oder dem Scheingelde, insbesondere vom Papiergelde.

Zweiter Theil. — Erstes Buch. Die National- oder Volkswirthschaftslehre. Begriff des Nationalvermögens. Von dem Erwerbe einer Nation. Darstellung der Systeme der N.W.

Digitized by Google

Beurtheilung dieser Systeme. — Zweites Buch. Staatshaushaltungslehre. Begriff des Staatsvermögens. Von dem Staatsaufwande. Von den Mitteln zur Bestreitung dieses Aufwandes. Von der Verwaltung des Staatsvermögens.

Schliefslich richte ich an den geneigten Leser des Buchs die Bitte:

Si legis hunc librum, bis lege, quaeso, librum!

Zachariä.

Zachariä, Dr. K. S., Rechtsgutachten in der gegen den verantwortlichen Redacteur „des Wächter's am Rhein" Franz Schlund, wegen eines im 68. Stücke dieser Zeitung enthaltenen Aufsatzes mit der Ueberschrift: „an das deutsche Volk" anhängigen Untersuchungssache. Mannheim 1832. 8. Preis 24 kr.

Wenn in diesen Blättern das obige Rechtsgutachten angezeigt wird, so geschieht es nur deswegen, weil in demselben unter anderem von den Grundsätzen gehandelt wird, von welchen eine die Freiheit der Presse bekräftigende Gesetzgebung auszugehn hat. Die Theorie, welche das Gutachten über diesen Gegenstand aufstellt, wird für Viele wenigstens den Reiz der Neuheit haben.

Zachariä.

Vortrag des Abgeordneten Grafen von Drechsel über die Landescultur in Bayern. München bei G. Franz. 1832. 208 S. 8.

Dieser Vortrag ist eine fast vollständige wissenschaftliche Abhandlung über die Mafsregeln, durch welche der Staat den Anbau des Bodens befördern und zur Vervollkommnung des Ackerbaues beitragen kann, mit unmittelbarer Rücksicht auf Bayern. Fast alle die Fragen, welche in Beziehung auf diese Aufgabe dermalen in Deutschland an der Tagesordnung sind, werden von dem Herrn Abgeordn. Grafen von Drechsel mit Umsicht, Sachkenntnifs und Unpartheilichkeit erörtert; z. B. die Fragen von der Auflösung der Gutsgebundenheit oder von der Zerstückelung geschlossener Landgüter, von dem bei der Vertheilung der Gemeindegrundstücke (der Allmenden) anzuwendenden Mafsstabe, von der Fixirung unständiger Gefälle, von der Ablösung der Grundlasten. Wenn auch der Herr Vf. unmittelbar nur Bayern vor Augen hat, so ist doch seine Arbeit für alle Deutsche Staaten von Interesse. Denn überall knüpft er das Besondere an das Allgemeine oder leitet er seine Vorschläge für Bayern aus allgemeinen Gründen ab. Einige von jenen Fragen, z. B. die von der

Digitized by Google

Räthlichkeit, die Zerstückelung geschlossener Landgüter zu gestatten, hat der Hr. Verf. sogar mit einer solchen Ausführlichkeit behandelt, dafs man die Gründe Für und Wider kaum anderwärts so vollständig zusammengestellt findet. (Der Verf. erklärt sich für die Auflösung der Gutsgebundenheit.) — Schon mehr als einmal ist auf dem Bayer'schen Reichstage über ein umfassendes Kulturgesetz verhandelt worden; im J. 1822. und dann im J. 1827. legte die Regierung den Entwurf eines solchen Gesetzes der II. Kammer vor; auf dem Reichstage des vorigen Jahres wurde derselbe Gegenstand von mehreren Abgeordneten in Anregung gebracht. Aber alles dieses hat bis jetzt nicht zum Ziele geführt. Hat man zu viel auf einmal unternommen? oder gab es einige, *quibus id altius penetrare visum est?*

Das Staatsrecht des Königreiches Würtemberg. Von Robert Mohl, Dr. d. R. ord. Professor der Staatswiss. in Tübingen. IIter Theil. Das Verwaltungsrecht. Tübingen b. H. Laupp. 1831. 8. (*Vorrede und Inhaltsanzeige XIV S. Das Buch mit dem Register* 1007 *S*).

Der erste Theil dieses Werkes ist bereits in unseren Jahrbüchern mit dem gebührendem Lobe angezeigt worden. In dem vorliegenden zweiten Theile hat der Verf. sein rühmlich begonnenes Unternehmen mit demselben Erfolge beendiget. — Das erste Kapitel dieses Theiles oder des Verwaltungsrechts enthält die allgemeinen Grundsätze über Staatsverwaltung. Das zweite Kapitel handelt von der Organisation der würtembergischen Staatsverwaltung, (von den Ministerien und den übrigen obersten Behörden, von der geographischen Eintheilung des Königreiches, von der formellen Geschäftsbehandlung, von den Rechtsverhältnissen der Staatsdiener;) das dritte von den einzelnen Regierungszweigen, von der Rechtspflege, von der Polizei nach ihren verschiedenen Abtheilungen, vom Kriegswesen, von den auswärtigen Verhältnissen, von der Finanzverwaltung. Schon aus dieser Inhaltsanzeige ergiebt sich, dafs man nicht leicht über irgend einen Gegenstand, der in das Gebiet des Staatsrechtes gehört, in dem vorliegenden Werke vergebens Auskunft suchen wird. — Mit Interesse wird auch der Ausländer die grofsen Fortschritte bemerken, welche die Gesetzgebung des K. Würtemberg in den neueren Zeiten gemacht hat. Nur dadurch wird dieses Interesse zuweilen gestört, dafs in einigen Gesetzen des Königreichs derselbe unfreundliche Geist gegen das Ausland lebt, durch welchen sich auch die Gesetze einiger andern Deutschen Staaten nicht zu ihrem Vortheile auszeichnen. Doch in einer Beziehung wenigstens hält das Königlich Würtemberg'sche Recht die vollkommenste recht-

Digitized by Google

liche Gleichheit zwischen In- und Ausländern. – Sowohl die Buchhändler des Inlandes als die des Auslandes können sich gegen den Nachdruck nur durch ein Königliches Privilegium sichern. Dieser Stand der Gesetzgebung hat selbst dem Verf., ungeachtet er sich sonst, wie billig, auf die Darstellung des bestehenden Rechts beschränkt, S. 641. ein Leider! abgedrungen.

Grundsätze der Strafsen-, Brücken-, Kanal- und Hafenbaukunde, nach den von Sganzin (Generalinspector der Strafsen-, Brücken- und Seebauten, ehemaligen Prof. der polytechnischen Schule, Officier der Ehrenlegion und Ritter des St. Michaelordens) an der polytechnischen Schule zu Paris gehaltenen Vorlesungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Zusätzen versehen von H. F. Lehritter und G. H. Straus, kön. baier. Baukondueteuren (in Regensb.). In zwei Theilen, mit 13 Steindrucktafeln. Regensb. 1832.

Schon seit einigen Jahrzehnten war das französische Werk von Sganzin in Frankreich und am Rheine fast ausschliefslich das Hand- und Hülfsbuch der Ingenieure, hat aber übrigens in Teutschland die Verbreitung nicht gefunden, die es wohl verdient hätte. Diese zu befördern, unternahmen die Herausgeber nicht nur die Uebersetzung, sondern suchten auch den Gehalt des Werks durch eine grofse Menge von Zusätzen dem jetzigen Zustande des hierher gehörigen Wissens näher zu bringen, was ihnen sehr gut gelungen ist. Das in Lexikonformat erschienene Werk enthält in einem starken Bande zwei Theile: I. Th. 350 und II. Th. 320 Seiten. Leitung zu Kenntnissen, die zu einer glücklichen Ausübung führen, war die Hauptangelegenheit der Herausgeber, die dann auch zu diesem Zwecke Alles benutzt haben, was ihnen die Literatur an die Hand geben konnte. So erhielt das Sganzin'sche Werk auf teutschem Boden eine sehr veredelte Gestalt, wie sie dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ist. Eine ausführliche Anzeige dieses gehaltreichen Werks, welches allen in Geschäften der Art angestellten Ingenieuren bestens empfohlen zu werden verdient, hält Ref. für überflüssig.

v. Langsdorf.

Digitized by Google

Uebungen aus der angewandten Mathematik. Zweiter Band.

Auch unter dem Titel:

Uebungen aus der Statik und Mechanik der festen Körper für Techniker und besonders für Architecten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte u. s. w. bearbeitet von Dr. E. S. Unger. Erste Abth. mit 3 Ktfln. Berlin 1831. 310 *S.* 8.

Die physikalischen Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung kommen in zahllosen Fällen in Anwendung, und gewinnen täglich mehr an Wichtigkeit und allgemeinem Interesse, seitdem die Indüstrie und Technik mit stets wachsendem Eifer betrieben werden. Die Kenntnifs der statischen und mechanischen Gesetze darf daher nicht mehr auf einzelne Gelehrte beschränkt bleiben, sondern erfordert eine allgemeinere Verbreitung, auch genügt es gegenwärtig nicht, sie einmal erlernt zu haben und die erforderlichen mathematischen Kenntnisse zu besitzen, um das darüber Gesagte einigermafsen zu verstehen, sondern die Mehrzahl der Gebildeten im Staate mufs sich die Fertigkeit zu erwerben suchen, die dahin einschlagenden Aufgaben mit einiger Sicherheit selbst aufzulösen. Letzteres kann aber nur durch eigene Uebung erlangt werden, und es ist daher sehr nützlich, ein Werk zu besitzen, worin die hierin einschlagenden Beispiele vollständig berechnet sind, theils um daraus zu lernen, wie solche Berechnungen überhaupt angestellt werden, theils um bei wirklich vorkommenden Aufgaben die gefundenen Resultate mit den beispielsweise mitgetheilten zu vergleichen. Dieses ist der Zweck, welchen der Verf. der vorliegenden Schrift zu erreichen sich vorsetzte, und da er sich vor dem Publicum bereits hinlänglich darüber legitimirt hat, dafs er dieser Aufgabe rücksichtlich seiner Kenntnisse gewachsen sey, so bedarf das Werk in dieser Beziehung keiner ausführlichen Beurtheilung, vielmehr genügt eine blofse Anzeige des Inhalts, um daraus zu entnehmen, über welche Gegenstände sich die Untersuchungen verbreiten. Im Allgemeinen verdient aufserdem noch bemerkt zu werden, dafs der Verf. jederzeit die einfachen statischen und mechanischen Gesetze, worunter die mitgetheilten Beispiele gehören, vorläufig kurz erläutert, und für den Calcül die geometrischen Hauptformeln, z. B. die Gleichungen für die zu benutzenden Curven, Flächen oder Körper ohne weiteren Beweis angiebt, was man allerdings als zweckmäfsig anerkennen mufs.

In der Einleitung werden einige allgemeine Begriffe aus der Mechanik erläutert, und demnächst Beispiele über die Bestimmung des spec. Gewichtes oder, wenn dieses bekannt ist, der Massen mit einander verbundener Körper mitgetheilt. Der erste Band enthält dann nur die erste Abtheilung des ganzen Werkes, nämlich die zur mathematischen Theorie der Statik gehörigen Uebungen in fünf Abschnitten, welche von der Zusammensetzung der Kräfte, vom Hebel,

Digitized by Google

dem Schwerpuncte, für dessen Bestimmung zugleich die analytischen Formeln ausführlich mitgetheilt sind, von der geneigten Ebene für sich und in Verbindung mit dem materiellen Hebel, endlich von der Statik biegsamer Fäden handeln. Im letzten Abschnitte sind zugleich die Rolle, der Flaschenzug und diejenigen Aufgaben berücksichtigt, welche zur Kettenlinie gehören.

Muncke.

Historisch-Genealogisch-Geographischer Atlas von Le Sage (Graf Las Cases) u. s. w. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe in's Deutsche übertragen von Alexander von Dusch. Carlsruhe bei J. Velten. 1826—1831.

Durch das Erscheinen der Tafeln XL und XLI, welche der türkischen und neugriechischen Geographie und Geschichte gewidmet sind, ist das vorstehende Werk jetzt vollendet, und wir können Freunden der Geschichte, die ihre Bibliothek mit einem durch äussere Schönheit ausgezeichneten Buche zieren wollen, dasselbe empfehlen, indem es mit einer in Teutschland ungewöhnlichen, typographischen Pracht und Eleganz ausgestattet ist. Die innere Einrichtung, die bei der weiten Verbreitung des Originals als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden darf, ist in der Uebersetzung unverändert beibehalten worden. Wie in jenem, enthält auch in dieser jede Tafel eine Karte des behandelten Landes, eine gedrängte Uebersicht der geographischen und statistischen Verhältnisse desselben, genealogische Tabellen über sein Regentenhaus, einen kurzen Abriss der Geschichte, endlich Zusammenstellungen einzelner Merkwürdigkeiten und dergl. Ref. bemerkt nur noch, dass die teutsche Uebersetzung mehrere dem Plane des Ganzen angemessene Zusätze erhalten hat. Dahin gehört ausser den oben erwähnten Tafeln XL und XLI noch Tafel XXXVI, welche eine genealogische Zusammenstellung der Völkerfamilien Europa's nach Malte Brun enthält, Tafel XXXVII mit der Darstellung der nordamerikanischen Freistaaten, Tafel XXXVIII mit Mexico, den vereinigten Staaten von Mittelamerika und Westindien, Tafel XXXIX mit den südamerikanischen Freistaaten und Brasilien, endlich Tafel XLII mit einer statistischen Uebersicht des ganzen Erdkreises.

Digitized by Google

Die canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande, und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleifs, Handel und Sitten dargestellt von Francis Coleman Mac-Gregor, Esquire, vormaligem Königlich Grofsbritannischen Consul auf den genannten Inseln. Mit Karten, Kupfern und Tabellen. Hannover 1831. *Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XVI u. 378 S. in gr. 8.* (Mit dem Motto aus *Tasso Gerus. lib.* XV, 37: *„L'Isole di Fortuna ora vedete, Di cui fama a voi, ma incerta giunge; Ben son elle feconde e vaghe e liete, Ma pur molto di falso al ver s'aggiunge.")*

Unstreitig ist dies die umfassendste Schrift und die vollständigste Schilderung, die wir von den Canarischen Inseln besitzen, jenen von der Natur so begünstigten und darum von der Vorwelt schon als die glückseligen Eilande gepriesenen und benannten Inseln, die aber nach der genauen Schilderung, die uns in diesem Werk gegeben ist, schwerlich jetzt einen Namen in Anspruch nehmen können, den sie indefs durch ihre Lage, durch Klima und andere örtliche Vortheile und sorgfältige Benutzung dieser Lokalitäten, so wie durch ein geordnetes Regierungssystem und die daraus hervorgehende gröfsere intellectuelle wie moralische Bildung ihrer Bewohner, die jetzt in Druck und Elend, wie in Ignoranz jeder Art schmachten, wohl dereinst wieder verdienen könnten. Der Verf. war theils durch mehrjährigen Aufenthalt auf diesen Inseln, theils durch seine Stellung als Englischer Consul, theils aber auch durch seine (Deutsche) Bildung wohl in den Stand gesetzt, genaue Erkundigungen über Alles einzuziehen, und mit unbefangenem, freiem Blicke alle Erscheinungen zu prüfen und zu beurtheilen; dies beweist jede Seite seiner Schrift, dies beweisen die besonnenen Urtheile, die er überall einstreut, dies auch insbesondere die genauen statistischen, commerciellen Angaben, die er uns über diese in geographischer, wie in politischer und merkantilischer Hinsicht so merkwürdigen und so wichtigen Inseln mittheilt. „Der fremden Länder sind nicht viele, von welchen wir eine Beschreibung besitzen, entworfen an Ort und Stelle von einem erfahrenen, unbefangenen, umsichtigen Manne, der durch seine Verhältnisse hoch genug gestellt ist, einen bedeutenden Kreis zu überschauen und der zugleich mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, schreibt." Diese Worte des Deutschen Herausgebers, Hrn. Dr. Röding, wird Jeder gern unterschreiben, der die Schrift gelesen und geprüft hat.

Nach einer kurzen historischen Einleitung über die Entdeckung und über die Schicksale der seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Krone Spanien zugehörigen Inseln giebt der Verf. in den zwanzig Abschnitten, nach welchen das Ganze abgetheilt ist, zuerst die erforderlichen Notizen über die natürliche Beschaffenheit der Inseln; über Klima, Temperatur, vulkanische Ereignisse u. s. w.,

Digitized by Google

geht dann auf die Producte, sowohl im Mineralreich, als in der Pflanzen- und Thierwelt über, und kommt dann auf die Bewohner, deren Sitten und Gebräuche, worüber uns vieles Interessante mitgetheilt wird und zugleich viele beachtungswerthe statistische Notizen geliefert werden. Der fünfte Abschnitt, der über die intellectuelle Bildung der Einwohner, also auch über Unterrichts- und Bildungsanstalten und dergl. m. sich verbreitet, kann freilich nur zu wenig erfreulichen Betrachtungen Veranlassung geben. Dagegen haben die folgenden Abschnitte für den Statistiker durch die genauen und vollständigen Angaben, welche über alles Einzelne gegeben werden, viel Interesse, nämlich die Abschnitte vom Landbau, von der Viehzucht und Fischerei, vom Gewerbfleifs und der Industrie, so wie vom Handel u. s. w., worauf der Verf. auf die einzelnen Behörden der Inseln übergeht, sowohl im Fache der Administration und Polizei, als in der Justiz und im Finanzwesen, und hier sowohl, wie in den nächsten Abschnitten über das Kriegswesen und über den geistlichen Stand (Bischöfe, Domcapitel, Welt- und Kloster-Geistlichkeit) die genauesten Angaben liefert, die nur ein Mann, in der Stellung wie der Verf., erhalten und liefern konnte. Nun folgt im funfzehnten Abschnitt die statistisch-topographische Beschreibung der Insel Teneriffa, dann im sechszehnten die der Insel Canaria, und so fort in den folgenden Abschnitten die der Inseln Palma, Gomera und Hierro, sowie der Inseln Lanzarote und Fuerteventura. Eine Uebersicht der sämmtlichen Literatur über die Canarischen Inseln macht den Beschluss. Auch ist ein Wortregister über den Inhalt des Werkes beigefügt, und aufser zwei netten Charten sind auf vier Kupfertafeln (colorirte) Darstellungen der Bewohner der Inseln nach ihren verschiedenen Ständen geliefert. Wir wiederholen am Schlusse unserer Anzeige gern unser günstiges oben ausgesprochenes Urtheil über den Inhalt dieser Monographie, unstreitig der vollkommensten und durch den Reichthum der darin mitgetheilten Notizen wichtigsten, Schrift über diese Eilande. Das Werk lies't sich gut, die Sprache ist rein, der Styl fliefsend; für vorzüglichen Druck und Lettern, sowie möglichste Correctheit hat die Verlagshandlung rühmliche Sorge getragen. Noch bemerken wir, dafs der oben genannte Herausgeber dem Publikum das Werk so übergiebt, wie er es als Manuscript zur Durchsicht und Herausgabe vom Verf. erhalten hatte; blos in dem geographischen Theil hat er einige (dankenswerthe) Zusätze aus Hrn. v. Buch's physikalischer Beschreibung der Canarischen Inseln (Berlin 1825. 4.), einem anerkannt gediegenen Werke, welches dem Verf. natürlich nicht zu Gesicht gekommen war, auch wohl nicht zu Gesicht kommen konnte, beigefügt.

Digitized by Google

Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke. A. d. Italienischen übersetzt von Joh. Ziegler. Erster Band, b. Ch. Th. Groos 1832. 8. — Auch unter dem besonderen Titel: *Vom Staate oder Betrachtungen über die ersten Zehn Bücher des Tit. Livius von Niccolo Machiavelli.* 394 S.

Machiavelli gehört zu den wenigen politischen Schriftstellern, deren Schriften für alle gebildete Völker und für ein jedes Zeitalter anziehend und belehrend sind.

Das verdanken M.'s Werke zuvörderst dem Stile, in welchem sie geschrieben sind. Machiavelli hat in dieser Beziehung grofse Aehnlichkeit mit Montaigne. Sein Stil ist ungekünstelt, ich möchte sagen, naiv; überall tritt die Individualität des Schriftstellers hervor; es ist, als ob der Mann sich mündlich mit uns unterhielte, als ob er die Worte, so wie sie ihm gekommen wären, niedergeschrieben hätte. Aber man versuche sich nur in dieser Schreibart und man wird bald finden, dafs man sich getäuscht hat, wenn man die Nachahmung für leicht hielt. Ein solcher Vortrag setzt einen sehr reichen und lebendigen Geist, setzt eine gewisse Gemüthlichkeit oder Begeisterung voraus.

Und dann, wie grofsartig ist der Inhalt der politischen Schriften dieses Mannes! — Der Inhalt dieser Schriften hat allerdings etwas Schauerliches! Denn die Politik ist diesem Schriftsteller nur die Lehre von den Mitteln, wie ein gewisser Zweck, den sich der Staatsmann setzt oder unter gegebenen Umständen zu setzen hat, am vollkommensten erreicht werden könne. Nicht genug, dafs, nach M.'s Ansicht, der Zweck die Mittel heiliget, auch die Moralität oder Immoralität, die Rechtmäfsigkeit oder Widerrechtlichkeit des Zwecks kümmert diesen Schriftsteller selten oder nie. — Und dennoch tritt dem Leser überall eine Gesinnung entgegen, welche ihm Achtung gebietet, wenn ihm auch die Hülle widerstrebt, von welcher sie umgeben ist, eine Gesin-

Digitized by Google

nung, welche einen um so gewaltigern Eindruck macht, je mehr sie gegen die Ansichten und Meinungen absticht, zu welchen sie den Verf. verleitet. Diese Gesinnung ist Vaterlandsliebe, Liebe zu dem schönen, zu dem gemifshandelten Italien, Hafs gegen die Fremdlinge, gegen die Völker jenseits der Alpen, gegen die Barbaren; tiefer Mifsmuth über die Ohnmacht und über die Quellen der Ohnmacht Italiens. Und diese Gesinnung hat einen eigenthümlichen, gleichsam einen antiken Charakter. Ueberall reiht M. die Gegenwart an die grofsen Erinnerungen der Vorzeit. Ist er in seinem Urtheile befangen, nun so hat er sich in die Tage anderer Jahre verirrt. Scheint er Alles für erlaubt zu halten, nun so lebte er in Zeiten, welche aufserordentliche Mafsregeln wohl rechtfertigen oder beschönigen konnten, unter Menschen, welche Alles für erlaubt hielten. Mit einem Worte, seine Schriften gleichen einem Gemälde, welches eine doppelte Beleuchtung hat.

Ich habe in dem Obigen unmittelbar nur M.'s politische Schriften im Auge gehabt. Jedoch auch die Geschichtswerke dieses Schriftstellers sind in einem ähnlichen Geiste gehalten.

Eine gute deutsche Uebersetzung der sämmtlichen Werke dieses grofsen Schriftstellers und Staatsmannes war bisher ein wahres Bedürfnifs unserer Literatur. Denn es eignen sich diese Werke auch zu einer Lektüre für das gröfsere Publikum. Gerade in Deutschland, gerade in unseren Tagen dürfte so Manches an die Zeiten erinnern, in welchen M. schrieb und welche seinen Schriften eine so eigenthümliche Färbung geben. Der Verf. der vorliegenden Uebersetzung gedenkt diesem Bedürfnisse, wenn anders sein Unternehmen Beifall findet, abzuhelfen.

Und, wenn sich anders Rec. ein Urtheil über den Erfolg, mit welchem der Verf. in dem bis jetzt allein erschienenen ersten Bande seine Arbeit begonnen hat, erlauben darf, so wird die Fortsetzung und Vollendung der Uebersetzung nicht ausbleiben.

Digitized by Google

Nicht darauf kommt es bei einer Uebersetzug an, dafs der Uebersetzer die Worte und Wortfügungen der Urschrift nachkünstle, (wie wir gleichwohl Uebersetzungen dieses Charakters z. B. vom Tacitus haben, Uebersetzungen, die einer zweiten bedürfen,) sondern darauf, dafs er den Schriftsteller so übersetze, wie dieser gesprochen haben würde, wenn er in der Sprache der Uebersetzung geschrieben hätte. So und nur so giebt man den Geist des übersetzten Schriftstellers wieder. Die Uebersetzung mufs sich wie ein Original lesen lassen. Wer beider Sprachen kundig ist, mufs in der Uebersetzung die Urschrift, denselben Ton, dasselbe Leben, wiederfinden. Auf Rec. wenigstens machte die vorliegende Uebersetzung diesen Eindruck. Ueberall hat er den Flufs, die Natürlichkeit der Urschrift wieder gefunden.

Einige wenige Stellen hatte sich Rec. angezeichnet, an welchen er einen Anstofs nahm. Z. B. Der Uebersetzer, obwohl sonst in dem Gebrauche fremder Wörter mit Mäfsigung verfahrend, gebraucht doch überall das Wort: Republik. Warum nicht Freistaat? — Es heifst S. 389: „Diese Erscheinung kann nicht allein im Blute seinen Grund haben." L. ihren. — Doch er erwähnt diese Kleinlichkeiten nur deswegen, um die Aufmerksamkeit zu beurkunden, mit welcher er die Uebersetzung gelesen hat.

Die Kehrseite der modernen Finanz-Operationen; mit besonderem Bezug auf die Ungarischen Privatanleihen mittelst Partialobligationen. — Eine aktenmäfsige Warnungstafel. — Heidelberg, bei A. Ofswald. 1832. 216 *S. und VIII S. Vorrede.* 8.

Unsere politischen Zeitungen, denen noch so viel und so Vieles fehlt, um die Vergleichung mit den Englischen Blättern aushalten zu können, sollten sich namentlich beeilen, das grofse Publikum mit solchen literarischen Erscheinungen bekannt zu machen, welche

Digitized by Google

ein allgemeines und ein Zeitinteresse haben. Die vorliegende Schrift ist eine Erscheinung dieser Art. Mit Recht wird sie auf dem Titel eine Warnungstafel genannt. Es wäre zu wünschen, dafs die warnende Stimme, die sich in dieser Schrift vernehmen läfst, in allen Tageblättern wiederhallte, damit nicht Sorge und Noth über Unschuldige komme, dem Gelingen solcher Finanzoperationen, wie die in der vorliegenden Schrift beschriebenen und mit Urkunden belegten sind, ein Ziel gesetzt werde.

Obwohl die Vorrede „am Fufse der Vogesen" unterzeichnet ist, so ist doch der Verf., (der sich nicht genannt hat,) aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht ein Rheinländer, sondern ein Unterthan der Oesterreichischen Monarchie. Denn die Schrift handelt nur von Anleihen, welche von Ungarischen Grofsen gemacht worden sind. (Diese Anleihen sind: Die Fürstlich Grassalkowich'sche Anleihe zu 2,000,000 fl. v. J. 1825. — die Gräflich C. A. Festitio'schen Anleihen zu 2,000,000 fl. v. 1. Jul. 1828. und zu 600,000 fl. v. dems. Datum und zu 900,000 fl. v. 2. Jan. 1828. — die Gräflich A. J. Hadick'sche Anleihe zu 1,000,000 fl. v. 1. Febr. 1827. — die Gräflich A. J. Hatik v. Futak'sche Anleihe zu 500,000 fl. v. 1. April 1828. — die Gräflich Joseph Esterhazy'sche Anleihe zu 200,000 fl.) Sie ist mit einer Kenntnifs von den diese Anleihen betreffenden Umständen und Verhandlungen, mit einer Kenntnifs von dem Rechte und Processe des K. Ungarn ausgearbeitet, welche nur einem Inländer zugetraut werden kann.

Die Operation (ein ominöses Wort!) war in allen diesen Fällen die: Zuvörderst wurde eine Generalschuldverschreibung von dem Schuldner vollzogen; sodann wurden, in Gemäfsheit dieser Schuldverschreibung, gedruckte und trefflich verzierte Partialobligationen ausgestellt. Man suchte diesen Obligationen durch mehr als ein Kunstmittel, (um mich des mildesten Ausdruckes zu bedienen,) Credit zu verschaffen. Nun setzte man sie in der Nähe und (durch Zwischenleute) in der Ferne

Digitized by Google

in Umlauf; bald, wenn es gelang, zu einem sehr hohen Curse, bald auch für eine Kleinigkeit, z. B. selbst gegen eine Valuta von 1 p. C. Das erste, vielleicht auch das zweite Jahr wurden die Zinsen richtig bezahlt; dann aber blieb die Zinszahlung aus. Und die Gläubiger konnten nun weder die Zinsen, noch, in den vertragsmäfsig festgesetzten Terminen, das Kapital erhalten; selbst dann nicht, wenn sich der Schuldner den Oesterreichischen Gerichten unterworfen und diese rechtskräftig auf Zahlung erkannt hatten. Denn es fehlte in Ungarn an der Vollziehung der Urtheile! (Der Totalbelauf solcher Anleihen übersteigt, nur diejenigen gerechnet, von welchen der Verf. Aktenstücke in Händen hat, die Summe von neun Millionen Gulden in Silber! S. 108.)

Wegen der Einzelheiten müssen wir auf die Schrift selbst verweisen. Besonders machen wir auf die *Singularia juris Hungarici* aufmerksam, deren die Schrift hin und wieder (S. 140 ff. und anderwärts) gedenkt. So hat man z. B. in Ungarn die Erfindung gemacht, dafs sich ein Verschuldeter „freiwilligen Sequestern" unterwirft, unter deren Schutze er sich sehr wohl zu befinden scheint. Denn er bezieht sogar aus der Masse eine Summe für „Voluptuarien."

Nur noch einige Curiosa! — „Wenn es in Wien heifst: „Die Ungarischen Papiere sind gestiegen!" so ist das ein sicheres Vorzeichen, dafs bald irgendwo Banqueroute ausbrechen werden, und Jemand seine nicht nachweisbaren Verluste mit diesen scheinbaren Werthen zu decken für gut findet; indem er nämlich vorgiebt, dieselben früher sehr theuer bezahlt zu haben. (S. 110.) — Auch zum unwiderbringlichen Ruine des schwächeren Geschlechts werden diese Papiere mit nur zu vielem Erfolge gebraucht. Werden doch sogar vorsichtige Geschäftsmänner mit ihnen getäuscht. „Warum liefse sich also nicht mit einem für gut ausgegebenen Werthe von 15,000 fl. Capital und mit einem Zinsen-Ertrage von 900 fl. jährlich, laut Inhalt der schön ausstaffirten Coupons-Bogen bis anno domini 1850, ein

Digitized by Google

unschuldiges (??) Geschöpf betrügen, das von der enormen Summe geblendet wird und nicht ahndet, dafs dieses ganze Papiercapital nur 30 fl. gekostet habe?" (S. 151. — Die *actio ob laesionem ultra dimidium* würde gleichwohl in diesem Falle schwerlich statthaft seyn.)

Doch die Sache ist mehr als ernst! *Id altius penetrare visum est!* Es ist von einem Uebel die Rede, welches an dem Lebenskeime der Monarchie nagt! Man wird an die Folgen erinnert, welche in Frankreich das Law'sche System hatte.

Der Verf. versichert in der Vorrede, dafs seit der Beendigung seiner Schrift (gegen Ende des J. 1831.) Ereignisse eingetreten sind, welche Stoff zu einer sehr starken Erweiterung der Schrift geliefert haben würden.

Encyklopädie der Staatswissenschaften. Von Friedr. Bülau, Docenten der Staats- und Rechtswissenschaften an der Univ. Leipzig. — Leipz. b. G. J. Göschen. 1832. 287 S. 8.

Mit Vergnügen unterzieht sich Rft. dem Geschäfte, den Verf. der obigen Schrift, einen angehenden Schriftsteller, ins Publikum einzuführen. Die Schrift ist mit Mäfsigung, mit Verstand und mit Sachkenntnifs ausgearbeitet. Sie wird, da sie eine gemeinfafsliche Uebersicht der verschiedenen Fächer der Staatswissenschaft enthält, gewifs Vielen willkommen seyn. Freilich wird sie auch dem Tadel nicht entgehn. Doch ihre schwachen Seiten werden Niemanden besser, als dem Verf. selbst, bekannt seyn. Um zum Ziele zu gelangen, mufs man mit Muth beginnen. Nichts ist leichter und nichts ist so schwer, als über den Staat zu schreiben. Aber, wer sich von einem Unternehmen durch dessen Schwierigkeiten abschrecken läfst, wird nimmermehr diese Schwierigkeiten besiegen.

Die Schrift zerfällt in *zwei* Theile. — Der *erste*

Digitized by Google

Theil handelt von den Wissenschaften des innern Staatslebens. Zu diesen rechnet der Verf. 1) das philosophische Staatsrecht; 2) die Politik; 3) die Geschichte der europäischen Staatsformen; 4) die Darstellung der Verfassung und Verwaltung der europäischen Staaten; 5) die Statistik. (Hatte der Verf. wohl hinreichende Gründe, die vierte Abtheilung von der fünften zu trennen?) — Der *zweite* Theil enthält die Wissenschaften des äufseren Staatslebens, d. i. 1) das philosophische Staatenrecht; 2) die Staatenpolitik; 3) die Geschichte des europäischen Staatensystemes; 4) das praktische europäische Völkerrecht; 5) das positive Staatenrecht. (Ist nicht jenes ein Theil von diesem?)

Dem Verf. gebührt noch insbesondere das Lob, dafs er überall auf die Geschichte, (auch auf die Geschichte der Wissenschaft,) und auf das in der Erfahrung Bestehende Rücksicht genommen hat. Vielleicht hätte jedoch das Gebäude, das er aufgeführt hat, an systematischer Vollkommenheit gewonnen, wenn er die drei Fragen scharf von einander gesondert hätte: Was soll seyn? was ist? wie ist das geworden, was ist? Jedoch sind die letzteren beiden Fragen einander vielleicht näher verwandt, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt seyn möchte.

Die rechtlichen Verhältnisse der Israeliten in Baden. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des Badischen öffentlichen Rechts von Leopold Ladenburg, Dr. jur. Mannheim b. Schwan und Götz. 1832. 51 S. 8.

Unter allen deutschen Staaten diesseits des Rheines ist Baden wohl derjenige, dessen Gesetzgebung die Israeliten den Christen in rechtlicher Hinsicht am nächsten gestellt hat. Der Verf., vormals unser akademischer Mitbürger, zählt in der vorliegenden gründlich ausgearbeiteten Schrift die Fälle auf, in welchen die Israeliten,

Digitized by Google

sey es als Staats- oder als Ortsbürger, den Christen noch nicht in Baden gleichgestellt sind. Er verweilt, wie billig, am längsten bei denjenigen Fällen, über welche Zweifel erhoben werden können.

Der gänzlichen rechtlichen Gleichstellung der Israeliten und Christen werden gewöhnlich zwei Gründe entgegengesetzt, (lauter der eine, heimlicher der andere;) erstens, dafs die Israeliten nach einem eigenen Nationalrechte leben, das sie von den Christen trennt; zweitens, dafs die grofse Mehrzahl der Israeliten Gewerbe treibt, welche es nothwendig machen, die Gesammtheit einer besondern Gesetzgebung zu unterwerfen.

Es ist hier der Ort nicht, den einen oder den andern Grund einer Prüfung zu unterwerfen. So viel bereits über den ersteren Grund geschrieben worden ist, so wenig ist noch der letztere gründlich erörtert worden.

Der Verf. würde sich in mehr als einer Hinsicht ein nicht geringes Verdienst erwerben, wenn er über die ökonomische Stellung der Israeliten zu den Christen in dem und dem Staate oder in mehreren Staaten, über den Einflufs, den die Israeliten auf Handel und Gewerbe überhaupt und mithin auf den Nationalwohlstand in diesen Staaten haben, Thatsachen sammelte und dann diese Thatsachen, nach den Regeln der Statistik, zu einem Ganzen vereiniget, durch den Druck bekannt machte. Rftn. hat es immer geschienen, dafs die Resultate einer solchen Arbeit, gegen die gemeine Meinung, gar sehr zum Vortheile dieses auch in ökonomischer Hinsicht so interessanten Volkes ausfallen würden.

Digitized by Google

Handbuch der Kinderkrankheiten von Wilhelm Rau, Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe, Privatdocenten und praktischem Arzte zu Giessen. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp. 1832. *XII und* 380 *S.* 8.

Nach dem Hrn. Verf. ist keine der zahlreichen Schriften über Kinderkrankheiten als Grundlage zu akademischen Vorlesungen vollkommen geeignet. Die meisten derselben hält er für zu ausführlich, offenbar mehr für ältere Praktiker, als für Anfänger entworfen und häufig zu viel voraussetzend, um von letzteren mit gehörigem Nutzen gebraucht werden zu können. Es schien ihm, wenn auch die Literatur der Kinderkrankheiten vielleicht allzureichlich versorgt ist, doch ein Anfänger vorzugsweise berücksichtigendes Handbuch wesentliches Bedürfnifs zu seyn. Diesem hat er durch vorliegende Schrift abzuhelfen versucht, deren Erscheinen er durch die angedeutete Tendenz hinlänglich motivirt zu haben glaubt.

Aufser der Einleitung, in welcher die Eigenthümlichkeit des kindlichen Organismus auseinandergesetzt, allgemeine Regeln für die Erkenntnifs, Beurtheilung und Behandlung der Kinderkrankheiten angegeben, die Ursache der grofsen Sterblichkeit im Kindesalter untersucht und endlich die wichtigeren allgemeinen Schriften über Kinderkrankheiten mitgetheilt werden, zerfällt das Buch in vier Abschnitte, von denen der erste die diätetische Behandlung und physische Erziehung der Kinder auseinandersetzt, die drei übrigen aber die Krankheiten derselben nach drei Perioden behandeln.

Da es nicht unsere Absicht seyn kann, von diesem Werk, in sofern man in ihm als Handbuch weniger eigene Ansichten des Verfs., sondern mehr eine Schilderung der Kinderkrankheiten nach dem gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft suchen darf, eine ausführliche ins Einzelne gehende Darstellung des Inhalts zu geben, so wollen wir uns nur erlauben, über einige Punkte des mehr allgemeinen Theils einige Bemerkungen zu machen.

Vorerst kann Ref. nicht ganz billigen, dafs der Verf.

Digitized by Google

die Krankheiten des Fötus nicht aufgenommen hat. Allerdings gehören dieselben im strengen Sinne nicht in den Kreis der Kinderkrankheiten und kommen auch in praktischer Hinsicht eher bei Behandlung von Frauenzimmerkrankheiten und in der Geburtshülfe in Betracht; es bietet aber dagegen die Untersuchung der Krankheiten während des Fötus-Lebens so manchen Aufschlufs über die Organisation des Kindes und die diesem Alter eigenthümlichen Krankheiten, dafs man sie nicht ausschliefsen, sondern den Kinderkrankheiten vorausschicken sollte, und dies um so mehr, als dieser Gegenstand zu seiner vollkommneren Ausbildung eine manchfache Untersuchung und Betrachtung erfordert und verdient.

Wenn der Verf. als Unterschied des Organismus des Kindes von dem des Erwachsenen eine geringere extensive Ausbildung und geringere intensive Entwicklung angibt, so ist dagegen zu erinnern, dafs sich derselbe nicht bei allen Systemen und Organen nachweisen läfst, ja bei einigen eher das Gegentheil statt hat; so finden wir unter anderen Kopf und Unterleib im kindlichen Alter im Verhältnifs mehr extensiv ausgebildet, Ganglien- und Lymphsystem wohl auch mehr intensiv entwickelt, als beim Erwachsenen; auch widerspricht sich der Verf., indem er später sagt, das Gefäfssystem sey extensiv bedeutend entwickelt, und wenn er an demselben Ort bemerkt, dafs die Blutgefäfse weiter seyen, so darf dies nur auf die Capillargefäfse bezogen werden, da ja das Lumen der gröfseren Gefäfse bei älteren Leuten im Verhältnifs häufig viel bedeutender ist, als in früheren Lebensperioden, woraus auch zum Theil die oft nachtheilige Wirkung der Aderlässe im höheren Alter zu erklären seyn möchte.

Die Angabe, dafs bei Neugebornen keine bestimmte Gränze zwischen Mark- und Rindensubstanz nachgewiesen werden könne, ist wohl nur auf den Fötus zu beziehen, da eine solche Unterscheidung nach der Geburt allerdings möglich ist.

Bei der Schilderung des Kreislaufs im Fötus ist nur gegen das Ende die neuere Ansicht etwas beachtet,

Digitized by Google

der Hauptsache nach wurde aber die ältere Darstellungsweise beibehalten. Da über diesen Gegenstand noch verschiedene Ansichten unter den Aerzten herrschen, so wollen wir hier in Kürze eine naturgetreue Darstellung davon zu geben suchen. — Es kommt das Blut durch die Nabelvenen zur Leber, der gröfste Theil strömt durch dieselbe und wird vermittelst der Lebervenen in die untere Hohlader gebracht, der kleinere Theil geht geradezu aus der Nabelvene durch den venösen Gang in die untere Hohlader, aus dieser tritt das Blut zu gleicher Zeit in beide Venensäcke (weil sich die *vena cava inferior* im Fötus nicht blos in das rechte, sondern auch in das linke Atrium einsenkt), von hier gelangt es in beide Ventrikeln, aus dem rechten durch die Lungenschlagader und den arteriösen Gang gröfstentheils in die absteigende Aorta zum Thorax, Unterleib und zu den unteren Gliedmafsen, ein kleiner Theil durch die Lungenäste der *arteria pulmonalis* zu den Lungen, aus dem linken Ventrikel durch *aorta ascendens* zu Kopf und oberen Gliedmafsen. Da die obere Hohlader sich nur in den rechten Vorhof einsenkt, so mufs der rechte Theil des Herzens ein mehr venöses Blut als der linke haben, und daher auch der unteren Körperhälfte weniger arterielles Blut zugeführt werden, als der oberen, was auch damit in Einklang steht, dafs die *arteriae umbilicales* das Blut zur Placenta führen, wo es der Einwirkung des mütterlichen Blutes ausgesetzt wird, wie beim Erwachsenen das durch die *arteria pulmonalis* zu den Lungen geführte venöse Blut der Luft. — Hieraus geht nun auch hervor, in wie weit unser Verf. Recht hat, wenn er sagt, das Fötusblut zeige durchgängig eine schwarze Beschaffenheit, ohne dafs ein Unterschied zwischen arteriellem und venösem Blute bemerkbar wäre. Allerdings ist ein solcher Unterschied, sowie überhaupt die Gegensätze im Fötus weniger schroff auftreten, nicht so auffallend als später, aber doch zu erkennen.

Soll nun noch ein allgemeines Urtheil über die

Schrift abgegeben werden, so kann man wohl mit Recht sagen, dafs Hr. Rau das sich vorgesteckte Ziel ziemlich vollständig erreichte, indem er mit der nöthigen Kürze der Darstellung Deutlichkeit zu verbinden wufste, und auch der Literatur eine dem Zwecke entsprechende Vollständigkeit gegeben hat.

J. W. Arnold.

Philologie und Mathematik als Gegenstände des Gymnasialunterrichts betrachtet, mit besonderer Beziehung auf Sachsens Gelehrtenschulen. Von M. W. Drobisch, Prof. der Math. an der Universität zu Leipzig. Leipzig 1832. *VII u.* 103 *S. gr.* 8.

In dieser kleinen Schrift wird ein hochwichtiger Gegenstand behandelt, und zwar in einem solchen Umfange, mit einer so vorzüglichen Gründlichkeit und in einer so reinen, klaren und gediegenen Sprache, dafs Ref. sich gedrungen fühlt, dem Verf. deswegen seinen ungetheilten Beifall öffentlich auszudrücken, und die Schrift allen denen angelegentlichst zu empfehlen, die sich für die Bildung der Jugend auf gelehrten Schulen interessiren. Wer nur irgend mit dem Gegenstande überhaupt vertraut und nicht allzusehr durch Vorurtheile geblendet ist, mufs nothwendig zu der Ueberzeugung gelangen, dafs hier die reine, lautere Wahrheit gesagt wird, zu deren Begründung die Thatsachen aus der Wirklichkeit mit unpartheiischer Beurtheilung des gegenwärtigen Standes der wissenschaftlichen Bildung und ihres Einflusses auf die verschiedenen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft entnommen sind. Der Verf. sagt selbst in der Vorrede, dafs er „eine unumwundenere Sprache geführt habe, als es seiner friedliebenden Gesinnung sonst natürlich sey," allein dennoch ist die Schrift nirgend eigentlich polemisch, niemand wird wegen seiner Meinung persönlich angegriffen, aber die Wahrheit offen darzulegen, die herrschenden Gebrechen in ihrer eigentlichen Gestalt unbemäntelt hinzustellen,

Digitized by Google

und unläugbare Thatsachen nicht zu verschweigen, selbst wenn es Manchem unangenehm seyn sollte, sich durch die Angaben getroffen zu fühlen, dieses erforderte die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes. Mit Recht heifst es nämlich S. V. der Vorrede: „durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse und richtiger Begriffe, durch sittlich religiöse Erziehung der Jugend, wird der Wohlstand, das Glück und die Ruhe der kommenden Geschlechter am sichersten verbürgt, und diejenige Macht, welche der Staat in der geistigen Ueberlegenheit seiner Diener besitzt, ist in einem Lande und einer Zeit der Aufklärung stärker als jede physische Gewalt." Dafs dieser grofse Zweck durch die zum Unterricht und zur Bildung bestimmten öffentlichen Anstalten hauptsächlich erreicht werde, und dafs letztere daher eine vorzügliche Aufmerksamkeit der Staatsbehörden erfordern, die nicht wohl im Stande sind, auf die zugleich hochwichtige häusliche Erziehung direct einzuwirken, unterliegt keinem Zweifel, aber die Hauptfrage, wie jene Anstalten am zweckmäfsigsten einzurichten seyen, ist noch keineswegs als genügend beantwortet zu betrachten, so viel auch in den neuesten Zeiten hierüber geschrieben und öffentlich verhandelt wurde. In der vorliegenden Schrift nun sucht der Verf. darzuthun, dafs Philologie und Mathematik die zwei Hauptwissenschaften sind, welche beide, mit gleichen Rechten nebeneinanderstehend, den Gegenstand des Unterrichts auf Schulen ausmachen müssen, wobei sich von selbst versteht, dafs zunächst nur die teutschen sogenannten gelehrten Gymnasien berücksichtigt werden.

Betrachten wir die Aufgabe zuvörderst im Allgemeinen, so mufs wohl berücksichtigt werden, dafs das westliche Europa und namentlich Teutschland seine, die Stärke und den Wohlstand der Völker begründende, Cultur von den Griechen und Römern erhalten hat. Eine natürliche Folge hiervon war, dafs die Reste der Literatur jener Völker beim Unterrichte zum Grunde gelegt wurden. Nachdem aber die späteren Generationen in

allen Gegenständen des positiven Wissens jene Völker weit überflügelt hatten, war es sehr natürlich, die Frage aufzuwerfen, ob das ausschliefsliche Festhalten an den Geistesproducten untergegangener Nationen auch dann noch seinen früheren Werth behalte, und nicht vielmehr, namentlich durch unnöthigen Zeitaufwand, die freie geistige Entwickelung hindere. Der grofse objective Nutzen der sogenannten Realkenntnisse mufste dazu geneigt machen, diese Frage zu bejahen, und den Wunsch herbeiführen, dafs sich der Schulunterricht besser auf diese allein beschränken möge, um ohne einen grofsen Zeitverlust in ihnen desto gröfsere Fortschritte zu machen; manche schlugen daher vor, das Studium der alten Sprachen ganz aufzuheben oder möglichst zu beschränken, und den ihnen bisher gewidmeten Aufwand von Mühe dem Erlernen der so nothwendig gewordenen neueren Sprachen und den reellen Wissenschaften zukommen zu lassen. Gegen die sehr gewichtigen Gründe, welche hierfür unläugbar vorhanden sind, mufsten die Stimmen derjenigen verhallen, die aus Vorliebe für ihre Studien und die veraltete Gewohnheit alle geistige Bildung von grammatischen und kritischen Spitzfindigkeiten ableiten oder das in zahllosen Dissertationen abgedroschene Thema vom Nutzen der Philologie stets auf's Neue wieder auftischten; die Besonnenern und Erfahrenern zeigten jedoch die Gefahr, die es mit sich führen könne, wenn man eine seit so langer Zeit vortheilhaft befundene Methode plötzlich abschaffen wolle, insbesondere aber wiesen sie den subjectiven Nutzen des philologischen Unterrichts nach, und zeigten unwiderleglich, dafs der Ernst der alten Literatur und die Grofsartigkeit des Charakters jener untergegangenen Nationen durch die mit den neueren Sprachen zugleich aufgefafsten Eigenthümlichkeiten der neueren Völker und ihrer Sitten bei den jugendlichen Gemüthern nicht mit gutem Erfolg ersetzt werden könnten, abgerechnet, dafs die exacten Wissenschaften, namentlich Mathematik und Physik, im ernsten Gewande eine zu grofse Anstrengung erfordern, die

naturgeschichtlichen Kenntnisse aber leicht in unnütze Spielereien ausarten, sobald man es versucht, sie den Fähigkeiten des kindlichen Alters anzupassen. Hierzu kommt dann noch der gewichtige Grund, dafs man in allen Dingen, insbesondere aber bei der Entwickelung der Geistesfähigkeiten, zwar ernsthaft verfahren, zugleich aber mit dem Leichteren anfangen und allmählig zu dem Schwereren übergehen müsse, wozu wohl keine Sache besser als ein richtig geleiteter Unterricht in einer grammatisch unabänderlich feststehenden Sprache geeignet ist. Ref. nimmt keinen Anstand, aufserdem noch folgendes Argument geltend zu machen, dafs die Schüler manche zur Natur und den Sitten der Menschen gehörige Gegenstände, die man dem jugendlichen Alter mit vollem Rechte verhehlt, obgleich es später doch einmal damit bekannt werden mufs, am besten in dem ernsten Gewande und selbst der Nacktheit, womit die alten Schriftsteller sie darstellen, kennen lernen, als in den geläufigeren Sprachen der Neueren.

Es läfst sich schon in Voraus erwarten, dafs die Wahrheit zwischen jenen beiden, einander schroff entgegenstehenden, Meinungen in der Mitte liegen müsse, und dafs weder die eine noch auch die andere der beiden genannten wissenschaftlichen Disciplinen beim Jugendunterrichte gänzlich fehlen dürfe, wofür ein gewichtiger Beweis schon aus der bekannten Erfahrung zu entnehmen ist, dafs so manche unter den älteren und neueren Gelehrten, die in irgend einer der exacten Wissenschaften als Sterne erster Gröfse glänzen, in den Sprachen der Alten zugleich sehr wohl bewandert waren. Eben dieses ist dann auch die Ansicht des Verfs., welcher keineswegs den philologischen Theil des Schulunterrichts verdrängen oder auch nur ungebührlich schmälern will, dagegen aber verlangt, dafs neben dieser Disciplin die mathematische nicht blos bestehe oder etwa nothdürftige Duldung erhalte, sondern rücksichtlich ihrer Wichtigkeit zu gleichem Range mit jener erhoben werde. Ref. hat bei einer andern Gelegenheit bereits seine hiermit übereinstimmende Meinung aus-

gesprochen, und damals aus Gründen sich hauptsächlich für die Beibehaltung des Studiums der alten Sprachen erklärt, weswegen es bei der jetzt dargebotenen Veranlassung am zweckmäfsigsten seyn wird, den wesentlichsten Inhalt der vorliegenden Schrift mitzutheilen, keineswegs in der Absicht, um das Lesen derselben überflüssig zu machen, sondern vielmehr, um alle diejenigen hierzu aufzufordern, denen der hochwichtige Gegenstand, nämlich die Verbesserung des Jugendunterrichts, am Herzen liegt.

Im ersten Abschnitte wird gezeigt, dafs man den ganzen Umfang der Wissenschaften in zwei Hauptgruppen, die philologisch-historische und die mathematisch-physikalische theilen könne. Wir wollen nicht untersuchen, ob eine solche Eintheilung allgemein zulässig sey, aber gewifs ist wohl, dafs sie sich in Beziehung auf den Gymnasialunterricht rechtfertigen lasse. Wenn aber die Philologen sich einer vollständigen Kenntnifs der alten Literatur rühmen wollen, so sollte ihnen billig die Mathematik, so weit die Alten in dieser Wissenschaft fortgeschritten waren, nicht fremd seyn, wie namentlich Ruhnken an mehreren Stellen unbedingt fordert; allein dennoch verdanken wir die Herausgabe der alten Mathematiker nicht sowohl der Geometrie kundigen Philologen, als vielmehr hauptsächlich den des Griechischen kundigen Mathematikern, was offenbar eine Geringschätzung dieses wissenschaftlichen Zweiges von Seiten der ersteren andeutet. Leicht ist es dann, zu zeigen, in wiefern das Studium der griechischen und römischen Classiker auch in sofern einen Werth habe, als sie sich so ziemlich über alle Gegenstände des Wissens verbreiten, dafs aber der von ihnen zu erwartende Nutzen dennoch allezeit ein formeller bleibe, weil in den neueren Zeiten die exacten Wissenschaften unglaublich fortgeschritten sind, und man den Inhalt der literärischen Schätze des Alterthums schon so anhaltend und sorgfältig benutzt hat, dafs sie gegenwärtig kaum noch eine spärliche Nachlese versprechen.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Drobisch, über Gymnasial-Unterricht.

(Beschlufs.)

Dennoch aber ist eben jener formelle Nutzen keineswegs gering anzuschlagen, in sofern der eigenthümliche Ernst und der tiefe, mitunter geniale, Geist, welcher in ihnen herrscht, vortheilhaft auf die Ausbildung des jugendlichen Verstandes wirken mufs, wozu noch obendrein das magische Dunkel der grofsartigen, nicht selten mit enthusiastisch patriotischer Vorliebe dargestellten, Vorzeit bedeutend mitwirkt. Mit Uebergehung des vielen hierüber eben so wahr als treffend Gesagten möge nur folgende Stelle hier Platz finden. „Der Hauptgewinn, um den es sich lohnt, diesen Sprachen, diesen Wissenschaften Zeit und Anstrengung zugewandt zu haben, wird immer seyn: die Schärfe und Gewandtheit, die dadurch unser Verstand, unsere Urtheilskraft erhält, die Nahrung, die unserer Phantasie geboten wird, die Läuterung und Bildung, die unser Geschmack empfängt, die Fülle von Begebenheiten, wie von Bildern, Begriffen und Ideen, mit denen sich unser Gedächtnifs bereichert, der moralische Einfluſs endlich, den die poetisch-philosophische Weltanschauung, die uns zu Theil wird, wenn wir bis zum Kern jener Studien vordringen, auf unsere Gesinnungen und unser Wollen ausübt."

Auf der anderen Seite ist es aber keinen Augenblick zweifelhaft, dafs die mathematisch-physikalischen Studien ebensowohl einen formellen als einen realen Nutzen haben. Rücksichtlich des letzteren bedarf es keines ausführlichen Beweises, indem man mit Recht sagen kann: „dafs weder der scharfsinnige Geist der Griechen noch die colossale Macht der Römer über solche mechanische Mittel zu gebieten vermochten, als die neueren Fort-

Digitized by Google

schritte der Naturwissenschaften an die Hand geben." Jede Vergleichung bringt dieses zur Evidenz, wenn man z. B. die römischen Wasserleitungen, die des unermefslichen Aufwandes ungeachtet doch nur ganz kunstlose geneigte Ebenen waren, mit einer Reichenbach'schen Wassersäulenmaschine vergleicht. Wie sehr es zugleich den menschlichen Geist erhebt, sobald er fühlt, dafs er die unermefsliche Fülle der Naturwunder, wenn auch nur unvollkommen, zu erspähen und ihre ewigen Gesetze zu erfassen vermag, von der anderen Seite ihn aber zur Bescheidenheit und zu ächt religiösen Betrachtungen führt, wenn er die Geringfügigkeit aller menschlichen Leistungen mit der unfafsbaren Gröfse des Weltalls vergleicht, dieses bedarf kaum angedeutet zu werden. Aber auch der formelle (subjective) Werth der mathematisch physikalischen Studien läfst sich keinen Augenblick in Abrede stellen. Unser Verf. weiset in dieser Beziehung auf den unverkennbaren Nutzen hin, den man der mathematischen Methode der Forschung und der sogenannten mathematischen Evidenz der Beweise allezeit eingeräumt hat, in so fern es ebendaher in der Mathematik kein Meinen, sondern nur ein Wissen giebt, und über Wahrheit oder Irrthum eigentlich kein Streit stattfinden kann. Keineswegs darf man mit Recht behaupten, dafs die Philologie ausschliefslich die höhere Cultur in den Occident Europa's gebracht habe, vielmehr trugen Baco, Copernicus, Keppler u. A. wesentlich hierzu bei, Melanchthon schätzte neben den Sprachen schon die Realwissenschaften, Galilei's Schicksale beweisen, dafs der Aberglaube die unüberwindliche Macht erkannte, die in den aufkeimenden Naturwissenschaften gegen ihn heranwuchs, ja es mufste sogar das seit mehr als tausend Jahren für unfehlbar gehaltene Rom seine Bulle gegen das System des Copernicus endlich wieder zurücknehmen.

Ref. hat bishero die Ansichten des Verfs. meistens mit dessen eigenen Worten mitgetheilt, mufs aber jetzt um Entschuldigung bitten, wenn er, vielleicht aus Vor-

Digitized by Google

liebe für seine ihm so theure Wissenschaft, noch einen Schritt weiter geht, und zu behaupten sich erdreistet, dafs die Mehrzahl der Studierenden, ja selbst auch der in Diensten des Staats angestellten Geschäftsmänner, schärfer urtheilen und richtiger schliefsen, überhaupt sich leichter im Gebiete der theoretischen und der praktisch angewandten Wissenschaften bewegen würden, wenn sie sowohl auf der Schule als auch auf der Academie neben den philologischen und Brodstudien den mathematischen und physikalischen Forschungen einige Zeit und etwas angestrengten Fleifs widmen, und namentlich in den mathematisch-physikalischen (nicht naturphilosophisch-physikalischen) Vorlesungen mit Hinzufügung einiger Vorbereitung und Wiederholung nach Lichtenberg's Ausdrucke mehr Zuhörer als Zuschauer seyn wollten. Hierzu berechtigt schon die auffallende Gewandtheit und der praktische Sinn, den man bei so vielen Privatmännern in den verschiedensten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens bemerkt, welche ohne eigentliche Schul- und Universitäts-Studien dennoch einen hohen Grad der Bildung durch ihren auf Mathematik und Naturkunde verwandten Fleifs erreicht haben. Ohne Zweifel würden dann auch diejenigen Studierenden, welche die Gelegenheit haben, in die Tiefen der ernsten Wissenschaften eingeweihet zu werden, bei den academischen Lehrvorträgen gründliche Sachkenntnifs und präcises Urtheil besser von oberflächlichem Wortgeklingel und schulgerechtes Philosophiren von träumerischem Phantasiren unterscheiden, ächte Gelehrsamkeit richtiger würdigen und höher schätzen, auf allen Fall aber würden sie sich nicht den aus Schülern, Handwerkern, und überhaupt aus dem wissenschaftlich ungebildeten Publicum bestehenden Versammlungen beigesellen, welche mindestens in einigen, Gottlob seltenen, Fällen die Hörsäle literärischer Marionettenspieler füllen, die mit ächt marktschreierischer Beredtsamkeit hochtrabende Gemeinplätze, dreist absprechende Entscheidungen der schwierigsten Probleme, auf schwache Analogieen gegründete

fade Witze und dergl. mit einer dem ernsten Forscher widerlichen Frechheit für gereifte Producte eines ungewöhnlich die Tiefen ergründenden Scharfsinnes auszugeben wissen. Wer einmal seit längerer Zeit gewöhnt ist, alle vorkommende Probleme mit mathematischer Schärfe zu behandeln und mindestens bei der Erforschung der Wahrheit diejenige klare Evidenz zu fordern, welche der mathematischen Methode in ihrer Anwendung den ihr eigenthümlichen Werth giebt, wird nimmer im Stande seyn, solchen mephitischen Dunst für ächten Weihrauch zu halten.

Im zweiten Abschnitte zeigt der Verf. die Nothwendigkeit, neben den philologisch-historischen Studien auch die mathematisch-physikalischen auf den Schulen nicht zu vernachlässigen. Dafs hierbei die ersteren den Anfang machen, und fortwährend Hauptgegenstand des Unterrichts bleiben müssen, folgt schon aus dem früher Gesagten, zeigt sich aber noch aufserdem schon deswegen als ganz nothwendig, weil namentlich die lateinische Sprache noch gegenwärtig eine allgemein verständliche der Gelehrten aller Länder ist, und daher bei wichtigen Werken und den Denkschriften einiger Academieen beibehalten wird, abgesehen davon, dafs sie nebst der griechischen die Grundlage der technischen Nomenclatur in allen wissenschaftlichen Disciplinen bildet. Der Verf. meint daher mit Recht, man solle diese, namentlich ihre Anwendung bei öffentlichen Disputationen und feierlichen Acten, keineswegs von den Universitäten verbannen. Eben so nothwendig aber ist es, den mathematisch-physikalischen Studien schon auf Schulen den gehörigen Aufwand von Fleifs und Zeit zuzuwenden, weil nur eine frühe Uebung in den Stand setzt, mit mathematischer Schärfe zu denken, und in den zahlreichen hierzu gehörigen wissenschaftlichen Disciplinen wenigstens einige Fortschritte zu machen. Den alten Sprachen mufs daher nur so viele Zeit gewidmet werden, dafs die Schüler die besten griechischen und römischen Classiker leicht verstehen und sich mit genügender Fer-

Digitized by Google

tigkeit in lateinischer Sprache auszudrücken vermögen, überflüssig dagegen ist die Menge der grammatischen Spitzfindigkeiten, womit nur zu oft schon in den unteren Classen die edle Zeit vergeudet wird, die kritischen Forschungen aber, durch deren Mittheilung manche Philologen den erwachsenern Zöglingen die Tiefe ihrer Kenntnisse zu beweisen sich bestreben, sollten billig nebst dem Uebersetzen ins Griechische von den Schulen ganz verbannet werden, um für die nöthigen Realkenntnisse die erforderlichen Lehrstunden zu erübrigen. Der Verf. fühlt selbst, dafs diese Behauptung bei den einseitig gebildeten Schulmännern Widerspruch finden wird, allein es fragt sich, ob deren Urtheil wirklich von so grofsem Gewichte seyn dürfe, als man demselben nicht selten einräumt, indem das oft gebrauchte Argument, dafs ein gründlich gebildeter Philologe in allen andern Wissenschaften leicht die gehörigen Fortschritte machen könne, durch die Erfahrung keineswegs bestätigt wird. Eben so wenig zu bezweifeln ist dagegen der S. 42. ausgesprochene Satz: „Wenn es unmöglich oder nicht rathsam ist, allen Zweigen der Wissenschaften, die zur allgemeinen Gelehrtenbildung zusammenwirken, eine Stelle auf dem Gymnasium einzuräumen, so mufs man diejenigen auswählen, welche die Grundlagen vieler andern sind und daher, treu erlernt, in den Stand setzen, vieles andere uns mit Leichtigkeit anzueignen." Dafs aber eine einseitige philologische Bildung gegenwärtig nicht mehr genüge, darf man wohl unumwunden behaupten, und der Grund hiervon liegt offenbar in dem allgemein bekannten grofsen Nutzen, welchen die bürgerliche Gesellschaft aus den Fortschritten in den Naturwissenschaften täglich erhält, wogegen die indirecten Vortheile philologischer Forschungen nothwendig zurückgedrängt werden müssen. Allerdings verdient daher dasjenige beachtet zu werden, was hierüber S. 49. gesagt wird, nämlich: „Naturwissenschaftliche Kenntnisse kann der gelehrte Forscher sowohl als auch der gelehrte Geschäftsmann schon deswegen nicht länger mehr entbehren, weil alle andere

gebildete Stände in ihren Realschulen von Jahr zu Jahr unterrichteter in diesen Gegenständen werden. Hält der Gelehrte nicht auch hierin mit dem Fortgange der Zeit Schritt, so hört er von einer Seite auf, Gelehrter zu seyn, d. h. anstatt dafs er die Ungelehrten im reinen Wissen übersehen und aufklären sollte, steht er in mancher Beziehung unter ihnen, und mufs das beschämende Geständnifs ablegen, dafs Dinge, die jenen ganz wohl begreiflich oder sogar geläufig sind, über seinen Horizont gehen. Ist also dem Staate daran gelegen, dafs Beamte und Volkslehrer fortwährend ein gewisses intellectuelles Uebergewicht behaupten, so mufs er von ihnen Kenntnisse fordern, die unmittelbar praktische Grundsätze enthalten. Hat eine Regierung, besonders in den administrativen Zweigen, solche rationell und zeitgemäfs gebildete wissenschaftliche Diener, so schreitet sie den Bedürfnissen des Volks voran und erzieht dieses zu höherer Cultur und Civilisation, anstatt dafs im entgegengesetzten Falle die Staatsverwaltung hinter der Regsamkeit des Volks zurückbleibt, und die Regierung diejenige Macht verliert, die aus der Billigung und Unterstützung ihrer Ansichten und Mafsregeln durch die Einsichtsvollsten im Volke hervorgeht."

Im dritten Abschnitte wird der Zustand des Gymnasialunterrichts im Königreiche Sachsen näher beleuchtet, und die hierin offen und freimüthig mitgetheilten Thatsachen verdienen allerdings von denen ernstlich erwogen zu werden, unter deren Pflichten die Aufsicht und Verbesserung jener Lehranstalten gehört. Im Ganzen genommen läfst sich nicht verkennen, dafs der Unterricht in Mathematik und Physik dort ungebührlich vernachlässigt wird, wenn gleich die königlichen Schulen bereits sich einer besseren Einrichtung erfreuen. Als eine nothwendige Folge jener Vernachlässigung ist die auffallende Unwissenheit zu betrachten, welche rücksichtlich jener Wissenschaften dort, wie auch zur Zeit noch anderwärts, leider angetroffen wird, indem der Verf. anführt, es seyen ihm Sachwalter bekannt, deren Unkunde in den

Digitized by Google

Elementen der Mathematik so weit gehe, dafs sie in die peinlichste Verlegenheit gesetzt werden, wenn es sich um die Abschliefsung eines Vergleiches handelt, wobei eine leichte Zinsrechnung den Vortheil oder Nachtheil des Clienten entscheiden mufs. Selbst unter den Candidaten der Magisterwürde fanden sich solche, die nicht einmal den Kreis zu definiren wufsten, die keinen Begriff vom Thermometer und Barometer hatten, nicht in ganzen Zahlen dividiren konnten, die vergeblich gefragt wurden, was geographische Breite sey und weder Ptolemäus noch Copernicus kannten. Ein funfzigjähriger Schulmann wufste sogar nicht, dafs die Fixsterne Sonnen sind. Man mufs doch in der That gestehen, dafs die Mathematiker, Physiker und Astronomen nur selten oder vielmehr niemals sich dem Vorwurfe einer so grenzenlosen Unwissenheit in den philologischen Disciplinen aussetzen, und namentlich zeigen zwei vor uns liegende Dissertationen unsers Verfs., beide vom Jahre 1831, *de horizontibus sphaeroidum* und *observationes analiticae*, durch die grammatisch reine und fliefsende Sprache, worin sie abgefafst sind, dafs derselbe neben seinen gründlichen Kenntnissen in der Mathematik auch die Fertigkeit besitzt, sich in der lateinischen Sprache nicht blos schulgerecht, sondern auch mit Gewandtheit auszudrücken, und es daher dreist wagen darf, seinen Tadel offen auszusprechen.

Den Inhalt des letzten Abschnittes geben einige Vorschläge zur Verbesserung des mathematischen Unterrichts an den sächsischen Gelehrtenschulen und allen ihnen ähnlichen Anstalten. Schon früher, S. 31, bemerkt der Verf., dafs wohl ohne Widerrede in den neuesten Zeiten Preufsens erleuchtete Regierung am meisten für die Verbesserung des Schulwesens gethan habe, wovon die segensreichen Früchte einem jeden unbefangen Urtheilenden klar vor Augen liegen. Inzwischen wäre es wohl möglich, dafs aus den höheren Schulen jenes blühenden Staates die Zöglinge durch die Vereinigung eines allzu umfassenden philologischen Unterrichts mit einem

Digitized by Google

ausführlichen Cursus in den Realwissenschaften überladen würden, obgleich man nicht ohne Grund annehmen darf, dafs durch zweckmäfsige Vertheilung, passende Vorträge und etwas längere Dauer der Schulzeit mindestens die fähigern Schüler eine eben so ausgebreitete als gründliche Bildung erhalten können. Vor allen Dingen müfste die auf blofse Wortgelehrsamkeit gerichtete, oder wie es hier heifst: „den Schriftsteller gleichsam pulverisirende," Erklärungsart der Classiker, wonach z. B. einst in drittehalb Jahren bei zwei Stunden wöchentlichem Unterricht nur die ersten 310 Verse des 2ten Buches der Iliade beendigt wurden, es müfste ferner eine zu ängstliche grammatische Zersplitterung und insbesondere die meistens ganz zwecklose Wortkritik vermieden, dagegen mehr auf den Geist der alten Schriftsteller gesehen werden, um dadurch die erforderlichen Lehrstunden für Mathematik und Physik zu gewinnen, damit von diesen Wissenschaften schon auf den Gymnasien so viel erlernt würde, um für die Universität eine gute Basis zu erhalten, oder mindestens so viel als nöthig ist, nicht etwa auf den Namen eines Gelehrten, wohl aber eines Gebildeten Anspruch zu machen. Um hierbei die erforderlichen Grenzen nicht zu überschreiten, verlangt der Verf. blos einige regelmäfsige Lehrstunden für Mathematik und Physik, womit Ref. aus voller Ueberzeugung einstimmt, um so mehr, als diese bei der gegenwärtigen Lage der Dinge am besten geeignet sind, den früher üblichen Unterricht in der Logik und Philosophie überhaupt zu ersetzen, indem jene wohl ohne Widerrede zugleich die beste Anleitung zum richtigen Denken gewähren. Allerdings läfst sich dem Unterrichte in der Naturgeschichte ein reeller Nutzen nicht absprechen, allein es ist allzu schwierig, denselben zweckmäfsig einzurichten. Der jugendliche Verstand ist nämlich nur allzu geneigt zur Zerstreuung, und obendrein mufs eben diese den Schülern, vor allen Dingen den jüngeren, aus Rücksichten auf ihre Gesundheit in vollem Mafse gewährt werden, jedoch nur in ihren Erholungsstunden; der Unterricht

Digitized by Google

dagegen mufs allezeit den Charakter des Ernstes behalten, um frühzeitig daran zu gewöhnen, dafs das Studiren sich nicht spielend betreiben lasse, was jedoch kaum vermeidlich ist, wenn die Mineralogie zur Belustigung mit bunten Steinen und die Zoologie zum Sammeln von Schmetterlingen und Vogeleiern führt. Hat irgend ein Lehrer grofse Vorliebe für einen oder den andern dieser Zweige, so kann er bei einigen der Zöglinge auch hierin als Erholung einen guten Grund legen, aus dem allgemeinen Schulplane müssen sie jedoch ausgeschlossen bleiben.

Neben dem philologischen Unterrichte fordert der Verf. dann für die in den 4 oberen Classen vorzutragende Mathematik und Physik nur eine Stunde täglich, wovon in den beiden obersten 2 der Physik gewidmet werden, und da sich diese letzteren Classen leicht combiniren lassen, so fallen dem Lehrer nur 18 Stunden zu, also täglich drei, wodurch derselbe nicht überladen wird, wenn man nicht fordert, dafs er zugleich noch einen leichten Autor erklären solle, wodurch es den Anschein gewinnt, als seyen die mathematischen Wissenschaften nur Nebensache. Aus einem gleichen Grunde müssen jene Lehrstunden des Morgens ertheilt werden, weil sie eine ungeschwächte Anstrengung des Verstandes erfordern. Nicht unwichtig ist zugleich die Bemerkung des Verfs., dafs die Schüler oft in der Mathematik deswegen keine Fortschritte machen, weil die Eltern und Vormünder zu geringen Werth darauf legen, was nach unserer Ansicht zum Theil eine Folge ihrer eigenen Unkunde darin ist, obgleich das Meiste auf der Fähigkeit des Lehrers beruhet. Nebenbei aber steht Letzterer meistens isolirt seinen übrigen, blos philologisch gebildeten, Collegen nicht sowohl zur Seite, als er vielmehr eine untergeordnete Stelle einnimmt und am schlechtesten besoldet ist, was ihn und seine Wissenschaft in den Augen der Schüler herabsetzt. Soll der Unterricht in der Mathematik gedeihliche Folgen haben, so kann er nur von ihres Faches völlig kundigen Männern ertheilt werden,

Digitized by Google

die dann auf den Ruf ächter Gelehrsamkeit eben so gegründete Ansprüche haben, als die bloſsen Philologen. Für den Schulunterricht fordert der Verf. dann gemeine Arithmetik, Buchstabenrechnung und die Gleichungen des ersten und zweiten Grades; ferner reine Planimetrie und Stereometrie, arithmetische und algebraische Geometrie und Goniometrie mit ebener Trigonometrie. Hiernach bleibt die höhere Geometrie völlig ausgeschlossen, allein eine Hauptsache dabei ist, daſs diese Gegenstände nicht etwa wie ein Collegium vom Katheder vorgetragen werden (eine in allen Lehrzweigen den gröſsten Krebsschaden der Schulen ausmachende Methode, in die namentlich junge und eitle Lehrer so leicht verfallen), sondern daſs die Schüler durch eine hinlängliche Menge von Aufgaben innig damit vertraut werden, und ganz eigentlich eine Fertigkeit darin erlangen, wie denn überhaupt das auf der Schule Erlernte durch öftere Wiederholung dem Geiste unvertilgbar eingeprägt werden muſs. Die Physik erfordert zugleich einige Instrumente, darf aber die Zeit nicht an unterhaltenden Spielereien verschwenden, wie denn überhaupt auf Schulen gar nichts populär gelehrt werden darf.

Endlich erörtert der Verf. noch eine wichtige Frage, beantwortet sie aber nicht so bestimmt, als Ref. dieses seinerseits thun würde, nämlich über die zu benutzenden Lehrbücher, die in der Mathematik und Physik ohne allen Zweifel ganz unentbehrlich sind, „nicht blos um das zeitraubende, geisttödtende, den Schüler wie den Studierenden zur elenden Schreibmaschine herabwürdigende, Dictiren zu vermeiden, sondern auch um eine von Schreibfehlern freie Grundlage zu erhalten, auf welche mit Sicherheit gebauet werden kann." Nun aber handelt es sich um die Zweckmäſsigkeit solcher Lehrbücher. Allerdings wird dem Lehrer sein Vortrag sehr erleichtert, wenn er einen von ihm selbst verfaſsten Leitfaden zum Grunde legt, allein solche Compendien sind schwer zu verfassen und erfordern vorzugsweise die Hand des Meisters. Leider aber findet man gerade in diesem

Digitized by Google

wichtigen Fache der Literatur so viele Beispiele unreifer Geistesproducte. Ref. ist daher ganz entschieden der Meinung, dafs es am zweckmäfsigsten seyn würde, sowohl überhaupt als insbesondere namentlich für Mathematik und Physik blos die von der oberen Schulbehörde hinlänglich geprüften Lehrbücher allgemein einzuführen, mit der Aufgabe, diese in bestimmten Zeitfristen durchzunehmen, worüber dann die Examina Auskunft geben müfsten. Sollte diese Ansicht als eine beschränkende Zwangsmafsregel erscheinen, so möge man nur berücksichtigen, wie viel die Franzosen gerade in diesen wissenschaftlichen Disciplinen durch ihre sogenannten Cours ausgerichtet haben.

Ref. entschuldigt sich nicht wegen der Ausführlichkeit dieser Anzeige, denn der Gegenstand ist allzuwichtig, vielmehr verdient die inhaltreiche Schrift, aus welcher hier nur einige Bruchstücke mitgetheilt sind, eine ernste und vorurtheilsfreie Beherzigung.

Muncke.

Ueber die Mathematik als Lehrobjekt auf Gymnasien von Dr. L. M. Lauber, Professor am Kön. Gymnasium zu Thorn. Berlin 1832. 98 *S.* 8.

Die vorstehende Anzeige war gerade beendigt, als uns diese kleine Schrift zu Gesicht kam. Der Verf. scheint ein junger Mann zu seyn, der es mit dem Unterrichte in der Mathematik ernstlich meint, und demselben daher durch seine öffentlich dargelegten Ansichten einigen Vorschub zu leisten wünscht. Was er hierüber sagt, ist klar gedacht, auch ist sein Ausdruck im Ganzen rein und fliefsend, ohne dafs jedoch Inhalt und Darstellungsart eine Vergleichung mit der oben angezeigten Schrift aushalten. In der Einleitung wird als bereits ausgemacht angenommen, dafs der mathematische Unterricht für die Gymnasien nothwendig gehöre, theils seiner selbst wegen, theils weil ohne dieses Hülfsmittel das höchst wichtige und nothwendige Studium der Na-

Digitized by Google

turlehre nicht auf die geeignete Weise stattfinden könne. Es kommt dann hauptsächlich darauf an, zu zeigen, auf welche Weise und in welchem Umfange jene Wissenschaft gelehrt werden müsse, was in Beziehung auf Arithmetik, die Elemente der allgemeinen mathematischen Analysis und dann der analytischen sowohl als auch der reinen Geometrie einzeln nachgewiesen wird. Als Anhang ist diesem Abschnitte eine Darstellung des Binomialtheorems für ganze Exponenten hinzugefügt. Die zweite Abtheilung handelt vom Vorbereitungsunterrichte, zuerst im Rechnen, dann in der Algebra, der analytischen Geometrie und endlich der reinen Geometrie, alles nur in den engen Grenzen ganz elementarer Darstellung. Endlich sind noch einige Betrachtungen über die Lehrmethode und Vorschläge zu einer zweckmäfsigen Abiturientenprüfung hinzugefügt. Ref. mufs sich auf diese kurze Anzeige beschränken, und es den Männern vom Fache überlassen, die Ansichten des Verfs. näher zu prüfen.

Philosophie und Leben, oder: Ist es ein Traum, auf einen dauernden Frieden in und mit der Philosophie zu hoffen? — Ein Beitrag zur Förderung der philosophischen Anthropologie, von Friedrich Francke, Doctor und aufscrord. Prof. d. Philos. zu Rostock. Berlin, bei Reimer, 1831. *X u.* 179 *S.* 8.

Lange Zeit hat der Deutsche nur philosophirt und darüber das Leben und Handeln vergessen; jetzt dagegen scheint man geneigt zu der Meinung zu seyn, dafs man zum Leben und Handeln der Philosophie ganz entbehren könne. Ist auch dieser Gang der Geistesrichtung aus dem Gesetze der natürlichen Reaction, welches, Gleichgewicht suchend, von dem einen Extrem leicht zu dem entgegengesetzten hinüberschwankt, ganz erklärlich, so wird doch der besonnene Denker, der sich nicht blindlings dem Zuge der Zeitmeinung hingiebt, die Einseitigkeit beider Richtungen nicht verkennen, und die gerechten Ansprüche beider im Einklang zu

Digitized by Google

bringen wissen. Nur zu fühlbar hat es den Deutschen die neuere Geschichte des öffentlichen Lebens gelehrt, dafs er, verloren in Speculationen und Theorien, die grofsartigen Erscheinungen des Lebens verträumt und den Ruf zur That nicht vernommen hat. Mit Freuden und mit Stolz wird es daher auch der Philosoph anerkennen, dafs das deutsche Volk nun endlich zur lebendigen That erwacht, mit rüstiger Kraft die Wirklichkeit den vorher nur gedachten Idealen gemäfs zu gestalten begonnen hat. So fruchtbar und so glänzend daher auch die frühere Periode für die Philosophie war, so hoch die Stellung war, die sie damals in der öffentlichen Meinung einnahm, dennoch wird der Philosoph, wenn er sich frei gemacht hat von beschränkter Zunftvorliebe, jene Zeit des Glanzes für die Philophie nicht zurückwünschen, wenn es nur mit Aufopferung der jetzt erweckten Thatkräftigkeit möglich wäre. Aber dafs dieses Opfer eben nothwendig wäre, mufs bestritten werden; und gewifs mufs auf der andern Seite von dem Praktiker, sofern er des besonnenen Denkens fähig und für die Idee einer harmonischen Geistesbildung empfänglich ist, vorausgesetzt werden, dafs er, was jene Zeit der Speculation an sich und für die gegenwärtige Zeit war, und was die Speculation ihr noch jetzt seyn kann und mufs, sich klar bewufst bleibe. Wer es anerkennt, dafs das Thatleben jedes Einzelnen durch den klar bewufsten Gedanken beherrscht werden soll, und dafs ohne diese Herrschaft das Handeln des Menschen einem blinden, thierischen Instinct preisgegeben seyn würde, der mufs es auch zugestehen, dafs ohne klare Entwickelung des Gedankens in der Philosophie, das menschliche Thatleben im Grofsen seines verständigen Führers entbehren, und der blinden Gewalt der Leidenschaft und des sinnlichen Bedürfnisses hingegeben seyn würde. Und dann wird man einsehen müssen, dafs ohne vorausgegangene gründliche philosophische Aufklärung, die nicht blos in den Schranken der Schule eingeschlossen blieb, sondern auf alle gebildeten Classen der Gesellschaft ihr Licht

Digitized by Google

verbreitete, dafs ohne die dadurch zum Gemeingut des Volks gewordenen religiösen, sittlichen, rechtlichen und politischen Einsichten, die Bewegungen unserer Zeit der klaren und festen Ziele des Strebens entbehren würden. Man vergleiche nur den Charakter, den der Umwälzungsgeist unserer Zeit in den durch Aufklärung der Einsichten über die Zwecke des Lebens nicht vorbereiteten Völkern, wie in Italien, Spanien und Portugal, genommen hat, mit dem in Deutschland, oder man vergleiche noch näher den auf eine höchst oberflächliche s. g. Philosophie gegründeten hohlen Liberalismus der Franzosen mit dem durch tiefere Philosophie geleiteten Liberalismus Deutschlands, und man wird der vorausgegangenen Periode der Speculation ihren Werth für das Leben unserer Zeit nicht absprechen können. Oder wollte man behaupten, dafs, nachdem jene Einsichten durch die Philosophie der früheren Periode einmal gewonnen seyen, nun doch jene müssige Speculation entbehrlich sey, dafs es sich nur darum handle, endlich im Leben anzuwenden, was bisher nur in der Theorie aufgestellt worden, so würde man vergessen, dafs die Philosophie in Deutschland noch keineswegs ihren Lauf zum Ziele vollendet hat, dafs ihr, wie der Wissenschaft überhaupt, der Fortgang der Zeit selbst immer neue Probleme stellt, und dafs die neuen Verhältnisse, welche die neue Zeit gebracht hat und zu bringen verspricht, unaufhörlich an die Philosophie den Anspruch machen, sie zu begreifen und ihre Bedeutung für die allgemeinen Zwecke des Menschenlebens klar zu machen.

Dies ist der Hauptgegenstand, den sich Hr. Franke in dieser Schrift zum Gegenstand gewählt hat, somit gewifs ein sehr zeitgemäfser Gegenstand. Den Zwiespalt zwischen Philosophie und Leben, der als ein trauriges Factum in unserer Zeit dasteht, sucht er unpartheiisch zu würdigen und aufzulösen. Er fafst aber dies Verhältnifs in seinem weitesten Sinn, indem er nicht blos das Thatleben überhaupt der Wissenschaft gegenüberstellt, sondern auch in dem Gebiete der Wissenschaft

Digitized by Google

selbst den Zwiespalt zwischen empirischen und angewandten Wissenschaften auf der einen Seite, und der eigentlichen Speculation auf der andern Seite in seine Betrachtung zieht. Einzelne Gesichtspunkte dieses Verhältnisses sind bereits in besonderen Darstellungen behandelt worden. So hat bekanntlich — um nur die wichtigsten Erscheinungen dieser Art zu erwähnen — der geistvolle Pfizer in seinen „Briefwechsel zweier Deutschen" das Verhältnifs der Speculation zu dem Thatleben und besonders zu dem politischen Leben vorzüglich in's Auge gefafst; wogegen Gruppe in seinem „Antäus" das Verhältnifs der Speculation zu der Empirie und den angewandten Wissenschaften mit vielem Aufwand von Gelehrsamkeit und Geist besonders betrachtet. Herr Franke dagegen fafst das Verhältnifs in seinen vielseitigen Beziehungen auf, und gelangt so auch zu einem richtigeren tieferen Resultat als seine Vorgänger. Bei Pfizer und bei Gruppe — so wie bei den meisten, die neuerlich aufserdem diesen Gegenstand behandelt haben — wird der Procefs gegen die Philosophie entschieden, Francke dagegen entscheidet sich für die Philosophie, ohne doch damit, wie Rec. glaubt, irgend einem gerechten Anspruch des Lebens, sey es von Seiten des Thatlebens oder der Empirie, zu nahe getreten zu seyn. Dies konnte ihnen jedoch nur aus dem Standpunkt der tieferen anthropologisch-kritischen Philosophie, von welchem jene keine Ahndung gehabt zu haben scheinen, gelingen. Wenigstens spricht Pfizer sowohl als Gruppe von der Philosophie immer nur so, als gebe es keine andere, als jenen unkritischen Dogmatismus der Identitätsphilosophie, hauptsächlich in der Gestalt, wie Hegel diesen zuletzt als Lehre des concreten Begriffs ausbildete. Dafs nun aber der Kampf gegen solche Speculation zu dem Nachtheil derselben ausging, ist daher nicht zu verwundern, da diese in der That dem Leben der That und der Empirie ungerechte Gewalt angethan hat, von welcher sich der gesunde Geist unserer Zeit mit Recht befreien mufs. Nur irrte man darin, dafs

Digitized by Google

man diesen Sieg für einen Sieg über die Speculation oder Philosophie überhaupt ansah. Diesen Irrthum hat der Verf. vollkommen vermieden, und zwar dadurch, dafs er von dem anthropologischen Standpunkt der Philosophie ausging, wie schon der Titel andeutet, der seine Schrift als einen „Beitrag zur Förderung des Studiums der philosophischen Anthropologie" bezeichnet. Ja die Befreiung der Philosophie von jenen hohlen Speculationen ist gerade ein Hauptmotiv für den Verf. zu seiner Schrift, da er sich wohl bewufst war, dafs gerade sie es ist, welche hauptsächlich die Schuld davon trägt, dafs die Philosophie in der öffentlichen Meinung gesunken und dafs Mifstrauen gegen sie sich so allgemein erhoben hat. Die „Ehren- und Lebensrettung" der Philosophie zu übernehmen, bemerkt er (Vorr. S. VI.), thut um so mehr Noth, „als bei den vielgestaltigen Interessen der Gegenwart ein Neuscholasticismus sein Haupt erhebt, und in der angemafsten Gestalt einer allein wahren Philosophie alle andere Philosopheme, welche mit redlichem Wahrheitsernst die menschliche Welt- und Lebensansicht auszusprechen versuchen, mit stolzem Selbstaberglauben verdrängen will. Wohl mag es diesem gelingen, mit seinen dialektischen Spiegelfechtereien und andern ihm sich anbietenden Mitteln eine Zeit lang die nachsprechende Menge mit seinem Reize der Neuheit zu blenden, als sey er über den Gräbern der Geschichte der Philosophie der urschöpferisch erschienene Logos, der zur Erlösung der Menschen herniedergekommene Lichtbringer. Dem, der die mögliche Aufgabe einer wahren menschlichen Weisheitslehre erkennt, mufs er doch nur als ein logisches Gespenst erscheinen, welches nur so lange umgehen kann, als Nacht und Dämmerung dauern; sobald der anerkannten unmittelbaren Wahrheit Morgenroth und Tageslicht die Gegend begrüfsen, wird es in sein ursprüngliches Nichts, woraus es stammt, verschwinden."

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Franke, Philosophie und Leben.

(Beschlufs.)

Auf dem Wege der psychologischen Selbsterkenntnifs sucht der Verf. mit Recht einen haltbareren Grund für die Philosophie, der auch gegen die Angriffe ihrer Gegner Stand zu halten vermag. Wenn irgend jener Rifs zwischen Philosophie und Leben wieder ausgeglichen werden kann, so ist es gewifs nur auf diesem Wege kritisch-psychologischer Selbsterkenntnifs möglich; denn nur diese kritische Methode ist es, welche das Leben vor der willkührlichen Gewalt des Begriffes oder Systemes sichert, indem sie nur die unmittelbar in der Vernunft gegebene Wahrheit zum Bewufstseyn zu bringen sucht, und welche neben der freien Speculation und ihren allgemeinen Gesetzen, die Würde und Unabhängigkeit der Empirie anerkennt, indem sie ihr wahres Verhältnifs in den ursprünglichen Gesetzen des menschlichen Geistes aufweist.

Darin ist uns zugleich eine Erklärung gegeben, in welchem Sinne der Verf. die zweite Aufgabe seiner Schrift zu lösen versuche, nämlich die Untersuchung der Frage, ob auf einen dauernden Frieden — nicht allein mit, sondern auch — in der Philosophie zu hoffen sey, die eben so, wie die andere, bejaht wird, und wofür die Wege treffend angedeutet werden. Dem gemeinen Urtheile mag allerdings nichts mehr als ein leerer sanguinischer Traum erscheinen, als die Erwartung eines bleibenden, wohl gar eines von Kant verheifsenen „ewigen Friedens" in der Philosophie. Eine mehr als zweitausendjährige Erfahrung zeigt eine wohl mehr gewachsene als verminderte Uneinigkeit unter den Philosophen über die ersten Anfänge ihrer Wissenschaft. Besonders aber hat die neueste Zeit eine Unzahl von Systemen sich er-

Digitized by Google

heben gesehen, deren jedes mit dem Anspruch der Untrüglichkeit und ewigen Gültigkeit aufgestellt wurde, und deren Ewigkeit doch nicht länger als wenige Jahre währte. Sehen wir nun hier bei dem Verf. etwa dasselbe Schauspiel wiederholt? Erhalten wir auch wieder die Proclamationen eines ewigen Friedens, gegründet auf eines jener ephemeren Systeme? Nichts weniger als dies. Dafs irgend ein philosophisches System, als System, jemals der menschlichen Speculation eine bleibende und allgemeine Befriedigung in der Weise zu geben vermöge, dafs in diesem alle speculative Wahrheit vollständig enthalten und fernerhin nur noch Ableitung aus ihm und Unterordnung unter dieses nöthig wäre, dies erkennt der Verf. ganz klar, so gut wie jene über die Philosophie so voreilig aburtheilende Weisheit des gemeinen Menschenverstandes, als einen nichtigen Wahn an. Von einer absoluten Einigkeit aller Philosophen in Einem System ist hier gar nicht die Rede, und kann nach dem kritischen Standpunkt des Verfs. nicht die Rede seyn, da er nach diesem sich bewufst seyn mufs, dafs das philosophische System nur der mittelbare, reflectirte Ausspruch der unmittelbaren Vernunftwahrheit sey, dafs aber mit der Reflexion immer die Möglichkeit des Irrthums verknüpft sey, dafs alle reflectirte Erkenntnifs, als eine menschlich beschränkte Erkenntnifs, nie Untrüglichkeit enthalte, und dafs sie, von innerer Selbstbeobachtung ausgehend, mit dieser einer unendlichen Vervollkommnung fähig sey. Die Einigkeit, von der hier die Rede ist, ist nur die in der Methode, nicht in dem System. Es ist nur die Meinung, dafs alle Philosophen auf demselben Wege demselben Ziele zustreben möchten, in ähnlicher Weise, wie in Geschichte, Sprachkunde, Naturwissenschaft u. a., ohne deshalb auch in den Resultaten nothwendig zusammenstimmen zu müssen. Und zu der Hoffnung berechtigt allerdings das Vertrauen auf die Kraft der Wahrheit, dafs alle Philosophen die unmittelbar gegebene Organisation der Vernunft als das Eine Ziel der Philosophie erkennen und nur auf dem

Digitized by Google

Wege kritischer Selbstbeobachtung diese zum Bewufstseyn zu bringen gemeinschaftlich streben werden; möchte nun diese Selbstbeobachtung selbst mit sehr verschiedenem Glücke gelingen und zu verschiedenen Resultaten führen. Einig wären dann doch die Philosophen in dem Ziele und dem Wege dahin; einig in der entschiedenen Abweisung aller hohlen, unkritischen Speculation; und allmählig bei fortschreitender Selbstbeobachtung mufsten die Gegensätze immer mehr sich nähern, und die Kräfte zu dem gemeinsamen Bau des erhabenen Gebäudes der vollendeten Theorie der Vernunft, als dem Grundgesetz, der Magna Charta aller menschlichen Erkenntnifsthätigkeit, sich vereinigen. Auf diesen Weg die Philosophie hinzulenken, ist ein Hauptstreben des Verfs., und damit dient er am zweckmäfsigsten seinem Zwecke der Versöhnung der Philosophie mit dem Leben. Je mehr es gelingen wird, die Philosophie in Einer sicheren Methode zu vereinigen und damit dem losen Spiel der Systembauerei entgegenzuarbeiten, desto mehr wird das Vertrauen zu der Philosophie zurückkehren und ihre Würde erkannt werden.

Durch diese Bemerkungen möchte der Geist und die Tendenz dieser Schrift so weit characterisirt seyn, dafs wir uns nur mit einer kurzen Angabe seines Inhalts begnügen können. Das Ganze wird in drei Abtheilungen geschieden. Die erste Abtheilung stellt „die feindlichen Stimmen der öffentlichen Meinung gegen die Philosophie" zusammen, und unterscheidet hier weiter: „1) die Unteren aus dem Volke, 2) die s. g. Weltmänner und Dichter, 3) die gelehrten Geschäftsmänner, 4) der gelehrten Geschäftsmänner gewonnene Ansicht aus der Geschichte der Philosophie." Rec. mufs jedoch bemerken, dafs ihm gerade diese erste Abtheilung am wenigsten gefallen wollte. Es macht keinen guten Eindruck, die verschiedenartigsten Anklagen und Vorurtheile gegen die Philosophie, die absurdesten neben verständigeren, ohne alle zurechtweisende Kritik, nur erzählend aneinander gereiht zu

Digitized by Google

sehen, noch dazu oft übertrieben und entstellt zu finden. Besser wäre es wohl gewesen, wenn der Verf. diese ganze Abtheilung gleich mit der zweiten verbunden hätte, welche „die Ursachen des Mifsverhältnisses der Philosophie zum Leben" darstellt, indem aus den Ursachen erst die Anfeindungen in ihrem rechten Lichte erschienen seyn würden. Als das Hauptmoment hebt hier der Verf. (I.) den Gegensatz zwischen „Theorie und Praxis" oder zwischen der „Idee und ihrer Anwéndung" hervor, und weist dann dafür das wahre Verhältnifs in Ansehung des Religionsglaubens, des Sittengesetzes und der Idee des öffentlichen Rechts nach, indem er hier überall mit siegender Klarheit das unabweisliche Bedürfnifs für den Menschen nachweist, die Praxis durch Theorie, die Wirklichkeit durch Ideale zu beherrschen. Er entwicknlt dann (II.) weiter das Wesen der Philosophie als Wissenschaft, und sucht hier besonders den Vorwurf zu beseitigen, als ob die Philosophie nur einseitig die Erkenntnifs, den wissenschaftlichen Verstand, auf Kosten des Gemüths und sittlichen Characters ausbilde, indem er zeigt, dafs die Philosophie, als Wissenschaft, diesen Vorwurf zwar mit aller theoretischen Gelehrsamkeit theile, aber dennoch mehr als jede andere vor Einseitigkeit bewahre, weil sie das ganze ursprüngliche geistige Leben des Menschen mit allen seinen Zwecken zum Bewufstseyn zu bringen strebe. Um endlich die aus der Geschichte der Philosophie mit ihren tausendfachen Meinungen und Thorheiten so häufig gegen dieselbe erhobenen Angriffe abzuweisen, macht der Verf. noch (III.) auf den Unterschied zwischen Vernunft und Verstand aufmerksam, um dadurch die mannichfaltigen Versuche des mittelbaren Ausspruchs der menschlichen Erkenntnifs durch die Reflexion von der unmittelbaren Wahrheit der Vernunft, die in allen Menschen dieselbe ist, unterscheiden zu lehren. Die dritte Abtheilung führt dann noch zusammenhängender die dem ganzen Buch zu Grunde liegende Ansicht aus: „Die philosophische Anthro-

Digitized by Google

pologie sichert uns allein die Evidenz in speculativen Dingen und damit die Hoffnung auf Einigung der Philosophie mit dem Leben," und entwickelt endlich in einem Anhang das Verhältnifs der Philosophie zur Heilkunde, Mathematik, Naturwissenschaft, Sprachkunde, Geschichte und Cameralwissenschaft. — Durchgängig spricht der Verf. mit der Klarheit, die ihres Gegenstandes vollkommen mächtig ist, und zugleich mit der begeisternden Wärme, die einen von der Würde der Sache durchdrungenen Sinn verräth. Wir hoffen, dafs diese Schrift ihrem Zwecke recht günstig wirken möge, wozu sie ganz geeignet ist.

H. Schmid.

Flora Boreali-Americana, or the Botany of the Northern Parts of British America: compiled principally from the Plants collected on the late northern Land Expeditions, under command of Captain Sir John Franklin, R. N. to which are added those of M. Douglas, from north west America, and of other naturalists. By William Jackson Hooker, Professor of Botany in the University of Glasgow etc. illustrated by numerous Plates. London, Treuttel et Würtz etc. 4. *Part.* 1. 1829. *Part.* 2. 1830. *Part.* 3. 1831. *Part.* 4. 1832.

Die vorliegende Flora des nördlichsten Amerika gehört mit zu den kostbaren Prachtwerken, deren England so viele besitzt, und die in Deutschland, wo man so oft die Gelehrten mit Mangel kämpfen läfst, nur selten gedeihen. Wenn diese Flora ihrer zahlreichen und vortrefflichen Abbildungen neuer Pflanzen wegen schon für den Botaniker höchst interessant wird, so ist sie es nicht minder wegen der Sorgfalt und Genauigkeit, mit der der Text bearbeitet ist, wie sich denn schon im voraus eine schätzenswerthe Arbeit von dem auch in Deutschland bekannten und berühmten Verfasser erwarten liefs. Die von ihm besorgte Zeitschrift *(Botanical Miscellany)* würde ihm unter den deutschen Botanikern einen ehrenvollen Namen erworben haben, wenn er auch nicht schon

Digitized by Google

vorher durch seine *Flora Scotica*, durch die mit Greville herausgegebenen *Icones Filicum* und zumal durch die vortreffliche *Muscologia britannica* vortheilhaft bekannt gewesen wäre.

Ueber einige Gewächse der Ostküste von Grönland gab Herr Prof. Hooker schon früher Nachricht, und der berühmte Robert Brown beschrieb die Pflanzen, welche von den Officieren der englischen Expedition zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt auf der Melleville-Insel gesammelt wurden, so wie jene, die man an den Küsten der Baffinsbai und an der Possessions-Bai beobachtete, und lieferte, wie bekannt, einen botanischen Anhang zu Capitain Franklin's Bericht von einer Reise nach den Küsten des arktischen Meeres, der unter dem Namen Richardson's Flora der Polarländer gedruckt wurde; so dafs also nicht zu verachtende Vorarbeiten für die vorliegende Flora des brittischen Nord-Amerika vorhanden waren, nichts desto weniger blieb noch ungemein viel zu thun übrig, und besonders lieferten die ausgedehnten Küsten des nordwestlichen Amerika eine reiche Ausbeute von bisher unbekannten Gewächsen.

Die Ordnung, welche der Herr Verf. befolgte, ist das sogenannte natürliche System, und zwar sind die Familien so gereiht, wie sie Decandolle in seinen allbekannten Werken anzuordnen beliebte. Eine Charakteristik der Familien ist nicht geliefert, sondern nur die der Gattungen und Arten mit Angabe der Synonyme, meistens aus amerikanischen, englischen und französischen Werken, während von deutschen Schriften höchst selten nur eine oder die andere angeführt wird. Die Diagnosen der Gattungen und Arten, so wie die Beschreibungen der letzteren sind in lateinischer Sprache gegeben, dagegen die Angabe der Standörter nebst den zahlreichen Noten über die eigene Structur und andere Verhältnisse der aufgeführten Pflanzen in englischer Sprache abgefafst sind.

Die Ranunculaceen machen den Anfang und sind sehr zahlreich, wie sie denn überhaupt in den nördli-

Digitized by Google

chen und kälteren Gegenden der Erde häufiger vorkommen, als in den südlichen und wärmeren. Mit Europa gemein hat das nördliche Amerika folgende Arten: *Anemone nemorosa, narcissiflora, Hepatica triloba, Adonis autumnalis, Ranunculus aquatilis, Flammula, sceleratus, lanuginosus, acris, repens, bulbosus, Aconitum Napellus* und *nasutum*, die zugleich die einzigen Sturmhut-Arten sind, welche in jenen Gegenden vorkommen. Diesen eigen und neu sind dagegen *Clematis Douglasii, Anemone deltoidea, Ranunculus glaberrimus, ovalis, brevicaulis, cardiophyllus, Schlechtendalii.* Das nördliche Amerika hat 6 Arten von *Caltha*, während Europa und das nördliche Asien nur die einzige *Caltha palustris* besitzen. Neu sind ferner *Aquilegia brevistyla, Delphinium simplex* und *Paeonia Brownii*, welche letztere zugleich die einzige Gichtrosen-Art ist, die im brittischen Amerika vorkommt.

Die Berberideen sind nicht zahlreich, wie sie es auch in Europa nicht sind; es kommen vor: *Berberis vulgaris, pinnata, Aquifolium, nervosa, Leontice thalictroides, Achlys triphylla* und *Epimedium hexandrum.*

Die Podophylleen machen eine kleine Gruppe aus, die in mehreren amerikanischen Provinzen zerstreut sind, in diesen nördlichen Gegenden wachsen nur *Podophyllum peltatum* und *Hydropeltis purpurea.*

Auch die Nymphaeaceen mangeln nicht ganz, wie sie denn gleich einigen andern Wassergewächsen ungemein weit auf der Erde verbreitet sind, es werden aufgeführt *Nymphaea odorata, Nuphar lutea, Kalmiana* und *advena.*

Nun folgen die Sarracenieae als eine eigene Familie nach de la Pylaie, nur die einzige Gattung *Sarracenia* enthaltend, von der man bis jetzt nicht recht wufste, wohin man sie bringen sollte, wie denn auch Bartling sie unter die *Genera dicotyledonea dubia seu incertae sedis* zählt; Reichenbach brachte sie zu den Aroideen, und zwar in die Gruppe der Nepentheen, und Schultz stellte eine eigene „Entenfufs-Familie" auf, die

Digitized by Google

er *Diphyllejaceae* nennt und aus den Gattungen *Podophyllum*, *Jeffersonia*, *Achlys*, *Caulophyllum*, *Leontice*, *Sarracenia* und *Diphylleja* zusammensetzt und sie neben die *Nelumboneae* bringt, wie Herr Hooker, so dafs man sieht, wie die neueren Botaniker trotz entgegengesetzter Ansichten doch in manchen Punkten sich wieder nähern. *Sarracenia purpurea* ist übrigens die einzige in diese neue Familie gehörende Art.

Papaveraceae. Die Familie der Mohne ist in jenen Gegenden spärlich vorhanden, denn man findet da nur *Papaver nudicaule*, die schöne *Eschscholzia californica* und *Sanguinaria canadensis*.

Auch die Fumariaceae sind da nicht zahlreich, und von den eigentlichen Fumarien wird blos *Fumaria media* genannt, die von *F. officinalis* schwerlich speciell verschieden seyn möchte, sonst kommen vor fünf Arten von *Dicltra*, eine *Adlumia* und 4 Arten von *Corydalis*, aus welchen Angaben man leicht eine Vergleichung mit den europäischen Fumariaceen anstellen kann.

Die Cruciferae gehören vorzugsweise dem Norden an, und so sehen wir sie denn auch hier zahlreich aufgezählt. Unter den auch in Europa einheimischen Kreuzblumenpflanzen bemerkt man unter andern: *Nasturtium officinale* und *palustre*, *Barbarea vulgaris* und *praecox*, *Turritis glabra*, *Arabis alpina*, *Cardamine pratensis* und *hirsuta*, *Draba alpina* und *lapponica*, *Erophila vulgaris*, *Cochlearia officinalis* und *danica*, *Thlaspi arvense*, *Hesperis matronalis*, *Erysimum officinale* und *cheiranthoides*, *Braya alpina*, *Lepidium ruderale*, *Capsella bursa pastoris*. Dem nördlichsten Amerika eigen und neu dagegen sind: *Cheiranthus capitatus*, *Turritis mollis*, *stricta*, *retrofracta*, *diffusa*, *Macropodium laciniatum*, *Vesicaria didymocarpa*, *Draba oligosperma*, *Hesperis Menziesii*, *Sisymbrium curvisiliquum* und *humile*, *Eutrema arenicola*, *Platyspermum scapigerum*, *Thysanocarpus curvipes*, eine neue Gattung bildend, u. s. w.

Digitized by Google

Die Capparideen gehören vorzugsweise den wärmeren Regionen an, daher finden wir hier nur *Cleome lutea* und *Polanisia graveolens*, dasselbe gilt von den Cistineen, die in jenen rauheren Gegenden nur noch durch *Helianthemum canadense*, *Lechea villosa* und *minor*, so wie durch *Hudsonia tomentosa* repräsentirt werden. Reichlicher schon sind die Violarieen vorhanden, aber einzig nur aus der Gattung *Viola* selbst, deren 22 Arten hier beschrieben sind, wovon nur *Viola canina* und *Viola tricolor* auch bei uns vorkommen.

Die Droseraceen bilden im Ganzen nur eine kleine Gruppe, aus welcher hier *Drosera rotundifolia*, *anglica* und *linearis*, dann *Parnassia palustris*, *parviflora*, *caroliniana*, *Kotzebuei* und *fimbriata* vorkommen.

Von den Polygaleen sind im brittischen Nord-Amerika nur wenige einheimisch, es sind 7 Arten der Gattung *Polygala* selbst, unter denen besonders *P. Senega* interessant ist. Um so reichlicher finden sich da die Caryophylleen, welche überhaupt ihr Maximum in der nördlichen Hälfte der Erde haben; zu jenen, welche auch in Europa wachsen, gehören: *Silene acaulis*, *inflata*, *Armeria*, welche letztere Pflanze eben so wie *Agrostemma Githago* als eine eingeführte betrachtet wird; es haben sich also in Amerika eben so einige deutsche Pflanzen verbreitet und sind einheimisch geworden, wie bei uns jetzt *Erigeron canadense*, *Oenothera biennis* und andere gemein wild wachsen, da sie doch ursprünglich aus dem neuen Continente stammen. Es sind ferner zu nennen: *Sagina procumbens*, *Spergula arvensis* und *nodosa*, *Larbrea uliginosa*, *Stellaria media*, *Arenaria rubra*, *Cerastium vulgatum*, *viscosum*, *alpinum*, *arvense* u. s. w. Amerika eigenthümliche und zugleich neue Arten sind: *Silene Douglassii*, *Scauleri*, *Drummondii*, *Menziesii*, *Stellaria borealis* und *ovalifolia*, *Arenaria nardifolia*, *Franklinii* und *macrophylla*, *Merckia physodes* u. s. w.

Der Lineen sind nur wenige, nämlich *Linum rigidum*, *virginianum* und *perenne*.

Digitized by Google

Die Malvaceen gehören vorzugsweise wärmeren Gegenden an, daher man in dem nördlichsten Amerika deren nicht viele suchen darf, dennoch finden sich Arten von *Hibiscus* und *Sida*, die in Deutschland ganz fremd sind; überhaupt wird man öfters die Bemerkung zu machen Gelegenheit haben, dafs Gattungen, welche vorzugsweise in warmen Klimaten zu Hause sind, wie eben *Sida* und *Hibiscus*, Arten besitzen, die sich in Amerika in weit nördlicheren Landstrichen vorfinden, als dergleichen unter denselben Breiten im alten Continente vorkommen, was um so mehr auffallen mufs, da, wie bekannt, Amerika weit kälter ist, als die unter gleicher Breite liegenden europäischen Länder.

Von Tiliaceen kommen blos *Tilia glabra* und *pubescens* vor, und von Hypericineen 9 Arten, wovon einige neu sind, wie *Hypericum ellipticum* und *H. Scouleri;* von den unsrigen ist blos *H. perforatum*, und auch dies nur bei Quebec anzutreffen.

An Acerineen ist das brittische Nord-Amerika verhältnifsmäfsig sehr reich, denn es sind deren 9 Arten vorhanden, die grofsentheils bei uns in Anlagen gezogen werden, wie *Acer pensylvanicum*, *montanum*, *saccharinum*, *rubrum*, *Negundo* u. s. w. Aus diesem letzten Baume und aus *Acer dasycarpum* wird Zucker bereitet, so gut wie aus dem gemeinen Zucker-Ahorn.

Die Ampelideen begreifen nebst *Ampelopsis quinquefolia* drei wahre Arten von *Vitis*, nämlich *Vitis Labrusca*, *vulpina* und *riparia*. Von der ersteren werden besonders zwei Varietäten cultivirt, die man unter den Namen *Bland's Grape* und *Isabella-Grape* kennt.

Sehr spärlich sind die Geraniaceen in jenen Gegenden verbreitet, denn es finden sich nur *Geranium maculatum*, *albiflorum* (eine neue Art) und *carolinianum* sowie *Erodium cicutarium*. Von Balsamineen ist *Impatiens fulva* und *pallida* vorhanden, von Oxalideen *Oxalis corniculata*, *stricta*, *Acetosella* und *trillifolium*, welche letztere der Nordwest-Küste eigen ist, von Rutaceen blos *Zanthoxylum fraxineum* und *tricarpum*.

Digitized by Google

Besser sind die Celastrineae besorgt; aufser *Staphylea trifolia* und zwei Arten von *Evonymus* finden sich noch *Celastrus scandens*, der dort Bittersüs *(Bitter Sweet)* und *Waxwork* heifst, ferner *Myginda myrtifolia*, *Ilex opaca*, zwei Arten von *Primos* und *Nemopanthes canadensis*.

Auch an Rhamneen ist kein Mangel, ja es wurden selbst einige neue Arten entdeckt, wie *Rhamnus oleifolius* und *R. cuneatus*, *Ceanothus velutinus* und *laevigatus*.

Die Terebinthaceen haben in jenen Gegenden nur die einzige Gattung *Rhus*, wovon 7 Arten aufgeführt sind; der Herr Verf. hält *Rhus viridiflora* nur für eine Varietät von *R. typhina*, dagegen führt er *Rhus radicans* und *R. Toxicodendron* als besondere Species auf. Neu ist *Rhus lobata*, an der Nordwest-Küste einheimisch.

Die Leguminosen gehören zu den gröfsesten Familien des Pflanzenreichs, auch ist die Zahl von Gewächsen, die in diese Abtheilung gehören und in jenen Gegenden vorkommen, so grofs, dafs es zu viel Raum erfordern würde, die Gattungen alle einzeln durchzugehen, oder auch nur die neuen Arten zu nennen, die man dort kürzlich auffand. Merkwürdig bleibt der Umstand, dafs das nördliche Amerika mehrere baumartige Hülsenpflanzen besitzt, die in Europa ganz mangeln. Zu den nordamerikanischen Hülsenpflanzen, die auch bei uns vorkommen, gehören unter andern *Medicago lupulina*, *Melilotus officinalis*, *Trifolium arvense*, *pratense*, *repens*, *Vicia Cracca* und *sativa*, *Ervum hirsutum* und *tetraspermum* u. s. w. Dagegen mangeln in Deutschland folgende Gattungen als einheimische ganz, nämlich *Thermopsis*, *Baptisia*, *Hosackia*, *Psoralea*, unter denen besonders *P. brachiata* interessant ist; es ist dies die Pflanze, welche einige Reisende die canadische Wiesen-Rübe genannt haben *(Navet de prairie)*, ihre dicke Wurzel ist spindelförmig, 4 — 10 Zoll lang, und wird von den Indianern geröstet gegessen; ferner

Digitized by Google

Glycyrrhiza, *Petalospermum*, *Tephrosia*, *Amorpha*, *Robinia*, *Desmodium*, *Lespedezia*, *Amphicarpaea*, *Phaseolus*, *Lupinus*, wovon 20 Arten im brittischen Nordamerika wachsen, *Gymnocladus* und *Cercis*.

Von den Rosaceen, wie sie Jussieu einst ordnete, bildeten neuere Botaniker mehrere eigene Familien, Hr. Prof. Hooker aber nimmt sie noch ganz in dem alten bedeutenden Umfange, wo sie auch die Amygdaleen, Pomaceen, die Spiraeaceen u. s. w. umfassen. Von den europäischen Rosaceen finden sich dort unter andern: *Prunus Spinosa*, *Spiraea Aruncus*, *Geum rivale*, *Rubus Chamaemorus*, *Fragaria vesca*, *Potentilla supina*, *palustris*, *anserina*, *argentea*, *opaca*, *norvegica*, *Agrimonia Eupatoria*, *Alchemilla vulgaris*, *Poterium Sanguisorba* u. s. w. Neue und eigene Arten dagegen sind: *Cerasus emarginata*, *mollis*, *Spiraea Douglasii* und *S. Menziesii*, *Dryas Drummondii*, *Rubus Menziesii* und *nivalis*, *Potentilla effusa*, *Drummondii*, *diversifolia*, *pulcherrima*, *rubricaulis*, *gracilis*, *flabelliformis*, *concinna*, *Horkelia congesta*, *Poterium annuum*, *Pyrus rivularis*. —

In dem vorliegenden vierten Hefte bilden die Onagrarieen die letzte Familie, ohne jedoch ganz beendet zu seyn; man findet hier 13 Arten von *Epilobium*, worunter mehrere europäische, wie *E. angustifolium*, *alpinum*, *origanifolium*, *tetragonum*, *palustre* u. s. w., aber auch neue Arten, wie *E. opacum*, *glandulosum*, *minutum*; ferner fünf Arten von *Gaura*, unter denen *G. parviflora*, *marginata* und *glabra* neu sind, sodann 18 Arten von *Oenothera*, worunter *O. pallida*, *leucocarpa*, *Comien*, *viminea*, *Lindleyi*, *decumbens*, *quadrivulnera*, *Boathii*, *pygmaea*, *spiralis*, *viridescens*, *contorta*. Man findet ferner zwei Arten von *Clarckia*, worunter die kürzlich auch in deutsche Gärten eingeführte niedliche *Clarckia pulchella*; ferner zwei Arten von *Isnardia*, *Circaea lutetiana* und *alpina*, *Proserpinaca palustris*, *Myriophyllum spicatum*, *verticillatum* und *tenellum*. Den Beschluſs macht die Charakte-

Digitized by Google

risistik der Gattung *Callitriche*, deren Arten aber nicht mehr in diesem Hefte stehen, auch fehlt noch der Haupttitel und die Einleitung zu diesem vorzüglichen Werke, was, wie auf dem Umschlag bemerkt ist, nachgeliefert werden soll.

Ueber eine zweckmäfsigere Einrichtung des Schulwesens in kleineren Städten, von E. C G. Zerrenner, Kön. Preufs. Consistorial- u. Schulrath, Dir. des Kön. Schullehrer-Semin. u. des Taubstummen-Instit. in Magdeburg, Schulinspector das. und Ritter des r. A. O. Magdeburg, bei Heinrichshofen. 1832. 8. *(190 S.).*

In der vielbesprochenen und auch im Leben bearbeiteten würdigeren Angelegenheit unserer Zeit müssen die Belehrungen eines um das Schulwesen so verdienten Mannes, wie der Verf. ist, willkommen seyn. Sie sind aus dem Leben hervorgegangen und gehen auf das Einzelne ein. Welche Schulen für das Bedürfnifs der kleineren Städte gehören, das Aeufsere und Innere derselben, Zahl und Besoldung der Lehrer, Gebäude, Lectionen, Classen, Prüfungen, Lehrgegenstände und die Unterrichtsweise bei einem jeden, Disciplin, Ferien und dergl. m., was zu der praktischen Einrichtung gehört, alles das ist, obwohl zum Theil kurz, doch anwendbar angegeben. Auch ist gezeigt, wo die wechselseitige Einrichtung statt finden könne, über welche sich der Hr. Verf. in einer früher von uns angezeigten Schrift ausführlich erklärt hat. Das Fortschreiten zum Besseren, wie man es besonders durch die weise und väterliche Fürsorge für die Schulen im Preufsischen gefördert sieht, wird mit Dank gegen den „unter jedem braven Volke hochverehrten König," in der Einleitung wie billig, und das aufmunternd, erinnert. Der Inhalt dieser Schrift selbst sagt das.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer ähnlichen Schrift:

Digitized by Google

Die Verbesserung der deutschen Stadtschulen, mit besonderer Rücksicht auf die sächsischen aufgefafst und dargestellt von M. Ernst Max. Müller, Bürgerschul-Director in Pirna. Leipzig bei W. Lauffer. 1832. 8 (183 S.).

Auch diese Anweisung verbreitet sich über alles jenes Einzelne, was in dem wirklichen Leben bedacht werden mufs, rügt manches, wohl mit gutem Grund, und ertheilt guten Rath, wie er dort anwendbar seyn mag, und zugleich allgemein belehrt. Wer auch nicht überall mit dem Verf. übereinstimmt, wird doch die guten Vorschläge nicht überhören, und der edlen Wärme, womit sie dieser einsichtige Schulmann vorträgt, einen erfreulichen Erfolg wünschen. Er geht vornämlich auf den Schulorganismus für die Lehrer und Aufseher ein.

Als Beweis, wie ernstlich die Frage der Schulverbesserung das Nachdenken allgemein in Bewegung setzt, dient die nicht geringe Anzahl auch von kleineren Schriften, welche in diesem Jahre über diesen Gegenstand erschienen sind. Sie haben zum Theil blos locale Beziehung. Wir zeigen folgendes Buch an, welches das Ganze der Erziehung umfafst.

Pädagogik und Katechetik. Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts und ihrer Geschichte nach Niemeyer und Ruhkopf; ergänzend abkürzend, berichtigend ohne Polemik. Herausgegeben von Dr. Chr. Koch, Prof. in Marburg. Das. bei N. G. Elwert. 1832. 8. (*XII u.* 235 *S*).

Die kurze lateinische Vorrede „nach Quintilian," wie sie überschrieben, „von E. H. G. 1829. vor dem Sylvesterabend," wie sie unterschrieben ist, gehört wohl zu den Sonderbarkeiten des Verfs., eines ehemaligen Gymnasiallehrers. Er sagt in dieser Vorrede, dafs er keinen Lehrer erziehen wolle, der ihm nicht von seiner Kindheit an übergeben werde. Hierauf redet der Herausgeber davon, dafs pädagogische Seminarien auf Universitäten unter praktisch geübten Vorstehern errichtet

Digitized by Google

seyn sollten, und dafs die praktische Pädagogik und Katechetik nicht in die philosophische, sondern in die theologische Facultät gehöre.

Die Einleitung erkennt in der Erziehung der Menschheit zu ihrer höchsten Bestimmung das Werk Gottes, und in der Religion das Mittel. Ganz recht; wie aber der Erzieher in dieses Gotteswerk eintreten solle, dazu bedarf er der Belehrung. Allerdings ist ihm hierzu Anthropologie und Ethik u. s. w. nöthig, wenn aber der Hr. Verf. dann weiter den besonderen Theil der Erziehungskunde eintheilt in die sogenannte Didaktik, wovon die Katechetik ein wesentlicher Bestandtheil wegen der Religionslehre sey, und in die Theorie des Schulwesens, welche durch die Geschichte desselben unterstützt werde, so sieht man kein logisches Princip dieser Eintheilung, und findet sie auch nicht als einen bequemen Leitfaden für alles das, was zur Erziehungskunde gehört. Auch stimmen wir dem Verf. nicht in seinem Urtheile über die Levana unsers Jean Paul bei, wenn er ihn darin einen poetischen Theoretiker nennt; denn die Genialität dieses gemüthvollen Schriftstellers giebt da wohl manches blos Ideale, aber sie eröffnet doch Blicke in das kindliche Gemüth und für das Ganze der Bildung, woran es dem Erzieher gewöhnlich zu sehr fehlt. Dagegen stimmt Rec. ganz mit dem Urtheil über unsers Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts ein, und hat es schon bei der ersten Erscheinung dieses Werks i. J. 1796. fast ebenso öffentlich ausgesprochen, dafs es das erste vollständige Handbuch der deutschen Erziehungskunde sey, als ein geordnetes Aggregat von Erfahrungen u. s. w. Mit Recht verweiset also unser Verf. überall auf dieses Werk, und so im Geschichtlichen meist auf Ruhkopf; allein für die jetzige Zeit bedarf man doch mehr und hat auch mehr. Die eignen Gedanken des Hrn. Verfs. in den angehängten Zweifeln und Fragen leiten auch öfters das Nachdenken auf ein weiteres Bedürfnifs.

Digitized by Google

Die Erziehungslehre im engeren Sinne, welche im 1sten Buche behandelt wird, setzt den Hauptzweck in die Ausbildung der reinmenschlichen Anlagen zu einem gewissen Grade der körperlichen, geistigen und sittlichen Selbstständigkeit. Aber welche die reinmenschlichen Anlagen seyen, welcher Grad der Ausbildung das höchste oder niederste Maafs sey, und dergl., wird man aus dem, was weiter gesagt ist, noch nicht erlernen. Und so wird der praktische Erzieher bei allem dem, was als Mittel und Regel angegeben ist, noch nicht Genüge geleistet finden. Wenn dabei nun immer nur von christlicher Erziehung die Rede ist, so eignet sich doch alles das eben so gut z. B. für die Israeliten.

Das zweite Buch hat die Unterrichtskunde zum Gegenstand. Die allgemeinen Sätze derselben sind zwar weder aus ihren Gründen noch in ihrer Vollständigkeit entwickelt, aber sie sind mit manchem Interessanten verbunden. Ueber die Begriffe von analytischer und synthetischer Lehrart, die mit concreter und abstracter, mit heuristischer und compendiarischer oder wissenschaftlicher verwechselt sind, und wornach denn auch die katechetische und akroamatische bestimmt wird, liefse sich ebenfalls mit dem Hrn. Verf. rechten. Es ist übrigens viel Praktisches angegeben.

Das dritte Buch handelt von dem öffentlichen Unterricht. Auch hier vermifst man vieles von den neueren Fortschritten. Die Meinung, welche der Hr. Verf. noch mit Niemeyer theilt, dafs die Sonntagsschulen in England entstanden seyen, müssen wir auch hier ausdrücklich berichtigen. Sie sind vielmehr fast 30 Jahre früher in Deutschland, namentlich im Badischen, und durch eine Verordnung von Karl Friedrich eingeführt worden, wie der Unterzeichnete in seiner Geschichte der Erziehung (IIte Abth. S. 502. 2te Aufl.) urkundlich bewiesen hat.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Schulwesen.

(Beschluſs.)

Ein sonderbarer literärischer Irrthum ist es, daſs der Verf. aus der Mdme Le Prince de Beaumont (welches der Familienname war) eine französische Prinzessin macht, welche es nicht unter ihrer Würde geachtet habe, in ihren mehrfach übersetzten *Magazins des enfans &c.* den noch nicht übertroffenen Lehrton für höhere Töchtererziehung praktisch zu zeigen. Diese allerdings ehrenwerthe pädagogische Schriftstellerin schrieb ihr mehrfach nützliches, aber keineswegs im christlichen Lehrton noch nicht übertroffenes Magazin als Vorsteherin ihres Instituts zu London. Dagegen nehmen wir dankbar die historischen Nachrichten an, welche uns der Verf. aus Hessen mittheilt. Die Synode, welche unter Philipp d. Groſsen zu Homburg in Niederhessen i. J. 1526. zur Einführung der Reformation gehalten worden, machte den Beschluſs, daſs Töchterschulen im Lande angeordnet würden, deren Vorsteherinnen würdige Frauen seyn sollten; die Ausführung sey jedoch vermuthlich durch die nachmaligen Kriege unterblieben. Ferner meldet der Hr. Verf.: „Als die Dänen Oxford und Cambridge im Anfange des 11ten Jahrhunderts zerstörten, gründeten schottische Königstöchter in Verbindung mit dem fränkisch-hessischen Grafen Conrad, dem nachmaligen 2ten Kaiser dieses Namens, zu Wetter bei Marburg das Benedictiner-Nonnenkloster, welches durch eine gelehrte Stiftsschule besonders seit der Aebtisin Elisabeth von Brück auch für die Bildung der männlichen Jugend noch kurz vor der Reformation wohlthätig gewirkt hat." (Es sind viele Männer des gelehrten Standes dort gebildet worden.) „Zehn Jahre nach der Stiftung der Kirchen von Wetter und Schotten, ein noch von jenen Schotten den Namen tragendes Städtchen im Oberfürstenthum

Digitized by Google

Hessen, gründete Kunigunde, Kaiser Heinrich's II. Gemahlin, ihr Kloster Kaufungen u. s. w."

Wenn wir §. 56. lesen: „zum Beschluſs dieser Theorie der christlichen Erziehung und zur nöthigen Erholung von dem Uebergang zu ihrer Geschichte, noch einige verfängliche Fragen für Glückliche, die sich nicht daran ärgern;" so möchten wir hinter mehrere dieser Worte noch erst selbst Fragezeichen setzen, die Fragen übrigens lieber fruchtbare nennen, da sie allerdings dem Nachdenken dienen.

Die Geschichte des öffentlichen Unterrichts, welche in einem synchronistischen Ueberblick gegeben wird, hat einige specielle Angaben, die nicht unwichtig sind; dahin gehört auch die statistische Zusammenstellung der Schulkinder im Verhältniſs zur Bevölkerung von mehreren Ländern. Auch ist ein ausführlicher Plan der Schuleinrichtung in Chios eingerückt, in altgriechischer Sprache, aus einer Druckschrift v. J. 1820. genommen. Ferner sind zwei Auszüge aus Thomas Platers Leben, wie es Baldinger i. J. 1797. neu herausgegeben, angefügt. Refer. hatte in der 1sten Aufl. seiner Erziehungsgeschichte ebenfalls einen Auszug, und zwar aus der Originalausgabe mitgetheilt, fand es aber zweckdienlicher, denselben bei der 2ten Aufl. abzukürzen. Der schätzbare Aufsatz des Hrn. Verfs. über die 7 freien Künste ist nur zu kurz; und noch kürzer faſst er sich bei den 2 Resultaten, die er zuletzt aufstellt. In dem 1sten lesen wir: „aus der Geschichte des Schulwesens lernt man, daſs es nie geachteter war, als in der klassisch-christlichen Zeit der alten Benedictiner;" wie soll man das verstehen? wann und wo war diese Zeit? Das 2te ist ein treffliches Schluſswort, daſs zwar der Flor der Schulen auf der ökonomisch-politischen Sorgfalt der höchsten Regierung beruhe, daſs jedoch auch der Einzelne viel darin thun könne, und daſs die Kunst des Schulmannes, die auf der Methode beruhe, durch die Liebe zur Jugend ihren glücklichen Erfolg gewähre.

Schwarz.

Digitized by Google

Römische Literatur. Fortsetzung der bei Teubner in Leipzig erschienenen Sammlung nebst einigen andern Schulausgaben.

Die früheren Theile der von Teubner in Leipzig veranstalteten Sammlung classischer Autoren sind in diesen Blättern (Jahrg. 1826. No. 15. 16. 1828. No. 14. 1830. No. 58.) angezeigt und dabei auf die mit dem Fortschreiten der Sammlung auch fortschreitende Verbesserung und Vervollkommnung, die auch in den hier anzuzeigenden Fortsetzungen so sehr hervortritt, hingewiesen worden. Wir geben hier eine kurze Uebersicht der seitdem erschienenen Fortsetzungen, und verbinden damit die Anzeige einiger andern Schulausgaben Römischer Autoren.

1) *C. Plinii Secundi Naturalis Historiae Libri XXXVII. Recognovit et varietatem lectionis adjecit Julius Sillig. Vol. I. Lipsiae, sumptibus B. G. Teubneri et F. Claudii. MDCCCXXXI. XVI u. 439 S. in 8.*

Wie nothwendig eine neue Bearbeitung dieses bisher vor Andern vernachlässigten Autors sey, darüber herrscht wohl nur Eine Stimme. Zwar wird Plinius nicht auf Schulen gelesen und kann auch füglich auf Schulen nicht anders als in einer Auswahl, etwa wie die noch immer nicht unbrauchbare Gesner'sche Chrestomathie, gelesen werden; aber desto mehr bedarf der gelehrte Forscher des Alterthums in den verschiedensten Theilen und Zweigen, dieses encyclopädischen Werkes, das uns den Verlust mehrerer tausend verloren gegangener Schriften ersetzen mufs, und das zugleich über manche wichtige Gegenstände jetzt unsere einzige Erkenntnifsquelle bildet. Wie verdorben der Text dieses Schriftstellers ist, aber auch wie schwierig es ist, denselben zu heilen, wie fehlerhaft und uncorrect die bisherigen Abdrücke, das weifs Jeder, der in den Fall gekommen ist, mit Plinius näher sich zu beschäftigen, und dies ist auch bei den über diesen Gegenstand gepflogenen Berathungen der Versammlung der Naturforscher zu Dresden und München zur Genüge anerkannt worden. Aber die Schwierigkeit,

Digitized by Google

ungeachtet mancher in manchen Bibliotheken zerstreut sich findenden Hülfsmittel, bei dem ungeheuren Umfang des Werkes eine neue Bearbeitung zu liefern, die jenem Bedürfnifs abhelfen und die verschiedenen Mängel heben soll, scheint fast Eines Einzelnen Kräfte zu übersteigen oder erfordert wenigstens eine durch keine andern Beschäftigungen unterbrochene Zeit vieler Jahre. In sofern kann es Niemanden befremden, wenn von dieser neuen Bearbeitung des Plinius, welche in Folge jener Verhandlungen Hr. Sillig unternommen, noch Nichts erschienen ist, und auch wohl nicht so bald erscheinen kann. Um so wünschenswerther war erst wenigstens ein neuer fehlerfreier Textesabdruck mit Angabe der Varianten (was bei Plinius, wo es sich um den gelehrten Gebrauch handelte, nothwendig und wesentlich ist), und diesen erhalten wir in vorliegender Ausgabe, bei welcher Hr. Sillig zunächst den Plan hatte, den bisherigen Text im Wesentlichen getreu wiederzugeben (gewifs das Beste, so lange noch nicht die zu einer neuen Recension erforderlichen Hülfsmittel gesammelt und zu einer neuen Bearbeitung der Anfang gemacht werden kann), und einen wohl geordneten kritischen Apparat beizugeben, was zugleich für die demnächst vorzunehmende gröfsere Bearbeitung von wesentlichem Nutzen ist, und zugleich weitere Verwirrung in der kritischen Behandlung entfernt. Diese Variantensammlung, welche sämmliche Abweichungen der bisher verglichenen Handschriften und älteren Ausgaben auch mit einer Auswahl der bedeutenderen Conjecturen (denn alle anzuführen, war wohl nicht zu erwarten, und auch am Ende nicht nöthig) enthält, zunächst für den kritischen wie für den gelehrten Gebrauch manche Vortheile, und ist in dieser Hinsicht eine treffliche, freilich aber auch höchst mühevolle Vorarbeit zu jener gröfseren, demnächst zu erwartenden neuen Textesrecension. Durch das glückliche Zusammentreffen mehrerer Umstände gelangte der Hr. Herausgeber in den Besitz sämmtlicher, zum Theil höchst seltener und daher auch nur wenig oder gar nicht benutzter Hülfsmittel (wie

Digitized by Google

z. B die seltene *Commelina* vom Jahr 1593.), wobei er die Unterstützung des Hrn. Dr. Choulant dankbar rühmt. Im Texte selber hat sich der Hr. Herausgeber nur wenig Aenderungen erlaubt, weniger vielleicht (setzt er selbst hinzu), als deren hätten geschehen sollen, damit er nämlich nicht genöthigt wäre, in der späteren gröfseren Ausgabe manche Lesart wieder zu ändern, wenn durch die Vergleichung anderer Codd. bessere Lesarten bekannt geworden, oder die ursprüngliche Lesart wieder herzustellen. Aber er hat, was wir mit Dank anerkennen müssen, die höchst fehlerhafte Interpunction an unzähligen Stellen gebessert, er hat die zahlreichen Druckfehler der früheren Ausgaben berichtigt, von den Lesarten der anerkannt vorzüglichsten Handschriften aber nur die aufgenommen, „*quae vel ad proprietatem Plinii et reliquorum aetatis argenteae scriptorum etymologicam, formalem et syntacticam pertinerent vel comparatae cum reliquis lectionibus veritate sua se adeo commendarent, ut nemini dubium esse posset, quid Plinius scriptum reliquisset.*" Nur in der Praefatio hat er sich in dieser Beziehung Etwas mehr erlaubt, weil hier bereits eine solche Masse von Collationen vorliegt, dafs kaum noch bedeutende Vermehrungen zu erwarten sind. Nur bei ein paar gänzlich corrumpirten Stellen sind Conjecturen in den Text aufgenommen, was indefs, wie zu erwarten war, sorgfältig in den Noten bemerkt ist, die zugleich manche Verbesserungsvorschläge, manche Nachweisungen oder Winke zu richtiger Auffassung verdorbener oder schwieriger Stellen enthalten. Neben der bisher üblichen doppelten Eintheilungsweise, die, da bisher nach ihr stets citirt worden, nicht verworfen, sondern wenigstens beibehalten werden mufste, ist, um die grofsen Unbequemlichkeiten, welche für das Citiren und Nachschlagen die frühere Abtheilung darbietet, zu vermeiden, neben der früheren eine neue Abtheilungsweise nach fortlaufenden Paragraphen eingeführt, die, ist sie nur einmal zu allgemeinem Gebrauch gekommen, das Nachschlagen und Citiren nicht wenig erleichtern wird.

Digitized by Google

Dies ist der Charakter dieser Handausgabe, welche in diesem ersten Bande bis zum sechsten Buch inclusive fortgeführt ist und daher baldige Fortsetzung und möglichste Vollendung des Ganzen aus den oben angeführten Gründen wünschen läfst; wozu wir freilich aber auch dem Hrn. Herausgeber die erforderliche Mufse und Ausdauer wünschen müssen. Näher in das Einzelne der Variantensammlung und der einzelnen darin niedergelegten Bemerkungen einzugehen, liegt aufser dem Zweck vorliegender Anzeige, welche keine andere Absicht hat, als auf die neue Erscheinung die gebührende und wohlverdiente Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums zu lenken und den Charakter derselben im Allgemeinen zu bezeichnen. Wir zweifeln nicht, dafs diese Ausgabe den Beifall der Kenner finden und sowohl in dem höchst correct gedruckten und auch, wie bemerkt, hie und da verbesserten Texte, als in der für den gelehrten Gebrauch so wesentlichen Sammlung des kritischen Apparats befriedigen werde. Dafs die typographische Ausstattung eben so befriedigend, wie bei den früheren Bänden ausgefallen ist, bedarf wohl kaum einer ausführlichen Erwähnung. Die bei Tauchnitz ohnlängst erschienene Stereotypausgabe des Plinius kann dem Bedürfnifs einer neuen Handausgabe dieses Schriftstellers um so weniger entsprechen, als sie ein blofser Abdruck des Textes der Franz'schen Ausgabe ist, und somit alle die zahlreichen seit Harduin in den Text eingeschlichenen Fehler und Irrthümer enthält, der fehlerhaften Interpunction und anderer Uebelstände nicht zu gedenken, welche den Gebrauch dieser Ausgabe nicht räthlich machen.

2) *Justini Historiae Philippicae. Secundum vetustissimos codices prius neglectos recognovit, brevi adnotatione critica et historica instruxit Fridericus Dubbner, ph. Dr. Accessit index rerum locupletissimus. Lipsiae sumtibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXXI. XXV u. 439 S. in gr. 8.*

Diese Ausgabe ist allerdings schon nach einem grösseren Mafsstabe angelegt, als andere Theile dieser Samm-

Digitized by Google

lung, und verdient darum besondere Aufmerksamkeit, indem hier mit dem Zweck eines sorgfältig revidirten Textes auch noch andere Zwecke in Verbindung stehen, deren Erreichung dieser Ausgabe einen höheren Charakter, als den eines bloſsen fehlerfreien Textesabdruckes giebt, und sie im Vergleich mit den bisherigen Ausgaben des Justinus gewissermafsen als eine neue Bearbeitung charakterisirt. Dies erklärt denn auch schon den verhältnifsmäſsig gröſseren Umfang dieser Ausgabe. Was vorerst den Text selbst betrifft, so konnte Gronov's Ausgabe bei näherer Prüfung nicht genügen. *Qui paulo attentius criticorum illorum* (sagt der Herausgeber S. VI. in dieser Beziehung) *et interpretum adnotationes perlegerit, Justini orationem saepissime intelliget judicari ac fingi ex aliorum scriptorum dicendi consuetudine vel alius aetatis usu; animadvertet ornatum et elegantiores numeros quaeri etiam iis locis, in quibus epitomator aperte aut levius aut negligentius versatus est; cognoscet denique rerum narrationem, ubi quidem ejus aliquod momentum est in verbis scriptoris constituendis, ad aliorum plerumque narrationes aestimari ac nonnunquam corrigi et in ordinem cogi.*" — Darum war eine Untersuchung der Quellen und des Ursprungs einer jeden einzelnen Lesart vor Allem nothwendig, und die Vergleichung der zahlreichen bei späteren Autoren vom vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung an vorkommenden Stellen hier vor Allem ersprieſslich, um zu einem bestimmten End-Resultat und Urtheil, und damit auch zu der Einsicht zu gelangen, wie bei Justinus oftmals die Lesart der älteren Handschriften jüngeren Interpolationen weichen mufste. Mit Recht würdigt der Herausgeber die Verdienste des Bongarsius und der von ihm gelieferten Collation, obgleich die nicht selten auch hier eintretende Ungewifsheit über die im Text befindliche Lesart die Untersuchung erschwert und ein Schwanken herbeiführte, worüber der Verf. in Bezug auf sich selbst und sein Verfahren Klage zu führen sich veranlafst findet und selbst eingesteht, in den ersten sechs Büchern

aus den neueren Codd. Manches aufgenommen zu haben, was er später gerne ändern mochte (Daher auch der Umfang der Addenda S. XIX ff.); obschon wir im Ganzen nur billigend die Vorsicht anerkennen müssen, mit welcher Derselbe bei Constituirung des Textes verfahren ist (vergl. S. XII.). Drei neue Handschriften, eine Prager, Cracauer und Gothaer, sind zu den kritischen Hülfsmitteln, welche bei dieser Ausgabe benutzt worden, hinzugekommen, sie bilden in dem Index Codicum S. XV ff. die drei letzten Nummern 35—37, und scheinen auch im Ganzen von untergeordnetem Werthe zu seyn. Aber der Herausgeber hat sich nicht blos auf das Kritische eingeschränkt, er hat sich auf höhere Kritik und selbst Exegese eingelassen, indem er die Angaben Justins mit denen anderer Schriftsteller sorgfältig verglich und prüfte, die Verschiedenheit anmerkte und die Quelle derselben nachzuweisen bemüht war, freilich Alles in möglichster Kürze, weshalb der Verf. statt einer Menge einzelner Citate und Anführungen von Parallelstellen lieber auf ein einziges Citat einer Schrift hinweisen wollte, in welcher sich Alles zusammengestellt finde. Der Herausgeber wollte zwar zunächst nicht eine Untersuchung über die Wahrheit und Gültigkeit der von Justin gegebenen Nachrichten liefern; das konnte auch in dem Zweck seiner Ausgabe nicht liegen, aber es sollte durch eine Vergleichung in dem oben bemerkten Sinne ersichtlich werden, in wiefern Justinus getreu seine Quellen wiedergegeben oder sie durch eigne Zusätze verunstaltet habe, so dafs auch da, wo sich keine weiteren Bemerkungen finden, Justins Erzählung mit den Angaben der übrigen Schriftsteller übereinstimmt; sonst ist auf die Art und Weise, wie Justin den Tropus exercirt, in den Noten vielfach Bedacht genommen worden. Wir können, was diese Punkte betrifft, nur rühmend der Sorgfalt gedenken, welche auf diesen Gegenstand verwendet worden, indem der Verf. stets dabei auf die neuere und neueste, von den bisherigen Herausgebern wenig oder gar nicht benützte Literatur Rücksicht genommen hat, und selbst seltnere

Digitized by Google

und oft wenig beachtete Werke seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen sind. In dieser Hinsicht hat diese Ausgabe vor andern wesentliche Vortheile, die sie auch dem gelehrten Gebrauch sehr empfehlen. Sonst finden sich in den umfassenden, dem Texte untergesetzten Noten neben den kritischen Bemerkungen und den auf den historischen Inhalt sich beziehenden vielfachen Erörterungen, Wort und Sache betreffend, vielfache Beiträge zum richtigen Verständnifs und besseren Auffassung an zahlreichen Stellen; Alles in möglichster Kürze, wie es denn bei einer solchen Art der Behandlung an Stoff zu Bemerkungen im Einzelnen nicht fehlen kann. Am Schlusse ist auch Wetzel's *Index Historicus*, aber bedeutend vermehrt und ergänzt, beigefügt.

3) *A. Plauti Fabulae ad optimos libros partim non antehac collatos emendatae. Accesserunt observationes criticae et grammaticae studio Friderici Lindemanni. Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXX.* Auch mit dem besondern Titel:

M. A. Plauti Trinummus. Emendavit Fridericus Lindemannus etc. VI und 84 *S. in gr.* 8.

Eine Fortsetzung der mit den *Captivi* angefangenen Ausgabe des Plautus, und dieser daher auch in Anlage, Behandlungsweise und in der ganzen äufseren Einrichtung völlig gleich, weshalb wir auf die frühere Anzeige verweisen. Daher wird auch das langsame Fortschreiten dieser Bearbeitung nicht befremden, da sie nicht blos auf die Kritik und Metrik Rücksicht nimmt, und in dieser Hinsicht mehr leistet, als bisher zu leisten möglich war oder geleistet worden ist (ohngeachtet wir einige Specialausgaben dieses Stücks besitzen), sondern auch vielfache Beiträge theils zur Erklärung so wie zum richtigen Verständnifs vieler dunklen oder schwierigen Stellen theils zur genaueren Kenntnifs des Sprachgebrauchs der lateinischen Dichter und der lateinischen Prosodie liefert, wie nähere Einsicht alsbald einen Jeden belehren wird. Für die Kritik sind im Ganzen fast dieselben Hülfsmittel benutzt, wie bei den *Captivis*. Es unterliegt

Digitized by Google

keinem Zweifel, dafs nur durch solche Bearbeitungen gediegener Art, wie aus dem reichhaltigen Inhalt der zahlreichen dem Texte untergesetzten Noten sich ergiebt, es uns möglich werden kann, mit der Kritik und dem Metrum dieser älteren lateinischen Dichter aufs Reine zu kommen und feste Grundsätze zu gewinnen, deren Mangel in der Behandlung dieses Theils der Römischen Literatur bisher so fühlbar war.

4) Auch von Cicero sind einige Bändchen erschienen, welche den Anfang einer Gesammtausgabe dieses Schriftstellers bilden, der in einer Sammlung, wie vorliegende, nicht fehlen durfte, dessen Ercheinen aber durch manche, von Seiten des thätigen Verlegers unverschuldete Hindernisse aufgehalten und verzögert war. Denn es war ihm bisher noch nicht gelungen, einen tüchtigen, dem Unternehmen völlig gewachsenen Mann zu finden, der sich zu Uebernahme einer neuen Ausgabe dieses Autors bereit erklärt hätte, welche einen aufs sorgfältigste revidirten Text oder eine neue Textesrecension, mit den gehörigen Anmerkungen nach der Einrichtung der früheren Bände hätte liefern sollen. Um aber den wiederholten Anfragen und Wünschen, die wegen einer correcten Schulausgabe des Cicero an den Verleger gestellt wurden, zu genügen, entschlofs er sich, einstweilen correcte Abdrücke einzelner, auf Schulen insbesondere am meisten gelesener Schriften des Cicero zu diesem Zweck zu liefern, wobei es natürlich auf einen nach den anerkannt besten Ausgaben berichtigten, von Druckfehlern freien Text und gute Interpunction ankam, daher auch vor Allem Orelli's Recension zu Grunde gelegt wurde, ohne dafs man jedoch hier einen getreuen Abdruck dieser oder einer andern Recension erwarten darf, da in dieser Hinsicht die drei Herausgeber, denen der Verleger dies Geschäft übertrug, mit mehr Selbstständigkeit und zugleich mit steter Rücksicht auf die Bestimmung dieses Abdrucks für Schulen verfahren sind. Und wir können auch, da ein Eingehen in das Einzelne

Digitized by Google

uns nicht erlaubt ist, im Allgemeinen bezeugen, dafs wir in dem Text möglichste Correctheit, in einer zweckmäfsigen typogragraphischen Ausstattung gefunden haben, und in dieser Hinsicht kein Bedenken tragen, den Gebrauch und die Einführung auf Schulen bestens zu empfehlen. Alle Noten sind natürlich weggeblieben; blos die Argumente eines jeden Stückes sind vorangestellt. Bis jetzt sind in Allem folgende sieben, auch durch ein nettes Aeufsere sich empfehlende Bändchen erschienen:

1) *M. Tulli Ciceronis De officiis libri tres. Ad optimorum librorum fidem emendati et in usum scholarum editi. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXX. VI u.* 107 *S.*

2) *M. Tullii Ciceronis Cato Major, Laelius et Paradoxa. Editio ad optimorum librorum fidem in usum scholarum cureta. Lipsiae etc.* 75 *S. in* 8.

3) *M. Tullii Ciceronis Tusculanae Disputationes. Ad optimorum librorum fidem emendatae et in usum scholarum editae. Lipsiae etc.* 165 *S. in* 8.

4) *M. Tullii Ciceronis Orationes in Catilinam, Pro Archia poeta. Ad optt. librorr. fidem in usum scholarum editae etc.* 95 *S. in* 8.

5) *M. Tullii Ciceronis De Oratore libri tres. Ad optt. etc. etc.* 211 *S. in* 8.

6) *M. Tullii Ciceronis Orationes Pro Cn. Plancio, Pro P. Sestio, Pro Marcello, In M. Antonium Philippica secunda. Ad optt. etc. etc.* 144 *S. in* 8.

7) *M. Tullii Ciceronis Orationes Pro lege Manilia, Pro T. Annio Milone, Pro Q. Ligario, Pro rege Dejotaro. Ad optt. librr. etc. etc.* 99 *S. in* 8.

Zwei andere, in andern Officinen erschienene, ebenfalls zunächst für Schulen bestimmte Ausgaben Ciceronischer Reden glauben wir bei dieser Gelegenheit nicht übergehen zu dürfen:

1) *M. Tullii Ciceronis Oratio pro P. Sylla. Recognovit et potiorem lectionis diversitatem adjecit Carolus Henr. Frotscher, ph. Dr. et Profess. etc. etc. Lipsiae* 1831. *Sumtibus Baumgaertneri.* 72 *S. in* 8.

Digitized by Google

Zuerst ist das *Summarium Schuetzii* abgedruckt, dann folgt der Text, mit kurzen kritischen Noten, welche die aufgenommenen oder verworfenen Lesarten bemerken, hie und da auch mit kurzer Angabe der Gründe oder kurzen Urtheilen begleitet, oft auch blos in kurzer Angabe der bedeutenden Abweichungen der verschiedenen Texte bestehend. Dafs die neuesten Bearbeitungen und Recensionen, wie die von Orelli, Matthiä u. A. sorgfältig benutzt sind und bei Gestaltung des Textes darauf die verdiente Berücksichtigung überall genommen worden, müssen wir um so mehr bemerken, als damit der Werth vorliegenden Abdruckes bestimmt wird und keine Vorrede dies ausdrücklich bemerkt, was sich indefs bei näherer Betrachtung des Textes alsbald herausstellt. Auch im Uebrigem empfiehlt sich der Abdruck durch einen möglichst correcten Druck und deutliche Lettern.

II) *M. Tullii Ciceronis Orationes XII selectae. — Des M. Tullius Cicero zwölf auserlesene Reden mit Anmerkungen für studierende Jünglinge und Freunde der Römischen Literatur, von Anton Möbius. Erster Band. Dritte vermehrte und berichtigte Auflage. Hannover* 1831. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* —

Auch mit dem besondern Titel:

M. Tullii Ciceronis Orationes pro Sexto Roscio Amerino, In Catilinam et Pro Archia Poeta, mit historischen, kritischen und erklärenden Anmerkungen von Anton Möbius. etc. etc. XXIV u. 290 *S. in gr.* 8.

Diese Auswahl Ciceronischer Reden ist in ihren früheren Auflagen in diesen Blättern näher beurtheilt und nach Verdienst gewürdigt worden. Wir müssen auf diese früheren Anzeigen zurückweisen, und können hier nur bezeugen, dafs des Verfs. bessernde Hand überall bemerkbar ist und eine sorgfältige Prüfung und Revision, welcher das Ganze nochmals unterworfen, mit steter Benutzung der neuesten Hülfsmittel, nirgends vermifst wird; so dafs in dieser Hinsicht der Commentar in den dem Text untergesetzten Noten eine Ausdehnung und einen Umfang erhalten hat, in dem man nicht leicht etwas

Digitized by Google

Wesentliches vermissen wird, und der insbesondere auch solchen, die diese Meisterstücke Römischer Beredsamkeit sich zur Privatlektüre und zum Privatstudium wählen, sehr förderlich seyn kann, da er sie mit dem Römischen Sprachgebrauch und der höheren Syntax vertraut macht und gründliche Belehrung über diese Gegenstände darbietet, und zugleich mit allen antiquarischen oder historischen Gegenständen, die in das Gebiet der sachlichen Interpretation fallen, so wie mit dem Bau der Rede und dem Charakter der Beredsamkeit selber bekannt macht. Wie denn namentlich auf die Entwicklung der feineren Punkte der Grammatik und des Sprachgebrauchs grofse Sorgfalt verwendet ist, die uns zugleich zeigt, wie sehr es dem Verf. gelungen ist, in den Charakter und Geist der Ciceronianischen Sprache einzudringen. Eben diese Vorzüge sind es auch, die unstreitig und mit Recht dieser Bearbeitung einer Auswahl Ciceronischer Reden einen solchen Beifall verschafft und in kurzer Zeit wiederholte Auflagen nöthig gemacht haben. Aus Cicero sucht der Herausgeber zunächst den Cicero zu erklären, und darum sind die stetenVerweisungen auf andre Stellen des Cicero, oder die Anführungen von Parallelstellen, oder auch Hinweisungen auf andre Werke und Commentare, so wie selbst auch die jetzt meist eingeführten Grammatiken, z. B. von Ramshorn oder Matthiä, sehr ersprieſslich und zugleich zu weiterem Forschen anregend. Daher mag uns wohl der Wunsch erlaubt seyn, den Verf. noch öfters auf diesem Felde wieder zu finden, und diese Bearbeitungen Ciceronianischer Reden durch ihn fortgesetzt zu sehen. Ein genaues Wort- und Sachregister über die in den Noten behandelten Gegenstände und Worte ist am Schluſs beigefügt.

Digitized by Google

In derselben Teubnerischen Officin ist seitdem auch Folgendes erschienen:

Corpus Grammaticorum Latinorum veterum collegit, auxit recensuit ac potiorem lectionis varietatem adjecit Fridericus Lindemannus, sociorum opera adjutus. Tomus I. Donatum, Probum, Eutychium, Arusianum Messium, Maximum Victorinum, Asperum, Phocam continens. Lipsiae, sumtibus B. G. Teubneri et F. Claudii. MDCCCXXXI. VIII u. 392 S. in gr. 4to.

Es ist gewifs höchst erfreulich, in dem Erscheinen dieses ersten Bandes das grofse Unternehmen einer neuen Sammlung der Lateinischen Grammatiker verwirklicht zu sehen. Die Seltenheit und Unvollständigkeit der früheren Sammlungen, die bedeutenden seitdem von verschiedenen Seiten her bekannt gewordenen Schriften, waren schon hinreichender Grund, ein Unternehmen der Art zu wünschen, welches alle die zahlreichen, vereinzelten Schriften nun in ein all-umfassendes Ganze vereint, und durch Berichtigung und Vervollständigung des Textes sie für den gelehrten Gebrauch zugänglicher mache. Bei den grofsen, äufseren Schwierigkeiten, die der Ausführung eines solchen Unternehmens im Wege stehen, die aber durch die Thätigkeit und das Interesse der jetzigen Verlagsbuchhandlung gehoben worden sind, verdient des Herausgebers unverdrossener Eifer, mit welchem er das Unternehmen endlich zur Ausführung brachte, um so mehr Anerkennung, da der erste Theil fast ganz allein das Werk seiner Thätigkeit ist. Die ganze Sammlung ist auf fünfzehn Quartbände berechnet, deren wenigstens zwei in jedem Jahre erscheinen sollen. Dafs Alles, was Putsche's Sammlung enthält, auch in diese aufgenommen wird, war zu erwarten; es sollen aber auch die andern seitdem bekannt gewordenen Schriften Lateinischer Grammatiker (einige hat der Herausgeber selbst zum erstenmal edirt), wie z. B. Mallius Theodorus, Consentius Arusianus, Pompejus u. A. hinzukommen; alle Erklärer und Scholiasten dagegen, wie billig, ausgeschlossen bleiben, so sehr auch eine neue Bearbeitung und Sammlung derselben sonst wünschenswerth ist. Es wird übrigens in

Digitized by Google

dieser Sammlung kein blofser, erneuerter Abdruck der älteren Sammlung gegeben, sondern eine neue Recension geliefert; was allerdings sehr zu berücksichtigen ist. Der Herausgeber hat nämlich, wo es anders anging, nicht sowohl den gedruckten Text einer älteren Ausgabe seiner Recension zu Grunde gelegt, sondern stets die Handschriften, jedoch ohne dadurch das eigene Urtheil über den Werth dieser Handschriften zu bestimmen oder zu beschränken, oder sichern Vermuthungen die Aufnahme in den Text, da wo derselbe offenbar verdorben oder unrichtig ist, zu versagen. Unter dem Text sind die abweichenden Lesarten in einer Auswahl und oft mit Beifügung einer kürzeren Erklärung mitgetheilt. Wie der Herausgeber in dieser Auswahl verfahren, wollen wir mit seinen eigenen Worten angeben: „*Non illud mihi propositum est, ut ex iis, quos nancisci potuero, libris manuscriptis memoratu digniores excerpam varietates, sed potius quem codicem nactus fuerim antiquissimum eundemque optimum, ejus omnes exscribam lectiones, etiam manifesto falsas inprimis iis in locis, ubi fragmenta priscorum scriptorum reperiuntur; reliquos autem libros omnes in subsidium tantum adhibeam; Putschianae vero editionis lectiones omnino omnes accurate enotem ac transscribam.*" Ausserdem hat der Verf. bei nicht wenigen, ihrem Inhalt nach bedeutenden Stellen die Parallelstellen anderer Grammatiker beigefügt, und die von diesen angeführten Stellen älterer Autoren sorgfältig nachgewiesen.

So enthält nun der erste Band I) *Aelii Donati Ars Grammatica tribus libris comprehensa e codice Santeniano emendatius edita.* Diese Schrift war zwar bereits bekannt und auch in Putsche's Sammlung S. 1735 ff. aufgenommen; aber, wie sich jetzt ergiebt, in einer sehr fehlerhaften und mangelhaften Gestalt. Der Herausgeber giebt sie hier ganz nach einer trefflichen Saalen'schen Handschrift, welche im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin sich befindet und ihn über andere Hülfsmittel leicht wegsehen liefs; doch sind die Abwei-

chungen von der Putsche'schen Ausgabe sorgfältig in den Noten angemerkt, und auch hie und da mit Bemerkungen begleitet, wie wir solches oben bereits im Allgemeinen angedeutet haben. Es ist dies dieselbe Handschrift, aus welcher Hr. Lindemann früher *Pompeji Commentum artis Donati* (*Lips.* 1820.) herausgegeben hatte. Auch die Seitenzahlen der Putsche'schen Sammlung sind am Rande beigefügt. Wir brauchen wohl kaum auf die Wichtigkeit dieser hier in vielfach verbesserter Gestalt erscheinenden Schrift aufmerksam zu machen, da wir in ihr zuerst eine systematische Behandlung der Grammatik finden, wodurch sie die Grundlage der späteren Elementarbücher und Grammatiken geworden ist.

Nun folgt II) *M. Valerii Probi Institutionum Grammaticarum Libri II. e codice Sancti Columbani Bobiensis diligentissime editi.* S. 37 ff. Auch diese Schrift steht bei Putsche S. 1386 ff., aber wir erhalten sie hier in einer sehr verbesserten Gestalt, so dafs nur wenige Stellen im Ganzen noch nicht geheilt und berichtigt erscheinen. Dies ward besonders möglich durch die Benützung einer jetzt in Wien befindlichen, in das siebente oder achte Jahrhundert angeblich hinaufsteigenden Handschrift, die ehedem in das an Schätzen dieser Art so reiche Kloster des h. Columbian zu Bobbio gehörte, und noch mehreres Andere enthält, dessen Bekanntmachung durch Hrn. Eichenfeld, Custos der Wiener Bibliothek, wir zu erwarten haben.

III) *Eutychii Grammatici de discernendis conjugationibus libri II. e codice Sancti Columbani Bobiensis restituti.* S. 149 ff. Es ist dieser Eutychius derselbe, der sonst unter dem Namen Eutiches bekannt war und dessen Schrift ebenfalls bei Putsche S. 2143 ff. abgedruckt ist. Auch hier ward die eben erwähnte Wiener Handschrift benutzt oder vielmehr zu Grunde gelegt; doch ist der Theil, welcher des Eutychius (denn so steht immer in der Handschrift) Schrift enthält, jünger und offenbar später geschrieben, als jener. Ueber seine Beschaffenheit giebt Hr. Lindemann S. 152. nähere Auskunft.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Römische Literatur.

(Beschlufs.)

III) *Arusiani Messi V. C. Or. Comitis primi Ordinis Exempla Elocutionum ex Virgilio Salustio Terentio Cicerone digesta per literas.* S. 199 ff. Es ist dies das bekannte, früherhin dem Fronto beigelegte Büchlein, das Mai zuletzt aus einer Ambrosianischen Handschrift des sechszehnten Jahrhunderts in seiner Sammlung der Werke des Fronto herausgab, dessen Namen auch das Büchlein in der genannten Handschrift vor sich hat. Bekanntlich ist das Ganze nichts weiter als ein alphabetisches Verzeichnifs von einzelnen Redensarten, die aus den vier oben genannten Schriftstellern genommen sind, fast ohne alle eigene Zugabe des Sammlers, dessen Person und Zeitalter eben daher unbekannt bleibt, so ausgemacht es auch ist, dafs Fronto der Verf. nicht ist, oder überhaupt seyn kann, ja nach Mai's Vermuthung das Büchlein vielleicht gar aus einem gröfseren Werke des Fronto excerpirt ist durch jenen *Arusianus Messus*, den Nicolaus Heinsius zuerst als Verfasser in einer Handschrift zu Neapel entdeckte. In einer andern Gudischen Handschrift, wovon gleich ein Näheres, wird neben den vier genannten Autoren an zwei Stellen Symmachus angeführt, was allerdings zu einem Schlufs auf die Zeit des Verfassers uns berechtigen könnte, wenn es erst ausgemacht wäre, dafs beide Stellen kein späterer Zusatz oder Einschiebsel sind. Hr. Lindemann entdeckte dieses Büchlein in einer Gudischen, zu Wolfenbüttel befindlichen Handschrift, und indem er diese zum Grunde legte, hat er den Text um die Hälfte (*„plus quam dimidiata parte auctus"*) vollständiger als bisher, und auch weit berichtigter, als Mai, geliefert; wodurch wir zugleich einige bisher noch nicht gekannte Fragmente verlorener Autoren, namentlich aus Sallusts Historien,

Digitized by Google

erhalten. Die Stellen selber aus den vier genannten Schriftstellern (weshalb auch in den früheren Abdrücken dem Titel der Ausdruck *Quadriga* voransteht, der aber in der Gudischen Handschrift fehlt und deshalb von Hrn. Lindemann wieder weggelassen worden) sind überall sorgfältig in den Noten nachgewiesen, und dabei auch die Varianten angemerkt.

IV) *Maximi Victorini libelli tres: De re Grammatica. De carmine heroico. De ratione metrorum*, S. 269 ff.; ebenfalls früher von Putsche herausgegeben, hier aber in einer so vielfach berichtigten Gestalt, dafs der Herausgeber wohl sagen konnte: „*Ego scio sic esse immutata, ut, si veram scripturam contineat mea recensio, Putschiana et omnes priores plane nullius amplius pretii esse possint.*" Dies ward ihm möglich durch die Benutzung neuer Hülfsmittel; zu den beiden ersten Schriften benutzte er eine Gothaer Handschrift, die auch noch manches Andere enthält und deren Collation Hr. Dübner besorgte. Es ist diese Handschrift zwar nicht frei von Interpolationen, doch bietet sie in zahlreichen Stellen die wahre Lesart allein dar. Die dritte Schrift erscheint völlig hergestellt aus einer sehr alten Wiener, ehedem Bobbio'schen Handschrift, aus der wir auch den *Claudius Sacerdos* demnächst erhalten sollen. Ueber den Verf. dieser Schriften läfst sich freilich auch jetzt Wenig oder Nichts sagen; als *Maximus Victorinus* wird er auch in der Wiener Handschrift aufgeführt, woraus wenigstens hervorgeht, dafs dieser Grammatiker mit dem bekannten Rhetor und Dichter *Fabius Marius Victorinus* nicht zu verwechseln oder für eine und dieselbe Person zu halten ist.

V) *Asperi junioris Ars grammatica*, S. 307 ff. Der von dem älteren *Asper*, dem berühmten Erklärer des Virgil und Sallust, der deshalb auch von späteren Grammatikern vielfach angeführt wird, wohl zu unterscheidende Verf. dürfte nach Hrn. Lindemann kaum unter Priscian, der Zeit nach, zu setzen seyn. Zu Berichtigung und Besserung des Textes seiner von Putsche bereits mitgetheilten Schrift benutzte der Herausgeber aufser den

Digitized by Google

älteren Ausgaben die oben bemerkte Gothaer Handschrift, deren Collation Hr. Dübner besorgte.

VI) *Phocae Grammatici Ars de nomine et verbo. Ejusdem de aspiratione libellus*, S. 317 ff. Aufser der genannten Gothaer Handschrift wurden zwei Wolfenbüttler, aus deren einer auch Osann unlängst den *Apulejus de aspiratione et orthographia* edirte, benutzt.

Darauf folgen höchst genaue und sorgfältige *Indices*, wie wir sie freilich auch ungern missen würden; zuerst ein *Index* der citirten Autoren, unter welchen Cicero, Terentius, Virgilius, Sallustius immerhin die zahlreichsten sind; dann folgt ein *Index rerum et verborum*, und drittens ein *Index Notarum*. Wir haben diese sorgfältigen Register den Bemühungen des Hrn. P. W. Otto (des Herausgebers des Ciceronianischen *Cato* und der Bücher *De Finibus*) zu verdanken, mit welchem der Herausgeber seine Arbeit für die Folge in der Art getheilt hat, dafs dieser die Collation der Handschriften und die Sammlung der Varianten, also des kritischen Apparats, übernahm, Hr. Lindemann aber die Durchsicht desselben und die darnach vorzunehmenden Verbesserungen überlassen blieb. „*Quicum ita partitus sum totum opus, ut ipse nihil quidem me inconsulto mutaret, exceptis manifeste corruptis, variarum autem lectionum farragimem in margine inferiori notandarum componeret ordinaretque; ego vero et recenserem scriptoris orationem et emendarem, quae mihi visa essent emendanda et illius correctiones, si quae essent, quas fecisset, judicio meo submitterem; quo facto uterque conveniremus in unum et conjuncta opera sociatoque studio scripta denuo perlustraremus.*" Auf diese Weise ist bereits bei dem in diesem Bande enthaltenen *Phocas* verfahren worden, so wie bei dem im zweiten Bande demnächst zu erwartenden *Festus*. *)

Chr. Bähr.

*) Man bittet folgende Druckfehler zu verbessern, welche in No. 56. der Jahrbücher stehen geblieben sind: S. 884. Z. 9. von unten nach enthält, ist einzuschalten: gewährt. — S. 886. Z. 5. v. u. statt *Dubbner* l. *Duebner*. — S. 888. Z. 7. v. u. st. Tropus l. Trogus. — S. 895. st. Saalen'schen l. Santen'schen.

Virorum Doctorum Epistolae selectae, ad Bilib. Pirckheymerum, Joach. Camerarium, Car. Clusium, et Julium Episc. Herbip. datae. Ex autographis nunc primum edidit et illustravit Theod. Frid. Freytagius, phil. Dr. Rossor. imper. a consil. Lipsiae, sumptibus B. G. Teubneri et F. Claudii. MDCCCXXXI. XVI und 194 *S. in gr.* 8.

Diese Sammlung von ungedruckten Briefen einer Reihe der ausgezeichnetsten Männer aus der zweiten Hälfte des sechszehnten bis in den Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, ist allerdings ein höchst schätzbarer Beitrag zur Literär- und Gelehrtengeschichte dieser denkwürdigen Periode, zumal da diese Briefe von dem gelehrten Herausgeber mit so zahlreichen geschichtlichen oder literärhistorischen Notizen und Erörterungen begleitet sind. Der Codex, aus welchem die Sammlung jetzt zum erstenmal durch den Druck bekannt gemacht erscheint (nur ein Paar Briefe sind bis jetzt in andern Werken oder Sammlungen, aber durchaus nicht mit der Vollständigkeit und Genauigkeit, wie hier, abgedruckt), enthält lauter Autographa, also lauter Originalbriefe und keine Apographa (wie man vielleicht auf den ersten Augenblick zu glauben geneigt seyn dürfte), daher auch, bei der oft höchst unleserlichen Schreibart, Manches schwer zu lesen oder vielmehr kaum zu entziffern war, wie z. B. der eigenhändige Brief Luthers an Pirkheimer S. 18 f. Die Sammlung dieser Autographa rührt vielleicht — so vermuthet der Herausgeber — von dem bekannten Bischof zu Würzburg, Julius, her, so dafs muthmafslich der Codex bei Eroberung dieser Stadt durch die Schweden im dreifsigjährigen Kriege weggebracht worden, und so, Gott weifs auf welchem Wege, zuletzt nach Dorpat sich verloren hat. Ohngeachtet der Schwierigkeit des richtigen Lesens und Abschreibens bei oft so unleserlich geschriebenen Briefen hat doch der Herausgeber einen höchst genauen Abdruck geliefert, selbst mit Beibehaltung der eigenthümlichen Interpunction und Orthographie. Sein Hauptbemühen war aber dann weiter dahin gerichtet (und wir dürfen in dieser Hin-

Digitized by Google

sicht seinen Bemühungen, seinem Fleifs und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit das verdiente Lob nicht versagen), einzelne dunkle Stellen, welche in diesen Briefen vorkommen, durch Erörterungen aufzuklären, die vielfachen Anspielungen und Beziehungen auf damalige Zeitverhältnisse, politische, wie literärische, religiöse u. s. w. nachzuweisen, kurz, eine Art von Commentar diesen Briefen beizufügen, der, zumal wenn man die Periode bedenkt, in welche diese Briefe fallen — die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts — das Interesse daran nicht wenig erhöht. Auf die hin und wieder in den Briefen vorkommende minder classische Latinität ist keine Rücksicht genommen worden, was dem Herausgeber billigerweise nicht zu verargen ist, da, selbst abgesehen von dem allzu grofsen Umfang, den diese Noten dadurch erhalten haben würden, es überhaupt bei der Bekanntmachung dieser Briefe keineswegs darauf abgesehen, Muster der Latinität für angehende Philologen oder Studirende überhaupt, die in dem lateinischen Ausdruck sich bilden wollen (wie dies z. B. bei Briefen eines Muretus, Manutius u. A. der Fall ist, wo einzelne Abweichungen von der classischen Latinität allerdings sorgfältige Berücksichtigung und Berichtigung verdienen), zu liefern, sondern der Zweck ein rein literärhistorischer war, die Sammlung selbst demnach für Gelehrte, nicht sowohl für Schüler, bestimmt ist.

Die erste Abtheilung enthält zwei und zwanzig Briefe, von verschiedenen ausgezeichneten und berühmten Männern an Pirckheimer geschrieben, und am Schlufs einen Brief desselben S. 47, wo er sich selbst *Bilibaldus Pirchheymer* unterschreibt, was dem Herausgeber Veranlassung giebt, über die verschiedenartige Schreibart dieses Namens in einer Note sich zu verbreiten. Manchmal steht zu Anfang ein *B*, was auf eine Ableitung des Wortes von Birke führen könnte, indefs findet sich in der eigenen Handschrift, die wir eben mitgetheilt haben, und die doch in jedem Fall mehr Rücksicht verdient, als die in den Briefen Anderer an ihn vorkommende

Schreibart stets ein *P*. Dem schon oben erwähnten Briefe Luthers vom 20. Febr. 1519. ist auch dessen Siegel beigefügt, woraus hervorgeht, dafs also schon vor dem Jahr 1528, wie die gewöhnliche Meinung ist, Luther sich desselben bediente. Dem S. 31 f. abgedruckten Briefe des Erasmus finden wir S. 32. not. 4. ein, wie uns scheint, doch etwas zu hartes Urtheil über den persönlichen Charakter dieses Gelehrten ausgesprochen: „*Erat enim, ut hoc utar, humilis virorum principum adulator, ubi cum paribus et inferioribus res erat, mordacissimus eorum irrisor idemque quum esset ambitiosissimus, aliorum contumeliis, facilius quam par erat, irritabatur.*" Freilich äufsert sich Erasmus selbst in diesem Briefe über Luthers Lehre sehr ungünstig und leidenschaftlich: „*Ubicunque regnat Lutheranismus,*" schreibt er, „*ibi literarum est interitus. Et tamen hoc genus maxime literis alitur. Duo tantum quaerunt, censum et uxorem; cetera praestat illis evangelium hoc potestatem vivendi, ut velint.*" Aehnliche Aeufserungen kommen freilich an mehreren andern Orten in den Briefen des Erasmus vor. Und so ganz grundlos mag es damit auch nicht gewesen seyn, wie Mehreres, was der Herausgeber in der Note auführt, beweisen kann, und selbst ähnliche Klagen von Pirchheimer selbst erhärten. „*Negari enim non potest* (setzt unser Herausgeber hinzu) *altercationibus et contentionibus de nova Lutheri doctrina ortis pacem, qua maxime literae aluntur, fuisse turbatam et Lutheri assectatores vinculis Papismi excussis ulterius, quam par erat, processisse; accedit quod Erasmus nunquam sincerus Lutheri amicus fuit.*" Dafs eine Zeit politischer und religiöser Gährung, von welcher die Masse ergriffen ist, der ruhigen Pflege und dem Gedeihen der Wissenschaften wenig förderlich, ja oft verderblich ist, das können wir aus unserer Zeit ersehen. — Sonst kommen noch Briefe von Hutten, Reuchlin, Zwingli, Haloander, Bucerus u. A. vor

In der zweiten Abtheilung finden wir achtzehn Briefe, ebenfalls von den ausgezeichnetsten Männern jener Zeit an

Joachim Camerarius, darunter selbst ein Griechischer des Turnebus (bei welcher Gelegenheit der Herausgeber Einiges über die erst neuerdings wieder in Untersuchung gekommene Aussprache dieses Namens — ob *Turnĕbus* oder *Turnēbus* — bemerkt S. 66. In den Griechischen Briefen unterschreibt er sich stets Τούρνεβος (nicht Τούρνηβος, wie in den Gedichten meistens steht), und diese Schreibung scheint in sofern richtiger, als es dem wahren französischen Namen *Tourneboeuf* näher steht und demnach euch unbedingt die Aussprache *Turnebus* als die richtigere empfiehlt. Denn das hie und da jetzt bei den Franzosen vorkommende *Tournèbe* ist offenbar nach dem Lateinischen *Turnebus* gemacht, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Gehalt des Namens. Auch ein Brief des Peter Victorius findet sich in dieser Sammlung. Er ist von San Casciano, auf dem Lande bei Florenz datirt 1568. Der Herausgeber, der in einer Note auf die ungünstigen Urtheile mehrerer Gelehrten über die bekannten *Variae Lectiones* des Victorius hinweist, fügt dann sein eigenes Urtheil über diesen Gelehrten, dem die Kritik des Cicero und anderer Autoren so Viel verdankt (denn man mufs auch immer an jene Zeit denken, in welcher das Studium der Alten und die Kritik der Schriftsteller, die eben erst nach und nach allgemein bekannt zu werden anfingen, noch im ersten Beginnen war), hinzu, welches wir gerne unterschreiben: *„Quidquid est, in variis quidem lectionibus Victorius versatissimum in scriptoribus utriusque linguae et multiplicis eruditionis hominem se praebuit, ita, ut hoc nomine superior esse videatur et Mureto et Turnebo, aequalibus suis, quorum alterum lectu jucundiorem, alterum ingenii acumine praestantiorem fuisse Victorio, illorum admiratoribus libenter largimur."* — Ausserdem finden sich hier Briefe von Conrad Gesner, Wolfgang Lazius, Sambucus, Canterus u. A., auch einer von Lipsius (S. 78.) vom Jahr 1573, wo wir des Herausgebers Bemerkung über die von (nicht ungesuchten)

Digitized by Google

Archaismen strotzende Latinität dieses berühmten Humanisten allerdings wohl begründet sehen.

In der dritten Abtheilung stehen dreizehn Briefe an Carl Clusius *(Charles de l'Escluse)* von Languet, Hieronymus Wolf, Leunclavius, Caspar Peucer, J. V. Pinellus, Lipsius, Melissus u. A. Die vierte Abtheilung enthält sieben und dreifsig Briefe verschiedener Gelehrten (auch darunter mehrere von Lipsius, Giphanius, Stevart, Schulting u. s. w.) verschiedenen Inhalts an den berühmten Bischof Julius zu Würzburg (von dem auch Antwortschreiben vorkommen), nebst einem Appendix von sieben Briefen an Freunde des genannten Bischofs, der durch seine politisch-kirchlich-literärische Thätigkeit, durch seinen blinden Eifer für die Erhaltung der alten Lehre (der ihn selbst mit den Jesuiten verband), aber auch durch die Gründung einer seinen Namen führenden, noch immer berühmten Heilanstalt in seinem Bischofssitze einen bleibenden Namen, und in jener Zeit selbst einen wesentlichen Einfluſs auf die politische Leitung der Reichsverhältnisse sich verschafft hat. Es war daher nicht unzweckmäfsig, dafs der Verf. eine kurze Biographie dieses 1617. verstorbenen Bischofs und Fürsten vorausgeschickt hat, mit Angabe weiterer Nachweisungen. Aus den hier mitgetheilten Briefen wird man manche interessante Beiträge zur Literärgeschichte jener Zeit entnehmen können, manches Charakteristische, was selbst Beziehung auf unsere Zeit zuläfst, wie z. B. die Bemerkungen S. 115. über die Censur, oder S. 145. über die Art und Weise der Vertheilung von Stipendien und dergl. m. — Druck und Papier sind sehr befriedigend; störende Druckfehler sind uns nicht aufgestofsen.

Chr. Bähr.

Digitized by Google

Poetarum Latinorum, Hostii, Laevii, C. Licinii Calvi, C. Helvii Cinnae, C. Valgii Rufi, Domitii Marsi Aliorumque Vitae et Carminum Reliquiae. Scripsit, collegit et edidit M. Augustus Weichert, illustris apud Grimam Moldani rector et professor primus et societatis Latinae Jenensis socius honorarius. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXXX. XII und 495 S. in gr. 8.

Es war gewifs ein sehr erspriefsliches Unternehmen, unter dem eben angegebenen Titel die einzelnen, selten gewordenen und mit Recht viel gesuchten Programme des Hrn. Rector und Professor Weichert in eine Sammlung zu vereinigen und durch einen wiederholten Abdruck auch denen zugänglich zu machen, welchen es bei der Seltenheit jener nicht in den Buchhandel gekommenen Programme, nicht möglich geworden war, durch eigene Ansicht die Belehrungen und Aufschlüsse sich zu verschaffen, welche über mehrere der dunkelsten und wenigst bearbeiteten Punkte der Römischen Literargeschichte, zunächst über die älteren, verlorenen Dichter, in diesen Abhandlungen gegeben werden, welche durch die Gründlichkeit der Untersuchung, durch die erschöpfende Darstellung, verbunden mit glücklicher Combination, dann aber auch durch die classische Sprache, in der das Ganze gehalten ist, zu wahren Mustern für ähnliche Versuche betrachtet werden können.

Der Inhalt dieser Programme ist bekannt und durch die ausführlicheren Berichte, welche mehrere kritische Blätter davon lieferten, worin sie mit Recht den wesentlichen Inhalt und die Resultate der Untersuchungen hervorhoben, selbst Denen nicht fremd geblieben, welche nicht zu dem ihnen nun möglich gemachten Besitze dieser Programme gelangen konnten. Wir wollen daher hier nicht den längst bekannten Inhalt wiederholen, wohl aber müssen wir bemerken, dafs wir hier keinen blofsen, erneuerten Abdruck der früheren Abhandlungen vor uns haben, sondern dafs das Ganze von dem Verf. einer nochmaligen, höchst sorgfältigen Durchsicht unterworfen worden ist, bei welcher Manches berichtigt und hinzu-

Digitized by Google

gefügt wurde, wie denn in dieser Beziehung selbst die neuesten Erscheinungen dem Verf. nicht unbekannt oder von ihm unberücksichtigt geblieben sind. Er sagt in dieser Beziehung S. IX. der Vorrede: „*Singulos (libellos* — er meint die einzelnen hier aufgenommenen Abhandlungen) *cum cura retractavi, multa in eis correxi, aliena resecui, nonnulla adjeci atque unum et item alterum plane rescriptum novis factis accessionibus amplificavi. Denique perorationes, ejusmodi prolusionibus scholasticis adjici solitas, abesse jussi omnes, nec quidquam reliqui, quod cum ipsius scriptionis argumento parum esset conjunctum aut affine. Nihil, paucis ut dicam, ad diligentiam studiumque intermisi, quin scriptiones, quas noveram singulatim emissas viris intelligentibus haud displicuisse, eae conjunctim editae et curis secundis politae magis etiam placerent.*" Es sind demnach in vorliegender Sammlung, die zugleich mit genauen *Indicibus* (ein Index der citirten und berücksichtigten Schriftsteller und ein *Index rerum et verborum*), die wir dem Fleifse des Hrn. Chr. G. J. Lorenz, welcher zugleich die Correctur besorgte, verdanken, ausgestattet ist, in möglichster Correctheit folgende, sämmtlich auf die Lateinischen Dichter und zwar zunächst der älteren Periode sich beziehenden Programme aufgenommen und zu einem Ganzen vereinigt: I. *De Hostia poeta* (erschien im April 1829.). II. *De Laevia Poeta;* zwei in den Jahren 1826. und 1827 erschienene Abhandlungen. III. *De C. Licinio Calvo* (vom Jahr 1825.). IV. *De C. Helvio Cinna Poeta* (zwei Abhandlungen aus 1822. u. 1823.). V. *De C. Valgio Rufo Poeta* (vom Jahr 1827.). VI. *De Domitio Marso Poeta* (v. J. 1828.). VII. *De Q. Horatii Flacci Obtrectatoribus* (v. J. 1821, seitdem auch in Friedemann's und Seebode's Miscellann. Criticc. wieder abgedruckt). VIII. *De M. Furio Bibaculo Poeta sive de Turgido Alpino* (vom März 1822.). IX. *De Titio Septimio Poeta* (vom März 1824.). X. *De Jarbita Timagenis Aemulatore* (vom April 1821.).

Chr. Bähr.

Digitized by Google

1) *Eusebii Emeseni quae supersunt opuscula graeca, ad fidem codicum Vindobonensium et editionum diligenter expressa et adnotationibus historicis et philologicis illustrata, a Jo. Christiano Guilielmo Augusti, philos. et Theol. doct. ejusdemque in universitate Borussica Rhenana P. P. O. P. Elberfeldi, in bibliopolio Henrici Bueschleri.* 1829. 192 *S. in* 8.

2) *Ueber die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa. Ein kritisches Sendschreiben an Hrn. Consistorialrath Dr. Augusti zu Bonn von Dr. Joh. Carl Thilo, Prof. d. Theol. zu Halle. Mit einem Anhange mehrerer bisher unbekannter Homilien des Eusebius von Alexandrien. Halle, Verlag der Buchhandl. des Waisenhauses.* 1832. 112 *S. in* 8.

Für die theologischen Mythenliebhaber unserer Zeit mochte es angenehm seyn, etliche recht musterhafte Proben solcher homiletisch ausgebildeter Mythologien mit der Voraussetzung zu erhalten, dafs sie sogar von einem der berühmtesten und gewandtesten Zöglinge der antiochenischen, also der patristisch besten exegetischen Schule abstammten; ungeachtet diese Schule sonst den Ruhm eines besseren Geschmacks und einer von der künstlichen Theologie weniger überwältigten Schrifterklärung für sich hat. Selbst im Wupperthal kann man über Elias und die geschlachteten Baalspfaffen kaum erbaulicher und anschaulicher unterhalten werden, als wir uns hier über den Teufel und den Todesfürsten, Hades, unterhalten können, wenn uns der gepriesene Bischof Eusebius von Emesa in zwei beredten Kanzelvorträgen die Vorbereitungen zu der sogenannten Höllenfahrt Christi, oder vielmehr das siegreiche Hinabkommen des auf eine kurze Zeit von seinem Körper getrennten Geistes Christi in den Sitz des Hades, dramatisch vorstellt.

Am ersten Tag giebt der Redner gleichsam das Vorspiel. Als Johannes der Täufer enthauptet war, kam nun ebenso, wie nach der oft mifskannten Eschatologie des A. und N. T.s alle abgeschiedene Geister, bis zur körperlichen Wiedererstehung, in das Todtenreich (und nicht zunächst in den Himmel) kommen sollten, auch dieses Märtyrers Geist in das Reich des Hades. Dort hat, wie der

Digitized by Google

Kirchenvater weifs, eigentlich der Tod die Herrschaft, der Teufel aber, als Freund des Todes, ist Mitbewohner. (Ganz angemessen heifst daher das unterirdische Todtenreich τὸ του Ἅδου = des Hades, gleichsam als des Königs, Wohnung.) Die ganze Menge dort vom Todesfürsten zurückgehaltener Menschengeister bestürmt den neuen Ankömmling, Johannes, mit der Frage: „Kommt denn endlich „der Herr" hieher? Versetzt er uns aus dieser Bedrängnifs? Ist erfüllt, was auf ihn prophetisch gesagt ist?"

Hierdurch setzt sich der dramatisirende Redner in den Vortheil, dafs er nun den Täufer, als „Vorläufer der Sonne der Gerechtigkeit," alle Propheten aufrufen lassen kann, ihre besten messianischen Weissagungen auszusprechen. Sie thun es der Reihe nach Wie in einem Chorus recitirt jeder das Dictum, wodurch er den individuellen Messias, mehr nach persönlichen Nebenumständen, als nach dem Geiste und der ächten Idealität, vorher verkündigt haben soll.

Dies setzt den Hades in Verwunderung. Wer, fragt er den Teufel, ist denn Der, über Dessen Herkunft diese Hochdenkenden solche Freude aussprudeln? Der Teufel erzählt dann, was er von dem Täufer wufste, auch wie er selbst in die Herodias, um ihn zu morden, gefahren sey, und wie Der, welchen der Täufer als einen Erretter verkündigt hatte, diesen doch nicht vom Tode zu befreien vermocht habe. Damals vielmehr sey Dieser (dessen Namen auszusprechen er sich möglichst hütet), aus Furcht vor Herodes, nach Galiläa geflohen, und er, der Teufel, habe nun gemerkt, dafs Derselbe übrigens auch nur ein Mensch sey, und vor dem Tode sich fürchte. Deswegen wolle er, der sich selbst anfangs vor Jenem gefürchtet habe, jetzt in die Juden fahren, damit sie Jenen kreuzigten, und er ihn in die Hände des Todesfürsten herabbringen könnte.

Hierüber erklärt sich der Hades zwar bedächtlicher. Sie beide hätten lauter Feinde um sich her. Gar zu

Digitized by Google

gerne, meint er, würden die Propheten ihre Leiber wieder bekommen, aus dem Todtenreich hinausgehen und ihnen mit Hohngelächter entfliehen. Selbst die Verdammten würden ihre Körper durch Auferstehung gerne wieder erhalten und seiner, des Todes, Gewalt, hohnlachend sich entziehn. Der Teufel dagegen ermahnt den Hades blos, sich vor den Reden der Propheten nicht zu fürchten, die Pforten des Scheol aber desto sicherer zu verwahren.

Am folgenden Tage führt der Homilete sein Drama weiter aus. Der Teufel, welcher jetzt seinen Plan durch die Juden ausführen will, versichert den Todesfürsten oder Hades, dafs er nunmehr wegen der Worte: „meine Seele ist betrübt bis zum Tode," gewifs wisse, wie sehr Jener den Tod fürchte. Deswegen habe er Alles schon zum Verrath durch Judas und zur Ermordung gegen Jenen zubereitet. „Er hat nur noch zwei Tage, ruft der Teufel aus, und ich werde ihn Dir vorstellen. Mache nur einen sicheren Ort zurecht, wo wir „den sogenannten Jesus" einsperren können." Denn viel habe ihm Jener auf der Erde zu Leid gethan. Hiervon erzählt dann der Teufel auch Manches auf seine Weise; zuletzt, dafs er Lazarus, als den Freund desselben, dem Bruder Hades überliefern wollte. Leider aber habe Dieser, er selbst wisse nicht wie, den Lazarus wieder sich entreifsen lassen.

Bei dieser Erinnerung erschrickt der Hades (S. 129. 19. 31.) gar sehr. Wenn es Der ist, sagt Er, so erbarme Dich meiner, und bringe ihn nicht hieher. Ich habe *) damals des Lazarus Leib, während ich ihn selbst, = αυτον (also den Geist in seiner menschlichen Gestalt in Gewahrsam hatte, vier Tage lang verfaulen gemacht

*) Dem Todtenfürsten schrieb man demnach nicht blos Gewalt zu über die zu ihm in Menschengestalt in die Hadeswohnung hinabkommenden Geister, sondern auch über die auf der Erde bestattete Leichname, um sie hier verwesen zu machen.

Digitized by Google

(κατεσηψα); er fing schon an, zu stinken, die Gelenke lösten sich auf. Aber da Jener an meine Thüre kam, und aufsen rief, war Seine Stimme so furchtbar, dafs der Abgrund bebte, die Erde zitterte, ich selbst in Furcht aufgelöst war, nicht aufstehen, nicht die Thüren schliessen konnte, und dieser schon „durchgefaulte" (διασαπεις) Lazarus aus meinem Schoos (εκ του κολπου μου), wie ein Löwe aus der Höhle hinaussprang, wie ein Adler entfloh, und im Augenblick alles Schwachseyn ablegte. Ich, sagt der behutsame Todtenkönig, vermag Jenen hier nicht einzukerkern.

Der Teufel dagegen schilt den Tod unmännlich und schwachmüthig. Sich selbst spornt er auf's Neue an durch Erinnerungen, wie Manchen ihm Jener schon körperlich und dem Geiste nach entrissen habe, den er schon gewifs zu haben sich freute. Der Tod warnt immer auf's Neue, dafs der Teufel mit Jenem sich nicht in einen Wettkampf, in ein φιλονικειν, einlassen sollte. S. 23. Wenn Jener blos ein Mensch wäre, meint der Hades, so hätte er nur körperliche Leiden zu heilen vermocht, nicht aber auch die Herzen der Zöllner u. dergl. zur Gesinnungsänderung umgewendet. Der Teufel schimpft, dafs der unersättliche Hades alle Welt verschlinge, nur jenen Einen aufzunehmen allzu kleinmüthig sey. Endlich ruft Hades: Gehe, thue, was Du willst! prognosticirt aber einen schlimmen Ausgang.

Der Teufel eilt zu den Juden, bewirkt gegen Jesus, was wir wissen, merkt aber endlich, und doch zu spät, durch die Wunderzeichen beim Tode Jesu, dafs dieses Alles κατ' οικονομιαν (= nach einer gewissen Leitung in der Haushaltung Gottes) geschehen, und er eben dadurch, dafs er Jesus tödtete, der Getäuschte, der Betrogene, der Verspottete, sey. (Gerade so, wie Augustinus öfters die geheime Weisheit Gottes darin entdeckt zu haben meinte, dafs derselbe dem teufelischen Leviathan den Leib Christi wie eine *esca* hingehalten habe, um den bösen Feind dadurch gleichsam an den

Digitized by Google

Angel zu locken. Bekanntlich belustigen sich überhaupt die Kirchenväter — Gott nach sich schätzend — gar oft an dem Gedanken, wie Gott den Teufel mit List fange und um sein vermeintliches Recht an den Menschen, bringe.

Wehklagend eilt der getäuschte, eigentlich sehr dumme Teufel zum Bruder Hades hinab. Hilf mir, dem Verspotteten, in meiner Erniedrigung! . . . Mit eisernen Riegeln werden die Hadespforten geschlossen; aber siehe! den Teufel unmittelbar verfolgend, kommt der Herr mit jubelnden Cherubim hinab. Hier belebt sich vollends das Drama; aber zu weitläuftig würden wir seyn, wenn wir fortan Reden und Gegenreden übersetzen wollten. Das Unterhaltendste ist, wie Bruder Hades jetzt auf den Teufel schimpft. Dreiköpfiger Beelzebub! Auswurf der Engel! Spott der Rechtschaffenen! Hab' ich Dir's nicht vorausgesagt? Aber solche Unfolgsamkeit hast Du von Anfang an, und bist dadurch vom Himmel herabgestürzt wie ein Blitzstrahl. Durch Dich werde auch ich jetzt ein Gefangener.

Der Teufel weint erbärmlich, wiederholt sich aber einige Worte Jesu, die ihn betrüglich glauben gemacht hätten, dafs Jener ein blofser Mensch sey. Die Propheten dagegen, besonders David, frohlocken, dafs ihre Weissagungen also hätten erfüllt werden müssen. Der Herr fafst den Teufel, bindet ihn mit unauflöslichen Banden, und führt ihn in das Unterste des Hades hinab. Weinend seufzt dieser. Er kommt auf unauslöschliches Feuer zu liegen, und auf Würmer, die nie schlafen, ὑπεστρωσεν αυτῳ (ὁ κυριος) πυρ ασβεστον, σκωληκας ακοιμητους. . . . Die Befreiten hingegen treten mit Gelächter ihrem Feinde auf den Kopf, und spotten seiner mit jenen Worten, in welchen Jesaias 14, 14. die vom Babylonischen Eroberer niedergeworfenen Völkerfürsten auch im Scheol über ihren Feind triumphiren liefs, da er endlich eben so unmächtig, wie sie, in das Todtenreich hinabkommen mufste. Die Propheten

alle werden vom Herrn aufgerufen: Geht in das Paradies! und voll Freuden hüpfen sie aus dem Hades in das Paradies hinaus, welches also hier, anders als in der Parabel vom reichen Mann, nicht schon den bessern Theil des Hades ausmacht.

Wenigstens eine skizzirte Probe von dem anziehend dramatischen Inhalt dieser Mythologien mufsten wir geben, um unsre Leser auf den Standpunkt zu führen, warum es wohl der Mühe werth war, diese mythischen Bruchstücke gerne von einem so ausgezeichneten Kirchenvater, wie der Emesenische Eusebius war, abgeleitet bekannt zu machen. Dr. Augusti deswegen hat von S. 64 — 101. selbst über die Stadt Emesa (das so eben in den Zeitungen öfters genannte Hems) und dann über den wichtigen Emesener, vielerlei Data gesammelt und commentirt. Zu verhehlen ist dabei freilich nicht, dafs eben derselbe Emesener wenigstens Halbarianer und ein Günstling des zum Arianismus geneigten Kaisers Constantius war, dafs er sogar für einen Mathematicus, im damaligen Sinn, nämlich für einen Mann, der geheime Künste gelernt hätte, galt, und von dem Kaiser, besonders weil er die Wünschelruthe, *τὴν τοῦ βαιτύλου κίνησιν*, zu benutzen verstand, sogar in den Persischen Krieg mitgenommen wurde. Immer aber wäre doch für jene mythisch-dramatische Methode ein alter angesehener Gewährsmann entdeckt, wenn nur die durch Petrus Lambecius in seinem Commentar *de bibliotheca Caesarea Vindobonensi, lib.* IV. *p.* 184. und *lib.* V. *p.* 135. vergl. *p.* 323. aufgestellte Meinung, dafs diese drei Homilien von dem Emesener, und dafs sie ungedruckt wären, erweislich geworden und geblieben wäre.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Eusebii Emeseni Opusc. gr. ed. Augusti und Dr. *Thilo*, *über Eusebius von Alexandrien und von Emisa.*

(Beschlufs.)

Wären, wie Manche überhaupthin annehmen, gewisse neutestamentliche Begebenheiten und Behauptungen wirklich Mythen, so müfsten sie in der That ungefähr auf diese dramatische Weise in der gehörigen Ausführlichkeit darzustellen seyn; wie auch Lavater in seinem Messias dieses Dramatisieren mehrmals recht veranschaulichend angewendet hat. Der Herausgeber vergleicht daher, S. 109, das, was er abdrucken liefs, nach einer sehr natürlichen Vorliebe für das, was wir bearbeiten, mit den dramatischen Trilogien und Tetralogien der Griechen; sogar die *divina comedia* denkt er sich gerne als einen Sprösling von jenen Vorbildern des Emeseners, wiewohl gewifs vielerlei dergleichen Phantasieproducte unter den verschiedensten Völkern nicht von einander, sondern nur davon abzuleiten sind, dafs es überall Menschen von Phantasie giebt. Viel mehr aber hätte es wohl Bedenklichkeiten erwecken müssen, dafs, wie auch p. 107. bemerkt, die antiochenische Exegetenschule eine Feindin des Allegorisirens war, und namentlich Eusebius Emesenus schon von Ernesti in der *Narratio critica de interpretatione prophetiarum Messianar.* als derjenige gelobt wurde, *qui primus, quantum scimus, in interpretando illud genus (docendi) sequi instituit, quod historiam teneret, et ea modo vaticinia ad Christum referre, in quibus proprie de eo et uno quidem sermo esset.* Cf. *Hieron. catal scriptorr. eccles. cap.* 119. Wie gewagt war es demnach, die aus Wien erhaltenen Anekdota so bestimmt jenem Emesener zuzuschreiben!

Hr. Dr. Thilo hat nunmehr in No. 2. nicht nur Alles, was gegen diese Meinung ist, in's Klare gebracht; er

Digitized by Google

hat nicht nur den eigentlichen Urheber dieser Tetratologien entdeckt, sondern auch den Mythusliebhabern ähnliche Proben aus einem von der Vergessenheit geretteten Eusebius von Alexandrien (vielleicht Alexandria *ad simum Issicum?* vielleicht *Alexandria Troas?)* theils mitgetheilt, theils zur weitern Befriedigung dieses Geschmacks nachgewiesen. Das Auffallendste, was für die Kritiker zur Warnung anzuführen ist, war, dafs die Handschriften zu Wien, aus denen die Entdeckung genommen wurde, nur von einem Eusebius sprechen, ohne jemals den Zusatz der Emesener anzugeben; dafs also die Bibliothecare, weil man ja wohl für seine Mühe auch etwas Bedeutenderes enthüllt haben möchte, ohne Weiteres einen berühmten Eusebius, und zugleich einen solchen, von dem fast noch gar nichts aufgefunden war, als Urheber des neuen Funds proklamirten.

Dr. Augusti wollte, wie es die jetzige kritische Kunst erfordert, jener so tradirten, aber durch kein äufserliches Zeugnifs unterstützten Ableitung von dem Emesener dadurch zu Hülfe kommen, dafs auch die inneren Data auf denselben hinführen sollten. Leider aber hat man von diesem nur wenige exegetische und zwei Fragmente: *de Jesu Christi persona*, in Theodorets Dialogen gegen die Ketzer; und von diesen bemerkt Dr. Thilo auffallend richtig, dafs sie weit mehr einen scharfsinnigen, nicht aber einen solchen mythologischen, Kopf verrathen. Ausserdem hat Hieronymus den Eusebius Emesenus als einen geschildert, welcher *magis historiam secutus ab his, qui declamare volunt, studiosissime legitur.* Schwerlich aber ist anzunehmen, dafs Hieronymus das dramatische Mythologisiren ein *historiam sequi* genannt haben möchte. Doch nicht genug — so schreibt Dr. Thilo S. 10. — dafs jene Homilien dem Emesenischen Eusebius in den Handschriften nicht zugeschrieben werden, sie werden sogar, wenigstens zwei derselben (S. 32. 34.) in Handschriften ausdrücklich einem anderen, einem Alexandrinischen Eusebius, beigelegt; und selbst Dr. Augusti wäre ganz nahe

Digitized by Google

daran gewesen, um aus *Leo Allatius de Simeonum scriptis* (Paris, 1664. in 4.) p. 82. von seinem Emesener weggeleitet zu werden.

Dr. Thilo nämlich ist durch seinen auf die Apokrypha des N. T. frühzeitig gerichteten Fleifs und Scharfsinn zu einer für diese Bearbeitung nothwendigen, aber höchst mühsamen Durchforschung nicht nur der Kirchenväter, sondern auch der mancherlei Katalogen von Manuscripten getrieben worden. Der Umfang und die Genauigkeit dieser Untersuchungen, wie er sich aus diesem Sendschreiben noch vollständiger, als aus der trefflich bearbeiteten Ausgabe der *Acta Thomae*, bemerken läfst, ist in Wahrheit bewundernswürdig, und in unserer Zeit wahrscheinlich ohne Gleichen. Er hat schon seit Jahren eine Sammlung dessen vorbereitet, was uns von den Schriften der berühmten antiochenischen Schule überhaupt (jener Lehrmeister des Nestorius, Chrysostomus u. s. w.) in griechischer Sprache übrig ist. Möchte ihm doch der Wunsch, S. 2, bald ausführbar werden, für die Herausgabe derselben noch einmal Paris und Oxford besuchen, und da besonders die zahlreichen ungedruckten Catenen für diesen interessanten Zweck benutzen zu können.

Im *Codex apocryphus* N. T. verlangt das sogenannte *Evangelium Nicodemi*, gerade als ein Drama in und aus dem Hadesreich, eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Der unermüdete Bearbeiter hatte dafür bereits auch eine Abschrift eben der von Dr. Augusti bekannt gemachten Homilien durch den Bischof Münter erhalten, dem sie auch der Erzbischof von Hohenwart mitgetheilt hatte. Dadurch war Th. schon vor der Erscheinung der Augusti'schen Ausgabe auf die Entdeckung gekommen, dafs diese von Lambeck und Münter, von Augusti und Tzschirner, dem Emesenischen Eusebius zugeschriebenen Kirchenreden nicht nur einem anderen angehörten, sondern dafs, was noch wichtiger ist, auch durch eben diese Entdeckung des verschiedenen Verfassers, sich mehrere ganz gleichartige Homilien auffinden lassen,

Digitized by Google

so dafs Thilo einen ganz neu entdeckten mythologischen Kirchendramatisten in der Person des Eusebius Alexandrinus mit einem Cyclus von wenigstens 10 solchen Meisterwerken (nach S. 32.) aufzuführen im Stand ist.

Die Beweise hiefür sind in dem kritischen Sendschreiben Schritt für Schritt ebenso geordnet, als überzeugend, aus den verschiedensten Untersuchungen in Eines zusammengebracht. Zuerst benutzte Dr. Th. hiezu die in der Ausgabe des Johannes von Damascus von Le Quien mitgetheilten *ἱερὰ παράλληλα*. Bei den dorther gesammelten 24 Bruchstücken bemerkt Rec., dafs mehrere derselben ausdrücklich gegen astrologischen und anderen wahrsagenden Aberglauben gerichtet sind, also am wenigsten von dem Emesenischen Eusebius als astrologischen Mathematikus abgeleitet werden könnten. Hierauf wird ein Catalog von 16 Reden aufgestellt, die nach handschriftlichen Angaben und Vergleichung der damascenischen Parallelen einem Alexandrinischen Eusebius zuzuschreiben sind. Dieser in neuerer Zeit ganz vergessene Schriftsteller wird als Urheber entdeckt von wenigstens fünf, dem Chrysostomus fälschlich zugeschriebenen Homilien, und von einer nicht geringen Anzahl der Parallelen-Excerpte. Wer aber dieser Alexandrinische Eusebius war, beruht noch auf weiteren Untersuchungen. Schon der Jesuit Torres, welcher Manches von ihm, nach einer sehr alten Handschrift aus der Bibliothek der *grotta ferrata*, die 16 oder 18 seiner Homilien darbot, für seine *defensio epistolarum decretalium adversus Centuriatores Magdeburgenses* (Florenz. 1572. Cöln, 1573.) benutzt hatte, vermuthete 1578. in seiner zu Antwerpen erschienenen Schrift: *Apostolicarum constitutionum Clementis libri* VIII., dafs er Bischof von einem Alexandrien in Asien gewesen seyn möge. Ebenso muthmafst Le Quien in dem nach seinem Tode 1740. erschienenen *Oriens Christianus*, Bd. II. S. 905: *Mea quidem sententia ille sermonum scriptor vel Alexandriae syriae episcopus fuerit, vel Alexandrinae sedis Melchiticae admi-*

Digitized by Google

nistrator, illo quo ea vacavit tempore, sub prioribus chaliphis saracenis, totis octoginta annis.

Dr. Thilo, S. 55, urtheilt, was die Hauptsache, die Reden selbst, betrifft, dafs sie nicht vor dem Ende des 4. und nicht nach dem Anfang des 7. Jahrhunderts abgefafst seyen. Für die frühere Zeit sey diese Beredsamkeit zu schlecht. (Dieser kritische Grund ist jedoch, dünkt mich, immer sehr relativ.) Th. bemerkt ferner: Die mythische Ausschmükkung oder Verunstaltung der Geschichte des Herrn, die alles rednerischen Aufschwungs ermangelnde Darstellung, und die ganze Beschaffenheit der Sprache, weisen auf ein späteres Zeitalter. (Offenbar aber wurden diese gar zu unterhaltende Phantasiespiele oft mit starken Abänderungen abgeschrieben) Auf der andern Seite seyen nach Le Quien die *παράλληλα rupefucaldina*, in denen der Euseb. Alex. angeführt ist, aus der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts, aus der Zeit Kaiser Heraclius. Demnach müfste er im 5. oder 6. Jahrh. aufgesucht werden.

Dem Rec. scheint diese ganze Untersuchung vorzüglich deswegen viel werth, weil nunmehr eine ganze Reihe von rednerischen Erzeugnissen dieser kirchlich mythologischen Dramaturgie bekannt gemacht, und dadurch das frühere Dogma, dafs alle Seelen, auch die der Besten, nicht (wie es die jetzt geltende Dogmatik als zuverlässig behauptet) unmittelbar in den Himmel, sondern in das Reich des Hades oder in den alten, doch aber mehrmals modificirten Scheol, kommen müfsten, und auch die Seligen, erst nach Wiedervereinigung mit dem Körper, aus dem Paradies in den Himmel versetzt würden, nach den patristischen Begriffen vollständiger zu erfassen seyn wird.

S. 80. d. bemerkt, dafs erst seit der Mitte des 5ten Jahrhunderts die dramatisirende Manier recht üblich wurde. Beweise hiervon seyen die in diese und in spätere Zeit gehörenden Reden unter dem falschen Namen des Gregorius Thaumaturgus, Methodius, u. A. Er-

Digitized by Google

wünscht ist daher der Anhang, wo Dr. Thilo, S. 81 bis 112, die Reihe dieser Reden vervollständigt. In der Augusti'schen Ausgabe, S. 25, ist das Drama bis dahin geführt, wo der Verräther im Garten sich näherte. Der übrige Verlauf bis zu den Wundern beim Tode Jesu ist aufsen gelassen, und die Bemerkung gesetzt: Ἐνταῦθα τὸν λόγον ἐσφραγισάμην. S. 81. giebt Thilo die am folgenden Tage von dem Redner vorgetragene Fortsetzung, gerade mit dem auffallenden Wort: ζητῶ δὲ τηνικαῦτα τὸν λόγον ἔνθα ἐσφραγίσαμεν (ἐσφραγίσαμην?). S. 84. folgt alsdann, aber ausführlicher, was in der Augusti'schen Ausgabe nur als fortlaufende Rede gegeben werden konnte.

S. 91—99. werden in gleichem Tone die Erscheinungen des Auferstandenen vom Morgen des Sonntags rednerisch dargestellt. Merkwürdig ist darin, wie der Umstand, dafs Jesus namentlich dem Petrus, Mark. 16, 7. seine Auferstehung bekannt machen läfst, hervorgehoben wird. Mit vielen Worten wird ausgesprochen, wie Jesus den Petrus habe versichern lassen, dafs Er ihn nicht etwa wegen der Verleugnung von der προκαθεδρία τῶν συμμαθητῶν abgesetzt habe, vielmehr σύ στήσῃ ἐκ δεξιῶν μου ὡς ταξιάρχης! (Mehr als von einem Primat des Vorsitzes ist demnach hier noch nicht die Rede. Sollte dies nicht zu den Spuren eines höhern Alters gehören? Ebenso die folgende grofse Freigebigkeit im Verzeihen.) Selbst dem Judas (S. 97.) würde Er verziehen haben, wenn er zu Ihm zurückgekehrt wäre. Auch seine Sünde, heifst es, habe ich an das Kreuz angenagelt, καὶ τὸ ἐκείνου ἁμάρτημα τῷ σταυρῷ προσήλωσα ἄν.

Eine dritte Rede (S. 99—104.) giebt eine Ausmalung der zweiten Parusie des Herrn, besonders mit der Hindeutung, wie Werke der Mildthätigkeit bei dem Gericht des Messias entscheidend seyn würden. Ihr habt mich getränkt, ἐγὼ δὲ ὑμᾶς εἰς τὸν παραδεισον εἰσαγάγω. (S. 103.)

Digitized by Google

In der letzten gegebenen Rede (S. 105—112.) ist es dem Redner hauptsächlich um das Zutrauen gegen die Presbyter zu thun. Viele solche brächten als Sünder die Gaben dar, aber Gott weise sie nicht ab, sondern heilige die vorliegenden Gaben durch den heil. Geist. Das Brot werde Leib des Herrn, und der Kelch werde (γίνεται) dessen τίμιον αἷμα. Einige, wird bemerkt, glaubten etwas Verständiges (εὔλογον) zu thun, wenn sie etwas Böses von dem Presbyter wissen, nicht bei einem Solchen zu communiciren. Dagegen werden viele Schriftstellen angeführt, besonders auch nach Apostg. 23, 5. ἄρχοντα τοῦ λαοῦ σου οὐκ ἐρεῖς κακῶς. Von diesen Kirchenfürsten aber werden dann (S. 112.) die Diakonen sehr unterschieden, welche Alles κελευσει τοῦ πρεσβυτέρου verrichten sollten, auch, wenn es nöthig sey, die Taufe. Eltern sollten nicht die Kinder ἐπὶ ἔτη πολλὰ ungetauft lassen. Ein nicht gestempeltes Schaaf werde dem Wolf zu Theil. Sollten nicht auch diese Anordnungen, um welche es der letzten Rede sehr zu thun ist, in eine frühere Zeit, als das Ende des 4. Jahrhunderts (S. 35.), gehören?

Noch ein besonderes Verdienst erwirbt sich Dr. Thilo dadurch, dafs er von S. 59. an mehrere Quellen nachweist, aus denen auch noch bedeutende Ueberreste des Emesenischen Eusebius bekannt gemacht werden können. Möchte er diese, da sie für die Exegese noch interessanter seyn werden, als es die mythologisch-dramatischen Declamationen für die Dogmengeschichte sind, bald mit der ihm eigenen Genauigkeit bearbeiten können!

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

Materialien zu Lateinischen Stylübungen für die mittleren Classen der Gymnasien und Lyceen. In zwei Abtheilungen. Mit beständiger Hinweisung auf Zumpt's lateinische Grammatik und mit Anmerkungen versehen von C. Fr. Süpfle, Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Karlsruhe, in der Braun'schen Hofbuchhandlung, 1832. *XII und* 165 *S. in gr.* 8.

Da diese Schrift als ein Product des Inlandes keiner näheren Kritik hier unterliegen kann, so möge es uns wenigstens vergönnt seyn, zur richtigen Würdigung derselben, Einiges über Zweck und Bestimmung, mit besonderer Rücksicht auf die an beherzigenswerthen Wünschen reichen Vorrede mitzutheilen und den Inhalt und Charakter der Schrift im Allgemeinen zu bezeichnen. Wir theilen vollkommen die Ueberzeugung des Verfs., wenn er in dem Eingang der Vorrede sich dahin ausspricht, „dafs für Schüler der untern und mittleren Classen diejenigen Aufgaben die zweckmäfsigsten wären, die nicht nur Leichtes und Schweres unter einander mengen (— wie solches bei so vielen Uebungsbüchern der Art der Fall ist —), sondern die auch einem bestimmten grammatischen Gange folgen und über die einzelnen Regeln nach Anleitung des eingeführten Lehrbuchs abgefafst sind;" — und wenn er weiter S. II. bemerkt, dafs bei der grofsen Masse des zu Erlernenden „ein sicherer Stufengang der grammatischen Regeln und die unmittelbar darauf folgende praktische Einübung derselben durch mündliches oder schriftliches Uebersetzen unerläfslich ist, wenn das Gelernte zum Bewufstseyn, ich möchte sagen zur Anschauung gebracht werden soll. Ueberhaupt aber bin ich der Ansicht, dafs in den untern und mittleren Classen der gelehrten Anstalten weit mehr componirt, als exponirt werden sollte u. s. w." Diese und andere in der Natur der Sache begründeten und durch die Erfahrung bestätigten Sätze möchten wir allen Schulmännern, denen Förderung des sprachlichen Unterrichts zunächst in der lateinischen Sprache am Herzen liegt, wiederholt zur Berücksichtigung empfehlen.

Das an dem Karlsruher Lyceum für stylistische Uebun-

Digitized by Google

gen eingeführte Krebs'sche Handbuch hat bei manchen unverkennbaren Vorzügen doch den Mifsstand, dafs zu den Regeln nur einzelne abgerissene Sätze als Uebungsbeispiele gegeben werden, die, weil sie aufser allem Zusammenhang und Verbindung stehen, leicht unverständlich werden und dadurch zu Mifsgriffen bei der Uebersetzung Veranlassung geben, überhaupt dem Schüler das richtige Auffassen in manchen Fällen erschweren. Diesem Uebelstand suchte der Verf. durch vorliegendes Uebungsbuch abzuhelfen, welches darum eine Sammlung von zusammenhängenden Themen über die einzelnen grammatischen Regeln nach dem Gange des Krebs'schen Lehrbuchs in der ersten Abtheilung liefert und zwar von §. 67 — 292, in Allem 132 Aufgaben, in der zweiten Abtheilung dann aber vermischte Aufgaben enthält, die theils aus der alten Geographie, theils aus der alten und neuen Geschichte und dergl. entlehnt sind. Der Verf. hat mit einer Sorgfalt, die nirgends zu verkennen ist, diese Aufgaben ausgearbeitet, so schwierig es auch oft ist, über eine bestimmte Regel ein zusammenhängendes Ganze als Aufgabe zur Uebung zu liefern, und dabei stets den Schüler zu berücksichtigen, was aufser der Sorge für zweckmäfsige Wahl des Stoffs und mannichfache Abwechslung in den Themen zugleich eine Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags, sowie eine Bestimmtheit des Ausdrucks erfordert, die, weil sie schwer zu erreichen ist, um so mehr hervorzuheben ist, wenn sie, wie einen Jeden leicht ein Blick in dieses Uebungsbuch lehren kann, in einer so befriedigenden Weise angetroffen wird. Dafs durch Aufgaben der Art, die ein zusammenhängendes Ganzes bilden, der Sinn des Schülers weit mehr zum Nachdenken angeregt, und seine Kraft auf eine nur noch nützlichere und ersprieſslichere Weise in Anspruch genommen wird, unterliegt keinem Zweifel; und darum schon würde vorliegendes Uebungsbuch unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme verdienen, wenn es auch nicht durch besondere Eigenschaften noch einer Empfehlung sich würdig

Digitized by Google

machte. Nirgends ist der Hauptzweck, die Schüler mit der lateinischen Grammatik recht vertraut zu machen, aufser Augen gelassen, und darum sind denn auch in den Noten neben den Angaben einzelner lateinischer Ausdrücke und Redensarten zahlreiche Nachweisungen auf die Lehrbücher von Zumpt und Krebs gegeben, um den Schüler zum Nachschlagen zu veranlassen und dadurch zugleich nähere Bekanntschaft mit der Grammatik herbeizuführen. Auch fehlt es nicht hier und dort an einzelnen grammatischen oder synonymischen Bemerkungen; eine gröfsere theilt der Verf. am Schlufs S. 163. mit, nämlich über den Unterschied zwischen *nihil aliud nisi* und *nihil aliud quam*, worüber es freilich nicht an Versuchen fehlt, die aber nicht wohl als gelungen betrachtet werden können. Der einzige, in der Natur der Redeformel selbst begründete, und darum auch nachweisbare Unterschied erscheint nach des Ref. Ermessen der, welchen der Verf. hier nachweist: *nihil (quid) aliud, quam* zu setzen, wo gesagt werden soll: Nichts Anderes so sehr als; weil hier nämlich ein Comparativ statt *aliud* denkbar scheint. Dagegen setze man *nihil aliud nisi*, wo wir sagen: lediglich nichts als, ausschliefslich nur. Aber ganz richtig fügt der Verf. hinzu, dafs da, wo keine der beiden Unterscheidungen besonders hervorgehoben werden solle, ebensowohl *quam* als *nisi* richtig sey, und dafs nur die Individualität des Schreibenden in solchen Fällen entschieden habe; vielleicht auch, dafs die Wendung *nihil (quid) aliud quam* oder *nisi* nach und nach immer mehr zu einer stehenden Formel wurde, bei deren Anwendung die genaue Rücksicht auf den ursprünglichen Begriff und Unterschied aus den Augen gelassen worden.

Was übrigens bei der Anwendung dieser Uebungen mit zu berücksichtigen, ist der Umstand, dafs überall in Nachweisung der Wörter und Redensarten oder in grammatischen Bemerkungen weislich ein Mafs beobachtet ist und der Schüler durchaus nichts mehr erfährt, als nothwendig ist, um das eigene Nachdenken

Digitized by Google

zu wecken und ihn dahin zu führen, dafs er durch eigene Kraft das Richtige finde. In sofern wird dieses Uebungsbuch den Vorwurf, den man so manchen ähnlichen Büchern der Art nicht ohne Grund machen kann, dafs nämlich dem Schüler zu Viel gegeben werde, und dadurch für den Letztern statt Vortheil nur Nachtheil aus der Benutzung solcher Bücher erwachse, nicht zu befürchten haben. Wir haben aber dagegen allen Grund, allgemeine Verbreitung dieses Buchs und Einführung aus den oben bemerkten Gründen zu wünschen, weil wir glauben, dafs es insbesondre geeignet sey, einen guten Grund zu legen, indem es frühe auf richtigen Ausdruck und gründliche Kenntnifs einer Sprache hinführt, die, obgleich sie der Grund aller wissenschaftlichen Bildung jeder Zeit war, ist und seyn wird, doch von Manchen theils aus angebornem Trägheitssinn und Bequemlichkeit, theils aus kurzsichtiger Beschränktheit und Einseitigkeit, die mit einem Mangel an ächtwissenschaftlicher Bildung meistens gepaart ist, jetzt verschrieen wird. An Belegen wird es leider Niemanden fehlen, der durch seine Stellung in der Lage war, darin Erfahrungen zu machen. Dafs der Keim zu solchen selbst auf Universitäten herrschenden und bei dem Hang zu sinnlicher Lust und Vergnügen jeder Art und bei der Bequemlichkeit der Studien immer mehr um sich greifenden Verirrungen, leider oft schon frühe auf der Schule durch verkehrte Behandlungsweise der Sprachstudien gelegt wird, läfst sich freilich in manchen Fällen — wir sind weit entfernt, dies als allgemeinen Grund anzusehen — behaupten und auch nachweisen; um so eher verdienen Werke, die, wie vorliegendes, durch zweckmäfsige Einrichtung und Behandlungsweise frühe Liebe und Zuneigung für solche Sprachstudien in einem für höhere wissenschaftliche Bildung nicht unempfänglichen Gemüthe zu erwecken wissen, Aufnahme und dankbare Anerkennung.

Wir gedenken dabei noch folgender, ebenfalls im Inlande erschienenen, und gleiche Zwecke — gründliche

Kenntnifs der lateinischen Sprache — beabsichtigenden Schrift über einen der wichtigsten Theile der lateinischen Syntax:

Die Lateinischen Präpositionen zum Gebrauche für gelehrte Mittelschulen erklärt von Ch. Th. Schuch. Heidelberg. Druck und Verlag von August Ofswald. 1831. *VI* und 61 *S. in gr.* 8.

Das Schwierige, das die Lehre der Präpositionen für einen jeden Lehrer bei dem Unterricht der lateinischen Sprache hat, wenn er anders dem deutschen Schüler eine gründliche Kenntnifs derselben beibringen will, war genug Grund für den Verf., seine Kräfte der Entwicklung dieser in Vielem so schwierigen und im Ganzen von unsern bisherigen Grammatikern nicht so, wie sie es verdiente, beachteten Lehre zu widmen, und seinen nach den besten und gründlichsten Lehrbüchern der neueren Zeit ausgearbeiteten Versuch einer Darstellung der Lehre von den Präpositionen, durch den Druck bekannt zu machen, wobei er, wie der Titel auch besagt, zunächst Schüler der mittleren Gymnasialclasse und deren Bedürfnisse vor Augen hatte. Diese Rücksicht mufste natürlich den Inhalt der Schrift, so wie die Methode und Behandlungsweise bis in's Einzelste bestimmen. Der Verf. durchgeht die einzelnen Präpositionen, indem er bei jeder ihre verschiedenen Bedeutungen, ihre Anwendung im Sprachgebrauch u. s. w. anführt und darauf eine Reihe von Belegstellen folgen läfst, die meist aus dem goldnen Zeitalter der Römischen Literatur oder auch aus andern guten Latinisten entlehnt oder den Originalstellen nachgebildet sind. Die Ordnung, in der die Präpositionen auf einander folgen, ist nicht die alphabetische, sondern nach den durch Ramshorn eingeführten Classen. Alle gelehrten Nachweisungen und Citate sind, als dem Zweck und der Bestimmung des Büchleins entgegen, weggelassen. Vielleicht findet sich der Verf., dessen vertraute Bekanntschaft mit der Lehre von den Präpositionen sattsam aus dieser Schrift hervorgeht, bewogen,

Digitized by Google

dieselbe Lehre auch für das gelehrte Publikum in einer besondern Schrift zu bearbeiten und so eine wesentliche Lücke unserer Literatur auszufüllen. Denn bei so manchen trefflichen Monographien über einzelne Theile der lateinischen Grammatik und Syntax fehlt eine umfassende und gelehrte Behandlung der Lehre von den lateinischen Präpositionen noch immer und wäre um so mehr zu wünschen, als nach des Ref. Ermessen dieser wichtigen Lehre selbst in den neuesten lateinischen Grammatiken noch nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt ist, obwohl es an einzelnen Vorarbeiten und Materialien dazu — man denke nur an Tursellinus u. A. — nicht fehlt. Möge der Verf. unserer Aufforderung Gehör geben; wir glauben von seiner Thätigkeit etwas Tüchtiges erwarten zu können.

Chr. Bähr.

Sämmtliche Anomalien des griechischen Verbs im Attischen Dialekt, auf Analogien zurückgeführt, in tabellarischen Uebersichten dargestellt und als Anhang zu jeder Grammatik bearbeitet von Raphael Kühner. Dr. phil. Hannover 1831. *Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. In groſs Folio.*

Was wir an diesen Tabellen besonders zu rühmen Ursache haben, ist die seltene Vollständigkeit und Genauigkeit in Aufzählung der einzelnen Verben und deren Abweichungen, dann die passende, den Ueberblick und damit auch die Auffassung erleichternde Anordnung des Ganzen, wie wir dies noch in keiner der Tabellen, die in ähnlicher Weise über die griechischen Verba, Conjugation, Bildung der Tempora und Modi u. dergl. mehr existiren, bemerkt haben. Die erste Tabelle enthält die Anomalien in der Augmentation und Formation der regelmäfsigen *Verba pura*, sowohl *incontracta* als *contracta*; die zweite Tabelle giebt die Anomalien in der Formation der regelmäfsigen *Verba impura*, worauf die besonderen Anomalien in der Formation einzelner Verben, der *pura* wie der *impura* folgen.

Digitized by Google

Die dritte Tabelle giebt (als vierte Abtheilung) die Anomalien im Stamme und die besonderen Klassen der eigentlich sogenannten Verba Anomala. Die vierte Tabelle bringt (als fünfte Abtheilung) die Anomalien in den Personalendungen und im Stamme, und (in einer sechsten Abtheilung) die Anomalien in Ansehung der Bedeutung Das Lichtvolle der Anordnung, die auch mit der in jeder Hinsicht rühmenswerthen typographischen Einrichtung in Einklang gebracht ist, macht diese Tabellen, in denen nicht leicht Etwas vermifst wird und die man nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen wird, für den Gebrauch auf Schulen sehr empfehlenswerth und läfst ihre Einführung und allgemeine Verbreitung wünschen.

Ch. Bähr.

P. Rutilii Lupi De figuris sententiarum et elocutionis libri duo, item Aquilae Romani et Julii Rufiniani de eodem argumento libri. Ex recensione et cum integris adnotationibus Davidis Ruhnkenii accurate edidit multisque accessionibus locupletavit Carolus Henricus Frotscher, ph. Dr. et professor extr. in univers. Litt. Lips. scholae Nicol. conrector et bibl. senat. praefectus II. Lipsiae, 1831, *sumptus fecerunt et venumdant Gust. Schaarschmidt et Frid. Volckmar (Hartmanniana Libraria). XXXII und* 293 *S. in gr.* 8.

Es ist diese Ausgabe zunächst ein mit möglichster Correctheit und Sorgfalt veranstalteter Wiederabdruck der ihrer Unentbehrlichkeit wegen mit Recht immer noch sehr gesuchten, aber sehr selten gewordenen Ausgabe des Ruhnkenius, mit der von ihm vorgesetzten *Historia critica oratorum Graecorum*, daher auch die Seitenzahlen dieser Ausgabe am Rande bemerkt sind. Was der neue Herausgeber geleistet hat, besteht theils in der sorgfältigen Nachweisung der von Ruhnken citirten Stellen nach den neueren, jetzt überall gebrauchten Ausgaben, theils und insbesondere in zahlreichen Nachträgen zu den von Ruhnken behandelten Gegenständen, wie dies bei der *Historia critica oratorum Graecorum*

Digitized by Google

namentlich der Fall ist, wo theils manche Nachweisungen aus der seitdem erschienenen Literatur, theils ausführlichere Erörterungen gegeben werden, wie z. B. S 3. 7. 27. 60. 64. Eine sehr erwünschte Zugabe ist der Abdruck einer Abhandlung von F. Ranke (S. 66 ff.) zur Widerlegung der von Ruhnken in der genannten *Historia* aufgestellten Behauptungen über die Alexandrinischen Kritiker und den von ihnen aufgestellten Kanon. Ingleichen sind Ruhnkens Noten zu Rutilius, die, wie bekannt, theils auf die Kritik des Textes, theils auf den Sprachgebrauch sich beziehen, viele schätzbare Nachweisungen aus neueren Werken beigefügt, und man wird nicht leicht auf eine Seite stofsen, in der nicht irgend ein Zusatz der Art bemerklich wäre. Wir führen dies nur an, um damit unsere Behauptung zu rechtfertigen, dafs in diesem neuen Abdruck Alles nachgetragen und bemerkt ist, was seit Ruhnken's Bearbeitung für diesen Schriftsteller geschehen ist. Der Druck ist correct; Papier und Lettern in jeder Hinsicht befriedigend. Sehr ausführliche Register (ein *Index figurarum*, ein *I. scriptorum a Rutilio Lupo laudatorum*, ein *I. scriptorum ab Aquila Romano et Julio Rufiniano laudatorum*, ein *I. Oratorum, in hist. critic. commemoratorum*, ein *Index Scriptorum*, die in den Noten und in der *histor. crit.* behandelt werden, ein *Index rerum et verbb.* und ein *Index Graecus*), ausgearbeitet durch Hrn. G. A. Koch, dessen Unterstützung Hr. Frotscher auch in der Vorrede dankbar rühmt (da ihm dieser seinen ganzen zur Herausgabe dieser Schrift gesammelten Apparat überliefs), erhöhen den Werth dieser neuen Ausgabe.

Ch. Bähr.

Digitized by

De Goële in Job. 19, 25—27. *comm. philolog. historico-critica. Auct. Joann. Gust. Stickel, Vimariensis, Theol. Baccal. et Prof. extraord. MDCCCXXXII. Jenae. VIII u.* 115 *S. in* 8.

Diese für Erwerbung der theologischen Doctorwürde verfafste Dissertation erneuert die gute alte Sitte, zur Erklärung einer ehemals oft abgehandelten und mifshandelten Stelle von der Geschichte der alten Interpretation auszugehen, den Ursprung der kirchlich gangbar gewordenen Mifsverständnisse wieder in Erinnerung zu bringen, und alsdann durch die gegenwärtig anwendbaren philologischen Hülfsmittel, nach der wahren, von irgend einer Dogmatik unabhängigen Schrifterklärungskunst, ihren Sinn auf eine grofsentheils unwiderlegliche Weise zu bestimmen. Wer hat, so darf man wohl auch hier fragen, auch hierin zu der endlich klargewordnen Wahrheit geführt? Etwa die Interpretations-Methode, auf welcher die patristische Orthodoxie beruht und consequenter Weise bestehen mufs? oder die aus Logik und Rhetorik verständig abgleitete, also rationalistische, Hermeneutik?

Gegenwärtig mag wohl die Voraussetzung, dafs die Stelle Hiobs nicht von körperlicher Todtenauferstehung rede, eben so sehr herkömmlich und modisch geworden seyn, als vormals das Gegentheil unter die Kennzeichen der übernatürlichen Orthodoxie gerechnet worden ist. Doch möchten wahrscheinlich Viele sich so nennende Rationalisten — welche aber eben deswegen, weil sie die *rationes* nicht kennen, nicht Rationalisten zu nennen sind — den philologischen Beweis für die jetzige Voraussetzung noch weniger zu führen vermögen, als ehedem fast jeder Examinandus, welcher dazu eingeübt gewesen seyn mag, um in dem Goël Hiobs den Messias der Christen als Todtenerwecker mit einiger Scheinbarkeit nachzuweisen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Dr. *Stickel, de Goële Job.* 19, 25—29.

(Beschluſs.)

Diese Gewohnheit hat, wie der Verf. so, wie ihm in diesem Punct schon die Abhandlung von Abt Henke (1783. 4.) voranging, von S. 44. an, sehr überweisend darthut, besonders die abendländische Kirche, welche ohnehin fast bei jedem Dogma das Rohere auffaſste, dem für eine ganz rohe Körperauferstehung eingenommenen Hieronymus zu danken. Die frühere lateinische Uebersetzung war fast ganz nach der Alexandrinisch-griechischen gebildet, und vom Grundtext zwar in manchen Nebenworten, doch aber dem Sinn nach weniger abweichend. Nach ihr sagte Hiob: *scio enim, quia aeternus est, qui me resoluturus est, super terram resurget cutis mea, quae haec patitur. A domino**) *enim mihi haec contigerunt, quorum ego mihi conscius sum. Quae oculus meus vidit et non alius, et omnia mihi consummata sunt in sinu.* Nach diesen Versionen hoffte Hiob eine Wiederherstellung seiner Gesundheit, ein *αναστησαι* selbst des *δερμα*. Dagegen machte Hieronymus folgende, von dem hebräischeu Text durch gewaltsame Conjectural-Aenderungen abweichende, Uebersetzung, als Vulgata, gangbar: *Scio enim, quod redemtor meus vivit et in novissimo die* (das hebräische hat nur אַחֲרוֹן, nicht בָּאַחֲרוֹן) *de terra* (das

*) Wundern muſs man sich wohl, wie מִבְּשָׂרִי durch *a Domino* übersetzt werden konnte. Vermuthlich dachte der Uebersetzer an שַׂר, *princeps*. Dem Wort nach mag er construirt haben: *Ex eo, quod est in principe* (= *deo, domino*) *meo*. Er dachte dann an den Rathschluſs, der in Gott wäre, um sein Schicksal zu bestimmen. — Man könnte vielleicht richtiger מְבַשֵּׂרִי aussprechen: „und schauen werde ich den Hochvérehrten (= Gott) als mir Gutes verkündigend = *ευαγγελιζομενον μοι.*"

hebr. hat עַל עָפָר, nicht מֵעָפָר) *surrecturus sum* (das hebr. hat in der 3. Person יָקוּם) *et rursum circumdabor pelle mea* (wie wenn das Verb. plur. נִקְפוּ ein Singulare seyn und von קוּף oder יָקַף abgeleitet werden könnte) *et in carne mea videbo deum meum, quem visurus sum ego ipse, et oculi mei conspecturi sunt et non alius. Reposita est haec spes mea* (hebr. כִּלְיוֹתַי) *in sinu meo.* Der nach der Weise der Abendländer das Grobsinnliche und Handgreifliche für die Glaubenslehre allzu gerne vorziehende Presbyter meinte, nach mehreren Stellen seiner Schriften, durch jene, wenn gleich auffallend willkührliche und gewaltsame, Textübersetzung einen wahren Schild dafür gefunden zu haben, dafs durch die Auferstehung auch der von Krankheit äufserst zerstörte Körper ganz als der alte wiederhergestellt werden sollte.

Die griechische Kirche zeigt, dafs sie immer noch mehr Geschmack und die Uebung hatte, das tropisch gesagte auch noch bildlich, uneigentlich, poetisch verstehen zu können. Findet sich gleich in *Clemens. Rom. epist. ad Corinth. p.* 36. *edit. Junii* folgende Citation: *καὶ πάλιν Ἰὼβ λέγει· καὶ ἀναστήσεις τὴν σάρκα μου ταύτην τὴν ἀναντλήσασαν ταῦτα πάντα*, so geht doch der ganze Glaube jenes römischen Kirchenvorstehers in jener Darstellung nur überhaupt auf eine baldige Auferstehung, das ist, auf die mit der Ankunft des Messias zugleich erwartete Wiedervereinigung der abgeschiedenen Menschengeister mit Leibern oder sinnlichen Organen, ohne dafs dabei von ihm, nach der occidentalischen Uebertreibung, auf eine sehr sinnliche Identität der Körper gedrungen wird. Auch hat der Verf. S. 51. sogar Gründe angegeben, nach denen wohl die Stelle aus Hiob ein weit späterer Zusatz in dem Clemens-Brief seyn möchte. Tertullian nämlich, ungeachtet er *de resurrect. cap.* 12. 13. die übrige ganze Stelle aus Clemens offenbar nachahmt, hat der Worte aus Hiob nicht er-

Digitized by Google

wähnt. Ueberhaupt ist auffallend, dafs die griechischen Kirchenlehrer, Justin, Athenagoras, Theophilus und Tatian, ja selbst Irenäus, zwar manche andere Stellen des A. T., nicht aber diese, für den Auferstehungsglauben benutzen, folglich sie als uneigentlich verstanden. Selbst Tertullian und Cyprian citiren dort, wo sie andere Stellen für die Körperauferstehung anhäufen, nichts aus Hiob.

Schade, dafs unser Luther auch hier, wie so oft von Augustinus, von der Vulgata und den spätern Lateinern durch Angewöhnung allzu abhängig blieb. Der Verf. zeigt nicht nur, dafs der Chaldäer, der Syrer, der Araber, von dieser Mifsdeutung frei blieben; seine Abhandlung erhält einen eigenthümlichen Werth auch dadurch, dafs er durch die Güte des Hrn. Dr. Gesenius die nichtgedruckte Auslegung des berühmten Rabbi Saadja, aus einer Handschrift der Bodleyanischen Bibliothek, S. 31 — 38, mittheilen konnte. Der forschende Rabbi denkt sich, Hiob habe gewünscht, dafs alle seine Reden für die Nachwelt aufgezeichnet werden möchten, weil er hoffte, dafs alsdann durch diese überzeugt, spätere Vertheidiger seiner Schuldlosigkeit auftreten würden. Der Rabbi (S. 33.) erinnert: Hiob möge dem Sprüchwort gemäfs gedacht haben, welches sagt: *probi propinqui patientibus* = „der Gedultig-leidenden nehmen sich Rechtschaffene gerne an"). So nämlich erklärt sich Hr. St. die aus dem Codex überlieferten Worte أَلصالِحِين زهم صابرين, indem Er für زُهم *adeps* vermuthet سُهم *propinquitas*. Aber selbst bei diesem Wort scheint die Bedeutung Nähe sehr ungewifs. Sie steht einzeln und ist aus der Grundbedeutung: ausgedörrt seyn, nicht abzuleiten. Dagegen bestätigt auch Hrn. Freitags *Lex. arab. T.* II. *p.* 263, dafs زهم in gewissen Fällen ein Annähern bedeuten könne, wenn es einem Anschmieren ähnlich ist. Mir scheint der sprüchwörtlich witzelnde Sinn dieser zu seyn: *probi*

sunt velut adeps patienter tolerantium, d. i. sie werden ihnen wie ein die Schmerzen linderndes Fett. Der Codex, welchen auch Rec. schon 1789. in der Bibliothek zu Oxford zum Theil excerpirte, ist arabisch, aber mit hebräischer Cursivschrift, geschrieben. Deswegen ist der Sinn zwar in der Hauptsache so, wie ihn der Verf. giebt, klar; mehrere einzelne Sätze aber bleiben räthselhaft, ungeachtet Hr. Dr. St. um ihre Erklärung sich viele Mühe gegeben hat. Das einstige Uebertragen des arabischen in die hebräische Cursivschrift und jetzt die abermalige Uebertragung aus dieser in das Arabische giebt gar leicht zu Verwechslung ähnlicher Buchstaben Anlafs, und in der Ferne vermag alsdann auch der Aufmerksamste nicht immer die treffende Lesart zu errathen.

Die Haugtsache, die Erklärung der Stelle Hiobs selbst, hat der Verf. so gründlich durchgeführt und mit Beweisen belegt, dafs auch Rec. mit ihm in den meisten Punkten mit Vergnügen übereinstimmt. Seine Uebersetzung ist: *Nam ego quidem scio, pàtronum meum vivere, et posthac super terram staturum Postquam cutem meam decusserint, hoc (scil. futurum est); et ex carne mea conspiciam deum, quem ego videbo mihi, oculi mei spectant, ac quidem non abalienatum; pereunt renes mei in sinu meo.* Hiob hoffte, Gott selbst werde noch zu seiner Rechtfertigung gegen den Argwohn, dafs sein grofses Unglück ein Zeichen grofser Verschuldungen sey! während er noch lebe, auftreten. Dies läfst der Dichter seinen Hiob ahnen und hier voraussagen, da er selbst schon den Plan hatte, Gott wirklich am Ende zu einer solchen Rechtfertigung für den nach dem Volksvorurtheil heftig beschuldigten auftreten zu lassen. Der Hauptzweck der ganzen Dichtung nämlich ist, wie Rec. *) es ansieht, gegen das gewöhnliche

*) Der Zweck einer offenbar nach einem wohlbedachten Plan angelegten Dichtung darf nicht in mancherlei Nebengedanken gesucht werden, die sich beiläufig daraus abstrahiren lassen. Er

Volksvorurtheil alter und neuer Zeiten gerichtet, wie wenn auffallendes Unglück immer Strafe und zwar Strafe für auffallende Vergehungen seyn müfste. Durch dieses Vorurtheil, welchem auch Jesus Joh. 9, 3. widerspricht, wird der Unglückliche doppelt unglücklich; und es war daher ein vortrefflicher Entschlufs des Verfs. der Jobiade, auf eine geistreiche Weise dieses Vorurtheil zu widerlegen. Alle Theile des Gedichts sind auf Erfüllung dieser Absicht berechnet. Dem Leser wird, damit er zum voraus weifs: Hiobs Unglück ist nicht Strafe! gleich anfangs vom Dichter der geheimgeschichtliche Aufschlufs gegeben, dafs ganz etwas Anderes, als irgend eine Verschuldung, die in der unsichtbaren Welt verborgene Ursache gewesen sey, wegen welcher alle jene Unglücksfälle über Hiob hereinbrachen. Gerade die volle Erprobung der reinfrommen Rechtschaffenheit Hiobs gegen einen widriggesinnten Menschenbeobachter in der Geisterwelt, gegen einen Geist, welcher alle menschliche Tugenden scharf beargwohnte, und nur aus der Eigennützigkeit ableitete, wird zum voraus dem Leser als die sonsther unerkennbare Ursache jener Uebel angedeutet. Deswegen ist nichts ungegründeter, als die kritische Muthmafsung, wie wenn der Prolog (welcher vielmehr zum voraus das Räthsel dem Leser löst und ihn die Reden und Gegenreden richtig zu beurtheilen fähig macht) eine unpassende Zuthat eines Andern seyn könnte. Gott selbst löst es am Ende nur durch Winke, dafs Er über Alles weise Gründe für sein mächtiges Wirken habe. Welche Er hier gehabt habe, ist nicht dort von dem, der dazu viel zu erhaben wäre, gesagt. Daher hat es der Dichter sehr passend in seiner eigenen Ouvertüre anticipirt.

---

wird nur dadurch entdeckt, dafs man aufmerkt, nicht nur auf welches bestimmte Resultat das Ganze hinstrebt, sondern auch, ob und wie alle einzelne Haupttheile mit dieser Tendenz zusammenhängen, sie vorbereiten, entwickeln und am Schlufs als erreicht zeigen. Dieses Hinblicken auf den Zweck mufs den Exegeten immer leiten, wie es natürlich dem Urheber einer solchen Darstellung immer vor Augen war.

Digitized by

Die Freunde des Hiob stellen dann alle, wie ein Chorus, die allzu gemeine menschliche Meinung vor: Unglück ist nichts anders, als Strafe von Gott. So hält Genes. 3. die Arbeit (das wohlthuendste für die Menschen) für Strafe. So meinte Augustin: das Sterben ist Strafe, also Folge einer allgemeinen Verschuldung, selbst der Kinder. Hiob behauptet dagegen gerade das, was der Dichter will, und was der richtigere religiöse Verstand behaupten mufs. Er beharrt, nach seinem Gewissen, dafs gerade sein Unglück nicht eine strafende Folge von geheimen Verbrechen seyn könne, dafs aber Gott nach seiner Macht und Weisheit, aus ganz anderen uns unbekannten Gründen, das Unglücklichste werden lassen könne; dafs derselbe jedoch selbst endlich gerecht seyn und ihn, den schuldlos und doch so fürchterlich Leidenden wenigstens von dem Vorwurf, all' diesen Jammer verschuldet zu haben, frei machen müsse. Und eben dies läfst ja der Dichter zum Beweis, dafs seine Dichtung gerade diesen Zweck hatte, am Schlufs wirklich erfolgen, um für alle Verständige jenes den Unglücklichen fast unerträglich schmerzliche Vorurtheil aufzulösen.

Dafs Hiob recht hatte, Leiden und Schuld von einander zu scheiden, dies ist der Hauptinhalt der ganzen, etwas sehr tröstliches offenbarenden, Dichtung. Es zeigt sich, wie die nächstfolgenden Verse (28. 29.) sagen, dafs die Wurzel der Sache = das, woraus des ganzen Streits wahre Beschaffenheit und Entscheidung hervorgeht, in Hiob, nämlich in dem, was Er behauptete, zu finden war. Alsdann wenn Gott, als sein rettender Geschäftsführer, für ihn auf dem Staub, worin er safs, auftrete, werden sie, die jenes Vorurtheil immer wiederholenden Freunde, ausrufen: Warum wollen wir Ihn ferner verfolgen!

Das Wort גֹּאֵל führt der Verf. auf das onomatopoetische גַּל, wälzen, zurück, so dafs es daher *aliunde ad se removit* i. e. *repetiit*, *redemit*, *liberavit* be-

Digitized by Google

deute. Ich bekenne, dafs ich gegen diese Methode, gewisse Urlaute als die Wurzeln aller andern Zusammensetzungen anzunehmen, das grofse Bedenken habe: ob denn die Sprachzeichen so regelmäfsig und kunstgerecht gebildet worden seyn können? Ich möchte ohne weiteres lieber bei dem erweislicheren Sprachgebrauch stehen bleiben. جأل bedeutet (s. Castell. und Freytag) gehen und kommen, d. i. geschäftig, rührig sich betragen. Damit stimmen die Bedeutungen von جال *circumivit*, überein. Goel ist demnach ein für etwas geschäftiger. גְּאָלַי ein für mich geschäftiger (= um meinetwillen gehender und kommender). גֹּאֵל הַדָּם ist ein wegen vergossenen Blutes hin und wieder gehender, ein dafür Geschäftiger. Sehr gut erinnert der Verf. an Thren. 3, 58. רַבְתָּ אֲדֹנָי רִיבֵי נַפְשִׁי גָּאַלְתָּ חַיָּי. Wörtlich: *itasti quoad vitam meam.* Prov. 23, 11. ist Gott den Waisen גֹּאֲלָם, der für sie Geschäftige. (Auf jeden Fall würde sich auch diese Deutung leicht auf גלל, *volvit*, zurückführen lassen.) Der Verf. selbst vergleicht, S. 79, sehr passend die Paralstelle 16, 19, 20, wo Hiob Gott seinen Zeugen im Himmel nennt. Von diesem hoffte er, dafs er ihm seine Schuldlosigkeit bezeugen, und also den Argwohn der Freunde, wie wenn sein grofses Unglück nur Strafe grofser heimlicher Verbrechen seyn müfste, von ihm abwenden werde. Auch die Araber nennen Gott ihren *Wacil*. *Jacol* nämlich, das wir gewöhnlich vermögen, *valere*, übersetzen, bedeutet als passive Form eigentlich so viel als: mit Macht begabt seyn, und daher ist وكيل *Wacil*, ebenfalls als ein Passivum, so viel als ein Bevollmächtigter, welcher für den Andern etwas zu besorgen hat.

In der dritten Zeile übersetzt der Verf. das Wörtchen זֹאת, weil es als Feminin. Singul. nicht der Nominativ zu

dem Verbum נִקְּפוּ seyn kann, als Neutrum = *hoc*, und supplirt in Gedanken יִהְיֶה. Daher nimmt Er den Sinn an: Auch nachdem (diese Uebel) meine Haut durchfressen haben, wird dieses werden! (Dieses nämlich, dafs Gott als mein Vertheidiger, wenn gleich spät, auftritt). Dennoch erscheint hier dieses kurze זֹאת, worauf doch der Nachdruck liegen müfste, fast allzu kurz; auch ist wohl unerwartet, dafs das Verbum im Pluralis ohne Substantiv steht, und das Subject der Rede: diese Uebel, nur in Gedanken supplirt werden müfste. Dem Wörtchen זֹאת, als *hoc*, correspondirt im Arabischen ذاك, es ist also ein mit ذ geschriebenes Wort. Das ebenfalls mit ذ geschriebene Verbum ذأي bedeutet wie ذوي, abmatten und abgemattet seyn, *vehementer propellendo emaciare (camelos, uxorem in coitu)*. Ebenso *flaccida evasit e. g. herba*. Daher ذاوٍ *emaciatum pecus*. Leiten wir das זֹאת unserer Stelle davon ab, so dafs זֹאת hier statt זְאֵת abmattende Heftigkeiten, Paroxysmen steht, so hat der Plural נִקְּפוּ das Substantivum plurale, das er bedarf, ohne Ellipsis. Der Sinn ist: Auch nachdem (= אַחַר אֲשֶׁר) meine Haut durchfressen haben die Krankheitsübel. . . . Dieser Satz hängt nämlich mit יָקוּם zusammen. נָקַף ist durchbrechen, durchschlagen, durchfressen.

Weiterhin kann אֲשֶׁר vor אֲנִי, nach der hebräischen Constructionsart, schwerlich ein Accusativ = *quem*, seyn. Ich möchte beide Worte verbinden: *is, qui ego sum*, d. i. ich selbst, wie ich eben bin, werde ihn schauen, mir zum Besten. Das nachfolgende וְאֵי darf schwerlich als Futurum übersetzt werden. Der Unterschied zwischen der Form des Präteritum und Futurum ist gewifs viel strenger, als gewöhnlich geschieht, zu beobachten. In einer Sprache, die so wenige Zeichen

Digitized by Google

hat, darf man um so seltener annehmen, dafs sie mit einander blos verwechselt wurden. Dadurch machen sich die Exegeten manche Stelle gar zu leicht. Hält man fest daran, dafs das Präteritum nicht umsonst steht, dafs aber die *forma futuri* ausdrückt, was wir durch Subjunctive, Optative und Conjunctive ausdrücken, so erhalten nicht wenige Stellen ihren bestimmteren Sinn. — Hier ist die Bemerkung anzuwenden, dafs oft zwei Zeilen als Protasis und Apodosis mit einander zu verbinden sind. Daher können wir hier übersetzen:

> Und haben meine Augen (ihn) gesehen, und zwar als einen mir nicht Entfremdeten,
> So sind ganz (kräftig) geworden meine Eingeweide in meinem Schoos.

Der Sinn ist: wenn Gott ihm günstig und rechtfertigend erscheine, so sey er wie neubelebt. כַּלּוּ ist, wie כָּל, nicht von כָּלָה, sondern von כָּלַל, ganz werden oder seyn, abzuleiten.

Noch möchte ich bemerken, dafs der Vereinigung dieser Stelle mit dem Vorhergegangenen und dem Nachfolgenden wohl einige Worte zu widmen gewesen wären. Es mufs der ächten Erklärung dieser, wie mancher classischen Stelle, hinderlich seyn, wenn sie, wie gewöhnlich, nur aus dem Context herausgehoben wird. Der nächstfolgende Vers:

> Denn sagen werdet Ihr: Warum wollen wir ihn weiter verfolgen?
> Und die Wurzel der Sache (der Grund, dafs ich Recht habe) ist alsdann gefunden bei mir (und nicht bei euch).

macht auffallend deutlich, dafs vorher nicht von einer künftigen Todtenauferstehung die Rede gewesen seyn kann. Denn hier wird unmittelbar vorausgesetzt, dafs das vorher angedeutete geschehen soll, während die Freunde Hiobs noch als solche, die gerne Jagd auf ihn machten, gegenwärtig seyn würden.

Ich füge nur noch bei, dafs im folgenden Vers 29. ich nicht begreife, wie Hiob den Beschuldigern mit dem Schwert חֶרֶב gedroht haben könne, und wie er ihren

doch blos in Worten ausströmenden Zorneifer eine das Schwert verdienende Sündenmenge עֲוֹנוֹת חֶרֶב genannt haben könnte. Ich frage deswegen, ob nicht חֶרֶב, *exsiccatns, aridus*, ξηρος, auszusprechen sey. Alsdann kann übersetzt werden:

> Scheuet euch vor (mir als) einem Ausgetrockneten!
> Denn Zorn (wie Ihr ihn äufsert) ist eine Sündenmenge (er ergiefst eine Menge von Beleidigungen).
> Ausgetrocknet (bin ich), damit ihr erfahret, was der Urtheilsspruch ist (= an mir werdet Ihr zu lernen haben, was das rechte Urtheil ist, statt eures Vorurtheils).

Hiob will, so viel ich einsehe, sagen: Gott hat diese mich ganz austrocknende Krankheit an mich kommen lassen, damit er euch, was das rechte Urtheil darüber sey, kund mache. Immer nämlich hält der Dichter seinen Zweck fest, dafs das Vorurtheil, wie wenn man nur, um bestraft zu werden, in grofses Unglück verfallen könne, durch das Beispiel Hiobs, dessen Unglück, wie die Leser aus dem Prolog vorauswissen, eine ganz andere unsichtbare Ursache gehabt habe, widerlegt werden solle.

Rec. hat die gründliche Abhandlung des Verfs. nicht anders, als mit aufmerksamer Theilnahme, lesen können. Daher der Versuch, ihm und Forschern seiner Art auch einige exegetische Gedanken, als Gegengabe, zur Beurtheilung vorzulegen. Nur noch Eines bemerke ich, dafs, da der Verf. auch die Literatur der Stelle Hiobs umsichtig verglichen hat, die *Curae hexaplares in Jobum e Codice Ambrosiano* von Dr. Middeldorpf (Breslau, 1817, 4.) als ein sehr fleifsig bearbeiteter Beitrag noch verglichen zu werden verdienten.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

KURZE ANZEIGEN.

Forderungen des wahren teutschen Protestantismus gegen Einschleichung eines ein evangelisches Papstthum verbreitenden Konsistorialglaubens. Nebst einer phys. mathematischen Abhandlung über die Noachische Fluth. Von K. C. v. Langsdorf. *) *Heidelb.* 1831, *bei Winter.* 155 *S. in gr* 8. (1 fl. 12 kr.).

Zu dieser Schrift wurde der Verf. durch die Schrift eines Zeloten: „Einige Hauptpunkte aus Dr. Paulus Leben Jesu (Nördlingen 1830.)" veranlafst.

Zuerst Bemerkungen über des Hrn. Prälaten Hüffell Abhandlung: „Friedensvorschläge zur Beendigung des Streites zwischen biblisch-christlichen Theologen und Rationalisten, und zur Beruhigung der evangelischen Kirche (in dessen Zeitschrift für Predigerwissenschaften II. Bd. 1. Heft S. 119 – 142.)." Der Verf. der vorliegenden Schrift liefert S. 1 – 23. und S. 78 – 112. eine scharfe Kritik der gedachten Abhandlung, in der er Satz für Satz prüft und jeden Leser von mittelmäfsigen Fähigkeiten in den Stand zu setzen sucht, selbst zu beurtheilen, wie irrig selbst Religionslehrer, die bis zu dem Grade von Aufklärung gelangt sind, welchen der Hr. Prälat Hüffell erreicht hat, biblisch-christliche Theologie und Rationalismus von einander unterscheiden; welche Behauptungen sie dem Rationalismus andichten, wie grundlos ihre eigenen dem Rationalismus entgegen stehende Behauptungen sind, und wie nichtig alle von Hrn. Hüffell zur Vereinigung der biblisch-christlichen Theologen mit den Rationalisten mitgetheilte Vorschläge sind. Der Verf. dieser Kritik hält sich überzeugt, Hrn. Hüffell jede Vertheidigung unmöglich gemacht zu haben, und er findet sich in dieser Ueberzeugung jetzt noch mehr bestärkt, weil Hr. H. auch in der unterdessen erschienenen Fortsetzung seiner Zeitschrift dieses scharfen Angriffs mit keiner Sylbe gedenkt — als kluger Mann wohl wissend, dafs gänzliches Schweigen weniger schädlich ist, als eine schlechte Vertheidigung. Was der Verf. der vorliegenden Schrift zur Beurtheilung der Hüffell'schen Abhandlung gesagt hat, steht mit der Beurtheilung der Schmähschrift, in welcher der oben erwähnte Zelote gegen das Leben Jesu von Dr. Paulus aufgetreten ist, im genauesten

*) Jeder Lehrer an der hiesigen Universität hat das Recht, eine Selbstanzeige der von ihm herausgegebenen Schriften in den Jahrbüchern der Literatur abdrucken zu lassen. *Anm. d. Red.*

Digitized by Google

Zusammenhange. Doch hat der Verf. auch die merkwürdigsten Stellen dieser Schmähschrift mit gehöriger Würdigung (S. 23—55.) noch besonders ausgehoben, um die Unüberlegtheit, Rohheit, Keckheit und Wildheit des Zeloten recht kennbar vor Augen zu legen, und den Dr. Paulus als einen Religionslehrer darzustellen, den in der Geschichte des Lebens Jesu nur religiöse Gesinnungen mit wahrer Gottesverehrung leiteten. Von S. 55 bis S. 67. wird noch die gewöhnliche Lehre von besonderen Jesu gewordenen übernatürlichen Offenbarungen, von seiner durch Wunderwirkung erfolgten leiblichen Auferstehung, vom Annageln der Füfse Jesu u. s. w. mit vielen Gründen bestritten. Dann folgen (S. 68—77.) Erinnerungen gegen die Schrift: „Dreifaches Gutachten" mit vielen Bemerkungen über biblische Theologie und Protestantismus; und S. 78—112. ein Sendschreiben an Hrn. Prälat Hüffell in Karlsruhe, von dessen Inhalt oben schon geredet worden ist. Diesem Sendschreiben folgen S. 118—138. Einige Bemerkungen über die Noachische Fluth. Sie sind zwar auf Kenntnifs der höheren Mathematik gegründet, indessen bleiben die merkwürdigen Resultate doch Jedem verständlich, der nur gemeine Buchstabenrechnung versteht. Hiernach folgen Miscellen, nämlich *A*) Maafsregeln gegen das fernere Hervortreten mancher Pseudodoktoren (S. 139—141.). Es wird darin das ungebührliche Vorsetzen des Dr. vor dem Namen eines zur philosophischen Doktorwürde gelangten Theologen. *B*) Bemerkung über den neuen Badischen Katechismus (S. 141—145.). *C*) Des Verfassers Rationalismus und einige Parallelen zu Aussprüchen Christi. Die hier mitgetheilten Schriftstellen sind (sey es durch Schreib- oder durch Druckfehler) zum Theile sehr unrichtig angegeben. Da der Verf. schon in früheren Schriften und in seinem Leben Jesu wiederholt behauptet hat, dafs Jesus als wohl unterrichteter Rabbine seine sämmtlichen Lebenslehren schon im A. T. vorgefunden habe, so wird es den Lesern dieser Schrift nicht unwillkommen seyn, hier dafür das von ihm selbst verbesserte Verzeichnifs hierher gehöriger Schriftstellen mitgetheilt zu finden.

1 Mos. 1, 1; 1 Mos. 18, 14; 2 Mos. 20, 1—17; 2 Mos. 34, 6; 3 Mos. 19, 1—3. auch V. 10, 18 u. 32; 4 Mos. 6, 23—26; 5 Mos. 6, 4—5 u. 25; 5 Mos. 8, 6; 5 Mos. 10, 12. auch 17—20.

Ps. 1, 1; Ps. 9, 10 u. 11; Ps. 19, 8—12; Ps. 33, 6. 8. 9. 13. 18. 20 u. 21; Ps. 34, 9; Ps. 37, 5; Ps. 41, 2; Ps. 51, 12—14; Ps. 73, 25 u. 26; Ps. 86, 5 u. 11; Ps. 90, 2; Ps. 103, 8—10 u. 13; Ps. 106, 1; Ps. 111, 10; Ps. 118, 8; Ps. 119, 1—176; Ps. 139, 1—12 u. 16; Ps. 143, 10; Ps. 145, 8. 13. 15. 16. 18 u. 19.

Sprüchw. Sal. 2, 1—6; Spr. 3, 5—7, 11—13; Spr. 8, 17; Spr. 11, 2. 19. 20 u. 28; Spr. 12, 10. 19. 24 u. 28; Spr. 12, 10. 19. 24 u. 28; Spr. 13, 9 u. 14; Spr. 14, 15. 27. 30 u. 31; Spr. 16, 3; Spr. 19, 17; Spr. 20, 1. 19 u. 27; Spr. 25, 9. 21 u. 22; Spr. 27, 2; Spr. 28, 13 u. 24; Spr. 30, 17.

Digitized by Google

Pred. Sal. 12, 13.
Weisheit 1, 6; Weish. 2, 12—23.
Sirach 3, 18; Sir. 4, 4. 5. 8. 11ɸ. 15. 27 u. 33; Sir. 7, 10. 29. 39 u. 40; Sir. 15, 22 u. 23; Sir. 17, 28; Sir. 18, 1—4. auch 12 u. 22; Sir. 23, 1—4 u. 28; Sir. 24, 25 u. 26; Sir. 32, 27; Sir. 35, 3—5.
Maleachi 2, 10.
Jesaias 64, 16.

Es hätte dem Verf. nicht schwer fallen können, dieses Verzeichnifs noch bedeutend zu vermehren.

S. 150 u. 151. folgen *D*) Einige Parallelen zwischen dem sogenannten biblisch-christlichen Theologen und dem rationalistischen Christen, die für ersteren nicht sehr empfehlend klingen. Endlich S. 152 u. S. 153. *E*) Darstellung verschiedener protestantischer Parteien. In einer beigefügten Tabelle findet man *A*) Biblisch-christliche, und *B*) Rationalistisch-christliche, auch Antisupranaturalistische. Unter *A*) stehen *C*) Gemäfsigte Orthodoxen. — Gemäfsigte Supranaturalisten z. B. Schott, Brettschneider, Hüffell u. s. w. Dann *D*) Altkirchliche Orthodoxen, Hyperorthodoxen, Obskuranten, Finsterlinge, Supranaturalisten, Hengstenbergianer, als synonymische Benennungen. Als Beispiele nennt der Verf. Hahn, Tholuk, Harms, Hengstenberg u. s. w. Zeloten, setzt er hinzu, findet man nur bei dieser Parthei. Unter *B*) stehen *E*) Rationalistisch-biblisch-christliche, z. B. Paulus, Wegscheider, Gesenius; ihre Quelle, sagt er, bleibt immer das N. T. Aber der Becher, mit dem sie daraus schöpfen, ist der Verstand. Dann *F*) Rationalistisch-christliche im engeren Sinne, zu denen der Verf. selbst gehört. Den Beschlufs des Werkchens macht S. 154 u. 155. ein Nachwort, mit dem die so genannten biblisch-christlichen Prediger wohl nicht zufrieden seyn werden.

v. Langsdorf.

Bibliothek christlicher Denker, herausgeg. von Dr. F. Herbst. Zweiter Band. Johann Kaspar Lavater. Auch unter dem Titel: *Joh. Kaspar Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken. Dargestellt von Dr. F. Herbst. Ansbach*, 1832. *XII* u. 472 *S.* 8.

Der erste Theil dieses Werkes, die Darstellungen des Lebens von Hamann und Fr. H. Jacobi enthaltend, wurde bereits in diesen Jahrb. 1831. Heft 10. S. 1009 ff. von uns angezeigt. Dort haben wir uns ausführlicher über die Tendenz des ganzen Werkes ausgesprochen, können also dies hier übergehen. Demgemäfs können wir auch in Rücksicht dieser Darstellung dem historischen Verdienst des Verfs. vollkommene Anerkennung geben. Er hat mit der rühmlichsten

Digitized by Google

Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit den reichen und noch lange nicht genug bearbeiteten Stoff gesammelt und in einem treuen, lebendigen und klaren Bild zusammengestellt. Dafs die Persönlichkeit eines Lavater es werth war, unserer Zeit von Neuem vor Augen gestellt zu werden, und zugleich in einem treffenden Abbild der Nachwelt überliefert zu werden, wer wollte dies wohl leugnen? Je mehr das Leben unserer Zeit sich zu dem Kampf um allgemeine Grundsätze herausbildet, um so mehr verliert sich die Individualität der Einzelnen in den gröfseren Massen der Partheien, desto seltener werden die Charactere mit entschiedener Originalität und in sich abgeschlossener Individualität, wie Lavater war, und wie sie nur jene Zeiten des ersten Erwachens einer freien frischen Geistesbewegung, die sich zunächst nur in den Einzelnen im Widerspruch mit, oder doch in der Absonderung von den Zeitgenossen regte, hervorbringen konnte. Daher gewährt das Anschauen solcher Erscheinungen, die unserer Zeit mehr oder weniger fremd werden, einen eigenthümlichen Genufs. Wenn aber der Verf. jene Männer uns vorführt in der Absicht, ihren Grundsätzen selbst in unserer Zeit Geltung zu verschaffen, so können wir ihm noch weniger in Rücksicht Lavater's darin beistimmen, als in Rücksicht Hamann's und Jacobi's. Ich wiederhole hier nicht mein früher ausgesprochenes Urtheil über des Verfs. Ansicht von christlicher Philosophie überhaupt, und bemerke nur, dafs ich in Lavater's Lehren und Grundsätzen weder das wahrhaft Christliche noch ein ächt Philosophisches anzuerkennen vermag. Nicht rein christlich ist mir in Lavater, bei aller innigen und fast glühenden Frömmigkeit, die vorzugsweise wunderbare oder nach seinem eigenen beliebten Ausdruck „magische Kraft," worein er das Wesen des Christenthums setzt.

Zum Philosophen aber war Lavater schon durch seine vorherrschend phantastisch und praktisch bewegte, heftige und leidenschaftliche Gemüthsart völlig untauglich. In ihm war Alles unmittelbare Anregung des Gemüths, Anschauung der Phantasie und lebendige That; die scharfen und verwickelten Vermittelungen der Abstractionen und der Speculation waren seiner Natur völlig zuwider. Wäre dem Verf., wie dem Rec. und vielleicht den meisten seiner Leser, der historische Zweck seiner Darstellungen der höchste, so möchten wir ihm wohl rathen, seinen individuellen Ansichten über Christenthum und christliche Philosophie weniger Einfluss auf die Beurtheilung der dargestellten Männer zu gestatten, als geschehen ist.

H. Schmid.

Digitized by Google

„*Herr Prof. Hoepfner und seine Ansichten, öffentlich in Schutz genommen von Dr. Karl Ruthenus. Leipzig, bei Berger.* 1832. 8. 1 *Bogen.*

Ein Extrem rufe das andere hervor; besonders in der Religion [= in den Religionsauslegungen einzelner Theologen]. Dem Antichristianismus der ersten Jahrhunderte sey als Gegensatz gegenüber gestanden der Chiliasmus [einer baldigen Wiedervergegenwärtigung des Messias auf Erden]. Jetzt erzeuge der Rationalismus als seinen Gegensatz den Mysticismus. Dieser aber und Chiliasmus seyen wie Grund und Folge. Rationalismus und Supernaturalismus mit Ruhe und Besonnenheit gelehrt, würden ihn, den Chiliasmus (zunächst des Hrn. Prof. Höpfners?) nicht hervorgebracht haben. Aber — — „in eben dem Verhältnifs, als jene ruhige „Besonnenheit in Frivolität überging, steigerte sich hier [im „H. Chiliasmus] das Gefühl bis zur sinnlichen Wahrnehmung."

Dies sind die Hauptsätze eines mir zugeschickten Blatts, welches den mir völlig unbekannten Chiliasmus des Hrn. Prof. Höpfner durch eine Art von psychologischer Nothwendigkeit von Gegensätzen und Extremen zu entschuldigen sucht. Die angegebenen Sätze, wenn sie genauer bestimmt würden, enthalten viel Wahres; und gegen des Verfs. beabsichtigte Bewirkung eines billigeren Urtheils sowohl über eine Meinung, als über eine Person, habe ich überhaupt nichts einzuwenden.

Aber Hr. Ruthenus macht nach der Bemerkung, dafs Frivolität in dem Gegensatze die Steigerung und Uebertreibung des Chiliasmus veranlafst habe, einen mir unbegreiflichen Uebergang auf meine Person, Lehrart und Schriften. Wahr ist's, was Dr. R. voranschickt: Wäre bei Allen ein wahrer Ernst, nur das Nützliche zu fördern, so würden sich lieblose und einander ausschliefsende Gegensätze gar bald verlieren, und das Unglüsk gemildert werden können, das nur ein praktischer Religionslehrer ermessen kann. „In der Wissenschaft zwar könne von schonenden Rücksichten auf Unvollkommenheiten nicht die Rede seyn. Aber jene gefährliche Consequenzmacherei in einer Wissenschaft, die das Heilige nähren und aufrecht halten solle, müsse dieselbe nur vermehren und entwürdigen."

Und nach diesem mir unbegreiflichen Sprechen von gefährlicher Consequenzmacherei lese ich nun mit Einemmal folgenden Uebergang auf mich:

„Oder kann das etwa gebilligt werden, was die Paulus und Venturini's gesprochen haben? Was Ersterer aufrichtig gewollt, haben seine Zuhörer übersehen, was er aber nicht gewollt, — und ich darf wohl von ihm erwarten, dafs er dieses nicht gewollt — haben sie begierig ergriffen und in Umlauf gebracht. Und dafs dieses leicht aufgefafst und von dem grofsen Theile begierig ergriffen worden ist, läfst sich wohl kaum bezweifeln. Wie es aber von dem-

Digitized by Google

selben (grofsen Theile) hätte aufgefafst werden können, hätte auch (vom Lehrer zuvor?) berücksichtigt werden sollen. Und gewifs wäre das Urtheil über die Controversen schonender und ernster gewesen. Ueberhaupt hätte man, da man ja jede andere Wissenschaft mit Ernst und Würde treibt, es ganz vorzüglich bei einer solchen thun müssen, die zu eng mit dem Leben und den menschlichen Wünschen und Foderungen verbunden ist. Und hätte sich Jeder, wer es auch nur immer wagte, diese oder jene entweihende Aeufserung zu thun, sich aus der Wissenschaft, die er *ex professo* trieb, Rathes erholt, so würde er schwerlich darauf verfallen seyn, das mit Spott und Frivolität zu bekämpfen, was viele Jahrhunderte gegolten und in dem Herzen der Menschen Wurzel gefafst hat."

Ich lasse diese Stelle hier, in der Nähe aller Derer, die mich beobachten können, wörtlich wieder abdrucken. Sie mögen erfahren und beurtheilen, was ein mir Unbekannter über mich und meine Zuhörer in der Ferne verbreiten will. Von Hrn. Prof. Höpfners Chiliasmus weifs ich kein Wort, las ich keine Zeile; vermuthlich meine Zuhörer auch nicht. Woher also dieser Ausfall auf sie und mich? Den Rationalismus habe ich mehrmals besonders dadurch vertheidigt, dafs ich zeigte, wie er nicht blos aus der Intelligenz (aus der sogenannten kalten Vernunft), sondern aus dem ganzen Geist und Gemüth, aus Erfahrungskenntnissen, wie aus dem Denken und Empfinden, hervorgehe, und man selbst die Infallibilität einer Person oder einer Schrift, wie sie der Supernaturalismus behauptet, nicht anders behaupten könne, als wenn man erst von den Gründen dafür, also von der Rationalität, und zwar als Richterin, ausgehe. Davon, dafs ich auch dergleichen Controversien schonend und ernst behandelt habe, ist Jeder überzeugt, der nur lesen mag. Aber gar Viele scheinen zu schwatzen, ohne gelesen zu haben. Dafs ich meine theologische, und jede andre mir bekannte Wissenschaft mit Ernst und Würde treibe, dies ist der Stolz meines Lebens, den mir Niemand, der mich wirklich hörte oder las, verkümmern wird. Neben dem Wort „entweihende Aeufserung" kann und darf mein Name nie genannt werden! Eben so gewifs ist's, dafs nie und nirgends, seit 40 Jahren, von einem grofsen Theil meiner Zuhörer begierig etwas ergriffen worden sey, was sie nicht hätten ergreifen sollen. Der Eifer für gottandächtige Rechtschaffenheit als ein Zug wahrer Religiosität durchdringt jede meiner Vorlesungen, wie meine Schriften. Und wie oft habe ich schon die Freude gehabt, von den Besten zu hören, dafs sie nunmehr und nach diesen Ansichten gerne Theologen und Religionslehrer seyen. Schöpft je ein Leichtsinniger oder Sophistischer aus dem Rationalismus, der sich mit Bibel und Christenthum verbindet, Frivolität, so ist er eben dadurch ein Irrationalist. Aber auch aus dem Supernaturalismus und aus jeder Religionsvorstellung haben Leichtsinnige und Sophisten oft und öfter Irreligiosität geschöpft. Wenn aber das, was viele Jahrhunderte gegolten hat, ebendeswegen geltend bleiben müfste, so müfste noch jetzt fast jedes Vorurtheil gelten, und das Heidenthum wäre gegen das rationale und das supernaturale Christenthum weit überwiegend. — Genug, mit Frivolität bekämpfe ich nie etwas; mit Spott und Polemik auch den Hrn. Dr. Karl Ruthenus nicht.

Dr. *Paulus*.

Digitized by Google

1) *Die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments, in Dr. Luthers Uebersetzung, nach dem Grundtexte durchgesehen von K. Chr. Fried. Kraus, Dr. der Philos. und Pfarrer zu Isingen bei Tübingen. Tübingen, b. Schönhardt*, 1830. 1087 + 176 + 374 *S. in* 8.

2) *Das Neue Testament unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi. Neu übersetzt von einigen Theologen Augsburgischer Confession. Denkmal des Jubeljahres* 1830. *Zwickau, in der Richter'schen Buchhandlung.* 363 *S. in* 8.

3) *Das Neue Testament, übersetzt, mit kurzen Erläuterungen und einem historischen Register von E. Gottfr. Ad. Böckel, Dr. der Theol., Hauptpastor an der Jacobikirche und Scholarchen in Hamburg. Altona, bei Hammerich*, 1832.

Unstreitig gehört es auch zum Charakteristischen unserer Zeit, dafs immer mehrere Versuche gemacht werden, von dem, was Sprach - und Sachverständige an der kirchlichen Bibelübersetzung zu verbessern fanden, Manches mit Auswahl auch allgemeiner in Umlauf zu bringen. Nur der Mafsstab für dieses Verbessern ist schwer zu finden, noch schwerer anzuwenden. Soll und darf alles Unrichtige abgeändert werden? oder nur, was bedeutenderen Einfluſs auf Lehre und Sitten haben kann? Sollte man nicht, wo noch zwischen zwei Erklärungen ein Schwanken statt findet, beide wenigstens andeuten? Wie erhält man den alterthümlichen Ton? Beleidigt man nicht das Angewohnte, wenn man manche Ausdrücke vertauscht, wie Rechtschaffenheit statt Gerechtigkeit und dergl.

Nichts Bessers konnten einst die Reformatoren thun, als dafs sie von den vielerlei unzuverlässigen und meist verkehrten patristischen Traditionen auf die ursprüngliche Ueberlieferung der Bibel selbst, besonders der dem Urchristenthum gleichzeitigen neutestamentlichen Schriften zurückgingen. Sind gleich diese fast alle nur in speciellen Beziehungen, und nicht mit der Absicht, etwas

Digitized by Google

Vollständiges über die Geschichte Jesu und der Apostel, noch weniger aber einen geordneten Ueberblick ihrer praktischen Vorschriften und Lehren zu geben, verfafst, sind sie also gleich keineswegs (nach No. 2.) als „Das neue Testament Jesu" zu benennen; so sind sie doch als gleichzeitige, obgleich partikuläre, Aufzeichnungen die einzige zuverlässige Ueberlieferung vieler urchristlichen Ansichten. Soll aber der evangelische Hauptzweck, in den protestantisch-kirchlichen Religionsüberzeugungen zu dem, was im geschichtlichen Urchristenthum eigentliche Religionslehre ist, und was dort von manchen Nebenmeinungen wohl unterschieden werden müfste, zurückzukommen, von Mehreren erreicht werden, so wäre hauptsächlich nöthig, dafs in der meistentheils vortrefflichen Uebersetzung Luthers, mit möglichster Beibehaltung seines alterthümlichen Tones, doch *alle* die Stellen sprachrichtig verdeutscht würden, worin er den Sinn, aus Mangel der damaligen Hülfsmittel, nicht genau genug erreicht hat. Denn wie kann der evangelische Protestant als Nichttheologe dennoch seinen ersten Grundsatz: den zur Religion gehörigen Inhalt des Urchristenthums allen späteren Zusätzen vorzuziehen, und also denselben von diesen möglichst zu reinigen, für unsere nicht mehr blos antipapistische, sondern auch andern Vorurtheilen absagende Zeit mit einem genügenden Grade von Selbstüberzeugung erfüllen, wenn in seiner Kirchenübersetzung immer noch so viele Stellen übrig bleiben, welche mit dem Grundtext nicht übereinstimmen.

Diesem Uebelstand abzuhelfen, versucht man dreierlei Mittel.

Man hat den kirchlich gewordenen, doch dem ursprünglich lutherischen Text nicht mehr ganz conformen Uebersetzungstext beibehalten, und die Berichtigungen nur durch untergesetzte kurze Bemerkungen und durch Capitelüberschriften für die Aufmerksamen verständlich machen wollen. In diesem Sinn

Digitized by Google

wurde die ganze Bibel nach Luthers Uebersetzung von dem gelehrten und behutsamen Volkslehrer, Compastor Nikolaus Funk, unter Zustimmung des Generalsuperintendenten Adler, bearbeitet, und zu Altona 1815. in dem gewöhnlichen kleinen Bibelformat möglichst wohlfeil herausgegeben. Der zelotische Streit, dessen Urheber jenseits der Eyder sich dem Geiste nach mehr papistisch als protestantisch bewiesen, ist zum Glück schon fast ganz vergessen. Doch war in dortigen Gegenden der Lärm fast so heftig, als im vorigen Jahrhundert bei Erscheinung des Anfangs der sogenannten Wertheimer Bibel. Um wie viele Schritte weiter man indefs doch gekommen war, zeigte sich durch die Verschiedenheit der Behandlung von Oben. Gegen den Candidat Joh. Lorenz Schmidt,*) Unternehmer jener ersten selbstständigen Bibelübersetzung, wurde *(meminisse juvat!)* des heiligen römischen Reichs Fiscal, selbst von katholischen Bischöfen, aufgeboten, und der Verfasser lange gefangen gehalten. Er mufste von Glück sagen, dafs er entfliehen, und dann wie ein Vergessener mit verändertem Namen noch in Deutschland ärmlich sein Leben durchbringen konnte. Den Lärm gegen die Altonaer Bibel beschwichtigte die dänische Regierung kurzweg dadurch, dafs sie selbst die ganze Auflage ankaufen und beseitigen liefs. Diese ist dadurch zur Rarität geworden. Das weit gewaltsamere Verfahren

*) Die Special-Geschichte der gerichtlichen Inquisition gegen den Wertheimer Bibelübersetzer gab ich zum Theil aus den zu Wertheim aufbewahrten Acten schon 1797. in den Blättern aus dem Archiv der Toleranz u. Intoleranz. III. u. IV. Lieferung. S. 166 — 326. Der Verf. war seit 1725. Informator bei zwei Grafen von Löwenstein-Wertheim, welche die Druckkosten hergaben. Ueber den ganzen Verlauf dieser Intoleranz, welche als schreiend den Uebergang zu gröfserer Duldsamkeit vorbereitete, s. in Schlegels Kirchengesch. Bd. 6. S. 336 — 350. nebst denen dort in der Vorr. mitgetheilten Briefen von Mosheim u. A.

Digitized by Google

gegen den Wertheimer hingegen hatte den Erfolg gehabt, dafs Andere, vornämlich Joh. Dav. Michaelis, von mächtigeren Regierungen beschützt, weitumfassendere Beispiele von berichtigten Uebersetzungen gaben. Das an dem Wertheimer verübte Unrecht war von der öffentlich urtheilenden Meinung so allgemein anerkannt und verabscheut, dafs sich selbst die Zeloten schämten, gegen die ähnlichen Arbeiten Heumann's oder Michaelis u. s. w. als Verketzerer aufzutreten. Noch weniger hat die Verfolgung der Altonaer Bibelausgabe andere Uebersetzer und Bearbeiter abschröcken können.

Ein anderer Weg zur Verbesserung war der Versuch, eigene Uebersetzungen, ohne besondere Rücksicht auf die lutherische, in einer mehr volksthümlichen, als gelehrten, Gestalt gangbar zu machen. Dies hatte mit vorzüglichem Glück Dr. Stolz noch als Prediger zu Bremen unternommen. Seine damalige auch durch Erläuterungen gerechtfertigte Uebersetzung, welche oft mehr Auslegung ist, versuchte zwar anfangs sein damaliger College, der homiletische Vielschreiber Ewald, etwas verdächtig, oder, wie man sagt, anrüchig zu machen. (Auch hierüber gaben die Blätter aus dem Archiv der Intoleranz in Lieferung I. S. 3—21. warnende Notizen.) Sie war aber doch so zeitgemäfs, dafs selbst van Efs bei seinem löblichen Bestreben, das N. T. katholischen Gemeinden verständlicher zu machen, vornämlich die Stolzische Arbeit benutzte, jedoch — vermuthlich um die Nichtprotestanten nicht abzuschröcken — nicht nannte. Dr. Stolz selbst übersetzte bei seiner gröfseren Mufse zu Zürich das ganze N. T. noch einmal wörtlicher und mit mancher Nachgiebigkeit gegen das Gewohntere. Dennoch scheint diese Umarbeitung, welche 1820. zu Hannover und Leipzig bei Hahn im gewöhnlichen Bibeldruck auf 359 S. in 8. erschien, nicht, wie die frühere Arbeit, den Beifall, durch welchen mehrere Auflagen veranlafst werden, erhalten zu haben.

Digitized by Google

Ganz neue Uebersetzungen des A. und N. T.'s sammelte (Stuttgart, bei Metzler, 1824.) der indefs verstorbene Prälat Dr. Ge. Fried. Griesinger. Er machte eine in der That treffliche Auswahl aus den besten neueren Uebersetzungen einzelner Schriftbücher, wobei er durch Einleitungen, Inhaltsanzeigen und einzelne Berichtigungen, seinem guten Geschmack gemäfs, mitwirkte. So viel Ref. weifs, wurde das Werk auf seine Kosten gedruckt, und man mufs sich in der That wundern, dafs es nicht weit mehr Aufmerksamkeit erweckt, und zu allgemeiner Benutzung gereizt hat. Fast jeder Studierende oder Prediger kauft sich doch von einzelnen neuen Uebersetzungen einige. Hier findet er um viel kleineren Preis das Beste zusammen, was damals ausgewählt werden konnte. Auch der Druck ist sehr empfehlend, das Dichterische sogar in die passenden Zeilen abgebrochen.

Die dritte Verbesserungsart legt Luthers Text zum Grunde, und ändert, was der Berichtigung zu bedürfen scheint. Von dieser Art ist bekanntlich die Bearbeitung des Hrn. von Meyer zu Frankfurt, die er mit Kosten verbreitet. Abgesehen von dem Einfluss, welchen einige seiner eigenthümlichen Meinungen darauf haben mufsten, ist die Arbeit immer schätzenswerth, in sofern sie, um den grofsen Reichthum des Guten, welchen das N. T. darbietet, mehr zum Gemeingut zu machen, das ihrige beiträgt.

Unter denen jetzt zunächst anzuzeigenden drei neuen Schriften umfafst die erste den ganzen lutherischen Bibeltext; doch sind der Abänderungen in demselben weit wenigere, als zu erwarten wäre, und manche Verbesserungen werden wenigstens den Lesern, die den Grundtext nicht kennen, schwerlich deutlich seyn. 1 Mos. 4, 1. läfst Luther die Eva sagen, was ihr auf keinen Fall in den Sinn gelegt werden kann: Ich habe den Mann, den Herrn. Hr. Kraus übersetzt zum Theil richtiger: Ich

Digitized by Google

habe einen Mann mit dem Herrn. Wie aber wird der deutsche Leser sich dieses deuten können? Das Hebräische sagt doch deutlicher: Ich habe einen Mann bekommen; und da dies eine Mutter sagt, so versteht man dann leicht, dafs sie sich einen männlichen Sohn bekommen zu haben freue. Die zwei letzten Worte: אֵת־יְהוָה würde man wohl der Deutlichkeit wegen übersetzen dürfen: mit des Herrn Hülfe. Bei Griesinger liest man: Einen Mann habe ich geboren, mit Hülfe Jehovahs. 1 Mos. 49, 10. übersetzt Kraus: Es wird das Scepter von Juda nicht weichen, noch der Machtstab von seinen Füfsen, bis Schilo kommt, dem die Völker unterthan sind. Warum soll מְחֹקֵק einen Machtstab bedeuten, und wie sollten Füfse mit diesem Stab in Verbindung kommen? Unter dem kommenden Schilo *denken* schon die Samariter an Salomo. Aber gerade *bei* diesem änderte sich der Gehorsam der meisten von den 12 hebräischen Völkerschaften. Auch bei Griesinger ist das Unpassende, dafs der Herrscherstab nicht weiche von seinen Füfsen. Das Hebräische hat nichts von einem Stab. 2 Sam. 21, 1. übersetzt Luther: Es sprach David, der Mann, der versichert ist von dem Messias Gottes. Dagegen Hr. Kr. richtig verbessert: der Mann, so hoch erhaben ist, der Gesalbte des Gottes Jakob. Griesinger: So spricht der hochgestellte Mann, der Gesalbte *des* Gottes Jakobs. Ps. 8, 6. übersetzt Kr.: Nur ein wenig geringer, als Engel, machtest du ihn (den Menschen). An Engel denkt freilich der Brief an die Hebräer 2, 7, weil dieser griechisch aus der griechischen Uebersetzung argumentirt. Aber im A. T. sind die Engel nirgends אֱלֹהִים. Griesinger hat: Und doch — fast machtest du ihn zu einem Gott.

Rec. war so eben veranlafst, wieder einmal genau an die Stelle Hiob 19, 23—27. zu denken. Hr. Kr. übersetzt Vs. 23: Ach, dafs meine Reden geschrieben würden!

Digitized by Google

Ach, dafs sie in ein Buch gestellet würden! (Warum gestellet?) Vs. 25: Aber ich weifs, dafs mein Erlöser lebet, und zuletzt stehen wird auf meinem Staubhügel, um für mich zu zeugen. Vs. 26: Doch da meine Haut also schon verzehret ist, möchte ich nur noch in meinem Fleisch Gott sehen. Der wahre Sinn der Stelle wurde durchaus erschwert, seitdem Hieronymus und ihm zufolge Luther גֹּאֲלִי durch *redemtor*, Loskaufer oder überhaupt Losmacher, übersetzte. Wovon wollte denn Hiob losgekauft oder losgemacht werden? Er wünschte und hoffte, beschützt und vertheidigt zu werden gegen die Vorwürfe der Freunde, welche, nach der gewöhnlichen Meinung, wähnten, dafs Hiobs grofse Unglücksfälle nicht möglich wären, wenn er sie nicht durch grofse Verbrechen verschuldet hätte. Von diesem Sinn wird man weggeleitet, so lange hier das Wort Erlöser eingeschoben wird. Wie überhaupt das lateinische *redemtor* auf lauter falsche Begriffe, von Lösegeld oder von einem Ablösen der verschuldeten Sündenstrafen bei Gott zu reden, immer noch die Veranlassung giebt, wenn gleich Jesus nie ein Erlöser in dieser Bedeutung, sondern als einer, der von Sünden rette, frei und gesund mache, beschrieben ist. Sehr richtig hat Umbreit auf Cap. 16, 19. als Parallelstelle verwiesen: Auch jetzt noch ist im Himmel dort mein Zeuge, und mein Fürsprecher in den Höhen. Deswegen möchte auch hier nicht sowohl an einen Bluträcher, als überhaupt an einen Sachwalter und Rechtsvertheidiger zu denken seyn. Bei Griesinger ist übersetzt: Denn ich bin überzeugt, mein Ehrenretter lebt; er tritt noch auf der Erde für mich auf. Hiob hofft dies noch zu erleben, deswegen ist auch die Uebersetzung: Auf meinem Staubhügel, dem Zusammenhang nicht gemäfs.

Aus dem N. T. will Rec. nur Eine Stelle anführen, in welcher Hr. Kr. die schon längst in meinem Commentar angebene Lösung einer chronologischen Schwierigkeit

Digitized by Google

allgemein bekannter macht. Man will nicht aufhören, vorauszusetzen, dafs Luk. 2, 2. von der Volksaufzeichnung rede, die zur Geburtszeit Jesu (blos in Judäa) geschehen ist, ungeachtet alsdann angenommen werden mufs, dafs Lukas über diese Tage der Schatzung, die er doch auch wieder Apostg. 5, 37. berührt, im Irrthum gewesen sey. Gar zu rasch pflegen besonders neuere Schrifterklärer sich einzubilden, wie wenn sie leicht dergleichen Umstände besser wüfsten, und die doch fast gleichzeitigen Schriftsteller im N. T., sonderbare Mifsgriffe gemacht hätten. Besser, man suche zuerst den Fehler bei sich selber, um ihn desto leichter zu verbessern. So liegt das Irrige bei der Stelle des Lukas blos darin, dafs man das erste Wort αὕτη und nicht αὐτὴ ausgesprochen hat. Lukas macht einen Gegensatz. Zur Geburtszeit Jesu war durch ein Gebot von Augustus schon eine Volksaufzeichnung in der ganzen Gegend von Judäa veranlafst. Die erste (eigentliche und vollständige) Aufzeichnung selbst geschah aber erst zu der Zeit, da Quirinius Landpfleger in Syrien war. Diese Ansicht hat jetzt Hr. Kr. aufgenommen, und hoffentlich wird sie endlich der Unwahrscheinlichkeit, dafs Lukas, welcher so lange selbst in Palästina war, und, da er schrieb, den Apostel Paulus immer fragen konnte, dennoch über solche Data Irriges niedergeschrieben habe, ein Ende machen. Auch Joh. 6, 4. bahnt Hr. Kr. meiner chronologischen Erklärung den Weg zum allgemeineren Bekanntwerden. Er übersetzt: Es war aber jüngst gewesen die Ostern. Ich würde noch lieber setzen: Es war aber nahe gewesen das Pascha, dieses Fest der Judäer.

Die Uebersetzung des N. T., welche als Denkmal des Jubeljahrs 1830. erschien, hat mich vorzüglich dadurch interessirt, dafs sie aus eigenen Arbeiten von Pastoren und Candidaten zusammengefügt ist, deren Namen sehr bescheiden blos auf der Rückseite des Titels angegeben sind. Nichts ist erfreulicher, als solche Beweise fortdauernder gelehrter Thätigkeit unter den Geistlichen.

Digitized by Google

Die Uebersetzung selbst ist fliefsend und verständlich; auch den besseren hermeneutischen Grundsätzen gemäfs, ohne zu viel zu modernisiren. Durch dieses allgemeine Urtheil will ich übrigens nicht läugnen, dafs noch öfter durch kleine Veränderungen alte Vorurtheile, die in dem Grundtext nicht gegründet sind, zu vermeiden gewesen wären. Z. B. sollte durchaus nicht mehr: Thut Bufse! übersetzt werden. Denn bei dem Wort Bufse denkt doch jetzt jeder Leser ganz etwas anderes, als Reue und Besserung der Gesinnung. Zu Luthers Zeit galt das Wort Gerechtigkeit auch noch im umfassenden moralischen Sinn für das, was wir jetzt nur bei dem Wort Rechtschaffenheit denken. Dagegen entsteht immer ein falscher Begriff, wenn das juridische Wort Gerechtigkeit statt des moralischen gesetzt wird; und man z. B. Matth. 6, 33. liest: Suchet aber zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Jeder denkt jetzt bei diesem Wort höchstens an die Pflichten gegen Andere, nach denen ihnen das Gebührende zu gewähren ist. Die Christuslehre hingegen fodert durch das Wort δικαιοσύνη das geistige Rechtwollen überhaupt in dem Grade, wie es vor dem Allwissenden erscheinen darf. Auch Röm. 1, 17. wird übersetzt: Die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt. Aber Alles, was dort gesagt ist, geht nicht auf die specielle Pflicht von Gerechtigkeit, und wird sogleich als wahr erkennbar, wenn δικαιοσύνη und δίκαιος durch Rechtschaffenheit und rechtschaffen übersetzt wird. Hätte man in solchen Stellen nie Gerechtigkeit übersetzt, so hätte der ganze Wahn von zugerechneter Gerechtigkeit nicht entstehen, nicht gedacht werden können. Denn eine zugerechnete Rechtschaffenheit, als Uebertragung von einem Andern auf uns, wäre immer undenkbar gewesen. — Lesern aus dem Volke ist gewifs vornämlich die sogenannte Bergpredigt wichtig. Aber was müssen diese denken, wenn sie Matth. 5, 3. als den ersten Satz lesen: Selig sind die Armen am Geiste. Mufs nicht das Schulkind denken: Also je geistloser, desto besser!

Digitized by

Schwerlich wird dadurch geholfen, wenn, wie wir es in der dritten Arbeit lesen, übersetzt wird: Selig die Armen dem Geiste nach. Zur Deutlichkeit darf in diesen Versen, dünkt mich, das sind nicht fehlen. Alsdann kommt es nur auf die Wort-Stellung an: Selig dem Geiste nach (oder durch den Geist) sind die Armen.

Auf die dritte Arbeit, die von Hrn. Dr. Böckel, war Rec. vornämlich wegen der Erläuterungen aufmerksam. Sie sind kurz. Der Verf. selber deutet darauf, dafs er etwas mehr gegeben zu haben wünschte. Auch das Gegebene aber, das ohne Zweifel auf viele Nichttheologen Eindruck machen wird, verdient grofsentheils ausdrückliche Anerkennung. Bei den meisten Stellen aus dem A. T. macht der Verf. aufmerksam, dafs sie nach einer gewissen Aehnlichkeit (Analogie) angewendet, oder in einem höheren Sinn genommen sind. Bei Matth. 4, 1. wird bemerkt: Man mag an einen bösen Geist oder an einen bösen Menschen denken, so häufen sich Schwierigkeiten und Widersprüche. Der Verf. nimmt an: Jesus habe die Betrachtungen, durch welche er sich in der Einsamkeit auf sein grofses Lehrergeschäft vorbereitete, in eine Gleichnifsrede eingekleidet, um sie den Jüngern anschaulicher zu machen. Der verständige Leser hält sich also an die Hauptgedanken. Bei Matth. 5 — 7. möchte ich dagegen die Ansicht sehr bezweifeln, dafs die Rede vom Berge zunächst eine Einweihung für die zur Ausbreitung des Gottesreichs erwählten Schüler gewesen sey, Vieles aber von dem Gesagten allen Bekennern des Evangelium nur gelte, weil die Lehrer nicht einen ganz abgesonderten Stand bilden sollen. Nach Matth. 5, 1. stunden zwar dem Redenden seine Schüler am nächsten; aber unter diesen sind doch nicht hauptsächlich die zum Lehramt berufenen, sondern alle Anhänger, zu verstehen; und schwerlich ist in der ganzen Rede eine Stelle, die nicht den Lehranhängern Jesu überhaupt, soudern blos den berufenen Lehrern, gesagt wäre. Matth. 5, 6.

Digitized by Google

erklärt Hr. B. Gerechtigkeit sehr richtig als Rechtschaffenheit, ein Gott wohlgefälliger Sinn. Darf denn aber das Wort Rechtschaffenheit nicht in die Uebersetzung selbst aufgenommen werden? Matth. 5, 31. wird bestimmt darauf gedeutet, dafs Jesus von einer gesetzlichen und obrigkeitlichen Ehescheidung, welche die Juden gar nicht kannten, nicht rede, sondern nur von der Verstofsung der Frau, welche damals unter dem Schein des Rechts oft vorkam. Wie wichtig ist's, auch noch für unsere jetzige Gesetzgebung, dafs diese vor 40 Jahren von mir in meinem Commentar vorgetragene historisch begründete Auslegung endlich allgemein bemerkt werde! Ebenso wird 8, 4. darauf gedeutet, dafs Jesus die von Mose festgesetzte Polizeiordnung nicht stören wollte. Wie anwendbar wird dadurch dieser Text für Kanzelreden über die Folgsamkeit gegen gesetzliche Ordnung! Wird dies nicht erbaulicher seyn, als die wundersamste Auffoderung zur Verwunderung über die Kenntnifs Jesu von Heilbarkeit des Aussatzes. 11, 12. wird das Wort: Alles ist mir übergeben, erläutert: Ich habe die Macht, das Gottesreich zu gründen, welches die ganze Welt umfassen soll. Auch 28, 18. wird ebenso erklärt. 14, 25. ist übersetzt: Vom Gehen Jesu am Meere. Ebenso Joh. 6, 21. vom Wandeln um den See. Der Verf. giebt die Erläuterung: Man kann auch mit Luther übersetzen: Auf dem See. Jedoch scheint der Evangelist hier kein Wunder erzählen zu wollen. Das Fahrzeug war wohl dem Ufer so nahe, dafs Petrus, Vs. 29, nicht sowohl über, als durch das Wasser zu Jesu kam. Im Widerspruch mit den Worten der Erzählung (wird noch beigesetzt) ist indefs die Ansicht derer nicht, welche hier eine wundervolle Begebenheit sehen. — Dr. Stolz hat auch noch in seiner neueren Uebersetzung (1820.) den Ausdruck: an dem See wandelnd; und von Petrus: heifse mich, über das Wasser hin zu Dir kommen. Und Vs. 29: Nun verliefs Petrus das Schiff und ging über das Wasser hin Jesu entgegen. Ich meine, es wäre immer am be-

Digitized by Google

sten, das Wörtchen über zu gebrauchen: Wandelnd über dem See; wie man Joh. 21, 1. am besten übersetzt: Jesus zeigte sich selbst wieder den Schülern über dem See bei Tiberias. Der 4te Vs. sagt alsdann unverkennbar, dafs Jesus über dem See war, weil er auf dem Ufer stand, ἔστη εἰς τὸν αἰγιαλόν. In der Zwickauer Uebersetzung ist Jesus noch auf dem See wandelnd: Petrus aber ging über das Wasser hin, auf Jesus zu. Nach der Kraus'schen Uebersetzung ging Jesus auf dem Meer, und Petrus ging auf dem Wasser, dafs (damit) er zu Jesu käme. Dennoch hat doch auch Hr. Kraus Joh. 21, 1. dieselben Worte: ἐπὶ τῆς θαλάσσης, übersetzt: Jesus offenbarte sich den Jüngern an dem Meere bei Tiberias.

Bei Matth. 17, 27. ist Hrn. Dr. Böckels Erläuterung diese: „Einige Ausleger fassen die Worte Christi so: Wenn du den Mund des Fisches öffnest, d. h. ihn von der Angel nimmst, so wirst du durch Verkauf so viel Geld erhalten, als du brauchst; und diese Erklärung ist keineswegs verwerflich, wenn die Worte auch nicht nothwendig auf sie führen." Bei 22, 44. wird, wegen des Ps. 110. bemerkt: „Die Zeitgenossen Jesu deuteten diesen Psalm auf den Messias. Jesus macht sie auf die Inconsequenz aufmerksam, welche sie sich dabei zu Schulden kommen lassen, ohne dafs er jene, übrigens ganz unhaltbare, Ansicht des Psalms bestätigt oder in Schutz nimmt." (Der Verf. scheint also auch hier sich von der Ansicht überzeugt zu haben, die ich einst in meinem Commentar neu vortrug, und jetzt im Exegetischen Handbuch weiter bestätigte.) Bei 24, 29. wird, wegen der Redensart: vom Fallen der Sterne gegen die Erde, bemerkt: „Die alte Welt sah in den Sternen nicht Weltkörper, sondern kleine Lichterchen, die vom Himmel herabfallen könnten." Bei 26, 14—16. wird, wegen des Ischariot, die psychologische Erklärung seines Gemüthszustandes bestätigt, mit den Worten: „Es leidet kaum einen Zweifel, dafs Judas nichts weniger erwartet

Digitized by Google

habe, als den Ausgang, welchen die Sache nahm. Höchst wahrscheinlich wollte er, in seinem irdischen, ganz auf die Gründung eines weltlichen Reichs gerichteten Sinn, Jesus nur in eine Lage bringen, wo er sich entscheiden und einen raschen Schritt thun müfste." Auch bei Mark. 14, 44. wird über die Worte: Führet ihn behutsam fort! bemerkt: „Man sieht, Judas spottet der Feinde Jesu; er hält es für gewifs, dafs Jesus sich ihren Händen entziehen werde." Religiöse Volkslehrer machen wir hierbei auf die Passionspredigten des Verfs. (Hamburg, 1829.) aufmerksam, in denen sie Muster einer anwendbaren Erklärung der Leidensgeschichte finden werden. Bei 27, 45. sagt die Erläuterung: „Da das Passafest der Juden stets in die Zeit des Vollmonds fiel, so ist an eine eigentliche Sonnenfinsternifs nicht zu denken, weil diese nur dann möglich ist, wenn der Mond zwischen die Erde und die Sonne treten kann, mithin zur Zeit des Neumonds. Die Verfinsterung entstand durch einen dichten Nebel, den Vorboten des nahen Erdbebens." — Hie und da gestattet der Verf. auch der philologischen Kritik ihren Einfluſs; z. B. bei Matth. 6, 13. über Weglassung der Doxologie. Bei 27, 52. 53. wird bemerkt: „Gegen die Aechtheit dieser beiden Verse hat die unbefangene Kritik Manches zu erinnern. Sie scheinen eine später entstandene Sage zu enthalten, die aus einem uns nicht näher bekannten Umstand sich gebildet haben mag. Die Bibel selbst weifs von solch einem Ereignisse nichts. Jesus ist der Erstling unter denen, die da schlafen, 1 Cor. 15, 20. 23." Dagegen ist für das Factum der Auferstehung Jesu selbst die Bemerkung bei 28, 1 — 10. sehr einleuchtend: „Die scheinbaren Widersprüche in der Erzählung sind nichts als unbedeutende Abweichungen in Nebenumständen, auf welche wenig oder gar nichts ankömmt. Johannes erzählt durchaus als Augenzeuge; die Andern, selbst zum Theil Matthäus, benutzten Berichte von Andern. Uebrigens ist die bis zur Zweifelsucht gesteigerte Aengstlich-

Digitized by Google

keit der Apostel, keinem unverbürgten und nicht sorgfältig geprüften Gerüchte zu trauen, das sicherste Unterpfand ihrer Glaubwürdigkeit."

Auch aus den Erläuterungen der übrigen Evangelien wollen wir wenigstens einiges Denkwürdige ausheben. Joh. 1, 1. ist es immer, wenn für Teutsche verständlich übersetzt werden soll, eine grofse Verlegenheit, ob ὁ λόγος, wie gewöhnlich, das Wort übersetzt werden dürfe. Weil λόγος, nach dem Alexandrinischen Sprachgebrauch, einen Geist, der durch Sprechen, Gebieten oder Lehren wirke, bedeutet, so habe ich in meiner synoptischen Uebersetzung der 4 Evangelien (Heidelberg, 1828.) das Wort Sprechergeist anzunehmen gewagt. Der deutsche Ausdruck das Wort veranlafst so gar nicht, an eine Persönlichkeit zu denken. Hr. Dr. B. giebt wenigstens eine sehr zweckmäfsige Erläuterung: „Dafs Christus mit diesem Ausdruck bezeichnet werde, und dafs Johannes eine hohe Würde Jesu und seine innige Gemeinschaft mit dem Vater andeuten wolle, leidet keinen Zweifel. Aber schwer ist es, auszumachen, was ihm zu dieser Benennung eigentlich Veranlassung gab. Die neue Schöpfung, welche der Erlöser im Reiche der Geister hervorbrachte, scheint der ersten, der Weltschöpfung, 1 Mos. 1, 1. an die Seite gesetzt zu werden. Vergl. Vs. 3. Bei 1, 14. sagt die Erläuterung: „Das Wort ward Fleisch, die Gottheit erschien sichtbar in dem Menschen Jesus;" und zum Begriff der Eingeborne wird bemerkt: Mit diesem dem Johannes eigenthümlichen Ausdruck will er zu verstehen geben, dafs, wenn auch alle Christen sich Kinder Gottes, nach Vs. 12, nennen dürfen, doch von Jesu der Ausdruck Sohn Gottes in höherem Sinne gefafst werden müsse. Er ist im Schoofse des Vaters, sein Liebling und mit ihm innigst verbunden." Bei 1, 28. setzt die Erläuterung Bethanien, und erklärt sich mit Recht entscheidend: „Die gewöhnliche Lesart Bethabara ist eine übereilte

Digitized by Google

Correctur des Textes." Bei 2, 21. 22. wird bemerkt: „Wahrscheinlich mifsdeutet Johannes diese Worte Christi, indem er sie auf seine Auferstehung bezieht. Jesus scheint von der durch ihn zu bereitenden Aufhebung des Tempeldienstes und der ganzen Mosaischen Verfassung, und von der Einführung des Christenthums, womit reine Gottesverehrung zusammenhängt, zu reden." Bei 4, 18. finden wir eine, so viel wir wissen, dem Verf. ganz eigenthümliche Ehrenrettung der Samariterin. Hr. Dr. B. umschreibt das nicht durch noch nicht, mit dem Zusatz: „Man darf nicht an eine Lasterhafte denken, die in wilder Ehe lebte, sondern an eine Unglückliche, die von fünf Männern, nach der barbarischen Sitte der damaligen Juden (und Samaritaner) mit einem Scheine des Rechts, verstofsen (oder willkührlich weggeschickt) worden war. Vgl. Matth. 19, 3." Bei 16, 16. wird zu den Worten: Und ihr werdet mich erblicken, das vermöge des Zusammenhangs Unverkennbare bemerkt, dafs Jesus hier und im Folgenden nicht etwa von dem kurzen Beisammenseyn mit seinen Jüngern nach der Auferstehung, sondern von dem Wiedersehen in jener Welt, rede, wie insbesondere aus dem Vs. 22. erhelle. Zu 19, 36. wird richtig bemerkt, dafs der Evangelist den sich selbst zum Opfer bringenden Erlöser mit dem Osterlamm vergleiche. Nur mufs hinzugedacht werden, dafs gerade das Paschalamm nicht ein Sündopfer war, und eben deswegen gegessen werden durfte. Es war ein Opfer zur Erinnerung an die göttliche Freimachung der Nation aus Aegypten. Auch der Verf. spricht mehrmals (Röm. 3, 25. Apok. 12, 11.) von der Bedeutsamkeit des Opfertodes Jesu. Nach Paulus nämlich stellt Gott den Messias in seinem Blute den nachdenkenden Glaubigen vor Augen als einen, dessen Aufopferung ihnen sage, wie erbarmend gegen die Menschen Gott sey. Denn mufs nicht jeder denken, die Gottheit, welche einen solchen Liebling zur Besserung der Menschen in

Digitized by Google

die gröfsten Aufopferungen herabsendet, mufs ja wohl zum Voraus gegen die schwachen Menschen erbarmend (ἵλεως) seyn, da sie für ihr Wohl die kostbarsten Mittel anwendet. Daran, dafs sie erst durch Strafabbüfsung hätte versöhnt werden müssen, ist, nach diesem Gedankengang, gar nicht zu denken. Auch kann Rec. dem Verf. bei Röm. 3, 21. nicht beistimmen, wie wenn unter der Gerechtigkeit vor Gott zu verstehen seyn könnte Freisprechung von der Schuld, wodurch der also Freigesprochene für gerecht erklärt wird und kein Sünder mehr ist. Die Schuld, *reatus*, ist ein geistiges Factum, das nicht aufgehoben werden kann. Wird man auch von Straffolgen freigesprochen, so wird man dadurch nicht schuldfrei oder gerecht, noch weniger moralisch rechtschaffen, sondern blos absolvirt, oder von der Furcht vor Zorn und Strafen *los*gemacht. — Rec. bemerkt noch ausdrücklich, dafs der Verf. besonders über die Apokalypse richtigere Ansichten zu verbreiten mit Glück bemüht ist. Auch war es gewifs eine gute Einrichtung, Vieles, was über Eigennamen zu bemerken war, in ein besonderes Register zusammenzufassen. Noch eine kleine Berichtigung zu Apok. 14, 1, dafs nämlich der Tempel nicht auf dem Berge Zion stand. Dieser, als die Residenzburg, bezeichnet daher immer die weltliche Regierung Davids und seiner Nachfolger. Die sogenannten Zionswächter beweisen schon durch diese ihre Benennung, wie wenig bibelkundig sie sind. Sie können, vermöge dieses Namens, nicht Wächter für die Kirche und Kirchenlehre seyn. Sie müfsten sich vielmehr unter jene Helden 2 Sam. 24, 8 ff. stellen, die den Thron Davids zu beschützen kämpften.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

Dr. K. L. Lippert, Annalen des katholischen, protestantischen und jüdischen Kirchenrechts. II. Heft. Frankfurt 1832. *VI u.* 263 *S.* 8.

Das I. Heft der Annalen des Kirchenrechts haben wir bereits in dem Februarheft 1832. dieser Jahrbücher angezeigt und unsere Ansicht dahin ausgesprochen, dafs das erste Heft zu schönen und erfreulichen Hoffnungen berechtige, deren Erfüllung von dem Herausgeber erwartet werden dürfe. In wiefern nun dieses sich auch von dem zweiten Hefte sagen läfst, wird sich am Schlusse dieser Anzeige von selbst ergeben.

Das II. Heft enthält 5 Abhandlungen und zwar

1) Das baierische Concordat im Verhältnisse zum Religions-Edicte, resp. zur II. Beilage der baierischen Verfassungsurkunde. S. 5—19. Der Verf. sucht die beiden Fragen zu beantworten: *a*) steht das Concordat mit dem Religionsedicte wirklich im Widerspruch? und *b*) im Falle dieses sich so verhält, was ist bei 2 sich widersprechenden Stellen des Concordates und des Religionsedictes Rechtens? Als Gegenstände, in Ansehung deren zwischen dem Concordate und dem Religionsedicte Widersprüche vorhanden sind, werden angegeben Religions- und Gewissensfreiheit, Verhältnifs der Kirchengewalt zur Staatsgewalt im Allgemeinen, das königliche Placet, und endlich Ausscheidung der rein-bürgerlichen, rein-kirchlichen und Gegenstände gemischter Natur, ohne zu behaupten, dafs sich nicht noch mehrere Differenzen auffinden und nachweisen liefsen. Der Verf. geht nun von der allgemein anerkannten Regel aus: das jüngere Gesetz hebt das ihm widersprechende ältere auf. Nehme man nun diese Regel zur Hand und stütze man sich zugleich auf die Thatsache, dafs das der Verfassungsurkunde vom Jahre 1818. angehängte Religionsedict schon im J. 1809.

Digitized by

als Staatsgesetz gegeben worden, so würde das i. J. 1809. gegebene Religionsedict durch das im Jahre 1817. abgeschlossene Concordat, in soweit dasselbe letzterem widerspreche, *eo ipso* abgeschafft worden seyn, und darauf beziehe sich auch der Art. 16. des Concordates, wo es heifse: „Durch gegenwärtige Uebereinkunft werden die bisher in Baiern gegebenen Gesetze, Verordnungen und Verfügungen, in soweit sie derselben entgegen sind, als aufgehoben angesehen werden." Inzwischen sey die Constitution gegeben und am 26. Mai 1818. öffentlich bekannt gemacht worden, und mit derselben das Religionsedict vom Jahre 1809. als integrirender Theil der Verfassung. Zugleich sey aber auch am 27. Mai 1818. das am 5. Juni 1817. abgeschlossene Concordat als Staatsgesetz bekannt gemacht und der Constitution als Beilage zur Regulirung der innern Angelegenheiten der kath. Kirche, sowie ein eignes über die innern Angelegenheiten der protestantischen Kirche erlassenes Edict angefügt worden. Das Concordat mit seinen Widersprüchen mit dem Religionsedicte und das Religionsedict im Widerspruche mit dem Concordate seyen zu gleicher Zeit als gleich verbindende Gesetze des Reichs erklärt, weswegen die oben angeführte Rechtsregel keine Anwendung mehr finden könne. Das allerhöchste Rescript vom 15. Sept. 1821. gebe die Norm, nach welchem die gegenseitigen Widersprüche ausgeglichen werden müfsten; hier sey verfügt: dafs das Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werde, und sonach sey *eo ipso* Alles gesetzlich zurückgenommen, was der vollen Ausführung des Concordates im Wege stehe; die Constitution sammt den ihr angehängten Edicten können den Katholiken zu Nichts verbinden, was den göttlichen Gesetzen oder den kath. Kirchensatzungen entgegen wäre. — Müssen wir gleichwohl gestehen, dafs der Verf. dieser Abhandlung den Gegenstand mit Scharfsinn aufgefafst und durchgeführt hat, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, dafs wir diese Ansicht nicht theilen können; vielmehr glauben

Digitized by Google

wir die vorhandenen Widersprüche, welche nicht in Abrede gestellt werden können, auf anderem Wege zu lösen, ob mit mehr Glück und Erfolg, mag jeder der Leser selbst entscheiden. Ausgehend nämlich von der Ansicht, dafs unter Concordat nichts anderes verstanden werde, als eine Uebereinkunft des römischen Stuhls mit der Staatsregierung über streitige Verhältnisse, fassen wir zunächst das Object ins Auge, worüber concordirt werden kann. Dafs rein-kirchliche und rein-bürgerliche Gegenstände nicht Object eines Concordates seyn können, ergiebt schon der Begriff dieser Gegenstände und die Sphäre der Gewalt, welcher dieselbe untergeordnet sind. Es bleiben also nur noch die Gegenstände gemischter Natur übrig. Hier ist wohl der richtigste und vernünftigste Weg zur Beseitigung aller Widersprüche, dafs die Kirche Bestimmungen trifft über die kirchliche, der Staat über die weltliche Natur des Gegenstandes. So lange jede dieser beiden Gewalten in dem ihr angewiesenen Wirkungskreise bleibt, wird nie ein Conflict entstehen. Auch nur dieses scheint das angeführte Rescript vom 15. Sept. 1821. ausdrücken zu wollen, wenn es sagt: „Zugleich fügen Wir zur Vermeidung und Beseitigung aller Mifsverständnisse über diesen Gegenstand und die Beschaffenheit des von Unsern kath. Unterthanen auf die Constitution abzulegenden Eides, die Erklärung bei, dafs, indem Wir Unsern getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, Unsere Absicht nicht gewesen sey, dem Gewissen derselben im Geringsten einen Zwang anzuthun; dafs daher nach den Bestimmungen der Constitution selbst der von Unsern kath. Unterthanen auf dieselbe abzulegende Eid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse sich beziehe, und dafs sie dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre." Hiernach sind wir nur berechtigt, anzunehmen, dafs es die Absicht der baierischen Regierung hat seyn wollen und können, durch Publication des Concordates die kath. Unterthanen in bürgerlicher

Digitized by Google

Beziehung zu verpflichten, ohne darum im Entferntesten dem Gewissen derselben Zwang anzulegen. Ein Beispiel mag die Sache erläutern. Als die Säcularisation der Klöster erfolgte, entstand die Frage: ob die Mönche nunmehr erbfähig seyen? Einige Staaten, z. B. Baden und Baiern, erklärten sie für erbfähig, obgleich von Seiten des römischen Hofes das Gelübde der Armuth ihnen nicht erlassen war. Der Staat entscheidet hier über das Recht der Erbfähigkeit, die Kirche über das Gelübde der Armuth. In sofern nun das letztere nicht erlassen ist, zwingt zwar der Staat keinen Mönch, eine ihm anerfallene Erbschaft anzunehmen, wenn er dieses mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann, aber er gestattet die Antretung, welche sich jedoch lediglich auf bürgerliche Verhältnisse beschränkt. Nach dieser Ansicht wird jeder einzelne Gegenstand erörtert werden können, ohne dafs es nothwendig ist, mit dem Verf. anzunehmen, dafs in einem und demselben Gesetze (denn als solches erscheint die Constitution mit ihren Beilagen) Widersprüche vorhanden sind, die sich nur dadurch lösen lassen, dafs man dem Concordate den Vorzug einräumt.

2) Das Territorial-Kirchenrecht im Königreiche Hannover. Vom Oberappellationsrathe Dr. Spangenberg zu Celle. S. 20—65. Der Verf. bemerkt, dafs das von J. C. F. Schlegel herausgegebene, in 5 Bänden bestehende Churhannöverische Kirchenrecht sich nur mit dem Kirchenrechte einzelner Provinzen des Königreichs, nämlich derjenigen, die dem Sprengel des königl. Consistorii zu Hannover untergeben sind, also nur der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen und Lüneburg und der ihnen einverleibten Grafschaften Dannenberg und Diepholz, sowie der Grafschaft Hoya beschäftigt, dagegen die übrigen Provinzen, die zu den Sprengeln der königl. Consistorien zu Stade, Otterndorf und Ratzenburg gehören, mit Stillschweigen übergeht. Eine neue umfassende Darstellung des Hannover'schen Territorial-Kirchenrechts möge als drin-

Digitized by Google

gendes Bedürfnifs angesehen werden. Bis diesem abgeholfen worden, will der Verf. wenigstens eine Skizze liefern, bei welcher von dem Gesichtspunkt ausgegangen werden soll, mit Ausschliefsung des als bekannt vorauszusetzenden Gemeinrechtlichen nur das wirkliche Territorialrechtliche, sowie überhaupt dasjenige auszuheben, was von allgemeinerm Interesse seyn kann. Da die Fortsetzung und der Schlufs dieser Abhandlung noch zu erwarten ist, so behalten wir uns die Beurtheilung vor.

3) Ueber das Zehndrecht. Eine historisch-dogmatische Abhandlung vom Grofsh. Hess. Hofrathe Dr. Steiner. S. 65—68. Diese Abhandlung, angefangen in dem ersten Hefte, wird hier abgebrochen, da die in der Kammer der Grofsh. Badischen Ständeversammlung wegen Ablösung, Verwandlung und Aufhebung des Zehnden vorgekommene Fragen und die dadurch veranlafsten von Zachariä und Birnbaum verfafsten Schriften eine genauere Untersuchung über den Ursprung des Zehnten nothwendig machten, welche im nächsten Hefte geliefert werden soll. Das Erscheinen müssen wir nun abwarten.

4) Ueber die Admission der Postulirten, mit besonderer Rücksicht auf die heutigen Verhältnisse in Deutschland. Von Dr. Lippert. S. 68—97. Der Verf. verneint gemeinrechtlich die Frage: ob der Obere, sobald für die Admission des Postulirten das Wohl der Kirche spreche, rechtlich verpflichtet sey, solche zu ertheilen, und im Weigerungsfalle von seinen Vorgesetzten hiezu angehalten werden könne? Das canonische Rechtsbuch spreche zwar nur vom Pabste, allein es sey nicht im mindesten zweifelhaft, dafs dieselben canonischen Satzungen auch in den Fällen, in welchen die Admission dem Bischofe überwiesen sey, angewendet werden müfsten.

Wir glauben dem Verf. bemerken zu müssen, dafs die von ihm als die gängig bezeichnete und bestrittene Meinung durchaus nicht allgemein angenommen ist, wie

Digitized by

zu ersehen ist aus Corvinus *jus canonicum lib. I. tit. 5*, Ant. Schmidt *institut.* §. 169, Gambsjaeger *jus eccles.* §. 114, Michl, Kirchenrecht §. 57, und dafs derselbe die von ihm angeführten Schriftsteller ganz mifsverstanden hat. Z. B. Helfert, von der Besetzung, Erledigung und dem Ledigstehen der Beneficien schreibt S. 61: „Gegen die Abschlagung der Zulassung von Seiten eines Bischofs kann von dem Postulirenden bei dem römischen Pabste Beschwerde geführt werden." Dafs ein Unterschied zwischen Beschwerdeführung und Appellation ist, wird eines Beweises weiter nicht bedürfen. Neller in der angeführten *diss.* schreibt §. IV: „*postulatio est mera supplicatio postulantium pro gratia et ideo neque postulantes quidquam suffragante jure petunt a Superiore neque etc. Unde consequitur: postulantes confugere possunt ad Superiorem, si Inferior, humiliter ac saepius requisitus, contra evidentem ecclesiae suae necessitatem vel utilitatem nollet rationabilem postulationem admittere, ne malitia vel duritia praelati inferioris dammum inferat ecclesiae postulanti.*" Auch de Schenkl *institut.* sagt dasselbe, und Müller in seinem Lexicon schreibt: „Wenn durch die Genehmigung des Zulassungsgesuches der erledigten Kirche ein offenbarer Nutzen zugeht, so soll der betreffende Obere solches, sofern über die entgegenstehenden Mängel dispensirt werden kann, niemals abschlagen." Wenn daher manche Canonisten behaupten, der Obere sey verbunden, die Dispensation zu ertheilen, wenn durch Zulassung des Postulirten zu der Stelle, wenigstens ein bedeutender Vortheil für die Kirche erzielt werde, so ist dieses nur in dem Sinne zu nehmen, *Superior*, um die Worte Eybel's in *introductio* §. 322. not. f. zu gebrauchen, *ad postulationem admittendam postulato ex justitia stricte tali non obstringitur, quamvis respectu habito ad salutem ecclesiae viduatae huic quidem ad illam admittendam urgente necessitatis aut publicae utilitatis causa ex officio et justitia sit obligatus;* und Reiffenstuel *in jus can. lib. I. tit. 5. §. 72.* führt als

Digitized by Google

Grund an: *quia Superior ex lege Justitiae legalis ac vi sui officii tenetur, necessitatibus sibi commissae ecclesiae atque utilitatibus boni communis providere: ergo etiam tenetur admittere postulationem, quoties viderit ita exigere causam publicam sive necessitatem magnamve utilitatem ecclesiae, in ipsas etiam Postulantes redundaturam. Sin minus, fiet his injuria, ob non rite administratum sibi officium pastorale.* Schmalzgruber in *jus eccles. un. lib.* I. *tit.* 5. *No.* 14. beantwortet die Frage: *an Superior postulationem sibi praesentatam possit repellere?* dahin: *Negat Abb. in c.* 5. *h. t. n.* 2 *repelli posse, si facta sit de persona idonea, et in concordia vel saltem a duabus partibus Capitularium. Sed melius distinguitur dicendo, casu, quo postulatio vel omnium vel duarum saltem Capituli partium suffragiis ab necessitatem vel utilitatem ecclesiae facta est, Superiorem quidem ad eam admittendam teneri ex debito officii, non tamen ex obligatione justitiae stricte sumptae: et hinc si tali casu Superiori aliquis Papa inferior postulationem sibi factam rejiceret, adversus illum perturbantes quidem non haberent actionem propere dictam, officium tamen Superioris implorare possent, et recusantem ad postulationis admissionem compellat.*

Als Grund wird zu den Worten: *ex obligatione justitiae stricte sumptae* beigefügt, *quia tota admissio postulationis, etiam concorditer factae, continet gratiam Superioris dispensantes in defectu vel impedimento, igitur non est ex justitia debita et consequenter, si rejiciatur postulatio, nemini fit injuria proprie dicta.* Es ist also durchaus nicht von einer rechtlichen, sondern blofsen moralischen Verbindlichkeit die Rede. Und in diesem Sinne sind auch die vom Verf. angeführten, angeblich der gegentheiligen Meinung zugethane, Schriftsteller zu verstehen. Mit einer gröfsern Wahrscheinlichkeit für die vertheidigte Meinung hätte der Verf. *Concil. Trident. Sess.* 24. *cap.* 20. benützen können.

Digitized by Google

Was die heutigen Verhältnisse in Deutschland betrifft, so stellt der Verf. nach vorausgegangener Untersuchung der vorhandenen päbstlichen Bullen folgende Grundsätze auf, die wir um so mehr mittheilen zu müssen glauben, als der Gegenstand an sich wichtig genug ist und die in den einzelnen Staaten vorhandene Verschiedenheit Stoff zum Nachdenken darbietet:

1) Wenn das partikularrechtliche Erfordernifs auf einem einseitig erlassenen landesherrlichen Gesetze beruht, und der Landesherr oder eine Staatsbehörde zu der fraglichen Stelle ernennt, so ist blos von der weltlichen Macht Dispensation von dem Mangel nothwendig. Bei Ernennungen durch den Regenten ist jene schon in diesen enthalten. Dieses ist der Fall in Oestreich bei Nominationen zu Canonicaten, welche vom Kaiser ausgehen. Wenn dagegen vom Domkapitel das Canonicat vergeben wird, wie in der oberrheinischen Kirchenprovinz, so hat dasselbe vor dem Votiren über die Person, die landesherrliche Dispensation von dem Hindernisse, an welchem der in Aussicht genommene Candidat leidet, zu erwirken, damit er hiedurch in die Reihe der Wählbaren trete. Wäre nicht die Einsendung einer Liste der Wählbaren an die höchste Staatsbehörde vorgeschrieben, so könnte der mit dem Mangel Behaftete vom Domcapitel auch postulirt werden, worauf sich dasselbe an die Staatsregierung mit der Bitte um Dispensation zu wenden hätte, nach deren Ertheilung die Bestätigung der Wahl durch den Bischof erfolgen dürfte.

2) Ist dagegen eine partikularrechtlich vorgeschriebene Eigenschaft durch eine zwischen dem Staate und dem päbstlichen Stuhle geschlossene Uebereinkunft festgesetzt worden, so kann nach den Grundsätzen, über die aus Verträgen für die Contrahenten entspringenden Rechte, Dispensation von der Staatsgewalt o d e r vom Pabste nicht genügen. Es lassen sich vielmehr mit Rücksicht auf die in den einzelnen deutschen Staaten auch in solchen Fällen hervortretenden Verschiedenheiten nachstehende Principien angeben:

Digitized by Google

a) Wenn in Baiern zur Würde eines Domdechanten oder zu einem in den s. g. päbstlichen Monaten vacant gewordenen einfachen Canonicate der König einen Geistlichen zu befördern beabsichtigt, welchem die im Concordate bezeichneten besondere Eigenschaften fehlen, so erscheint es als nothwendig, dafs, ehe die Ernennung statt findet, eine Communication mit dem römischen Hofe gepflogen werde, um dessen Einwilligung und Dispensation des mit den erforderlichen Eigenschaften nicht ausgerüsteten Candidaten von ihm zu erhalten. Umgekehrt wird, wenn der Pabst zu einer Probstei einem nicht mit allen nach dem Concordate erforderlichen Eigenschaften Ausgestatteten ernennen möchte, Bewilligung des Königs hierzu nothwendig. Hat der Bischof bei Vergebung eines Canonicates auf eine solche Person seine Augen gewendet, so ist von demselben sowohl bei dem Könige als bei dem Pabste, ehe er die Ernennung ausspricht, Dispensation zu erwirken; und im Falle das Domcapitel berechtigt ist, die Stelle zu besetzen, so mufs dasselbe, ehe es zur Wahl schreitet, sowohl bei der weltlichen Gewalt als bei dem Pabste Dispensation des Candidaten nachsuchen, und kann alsdann den Dispensirten wählen; oder es postulirt denselben, und sucht nachher dessen Dispensation zu erhalten. Der Bischof bestätigt hierauf.

b) Hat der Pabst die Absicht, eine Probstei oder ein in den s. g. päbstlichen Monaten in Erledigung gekommenes Canonicat im Königreiche Preufsen an eine Person zu vergeben, welchen die in der Bulle *de salute animarum* aufgezählten Qualitäten abgehen, so ist Bewilligung hierzu von Seiten der Staatsgewalt nothwendig. Will ein Erzbischof oder Bischof in Preufsen eine Dechanei oder Canonicate, welche in den 6 geraden Monaten des Jahres erledigt wurden, an eine solche Person vergeben, so hat derselbe bei dem Könige und dem römischen Hofe um Dispensation für jene nachzusuchen, nach deren Ertheilung er zur Ernennung schreiten kann.

c) Wenn ein Bischof im Königreich Hannover einen

Digitized by Google

Geistlichen, der nicht alle in der Bulle, *impensa romanorum pontificum sollicitudo* vorausgesetzte Eigenschaften hat, zu der Würde eines Domdechanten oder zu einer andern Dompfründe zu befördern wünscht, so ist es nothwendig, dafs er, wenn von ihm zu der Stelle die Candidaten der Regierung vorgeschlagen werden, auch den nicht Fähigen namhaft mache, mit der Bemerkung seines Mangels und dem Ansuchen um Dispensation von demselben. Ist dieser nicht auf der Liste, als der Regierung unangenehm, gestrichen, und ihm Dispensation gegeben worden, so wendet sich der Bischof nach Rom, um auch hier Dispensation für denselben zu erlangen und kann erst, nachdem auch vom Pabste solche ertheilt ist, zu dessen Ernennung übergehen. Steht die Reihe zur Ernennung bei dem Domcapitel, so gilt hinsichtlich der Einholung einer Dispens von der weltlichen Gewalt das Nämliche. Ist diese gegeben, so kann nun das Domcapitel sogleich sich zu demselben Zwecke an den römischen Hof wenden, und nachdem auch dieser in die Wahl gewilligt, zur canonischen Wahl schreiten; oder es postulirt den Candidaten und sucht nachher beim Pabste um Dispens nach.

Von der Postulation der Bischöfe handelt der Verf. S. 80—86. und stellt hierüber die durch die Bullen gegebenen Bestimmungen in den einzelnen deutschen Staaten auf. Wir verweisen hier auf die Schrift selbst. Der Verf. hat einen zeitgemäfsen Gegenstand mit Umsicht und deutlicher Darstellung behandelt und zu erkennen gegeben, dafs er mit den partikularrechtlichen Verhältnissen innigst vertraut ist.

5) Ueber die Zulässigkeit des Ergänzungseides in Ehesachen. Von H. L. Lippert, S. 97 bis 120. Der Verf., ausgehend von der Ansicht, dafs der Schiedseid in Ehesachen unzulässig sey (worüber der Verf. eine eigne Abhandlung in v. Zu Rhein's Jahrbüchern des gemeinen deutschen bürgerl. Processes Bd. II. Heft 1. geliefert hat, das aber noch nicht erschienen ist) räumt hier ein, dafs der Erkennung auf den Ergänzungseid auch

Digitized by Google

in den Fällen die Gesetze nicht entgegen stehen, in welchen durch denselben der Beweis eines die Aufhebung der Ehe nach sich ziehenden Umstandes vervollständigt werden soll. Da wir glauben, die Grenzen einer Anzeige zu überschreiten, wenn wir uns hier ausführlich über den besagten Gegenstand verbreiten wollten, so behalten wir uns die Erörterung und Behandlung des Eides überhaupt in Ehesachen vor, und werden solche in einer literarischen Zeitschrift liefern.

An diese Abhandlungen schliefsen sich an Recensionen von: Kühn, Erklärungen der Ceremonien und Segnungen der kath. Kirche; Eisenschmid, die Gebräuche und Segnungen der kath. Kirche; Klitsche, Geschichte des Cölibats; Müller, Lexicon des Kirchenrechts und Staudenmaier, Geschichte der Bischofswahlen, S. 123—194, welche wir um so mehr mit Stillschweigen übergehen, als die Jahrbücher keine Beurtheilung derselben gestatten.

Es folgen dann Verordnungen, welche von den in und für Deutschland bestehenden weltlichen und geistlichen Gewalten erlassen wurden und zwar für das *a*) Königreich Preufsen, *b*) Königreich Hannover, *c*) Königreich Würtemberg und Diöcese Rottenburg, *d*) Grofsherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, *e*) Herzogthum Sachsen-Gotha, *f*) Herzogthum Sachsen-Altenburg, *g*) Sachsen-Coburg. Warum nicht auch die von dem Erzbischofe von Freiburg erlassenen Verordnungen einer Aufnahme sich zu erfreuen hatten, besonders da der Herausgeber solche in Händen hat, ist schwer einzusehen.

Vergleichen wir den Inhalt dieses II. Heftes mit jenem des Isten, so müssen wir gestehen, dafs den Erwartungen, welche das erste Heft zu machen berechtigte, nicht genügt ist. Während das erste Heft 10 Abhandlungen nach dem gemeinen in Deutschland geltenden Kirchenrechte und von allgemeinem Interesse liefert, enthält das zweite deren nur 2. Und es scheint nicht Gewinn für die Annalen zu seyn, dafs nunmehr auch Abhandlungen

Digitized by Google

des Partikularrechtes, wie No. 1 und 2. des zweiten Heftes zeigen, eine Aufnahme finden. Mag es Einzelne geben, deren Bemühen darauf gerichtet ist, genaue Kenntnifs auch des Partikular-Kirchenrechts sich zu erwerben, so dürfte doch dieser Wenigen wegen das Bedürfnifs der gröfsern Zahl der Leser nicht aus dem Auge verloren werden. Unser Wunsch geht daher dahin, dafs es dem Herausgeber gefallen möge, alle blos das Partikularrecht behandelnde Erörterungen nicht aufzunehmen, vielmehr als feste Bedingung aufzustellen, dafs nur Abhandlungen des gemeinen Kirchenrechtes einen Platz finden, wobei es jedoch den Verfassern unbenommen bleibe, das Particularrecht in vergleichende Berücksichtigung zu nehmen.

Darmstadt, Verlag von Johann Wilhelm Heyer's Hofbuchhandlung:

- *Zur Klinik der neuesten morgenländischen Krankheit oder Praktische Resultate gezogen aus den Erfahrungen der besten, zumal Deutscher (en) Aerzte und mit den Ergebnissen mehrerer, nach der Choleragegenden unternommenen Reisen zusammengestellt; sowie die Nosologie und Therapie verschiedener Formen des gastro-enterischen Fiebers, als häufigsten (er) Vor- und Nachkrankheiten der Cholera. Von Dr. August Hegar, Grofsherzoglich Hessischem Hofmedicus. Mit einer Steindrucktafel.* 1832. *XVIII u.* 174 *S gr.* 8. (*Dieses Werk wird auch als Supplementschrift des Vademecums [vergl. die Recension im Dezemberhefte* 1831. *dieser Jahrbücher] debitirt.*)

Die Verlagshandlung benachrichtigte am Schlusse des von Hrn. Hegar herausgegebenen „Vademecums für die Behandlung der morgenländischen Cholera" das ärztliche Publikum, dafs der Hr. Verf. bereit sey, wenn dasselbe günstig aufgenommen werde, und die Cholera sich nicht mit aufserordentlicher Schnelle über ganz Deutschland verbreite, alles praktisch-brauchbar-Neue nach den Grundsätzen, welche derselbe im Vademecum entwickelt habe, in einem zweiten Nachtrag nachzuliefern, welcher dann füglich gegen Ende desselben eingelegt werden könne.

Digitized by Google

Statt dieses Nachtrags aber scheint der Hr. Verf. sich entschlossen zu haben, eine neue Schrift, unter einem mit seiner ersten Arbeit gar nicht übereinstimmenden Titel und einem veränderten Format, dem Publikum vorzulegen. — Zur Herausgabe dieses Werkes wurde der Herausgeber durch einen achtungswerthen, ihm befreundeten Arzt angespornt; indem dieser die Arbeit für nützlich, ja für durchaus nothwendig halte, und zwar schon deshalb, weil der Verfasser (es geschah aber von der Verlagshandlung) den Besitzern des Vademecums das brauchbar praktisch-Neue nachzuliefern ja versprochen habe. — Dem Rec. scheint es eine völlig neue Idee zu seyn, dafs die Nothwendigkeit des Erscheinens einer Schrift durch das Versprechen, eine solche liefern zu wollen, bedingt sey. Doch *de lana caprina* mag derselbe nicht rechten, weshalb er sogleich zur Darlegung des Inhalts selbst übergeht.

Einige Blicke auf die Entstehung und Weiterverbreitung der morgenländischen Cholera. In den Jahren 1813—15. geschah es, dafs bisweilen ganz gesunde Soldaten der kriegführenden Mächte im Stande waren, den ansteckenden Typhus in Städte und Dörfer, die bis zur Ankunft des fremden Militärs des besten Gesundheitszustandes sich erfreuten, zu übertragen. Der Hr. Verf. erzählt ein Beispiel, das ihm von einem sehr glaubwürdigen, früher im Odenwalde prakticirenden, Arzte mitgetheilt wurde, dafs einige Kosakenpulks, die sich in gesunden Dörfern jener Gebirgsgegend einquartirt hatten, und vor denen die Bauern in die Scheunen sich zurückzogen, den Typhus in jene Dörfer brachten, obgleich dieselben bis auf einen Mann, welcher an einer Lungenentzündung litt, völlig gesund waren. Die Kosaken hielten sich dort mehrere Wochen auf, und erst nach ihrem Abzuge brach daselbst der Typhus aus. Der Hr. Verf. spricht sich hinsichtlich der Entstehung dieses Typhus dahin aus: „Die Kosaken liefsen bei ihrem Abzuge in den Wohnungen, Betten und sonstigen Habseligkeiten nicht zwar das Contagium des

Typhus selbst, wohl aber einen solchen fremdartigen, thierischen Stoff *(halitum)* zurück, der in Wechselwirkung mit der Bauern-Ingestions- und Egestions-Materie gebracht, das Contagium selbst erst bildete."

Auf ähnliche Art scheinen ihm auch andere Krankheiten und namentlich die Choleraepidemie entstanden zu seyn. Die völlige Unterjochung Vorderindiens durch die brittisch-ostindische Compagnie trifft mit der grofsen Choleraepidemie in jenem Lande zusammen. Die Europäer traten hier mit ganz fremden Menschen und Ländern in Verbindung, und durch den Conflict so heterogener animalischer Faktoren ward unter andern begünstigenden Verhältnissen ein neues Produkt, die Cholera.

Rec. zweifelt nicht, dafs unter solchen Umständen neue Krankheiten erzeugt werden. Allein durch die eben mitgetheilte Darstellung ist offenbar nicht nachgewiesen, dafs sich dies hier wirklich so verhält, und warum in dem einen Falle Typhus, warum in dem andern Cholera u. s. f. entstand oder entstanden seyn soll. — Der Hr. Verf wirft, da man in den über die Krankheiten der Tropenländer verfafsten Schriften fast nie des Typhuscontagiums, des Scharlachs, der *febris miliaris*, der Masern, des Keichhustens u. s. w. erwähnt finde, die Frage auf, ob es nicht an Ort und Stelle untersucht zu werden verdiene, welchen Einfluſs die durch klimatische Verhältnisse bewirkte gewaltsame Unterdrückung dieser Ausschlagskrankheiten bei den dortigen Europäern gehabt habe? Bekannt sey, dafs durch erfolgten Rücktritt oder auf irgend eine Art gehinderten Ausbruch der Exantheme anderweitige gewöhnlich höchst gefährliche Krankheitsformen bei uns entstehen, so sey es ja auch möglich, dafs sich durch Metaschematismus in den heifsen Ländern die Cholera erzeugt habe.

Dem Rec. ist kein Schriftsteller bekannt, der behauptete, dafs die mit den Vorderindiern zusammengetroffenen Europäer damals an Keichhusten oder an irgend einem acuten Exantheme gelitten hätten. Bekanntlich

Digitized by Google

kommen diese vorzugsweise im jugendlichen Alter vor, und es ist deshalb anzunehmen, dafs der gröfste Theil der Soldaten und der dorthin reisenden europäischen Handelsleute diese Krankheiten schon früher überstanden hatten. — Wo eine bestimmte Krankheit nicht herrschte, kann doch gewifs nicht von einer Unterdrückung und von einem aus dieser entstehenden Metaschematismus die Rede seyn.

Beitrag zur Pathologie des Fiebers und der Cholera. Die durch die Verrichtungen der Organe des Körpers latent werdende oder ausgeschiedene Wärme ist es, welche den Organismus meistens davor schützt, in dem Grade von den Temperaturveränderungen der ihn umgebenden Medicin in Hinsicht seiner inwohnenden Wärme verändert zu werden, dafs dadurch Fieber erfolge. Die normalen Secretionsprocesse scheinen jedoch nicht immer hinzureichen, die inwohnende Wärme auf dem naturgemäfsen Grade zu erhalten. In dem gestörten Verhältnisse der Wärme sucht der Hr. Verf. die Entstehung der Fieber nnd der Cholera. Die veränderten Wärme- und die dadurch modificirten Mischungs-Verhältnisse zeigen sich vorzugsweise im Blute. Schon in seinem Vademecum für die Behandlung der morgenländischen Cholera hat sich der Hr. Verf. bei der Cholera für einen Blutvergiftungsprocefs ausgesprochen. Hier führt er S. 15 u. f. diese Ansicht mit grofsen Um- und Abschweifungen weiter aus. —

Er wirft die Frage auf, ob es der einmal in abgeänderter Richtung arbeitenden thierischen Chemie nicht möglich sey, in ihrer Werkstätte einen eigenthümlichen Stoff, etwa ein Gas, zu bereiten, das vielleicht in seiner Mischung und in seinen Kräften dem Kohlenstoffoxydgas gliche, welches bekanntlich von Aufsen in die Wege der Circulation gebracht, Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel, Sausen vor den Ohren, Dunkelheit vor den Augen, heftige Schmerzen in der epigastrischen Gegend, grofse Schwäche der willkührlichen Muskulatur,

Digitized by Google

heftiges Herzklopfen, Erbrechen, zuletzt Neigung zum Schlaf, Asphyxie und wirklichen Tod hervorzubringen vermag.

Ohne Bedenken wandelt demnach der Hr. Verf. unsern Organismus zur chemischen Retorte um! Glücklich ihr Jatrochemiker! Bindet das Gas oder leitet es aus dieser Retorte, und ihr habt eure Cholerakranken gerettet!!

S. 24. meint der Hr. Verf, bei jeder Choleraepidemie kämen mehr Cholerakranke vor, als man anzunehmen bis jetzt leider geneigt sey; ja es frage sich, ob ein einziger Mensch in der bevölkertsten Stadt von der Cholera verschont bleibe. Fände diese Ansicht den Beifall der Aerzte, so würde sich ein ganz anderes und für sie bei weitem günstigeres Verhältnifs der Gesundgewordenen zu den Verstorbenen herausstellen, wie sich denn daraus auch ergäbe, welche leichte Krankheit die Cholera überhaupt für das Menschengeschlecht sey u. s. f.

Zu einem solchen Räsonnement mufs der Recensent schweigen. *Difficile est, satyram non scribere.*

Ueber Krankheitsformen, Entwickelungsstufen, Stadien, Diagnose der Cholera und Cholerine. Der Hr. Verf. behält die in seinem Vademecum gegebene Eintheilung in *Cholera neuroparalytica; Ch. congestivo-inflammatoria; Ch. gastrico-intestinalis* hier bei, liefert eine Beschreibung dieser Formen und läfst jeder derselben eine Krankheitsgeschichte folgen.

Das über die Diagnose Gesagte ist lobenswerth. Hier angehängt sind drei Krankheitsfälle, welche von Aerzten an sich selbst beobachtet wurden. Ueber die Prognose, von der hier auch die Rede ist, obgleich die Ueberschrift sie da nicht erwarten läfst, geht der Hr. Verf. rasch weg.

(Der Beschluss folgt.)

Digitized by Google

Hegar, zur Klinik der Cholera.

(Beschlufs.)

Einige Winke zur Therapie der Cholera. Dies Capitel ist vom Hrn. Verf. mit vielem Fleifse bearbeitet, und ist das beste im ganzen Werke. Sehr lobenswerth und gewifs fruchtbringend ist, dafs derselbe auf eine rationelle Behandlung der Cholera, gegründet auf die Grundsätze der allgemeinen Therapie, dringt. Er bestimmt die Indicationen nach den einzelnen Formen mit Berücksichtigung der Individualität. Ueber die Anwendung der verschiedenen Heilmethoden und der einzelnen Mittel ist viel Gutes gesagt. Damit kann aber Rec. nicht einverstanden seyn, dafs es einerlei sey, welches der verschiedenen Brechmittel, wenn solche angezeigt sind, angewendet werde, da doch alle den Hauptzweck, nämlich: Brechenerregen, erfüllten. Die Verschiedenheit der Wirkung der einzelnen Emetica hier auseinanderzusetzen, verbietet der für eine Recension bestimmte Raum. Deshalb verweist Rec. nur auf das vortreffliche, nicht genug zu empfehlende Werk über Pharmakodynamik von Vogt, von welchem der Hr. Verf. selbst S. 83. der vorliegenden Schrift sagt, dafs er der beste Pharmakologe Deutschlands sey. —

Ueber verschiedene Formen der *febris gastrico-enterica*, als häufigsten Vor- und Nachkrankheiten der grofsen Seuche. Diese Abhandlung ist als ein Anhang zum Vorstehenden zu betrachten. Der Hr. Verf. theilt einige allgemeine Ansichten über die Fieber überhaupt mit, berührt besonders Bichat's Theorie, und geht dann zu Broussais und seiner Anhänger Lehre über. Er liefert eine Beschreibung der *febris gastro-enterica* nebst den Wendungen, welche sie nimmt, und giebt die Therapie derselben an.

Digitized by Google

Zum Schlusse folgen noch einige die Therapie der Cholera betreffende Ergänzungen in aphoristischer Kürze (in 11 Sätzen).

Auf der Steindrucktafel ist ein Mensch mit den Krankheitssymptomen vor und in dem Cholerafalle abgezeichnet. Dies ist eine in einer müfsigen Stunde gelieferte eitle Spielerei.

Für den Hrn. Verf. sowohl, als für den Hrn. Verleger wäre es sicher besser gewesen, wenn statt des Vorwortes ein Nachwort geschrieben worden wäre; denn gewifs wird Mancher durch das Durcheinander in demselben vom Lesen der Schrift abgehalten.

Das ganze Werk entbehrt einer klaren, gedrängten, reinen Schreibart, wie Jeder leicht an dem Titel schon sehen kann. Auch der Druckfehler, die mitunter sogar Schreibfehler zu seyn scheinen, sind nicht wenige.

Dr. *F. L. Feist.*

München bei F. G. Frankh: Die wichtigsten und häufigsten Verdauungsbeschwerden, bekannt unter den Benennungen von Indigestion, Nervenreizbarkeit, Geisteskleinmuth, Hypochondrie, und bedingt durch eine krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme. Ein Versuch von Jacob Johnson, M. D., Mitgliede des königlichen Collegiums der Lond'ner Aerzte und Leibarzte Sr. Maj. Wilhelm IV., *Königs von Grofsbrittanien. Aus dem Englischen übersetzt mit einer Vorrede von Dr. Johann Joseph Roth, Privatdocenten und prakt. Arzte in München.* 1832. *XII und* 147 *S. kl.* 8.

Die krankhafte Empfindlichkeit des Magens und Darmkanals, dieses proteusartige Leiden, hat schon sehr oft die wissenschaftliche Thätigkeit der Aerzte in Anspruch genommen. Allein häufig hat man zu einseitig die krankhaften Erscheinungen blos im Unterleibe gesucht. Der scharfsinnige Hr. Verf. vorliegender Schrift erkannte klar die grofse Bedeutung der Verdauungsorgane im Organismus; ihm schwebte die Wichtigkeit des Darmkanals in Beziehung auf das individuelle Bestehen

Digitized by Google

des Organismus vor Augen. Er fafste nicht blos denselben als Aufnahme- und Verarbeitungsorgan der materiellen Stoffe auf, sondern er zeigt auch das Verhältnifs, in welchem der Darmkanal zu den übrigen Systemen des Körpers steht, und welchen Antheil diese an seinem physiologischen und pathologischen Zustande nehmen. Indigestion, Dyspepsie, Hypochondrie, Geisteskleinmuth, gallichte Unordnungen u. s. f. sind nur Formen der krankhaften Empfindlichkeit des Magens und Darmkanals. Das Wesen dieser mufs in einer Reizung der Nerven gesucht werden. — Die Empfindlichkeit in verschiedenen Nerven ist von verschiedener Art. Im gesundheitsgemäfsen Zustande dürfen Speisen und Getränke keine Empfindung im Magen erzeugen, sondern nur Empfindungen des Wohlbehagens in entfernten Theilen des Körpers; wogegen Irritation des Magens unbehagliche Empfindungen in diesen Theilen mit oder ohne Schmerz im Magen erregt. —

Es müssen zwei Klassen von sympathischen Wirkungen durch Irritation im Magen und Darme angenommen werden.

Erste Klasse: Krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme mit bemerkbarer Störung in diesen Organen. Diese, zumal die Art und Weise, wie sich krankhafte Empfindlichkeit und daraus Indigestion bildet, und die sympathischen Leiden verschiedener Theile des Körpers, z. B. des Gehirns, der Sinnesnerven, des Herzens, der Lunge u. s. w. werden sehr gut und mit grofser Umsicht vom Hrn. Verf. geschildert.

Zweite Klasse: Krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Gedärme ohne irgend eine bemerkbare Störung in diesen Organen selbst. — Der Hr. Verf. geht die physischen und moralischen Ursachen dieses Leidens durch, untersucht hier vorzugsweise die Doctrinen von Cullen, Broussais, Falret und einigen Alten über Hypochondrie, hält die Villermay'sche Lehre, welche die Hypochondrie, als eine Umänderung (welcher Art? Rec.) in den organischen Sensibilitäten der Eingeweide-

Digitized by Google

nerven definirt, für die der Wahrheit am meisten entsprechende. Die hier entworfene Skizze dieser Krankheit und namentlich die Schilderung der ersten Erscheinungen des herannahenden Uebels sind sehr lesenswerth. Eine gleiche Beachtung verdient die Angabe der diätetischen und medicinischen Behandlung dieses Uebels. Vor allem mufs die Diät und das Regime, der Empfindlichkeit der Verdauungsorgane angemessen, regulirt werden. Ohne Berücksichtigung dieses Grundsatzes ist alle medicinische Behandlung ohne Erfolg. Diese mufs sich vorerst von dem Zustande der Absonderungen überzeugen. Abführende Mittel sind bei dyspeptischen Beschwerden mit grofser Vorsicht anzuwenden. — Die einzelnen in diesen Leiden empfohlenen Mittel werden hier kritisch durchgegangen, und dann die Behandlung der sympathischen Affectionen verschiedener Theile des Körpers angegeben. Auf Leibesübung wird mit Recht ein grofses Gewicht gelegt. Die Vortheile des Reisens werden vórzugsweise hervorgehoben. Am Schlusse theilt der Hr. Verf. einen Plan zu einer Reise von drei Monaten mit, wie er sie selbst gemacht, wobei viele Touren zu Fufs vorkommen. Die moralischen und physischen Wirkungen des Reisens sind mit vielem Fleifse erforscht.

Die deutschen Aerzte werden dieses Werkchen, zwar vorzugsweise für Engländer interessant, nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Dr. *F. L. Feist.*

Ueber die menschliche Erkenntnifs. Von G. E. Schulze, Königl. Grofsbritt. Hann. Hofrathe u ord. Prof. d. Logik u. Metaphysik auf der G. A. Univ. zu Göttingen u. s. w. Göttingen. 1832. *XII u.* 339 *S.* 8.

Wie auch die Kritik über den Inhalt des vorliegenden Werkes urtheilen möge, sie wird nicht anders als mit Achtung sich demselben nähern können, da es das Erzeugnifs des ehrwürdigen Nestor unter den deutschen

Digitized by Google

Philosophen ist, der, seit einem halben Jahrhundert Zeuge und selbstthätiger Arbeiter in der merkwürdigsten und erfolgreichsten Entwickelungsperiode der Philosophie, die je gewesen ist, in seinem hohen Alter doch noch selbstständige geistige Kraft genug bewahrt hat, um mit einer so schwierigen und umfassenden Arbeit, wie die vorliegende, hervorzutreten. Die Idee zu dieser neuen Theorie der menschlichen Erkenntnifs war, wie er sich in der Vorrede erklärt, schon früher in seiner „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften" vom Jahr 1824. aufgestellt, und in der „Metaphysik" und „Moralphilosophie" waren die Lehren derselben schon zu Verbesserungen angewendet worden, aber seines hohen Alters wegen hatte er die Ausführung dieser Idee zweifelhaft gelassen. Es ist ihm aber dennoch möglich geworden, die Darstellung so weit zu bringen, um sie mittheilen zu können, und das gegenwärtige Werk enthält diese Mittheilung.

Achtung und Theilnahme verdient aber das Werk aufser den erwähnten persönlichen Gründen, auch um seines Gegenstandes und Zweckes willen. Kritik der Vernunft, psychologische, kritische Untersuchungen über das menschliche Erkenntnifsvermögen, Theorie der Vernunft oder Erkenntnifs, oder wie man es sonst nennen möge, dies ist der Weg, auf dem wir einzig und allein eine sichere Fortbildung der Philosophie erwarten dürfen, der um so mehr Bedürfnifs unserer Zeit ist, je mehr sich eine voreilige Speculation von der Natur und den Bedingungen des menschlichen Erkennens entfernt hat. Für diese Methode der kritischen Philosophie nun auch den ehrwürdigen Veteranen der deutschen Philosophen durch dieses Werk auftreten zu sehen, ist um so erfreulicher, da G. E. Schulze früher, als skeptischer Bekämpfer des Kantianismus (im Aenesidemus), der oft mit Kantianismus verwechselten kritischen Philosophie ungünstig zu seyn schien. Hat er aber seitdem durch seine späteren philosophischen Schriften seine Ansichten über kritische Methode überhaupt schon vielfach ausge-

Digitized by

sprochen, so mufs doch gegenwärtiges Werk als ein dankenswerther Beitrag zur philosophischen Kritik selbst, als ein Versuch, unabhängig von Kant, dem Stifter dieser Methode, der Philosophie eine neue kritisch-psychologische Grundlage zu geben, beachtet werden.

Was nun aber die philosophische Grundansicht betrifft, welche in diesem Werke vorherrscht, so wird wohl Niemand im Wesentlichen etwas Anderes erwarten, als wie sich der Verf. in seinen bisher erschienenen philosophischen Schriften schon längst ausgesprochen hat, nur dafs eine ausführlichere und umfassendere psychologisch-kritische Begründung dafür versucht worden ist. G. E. Schulze hat sich von dem Skepticismus, dem er bekanntlich früher zu huldigen schien, schon seit geraumer Zeit zu dem zunächst an die Skepsis grenzenden Empirismus gewendet, und hat, mit einigen Modificationen, von da aus sein System entwickelt. Er selbst nennt es (Vorr. S. IV.) „den natürlichen, d. i. der Natur und den Gesetzen des menschlichen Geistes angemessenen Realismus," ein Name, den freilich alle auf Kritik der Vernunft gebauten, namentlich auch die sämmtlichen kantischen Lehrsysteme für sich anwenden könnten. Denn auch der kantische s. g. transcendentale Idealismus ist auf der andern Seite ein solcher natürlicher Realismus. Allein der Verf. will diese Benennung in einer viel umfassenderen Bedeutung verstanden wissen. Dem sich selbst überschlagenden, theils dialektischen theils mystischen Idealismus der s. g. naturphilosophischen Schule gegenüber steht Schulze auf der entgegengesetzten Seite des handfesten, empiristischen Realismus, der auf nüchternen, gemeinen oder gesunden Menschenverstand allein sich verläfst, und jede idealistische Speculation mit Verachtung von sich stöfst. Nur bei sehr Wenigen unter den Philosophen selbst findet dieser einseitige Empirismus gegenwärtig Beifall, ja es scheint, dafs er von den Wunden, die ihm schon die kantische Kritik der Vernunft und noch mehr die in seiner Schule fortgesetzten psychologischen Untersuchungen geschlagen haben,

Digitized by Google

wohl nie mehr zu rechter gesunder Kraft emporkommen wird. Bei weitem mehr neigt sich die neuere philosophische Denkart zu den Verirrungen der idealistischen Speculationen. Ihnen entgegen ist auch dieser Schulzische Empirismus ein gesundes Gegengift, zumal da auch in diesem Werke, wie in seinen früheren Schriften, die Anmafsungen und Thorheiten dieser Classe von Speculanten absichtlich immer scharf gegeifselt werden.

Im Vergleich mit dem, was schon von anderen kritischen Philosophen für Kritik der Vernunft oder Theorie des Erkenntnifsvermögens geleistet worden ist, steht dieses Werk an Vollständigkeit der psychologischen Untersuchungen und an klarer Entwickelung vielen anderen nach. Indessen die psychologische Vollständigkeit mochte wohl nicht in dem Plan des Verfs. liegen, da er vielmehr nur eine Hervorhebung derjenigen psychologischen Elemente beabsichtigte, die zur Begründung seiner eigenen philosophischen Ansichten dienen kann.

Die ganze Darstellung geht von einer Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Erkenntnifs aus (1stes Lehrstück). Eine unmittelbare Erkenntnifs ist nach dem Verf. diejenige, worin der Gegenstand als dem erkennenden Ich gegenwärtig, eine mittelbare, worin erst durch Hülfe einer Vorstellung und eines Zeichens erkannt wird (S. 13.). Zu den unmittelbaren Erkenntnissen gehört das Selbstbewufstseyn, die Sinneserkenntnifs und die Erinnerung (S. 14 — 21.). Die mittelbaren Erkenntnisse „bestehen aus dem Bewufstseyn von Etwas in uns, das nicht die dadurch erkannte Sache selbst ist, aber doch als Zeichen davon dazu dient, die Beschaffenheiten der Sache zu erkennen und die zum Wahrnehmen erforderliche Gegenwart der Sache für's Bewufstseyn einigermafsen zu ersetzen" (S. 23.), und sie begreifen Vorstellungen von Einzeldingen, Begriffe oder Vorstellungen des Allgemeinen und Ideen oder Vorstellungen, durch welche die Wirklichkeit zu gewissen Absichten ergänzt oder vervollkommt gedacht

Digitized by Google

wird (S. 27 u. fgg.). In dieser Grundlage zur Theorie der Erkenntnifs finden wir deutlich die Elemente des Empirismus. Denn die unmittelbaren Erkenntnisse sind, das Selbstbewufstseyn ausgenommen, das hier als ein nicht-sinnliches unmittelbares Bewufstseyn betrachtet wird, blos sinnliche Erkenntnisse, die mittelbaren, Verstandeserkenntnisse. Aus Sinneserkenntnifs und Verstandeserkenntnifs ist der Empirismus zusammengesetzt. Man vermifst daher ein wesentliches Element der menschlichen Erkenntnifs, die reine Vernunfterkenntnifs oder die synthetischen Erkenntnisse *a priori*, von denen nur allein das reine Selbstbewufstseyn seine Anerkennung hier gefunden hat (beiläufig gesagt, kann Rec. nicht beistimmen, wenn alles Selbstbewufstseyn für unmittelbare Erkenntnifs genommen wird; er glaubt, dafs es allerdings erst eines mittelbaren Wiederbewufstseyns bedürfe, um zu wissen, dafs wir wissen, fühlen, wollen u. s. w., was namentlich S. 37. bestritten wird); denn auch die unter den mittelbaren Erkenntnissen angeführten Ideen sind, wie sie hier erklärt sind, nur Verstandesvorstellungen, und sind weit entfernt von den Vernunftideen im Sinne des transcendentalen Idealismus. Denn gerade gegen den Idealismus in allen seinen Richtungen kämpft der Verf. aus allen Kräften überall an, und es sind wieder die Grundsätze des Empirismus, mit denen er dies in der „Anzeige und Prüfung der Gründe, womit der Idealismus die Richtigkeit der Annahme einer unmittelbaren Erkenntnifs bestritten hat" (S. 31 fgg.), hauptsächlich thut. Unter dem Idealismus versteht er die Ansicht, dafs die unmittelbare Erkenntnifs etwas Unmögliches sey, und dafs alles Erkennen aus einem (mittelbaren) Vorstellen bestehe (S. 31.). Zwar zieht er auch manche Lehren hieher, die keineswegs unter diesen Begriff gehören, wie z. B. die von Locke und Kant; sonst aber bemerkt er viel Treffendes gegen den dogmatischen, von selbstgemachten Begriffen ausgehenden und mit den klarsten Thatsachen des Bewufstseyns in Widerspruch gerathenden Idealismus.

Digitized by Google

Das 2te Lehrstück handelt von der Vervollkommnung der menschlichen Erkenntnifs. Die Vervollkommnung der unmittelbaren Erkenntnifs (1ster Abschn.) zeigt sich hauptsächlich in der Aufsuchung der individuellen Bestimmungen, der Ursachen des Entstehens und der Selbstständigkeit der wahrgenommenen Dinge. Rec. kann sich hierbei durchaus nicht überzeugen, dafs die angeführten Erkenntnisse zu den unmittelbaren, in dem hier geltenden Sinne gehören, und sieht überhaupt nicht ein, wie die unmittelbare Erkenntnifs als solche, da sie durch die Gegenwart des Gegenstandes zu dem erkennenden Ich bestimmt ist, einer solchen Vervollkommnung fähig wäre, dafs sie mehr erkennte, als was durch die Gegenwart der Gegenstände und ihr Verhältnifs zum Erkennenden unmittelbar gegeben ist. Durch dies Verhältnifs der Dinge zu dem Erkennenden selbst aber sind keineswegs auch schon die Vorstellungen von Theilen und Ganzen, von Verschiedenheit, von Stoff und Form, von Innerem und Aeufserem, so wie von Ursache und Wirkung, von Selbstständigkeit und Abhängigkeit u. s. w. bestimmt, sondern diese kommen gewifs erst mittelbar durch Nachdenken in unser Bewufstseyn, und sollten also zu der mittelbaren Erkenntnifs gerechnet werden. Ueberhaupt aber möchte wohl jede Vervollkommnung der Erkenntnifs der mittelbaren angehören, da die unmittelbare nur als Anlage gedacht werden kann, deren Ausbildung immer mittelbar, d. h. von der Gegenwart der Gegenstände unabhängig, geschehen mufs.

Die Erkenntnifs der individuellen Bestimmungen ist allerdings eine Erkenntnifs der Wahrnehmung, deren Vervollkommnung von der Aufmerksamkeit und dem Interesse abhängt; aber diese Aufmerksamkeit gehört schon nicht mehr zu der unmittelbaren Erkenntnifs, sondern ist eine durch den Willen vermittelte Erkenntnifs. Ferner die Erkenntnifs der Ursachen kann gar nicht zu der unmittelbaren Erkenntnifs oder Wahrnehmung gerechnet werden. Allerdings gehört der Be-

Digitized by Google

griff der Ursachlichkeit, nach der Ansicht der kritischen Philosophie, zu den unmittelbaren Vernunfterkenntnissen; da aber hier der Vernunft gar keine unmittelbaren Erkenntnisse zugeschrieben werden, da unmittelbare Erkenntnisse nur sinnliche sind, so sucht der Verf. dadurch die Erkenntnifs der Ursachen als unmittelbare darzustellen, dafs er ein Streben nach Erkenntnifs der Ursachen aus einem im menschlichen Geiste liegenden Bedürfnisse für die Erhaltung und Besserung seines Lebens ableitet (S. 70. 71.). Damit ist aber doch nicht die Erkenntnifs des Begriffs der Ursachlichkeit selbst, sondern nur das Verlangen oder Streben, Ursachen zu erkennen, ursprünglich, hingegen die Erkenntnifs von der ursachlichen Verbindung gewisser Dinge entsteht nach dem Verf. erst aus der Beobachtung der Beständigkeit des Nacheinander- und Beieinanderseyns der Dinge, was nicht Zufall seyn kann, sondern nothwendig auf Gesetze bezogen werden mufs. Es ist einleuchtend, dafs diese Ansicht den Angriffen des empiristischen Skepticismus, welcher eine objektive Gültigkeit des Gesetzes der Causalität überhaupt leugnet, sehr ausgesetzt ist; zwar erklärt sich der Verf. in dieser Hinsicht ausdrücklich gegen Hume's Ableitung dieses Gesetzes aus blofser Gewohnheit und Ideen-Association, wenn er aber diese Ansicht durch jede willkührliche Bewirkung von Veränderung in der Natur, z. B. durch den Gebrauch von Werkzeugen und dergl., widerlegt zu haben glaubt, so möchte dies wohl schwerlich befriedigen können. Ueberhaupt aber ist nicht einzusehen, wie der Verf. sich vor jenem empiristischen Skepticismus retten wolle, da er objektive Gültigkeit nur in der Wahrnehmung allein anzuerkennen scheint, und die objektive Bedeutung der Vernunfterkenntnisse *a priori* so sehr verkennt, dafs er die kantische Ansicht von dem allgemeinen und nothwendigen Gesetz der Causalität als einer ursprünglichen Kategorie für eben so „subjectiv" (d. h. hier zufällig) erklärt, als die Hume'sche Erklärung aus Ideen-Association.

Digitized by Google

An die Lehre von den Ursachen schliefst der Verf. gleich die Lehre von der Freiheit, indem er diese nämlich als Ursache des Wollens darstellt, die von keiner andern Ursache bestimmt ist (S. 76 fgg.). Man sieht, dafs dabei die Freiheit nur als innere oder psychologische Freiheit aufgefafst wird, und dafs von der idealen Freiheit gar nicht die Rede sey. Die Unterscheidung zwischen idealer und psychologischer Freiheit, so wie die Lehre des transcendentalen Idealismus, wonach der Mensch als Phänomenon unfrei, als Noumenon frei wäre, wird von dem Verf. so aufgefafst, als ob dadurch Einem Gegenstande, dem Wollen, eine doppelte Ursache, nämlich Naturnothwendigkeit und auch Freiheit zugeschrieben würde. Dies ist aber nicht der Fall; denn das Wollen wird nicht als Wirkung der Freiheit, sondern es wird vielmehr selbst als frei gedacht, und eben dadurch, als ohne Ursache wirksam. Die ideale Ansicht erhebt über das Gesetz der Causalität, und nur dadurch kann Freiheit gedacht werden, dafs ein über die Nothwendigkeit der Causalität erhabenes Daseyn, ein Daseyn, welches keine Ursache hat, sondern nur Ursache ist, gedacht wird. Auf diesem Standpunkt steht nun aber die Freiheit des Verfs. nicht, da er die ideale Ansicht überhaupt nicht gelten läfst. Hierdurch mufs der Wille allerdings auch dem allgemeinen Naturgesetze der Causalnothwendigkeit unterworfen werden, von dem es keine Ausnahmen geben kann, und diese Causalnothwendigkeit, als eine psychische, führt auf die Abhängigkeit des Willens von den Antrieben. Der Verf. beruft sich gegen diese psychische Nothwendigkeit unseres Wollens auf unser Selbstbewufstseyn, das uns keinen Zwang oder Mechanismus in unseren Entschliefsungen bemerken läfst, und in welchem die Thatsachen der Ueberlegung von dem Entschlufs, die Abwägung der Gründe und der unabhängig von sinnlichen Antrieben ausgeführten rein vernunftmäfsigen Handlungen unleugbar vorkommen. Allein auch bei dem Ueberlegen entscheiden zuletzt Gründe, nach denen der Wille, sofern er nur psychisch betrachtet

Digitized by Google

wird, mit Nothwendigkeit handeln mufs. Diese psychische Nothwendigkeit des Wollens aus Beweggründen wird nicht dadurch widerlegt, dafs, wie der Verf. sagt, auf die Erkenntnifs von der Pflicht noch nicht nothwendig die Erfüllung derselben folgt; denn die Erkenntnifs ist noch nicht der Antrieb, manche Erkenntnifs wirkt noch gar nicht oder doch schwach als Antrieb. Ferner, wenn der Verf. anführt, dafs Menschen sich in ihrer Handlungsweise ändern, oder dafs gute Menschen bisweilen auch schlechte und schlechte Menschen bisweilen gute Handlungen ausüben, so beweist dies nur, dafs die Antriebe zum Handeln sich in einzelnen Fällen ändern, aber nicht, dafs der Wille unabhängig von den Antrieben handelt.

Die Vervollkommnung der mittelbaren Erkenntnifs (2r Abschn. S. 102 fgg.) zeigt sich sowohl in der Dichtkunst, als in der Wissenschaft. In der letzteren, die hier allein berücksichtigt wird, zeigt sie sich in der Entwickelung der logischen Formen der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, der Sprache, der analytischen und synthetischen Methode, der Mathematik, wobei wir hier nicht länger verweilen wollen, um zu dem wichtigeren 3ten Abschn. von der Beschränkheit der Erkenntnifs des Seyns und der Bedingungen desselben überzugehen. Hier und in dem folgenden (IIIten) Lehrstück: über die Zuverläsigkeit der menschlichen Erkenntnifs entwickelt der Verf. hauptsächlich die Eigenthümlichkeit seiner Lehre, die hier am deutlichsten einen empiristisch-skeptischen Charakter zeigt.

Es hat gewifs etwas dem unendlichen Erkenntnifstrieb des Menschen Widriges an sich, auf Schranken der menschlichen Erkenntnifs hingewiesen zu werden, und der menschliche Geist kann sich nur dann darein ruhig fügen, wenn er ihre Nothwendigkeit wirklich einzusehen vermag. Diese Nothwendigkeit aber wird durch eine kritisch-anthropologische Deduction nachgewiesen, der Verf. dagegen giebt diese nicht, sondern begnügt sich

Digitized by Google

nur mit einer factischen Nachweisung derselben. Eben dadurch behält seine Lehre statt des kritischen mehr einen skeptischen Charakter. — So zeigt er die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnifs in der Erkenntnifs des Seyns darin, dafs, obgleich von selbst einleuchtend ist, dafs das Seyn des Dings nicht das Ding selbst ist, doch das Verhältnifs durchaus unerkennbar sey, in welchem das Seyn zu dem Ding selbst steht, indem das Seyn weder als ein Theil des Dinges, noch als ein Träger oder eine Stütze, noch als Eigenschaft desselben, noch als für sich Bestehendes neben dem Dinge gedacht werden kann, noch endlich aus dem Möglichen durch blofses Denken hervorgebracht werden kann (was hauptsächlich gegen die neuere absolute Speculation gilt, welche von dem Nichts anfängt und daraus durch blofse dielektische Bewegung das Seyn, Werden, Daseyn u. s. w. schaffen will). Allein wenn man auch diese Thatsachen zugiebt, so bleibt darin etwas Unbefriedigendes, so lange man nicht auch weifs, warum diese Beschränktheit seyn müsse, und dafs die Natur des menschlichen Erkenntnifsvermögens dies nothwendig so mit sich bringt, wie dies der Kriticismus sehr genügend darin darthut, dafs die Vorstellung des Seyns eine ursprüngliche Kategorie, eine Einheitsform der Vernunft sey, welche nothwendig bei allem Erkennen vorkommen mufs, für welche es aber eben deswegen gar keine weitere Erklärung geben kann. Eben so zeigt der Verf. ferner ganz richtig, dafs wir zwar jedes Wirkliche nothwendig in Zeit und Raum denken, dafs diese Formen also nothwendige Bedingungen der Erkenntnifs des Seyns sind, dafs es aber durchaus unbegreiflich bleibe, was Zeit und Raum eigentlich sind, da sie weder als ein von den Dingen verschiedenes für sich Bestehendes, Existirendes, noch als Eigenschaften u. s. w., noch als blofse ideale Möglichkeiten gedacht werden können; allein er verwirft die psychologisch-kritische Erklärung derselben als Formen der Sinnlichkeit, eben so wie oben die Erklärung des Seyns als Kategorie oder Form der Vernunft-

Digitized by Google

einheit. Endlich findet sich als eine zweite Bedingung der Erkenntnifs des Seyns die Vorstellung der ursachlichen Verbindung, indem wir jedes Seyn nothwendig durch eine Ursache hervorgebracht denken, aber auch darin zeigt der Verf. die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnifs, welche einestheils nicht zu erklären vermag, warum eine Ursache gerade diese Wirkung habe und nicht eine andere, und anderntheils nicht begreiflich machen kann, wie aus einem Seyn, der Ursache, ein davon verschiedenes Seyn, die Wirkung, entstehen könne. Der zur Erklärung der ursachlichen Verbindung gebrauchte Begriff von Kräften ist nur ein Hülfsbegriff, der nichts erklärt, und es ist ein falsches Bestreben vieler Philosophen, aus Kräften die Entstehung alles Seyns erklären zu wollen, da Kraft schon ein Ding, eine Materie, der sie angehört, voraussetzt, und eine blofse Kraft ohne ein Ding, dem sie angehört, gar nicht als Existirendes gedacht werden kann, denn es ist nur eine Abstraction von einem Verhältnifs eines Dings zu andern, die wir darin denken. Mit Recht spricht daher der Verf. gegen Fichte's weltschaffende Vorstellungskraft des Ich und gegen Schellings Entwickelung alles Seyns aus einer Allheit von Kräften in dem Absoluten, und Rec. stimmt ihm vollkommen bei, wenn er S. 148. sagt: „es mufs als ein nachtheiliges Ereignifs für die Ausbildung der menschlichen Erkenntnifs gehalten werden, dafs so viel Anstrengung des Geistes verwendet worden ist, um die Speculation über die Welt zu einer Weltschöpferin zu erheben." Nur müssen wir auch hier uns dagegen verwahren, dafs die kantische dynamische Ansicht von der Natur, welche die Möglichkeit der Materie *a priori* aus Grundkräften der Anziehung und Abstofsung erklärt, auch zu dieser weltschaffenden Speculation gehöre, da ja hier die Entstehung der Materie nicht objektiv aus den Grundkräften abgeleitet werden, sondern nur subjektiv die Denkbarknit der Materie erklärlich gemacht werden soll. — Und so können wir auch dem Verf. in der folgenden

Digitized by Google

allgemeinen Bemerkung über die Beschränktheit der menschlichen Erkenntnifs im Wesentlichen beistimmen, woraus hervorgeht, dafs er in der Hauptsache mit dem Kriticismus in den Factis übereinstimmt, nur mit dem Unterschiede, dafs er das blofse Dafs ohne das Warum giebt. Er sagt nämlich S. 148 fg.: „Die im gegenwärtigen Abschnitte nachgewiesene Beschränktheit der Erkenntnifs des Seyns und seiner Bedingungen ist also kein Hinderniſs der Naturforschung und macht die Bestrebungen in derselben — nicht unmöglich. Dafs es aber wirklich Dinge gebe, dafs diese im Raume und in der Zeit vorhanden sind, und dafs jenes Entstandene durch eine Ursache hervorgebracht worden sey, wird bei der Naturforschung — als unläugbar vorausgesetzt (bei dem kritischen Philosophen dagegen kritisch-anthropologisch nachgewiesen oder deducirt). — Die Metaphysiker hingegen haben oft aus ganz willkührlich bestimmten Begriffen, eingebildeten Grundsätzen und erdachten Kräften alles in der Welt Vorhandene und dessen Wesen anzugeben unternommen. Eben deswegen bestand aber auch, was sie von der Welt zu wissen meinten, aus blofsen Dichtungen, die sich nach der Besonderheit der Bildung und Denkart ihrer Urheber richteten und sehr verschieden ausfielen." Hier folgt dann eine Beurtheilung der hauptsächlichsten kosmologischen Hypothesen über den Ursprung der Welt nach den vorausgeschickten Grundsätzen über die Erkenntnifs des Seyns.

Entscheidend für die ganze philosophische Ansicht des Verfs. ist ferner noch das „dritte Lehrstück," das „über die Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnifs" handelt. Die Ueberzeugung, dafs unsere Erkenntnifs ein wirkliches Seyn verkündigt, stammt nach ihm „aus der unvertilgbaren Einrichtung des menschlichen Geistes, die sich in jedem Zustande unseres Geistes, der für Erkenntnifs gilt, kund thut" (S. 155 fgg.). Diesen Satz (der im Wesentlichen übereinstimmt mit der Begründung der objektiven Gültigkeit unserer Erkenntnifs auf das Selbstvertrauen der

Digitized by Google

Vernunft auf sich selbst, wie sie die kritische Philosophie giebt) sucht er zuerst (1ster Abschn.) durch die Darstellung der „Einrichtung des menschlichen Geistes in Ansehung der Zuverlässigkeit der Erkenntnisse," und dann (2ter Abschn.) durch eine „Prüfung der Gründe, wegen welcher von den Philosophen entweder der gesammten menschlichen Erkenntnifs, oder einigen Arten derselben Wahrheit abgesprochen worden ist" (S. 174 fgg.), darzuthun. Das Fürwahrhalten, bemerkt er im 1sten Abschn., ist immer mit der Erkenntnifs vereinigt und gehört nicht einem besondern Vermögen (wie dies neuerlich von Biunde in seiner Psychologie, nach dem Vorgange des philosophischen Systems von Hermes behauptet worden ist), noch hängt es von einem besonderen Talente, oder der Willkühr ab, sondern erfolgt mit Zwang nach den Gründen der Wahrheit. Nur die Prüfung dieser Gründe geschieht durch den Verstand. Denn Wahrnehmung gilt schon durch sich selbst für wahre Erkenntnifs, und die Prüfung hat hier nur zu untersuchen, ob etwas wirklich wahrgenommen worden ist; bei den mittelbaren Erkenntnissen hingegen ist das Fürwahrhalten nicht durch jene gegeben, sondern erfordert ein von ihnen verschiedenes (unmittelbares) Erkennen. Allem Fürwahrhalten liegt schon die Ueberzeugung zu Grunde, dafs der menschliche Geist der Erkenntnifs der Wahrheit und der Entdeckung der Irrthümer fähig sey, und alle Prüfung geht nur darauf, zu untersuchen, ob unser Fürwahrhalten der wesentlichen Einrichtung und den Gesetzen des menschlichen Geistes gemäfs bestimmt worden sey. Damit ist denn, wie Rec. überzeugt ist, die richtige subjektive Ansicht von der Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnifs ausgesprochen, wie die kritische Schule sie in ihrer empirischen Wahrheit im Unterschied von der transcendentalen Wahrheit ausgedrückt hat, obgleich der Verf. von diesem wichtigen Verhältnifs nichts erwähnt. —

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Schulze, über die menschliche Erkenntnifs.

(Beschlufs.)

Der Verf. unterscheidet ferner als verschiedene Grade der Stärke des Fürwahrhaltens das Wissen, Glauben oder Fürwahrscheinlichhalten und Vermuthen. Wenn nach dieser Rangordnung das Wissen allein das vollkommene Fürwahrhalten ist und als solches über dem unvollkommneren Glauben steht, so ist dies nur in logischer Bedeutung ganz richtig; aber dann hätte der Jacobi'sche Glaube, der über dem Wissen steht, nicht hierher bezogen werden sollen, da hier von metaphysischer Bedeutung der Ueberzeugungsweisen die Rede ist, und da der Verf. selbst im Wesentlichen die Jacobi'sche Ansicht ausspricht, wenn er (S. 170.) über die durch Schlüsse (Demonstration) bewiesene Wahrheit (das Jacobi'sche Wissen) eine Ueberzeugung von den Grundsätzen, womit man zu schliefsen anfängt" (den Jacobischen Glauben, oder Vernunfterkenntnifs u. s. w.), stellt.

Die Prüfung der Gründe u. s. w. (Abschn. 2.) bezieht sich theils auf die Ansichten derer, welche die Zuverlässigkeit aller menschlichen Erkenntnifs bestreiten (allgemeiner Skepticismus), theils derer, die nur gewisse Arten der Erkenntnifs für Schein ausgeben. Diese Ansichten stellt der Verf. zuerst in historischer Folge zusammen, wobei vorzüglich die mehr oder weniger skeptischen Lehren der Eleaten, Sophisten, des socratischen Skepticismus, des Plato, dann von Leibnitz, Kant und Herbart erwähnt werden. Bei dieser Zusammenstellung ist bemerkenswerth, dafs der Verf. nur diejenigen theilweisen skeptischen Lehren erwähnt, welche von der rationalistischen Seite her die Zuverlässigkeit der Erfahrungserkenntnifs bestritten oder beschränkten, wäh-

Digitized by Google

rend die von der entgegengesetzten empiristischen Seite gegen die Vernunfterkenntnisse erhobenen Zweifel gar nicht berührt werden, als ob es dergleichen gar nicht gebe oder geben dürfe. In der Widerlegung dieser Ansichten wendet sich der Verf. zuerst gegen den allgemeinen Skepticismus, indem er zeigt, dafs dieser sich selbst zerstört, indem er auch seinen eigenen Grundsatz für ungewifs halten mufs; auch die subjektive Bedingtheit der menschlichen Erkenntnifs, z. B. durch Sinnwerkzeuge bei der sinnlichen Wahrnehmung, kein Grund zu Irrthum und Täuschung, sondern nur zu gröfseret oder geringerer Vollkommenheit unserer Erkenntnifs sey. Ferner bezieht er sich auf die von Herbart aufgestellte Lehre (ohne ihn zu nennen) von den Widersprüchen, die sich in den Erfahrungserkenntnissen für sich nothwendig finden und die durch den Verstand aufgehoben werden sollen. Er bemerkt dagegen — was Rec. jedoch nur zum Theil für wahr hält — dafs diese Widersprüche nur Schuld der Metaphysiker seyen, welche durch die Art, wie sie die Erfahrungsgegenstände denkend auffassen, erst Widersprüche hineinbringen; denn an sich können keine in den Gegenständen selbst, wie sie wahrgenommen werden, liegen. Mag es seyn, dafs namentlich bei Herbart viele jener Widersprüche nur künstlich erzeugt sind: könnte nicht die Erfahrungserkenntnifs vermöge ihrer subjektiven Beschränktheit von der *Art* seyn, dafs sie nothwendig auf Widersprüche führte? und hat nicht Kant schon in seinen Antinomien der Vernunft diese Ansicht ausgeführt? — Doch eben die Kantische Ansicht von der beschränkten Gültigkeit der Erfahrung, nämlich von dem Unterschied der Erscheinungswelt und der des Seyn an sich wird hier noch am ausführlichsten von dem Verf. bestritten, indem er dagegen seine Grundansicht, dafs wir in der Wahrnehmung Erkenntnifs des Seyns an sich haben, dafs also die Dinge so an sich sind, wie wir sie sinnlich wahrnehmen, mit aller Anstrengung geltend zu machen sucht. Rec.

Digitized by Google

glaubt zwar nicht, dafs die Wahrheit des Systems des transcendentalen Idealismus auf der Begründungsweise Kants beruhe, und hält dieses System an sich für unumstöfslich, allein auch gegen Kant ist er durch den Verf. in den Hauptgründen nicht überzeugt worden. Jedoch die bedeutende Stellung, welche der Verf. als Gegner Kants überhaupt eingenommen hat, ist schon längst hinlänglich gewürdigt worden und bedarf also hier keiner weiteren Beurtheilung.

Ein „viertes Lehrstück" handelt endlich noch „von der Religion und dem Höchsten, das in derselben erreicht werden kann." Er spricht dafür im 1sten Abschn. „Ueber die wesentlichen Bestandtheile und wichtigsten Unterschiede der Religion," im 2ten Abschn. „Ueber das Verhältnifs der Religion zur Metaphysik," und im 3ten Absch. von der „Lösung der in der philosophischen Religionslehre vorkommenden Aufgaben." So reichhaltig und interessant auch diese Darstellungen aus der Religionsphilosophie sind, so viel Stoff zu Bemerkungen sie auch darbieten, so nöthigt uns doch der Raum, darüber schneller hinwegzueilen. Rec. kann in der Grundlage der ganzen Darstellung nicht mit dem Verf. harmoniren, denn er hält überhaupt eine befriedigende Aufstellung religiöser Wahrheit für unmöglich, wenn sie nicht auf die Grundansicht des transcendentalen Idealismus von dem Unterschied zwischen Natur und Idee und somit von der Erhebung des Glaubens über das Wissen gegründet ist, und gerade diese Ansicht ist hier ausdrücklich verworfen. Der Verf. geht von dem Standpunkt der auf Erfahrung fufsenden Reflexion aus, und erhebt sich von da mit Mühe zu einem dürftigen Verstandes-Theismus. Das Hauptverdienst dieser Ansicht ist wohl das polemische, indem sie sich am Entschiedensten den pantheistischen Theorien entgegensetzt, welche das innerste Wesen der Religionsphilosophie zu zerstören drohen. Seine eigene religions-

Digitized by Google

philosophische Ansicht, namentlich über das Daseyn Gottes, nennt er: Anthropo-Theologie, womit angedeutet werden soll, dafs das Daseyn eines überweltlichen, heiligen Gottes durch den Begriff der Causalität nicht aus dem Daseyn körperlicher Urstoffe — denn diese könnten auch als von Ewigkeit her in Wechselwirkung existirend gedacht werden — sondern allein aus der höheren, moralischen Natur des Menschen erschlossen werden könne, denn ihre Entstehung setze ein Wesen ganz anderer Art als die Körperwelt voraus; eben so können auch die Eigenschaften Gottes ohne Anthropomorphismus, nur aus der sittlichen Natur des Menschen abgeleitet werden. Gott nämlich, als Urheber der sittlichen Fähigkeiten, mufs diese Fähigkeiten selbst im höchsten Grade besitzen und von allen sittlichen Fehlern frei seyn. — Ob sich auf diesem Wege wirklich ein Wissen von Gottes Daseyn und Eigenschaften gewinnen lasse, wie der Verf. darzuthun sucht, bezweifelt Rec., dem alle religiöse Ueberzeugung auf dem Glauben, als idealer, über dem Wissen erhabener Ueberzeugung beruhen zu müssen scheint. Doch die weitere Erörterung dieses Streitpunkts würde uns hier noch zu lange aufhalten.

Rec. glaubt sich eben so wenig wegen der Ausführlichkeit dieser Anzeige, als wegen der häufigen Einreden gegen den ehrwürdigen Verf. entschuldigen zu müssen. Beides war eine Folge der Bedeutung und des reichen Gehaltes dieses Werks und der Selbstständigkeit der darin enthaltenen Ansichten, die der Verf. von jeher behauptet hat.

H. Schmid.

Digitized by Google

Regenten- und Volks-Geschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg. Von Karl dem Grofsen bis auf ihre Vereinigung mit der Preufsischen Monarchie (von 768 — 1815.) von Dr. J. F. Knapp. Erster Theil. Vom Jahre 768 bis 1368, den entferntesten Endpunkt für Cleve. Elberfeld, 1831. Bei Karl Joseph Becker. Mit dem Motto: Nützlich seyn, die Mittelclasse unterrichten, vor Allem und bei Allen die Liebe für König und Vaterland beleben.

Das vorliegende Buch schliefst sich an desselben Verfs. „Geschichte der Deutschen am Niederrhein und in Westphalen von der ersten geschichtlichen Kenntnifs bis auf Karl den Grofsen" an, welche 1830. gleichfalls in Elberfeld erschienen ist. Die beiden Bücher zusammen sollen, wenn das zweite vollendet seyn wird, eine Geschichte von Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg von den frühesten Zeiten bis auf ihre Vereinigung mit der preufsischen Monarchie bilden. Ueber Zweck und Tendenz derselben hat sich der Hr. Verf. in der Vorrede zu der Geschichte der Deutschen am Niederrhein ausgesprochen, auf welche er sich in dem anzuzeigenden Werke bezieht, weil das dort Gesagte auch für dieses mit gelten soll. Danach will der Hr. Verf. aber nicht gelehrte Untersuchungen für Gelehrte liefern, sondern deren Resultate in einer klaren und allgemein verständlichen Sprache für diejenigen darstellen, denen der Zugang zu den Urquellen der Geschichte selbst verschlossen ist, um ihnen dadurch ein zusammenhängendes Bild von dem früheren Schicksale ihrer Heimathländer zu geben.

Um aber ein solches zusammenhängendes Bild zu geben, ist der Hr. Verf. dabei so zu Werke gegangen, dafs er in den Zeiten, wo uns die specielle Geschichte jener Gegenden unbekannt ist, statt ihrer die Geschichte Teutschlands im Allgemeinen erzählt, um damit die Lücken einigermafsen auszufüllen, da diese allgemeine Geschichte natürlich auch die specielle Geschichte jener Länder in sich begreift. Nachdem er daher in dem früheren Werke eine weitläufige Darstellung der Kriege zwischen den Römern und den Völkern am Niederrhein

und eine kürzer gefafste Geschichte der Franken bis auf Karl den Grofsen geliefert hat, was zusammen als die früheste Geschichte der bezeichneten Länder anzusehen ist, so geht er hier nun auf ihre ferneren Schicksale seit Karl dem Grofsen über.

Zuerst kommt er auf die Kriege Karls gegen die Sachsen, die, weil sie grofsentheils in jenen Gegenden oder wenigstens in deren Nachbarschaft geführt wurden, mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt sind. Vorzüglich hat der Hr. Verf. sich dabei bemüht, die Lage der in jenen Kriegen vorkommenden Orte zu bestimmen; wobei er am meisten durch die trefflichen Untersuchungen Ledebur's in seinen „kritischen Beleuchtungen einiger Punkte in den Feldzügen Karls des Grofsen gegen die Sachsen und Slaven (Berlin, 1829.)" unterstützt wurde.

Mit dem Ende dieser Kriege Karls treten die Gegenden des Niederrheins wieder in das Dunkel zurück, und nur wenige einzelne (gröfstentheils noch dazu sehr unsichere) Bruchstücke aus ihrer Geschichte in den folgenden Zeiten sind uns durch zufällige Erwähnung bei allgemeineren Ereignissen aufbewahrt worden. Erst seit dem 11ten, ja eigentlich sogar erst seit dem Anfange des 12ten Jahrhunderts beginnt eine bestimmtere, zusammenhängendere Geschichte jener Länder. So ist also eine Lücke von wenigstens 2 Jahrhunderten in unserer Kenntnifs von ihren Schicksalen. Um sie nun wenigstens einigermafsen auszufüllen, hat der Hr. Verf. hier eingeflochten: 1) einen kurzen Abrifs der allgemeinen Geschichte Teutschlands unter den Regenten aus dem karolingischen und aus dem sächsischen Hause; 2) eine Uebersicht der inneren Verhältnisse Teutschlands unter der Herrschaft der Ersteren, welche sich auf alle Theile des Volks- und Staatslebens erstreckt; 3) eine Uebersicht der vorzüglichsten Veränderungen, die sich in allen jenen Verhältnissen unter der Regierung der sächsischen Kaiser zutrugen.

An dieser Einrichtung scheint uns aber Hr. Knapp

Digitized by Google

nicht wohlgethan zu haben. Es kam hier natürlich doch nicht darauf an, eine teutsche Geschichte oder auch nur ein Bruchstück aus einer teutschen Geschichte zu liefern, sondern nur, den Zusammenhang zwischen den früheren und späteren Theilen der von dem Hrn. Verf. behandelten Specialgeschichte herzustellen. Diesen Zweck hätte, des Ref. Meinung nach, der Hr. Verf. fester im Auge behalten sollen. Ihm durchaus fremd waren alle einzelnen Begebenheiten, die weder das Niederrheinland unmittelbar berührten, noch eine dauernde Wirkung auf die Gestalt Teutschlands im Allgemeinen übten. Ihre Erzählung konnte daher, ohne für die Lösung der Aufgabe des Hrn. Verfs. irgend einen Vortheil zu bringen, nur das in den Hintergrund drängen und weniger bemerklich machen, auf dessen Hervorhebung und Verdeutlichung es hier eigentlich ankam. Es galt hier nämlich doch offenbar nur, die bleibenden Veränderungen in den äufseren, vorzüglich aber in den inneren Verhältnissen Teutschlands darzustellen, die der Leser kennen mufste, um sich ein Bild von dem veränderten Zustande machen zu können, in welchem er das Niederrheinland wiederfindet, nachdem er es 2 Jahrhunderte aus den Augen verloren, damit er nicht Verhältnisse der karolingischen Zeit, von deren Abänderung die specielle Geschichte dieser Länder schweigt, noch im 12ten Jahrhundert als fortbestehend annimmt. Hätte daher der Hr. Verf. die Erzählung aller einzelnen Begebenheiten, die nicht das Niederrheinland selbst trafen, die Schilderung aller äufseren und inneren Verhältnisse des Volks- und Staatslebens in Teutschland überhaupt, auf deren Veränderung er in der Geschichte seiner Länder nicht wieder zurückkommt, weggelassen, — dagegen in möglichster Kürze die Veränderungen hervorgehoben und geschichtlich dargestellt, deren Kenntnifs wirklich unumgänglich nothwendig war, damit seine Leser sich eine deutliche Vorstellung von dem Zustande des Niederrheinlandes in der Zeit, wo der Hr. Verf. seine Geschichte wieder aufnimmt, machen und die folgende

Geschichte desselben verstehen könnten, — so würde er dem Zwecke seines Buches offenbar viel gemäfser gehandelt und einen sichern Leitfaden für die Art seiner Darstellung erhalten haben.

Bei dem Wege dagegen, den er wirklich eingeschlagen, hat er sich in eine sehr üble Lage versetzt: Eine allgemeine teutsche Geschichte jener Zeiten will er nicht schreiben, daher darf er nicht Alles ohne Ausnahme darstellen, was eine solche umfafst, — auf das, was Niederrheinland wirklich betrifft und was durch seine Wirkungen sich in dessen späterer Geschichte noch zeigt, will er sich nicht beschränken, — daher ist die Entscheidung darüber, was aufgenommen, was übergangen werden soll, fast gänzlich der Willkühr anheim gestellt. Wir sehen deswegen auch ohne festes Kriterium Manches aus der allgemeinen teutschen Geschichte jener Zeit weitläufig erzählt, Manches ganz kurz berührt, Manches gänzlich übergangen, weil das Eine dem eigentlichen Stoffe näher zu liegen, das Andere ihm ferner zu stehen schien, wobei natürlich viele Inconsequenzen nicht ausbleiben konnten. Es fehlt daher diesem Theile des Buches an Einheit, an einem festen Gesichtspunkte, — es ist keine teutsche, es ist keine niederrheinische Geschichte.

Dazu hat eine solche Anordnungsweise überhaupt noch das Ueble, dafs durch den geringeren Werth dieser Einleitungen und Ausfüllungen aus der allgemeinen Geschichte oft der Werth des eigentlichen Werkes geschmälert wird. Es kann nämlicht nicht jeder Geschichtschreiber eines teutschen Landes zugleich auch immer die ganze teutsche Geschichte gründlich durchforschen, um solche Zuthaten aus ihr zu entlehnen. Er wird also nicht aus den Quellen, sondern aus Hülfsmitteln schöpfen, in denen die Geschichte gewöhnlich schon nicht mehr ganz lauter ist, uud wird leicht durch unzweckmäfsige Benutzung dieser Quellen noch mehr Unrichtigkeiten hinein bringen. So kann es leicht kommen, dafs zu

Digitized by Google

einer recht gründlichen und wahren Darstellung des eigentlichen Gegenstandes ein höchst oberflächlicher ungründlicher Anhang hinzukommt, wodurch die Leser leicht verleitet werden, ein unverdientes, ungünstiges Urtheil zu fällen. Dieser Gefahr hat sich aber auch, das läfst sich nicht verkennen, Hr. Knapp ausgesetzt, indem er zwei Darstellungen von so verschiedenem Werthe mit einander verband. Denn während in der Darstellung seines eigentlichen Gegenstandes Alles den seines Stoffes mächtigen Forscher, die Umsicht desselben, seine Sicherheit, seine Genauigkeit zeigt, erkennt man in jenen Stücken, die aus der allgemeinen teutschen Geschichte entlehnt sind, an der Einseitigkeit, der Leerheit, der Unzuverlässigkeit leicht den Geschichtschreiber, der auf Anderer Schultern ruht. Daher giebt, was zuerst die äufsere Geschichte der karolingischen und der sächsischen Kaiser betrifft, diese weder im Allgemeinen ein richtiges Bild von den Ereignissen jener Zeit, noch ist sie im Einzelnen zuverlässig und fehlerfrei. Um Jenes zu erkennen, mufs man diesen Theil des Buches selbst lesen, da es sich seiner Natur nach durch Beispiele nicht nachweisen läfst, — um Diefs zu zeigen, heben wir von den vielen Unrichtigkeiten, die uns bei dem Lesen des Buches aufgestofsen sind, nur wenige heraus, die uns jetzt gerade wieder in die Augen fallen.

S. 81. heifst es von Karl dem Dicken: „Zu allem Glücke erlebte dieser Fürst seine Erniedrigung" (nämlich seine Absetzung) „nur ein Jahr; allein ein schreckliches, langes Jahr mufs es für einen Nachfolger Karls des Grofsen gewesen seyn u. s. w." Allerdings wurde Karl der Dicke 887. abgesetzt und starb 888, aber ein langes Jahr war es nicht, das er nach seiner Absetzung noch verlebte; denn erst nach Martinstag, also nach dem 11ten November 887. wurde er abgesetzt (Reginonis chron. ad ann. 887.), und den 12ten Januar (Reginonis chron. ad ann. 888.) oder den 13ten Januar (Annalium Fuldensium Pars quinta ad ann 887.) 888. starb er. Der Hr. Verf. aber, der in seinen Hülfsmitteln wahr-

scheinlich nur die Jahrzahl für beide Ereignisse fand, liefs sich dadurch täuschen und zu einer grundlosen Declamation verführen.

S. 151. Konrad I. war keineswegs der Sohn „jenes unglücklichen, durch den Verrath des Bischofs von Bamberg" (soll heifsen: des Erzbischofs von Mainz) „erschlagenen Grafen von Babenberg." Sein Vater war vielmehr ein Hauptgegner jenes Adalbert von Babenberg, derselbe Konrad nämlich, welcher im Kampfe gegen Adalbert fiel. (Reginonis chronicon ad ann. 905. — Ejusdem continuator ad ann. 911. — Widukind Annal. l. I. in Meibomii Scc. hist. Germ. T. I. p. 635.).

S. 154. Das Verfahren Konrads gegen die schwäbischen Kammerboten, dafs er ihr Urtheil von den Fürsten sprechen liefs, war gar nichts Besonderes, wie der Hr. Verf. es darstellt, sondern der ganz gewöhnliche und rechtlich nothwendige Weg, da der König allein einen Fürsten gar nicht verurtheilen und strafen konnte.

S. 158. „Heinrich erhielt nach der in jener Zeit üblichen Weise den Beinamen Auceps." Die Zeitgenossen gaben ihm keineswegs diesen Namen, sondern man legte ihm denselben erst in viel späteren Zeiten bei.

S. 160. Von einem Siege Heinrichs über die Ungarn bei Merseburg im Jahre 924. melden gute Quellen nichts.

S. 164. In der grofsen Ungarnschlacht bei Merseburg, 933, konnte kein Herzog Konrad von Franken zugegen seyn.

S. 167. Bei Otto's Krönung wird von Giselbert gesagt: *omnia procurabat* (Widukind Annal. l. II. ap. Meiboom l. l. p. 642.), d. h. er sorgte, weil Aachen in seinem Herzogthume lag, für die Hofhaltung des Kaisers überhaupt, nicht „für die Gegenstände des Mahles," wie Hr. Knapp fälschlich hat.

S. 176. Nicht den Herzog Hermann Billung schickte Otto den Herzogen Giselbert und Eberhard bei Andernach entgegen, sondern Herzog Hermann von Schwaben,

oder nach Liutprand hist. l. IV. c. 16. und Reginonis continuator ad ann. 954. überhaupt keinen Hermann, sondern Udo, Hermann's von Schwaben Bruder und Konrad den Weisen, den späteren Herzog von Lothringen.

S. 178. „Die Usurpation des Markgrafen von Ivrea, Berengar II., der sich nach und nach beinahe ganz Italien *(sic!)* mit dem Sturze Hugo's, des rechtmäfsigen Königs bemächtigt hatte, gab Veranlassung dazu," (zu der Erwerbung der Kaiserkrone) „indem nach dem Tode Hugo's sein Sohn Lothar den König Otto I. um Beistand angefleht hatte. Auch er starb darüber und Berengar, nun alleiniger Besitzer auch des dem Verblichenen bisher noch zugestandenen Restes des Reichs, gedachte u. s. w." Hiernach mufs Jeder glauben, Berengar habe einen Theil Italiens nach dem anderen der Herrschaft Lothars völlig entzogen und sich zum unabhängigen Herrn davon gemacht. Aber dies geschah keineswegs. Lothar blieb vielmehr dem Namen nach immer König des ganzen lombardischen Reiches, und Berengar verschaffte sich nur immer mehr Einfluſs auf ihn und seine Regierung, so daſs zuletzt Berengar die ganze Regierung in den Händen hatte und Lothar nur noch den Namen des Königs trug. Von einer Bitte Lothars um Hülfe von Otto wissen die Quellen auch nichts, wohl aber erzählt Liutprand hist. l. VI. c. 1. von einer Verwendung des konstantinopolitanischen Kaisers für Lothar bei Berengar.

Ueber die Zuverlässigkeit der Erzählungen von dem Verlangen Berengars, Adelheid solle sich mit seinem Sohne Adalbert vermählen, von den Mifshandlungen Adelheid's durch Berengar's Gemahlin Willa, von der Belagerung Canossa's durch Berengar während Adelheid's Anwesenheit daselbst, endlich von der Botschaft Adelheid's an Otto, um Hülfe von ihm zu erhalten, die uns von dem Hrn. Verf. alle *in nuce* S. 178. mitgetheilt werden, hat Ref. schon bei einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern seine Meinung ausgesprochen.

S. 179. Nicht „beleidigende Kälte, mit welcher

sich Konrad von Otto behandelt sah," war die Veranlassung zu seiner Empörung, sondern, wie das Widukind Annal. l. III. ap. Meiboom l. l. p. 652. und Reginonis continuator ad ann. 952. ganz gut auseinandersetzen, die demüthigende Behandlung Berengars von Seiten Otto's, wodurch sich Konrad, der ihn zur Unterwerfung bewogen hatte, natürlich gekränkt fühlen mufste.

S. 182. Liutolf wurde mit dem Könige keineswegs zu derselben Zeit, wie Konrad und Friedrich ausgesöhnt, sondern ging vielmehr aus der Versammlung zu Cinna, wo diefs Statt fand, unversöhnt hinweg und unterwarf sich erst, nachdem er noch eine Weile den Krieg allein fortgesetzt hatte. Auch wurde dieser Streit nicht zu Regensburg, sondern zu Arnstadt gänzlich beigelegt. (Annal. Augienses ad ann. 954. Reginonis continuator ad ann. 954. Ruotger in vita Brunonis c. XXX).

Doch es reicht diefs gewifs hin, die Unzuverlässigkeit dieser Darstellung der äufsern Geschichte Teutschlands zu beweisen. So wenig als sie können wir nun aber auch, wie wir oben schon beiläufig erwähnten, die Art billigen, wie der Hr. Verf. die Veränderungen dargestellt hat, die während jener Zeit sich mit den innern Verhältnissen des Niederrheinlandes zutrugen. Denn obgleich er zwei grofse Abschnitte seines Buches überschrieben hat: „Innerer Zustand von Niederrheinland und Westphalen von Karl dem Grofsen bis zum Ausgange der Karolinger," S. 90 — 146, und „Innerer Zustand von Niederrheinland und Westphalen in der Periode der sächsischen Kaiser," von S. 203 — 220, — so haben wir doch darin fast nichts bemerkt, was sich ausschliefslich auf jene Länder bezöge, oder auch nur mehr auf sie, als auf alle übrigen Theile Teutschlands.

Es handeln nämlich diese beiden Capitel von folgenden Gegenständen: das erste 1) von der Gesetzgebung Karls des Grofsen und zwar sowohl von den bürgerlichen und peinlichen Gesetzen, nebst dem gerichtlichen Verfahren, als von dem Staatsrechte; 2) von dem

Digitized by Google

Kriegswesen; 3) von dem Kirchenthume; 4) von dem häuslichen und geselligen Leben, Sitten und Gebräuchen; 5) vom Ackerbau; 6) von den Künsten und Handwerken; 7) vom Handel und Wandel; 8) von den Städten und Bürgern; 9) von der Bildung und den Bildungsanstalten; 10) von der teutschen Sprache. Eben so grofs ist der Kreis, den das zweite umfafst, wo ziemlich dieselben Gegenstände wieder behandelt und die Veränderungen darin während der Regierung der sächsischen Kaiser gezeigt werden.

Diese Darstellung theilt aber die Mängel der politischen Geschichte jener Zeiten, die wir oben angedeutet haben: durch ihre Allgemeinheit verfehlt sie ihr Ziel, indem das wirklich Einflufsreiche für die Niederrheinländer durch das für sie Bedeutungslose zurückgedrängt und dem Leser aus den Augen gerückt wird. Auch hier fehlt es an gewissen Kriterien über das Aufzunehmende und das Wegzulassende, und auch hier erscheint daher die Wahl des Stoffes oft höchst inconsequent. Endlich sieht man auch an diesem Theile des Buches, dafs er nicht auf gleich gründlicher Forschung, wie die zweite Hälfte desselben beruht; auch diese beiden Darstellungen geben weder ein richtiges Bild von dem zu schildernden Zustande Teutschlands im Allgemeinen, noch sind sie im Einzelnen zuverlässig. Leider gebricht es uns an Raum, um Beispiele dafür anzuführen. Wir unterlassen diefs aber um so eher, als wir dadurch nun sogleich zu dem zweiten, sehr lobenswerthen Theile des Buches gelangen.

Etwa in der Mitte dieses Bandes kommt nämlich der Hr. Verf. endlich auf den eigentlichen Gegenstand seines Werkes, die Geschichte der angeführten, einzelnen Länder selbst. Hier springt nun sogleich der Unterschied der Behandlungsweise in die Augen. An dem sichern Auftreten des Verfs., an der zweckmäfsigen Anordnung der Erzählung, an der Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben erkennt man sogleich den selbstständ-

digen, gründlichen Forscher, den seines Stoffes völlig mächtigen Kenner. Wir können hier der Gründlichkeit und dem Fleifse des Verfs., bei einem im Ganzen ziemlich undankbaren Stoffe, unsere Anerkennung nicht versagen.

Es enthält dieser Band die Geschichte der erwähnten Landschaften von der ersten Erwähnung derselben als selbstständiger Länder bis etwa in die Mitte des 14ten Jahrhunderts. Zweckmäfsiger Weise hat der Hr. Verf. übrigens als Endpunkt nicht für die Geschichte aller Länder genau dieselbe Zeit gewählt, sondern sie bei jedem bis zu einem Ereignifs geführt, welches durch seine Wichtigkeit geeignet war, eine solche Grenze zu bilden, weswegen die Grenzen der einzelnen Geschichten mehrere Jahre auseinander fallen.

Nach einer Einleitung über die älteste ungewisse Geschichte der einzelnen Landschaften und über den Zusammenhang ihrer Schicksale unter einander, wendet sich der Hr. Verf. zunächst zur Geschichte von Cleve, die er von den dunkeln und zweifelhaften Anfängen (742.) bis zu dem Aussterben des gräflichen Clevischen Hauses mit Johann II. und der Vereinigung Cleve's mit Mark (1368.) verfolgt. Hierauf kommt die Geschichte der Grafschaft Mark von 1126 bis 1308, bis zu dem Tode Graf Eberhard's II. Nun folgt die Geschichte Jülich's von 912 bis zu dem Jahre 1328, dem Todesjahre Graf Gerhard's V., des letzten Grafen von Jülich. Den Beschlufs macht die Geschichte von Berg von 1160 bis 1295, bis zu dem Tode Graf Adolph's VII.

Die Ereignisse, welche, wie diefs bei der nahen Verbindung dieser Landschaften mit einander oft der Fall ist, mehrere von ihnen zugleich betreffen, sind auf eine zweckmäfsige Weise der Geschichte zugetheilt, wo sie in ihren Ursachen und Wirkungen am deutlichsten hervortreten, und bei den anderen Geschichten ist dann nur kurz auf jene ausführlichere Darstellung verwiesen, so dafs der Zusammenhang zwischen den ver-

schiedenen Ländern leicht erkannt wird. Wir glauben also, dafs dieser Haupttheil des Buches den Zweck erfüllen wird, für den der Hr. Verf. sein Werk bestimmte, den gebildeten Bewohnern des Niederrheinlandes aus allen Ständen nämlich eine klare Vorstellung von den früheren Schicksalen ihrer Heimath zu geben.

Gerade bei dieser Bestimmung des Buches für Nichtgelehrte aber bedauern wir es recht sehr, dafs der Verf. so wenig Sorgfalt auf seine Sprache gewendet hat. Denn die Erfüllung dieser Forderung ist bei einem solchen Werke viel wichtiger, als bei Untersuchungen, die für Gelehrte bestimmt sind. Im Allgemeinen ist nämlich die Sprache des Hrn. Verfs. ganz lobenswerth, klar, ruhig und fliefsend entspricht sie ganz den Forderungen, die man an eine historische Darstellung machen darf. Aber im Einzelnen bietet sie aufserordentlich viel Unrichtiges dar, mehr fast als wir, soviel wir uns erinnern, in der letzten Zeit in einem historischen Werke gefunden haben. Wir können hier natürlich nur wenige Beispiele anführen.

Mitunter besteht das Unrichtige nur in einer dunkeln, unverständlichen Stellung der zusammengehörenden Sätze, z. B. S. 105: „Die Knechte wurden indessen nicht zum Ackerbau oder der Viehzucht allein verwendet, sondern auch als Handwerker oder Künstler benutzt. Sie waren diefs allein, da die Frauen sich nicht damit abgaben, welchen die nöthigen Hausgeräthe und Kleidungsstücke zu verfertigen oblag." Aus ähnlicher Nachlässigkeit sind wohl auch die ganz ungehörigen Wortverbindungen entstanden, die sich häufig vorfinden, z. B. S. 161: „Der grofse Fürst entsprach den höchsten Erwartungen, die man sich von seiner Einsicht versprechen konnte." Ebenso der höchst lächerliche Satz S. 457: „In diesem Augenblicke sprengte Friedrich von Isenburg heran, einige seiner Gesellen folgten ihm und ihnen zurufend, sie sollten den stolzen Hund niederhauen, schwang er sein gewaltiges

Schwerdt. Der Erzbischof rang mit der Kraft eines Verzweifelten, um sich der nur allzugut gehorchenden Mörderanfälle und Hiebe zu erwehren.

Aber auch grammatisch falsche Verbindungen kommen vor, z. B. S. 95: „sie begründeten sich auf die Idee u. s. f.," S. 178: „der sich beinahe ganz Italien bemächtigt hatte." S. 235: „Jülich begränzt sich nördlich an das Erzstift Köln."

Selbst grammatisch falsche Formen finden sich vor, z. B. S. 99: „alle hohe und niedere Grofsen," S. 95. zweimal: „eine Würfel."

Endlich sind viele nicht hochteutsche Wörter gebraucht worden, wie S. 114: „um die Lebsucht zu bestreiten," S. 165: „Porkirche" — auch unedle Ausdrücke, wie S. 175: „um den Lothringern zu Leibe zu gehn," S. 176: „sandte ihnen den Herzog auf den Hals" und dergl.

Auch Druckfehler, namentlich in ausländischen Wörtern, sind sehr häufig; darunter der sonderbare: „Ethimologie," S. 170, der auch in dem früheren Buche desselben Hrn. Verfs. so oft sich findet, als das Wort vorkommt.

Wir würden diese Nebensachen alle nicht erwähnt haben, wenn wir sie nicht, wie gesagt, namentlich in einem Buche für Nichtgelehrte, ziemlich hoch anschlügen, und wenn wir nicht wünschten, dafs in dem folgenden Theile, der gewifs der letzten Hälfte des vorliegenden Bandes an Brauchbarkeit nicht nachstehen wird, auch diese kleinen Flecken verschwinden möchten.

Mittler.

Flora von Stuttgart, oder Beschreibung der in der Umgegend von Stuttgart wildwachsenden sichtbar blühenden Gewächse. Nebst einem Anhange über die in der Stuttgarter Umgegend im Gröfsern angebauten ökonomischen Gewächse, von Eduard Schmidlin. Stuttgart, Druck und Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1832. *gr.* 12.

Die Verbreitung botanischer Kenntnisse ist in Deutschland sehr durch die zahlreichen Floren einzelner Districte und der Umgebungen der gröfseren Städte, zumal jener, welche Universitäten besitzen, befördert worden, und so ist es denn ein ganz zweckmäfsiges Unternehmen gewesen, eine neue Flora der Hauptstadt Würtembergs zu entwerfen. Billig wäre es jedoch gewesen, wenn es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, auch etwas von seinen Vorgängern zu sagen, deren Schriften ihm doch wohl nicht unbekannt geblieben seyn konnten, wenn er sie gleich nirgends anführt. Schon 1786. schrieb Johann Simon Kerner eine *Flora Stuttgartiensis*, und der jüngere Vulpius lieferte bald ein *Spicilegium* zu derselben, so wie denn noch im Jahre 1822. Herr Zenneck, Professor in Hohenheim, eine Flora von Stuttgart herausgab, und ein Ungenannter in der botanischen Zeitung eine Uebersicht der in der dortigen Gegend wachsenden *Filices* lieferte.

Die Arbeit des Hrn. Schmidlin scheint uns eine sehr fleifsige zu seyn und sich auf zahlreiche Excursionen in dem Gebiete seiner Flora zu gründen; es umfafst einen Umfang von 2—3 Stunden um die Hauptstadt, am Neckar herab bis nach Mühlhausen und Hofen, von da herüber nach Schmieden und Kapellesberg, Rothenberg bis Untertürkheim, Weil, Scharnhausen und Ruith, nach Hohenheim, Vaihingen auf den Fildern, Solitude, Bothnanger Wald, Weil im Dorfer Walde bis nach Kornthal und von dort über die Markung von Zuffenhausen

und das sogenannte Burgholz wieder bis an den Neckar herunter.

Die Pflanzen sind wie gewöhnlich nach dem Linneischen Systeme geordnet und die Gattungs-Merkmale sehr ausführlich angegeben, mit Bezeichnung der natürlichen Familie nach Sprengel, Jussieu und Reichenbach. Die Diagnosen der Arten gehen bisweilen in mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen über, sie sind, wie überhaupt die ganze Schrift, in deutscher Sprache abgefafst, und auch die deutschen Namen der einzelnen Pflanzen genannt, mit genauer Angabe des Standortes, zumal der seltneren, der Blüthezeit u. s. w. Synonyme sind nur selten und wenige genannt, sowie es denn überhaupt scheint, der Hr. Verf. habe sich nur vorzugsweise an Mertens und Koch uud einige andere Autoren gehalten, ohne die monographischen Arbeiten für einzelne Gattungen zu benutzen. In Hinsicht der Abbildungen, so citirt der Hr. Verf. die Werke von Host, Jacquin, Reichenbach, Schkuhr, die *Flora danica* u. s. w., jedoch ist dies nicht überall geschehen, so namentlich sind bei den Gattungen *Polygala*, *Lamium*, *Fumaria* u. s. w. die Reichenbachischen *Icones* nicht benutzt, die doch gerade hier fast unentbehrlich sind, und sich keineswegs durch die älteren ersetzen lassen. Dafs eine Pflanze zum Arzneigebrauche diene, ist immer angemerkt. — Wenn in einer Linneischen Klasse ein grofser Theil einer natürlichen Familie enthalten ist, so hat Hr. S. sehr zweckmäfsig und nachahmenswerth eine kurze Charakteristik der Familie beigefügt, wie der Labiaten bei der *Didynamia*, der Leguminosen bei der *Diadelphia*, der Compositen bei der *Syngenesia* u. s. w., so giebt er an seinem Orte eine solche der *Umbelliferae* und der *Gramineae*, aber unrichtig ist es, wenn er von der *Triandria Digynia* behauptet, dafs dort alle wahren Gräser vereinigt seyen, da auch in andern Abtheilungen des Linneischen Systems (von dem noch eine besondere Uebersicht gegeben ist) vorkommen.

Zu den seltneren Gewächsen der Stuttgarter Umgegend dürften folgende gehören: *Veronica scutellata*, *Scirpus Baeothryon*, *Mibora verna*, *Poa sudetica Haenke! Triticum caninum Schreber*, *Galium boreale*, *Lithospermum purpureo-caeruleum*, *Phyteuma ovale Hoppe*, *Campanula Cervicaria*, *Lonicera Xylosteum*, *Oenanthe peucedanifolia*, *Apium graveolens*, *Laserpitium prutenicum*, *Potentilla opaca*, *Myagrum perfoliatum*, *Centaurea pratensis Thuiller*, *Bunias Erucago*, *Althaea hirsuta*, *Bryonia alba!* (und *dioica*), *Cytisus nigricans! Satyrium repens! Zannichellia palustris* u. s. w.

Die Flora von Stuttgart gehört gleich der von Heidelberg und Mannheim in das Neckargebiet, allein die letzteren weichen schon in manchen Punkten wesentlich von jener ab; so kommen namentlich folgende Gewächse in der Umgegend von Heidelberg mehr oder weniger häufig vor, die um Stuttgart ganz fehlen, wie: *Fedia carinata*, *Verbascum Blattaria*, *Lonicera Caprifolium* und *L. periclymenum*, *Ornithogalum umbellatum*, *Chrysosplenium oppositifolium*, *Euphorbia Gerardiana*, *Mentha Pulegium*, *Digitalis purpurea*, *Lepidium Iberis* u. s. w.

Orobanche major, sagt Hr. S., wächst auf *Genista tinctoria* und *O. cariophyllea* auf Klee-Arten, dies wären also *O. Genistae tinctoriae* und *O. Trifolii pratensis Vaucher.*

Interessant ist der Anhang von ökonomischen Gewächsen und eine dankenswerthe Zugabe, wenn sie gleich weder etwas Neues noch Eigenes in phytographischer Hinsicht enthält. Wir bemerken indessen Folgendes zur Vergleichung der Stuttgarter Gegend mit der hiesigen. *Panicum miliaceum* baut man dort häufig, um Heidelberg sehr selten, dort hat man die *Avena sativa melanosperma* und *Avena trisperma*, Gäbeleshafer, den der hiesige Landmann nicht kennt. Um Stuttgart ist *Hordeum vulgare* die gewöhnlichste Gerstenart, um

Heidelberg *Hordeum distichon*, dort baut man den Emmer *Triticum dicoccum* als Sommergetreide, hier kennt man ihn kaum dem Namen nach. Um Stuttgart cultivirt man häufiger *Nicotiana rustica*, um Heidelberg häufiger *N. Tabacum*, hier wird *Vicia Faba* nur sehr sparsam cultivirt, dort sehr gewöhnlich u. s. w.

Wichtiger sind folgende Momente: um Stuttgart kann man Mandeln und Pfirsiche nur an einzelnen besonders günstigen und geschützten Orten ziehen, um Heidelberg sieht man sie häufig in den Weinbergen, zumal an der Bergstrafse; die ächte Kastanie *(Castanea vesca)* gedeiht um Stuttgart nicht gut, um Heidelberg bildet sie auf den Bergen, selbst der Nordseite, einen ansehnlichen Baum, der selbst der Eiche an Höhe, Stärke und Schönheit nichts nachgiebt; überhaupt scheint die Gegend von Stuttgart bedeutend rauher zu seyn, als die Landstriche um den Ausfluſs des Neckars in den Rhein, dies beweiset insbesondere das Daseyn folgender Pflanzen, die gerne an kältern Orten wachsen, um Stuttgart vorkommen, dagegen um Heidelberg und Mannheim ganz mangeln; namentlich *Phyteuma orbiculare*, *Viola mirabilis*, *Ribes alpinum*, *Convallaria verticillata*, *Trollius europaeus*, *Carlina acaulis* u. s. w. Man kann nicht ohne Grund behaupten, dafs die vergleichende Uebersicht der Flor verschiedener Gegenden eine eben so sichere Beurtheilung ihres Klima zuläfst, als langjährige Barometer- und Thermometer-Beobachtungen. —

Die Schrift enthält auch noch ein alphabetisches Verzeichniſs der wichtigsten Hauptwörter, welche bei Beschreibung der Pflanzen gebraucht werden, bei Erklärung derselben folgt der Verf. ganz den Herren Mertens und Koch, so dafs darüber jede Anmerkung überflüssig ist, auch wurde ein lateinisches so wie ein deutsches Register der aufgeführten Pflanzen beigegeben. Endlich verspricht der Hr. Verf., in künftigem Jahre schon einen Anhang von einigen Blättern nachzuliefern, welche der Flora beigebunden werden sollen und welche

Digitized by Google

nöthig gewordene Bemerkungen über Standörter u. s. w. und etwa übersehene Arten, welche während dieser Zeit aufgefunden werden möchten, enthalten werden.

Sehr zweckmäfsig möchte es seyn, wenn es dem Herrn Schmidlin gefiele, diesem Nachtrage noch Folgendes beizufügen:

1) Eine kurze historische Notiz, worin die Verdienste jener Männer erörtert werden, die sich früher mit der Aufsuchung und Bestimmung der Gewächse um Stuttgart beschäftigten.

2) Einen geognostischen Abrifs der gedachten Gegend, mit specieller Angabe der bedeutendsten Höhen und der verschiedenen Gebirgsarten, mit besonderer Rücksicht auf die Gewächse, die auf ihnen vorherrschen.

3) Nachweisungen des Verhaltens der Culturpflanzen in verschiedenen Districten und hauptsächlich über die Grenzen der Cultur auf den Gebirgen.

5) Genauere Beobachtungen über die dort vorkommenden Bastardgewächse, Monstrositäten und zumal über die Varietäten, namentlich von *Mentha*, *Polygala*, *Verbascum* u. s. w., die so oft als eigene Arten beschrieben wurden.

Da das Gebiet der Flora von Stuttgart so nahe an jenes von Tübingen grenzt, so glaubt Ref. den Hrn. Verf. auf Schübler's systematisches Verzeichnifs der bei Tübingen und in den umliegenden Gegenden vorkommenden Pflanzen aufmerksam machen zu müssen, da sich dort manche hierher gehörige Notizen bereits gesammelt finden.

A. G. C. Suerman, math. et phil. nat. cand. et med. stud. in academia Rheno-Trajectina, Commentatio de definienda quantitate vaporis aquei in atmosphaera vel aëre quocunque, in certamine literario civium academiarum belgicarum praemio ornata. L. B. 1831. 123 *S. in gr.* 4. *Mit VI Steindrucktafeln.*

Gelegenheitsschriften pflegen in der Regel nicht beachtet zu werden, und da auch die kritischen Journale ihren für den Aufschwung der Literatur in Teutschland früher so bedeutenden Einfluſs grofsentheils verloren haben, so bleibt manches gediegene Geistesproduct unbeachtet, welches ein besseres Schicksal verdiente, als mit der Masse der unreifen literärischen Erzeugnisse unterzugehen. Ref. hält es indefs für seine Pflicht, diesem so viel entgegen zu arbeiten, als in seinen geringen Kräften steht, und erfüllt diese Obliegenheit um so lieber, je angenehmer es ihm bereits mehrmals war, durch gediegene Arbeiten junger Gelehrten überrascht zu werden, unter andern namentlich solcher, die in der neuesten Zeit aus der Schule des wackeren van Moll hervorgegangen sind. Hierunter gehört auch die vorliegende Schrift, eine so vollständige und gründliche Monographie der Hygrometer, dafs sie in jeder physikalischen Bibliothek einen ehrenvollen Platz einzunehmen verdient. Bekanntlich hat Ref. den nämlichen Gegenstand so ausführlich im neuen Gehler'schen Wörterbuche bearbeitet, dafs dem Verf. rücksichtlich des Materiellen kaum eine spärliche Nachlese übrig bleiben konnte, weil dem befolgten Plane gemäfs die wichtigeren Artikel in der genannten Encyklopädie als Monographieen behandelt werden. Es versteht sich daneben von selbst, dafs diese Vorarbeit vom Verf. benutzt wurde, allein er hat sie keineswegs so, wie er sie vorfand, wiedergegeben, sondern sich zuvor des Gegenstandes vollständig bemächtigt, denselben genau durchdacht, in eine neue Form gebracht und einige, obgleich nicht nothwendige, doch allerdings sehr schätzbare Erweiterungen hinzugefügt. Da die Sache im Wesentlichen den Physikern allgemein bekannt ist, so wird es genügen, nur die Art der Dar-

stellung anzuzeigen, und einige Hauptpuncte herauszuheben.

Die sämmtlichen Hygrometer werden in drei Hauptklassen abgetheilt, zuerst diejenigen, welche die Menge der vorhandenen Feuchtigkeit durch die Gewichtszunahme messen, dann solche, die durch Aufnahme des hygroskopisch wirkenden Wasserdampfes eine Aenderung ihres Volumens erleiden und endlich die, bei denen der Feuchtigkeitsgehalt der Luft vermittelst des erzeugten Temperaturunterschiedes gemessen wird. Bei der Darstellung jeder dieser Methoden des Messens geht eine theoretische Untersuchung des Principes voran, dann werden die Anwendungen desselben historisch aufgezählt, und endlich schliefst eine kritische Prüfung der Zweckmäfsigkeit die ganze Betrachtung. Ueberall ist mit genauer Angabe der Quellen nachgewiesen, was bereits über die verhandelten Gegenstände bekannt ist. Ohne bei der Anzeige des Einzelnen zu verweilen, mag nur im Allgemeinen bemerkt werden, dafs auch der Verf. die sämmtlichen, auf eine Gewichtsvermehrung gegründeten Hygrometer verwirft, weil alle hierzu genommene Substanzen sich mit der Zeit verändern, ihre hygroskopische Eigenschaft zum Theil oder ganz verlieren, und es unvermeidlich ist, sie gegen die Aufnahme anderer, ihr Gewicht vermehrender, Substanzen vollständig zu schützen. In Beziehung auf die zweite Klasse von Hygrometern, deren Construction auf einer Veränderung des Volumens beruhet, sind die Untersuchungen des Verfs. von vorzüglicher Wichtigkeit. Es ist nämlich zwar allgemein anerkannt, dafs die Mehrzahl der hierhergehörigen Substanzen gleichfalls ihre hygrometrische Eigenschaft in nicht sehr langer Zeit anfangs etwas, später aber fast ganz verlieren, allein es befinden sich hierunter auch das durch de Saussüre vorgeschlagene Menschenhaar und der durch de Lüc so sehr gepriesene Fischbeinstreifen, welche beide noch gegenwärtig bei vielen Physikern in grofsem Ansehen stehen, obgleich Ref. sich durch die eigene Ansicht einiger vorzüglich schön von

Paul in Genf, Ramsden in London und sonstigen trefflichen Künstlern verfertigter Hygrometer überzeugt hat, dafs beide Substanzen dem genannten Fehler allerdings unterliegen. Obgleich daher beide durch neue sich wieder ersetzen lassen, so mufs man doch aus Rücksicht auf die grofse Mühe, welche dieses erfordert und die Ungewifsheit, wie weit nach einer gegebenen Zeit die Unempfindlichkeit derselben schon gediehen sey, auch über diese das Verdammungsurtheil aussprechen. Das Ansehn dieser Instrumente wird unleugbar auch noch dadurch vermindert, dafs die durch sie zwischen dem obendrein so schwer bestimmbaren Maximum und Minimum angegebenen Grade dem Feuchtigkeitszustande der Atmosphäre nicht direct proportional sind, so dafs man also mit ihnen nur indirect messen kann, und das unmittelbar erhaltene Resultat erst corrigiren mufs; allein eben die grofse Mühe, welche einige berühmte Männer darauf verwandt haben, die hierzu erforderliche Correction mit gröfster Genauigkeit aufzufinden, hat ihr Ansehn neuerdings eher vermehrt als vermindert.

Die genannten Bemühungen aber sind es, welche der Verf. einer neuen schätzbaren Prüfung unterwirft, nämlich die nur unvollkommenen von Dülong, die sehr umfassenden von Gay-Lüssac und deren Berechnung durch Biot, wozu dann noch die neuesten von Melloni hinzukommen, denen zugleich vor den übrigen der Vorzug eingeräumt wird. Bezeichnet man aber die Spannung des in der Atmosphäre vorhandenen Wasserdampfes durch δ, die Grade der Hygrometerskale durch μ, so ist

$$\delta = f(\mu)$$

wonach dann folgende allgemeine Formel angenommen wird:

$$\delta = a\mu + b\mu^2 + c\mu^3$$

bei welcher, eben wie bei ähnlichen auf eine Parabel höherer Ordnung führenden Formeln, die hier nicht erörterte Frage unbeantwortet bleibt, ob die Exponenten

wirklich nach der Reihe der natürlichen Zahlen zunehmen, ohne dafs jedoch die hierüber bleibende Ungewifsheit ein genügendes Argument gegen ihre Anwendbarkeit innerhalb der Grenzen vorhandener Beobachtungen begründet. Durch Substitution der aus Beobachtungen gegebenen Werthe für δ und μ und Berechnung derselben nach der Methode der kleinsten Quadrate ergiebt sich

$$\delta = 0{,}4906\,y - 0{,}001488\,y^2 + 0{,}00006399\,y^3$$

Die positiven und negativen Unterschiede der durch diese Formel erhaltenen und der durch Beobachtung gefundenen Gröfsen heben sich zwar so vollständig auf, dafs nur der unbedeutende Rest $= -0{,}042$ übrig bleibt, woraus hervorgeht, dafs die zur Berechnung gegebenen Werthe bei der Entwickelung der Formel insgesammt gehörig benutzt sind, allein die gröfste positive Differenz beträgt 2,804, die gröfste negative — 1,83, welche den gröfsten wahrscheinlichen Fehler $= 0{,}9708\ldots$ weit übersteigen. Hieraus läfst sich indefs bei dem grofsen Ansehen, welches Gay-Lüssac mit Recht geniefst, nicht sowohl auf begangene Beobachtungsfehler schliefsen, als vielmehr auf die Untauglichkeit der hygroskopischen Substanz, weswegen der Verf. es für überflüssig hält, neue Tabellen zu berechnen, um so mehr, als hierfür ohnehin erst Versuche bei verschiedenen Temperaturen erforderlich seyn würden, die bis jetzt noch fehlen. Ref. hafst alle physikalischen Instrumente, welche unzuverlässige Resultate geben, weil sie später schwer zu verbannende Irrthümer in die Wissenschaft einschwärzen, und wünscht daher, dafs man über die beiden genannten gleichfalls allgemein das Verdammungsurtheil aussprechen möge, um so mehr, da sie bei vorhandenen besseren füglich entbehrt werden können.

Im dritten Abschnitte werden die Hygrometer durch Verdunstung in nähere Untersuchung genommen. Dieser Gegenstand ist den Physikern allgemein hinlänglich bekannt, und es fragt sich daher nur, was in der vorlie-

genden Monographie Neues und Wichtiges dem bereits Vorhandenen hinzugesetzt ist. Zwei Aufgaben sind es, welche hierbei hauptsächlich in Betrachtung kommen, und die wichtigste hierunter ist ohne Zweifel der Widerspruch, worin die Meinung des Ref. mit der anfänglich angenommenen und daher wahrscheinlich von allen Physikern bisher beibehaltenen steht, nämlich ob das psychrometrische Minimum zugleich unmittelbar den Thaupunct angebe oder erst einer Reduction bedürfe. Auch der Verf. tritt der herrschenden Ansicht bei, und sucht mit grofser Bescheidenheit die von mir aufgestellten Gegengründe zu widerlegen, weswegen die Streitfrage bei ihrer grofsen Wichtigkeit und dem in der vorliegenden Abhandlung bewiesenen Scharfsinne auch in dieser Anzeige wohl zur Untersuchung kommen darf. Es heifst hierüber p. 67: *concedimus, refrigerari vaporem hygrometricum et sic condensari, concedimus item, novo cum vapore augeri et hunc processum pergere ad maximum saturationis usque.* Hält man dieses Zugeständnifs für sich fest, so ist die Sache aufser Streit, denn es sagt nichts mehr und nichts weniger, als dafs die Dampfbildung der befeuchteten Kugel und die dadurch unausbleiblich erzeugte Wärmebindung so lange fortdauere, bis die Luft mit Wasserdampf gesättigs ist, folglich bis letzterer das Maximum seiner Dichtigkeit erlangt hat, wonach also das befeuchtete Thermometer den eigentlichen sicheren Thaupunct unmittelbar angiebt. Weiter heifst es aber: *Negamus autem, hoc maximum idem esse ac si unice produceretur vapore hygrometrico. Videtur V. C. prorsus evaporationis effectum in producendo hoc maximo neglexisse, attendens modo ad ejus vim refrigerantem.* Dieser Vorwurf trifft meine Ansicht so wenig, dafs man ihr vielmehr das Gegentheil als solchen anrechnen könnte; denn in der That leite ich das Sinken des befeuchteten Thermometers blos von der Verdampfung des sie umgebenden Wassers ab, ohne den in der Atmosphäre bereits vorhandenen Wasserdampf weiter zu berücksichtigen, als in sofern er zum früheren

Digitized by Google

Eintreten des Sättigungspunctes mit beitragen muſs. Das Argument, welches aus der groſsen Verdunstungskälte hergenommen wird, gesteht der Verf. zu, meint jedoch, daſs diesem unter andern die im Verhältniſs zur vorhandenen Luft geringe Menge des erzeugten Dampfes entgegenstehe. Endlich heiſst es: *Esse autem aëri aviditatem, sive affinitatem in vaporem, novis experimentis satis fuit refutatum. Quin et quantitas vaporis, quam suscipit aër, vix notabilis esse potest, si nempe vapor hygrometricus jam prope densitatis maximum se habet.* Die hier erwähnten neuen Versuche sind mir, aufrichtig gestanden, nicht bekannt, es sey denn diejenigen, wodurch die früher angenommene Auflösung des Wasserdampfes durch die Luft, widerlegt wurde. Dagegen ist durch die neuesten Beobachtungen über die Entstehung des Nebels auf Flüssen und die verminderte Temperatur der mit einer Wasserfläche in Berührung befindlichen Luftschicht hinlänglich erwiesen, daſs die Luft durch Aufnahme des Wasserdampfes abgekühlt werde, was bei der Prüfung des psychrometrischen Principes sehr in Betrachtung kommt.

Es muſs nicht blos mir selbst, sondern auch jedem Physiker sehr viel daran liegen, daſs diese höchst wichtige Frage endlich definitiv entschieden werde, und es möge daher noch folgende Bemerkung hier Platz finden. Um zu vermeiden, daſs die Sache nicht auf einen Wortstreit hinauslaufe, muſs zuvor bestimmt werden, was man unter Thaupunct versteht. Ist dieses derjenige Punct der allmählig herabgehenden Temperatur, bei welchem ein bereits gebildeter feuchter Niederschlag die Gegenstände benetzt, so giebt Daniell's vom Verf. sehr passend genanntes Thermohygrometer diesen ohne Widerrede an. Bezeichnet man aber damit denjenigen Punct, bei welchem die Luft mit Wasserdampf völlig gesättigt ist, ohne daſs jedoch auch nur ein Minimum des letzteren tropfbar flüssig wird, so sehe ich immer nicht ein, wie dieser durch ein Instrument unmittelbar angezeigt werden könne, auf welchem ein solcher Nie-

derschlag nothwendig zum Vorschein kommen mufs, wenn eine Beobachtung damit angestellt werden soll, und dessen Grade erst dann die gesuchte Temperatur angeben, wenn dieser wirkliche Niederschlag auf der Oberfläche sichtbar geworden ist. Die letztere Bestimmung scheint mir aber ohne Widerrede die sicherste zu seyn, weil der auf dem Thermohygrometer entstehende Niederschlag allezeit eine gewisse Dicke haben mufs, um wahrgenommen zu werden, zu dessen Erzeugung dann der umgebenden Luft mit gleichzeitig bedingtem Sinken des Thermometers eine verhältnifsmäfsig so viel gröfsere Menge Dampf entzogen wird, je niedriger die Temperatur ist, wodurch zugleich die Bestimmung des hygrometrischen Thaupunctes einer nachtheiligen Ungewifsheit unterliegt. Die Auffindung des psychrometrischen Thaupunctes dagegen, als desjenigen, bei welchem der Wasserdampf in der Atmosphäre das Maximum seiner Dichtigkeit erlangt hat, ist eben so leicht als sicher, sobald man voraussetzt, dafs die Verdunstung bei dem befeuchteten Thermometer, und die hiermit nothwendig verbundene Temperaturverminderung so lange fortdauert, bis der Sättigungspunct eintritt, und ich sehe nicht ein, warum sie früher aufhören sollte, ja es liegt dieses genau genommen schon in dem Geständnisse, dafs das Psychrometer auch dann noch anwendbar sey, wenn die Atmosphäre diesem Sättigungspuncte sehr nahe ist. In diesem Falle fällt auch das Argument des Verfs von selbst weg, dafs dann nur wenig Dampf erzeugt werde, weil zugleich nur eine geringe Temperaturverminderung stattfinden darf, die durch die grofse Menge der latenten Wärme im Dampfe sehr leicht erzeugt werden kann. Ein gewichtiges Argument für diese Ansicht läfst sich noch daraus hernehmen, dafs das befeuchtete Thermometer in zahllosen Fällen selbst dann einen oder einige Grade weniger als das trockne zeigt, wenn schon einzelne Tropfen herabfallen, oder sogar der feine Regen begonnen hat, in welchem Falle die Atmosphäre nothwendig dem Sättigungspuncte sehr nahe seyn mufs. Vielleicht kann die

Digitized by Google

Streitfrage dadurch entschieden oder der Entscheidung mindestens nahe gebracht werden, wenn man am Thermohygrometer die Temperatur beim Entstehen und beim Verschwinden des feinen Niederschlages beobachtet, und diese mit derjenigen vergleicht, welche das befeuchtete psychrometrische Thermometer gleichzeitig angiebt, jedoch sind diese Versuche im hohen Grade schwierig und sehr leicht täuschend, sicherer würde es dagegen seyn, die Menge des in der Luft vorhandenen Wasserdampfes gleichzeitig psychrometrisch und durch anderweitige genaue Messungen zu bestimmen, und beide erhaltene Werthe mit einander zu vergleichen.

Ref. beschliefst die Anzeige der reichhaltigen Schrift mit der Versicherung, dafs sie ihm ein ganz vorzügliches Vergnügen gemacht hat, und fügt nur noch folgende Bemerkungen hinzu. Erstlich zeigt die schätzbare Prüfung der sämmtlichen Formeln, welche zur Reduction des psychrometrischen Thaupunctes auf den thermohygrometrischen von verschiedenen Gelehrten aufgestellt sind, dafs unter allen die von August den Vorzug verdient. Zweitens aber zieht der Verf. es vor, die mit Musselin umwickelte Kugel vor jeder Beobachtung durch Eintauchen in Wasser zu benetzen, anstatt sie vermittelst eines Läppchens oder Badeschwammes stets feucht zu erhalten. Allein von dieser Ansicht wird die praktische Erfahrung ihn zurückbringen, denn beim Eintauchen nimmt die Kugel die Temperatur des Wassers an, und zeigt unrichtig, wenn ein Wassertropfen daran hängen bleibt, wodurch mindestens die Beobachtung erschwert wird, da vielmehr der Musselin die Kugel blos feucht erhalten mufs.

Muncke.

Joannis Morisonii Duncanii Novum Lexicon Graecum ex Christiani Tobiae Dammii Lexico Homerico-Pindarico vocibus secundum ordinem literarum dispositis retractatum emendavit et auxit Valent. Christ. Frider. Rost, ph. Dr., litt. Graec. in Gymnas. Gothano professor. Cum potentissimi regis Saxoniae privilegio. Lipsiae, sumtibus Baumgaertneri. MDCCCXXXI Fasc. I. et II. bis Κυρηβασία. XIV und 672 S. in gr. 4. in dreifachen Columnen.

Die Verpflanzung von Damm's bekannten Homerisch-Pindarischem Wörterbuche, wie solches in einer veränderten Gestalt durch J. M. Duncan in England neu aufgelegt worden, auf deutschen Boden, war bei der anerkannten Nützlichkeit des Buchs, oder auch bei seiner grofsen Seltenheit gewifs ein verdienstliches Unternehmen, zumal in der veränderten Gestalt, welche das Ganze dadurch erhalten, dafs die in Damm's Wörterbuch herrschende etymologische Ordnung verlassen und an ihre Stelle die rein alphabetische getreten war, was freilich auch vielfache Veränderungen bei der Trennung und dem Auseinanderreifsen der einzelnen Hauptartikel veranlafst hatte. Aber eben dieser Umstand, sowie die Forderungen, die man bei uns jetzt an Werke der Art, sowohl was den Stoff und Inhalt, als was die Form und Behandlungsweise betrifft, zu stellen pflegt, machten bei einem neuen Abdruck eine wiederholte und sorgfältige Revision nöthig, und so müssen wir uns freuen, dafs diese Revision in die Hände eines Gelehrten gefallen ist, dessen anerkannte Leistungen auf dem Gebiete der Griechischen Grammatik und Lexikographie sich auch hier wieder bewährt haben. Was er hier geleistet und wie durch seine Bemühungen ein vielfach verbessertes und ungleich vollkommneres Werk zu Stande gekommen, als das Englische Original, das wollen wir in der Kürze unsern Lesern berichten. Dafs das Auseinanderwerfen der einzelnen Artikel bei der alphabetischen Ordnung, die nun eingeführt war, manche Uebelstände, manche Unbequemlichkeiten und Veränderungen herbeigeführt, die leicht Ungewifsheit, Zweideutigkeit und dergl. m. erzeugen konnten, liegt am Tage; deshalb war

Digitized by Google

bei einer neuen Ausgabe diesem Uebelstande vor Allem abzuhelfen, es mufsten vorerst alle in diesem Wörterbuch aus Homer und Pindar citirten Stellen aufs neue nachgesehen und verglichen werden, um nicht durch falsche oder unrichtige oder minder genaue und wörtliche Anführungen Irrthümer zu begründen, die in solchen Werken doppelt gefährlich sind. Die Nachlässigkeit, womit in der Englischen Ausgabe bei dem Citiren oder bei dem wörtlichen Anführen der einzelnen Stellen verfahren war, machte dies Geschäft eben so nothwendig, als andererseits mühsam und lästig. Ueberdem hatte seit der ersten Erscheinung von Damm's Lexikon der Text des Homer durch Wolf an unzähligen Orten eine ganz andre Gestalt erhalten, worauf wiederum der neue Herausgeber allerdings sorgfältige Rücksicht nehmen mufste und auch genommen hat. In minder bedeutenden Fällen, sowie in Allem, was auf Orthographie, Interpunction und dergl. Bezug hat, ist ohne weitere Erinnerung Wolf's Verbesserung geradezu aufgenommen worden; wo aber eine Verschiedenheit des Sinns hervortrat, wo die ältere Lesart auf handschriftliche Autorität oder Zeugnisse der Grammatiker sich stützte oder sonst von einigem Belang erschien, ist die Lesart nicht verändert worden, aber in einer beigefügten Bemerkung ist die Wolfische Lesart angegeben, oft mit weiteren Erörterungen, die eine höchst dankenswerthe Zugabe des Ganzen sind. Auf ähnliche Weise ist der Herausgeber bei den von Damm mitgetheilten Erklärungen der Homerischen Stellen verfahren, offenbar Unrichtiges und Falsches ist geradezu verbessert worden, alles Andre beibehalten, aber da, wo eine andre Erklärung den Vorzug zu verdienen schien, ist in beigefügten Bemerkungen das Richtigere angedeutet. Dasselbe gilt von den Pindarischen Stellen; im Text schlofs sich der Herausgeber ganz an Böckh an, für die Erklärung benutzte er ingleichen Böckh's und Dissen's Commentare zu diesem Dichter. Eine Hauptaufgabe für den Deutschen Herausgeber war die richtige Angabe der Bedeutung der Wörter

und die richtige Bestimmung des Sprachgebrauchs. Zu diesem Zweck verglich er die neuern lexikographischen Werke, ferner die gelehrten Commentare zu einzelnen Autoren, sowie die grammatischen Werke neuerer Zeit, um aus ihnen das, was für seinen Zweck dienlich schien, aufzunehmen, wobei er stets mit möglichster Kürze verfuhr, sowie stets mit Angabe der Quelle, woraus Jedes entlehnt ist, oder mit Verweisung auf Werke, in denen der Gegenstand mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt oder weiter ausgeführt ist. So hat, um nur eins anzuführen, der Verf. insbesondre den einzelnen Partikeln eine Sorgfalt zugewendet, die um so nöthiger erscheint, je schwieriger bekanntlich dieser Gegenstand ist und je mangelhafter und irriger die Begriffe, die man zu Damm's Zeit meistentheils von den einzelnen Partikeln hatte. Ueberhaupt verdient dieser Theil der Arbeit insbesondre hervorgehoben zu werden, da die Deutsche Copie dadurch wesentliche Vorzüge vor dem Englischen Original enthält. Mit vieler Umsicht und Behutsamkeit ist Hr. Rost in dem Etymologischen verfahren, d. h. in allem dem, was Bestimmung der Ableitung oder Composition der einzelnen Worte, insbesondre die Ausmittlung der Stamm- und Wurzelworte und dergl. betrifft, und so wird auch von dieser Seite den Verf. kein Tadel treffen können. — Der Druck ist überall höchst correct, überhaupt die typographische Ausstattung befriedigend. Wir wünschen baldige Vollendung des Ganzen, und dem Herausgeber Kraft und Ausdauer bei dem mühevollen Unternehmen; die gerechte Anerkennung seiner Leistungen und der Dank aller Einsichtsvollen, in sofern durch Bearbeitung eines solchen Werks und Verpflanzung auf Deutschen Boden die Studien der classischen Literatur gefördert sind, kann ihm nicht ausbleiben.

Chr. Bähr.

Griechisch-Deutsches Wörterbuch der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, nebst beigefügter kurzer Erklärung und Angabe der Sylbenlänge für den Schulgebrauch; ein Anhang zu jedem Griechischen Wörterbuche, ausgearbeitet von G. Ch. Crusius, Subrector am Lyceum zu Hannover. Hannover 1832. *Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XI u. 698 S. in gr.* 8. *und doppelten Columnen auf jeder Seite.*

Durch die Erscheinung dieses Wörterbuchs ist einem vielfach gefühlten Bedürfnifs abgeholfen und eine wesentliche Lücke in diesem Zweige der Literatur ausgefüllt. Der Verf. hat seine Aufgabe in befriedigender Weise gelöst, und damit einem gerechten Anspruch auf dankbare Anerkennung seiner Leistungen sich erworben, zumal wenn wir den Mangel näherer Vorarbeiten und die grofsen Schwierigkeiten in Erwägung ziehen, welche mit Ausarbeitung eines solchen Lexikons, soll es anders dem Zweck, den der Verf. sich gesetzt, und den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechend seyn, verbunden sind, man mag nun auf den Stoff selber und dessen Sammlung oder auf die Behandlungsweise desselben sehen. Erheischte es schon unendliche Mühe, unverdrossenen Fleifs und Ausdauer, das Material zu einem solchen Werke zu sammeln, und zwar nicht etwa aus Indices, wie man sie zu den meisten Autoren jetzt besitzt, sondern aus den einzelnen Autoren selber, und auch hier wieder die besten und berichtigtsten Ausgaben der neuesten Zeit zu Rathe zu ziehen (ein Bemühen, dem freilich in unsern Tagen, wo man auf bequemere Weise Bücher zu machen pflegt, nur Wenige und höchst selten sich unterziehen wollen), so war die zweckmäfsige Anordnung des gesammelten Stoffs, die Einrichtung und Behandlungsweise des Ganzen kein geringeres Unternehmen und eine nicht minder schwierige Aufgabe, die jedoch der Verfasser auf rühmliche Weise zu lösen gewufst hat. Die Wichtigkeit der Griechischen Eigennamen für die Kenntnifs

dieser Sprache und ihrer Bildung im Allgemeinen, so wie für die gesammte ältere Geschichte und Mythologie, selbst abgesehen von den speciellen Beziehungen zum Verständnifs der Autoren in den einzelnen Stellen, wo sie vorkommen, und eine Erklärung bedürfen, die z. B. der Schüler vergeblich in seinen Griechischen Wörterbüchern suchen wird, ist nun zwar so in die Augen springend und auch so allgemein anerkannt, dafs man sich nur wundern dürfte, warum bisher noch nicht ein ähnliches Werk, wie das vorliegende, versucht und ausgeführt worden, wenn nicht für die Meisten die grofse Mühe und die zahlreichen Schwierigkeiten, die mit der Ausführung eines solchen Unternehmens verbunden sind, ein hinreichender Grund gewesen, von einem solchen Werke abzustehen.

Was nun den Umfang vorliegenden Wörterbuchs betrifft, so ist es zu billigen, dafs der Hr. Verf. sich vorerst etwas engere Grenzen gesteckt hat, um desto eher seinen speciellen Zweck erreichen und diesen ersten Versuch in desto befriedigender Weise dem Publicum übergeben zu können. Er hat daher nicht alle in allen Griechischen Schriftstellern vorkommende Eigennamen in sein Wörterbuch aufgenommen, sondern zunächst nur die mythischen und historischen Eigennamen so wie die geographischen, welche in den Schriftstellern, die gewöhnlich bei dem Schulunterrichte gebraucht werden, vorkommen. Demnach sind aus folgenden Autoren alle Eigennamen vollständig aufgenommen (Praef. p. VII.): Homer, Hesiod, Pindar, Anakreon, Aeschylus, Sophocles, Euripides, Aristophanes, Poetae gnomici, Theokrit, Callimachus, Bion, Moschus, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Apollodor, Paläphatus, Aelian, Arrian, Lucian, Herodian. Dagegen sind aus Apollonius v. Rhodus, Orpheus, aus der Anthologie, aus Polybius, Strabo, Pausanias u. A. nur die Namen aufgenommen, welche wichtig in Absicht auf Quantität, Schreibart und dergl. oder in geographischer Hinsicht, allerdings eine Aufnahme wünschenswerth machten, die mit dem Zweck

Digitized by Google

und der Bestimmung des Wörterbuchs in Einklang war. Aus gleichem Grunde wurden auch die Wörter, die nicht ursprünglich Griechischer Herkunft, sondern fremdartig sind, nicht ausgeschlossen, was gewifs Niemand tadeln wird.

Die aus diesen Schriftstellern gesammelten Namen sind nun in streng alphabetischer Ordnung aufgeführt, jeder Name mit sorgfältiger Angabe des Accents, der Quantität, des Geschlechts und bei den Wörtern der dritten Declination auch des Genitivs; bei vielen Wörtern ist auch die Etymologie in der Kürze angegeben, da ausführliche Erörterungen der Art Umfang und Bestimmung eines zunächst dem Schulgebrauch gewidmeten Buchs nicht verstatteten; aber dagegen ist jedem Namen die erforderliche Erklärung beigefügt, sowohl den mythischen Namen und Personen, als den Ortsbenennungen, wo insbesondere, so weit es möglich, auch die jetzt übliche Benennung angegeben ist; was freilich, bei der Mangelhaftigkeit tüchtiger Vorarbeiten in einzelnen Parthien der alten Geographie, bei dem Unzulänglichen, ja selbst Widersprechenden so mancher Angaben oft grofsen Schwierigkeiten unterliegt; eben daher aber sieht sich Ref. veranlafst, ausdrücklich zu bemerken, dafs der Verf. wie überhaupt, so hier insbesondere mit unverdrossenem Fleifs, Sorgfalt und Umsicht verfahren, und dafs ihm selbst die neuesten Forschungen und Resultate auf dem Gebiet der alten Geographie nicht fremd geblieben sind, was manche von der bisher hergebrachten verschiedene Angabe veranlafst hat. Auch auf die selbst in den einzelnen Ausgaben einzelner Autoren bei einem und demselben Wort noch immer entweder variirende oder sogar unrichtig gegebene Bestimmungen des Accents, der Quantität und dergl. m. hat sich des Verfs. Sorgfalt erstreckt, was freilich bei so manchen Wörtern in Bischoffs vergleichendem Wörterbuch der alten Geographie vermifst wird; wie denn in dieser Hinsicht überhaupt vorliegendes Wörterbuch durch kritische Behandlung sich vor diesem auszeichnet. Bei jedem einzelnen Namen sind die Stellen

der alten Autoren, wo das Wort vorkommt, genau citirt; nur bei denjenigen Autoren, die, wie z. B. Strabo, Polybius, Pausanias zunächst nicht in den Kreis des Schulunterrichts fallen, ist die genaue Nachweisung unterblieben und blos im Allgemeinen der Name des Autors in einer Abbreviatur beigefügt; was wir indefs auch bei manchen, freilich im Ganzen weniger hedeutenden Eigennamen aus Homer, Apollodor, Herodot gefunden haben.

Dafs nun ein solches Buch, bei der Masse der verschiedenartigsten Einzelheiten, die es in sich schliefst, von allen Irrthümern oder Versehen ganz frei seyn sollte, ohne dafs ein und der andere Namen übersehen oder ausgefallen wäre; dies ist eine Forderung, deren Erfüllung die Kräfte eines Einzelnen, wo nicht überhaupt menschliche Kräfte, übersteigt, und so zweifeln wir auch nicht, dafs der Verf. selber bei einer zweiten Auflage, die seinem Buch bei dessen Brauchbarkeit und Nützlichkeit nicht ausbleiben wird, Manches zu ändern, zu berichtigen oder nachzutragen finden wird, was wiederholte Durchsicht ihm von selbst darbieten kann. Eben deshalb will Ref. auch nicht näher in das Einzelne eingehen und seine Bemerkungen über einzelne Punkte, die nach seiner Ansicht einer Berichtigung bedürften, oder anders gestellt werden müfsten, sowie die Nachträge fehlender Worte, die ihm bei der Durchsicht aufgestofsen sind, unterdrücken; indem dadurch keineswegs das Urtheil über Werth und Brauchbarkeit des Buchs geändert wird, auch unser Zweck hier zunächst der war, das Publicum auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, und damit unsere dankbare Anerkennung der Leistungen des Verfs. auszusprechen, den wir zu weiterer Thätigkeit auf diesem Felde auffordern möchten.

Digitized by Google

Georg Heinr. Lünemann's, weil. Doctors der Philos. und Rectors am Gymnasium zu Göttingen, Lateinisch-Deutsches und Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch, nach Imm. Joh. Gerh. Scheller's Anlage neu bearbeitet. Deutsch-Lateinischer Theil, neu ausgearbeitet von Karl Ernst Georges. Mit einem Vorworte von Dr. G. F. Grotefend. Erster Band. A — I. Leipzig 1831. *In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. XVIII und* 1694 *S. in gröfstem Octavformat mit doppelten Columnen.* 1 Rthlr. 12 gr.

Auch mit dem besondern Titel:

Deutsch-Lateinisches Wörterbuch, aus den Quellen zusammengetragen und mit besonderer Beziehung auf Synonymik und Antiquitäten und Berücksichtigung der besten Hülfsmittel ausgearbeitet von Karl Ernst Georges u. s. w.

Die Erscheinung eines neuen Deutsch-Lateinischen Wörterbuchs bedarf zwar wohl bei Allen, welche mit den bisherigen Wörterbüchern einigermafsen bekannt sind, und die Fortschritte kennen, welche die Lexikographie in den letzten Jahren gemacht, kaum einer Entschuldigung, und so wird auch die neue Bearbeitung der Deutsch-Lateinischen Abtheilung des viel verbreiteten Scheller-Lünemann'schen Lexikons gewifs keiner besonderen Entschuldigung bedürfen, zumal da es anerkannt ist, dafs diese Abtheilung an innerm Gehalt und Werth der Lateinisch-Deutschen wesentlich nachstehend, einer gänzlichen Umarbeitung nach einem festen, sorgfältig erwogenen Plane bedurfte, wenn sie ihrer Schwester gleichstehen und gleiches Lob einerndten oder überhaupt den Forderungen, die man jetzt an Werke der Art richtet, und zu denen uns die mannichfachen Leistungen der Gelehrten neuerer Zeit, die hier Berücksichtigung und Anwendung verdienen, berechtigen können, entsprechen wollte. Diese Umarbeitung liegt in vorliegendem Werke vor uns, dessen Verf., schon längst mit der Anlage eines solchen Werkes beschäftigt und ihm alle seine Kräfte widmend, auch darin in der That zu leisten gesucht hat, was bei jenen Forderungen nur immer zu leisten möglich war. Nicht planlos, sondern nach einem festen Plane, der in der Vorrede näher entwickelt ist, und mit

grofser Umsicht verfahrend, überall das auswählend und verfolgend, was zweckmäfsig und zur Erreichung des gesteckten Ziels förderlich erschien, mit umfassender Sachkenntnifs und seltener Belesenheit ausgerüstet, konnte der Verf. die schwere Aufgabe, ein tüchtiges, den Fortschritten der Lexikographie, dem Standpunkt der Wissenschaft entsprechendes Deutsch-Lateinisches Wörterbuch zu liefern, in befriedigender Weise lösen, und so ist es ihm gelungen, eine wesentliche Lücke auszufüllen und ein wahrhaft förderndes Hülfsmittel zu gründlicher Sprachkenntnifs und richtigem Ausdruck in der Lateinischen Sprache geliefert zu haben. Durch unverdrossenen Muth und unermüdete Ausdauer hat er die zahlreichen Schwierigkeiten, die jedem Bearbeiter auf diesem Felde entgegentreten, zu überwinden gesucht und auf verhältnifsmäfsig geringen Raum unendlich Vieles zusammengedrängt, so dafs auch von dieser Seite, was Vollständigkeit und Reichhaltigkeit der einzelnen Artikel betrifft, kaum ein anderes Wörterbuch der Art vorliegendem so leicht die Palme streitig machen könnte.

Ueber die Grundsätze, welche den Verf. bei der Ausarbeitung geleitet und wornach Derselbe verfahren, hat er sich in der Vorrede ausgesprochen, und darin über Zweck und Stoff, über Anordnung der einzelnen Artikel, über Phraseologie, Synonymik, Anführung von Citaten als Belegstellen oder Nachweisungen sich erklärt, und auch die Hülfsmittel genau verzeichnet, welche bei Ausarbeitung des Ganzen von ihm zu Rathe gezogen und benutzt worden sind. Wir sehen aus dem zahlreichen Verzeichnifs derselben, mit welchem Fleifs und welcher Sorgfalt der Verf. verfahren, um Nichts unbenutzt zu lassen, woraus irgend ein Gewinn für seine Arbeit hervorgehen könnte, und wie er sogar alle Recensionen der bedeutenderen in der letztern Zeit erschienenen hierher einschlägigen Werke, aus denen einzelne Berichtigungen oder nützliche Winke, brauchbare Vorschläge zu entnehmen waren, berücksichtigt hat. Wie wenig auf alles

Digitized by Google

dies in früheren Versuchen Rücksicht genommen war, ist sattsam bekannt, so dafs dadurch schon vorliegendes Werk eine ganz andere Gestaltung als die früheren erhalten mufste. Was den Zweck des ganzen Unternehmens betrifft, und den Plan, der diesem Zwecke gemäfs, dem Ganzen zu Grunde gelegt werden mufste, so geht der Verf. hier von dem richtigen Grundsatz aus, dafs „ein Deutsch-Lateinisches Handwörterbuch keinen andern Zweck haben könne, als dem Lateinschreibenden in zweifelhaften Fällen als Rathgeber und Führer zur Seite zu stehen und ihm für den zu bezeichnenden Ausdruck das richtige Wort u. s. w. an die Hand zu geben;" und da der Gelehrte vom Fach doch nur selten eines solchen Hülfsmittels bedarf, der Schüler niederer Classen ein solches aber zu gebrauchen noch nicht versteht, so sind es besonders Schüler höherer Classen, Studierende und dergl., auf welche bei Anlage eines solchen Handwörterbuchs Rücksicht zu nehmen, und nach deren Bedürfnissen der Inhalt und Stoff eines solchen Werkes zu bestimmen ist. Alle Wörter, die in den Kreis dieser Studien fallen, oder in näherer und entfernterer Beziehung darauf stehen, mufsten aufgenommen werden, eben so wie alle die, welche im Allgemeinen auf Lebensverhältnisse und dergl. sich beziehen; wobei zugleich manches Specielle oder Technische aus dem Gebiete der Theologie, Jurisprudenz und der Naturwissenschaften nicht füglich ausgeschlossen werden konnte, was man sonst doch nur ungern vermifst hätte, selbst wenn nach jenen allgemeinen Grundsätzen streng genommen die Aufnahme zu versagen war. So gehört es, um nur ein Beispiel anzuführen, gewifs mit zu den Vorzügen dieses Handwörterbuchs, dafs bei allen botanischen Namen Linné's Benennung beigefügt ist. Indem nun nach diesen Rücksichten und Grundsätzen überall verfahren ist, so erklärt sich daraus die veränderte Gestalt des Buchs und sein bedeutend erweiterter Umfang bei einem überall sichtbaren Bestreben, durch angemessene Kürze und mög-

lichste Oekonomie des Drucks, jedoch ohne Uebertreibung und ohne Nachtheil für das Werk selbst, an Raum zu sparen. Auf die streng logische Anordnung und Entwicklung der einzelnen Artikel ist doppelte Aufmerksamkeit verwendet worden, um so mehr als gerade dies ein von den Lexikographen mehr oder minder bisher vernachlässigter oder doch wenigtens nicht genug berücksichtigte Punct ist, wie die zahlreichen darüber bisher vernommenen Klagen beweisen. In der Phraseologie oder Wahl der einzelnen Ausdrücke hat sich der Verf. billig vor Andern an Cicero gehalten, und mufste es auch wohl, so lange wenigstens es anerkannt ist, dafs zur Nachbildung immerhin das Vorzüglichste und Beste unter dem Vorhandenen als Muster zu nehmen und zu befolgen ist, Cicero aber für jedes Zeitalter Muster und Vorbild des lateinischen Ausdrucks ist und bleiben wird. Da nun aber Cicero nicht für alle Fälle und Ausdrücke ausreichen kann — wir besitzen ja auch nicht einmal vollständig seine Werke — so sind von dem Verf. für diese Fälle auch Wörter und Ausdrücke des silbernen Zeitalters aufgenommen; ja für einzelne Begriffe, welche den Spätern erst bekannt seyn konnten, sind auch Ausdrücke späterer Schriftsteller nicht verschmäht. Indem der Verf. auf diesem Wege einem übertriebenen Purismus durchaus nicht huldigt, so war er doch andererseits eben so ernstlich bemüht, alle Barbarismen und Germanismen — und deren finden sich leider in den Wörterbüchern noch gar manche — von seinem Werke fern zu halten, und dafs ihm dies im Ganzen auch gelungen ist, wird eine sorgfältige Vergleichung der einzelnen Artikel bald einen Jeden belehren; denn auch er geht von dem Grundsatz aus, dafs es des Schreibenden erste Pflicht stets seyn und bleiben müsse, seinen Styl der Reinheit der classischen Sprache möglichst nahe zu bringen. Mit dieser Sorge für Phraseologie steht in Verbindung die Synonymik, auf welche besonderer Fleifs gewendet ist; so dafs die verdienstlichen Bemühungen mehrerer Gelehrten in neuester Zeit, die der Verf. dank-

Digitized by Google

bar für seinen Zweck zu benutzen wufste, einen höchst vortheilhaften Einflufs geäufsert haben, dessen sich die bisherigen, in diesem Theil mehr oder minder vernachlässigte Versuche keineswegs rühmen konnten. Dafs die Citate bei den einzelnen Artikeln in der Regel weggefallen sind, finden wir schon durch die Bestimmung des Buchs und die Natur der Sache gerechtfertigt, auch hätte dies ohne unnöthige Ausdehnung und Erweiterung des Raumes nicht geschehen können, aber wir müssen es dafür dankbar anerkennen, dafs ausnahmsweise, in bestimmten Fällen, welche in der Vorrede näher nachgewiesen werden, entweder bei besonders merkwürdigen oder auffallenden oder bestrittenen Constructionsarten und Ausdrücken einzelne Citate oder Nachweisungen zur Begründung und Rechtfertigung des angeführten lateinischen Worts gegeben sind.

Indem wir nun die leitenden Grundsätze und die plangemäfse Einrichtung und Anordnung des Werkes, wodurch seine Nützlichkeit und Brauchbarkeit allerdings bestimmt wird, dargelegt haben, bleibt uns nur übrig, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, wie der Verf. in der Ausführung diesen Grundsätzen nie untreu geworden ist, wie er vielmehr, man mag auf Reichhaltigkeit des Inhalts in der Masse der einzelnen darin aufgenommenen Artikel oder auf Richtigkeit und Genauigkeit der einzelnen Artikel, auf logische Entwickelung und plangemäfse Anordnung, verbunden mit zweckmäfsiger Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks sehen, ein Werk geliefert hat, das frühere Versuche durch die bemerkten Eigenschaften wohl übertrifft, und durch seine Nützlichkeit allgemein zum Gebrauch auf Lehranstalten für die höheren Classen oder zum Privatgebrauch anempfohlen werden kann, zumal da der beispiellos billige Preis (das Ganze in zwei starken Bänden dürfte höchstens auf drei Rthlr. kommen) die Anschaffung und Einführung so sehr erleichtert, und auch die typographische Ausstattung sehr befriedigend

ist. Möge man daher, so rufen wir am Schlufs mit Hrn. Director Grotefend aus, mit Liebe und Dankbarkeit aufnehmen, was der Verfasser mit entschlossenem Muthe begonnen und immer gleicher Unverdrossenheit bis hierher ausgeführt hat, und möge er, so setzen wir hinzu, keine Mühe scheuen, auch dem noch übrigen zweiten Theile die Vollendung zu geben, die dem ersten in so befriedigender Weise zu Theil geworden ist.

Ch. Bähr.

KURZE ANZEIGEN.

Die Lücken des Hegel'schen Systems der Philosophie. Nebst Andeutung der Mittel, wodurch eine Ausfüllung derselben möglich ist. Von C. Fortlage, Dr. d. Phil. u. Privatdocent zu Heidelberg. Heidelb. u. Leipzig, bei Groos. 1832. *X u.* 126 *S.* 8.

Ich habe in dieser Schrift, welche so eben die Presse verlassen hat, diejenigen Mängel aufzudecken und zu beleuchten gesucht, welche mir bisher beim Studium der Hegel'schen Philosophie aufgefallen waren. Dieselben finden sich namentlich 1) in der religiösen Weltansicht, 2) in der Methode des Systems, 3) in der Classification der Kategorien in der Logik, 4) in den Definitionen einiger Hauptprincipien der Wissenschaft, 5) in der Theorie von der ersten Qualität in der Natur oder vom Lichte, 6) in der Theorie von den Endzwecken des menschlichen Lebens und den Beweggründen zur Tugend.

Ich habe aber bei Beleuchtung der Lücken und Mängel auch auf die fehlenden Ergänzungsglieder aufmerksam zu machen gesucht, so weit ich dies vermochte. So z. B. ist mit gehöriger Würdigung und kritischer Anerkennung des religiösen Rationalismus dieser Philosophie, ein Bild des ächten Ergänzungsgliedes desselben, des philosophischen Supranaturalismus, entworfen worden, dessen Mangel eine Lücke im System verursacht. Ferner ist mit Anerkennung und Bejahung der drei Glieder, in welcher die Forschungsmethode dieses Systems sich fortbewegt, an mehreren Beispielen nachgewiesen worden, dafs in manchen Fällen noch ein viertes Glied zu finden möglich sey, welches auf keine Weise in den logischen Ternar hineinpafst. Aehnlich ist mit Anerkennung der Richtigkeit der Hauptrubriken in der Logik der Mangel einer Wissenschaft über

Digitized by Google

die Anwendbarkeit und Nicht-Anwendbarkeit der schwereren logischen Kategorien (oder, wie dort gefunden wird, Kategorien des vierten Grades) nachgewiesen worden. Die Lehre von der Phänomenologie des Lichts ist der Hauptsache nach aus der Naturphilosophie in die Psychologie verwiesen worden. Der Lehre von den Zwecken des Lebens und den Beweggründen zur Tugend ist Anerkennung und Hochschätzung widerfahren, aber auch sie mufs einer noch tieferen und besseren Ansicht über diese Zwecke und Beweggründe, der Ansicht des Kantischen Systems, weichen, oder zum allerwenigsten dieselbe an ihrer Seite dulden, um eine unvertilgbare Sehnsucht zu stillen, welche die Hegel'sche Ansicht des Lebens in einem gefühlvollen und zum Edleren und Höheren gestimmten Gemüthe, ohne Nahrung und ohne Hoffnung verschmachten läfst.

Was mich bei dieser Schrift besonders impulsirte und begeisterte, war die erhabene Ansicht von der Natur der Dinge, deren Grundprincipien der unsterbliche Kant zuerst in voller Klarheit und Deutlichkeit ausgesprochen hat: dafs die Vernunft in der Erkenntnifs der letzten Gründe der Dinge immer nothwendig scheitern müsse, und dafs das Universum sich nicht von der Vernunft einschliefsen lasse, sondern dafs die Vernunft selbst nur eine einzelne Qualität im Universum der Dinge sey, eine irdische Lampe, durch welche uns zufällig dieser und dieser Theil des Universums ist hell geworden. Diese Einsicht war es, welche den scharfblickenden Kant auf die Entdeckung der Antinomien führte, die Entdeckung eines nothwendigen und unauflöslichen Widerstreits unserer Begriffe und Vorstellungen im Nachdenken über die letzten Gründe der Dinge. Er zwar führte diesen Gegenstand nur an mehreren Beispielen im Gebiet der Kosmologie aus, und überliefs anderen, ihn weiter zu verfolgen.

Da aber Hegel sich wieder der entgegengesetzten Ansicht in die Arme geworfen hat, und der Vernunft die Fähigkeit zuertheilt, dogmatisch über die letzten Gründe der Existenz zu entscheiden, so trifft es sich nothwendig häufig, dafs er aus den Antinomien der höchsten Begriffe und Principien nur das eine Glied affirmirt, und durch Verwerfung des entgegengesetzten eine Lücke in dem System entstehen läfst. Auf diese Weise ist es, dafs der Theorie des Rationalismus gegenüber die Theorie des philosophischen Supranaturalismus, und eben so der Sokratischen Theorie des moralischen Tugendstrebens gegenüber die Kantische Theorie der moralischen Pflichterfüllung mangelt. Der speculative Philosoph fühlt diesen Mangel, weil er das eine Glied der Antinomie in beiden Fällen vermifst; der treue Beobachter seines eigenen Denkens und Wollens empfindet ihn eben so stark, weil er in sich erfährt, dafs der lebendige und frische Zustand seiner Seele nicht besteht in einem Beharren in diesem oder jenem Princip, sondern in einem mehr oder weniger willkührlichen Uebergehen aus dem einen ins andere und wieder rückwärts, ähnlich

der Systole und Diastole des Herzens, nur mit gröfserer Unregelmäfsigkeit.

Das richtige Fürwahrhalten der menschlichen Vernunft in den höchsten Gegenständen der Metaphysik, Moral und Religion ist nicht ein einzelnes festes System, crystallartig angeschossen wie bei Aristoteles und Spinoza, es ist nicht ein unruhiger Kreislauf von Principien, welche wie ein Springquell unaufhörlich in dasselbe Bassin zurückfliefsen, woraus sie emporgesprungen, wie bei Hegel, sondern es ist eine theils willkührliche, theils unwillkührliche Bewegung der Erkenntnisse und Willenskräfte zwischen gewissen letzten Principien hin und her. Die Richtigkeit dieser Principien läfst sich aber nicht durch logische Speculation beweisen, sondern giebt sich nur approximativ in innerer und äufserer Erfahrung zu erkennen — in innerer Erfahrung, d. h. im unmittelbarsten Fürwahrhalten des inneren mächtigen Wahrheitssinns in unserer Seele, welcher zwar am häufigsten in uns schlummert, welcher aber, wenn er in den stärkeren und gehaltreicheren Augenblicken unseres Lebens von aufsen oder innen her geweckt wird, mit allesüberwindender Kraft uns in die Wahrheit leitet, — in äufserer Erfahrung, indem wir der Welt factisch zum wenigsten die Stärke unserer Principien *beweisen*, durch Verwendung und Aufopferung unseres Lebens für dieselbigen. Die Philosophie hat einen beträchtlichen Nutzen in Rücksicht auf die Aufhellung und Deutlichmachung, weniger auf die Erfindung der Principien.

Diese Grundsätze, welche meinem philosophischen Denken bisher als Leitsterne geleuchtet haben, habe ich in gegenwärtiger Schrift an der Kritik der Hegel'schen Principien zu bewahrheiten gesucht. Und dieser Umstand brachte es mit sich, dafs ich meiner aufrichtigsten Ueberzeugung zufolge in der Kritik dieses Systems nicht verneinend und gegen seine Sentenzen kämpfend zu Werke gehen durfte, sondern mich nur mit Aufdeckung einiger Lücken und Andeutung des Stoffs zu ihrer möglichen Ausfüllung beschäftigen mufste.

Zum Schlufs habe ich versucht, das wahre Verhältnifs der beiden obersten metaphysischen Principien, d. i. das Verhältnifs von Subject und Object, zu bestimmen und aus der einseitigen Verschobenheit, worin es bei Hegel vorkommt, wieder auf seine aus der Kantischen Philosophie stammende ursprüngliche Bedeutung zurückzuführen, und dadurch zugleich einen Ort anzugeben, wo eine fernere und weiter fortzusetzende Verständigung und Uebereinkunft zwischen den Hegel'schen und Kantischen Principien möglich ist: damit die grofse Idee rascher und rascher ihrer Realisation entgegen rücke, welche den begeisternden Impuls zu den meisten philosophischen Arbeiten dieses Jahrhunderts gegeben hat, die Idee, mit strenger Ausscheidung aller alten unbrauchbaren Schlacken philoso-

Digitized by Google

phischer Gelehrsamkeit, dasjenige aus den Systemen aller Zeiten, welches sich probehaltig und gediegen erweist, in den Umfang eines Universal-Systems nicht blos eklektisch, sondern auch systematisch zu versammeln und zu verbinden, um die Philosophie hinter den rastlos fortschreitenden positiven und exacten Wissenschaften auch in diesem Zeitpuncte nicht zurückbleiben zu lassen.

Dr. *C. Fortlage.*

أَمْثَالُ لُقْمَانَ ٱلْحَكِيمِ

Locmâni Sapientis Fabulae 40. *Recensuit et in usum praelectionum edidit Erasmus Rask, Professor et Bibliothecarius etc. Hafniae* 1831. *Sumtu bibliopolii Schubothiani. VIII u.* 27 *S.* 8.

Weil man den Kinderunterricht gerne mit Fabeln beginnt, so ist es, wahrscheinlich ohne dafs man den Unterschied genau bedacht hat, auch zur Gewohnheit geworden, Lokmans Fabeln zum Anfangsunterricht im Arabischen zu nehmen, ungeachtet hier nicht Kinder zu unterrichten sind. Gewifs wäre es für den aus dem Arabischen zu schöpfenden literarischen Gewinn weit besser, wenn jedesmal, so oft etwas Arabisches gedruckt werden kann, irgend ein neuer interessanter Gegenstand aus Handschriften dazu ausgewählt würde. In dergleichen neuen Gaben könnte dann Jeder auch noch etwas Neues, eine Ausbeute des Studiums, zu entdecken hoffen. Dagegen erstaunt man, aus der Vorrede des gelehrten Verfs. schnell zu überblicken, wie oft und viel schon, seit der *Editio princeps Locmâni* von Thomas Erpenius, Leyden, 1615. in kl. 8., alle oder die meisten dieser Fabeln in Abdrücken wiederholt worden sind. Die neueste Ausgabe von dem äufserst pünktlichen Bearbeiter, Prof. Rödiger, Halle, 1830, 4., erkennt auch Hr. R. als trefflich und als seine Hauptquelle. Uebrigens spricht Rec. auch dem Urheber des neuen Abdrucks das Verdienst gar nicht ab, ein gefälliges Lesebuch gegeben zu haben, in welchem er durch Auszeichnung der bedeutenderen Varianten, und durch mehrere Conjecturen auch zur Kritik Veranlassung giebt. Nur das alte Wort: *Ars longa, vita brevis*, fordert immer den Rec. auf, zu ermahnen, dafs man, da auch im Arabischen, wie in allen gelehrten Fächern, noch so viel Nöthiges und Nützliches zu thun wäre, bei jeder Gelegenheit etwas wählen und zu Tag fördern möchte, was uns über das, was wir schon haben, hinaus- und vorwärts bringen könnte. Wäre doch des Historischen, Geographischen, Naturgeschichtlichen, Exegetischen, so gar Vieles erst aus Codicibus hervorzuholen. — Caussin hat seit 1819. oder

Digitized by Google

1820. die Zahl der gedruckten Lokmanischen Fabeln mit vier vermehrt. Da aber seine Ausgabe wie Manuscript ist, so mufs man es doppelt bedauern, dafs Hr. R. nur drei derselben in seinen neuen Abdruck aufnahm. Mochte immer die vierzigste: *de homine et duobus serpentibus*, fast unmoralisch seyn; für die, welche Arabisch lernen wollen, ist es ja doch nur um die Sprache zu thun; und so würden wir unbedenklich zu einem möglichst vollständigen Abdruck gerathen haben. Möge aber Hr. Prof. Rask veranlafst seyn, recht bald aus den Schätzen der dortigen Bibliotheken des Neuen und Unverarbeiteten mehr durch die niedlichen Typen bekannt machen, mit denen Hr. Schubothe sich noch vielen Dank der Arabisten verdienen kann.

Dr. *Paulus.*

Wunder der Mechanik, zweiter Theil;

auch unter dem Titel:

Das Perpetuum mobile and die Kunst zu fliegen, zwei der merkwürdigsten und schwersten Probleme der praktischen Mechanik. Für Jedermann faſslich dargestellt von Dr. J. W. M. Poppe, Hofrath und ordentlichem Professor zu Tübingen. Mit 3 Steindrucktafeln. Tüb. 1832. *VI u.* 129 *S.* 8.

Die erste der beiden hier vereinten Abhandlungen hat Ref. mit Vergnügen gelesen, und darf sie unbedenklich eine wohlgelungene nennen. Es giebt nämlich noch bis auf den heutigen Tag kaum eine etwas gröfsere Stadt, in welcher nicht irgend ein Künstler oder auch blofser Handwerker, mit Anlagen zur Mechanik aber ohne wissenschaftliche Bildung, sich an der Erfindung des Perpetuum-Mobile versucht, und dadurch meistens seine Familie an den Bettelstab bringt. Aufserdem findet dieses Problem so allgemeine Theilnahme, dafs es oft zum Gegenstande der Unterhaltung gemacht wird, und dieses in der neueren Zeit um so mehr, je öfter man von wirklich existirenden elektrischen Apparaten dieser Art redet, von denen die wenigsten Menschen bei der noch immer seltenen genaueren Bekanntschaft mit den Elementen der Physik etwas verstehen. Es ist daher allerdings nützlich, in einer populären Darstellung die Nichtigkeit und Zwecklosigkeit jener Bemühungen nachzuweisen und mit den bereits mifslungenen Versuchen bekannt zu machen, um hierdurch von ähnlichen neuen im Allgemeinen abzuschrecken, und im Besonderen zugleich diejenigen, die so oft um ihr Urtheil über eine angeblich neue Erfindung dieser Art gefragt werden, in den Stand zu setzen, deren Nichtigkeit leichter darzuthun und ihre Ansicht darüber durch eine fremde Autorität zu belegen. In beiden Hinsichten

darf man die vorliegende Abhandlung zweckmäfsig nennen, indem namentlich die bisher allgemeiner bekannt gewordenen Maschinen dieser Art einer genaueren Prüfung unterworfen und die dabei künstlich angebrachten Täuschungen näher nachgewiesen sind.

Bei der zweiten Abhandlung, über das künstliche Fliegen, ist der Zweck ein weit weniger allgemeiner, denn nur selten verfallen der Mechanik unkundige Thoren auf dieses Problem, und kommen bei der auffallenden Unzulänglichkeit der zur Lösung desselben vorhandenen Mittel in der Regel sehr bald davon zurück. Die wissenschaftliche Behandlung dieses Gegenstandes ist zugleich weit schwieriger, und daher in der vorliegenden Schrift keineswegs vollständig, indem hauptsächlich nur Degen's Flugmaschine erörtert und Zachariä's Vorarbeit über die nämliche Aufgabe benutzt ist, ohne die gehaltreichen Abhandlungen von Fufs, Prechtl und Chabrier gleichfalls zu berücksichtigen.

Muncke.

P. Virgilii Maronis Opera omnia et ut vulgo feruntur, Carmina minora, ad optimarum editionum fidem scholarum in usum curavit H. L. J. Billerbeck, phil. Dr. gymnasii Andreani regii olim director. Editio secunda. Hannoverae 1832, *sumtibus librariae Aulicae Hahnianae.* 360 *S. in* 8.

Wir verweisen auf die Anzeige der ersten Ausgabe in diesen Blättern Jahrgg. 1827. No. 13. Auch die vorliegende zweite liefert einen sehr correcten Textesabdruck mit möglichst berichtigtem Texte. Hinzugekommen sind in der zweiten Ausgabe die kleineren Dichtungen Virgils, welche in der ersten fehlten, in dieser aber von S. 324. an abgedruckt sind nach der gewöhnlichen Ordnung: *Culex*, *Ciris*, *Copa*, *Moretum*, *Catalecta*. Wir tragen daher kein Bedenken, auch diesen erneuerten Abdruck zum Gebrauch auf Schulen, bei dem ohnehin sehr billigen Preise, zu empfehlen. — Von demselben Verfasser erschien noch:

Lateinisch-Deutsches Wörterbuch zum Auswendiglernen für die drei untersten Klassen gelehrter Schulen. Herausgegeben von Dr. Julius Billerbeck. Hannover 1832. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. IV u.* 184 *S. in* 8.

Da das Buch für die drei untersten Gymnasialclassen bestimmt ist, so ist es demgemäfs auch in eben so viele Abschnitte getheilt, deren Inhalt und Umfang durch seinen Zweck bestimmt ist, indem in jedem Abschnitt nur die für den Schüler dieser Classe passenden Wörter aufgenommen sind, und zwar in der Ordnung, dafs zuerst Substantive, und zwar nach den Declinationen geordnet, so wie mit

Rücksicht auf die Ableitung und auf die ihre Bedeutung bestimmenden Endsylben, dann passende Adjective und nun Verba, nach den vier Conjugationen abgetheilt, folgen. In gleicher Weise ist der zweite Abschnitt behandelt, wo nur die Rücksicht auf die Syntax in Wahl und Bestimmung der Worte vorwaltete, auf dafs mit dem Erlernen der einzelnen Wörter zugleich auch die syntactischen Regeln, die Construction der Adjectiva, Verba und dergl. mit eingelernt und eingeübt werde. Dem dritten, schon umfassenderen, aber in der Anordnung gleichen Abschnitt dient das Etymologische zur Grundlage, weshalb bei dem Verzeichnifs der Verba die rein alphabetische Ordnung verlassen und die etymologische, wo nach jedem Wortstamm die *Derivata* und *Composita* folgen, vorgezogen wurde, und dabei zugleich auch die Construction der einzelnen Verben sorgfältig angegeben ist. Auf die Quantität der einzelnen Sylben und Worte u. A. der Art ist überall sorgfältige Rücksicht genommen. Und so wird bei der einleuchtenden Zweckmäfsigkeit dieses Schulbuch mit Nutzen beim Erlernen der latein. Sprache gebraucht werden können, zumal da es so eingerichtet ist, dafs es sich zur Begleitung einer jeden Grammatik eignet.

Systematisches Verzeichnifs der Petrefakten-Sammlung des verstorbenen Wirklichen Geheimenraths Freiherrn von Schlotheim. Gotha 1832. 80 *S.* 8.

Dieses Verzeichnifs gewährt eine vollständige Uebersicht der von Schlotheim hinterlassenen Petrefakten-Sammlung in ihrer jetzigen Vollständigkeit. Es enthält die Namen, einige Synonyme, die Fundorte und die vorhandene Stückzahl. Bei solchen Gegenständen, welche der verdiente Petrefakten-Kundige schon i. J. 1820 bis 1822 besessen, findet man die Verweisungen auf sein Werk über „die Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte." Dieses Verzeichnifs wird insbesondere denjenigen nützlich seyn und zum Anhaltpunkt dienen können, welche etwa Lust tragen, die hinterlassene Sammlung an sich zu bringen. Wer sich dafür interessirt, hat sich wegen der Bedingnisse an Hrn. Möller, Sekretär der Herzoglichen Bibliothek in Gotha, zu wenden. — Die Becker'sche Buchhandlung beabsichtigt binnen einigen Monaten die in vier Werken zerstreuten „Abbildungen aus von Schlotheim's Petrefakten-Sammlung" mit 66 Kupfertafeln und einem, auch die neuern Synonyme enthaltenden Text auf 3—4 Bogen (um etwa 7 Thaler) herauszugeben.

H. G. Bronn.

Digitized by Google

Geschichte der Philosophie von Heinrich Ritter, aufserord. Prof. an d. Univ. zu Berlin. Zweiter Theil. Hamburg, bei Friedr. Perthes, 1830. XII und 494 Seiten. Dritter Theil. 1830. XIV und 719 S. 8.

Mit diesen beiden Bänden des trefflichen Werkes, über dessen Geist und Charakter im Allgemeinen wir den Lesern dieser Jahrbb. bereits vor drei Jahren ausführlich genug berichtet haben, um uns hier darauf zurückbeziehen zu können, schliefst sich die Darstellung der eigentlichen allseitigen Blüthe und selbstständigen lebenskräftigen Entwickelung der Philosophie in Griechenland. Unsere Leser erinnern sich, dafs Hr. R. im ersten Bande S. 175 fg. die ganze Geschichte der griechischen Philosophie in drei Zeiträume theilt, deren erster das erste Aufwachsen des griechischen Geistes, der zweite die vollkommenste Blüthe der philosophischen Systeme, der dritte den Verfall der griechischen umfafst, in dem ersten mehr eine Bildung der einzelnen Stämme Statt gefunden, in dem zweiten dagegen die griechische Bildung einen Mittelpunct gewann und als Einheit sich ausgebildet, in dem letzten endlich diesen Mittelpunct in Griechenland wieder verloren und in der weitern Ausbreitung ihre griechische Eigenthümlichkeit eingebüfst habe. Den ersten Zeitraum behandelte der erste Band; sein Ende war nicht schwer chronologisch zu bestimmen, und wenn sich gleich, wie wir bereits früher erinnert haben und bald noch einmal darauf zurückkommen werden, gegen die Stelle, die Hr. R. den Sophisten am Ende desselben angewiesen hat, rücksichtlich des wissenschaftlichen Charakters und Zusammenhanges derselben noch manche Bedenklichkeiten erheben lassen, so sind wir doch rücksichtlich der äufsern Bestimmung des Zeitabschnittes vollkommen mit dem Verf. einverstanden, der denselben nach der Mitte des fünften Jahrhunderts a. Chr. setzt, wo durch den Zusammenfluss aller Intelligenz von Osten

und Westen her Athen der Mittelpunct griechischer Cultur ward, und demzufolge die zweite Periode mit dem Namen der attischen Philosophie bezeichnet. Schwieriger ist die Bestimmung des Endpunctes dieser zweiten Periode; früher hatte sich Hr. R. mit der ungefähren Annahme 50 a. Chr. begnügt; jetzt geht er tiefer auf die Sache ein und stellt zwei hauptsächliche Kriterien des beginnenden Verfalls der Philosophie auf, die beide aus derselben Quelle, dem Mangel an erzeugender Kraft, entspringen: das unphilosophische Spiel mit den ererbten Gedanken und die todte Ueberlieferung derselben in gegebener Form oder die gelehrte Behandlung der Philosophie, bei welcher keine andere Selbstständigkeit als die des Eklekticismus möglich ist; und zweitens den Skepticismus, die Verzweiflung, welche aus der Unfähigkeit entstehe, die überkommenen philosophischen Lehren in sich zur lebendigen Anschauung zu bringen. Demnach führt er die Geschichte der Philosophie im dritten Bande bis auf Posidonius und die letzten Akademiker herunter; die Geschichte der Stoa zu Rom, der verschiedenen Versuche zur Wiederbelebung des Pythagoreismus und Platonismus, und der philosophischen Thätigkeit zu Alexandria nach ihren auf einander folgenden Erscheinungen werden dann wohl den Hauptgegenstand der Periode des Verfalles im vierten Bande ausmachen; denn die Successionen auf der Hochschule zu Athen gehören, wie Hr. R. selbst fühlt (S. 15.), mehr der Literatur- und Gelehrtengeschichte an, und auch der Skepticismus des zweiten Jahrhunderts p. Chr. scheint uns nur in sofern er direct und ausschliefslich eben gegen diese todte Schulweisheit gerichtet ist, für diese Periode charakteristisch, in eigentlich philosophischer Hinsicht dagegen keineswegs eine neue und eigenthümliche Erscheinung. Ueberhaupt begreift Ref. nicht recht, wie Hr. R. den eigentlichen Skepticismus, der der Philosophie feindselig sey, erst von der Mitte des letzten Jahrh. a. Chr. an datiren, und demzufolge ganz der dritten Periode zuweisen kann, da doch Aenesidemus, den er un-

streitig dabei im Sinne hat, so viel wir von demselben wissen, nicht minder als später Sextus Empirikus ausdrücklich betheuerte, dafs seine Lehre keine andere als Pyrrhon's sey, und selbst nach Hrn. R.'s eigner Zusammenstellung dessen, was wir von Pyrrhon und seinem nächsten Schüler Timon wissen (Bd. III, S. 416—444.), nicht der geringste wesentliche Unterschied hervortritt. Fast fürchten wir, dafs er auch hier wieder, wie früher, einem vorgesetzten Schematismus zu Liebe einen doppelten Skepticismus angenommen hat, um denselben wenigstens theilweise erst mit der Vermischung griechischer und orientalischer Philosophie, dem eigentlichen Anfange der dritten Periode, gleichzeitig setzen zu dürfen. Unserer Ansicht nach kann und mufs nach Photius die Auffrischung des Pyrrhonischen Systems durch Aenesidemus ganz einfach als ein Aufnehmen des Fadens betrachtet werden, den Antiochus, indem er die Akademie zum Stoicismus hinüberführte, fallen liefs, während Karneades früher den absoluten Skepticismus mit denselben Worten ausgesprochen hatte, worein jetzt die Skeptiker ihren Unterschied von den Akademikern setzten (*Cic. Academ.* II. 9. u. 34.); und die ganze Verschiedenheit jener von diesen besteht also eigentlich nur in der Verschmelzung des Kampfs gegen die Theorie des Erkenntnifsvermögens mit der sophistischen Dialektik, die Pyrrho als Erbstück der Abderiten und Megariker aufbewahrt hatte. Und ist nicht mit dem Augenblicke, wo die Philosophie sich auf die Untersuchung der Art und Weise des menschlichen Erkennens einläfst, schon die Frage nach der Möglichkeit desselben überhaupt und damit der Pyrrhonismus selbst gegeben, der ja eben gerade auf diesem fragenden Standpuncte zwischen der bejahenden und der verneinenden Antwort in der Mitte stehen bleibt? Weit entfernt, ein Zeichen des Verfalls der Philosophie als solcher zu seyn, ist der Skepticismus vielmehr überhaupt das erste Erzeugnifs des Uebergangs aus der Unmittelbarkeit des ununterschiedenen Bewufstseyns zu dem Standpuncte der Reflexion oder dem deutlich bewufsten Ge-

gensatze des Subjects mit dem Objecte, wie ihn Hr. R. selbst Bd. III, S. 443. ganz richtig als die Lage bezeichnet, „wo der Mensch, zwar überzeugt davon, dafs die Wahrheit nicht in der sinnlichen Erscheinung zu finden sey, doch in dem bisherigen Bildungsgange der Wissenschaft nicht mehr das Mittel finden könne, sich über das Sinnliche zu erheben, indem das menschliche Bewufstseyn zu sehr mit der Sinnlichkeit verflochten erscheine." Aber als solcher hat er seine wissenschaftliche Stelle bereits in den Sophisten, bei welchen die eleatische Dialektik, der ursprünglich die Form als alleiniger Inhalt selbst gegolten hatte, sobald sie (durch Zeno) als blofse Form auf einen ihr fremdartigen Inhalt angewendet wird, eben durch Zernichtung der objectiven Wahrheit dieses Inhaltes demselben eine vorher nie gekannte subjective Wahrheit giebt, und indem sie der Sinnlichkeit eine eben so positive Gültigkeit wie den Gesetzen des Verstandes einräumt, den Gegensatz aufstellt, dessen Ausgleichung die folgenden Systeme beschäftigt, der aber nie hätte ausgeglichen werden können, wenn er nicht zuerst wäre in extremer Schroffheit aufgestellt und fixirt worden. Das ist eben das grofse Verdienst der Sophisten, ihren Nachfolgern die Fragen gestellt zu haben, auf deren Beantwortung es denselben ankommen mufste; dafs sie selbst sie nicht beantworten konnten, war natürlich, da gerade der in der Regel am ersten nach dem Grunde einer Sache fragt, der ihn am wenigsten einsieht; eben darum aber hätte Ref. sie lieber an die Spitze dieser als an's Ende der vorhergehenden Periode gesetzt, um sie nicht als die Abendröthe einer untergehenden Wissenschaftlichkeit, sondern als das Morgenroth einer neu erwachenden Geistesrichtung zu bezeichnen. Wenn sich nun freilich trotz der Fortschritte der Philosophie diese Erscheinung immer wiederholt und in ununterbrochener Succession von den ersten Sophisten an stets mit der Weiterentwickelung der Philosophie parallel lauft, so rührt dies einfach daher, dafs sie ein nothwendiger Durchgangspunct, nicht blos für

Digitized by Google

den philosophischen Geist im Allgemeinen, sondern auch für jeden einzelnen Denker ist, und mancher daher in demselben stecken bleibt, und selbst mit fremder Handreichung nicht mehr die Kraft besitzt, sich über denselben zu erheben. Dagegen tritt mit derselben Nothwendigkeit später noch einmal eine zweite Art von Skepticismus ein; sobald nämlich im Innern der Wissenschaft selbst wieder der nämliche Gegensatz zwischen dem Subjecte und Objecte, d. h. hier zwischen dem erkennenden Vermögen und dem erkannten Inhalte zum Bewufstseyn gekommen, die Akatalepsie der neuern Akademie, hervorgerufen durch die Bestrebungen des Dogmatismus, eine Theorie des Erkenntnifsvermögens aufzustellen. Denn bei Plato und Aristoteles findet sich noch keine Spur von einer ähnlichen Theorie als solcher; beide betrachten das Erkennen nur ganz objectiv in der Reihe der übrigen Erscheinungen im Reiche der Natur und des Geistes, in sofern auch es durch die Consequenz des Systems an seiner Stelle bestätigt wird; während sich alle ihre philosophischen Beweise nur auf die objective Wahrheit des zu erkennenden Gegenstandes richten, von der ihnen die subjective der Erkenntnifs eine eben so wesentliche und ununterschiedene Folgerung zu seyn scheint, wie den ältern Philosophen die Denkformen von ihrem Inhalte. Mit dem Versuche dagegen, die Möglichkeit der Erkenntnifs, getrennt von ihrem Gegenstande, zu demonstriren, ihre Beschaffenheit abstract darzustellen, ist auch die Möglichkeit und Berichtigung eines Zweifels an derselben *eo ipso* gegeben, und nicht mit dem Skepticismus, sondern mit der ersten Aufstellung einer Theorie des Erkenntnifsvermögens möchte Ref. daher die dritte Periode der Geschichte der Philosophie beginnen. Dafs dies nicht ausbleiben konnte, nachdem Aristoteles den Menschen auf die historische Erfahrung seines Innern als Quelle des philosophischen Wissens angewiesen hatte, war natürlich; welcher wesentliche und generisch verschiedene Zusatz aber diese Kanonik oder Lehre von den Kriterien der Wahrheit zu den drei frü-

heren Haupttheilen der objectiven Philosophie gewesen sey, hat Hr. R. viel zu schwach und unklar hervorgehoben. „Wir finden," heifst es Bd. III. S. 520, „dafs die Stoiker, indem sie von der frühern Schätzung der Logik abgingen, einen Weg verfolgten, welcher durch den frühern Gang der Philosophie ihnen schon vorgezeichnet war. Denn allmählig hatte sich die Meinung verbreitet, dafs die Logik mehr ein Werkzeug der Philosophie als selbst Philosophie sey. Diese Meinung ist deutlich bei den Epikureern ausgesprochen; sie war aber auch der peripatetischen Schule nicht fremd, und wir müssen gestehn, dafs schon Aristoteles sie begünstigt hatte; denn indem er die gelehrte Erfahrung in die Philosophie einführte, bereitete er die Ansicht vor, als stamme der Inhalt der Wissenschaft aus der sinnlichen Empfindung, und die Logik verhelfe uns nur dazu, den gesammelten Stoff der Erfahrungen in eine wissenschaftliche Form zu bringen. In dieser Richtung finden wir auch die Stoiker, doch — sehen wir so viel deutlich aus den sehr auseinanderlaufenden Angaben über die stoische Eintheilung der Logik, dafs sie zu diesem Theile der Philosophie nicht nur die Untersuchung über die Begriffe, Urtheile und Schlüsse zogen, sondern auch in ihm von den Kennzeichen und dem Ursprunge der Wahrheit und von den Kategorien handelten." Nach diesem scheint Hr. R. die gröfste Veränderung in der stoischen Logik darein zu setzen, dafs sie gröfstentheils rein formal wird, und nun gerade in der Lehre von den Kriterien die Fortdauer ihrer früheren Geltung zu erblicken; aber ist es nicht gerade umgekehrt? Räumt er nicht selbst ein, dafs jener formale Charakter schon in der aristotelischen Lehre begründet sey, und war es nun nicht gerade eine nothwendige Folge dieser Heruntersetzung der logischen Formen von ihrer früheren metaphysischen Bedeutung, dafs die folgenden Philosophen sich nach einem anderweitigen Ersatze für das, was jene früher geleistet, umsehn mufsten? Plato hatte in den logischen Formen den realen Grund der Wahrheit selbst gesehn,

Digitized by Google

Aristoteles selbst noch wenigstens durch das durchgängige Walten der Form in aller Erscheinung seine philosophischen Ansprüche an diese vollkommen befriedigt gefunden, kein Wunder also, wenn bei beiden noch die Lehre von den Kriterien der Wahrheit zur Logik gehört, deren Formen ja eben selbst die Stelle jener vertreten; nachdem aber einmal die Erscheinung als solche unabhängig von der Form und diese ihr blos äufserlich erkannt worden war, konnte jene nicht mehr als auf dieser allein beruhend betrachtet, es mufste aufser der Logik eine neue Wissenschaft, eine Theorie der empirischen Wahrheit geschaffen werden, die an sich gar nichts mit jener zu thun hatte. Daher konnten die Epikureer, während sie die Dialektik verwarfen, die Kanonik aufstellen, und wenn auch die Stoiker, wie Hr. R. S. 525. richtig schliefst, die Lehre vom Kriterion der Wahrheit noch von der Dialektik sonderten, so liegt darin keineswegs das Auffallende, was er darin zu finden scheint; nur weil man einmal die Trichotomie der Philosophie in Logik, Physik und Ethik angenommen hatte, brachte man sie auch in einer der drei Abtheilungen unter, ohne dafs sie darum aufhören dürfte, als eine der charakteristischsten Neuerungen in der Geschichte der Philosophie betrachtet zu werden.

Eben so wenig aber wie der Skepticismus, scheint uns der Uebergang in todte Ueberlieferung charakteristisch für das Ende einer Periode in der Geschichte der Philosophie. Denn abgesehn davon, dafs derselbe an keine bestimmte Zeit gebunden ist, so ist er ja nur das nothwendige Ergebnifs des Dogmatismus selbst, das nicht ausbleiben konnte, sobald die Philosophie den Weg eingeschlagen hatte, statt die Principien zu beweisen und jeden einzelnen auf die ewig neue Herausentwickelung der Weisheit aus diesen anzuweisen, die Principien als Axiome aufzustellen und dann ihr System aus den Folgen derselben bis in's Einzelste auszubauen. Freilich ist auch jede neue Richtung in der Philosophie nur eine nothwendige Folge der vorhergehenden; aber einen grofsen

Unterschied macht es doch, ob sie durch mechanische und geistlose Fortpflanzung die Mängel und Blöfsen derselben nur noch deutlicher hervortreten läfst oder durch erneuerte Geistesanstrengung diese zu heben und auszufüllen bemüht ist, und in sofern daher, wie wir schon in der Anzeige des ersten Bandes bemerkt zu haben uns erinnern, der Hauptmangel der Philosophien des Alterthums immer in der Ununterschiedenheit und Einseitigkeit liegt, die aus dem mangelnden Bewufstseyn der grofsen Gegensätze von Form und Inhalt, Subject und Object entsteht, so möchten die besten Anfänge neuer Perioden da zu machen seyn, wo wieder einmal ein solcher Gegensatz zuerst klar und scharf vor die Seele springt, folglich nach unsern obigen Andeutungen mit den Sophisten und mit den Nachfolgern des Aristoteles. Will man mit Hrn. R. Skepticismus und todte Ueberlieferung als Kriterien einer neuen Epoche betrachten, so kann man den Dogmatismus nicht ausschliefsen, mit dem der erstere Hand in Hand geht, die letztere unausbleiblich verbunden ist; und so führt uns seine eigene Ansicht, consequent durchgeführt, selbst darauf, die zweite Periode vielmehr bereits mit Aristoteles zu schliefsen und aus Stoikern, Epikureern und Akademikern eine neue dritte zu begründen. In den Erscheinungen dagegen, die er seiner dritten Periode zuweist und diese als die Zeit des Verfalles bezeichnet, scheint er uns denselben Fehler begangen zu haben, den wir schon früher an seiner Stellung der Sophisten rügten: nämlich in der Uebergangsperiode immer nur die Verwesung der vorhergehenden und nicht auch zugleich den Keim der Auferstehung der folgenden, nur die Nacht nach dem gesunkenen Tage, und nicht auch die frische Lebenskraft zu erblicken, mit der sie die Thätigkeit des folgenden vorbereitet. Hätte er nur eine Geschichte der griechischen Philosophie als solcher zu schreiben, so wollten wir nichts dagegen einwenden; da er aber eine Geschichte der gesammten philosophischen Entwickelung des Menschengeschlechts ankündigt, so durfte er wohl nicht

Digitized by Google

übersehn, wie sich in allen jenen philosophischen Bestrebungen der nach-augusteischen Zeit neue Bedürfnisse kund geben, auf welche die ältere Philosophie noch nicht Rücksicht nehmen konnte, weil sie noch nicht durch die Zeitumstände in ihr angeregt waren, zu deren Befriedigung aber gleichwohl die griechische und römische Welt nichts als jene ältere Philosophie hatte. Daher so oft in der Anwendung derselben das klägliche Bild krampfhafter Selbstpeinigung, um gegen die Stürme von Aufsen und Innen ihre Blöfse mit einem Mantel zu bedecken, der doch dazu bald hier bald dort nicht ausreichte; daher jene Menge von Ideen, die eigentlich erst in dem Christenthume ihre Stelle als System finden und mithin zeigen, wie dieses allein geeignet war, dem geistigen Bedürfnisse der Zeit seine wahre Befriedigung zu gewähren! Wir wissen nicht, in wie fern Hr. R. die christliche Lehre, wie sie sich durch die Kirchenväter zu einem dogmatischen Systeme ausbildete, in seine Darstellung aufzunehmen gesonnen ist; dafs sie aber wesentlich dahin gehört, scheint uns unbestreitbar, und es wäre eine sehr interessante und unsers Wissens noch von Niemanden versuchte Aufgabe, zugleich ein wichtiger Beitrag zur Apologetik des Christenthums, dasselbe in ausführlicher Entwickelung unter dem philosophisch-historischen Standpuncte, also in so fern darzustellen, als es nicht blos eine göttliche Veranstaltung zur Befriedigung der Bedürfnisse des Gemüths und Herzens ist, die ewig dieselben bleiben und sich bei jedem Individuum nur wiederholen, sondern auch zur Zeit seiner Entstehung mit den Bedürfnissen des denkenden Geistes coincidirte und ein nothwendiger Moment in der geistigen Entwickelung der Menschheit war, die, wie die Geschichte der Philosophie lehrt, ohne es entweder der Verzweiflung oder der Schwärmerei anheimgefallen seyn würde. Der Geschichte der alten Philosophie scheint uns daher eben jene Periode, die Hrn. R. die dritte derselben ist, nur noch historisch und äufserlich anzugehören; ihrem tiefern philosophischen Gehalte nach blickt

sie bereits wie ein Janus mit dem jugendlichen Gesichte nach der Zukunft hin, obschon der Zusammenhang, in welchem sie noch mit dem greisen alten steht, sie hindert, derselben zuzueilen. Auf allen Fall hätte Hr. R. seiner eigenen Betrachtungsweise nach so verfahren müssen, wie er es im ersten Bande gemacht hat: sie als vierte den drei andern anhängen, die wir jetzt durch die Spaltung seiner zweiten in zwei gewinnen, und die sich bei weitem richtiger, als er es dort mit den drei Hauptschulen der ersten Periode gethan hat, in die drei Hauptrichtungen, Physik, Dialektik und Ethik zerfällen lassen. Denn wenn Hr. R. vollkommen richtig eingesehn hat, dafs der Hauptcharakter der zweiten oder sokratischen Periode die Dialektik ist (Bd. II, S. 10.), wovon gleich nachher mehr, so konnte es ihm eben so wenig entgehen, dafs dieser bei Epikur, der Stoa und Akademie in den Hintergrund tritt und, wie er in der oben mitgetheilten Stelle richtig bemerkt, mehr oder minder nur als Werkzeug der eigentlichen Philosophie betrachtet wird.

Desto mehr aber haben wir uns gewundert, wie er sich ebendaselbst verleiten lassen konnte, in der stoischen Philosophie die Physik als über der Ethik stehend zu betrachten. Die äufsern Gründe dafür sind sehr ungenügend: allerdings ordneten einige Stoiker nach *S. Empir.* VII. 23. jene drei Theile in aufsteigender Linie so: Logik, Ethik, Physik; weil die letzte „θειοτέρα τε ἐστὶ καὶ βαθυτέρας δεῖται τῆς ἐπιστάσεως": aber von den Gründern des Systems, Zeno und Chrysippus, sagt doch Diogen. L. VII. 40. ausdrücklich, dafs sie die Ethik zuletzt gestellt hätten, und Hr. R. selbst hat S. 528. sehr richtig den Unterschied zwischen streng systematischer Darstellung der Philosophie selbst und zwischen der Ordnung des Unterrichts eingesehen, für welchen ja selbst der strengste Systematiker, Hegel, in der Phänomenologie des Geistes eine Anticipation erlaubt hat, und dessen Erleichterung bei einer Philosophie, die einerseits so deutlich praktische Zwecke für das gröfsere

Publicum ankündigte, andrerseits ihre in dogmatische Form gekleideten Lehren einer organischen Entwickelung minder bedürftig gemacht hatte, eben so möglich als nothwendig war. Wenn aber Hr. R. rücksichtlich der Gleichnisse, durch welche die Stoiker das Verhältnifs der drei genannten Zweige deutlich zu machen suchten, die Auctorität des Diogenes der des S. Empirikus (VII. 17.) vorzieht, so gestehen wir offen, dafs wir einem wissenschaftlich gebildeten Denker unbedingt den Vorzug vor einem geistlosen Compilator geben; zu geschweigen dafs, wenn die Ethik dem Weifsen und nicht dem Gelben im Ei, dem Fleische und nicht der Seele im Körper entsprechen sollte, sie in dem Bilde des Baumgartens auch nicht die Stelle der Frucht, die ihr doch Diogen. L. gleichfalls giebt, sondern die des Bodens hätte einnehmen müssen. Selbst Werner *(de Senecae philosophia*, Breslau 1825.), der gleichfalls die Physik als das höchste im stoischen System betrachtet, giebt Sextus den Vorzug vor Diogenes, aber den Ausweg, den dieser zur Vereinbarung desselben einschlägt (S. 51.), dafs jene Vergleichungen nur die Beschaffenheit, nicht den Rang der einzelnen Disciplinen bezeichnen sollen, können wir keineswegs billigen, da ihr Rang ja eben auf dem Verhältnisse ihrer Beschaffenheit beruht. Völlig aber sprechen dagegen die innern Gründe, die aus dem Zusammenhange der Philosophie sowohl mit der innern Gestaltung der Wissenschaft, als mit der äufsern des Lebens folgen. Nach der geistreichen Entwickelung der äufsern Bedingungen, die die Zeitverhältnisse nach Aristoteles der Philosophie auflegten, Bd. III, S. 418 fg., wird uns Hr. R. selbst einräumen, dafs in dieser Zeit, nachdem durch den Umsturz des ganzen politischen Lebens alle Schranken des Rechts und der Sitte, die bis dahin die Handlungen der Menschen hatten bestimmen können, gefallen waren, die Philosophie ihr Hauptaugenmerk auf den Ersatz dieses Mangels richten mufste, um Interesse und Nützlichkeit zu gewinnen; und wenn nicht nur die epikureische Philosophie, sondern selbst der akademische

Digitized by Google

und Pyrrhonische Skepticismus dies als letztes Ziel aufstellte, konnte der Stoicismus zurückbleiben, und kann er zurückgeblieben seyn, da er die tiefsten Wurzeln schlug und sich der weitesten Verbreitung erfreute? So lange der gebahnte Weg und das Gängelband angestammter Namen und Sitten und der geregelte Gang der Aufsenwelt den Menschen auch mit himmelwärts gerichtetem Blicke sicher vor Falle gehen liefs, konnte sein Geist sich rein und ganz der Betrachtung der Natur widmen; nach dem Untergange alles dessen, worauf er früher als auf ein Höheres angewiesen worden war, stand er auf sich beschränkt als der Mittelpunkt seines eigenen Lebens da, und was sich auf ihn bezog, mufste ihm das wichtigste seyn. Wenn sich Hr. R. darauf beruft, dafs das ganze Alterthum das Göttliche über das Menschliche gesetzt habe, so geht dies nur auf den Rang, den ja auch Epikur seinen Göttern liefs, nicht auf die Wichtigkeit, die den Stoikern selbst nicht als so grofs erscheinen konnte, wenn sie gerade die Physik nicht für Jedermann nöthig hielten; und eben die Abhängigkeit des Menschlichen vom Göttlichen nach stoischer Ansicht zeigt nur, warum man jenes kennen lernen mufste, um dieses darnach zu bestimmen; um so mehr, wenn man bedenkt, wie den Stoikern das Göttliche so ganz in der Naturkraft beruht, über welche sich der Mensch doch am Ende nur erheben und geistig frei machen soll. Mag daher auch Physik und Logik von ihnen vielfach eigenthümlich fortgebildet worden seyn, immer bleibt ihr charakteristisch unterscheidendes Fach die Ethik, die von ihnen zuerst ihre eigentliche wissenschaftliche Ausführung *ex professo* erhalten hat. Die unmittelbar sokratische Schule behandelte die Ethik, wie Hr. R. treffend eingesehen hat, doch nur als Corollar der eigentlichen Wissenschaftslehre, nachdem der Streit über dialektische Fragen den Krieg unvermerkt auf dieses Nachbargebiet hinübergespielt hatte, gerade wie die Eleaten aus der Physik unvermerkt auf die Dialektik gekommen waren; daher finden sich dort wohl

die Fragen und die allgemeinen Gesichtspunkte für diesen Theil der Philosophie, und Ziel und Zweck desselben aufgestellt; aber die Antworten darauf sind lediglich formal und enthalten erst in dieser nacharistotelischen Periode inhaltsvolle und auch für den verständliche Beantwortung, der nicht Selbstständigkeit genug besitzt, um eine gegebene Form mit eignem Inhalte ausfüllen, einen gewiesenen Weg ohne fernere Führung gehen zu können.

Gleichwohl wollen wir gegen die Bezeichnung der Stoiker als sokratischer Schule nichts einwenden, mit der sie durch das Mittelglied der Antisthenischen Lehre eben so innig zusammenhängen, wie Plato durch die Megariker mit den Eleaten; nur hätte Hr. R. dann nicht so ungerecht seyn sollen, Epikur von dieser Bezeichnung auszuschliefsen, und wie ein Anomalon nur episodisch zu behandeln. „Was die eine Schule betrifft," sagt er Bd. II, S. 7, „welche sich nicht nach dem Sokrates nannte, und in welcher auch das Sokratische Princip nicht lebte, nämlich die Epikurische, so wird sich von dieser zeigen lassen, dafs sie in einer Ausartung der Gesinnung beruhete, welche das philosophische Streben zu tödten geeignet war, indem sie nur so viel von philosophischen Elementen aufnahm, als schon aus der vorsokratischen Entwickelung entnommen werden konnte, also eigentlich auf einen Rückschritt der wissenschaftlichen Entwickelung hinarbeitete; daher kann die Geschichte dieser Schule füglich als eine Episode betrachtet werden, welche über den Charakter dieser Periode nichts entscheidet." Er theilt daher so ab, dafs er im zehnten Buche Skeptiker und Epikureer verbindet, im eilften aber die Stoiker sammt den Ausartungen der ältern Schulen, wie er es nennt, der neuern Akademie und den letzten Peripatetikern zusammenfafst, welche letztere Verschmelzung wir nach dem, was wir oben über die charakteristische Wichtigkeit des Streits über die Theorie des Erkenntnifsvermögens gesagt haben, begreiflicherweise gleichfalls nicht billigen können. Was

aber Epikur betrifft, so ist es wahr, dafs das Alterthum ihn an Demokrit und dessen Nachfolger anknüpfte; aber wie Hr. R. einst mit Recht Heraklit aus seinem Exile zurückberufen und ihm seine rechte Stelle unter den ionischen Philosophen angewiesen hat, so hätte er auch in diesem Puncte die Auctorität des Diogenes Laertius hintansetzen und dem Gargettier seinen gebührenden Platz in der attischen Philosophie anweisen sollen. Zwar wollen wir ihm wegen dieser Ungerechtigkeit nicht zürnen, indem sie aus demselben edlen Unwillen über den afterphilosophischen und verderblichen Gehalt jenes Systems entsprungen ist, der ihn auch gegen Demokrit ungerecht gemacht hat; aber der Geschichtschreiber, *cui nec amore quisquam et sine odio dicendus est*, mufste unsers Bedünkens zwischen Charakter und Werth eines Systems wohl unterscheiden. Jenen giebt ihm seine Tendenz, diesen die Art und Weise, wie jene Tendenz erreicht worden ist; die Mängel des letztern Puncts bei Epikur hat Hr. R. in Form und Inhalt vortrefflich aufgedeckt, darüber aber ganz übersehn, dafs Epikur nur auf verschiedenem Wege das nämliche wie die Stoiker bezweckte, und daher seinem Charakter nach im Verhältnifs zu seiner Zeit geschichtlich betrachtet, ganz auf gleicher Linie mit ihnen steht. Glückseligkeit ist das gemeinschaftliche Ziel aller Ethik, das ja selbst Akademiker und Skeptiker trotz des rein theoretischen Anscheines ihrer Lehren als letzten Zweck zu verfolgen erklärten; und selbst in der formalen Bestimmung dieses Begriffs laufen die verschiedenen Systeme ziemlich auf Eins hinaus: denn was das Eine Apathie, das Andere Ataraxie, das Dritte Euthymie nennt, was ist es anders, als immer das nämliche Bestreben, den Menschen, der frei von aller äufsern Bestimmung und Leitung sich jetzt ganz auf sich angewiesen sah, nun auch auf der andern Seite in den Stand zu setzen, von allen zufälligen äussern Eindrücken unabhängig sich selbst consequent nach seinen Zwecken zu bestimmen? Dafs er dies könne und dürfe, lag schon in der Sokratischen Lehre enthalten,

Digitized by Google

dafs die Vorsehung den Menschen zur Glückseligkeit bestimmt und zu diesem Ende nicht nur ihn selbst, sondern auch die ganze sichtbare Natur so eingerichtet habe, dafs man nur sie zu beobachten, ihr zu folgen brauche, um den Weg zu seiner Bestimmung sicher zu finden. Naturgemäfs leben war also der Weg, in welchem die Stoa und Epikur (vergl. Athen. VII, 11. p. 280.) eben so wohl als bereits die beiden entgegengesetzten Richtungen der unmittelbaren Sokratiker, Aristippus und Antisthenes, übereinstimmen; und da Hr. R. so schön die Aehnlichkeit dieser beiden eingesehen hat (Bd. II, S. 121.), so können wir das ungleiche Verhältnifs, worein er jene zu einander setzt, nur aus der Gleichgültigkeit erklären, mit der er sich beiläufig (Bd. III, S. 453.) über den Zusammenhang Epikur's mit Aristipp äufsert. Uns scheint dieser eben so wesentlich wie der der Stoiker mit Antisthenes; die Richtungen beider Schulen waren so nothwendige Ausflüsse des ursprünglichen Princips, dafs sie, so lange dies Princip selbst galt, auch in der folgenden Philosophie nicht verschwinden konnten; nur mit den Modificationen, die die Fortschritte der philosophischen Einsicht überhaupt mit sich brachten. Durch Plato und Aristoteles war das Verhältnifs der Seele zum Körper zuerst wissenschaftlich begründet und das Uebergewicht der erstern nachgewiesen worden; was also früher in grob physischem und materiellem Sinne aufgefafst worden war, mufste jetzt auf das Leben der Seele übergetragen werden, und auf ähnliche Weise, wie die Unabhängigkeit des Cynismus bei den Stoikern, findet sich daher die Genufssucht der Cyrenaiker bei Epikur vergeistigt. Dies kann Hr. R. S. 455. selbst nicht läugnen, wenn er auch bei dem geringen Gewicht, das er darauf legt, einen Hauptgrund übersehn hat, warum Epikur die Lust der Seele über die körperliche gesetzt haben mag, weil nämlich jene bei weitem mehr als diese in unserer Gewalt steht, ἐφ' ἡμῖν ἐστι, um mit den Stoikern zu reden; wenn spätere Epikureer praktisch zum grobsinnlichen Cyrenaismus zurückkehren, so schadet

das dem Geiste der Lehre eben so wenig, als die Auswüchse der Stoa, die sich ja auch von den Cynikern bisweilen nur durch das eine Hemd unterschied, das ihre Bekenner mehr trugen (Juvenal. XIII. 122.). Der ganze Unterschied zwischen der stoischen und epikureischen Moral beruht daher auf der Vieldeutigkeit des Wortes Natur, auf der verschiedenen Auslegung, die beide dem κατὰ φύσιν ζῆν gaben; indem die Epikureer die Natur, der der Mensch gemäfs leben sollte, in der ganzen concreten Mannichfaltigkeit nahmen, in welcher sie im Individuum erscheint, die Stoiker dagegen in der abstracten Allgemeinheit, wie sie in allen Menschen die nämliche ist, also frei von allen den Eigenthümlichkeiten besonderer Wünsche und Begierden, in welchen der Epikureer, der sowohl jede Individualität in ihrer Zusammensetzung als auch jeden einzelnen Eindruck als solchen nur als Werk des Zufalls betrachten konnte, gerade die einzig denkbare Naturbestimmung erblickte. In sofern Hr. R. (Bd. III, S. 493.) Epikur's System die Consequenz im Ganzen abspricht und seine Kanonik und Physik als mangelhaft und widersprechend bezeichnet, können wir ihm historisch betrachtet nicht beistimmen; uns dünkt, dafs Epikur den praktischen Theil seiner Lehre unmöglich hätte gegen die theoretischen Prämissen der Wissenschaft seiner Zeit vertheidigen können, wenn er nicht auch diesen entsprechende andere entgegengesetzt hätte; und die Widersprüche, die wir daran entdecken, liegen nur für uns in der Unhaltbarkeit des Ganzen, nicht in dem Mifsverhältnifs der einzelnen Theile begründet. Dies trifft aber jedes untergegangene System auf gleiche Weise und den Stoicismus nicht minder als den Epikureismus, über dessen Widersprüche wir auf Plutarch zu verweisen uns begnügen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ritter, Geschichte der Philosophie. 2r u. 3r Theil.

(Fortsetzung.)

Auch dafs Epikur sein System an das demokritische anlehnte, kann ihn unsers Bedünkens von der Ehre eines eigenthümlichen Platzes in der Geschichte der Philosophie nicht ausschliefsen, sobald man nur festhält, dafs in dieser Periode die Ethik entscheidend für den philosophischen Charakter eines Systems ist; es bleibt immer ein sehr grofser Unterschied, ob eine ethische Ansicht als Folgerung eines naturphilosophischen Systems ausgesprochen wird, oder eine eigenthümliche Moraltheorie sich zu ihrer Begründung auf eine verwandte Ansicht der Physik stützt und bezieht; zudem stehn ja auch die Stoiker in einem ähnlichen Verhältnisse zu Heraklit, und auf allen Fall kann gegen Aristoteles Physik ihr Materialismus auch nur als ein Rückschritt betrachtet werden, obschon er allerdings seiner realen Grundlagen wegen die Wissenschaft zu ganz andern Resultaten als Epikur's gespenstige Atomistik geführt hat. Der Stoicismus hat, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, Einen wahren Factor und steht in sofern dem Epikureismus entgegen, dessen beide Factoren falsch sind; daher kommt es, dafs er uns mehr anspricht und uns näher steht, weil er auf einer höhern Achtung für ethische Reinheit und scientifische Gewifsheit beruht, auch manchen Satz aufstellt, dessen Inhalt wir anerkennen, wenn wir ihn gleich aus andern Prämissen herleiten; indem er aber den andern falschen Factor mit dem Epikureismus theilt, steht er doch wieder auf gleicher Stufe mit diesem und kann, historisch betrachtet, in seiner abstracten Durchführung als System doch nur als das andere Extrem desselben gewürdigt werden. Um also das Ergebnifs dieser ganzen gegen Hrn. R.'s Anordnung gerichteten

Auseinandersetzung zusammenzufassen, so würden wir nach Aristoteles eine neue Periode begonnen und derselben zwei charakteristische Merkmale: die vorherrschende Richtung zur Ethik und die neue Untersuchung über Grund und Möglichkeit der wissenschaftlichen Erkenntnifs gegeben haben; woraus dann die Eintheilung von selbst durch die beiden Gegensätze, erstens des Dogmatismus und Skepticismus, und dann innerhalb des erstern wieder des Stoicismus und Epikureismus nebst der Mittelstrafse beider, der peripatetischen Ethik, gefolgt seyn würde; der Pyrrhonismus konnte der Darstellung der neuern Akademie als Einleitung vorausgeschickt, oder auch der vorhergehenden Periode als Anhang beigefügt werden, in sofern Hr. R. die nähere Entwickelung desselben auf Aenesidemus vorbehielt.

Gehen wir nun zur nähern Beleuchtung des Inhalts selbst und zunächst also zur Betrachtung der im zweiten Bande enthaltenen Darstellung der Sokratischen Lehre und der aus ihr unmittelbar entsprungenen Lehre über, so heben wir hier vor Allem wiederholt und rühmend hervor, wie Hr. R. den dialektischen Charakter dieser ganzen Schule als oberste Rücksicht und Hauptverdienst derselben um den Entwickelungsgang der Philosophie, als das eigentlich belebende Element ihrer wissenschaftlichen Forschung darstellt. „Es war die Zeit gekommen," sagt er S. 10, „wo Ethisches und Physisches, Natur und sittliches Gesetz sich von einander scheiden mufsten — allein dies war nicht genug, um dem philosophischen Streben nach Einheit der Wissenschaft zu genügen — wenn sich nicht eine höhere wissenschaftliche Denkweise erzeugt hätte — die in den logischen oder dialektischen Untersuchungen wurzeln mufste, um aus der Idee des wissenschaftlichen Denkens heraus einzusehen, wie das Natürliche und das Vernünftige in der Erkenntnifs zu umfassen gleich nothwendig sey zur Erfüllung der Wissenschaft" — und erklärt diesem gemäfs (S. 49.) das anscheinende Vorherrschen der

Digitized by Google

ethischen Richtung bei Sokrates nur daraus, „dafs die ethischen Ueberzeugungen ihm als Anknüpfungspuncte für sein Bestreben dienten, die Wissenschaft gegen sophistische Anfeindungen sicher zu stellen und an den Ueberzeugungen, welche am allgemeinsten mit dem Leben verflochten sind, die Nothwendigkeit der Wissenschaft darzuthun." Hr. R. erwirbt sich damit das grofse Verdienst, die Ergebnisse der neuern Forschungen über den wissenschaftlichen Charakter der Sokratischen Philosophie organisch in die Geschichte der Wissenschaft zu verleiben; was Schleiermacher in der Abh. der Berl. Philos. Cl. 1814, und Brandis im Rhein. Mus. I. S. 130 fg. in eigenen Aufsätzen entwickelt haben, tritt uns hier im Zusammenhang mit der Hrn. R. eigenthümlichen Wärme und Klarheit verarbeitet entgegen; doch scheinen uns allerdings, wenn wir die Wahrheit gestehen sollen, weder jene beiden Denker diesen Gesichtspunct, eben weil sie ihn aus dem Zusammenhange rissen, von seiner richtigen Seite aufgefafst, noch Hr. R. die hinreichende dialektische Schärfe aufgewandt zu haben, um denselben in seiner wahren Eigenthümlichkeit zu erschöpfen. Dafs Sokrates hauptsächliches Verdienst darin bestand, das von den Sophisten geleugnete Wissen wieder in seine Rechte eingesetzt und zum Mittelpuncte der Philosophie gemacht zu haben, ist gewifs; die Art und Weise aber, wie Sokrates dieses Wissen fafste, und der eigenthümliche Charakter, den es eben durch jene Opposition gegen die sophistische Dialektik annahm, konnte nur aus einer höhern wissenschaftlichen Würdigung der Sophistik selbst geschöpft werden, als wir sie bei Hrn. R. finden. Die Oberflächlichkeit und Ungerechtigkeit, die wir schon bei der Anzeige des ersten Bandes an seiner Darstellung der Sophisten rügen mufsten, tritt hier in ihren nachtheiligen Folgen deutlich hervor, und wir zweifeln nicht, dafs Sokrates und seiner Schüler dialektischer Charakter nur dann hätte richtig begriffen werden können, wenn Hr. R. die Sophisten, statt als einen Auswuchs und ein Anhängsel an das Ende des ersten, als Bahnbrecher und

Vorläufer an den Anfang der zweiten Periode gestellt hätte. Trennung der Form und des Inhalts im Gegensatze mit der Ununterschiedenheit der vorhergehenden Periode und allmählige Feststellung des rechten Verhältnisses beider gegen einander, dies scheint uns in dialektischer Hinsicht das charakteristische Merkmal dieser Periode, die wir freilich, wie bereits bemerkt, schon mit Aristoteles beschliefsen; und dafs diese Trennung bereits bei den Sophisten Statt fand, zeigt eben ihre Läugnung alles wahren Inhaltes, während sie doch die dialektische Form, durch welche sie diese Behauptung unterstützten, für richtig halten mufsten. Den Inhalt zu retten, stellt dann Sokrates eine neue Form, eine eigenthümliche Dialektik der Eleatischen gegenüber auf; da aber diese letztere damit noch keineswegs in ihren speculativen Grundlagen erschüttert ist, so sehen wir dann die Bemühungen seiner unmittelbaren Schüler darauf gerichtet, beide irgendwie zu versöhnen, bis endlich in Aristoteles die Sokratische Logik sich zu einem so wissenschaftlichen und allseitig genügenden Lehrgebäude ausbildet, dafs die Eleatische, die wir bereits in Plato's Parmenides mit ihren eigenen Waffen überwunden und über sich selbst hinausgehn sehen, völlig verschwindet und Form und Inhalt trotz ihrer Scheidung *in abstracto* sich in der Entelechie zu concreter Wirklichkeit verbinden. Diesen Entwickelungsgang weiter im Einzelnen nachzuweisen, müssen wir einem andern Orte vorbehalten; hier beschränken wir uns nur darauf, zu erinnern, wie doch eigentlich alle Fehlschlüsse und Irrthümer der Sophisten nicht aus Frivolität und muthwilligem Mifsbrauche der Eleatischen Dialektik, sondern aus dem dieser eigenthümlichen Mangel an Bewufstseyn des Unterschieds der mannichfachen logischen Formen der Prädicabilien, Kategorien u. s. w., aus der Verwechselung des Seyns mit dem Wesen, der analytischen und synthetischen Urtheile, und der mathematischen und logischen Schlufsformen entsprangen, und es daher vor Allem die Aufgabe des Geschichtschreibers der Philosophie

war, mit stetem Hinblicke auf die ewigen Gesetze des logischen Denkens, deren Macht sich auch in ihrer Verunstaltung nie verläugnet, zu zeigen, wie sich durch den Lebensfunken, den Sokrates wieder in der Philosophie entzündete, der Begriff aus dieser Verpuppung oder diesem Knäuel des Winterschlafes allmählig zu der organischen Gliederung aller seiner realen Beziehungen entwickelte, in welcher die Wirklichkeit der Denkformen commensurabel und der denkende Geist mit dem bunten Spiele der Aufsenwelt versöhnt wird. Dafs Sokrates als der Ausgangspunct dieser Entwickelung zu betrachten ist, finden wir allerdings Bd. II, S. 58. anerkannt, und auch die besonderen Verdienste desselben, auf welche Aristoteles in dieser Rücksicht aufmerksam macht, dafs ihm zuerst die Logik die allgemeinen Begriffsbestimmungen und die Schlüsse durch Induction zu verdanken habe, nicht übergangen; wenn sich aber Hr. R. begnügt, den Charakter dieser Verdienste darein zu setzen, dafs Sokrates Begründer der wissenschaftlichen Methode geworden sey, so trennt er hier Form und Gegenstand der Wissenschaft auf eine Art, die in einer Zeit, wo die falsche Bestimmung des Gegenstands einzig aus der Mangelhaftigkeit der Methode entsprungen war, ganz unzulässig scheint. Hätte Hr. R. den unmittelbaren Zeugen für die Lehren des Sokrates, Xenophon, nicht nach Brandis und Schleiermachers Vorgang so ungebührlich hintangesetzt, so würde er dort an mehren Stellen, wie z. B. III. 8. 4—7. und insbesondere IV. 6. 9. noch eine andere logische Kategorie gefunden haben, deren er erst bei Plato S. 325. gedenkt und auch Bd. III. S. 84. diesem allein zuschreibt, von der aber unsers Erachtens die ganze Betrachtung der Sokratischen Dialektik ausgehen mufste, das πρός τι oder die Relativität, deren Vernachlässigung vorzüglich den Wahn der Sophisten hervorgebracht hatte, dafs die Veränderung des Attributs auch das Wesen des Gegenstands selbst verändere und eine jede Verschiedenheit der Attribute bei demselben Subjecte eine *Contradictio in adjecto* enthalte.

Soviel scheint gewifs, dafs Sokrates nur durch sie auf jene Ablösung der abstracten Begriffe gelangt war, die Aristoteles als seine Entdeckung rühmt; weshalb er sich auch mit seinen Definitionen fast nur auf solche Begriffe beschränkt, die wirklich oder anscheinend unter jene Kategorie fallen; Realdefinitionen, die das substantielle Wesen eines Gegenstands erschöpften, finden wir bei ihm nicht. Am deutlichsten tritt dies bei dem Begriffe der Glückseligkeit hervor, den er (Memor. IV, 2. 33.), obschon das höchste Ziel seiner ganzen Lehre, eben um der durchgängigen Relativität und Unsicherheit aller Bestimmungen willen näher zu bestimmen für unmöglich erklärt; eine Unbestimmtheit, die, weit entfernt, zu einer charakteristischen Einsicht in seine Lehre untauglich zu seyn, wie Hr. R. S. 68. meint, dieselbe gerade ihrem tiefsten Sinne nach charakterisirt. Denn so sind alle seine Begriffsbestimmungen rein formal und sagen eigentlich mehr ein nothwendiges Requisit als das Wesen der Sache aus, was auch Aristoteles zu meinen scheint, wenn er ihm nur die Erfindung der Inductionsschlüsse, nicht der eigentlichen Syllogismen zuschreibt; machen nun aber diese Formalbegriffe den einzigen Gegenstand menschlicher Wissenschaft aus, während das Wissen des Wesens der Dinge allein der Gottheit zukommt, so erklärt sich daraus ganz einfach der anscheinende Widerspruch, den sich freilich weder Hr. Brandis noch Hr. R. auf ihrem Wege genügend zu lösen vermochten, wie Sokrates das Wissen zum Mafsstabe alles menschlichen Handelns und zum Grundprincipe der Philosophie machen, und doch auf der andern Seite den Menschen für den Weisesten erklären konnte, der sich bewufst sey, nichts zu wissen. Herrn R.'s Auslegung des letztern Paradoxons, dafs damit das Bewufstseyn von dem, was Wissen ist und was nicht, gemeint sey (S. 53.), wird wohl nicht leicht genügen; wenigstens hätte es bestimmter so ausgedrückt werden müssen, die höchste Weisheit bestehe darin, zu wissen, dafs der Mensch nur so viel wissen könne, als die Gottheit ihm zu seinem eignen

Besten zu wissen gestatte, dafs der eigentliche und höchste Inhalt der Wissenschaft für Sokrates ein Ueberschwängliches, das wahrhaft Göttliche gewesen sey, darauf kommt Hr. R. erst später (S. 59.); unsers Bedünkens hätte dies allem andern voranstehn müssen, weil nur daraus theils der wahre Charakter des Wissens nach seiner Ansicht, theils die Art und Weise erklärt werden kann, wie Sokrates sich über den Zauberkreis der Eleatischen Dialektik erheben konnte. Ohne die gläubige Voraussetzung einer göttlichen Weltordnung und darauf beruhenden objectiven Wahrheit in dem Chaos der Aufsenwelt wäre er nimmermehr dazu gelangt, dieser ihre logischen Formen abzuringen; und wenn auch seine Philosophie dadurch einen empirischen und axiomatischen Charakter annimmt, so wissen wir ja, wie alle wahren und schönen Formen immer früher von dem Genie producirt als von dem Verstande deducirt zu werden pflegen. Je fester ihm aber dieser Glaube stand, desto ängstlicher mufste er die menschliche Geistesthätigkeit warnen, weiter zu gehen, als es mit den Absichten der Gottheit verträglich schien; und deshalb widersetzte er sich denn bekanntlich auch allen physikalischen und sonstigen rein theoretischen Untersuchungen, die das zu enthüllen suchten, was die Gottheit dem Menschen verborgen habe, weil ihm die Kenntnifs desselben zu nichts nütze. Denn auch wir glauben, dafs Sokrates darum die Betrachtung der s. g. göttlichen Dinge verschmäht habe, weil eine solche Erkenntnifs dem menschlichen Vermögen versagt sey; wenn sich Hr. R. dagegen auf Plato beruft (S. 60.), so können wir dies nicht gelten lassen, da dieser die Philosophie weit höher als Selbstzweck fafste, als Sokrates, dessen Ansicht wir von einem gewissen Grade von Subjectivität nicht frei sprechen können. Dafs der Mensch nur das wissen könne, was für ihn vorhanden sey, darin stimmte Sokrates gewissermafsen mit den Sophisten überein; wie wir denn aus *Xenoph. Memor.* IV, 3. ersehn, dafs er den Menschen als Mittelpunct und Zweck der ganzen Schöpfung, gleichsam als Mafsstab des Welt-

planes betrachtete; in sofern er jedoch sich weder vermafs, durch menschliches Wissen das absolute Seyn und Wesen der Dinge zu bestimmen, noch darum überhaupt an einem solchen verzweifelte, gewann bei ihm jenes Wissen einen ausschliefslich praktischen Charakter. Nicht um die Dinge selbst als solche kennen zu lernen, sondern nur um seine Handlungen darnach zu bestimmen, habe die Gottheit dem Menschen die Geisteskräfte verliehen; und so erklärt sich denn auch genügend, wie er die Tugenden als eben so viele Aeufserungen des Wissens definiren konnte, weil er das gar nicht als wahres Wissen gelten liefs, was sich nicht *eo ipso* praktisch äufserte. Es ist gewifs falsch aufgefafst, was Hr. R. S. 75. behauptet, dafs Sokrates das allgemeine Streben nach Wissen voraussetze; was er voraussetzt, ist nur das Streben nach Glückseligkeit, wie Hr. R. S. 93. selbst anerkennt; nur weil zu dieser allein das Wissen führte, konnte er sagen, dafs die Unwissenheit eben so unfreiwillig sey als das Unrecht, weil sich Niemand des ausschliefslichen Mittels zu seinem höchsten Zwecke absichtlich und wissentlich entschlagen werde. Auch die sittliche That ist nur Mittel zur Glückseligkeit, und das mit ihr verknüpfte Wissen gewifs kein anderes als das „unvollkommene Denken," wie es Hr. R. ebendaselbst wahrscheinlich im Gegensatze der göttlichen Weisheit nennt. Es scheint, dafs ihn der Sprachgebrauch jener Zeit irre gemacht habe, in dem, was wir jetzt wohl Weisheit nennen, die Wahl der rechten Mittel zu dem rechten Zwecke, vielmehr Güte heifst; und in sofern Mensch und Gottheit denselben Zweck, die Beglückung des Menschen verfolgen, so mufs ihre sittliche Güte bei Sokrates analog seyn; ihre Weisheit dagegen ist generisch verschieden und incommensurabel. Denn Sokrates ist weit entfernt, in jenen abstracten formalen Begriffsbestimmungen, die der Gegenstand der Wissenschaft, ἐπιστήμη, sind, das Wesen der Dinge selbst zu sehen, die in jenen nur in so fern sie für den Menschen vorhanden sind, ausgedrückt werden; jene sollen dem Wis-

senden nur zum Maſsstabe dienen, in den einzelnen Fällen den concreten Inhalt consequent zu bestimmen; die theoretische Kenntniſs des concreten Inhaltes im Ganzen ist ein Eigenthum der Gottheit, und dies ist die Weisheit, *σοφία*, deren kein Mensch fähig ist. Nur in so fern viele Begriffsbestimmungen, die an sich ganz relativ sind, in bestimmten Beziehungen absolute Gewiſsheit erlangen können — z. B. die Brauchbarkeit des Schwertes für den Krieger, der Begeisterung für den Dichter — kann auch auf Erden eine partielle *σοφία* existiren und von einem *σόφος πολεμητὴς, ποιητὴς* u. s. w. die Rede seyn; was jedoch immer nur von jenem praktischen Wissen abhängt — *ὃ ἄν τις ἐπίστηται, τοῦτο καὶ σόφος ἐστί*, *Xenoph. Mem.* IV, 6. 7. — eine eigentliche Identität von *ἐπιστήμη* und *σοφία* tritt dagegen erst bei Plato ein, der in jenen abstracten Formen wirklich das Wesen der Dinge selbst erblickt und sie nicht nur der menschlichen, sondern auch der göttlichen Weisheit zum Gegenstande giebt; weshalb denn auch bei ihm nicht sowohl Erkenntniſs des Göttlichen, als vielmehr Annäherung an die Gottheit (*Theaetet.* p. 176.) des Menschen höchstes Ziel wird.

Doch können wir hier noch nicht sofort auf Plato übergehn, so eng auch das, was wir gegen Hrn. R.'s Darstellung des Platonischen Systems zu erinnern haben, mit der vorhergehenden Charakteristik des Sokratischen zusammenhängt; wir muſsten hier nur einstweilen die Endpuncte aufstellen, zwischen welchen sich die Entwickelung des logischen Begriffes in der unmittelbar Sokratischen Schule bewegt, um auch jedem der Mittelglieder seine richtige Stellung anweisen zu können. Wenn wir freilich mit Hrn. R. Aristipp, Antisthenes und Euklides von Megara nur für „unvollkommene Sokratiker" hielten, die sich aus Schwäche den alten Vorurtheilen und Ueberbleibseln der frühern Philosophie nicht entziehen konnten (S. 85.), so würden wir sie als Episoden leicht übergehn können, wie ihnen denn auch Hr. R. nur eine kurze und gleichgültige Berichterstattung ge-

widmet, und namentlich das dialektische Element, das er doch selbst als das Lebensprincip der Philosophie dieser Zeit anerkennt, so wenig beachtet hat, dafs er sich begnügt, von „einigen logischen Sätzen" (S. 123.), „ein Paar logischen Bestimmungen" (S. 129.) zu reden, ohne zu erwägen, dafs auch bei jenen Männern die Ethik ganz auf die Dialektik gegründet ist. Bei der Verachtung freilich, die er gegen die Sophistik beweist, welche er mit Sokrates Lehren auf einmal antiquirt glaubt, kann uns eine solche Geringschätzung gegen Ansichten nicht auffallen, die allerdings noch immer mehr oder minder sophistischen Anstrich tragen; erwägen wir aber, dafs die Grundlagen jener, die Formen der Eleatischen Philosophie, von Sokrates, der sich auf das Wesen der Dinge gar nicht einliefs, keineswegs gestürzt waren, so mufs uns das Bestreben seiner denkenden Nachfolger, beide zu verschmelzen, keineswegs befremdlich, sondern vielmehr nothwendig und ächt philosophisch erscheinen. Was Hr. R. selbst im Rhein. Museum II, 3, S. 319. von den Megarikern sagt: „sie strebten nicht nur die Nichtigkeit der sinnlichen Erscheinung, sondern auch das Wahre in ihr nachzuweisen," gilt uns von allen Sokratikern, und zeigt sie uns als ächte Schüler des Mannes, der zuerst wieder die Wahrheit auf den Thron der Philosophie gesetzt hatte; die Mifsgriffe, in die sie dabei verfielen, kommen nicht sowohl ihnen als vielmehr der ganzen philosophischen Lage der Zeit, ja Sokrates selbst zur Last, dessen Lehren wohl ihrem Inhalte nach dem Menschen, keineswegs aber ihrer Form und Begründung nach dem Philosophen genügen konnten. Zweierlei unterschied ihn von den Sophisten: die Abstraction der Begriffe als Gegenstand der Wissenschaft, und der Glaube an einen göttlichen Ursprung der Aufsenwelt als Grund einer gegenständlichen Wahrheit; diese beiden Puncte aber, so sehr sie auch in Sokrates Geiste genetisch zusammenhingen, waren doch keineswegs so wesentlich durch einander bedingt, dafs sie nicht hätten getrennt werden können, ja müssen, sobald an die Stelle des

Digitized by Google

lebendigen Glaubens die kalte philosophische Speculation trat, die wohl in dem abstracten Begriffe einen Gewinn, in der Annahme der göttlichen Weltordnung aber nur ein Postulat sehen konnte. So tritt uns die Sokratische Philosophie bei Aristippus entgegen; zwar ihrer schönen Hälfte beraubt, aber darum nicht unsokratisch, wie Hr. R. meint, S. 101: „Niemand halte dies für etwas Sokratisches; es geht vielmehr ganz auf die Lehre des Protagoras zurück." Es war uns stets unbegreiflich, wie Hr. R. (im Rhein. Mus. a. a. O. S. 325.) behaupten konnte, die cyrenaische Schule habe die Begriffe aufgehoben, weil sie nur Zustände des Menschen, nicht das Wesen der Dinge erkennbar glaubte; denn nur die Allgemeingültigkeit der Urtheile, nicht der Begriffe leugnete sie, sobald sie lehrte, dafs alle Menschen bei den nämlichen Eindrücken das Gleiche empfänden, also mit den nämlichen Worten dieselben Begriffe verbänden, mochten auch die Gegenstände, von welchen die Eindrücke herrührten, noch so verschieden seyn; und wenn er sich auch hier S. 102. richtiger ausdrückt: „nur in den Worten (ὀνόμασι, besser vielleicht Namen) stimmten die Menschen überein, nicht in den Urtheilen," so hätte er doch bemerken müssen, dafs dieser Name der Sokratische Begriff ist, der nur durch den Mangel eines realen Hintergrunds hier wie nachher bei Antisthenes und Euklid zum leeren Schalle wird. Dafs dagegen der Protagoreischen Lehre zufolge der Name eben so gleichgültig und zufällig war, wie die Sache, hat Plato im Kratylus (p. 386.) deutlich ausgesprochen; und die cyrenaische Lehre unterscheidet sich von der des Protagoras nicht nur in der untergeordneten ethischen Rücksicht, die Hr. R. S. 97. andeutet, sondern wesentlich dialektisch dadurch, dafs sie, zwar keine objective oder reale, aber doch eine subjective oder formale Uebereinstimmung und Allgemeinheit der Begriffe annimmt, und demzufolge auch die Ethik nicht auf das Subject, sondern auf die menschliche Subjectivität im Allgemeinen begründet, deren Tendenz sie in dem Namen ἡδονη, Sinnenlust, be-

zeichnet. Ganz unsokratisch findet allerdings auch Hr. R. die aristippische Lehre nicht; wenn er aber die nächste Verwandtschaft in dem Streben nach Ungebundenheit des Geistes sieht (S. 93.), so ist dies ein Punct, den Sokrates nur mit der ganzen Richtung der Zeit und selbst mit den Sophisten gemein hat; die φρόνησις dagegen, von der er S. 99. meint, die Cyrenaiker hätten sie aus Nachgiebigkeit gegen den sokratischen Unterricht als Hauptsache der Tugend angenommen, ist nur eine Folge der allgemeinen Bestimmung der Begriffe des Guten und Bösen, welcher nothwendig eine vernünftige Einsicht entsprechen mufs. In sofern jedoch Aristippus den guten oder verwerflichen Charakter einer Handlung nicht wie Sokrates, von ihren letzten Folgen, sondern von ihren augenblicklichen Resultaten abhängen liefs und das höchste Ziel in die partielle Lust des Augenblicks setzte, so war jene Einsicht keineswegs unentbehrlich, und konnte ihm wohl als ein Mittel, aber nicht als wesentliche Bedingung der Glückseligkeit und folglich auch nicht als Selbstzweck gelten; und darin liegt allerdings sein hauptsächlicher Unterschied von Sokrates, dafs, wie Hr. R. S. 96. sich schön ausdrückt, „dabei die Einheit des sittlichen Zweckes ganz wegfällt und dem ganzen Leben so viele Zwecke gesetzt werden, als Momente desselben sind." Hatte inzwischen Sokrates auch eine Einheit des sittlichen Zweckes angenommen, so fehlte es dieser doch gleichfalls an einer nähern Bestimmung; und wenn er den Menschen auf die innere Stimme der Natur und das sittliche Gefühl, als das Gewisseste (Hr. R. S. 46.) anwies, so konnte der Versuch, dieses in wissenschaftlicher Allgemeinheit zu fixiren und dialektisch zu begründen, nur zu den beiden entgegengesetzten Extremen führen, die wir in Aristippus und Antisthenes erblicken, und später, wie oben erinnert, in dem Gegensatze der Epikureer und Stoiker wiederfinden. Die Begriffe von Gottheit und Sittengesetz konnten nicht stets, wie bei Sokrates, aufserhalb der Grenzen philosophischer Forschung blos als Gegenstände des unmittelbaren Be-

Digitized by Google

wufstseyns belassen werden; sobald man aber auch ihre Bedeutung und Inhalt nach dem Mafsstabe der übrigen Begriffe zu beurtheilen anfing, so blieb nichts übrig, als entweder auch sie so relativ zu machen, wie wir es bei Aristippus finden, oder dem Begriffe im Allgemeinen eine höhere selbstständige Gewifsheit und einen absolutern Inhalt zu verleihen, wodurch Antisthenes den ersten Schritt zur Ideenlehre thut. Wir können es allerdings Hrn. R. einräumen, dafs Antisthenes Lehre nicht minder selbstsüchtig als die cyrenaische gewesen sey (S. 121.), in sofern sie eben so wenig wie diese dem Individuum höhere Zwecke, als zu welchen es sich selbst bestimmt, vorsteckt; doch waltet hier immer der grofse Unterschied ob, dafs Antisthenes die Begriffseinheit, worin alle individuellen Bestrebungen übereinstimmen sollen, nicht wie seine Mitschüler, in eine blofse Formalbestimmung, die gegen ihren Inhalt gleichgültig ist, sondern in eine abstracte Allgemeinheit des Inhalts der Handlungen selbst setzt, für die er dann auch auf Erden keine Bestätigung findet, sondern auch die höchste Abstraction des Weisen nur als eine unendliche Annäherung an die Glückseligkeit der Götter betrachten kann. Wenn Aristippus alle menschliche Thätigkeit, geistige sowohl als moralische, an sich auf die Form allein bezieht, die also nothwendig eines von Aufsen gegebenen Inhaltes zu ihrer Vervollständigung und *resp.* Befriedigung bedarf, so sehr sie auch durch die Gleichgültigkeit gegen die nähere Beschaffenheit desselben eine Unabhängigkeit von demselben affectirt — so heifst dagegen Antisthenes die Thätigkeit sich an sich selbst als ihrem eigenen Inhalte genügen zu lassen und mit der Aufsenwelt nicht anders in Berührung zu treten, als um ihre selbstständige Kraft gegen sie geltend zu machen; und wir verallgemeinern daher unbedingt das, was Hr. R. S. 116. nur vermuthend in einer einzelnen Beziehung über den Unterschied beider Denker äufsert: „dafs Aristippus das Ende der Seelenbewegung für das Gute gehalten, Antisthenes aber erkannt habe, in der Bewegung selbst sey das Ziel und in

Digitized by Google

der Handlung der Gewinn." Denn wenn Hr. R. zweifelt, ob Antisthenes Untersuchungen wirklich so tief gegangen seyen, so gründet sich dies nur auf die geringe Aufmerksamkeit, die er den logischen Grundlagen seines Systems geschenkt hat. Dafs Antisthenes dialektische Sätze nicht etwa blos Jugendsünden noch von seinem Umgange mit Gorgias her, sondern integrirende Theile seiner Ueberzeugung gewesen, hat Hr. R. selbst S. 124 fg. anerkannt, und auch wenigstens beiläufig an einem Beispiele die Anwendung derselben auf seine ethischen Lehren scharfsinnig nachgewiesen; aber indem er sie nur als Mifsverständnisse des sokratischen Unterrichts darstellt, der mehr die Schwierigkeiten einer richtigen Erklärung als Regeln für eine solche mitgetheilt und dadurch bei manchen seiner Schüler „die Meinung" erzeugt habe, „dafs man gar nicht richtig erklären könne, weil jeder Gegenstand des Denkens sein eigenthümliches Wesen habe, das nur durch unmittelbare Anschauung aufgefafst werden wolle," so nimmt er ihnen ihren ganzen dialektischen Werth und reifst sie aus dem Zusammenhange, in dem sie mit der Entwickelung der Philosophie selbst stehn. Indem Antisthenes das, was die Eleaten von ihrem reinen Eins behauptet hatten, auf die sokratischen Begriffseinheiten übertrug und diese somit organisch in das philosophische Bewufstseyn der Zeit einführte, gab er dem Wissen zum ersten Male wieder einen Inhalt von realer Allgemeingültigkeit; bei der Mangelhaftigkeit der apriorischen Form, durch welche er die Wahrheit desselben bedingte, mufste er freilich nicht nur alle synthetischen, sondern auch alle analytischen Urtheile *a posteriori*, d. h. alle Definitionen leugnen; doch war es bereits ein grofser Fortschritt, statt des einzigen: Eins ist Eins, alle analytischen Urtheile *a priori* als solche für wahr anerkannt zu haben, und Antisthenes stand damit nicht nur hoch über seinem Lehrer Gorgias und den Sophisten überhaupt, sondern auch über Aristipp, der nur Begriffe aber keine Urtheile als allgemein gültig und objectiv wahr annahm. Ja in

Digitized by Google

streng philosophischer Rücksicht ging er über Sokrates selbst hinaus, indem er das, was dieser nur aus dem Unvermögen der Menschen, die absolute Wahrheit zu finden, abgeleitet hatte, die Unempfänglichkeit der abstracten Begriffe als solcher für jede nähere Bestimmung ihres concreten Inhaltes und die daraus entspringende Relativität und Ungewifsheit derselben in jeder andern Beziehung als auf sich selbst, als die absolute Wahrheit aufstellte, und daher namentlich auch in der Ethik den Mangel jeder realen Bestimmung von Aufsen, den Sokrates nur in logischer und formaler Hinsicht für den Begriff der Glückseligkeit behauptet hatte, als den wahren Inhalt und das Wesen desselben erklärte und ihm damit eine materielle und praktische Bedeutung gab. Die Eleatische Verwechselung von Form und Inhalt liegt freilich auch hier noch immer zu Grunde; in sofern jedoch die abstracten Formen, die er als alleinigen Inhalt aufstellt, nicht mehr so ganz wie das Eleatische Eins, aller Beziehung auf den concreten Inhalt ermangeln, so kann seine Lehre auch in dieser Rücksicht nur ein Fortschritt genannt werden und läfst den Uebergang zur Ideenlehre nicht verkennen, die ja gleichfalls den concreten Erscheinungen nur im Gewande der gedachten Formen, εἴδη, Wahrheit und Allgemeingültigkeit zuspricht. Wenn er jedoch nichts desto weniger auch Platon bekämpft haben soll (*Tzetz. Chiliad.* VII. 605.), so rührt dies daher, dafs die Ideenlehre bereits wieder Form und Sache trennt, und obschon sie jene in selbstständigem Daseyn hypostasirt, darum keineswegs mit ihrem concreten Inhalte identificirt, während Antisthenes, wie es scheint, dafür, dafs er der Wirklichkeit keine andere Realität als die der Form einräumte, auch der Form ihr Daseyn nur in der Wirklichkeit, mithin als Namen, anwies, welches ja die einzige Gestalt iat, unter der der Begriff als bloſse Form betrachtet sich verwirklicht. Die Begriffe als solche sind zwar auch bei Plato wie bei Antisthenes wesentlich ihr eigner Inhalt und empfangen ihre Be-

stimmung nur aus sich selbst; in sofern derselbe jedoch aufser diesen noch eine andere Sphäre annimmt, die ihre Bestimmtheit nicht in sich selbst trägt und von jenen empfangen mufs, kehren sie in ihre ursprüngliche und eigentliche Bedeutung, Formen zu seyn, zurück; und wenn ihnen gleich auch Plato noch eine gröfsere Selbstständigkeit anweist, als ihnen in dieser Eigenschaft gebührt, so ist doch wieder ein richtiges Verhältnifs zwischen Form und Inhalt hergestellt. Doch auch hier bildet noch ein wesentliches Mittelglied die megarische Schule, die Hr. R. leider noch kürzer und fragmentarischer als die vorhergehenden behandelt hat. Für die Darstellung des Einzelnen durfte er allerdings seine Leser auf die bereits oben angeführte Abhandlung im Rh. Museum verweisen; die Entwickelung des dialektischen Zusammenhanges aber gehörte hieher, und sollte ihn auch die Kärglichkeit der Quellen über diese Lehre zu entschuldigen scheinen, so können wir ihm seine eignen Worte a. a. O. S. 316: „in keinem Gebiete der Geschichte ist Kühnheit so nothwendig als in dem der Geschichte der Philosophie; denn sonst wird man nie die innern Gründe der Lehren sehn, welche in der fragmentarischen Ueberlieferung sich mehr andeuten als aussprechen" — mit so gröfserem Rechte entgegenhalten, als gerade hier die Einfachheit und strenge Consequenz der Eleatischen Dialektik den Löwen auch aus der Klaue zu construiren erlaubt. Den Charakter der megarischen Lehre im Allgemeinen hat Hr. R. S. 129. ganz richtig dahin angegeben: „dafs in ihr die eleatische Ansicht durch das Sokratische Bewufstseyn vom Sittlichen und von den Gesetzen des wissenschaftlichen Denkens bereichert erscheine" — die Nachweisung und Bestätigung dieser Angabe hat uns aber nicht befriedigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ritter, Geschichte der Philosophie. 2r u. 3r Theil.

(Fortsetzung.)

Nur in ethischer Hinsicht hat Hr. R. an einige Aehnlichkeiten mit Sokrates erinnert; gerade diese aber scheinen uns bei genauerer Betrachtung nur darauf hinauszulaufen, dafs Euklid gleich jenem überhaupt eine sittliche Wahrheit annahm. In sofern freilich Sokrates das unläugbare Verdienst gebührt, diese auf ihren von der Sophistik umgestürzten Thron zurückgeführt zu haben, erblicken auch wir darin die ethische Richtung dieses Weisen; sonst aber glauben wir, dafs auch ein rein eleatischer Philosoph, wenn er nur überhaupt die ethische Richtung genommen hätte, diesen Theil der Philosophie nicht anders als Euklid würde behandelt haben. Jede Philosophie, die überhaupt das Gute, d. h. die Norm und den Mafsstab der menschlichen Handlungen, in ihren Bereich zieht, mifst es natürlich nach den Kriterien, die sie für Erkenntnifs der Wahrheit überhaupt aufgestellt hat; und eine Lehre, die nur das Eins als Wahrheit gelten läfst, kann also auch das Gute, seine Wahrheit vorausgesetzt, nur als Eins bestimmen; und in demselben Sinne, wie man das System des Xenophanes einen Pantheismus genannt hat, könnte man das des Euklid einen Panagathismus nennen. Doch findet hier allerdings ein dialektischer Unterschied Euklids von den Eleaten Statt, der aus der logischen Selbstständigkeit, welche die Begriffe durch Sokrates erlangten, hervorging und uns der wesentlichste Punct in der megarischen Philosophie zu seyn scheint. Dafs in der Namensvielheit des Einen Guten mehr als die blofse zufällige Synonymie, die Diogen. Laert. II. 106. darin sieht, liege, hat auch Hr. R. scharfsinnig gefühlt; wenn er sich aber darüber mit der Andeutung begnügt, „es scheine darin

ein Versuch zu liegen, zu erklären, wie das Wahre, obgleich nur Eins, doch vieles zu seyn scheinen könne" (S. 130.), so kann uns diese vage und aufser Zusammenhang hingeworfene Bemerkung nicht befriedigen. Allerdings war es ein Mittel, die synthetische Form der Urtheile mit der Eleatischen Dialektik zu vereinigen, indem man die Verschiedenheit des Subjectes und Prädicats nur in die Form der äufsern Erscheinung und nicht in das Wesen derselben setzte; wie aber hierin eine Bereicherung der Eleatischen Ansicht durch die Sokratische lag, hätte Hr. R. unsers Erachtens deutlicher ausführen müssen. Schon Xenophanes liefs ja sein Eins, in sofern er es zum Inbegriffe aller Prädicate machte, als Vieles erscheinen, nur dafs diese Vielheit in ihrer Unzertrennlichkeit und ewigen Gleichzeitigkeit doch immer wieder auf das Eins hinauslief, und in der abstracten Stellung als Prädicat verharrend, das Eins als einzig wahres Subject übrig liefs; nachdem aber die Prädicate als Begriffseinheiten aufgefafst in der Sokratischen Schule eine logische Selbstständigkeit erhalten hatten, konnten sie selbst als Subjecte auftreten: das Gute ist Eins u. s. w. Zwar ist dies auch bereits bei Antisthenes der Fall; indem aber dieser durch seine rein identischen Urtheile dem Begriffe kein anderes Prädicat als ihn selber gab, so konnte nimmermehr die Abstufung zwischen Gattungen, Arten und Individuen erzielt werden, auf der die synthetischen Urtheile beruhen; hier zum ersten Male tritt uns ein solches auf dem Wege der abstractesten Dialektik selbst entgegen, die in dem nämlichen Augenblicke, wo sie allen Gewinn der Sokratischen Lebensbeobachtung wieder durch die Eiseskälte ihrer krystallisirten Formen zu zerstören scheint, den ersten Grund zu der Logik legen mufs, die sich denn in Plato und Aristoteles zur Wahrheit der Wirklichkeit entwickelt. Dafs die Einsicht in das Verhältnifs der logischen Einheiten zu ihren Subjecten, auf dem Wege der Eleatischen Dialektik, der einzigen apriorischen, die die griechische Philosophie

Digitized by Google

hatte, nimmermehr gewonnen werden konnte, wenn man blos auf das Verhältniſs zwischen den Begriffen und der Aufsenwelt achtete, war natürlich; das erste Verhältniſs dieser Art, was jene entdecken konnte, mufste das der Begriffe selbst zu ihrer eignen gemeinschaftlichen Form, dem Eins, seyn. Der Sinn jener megarischen Urtheile ist allerdings zunächst kein anderer, als daſs das Eins einzig wahrer Inhalt sey, die Begriffe keinen andern Inhalt als das Eins hätten, und aufser demselben an sich bloſse Namen seyn; da aber damit keineswegs, wie bei Aristippus, den Subjecten des Oberbegriffs die Möglichkeit, anders als mittelst des Oberbegriffs dem Menschen bewuſst und gegenständlich zu werden, abgesprochen, noch die Allgemeingültigkeit auch der Namen als solcher geläugnet war, so kann man behaupten, daſs in der megarischen Philosophie die ersten Beispiele eines richtigen Verhältnisses von Subject und Prädicat zum Vorschein kommen, wenn auch noch in so beschränktem Maſse, als es bei der mangelnden Einsicht in das reale Wesen der Begriffe nothwendig war. Denn bei der fortdauernden Verwechselung von Form und Inhalt kann es nicht befremden, auch hier dem Begriffe statt seines concreten Inhaltes das, was eigentlich seine Form ist, als alleiniges Wesen aufgedrungen zu sehn; da jedoch diese Form nicht mehr, wie bei Antisthenes, er selbst, sondern die gemeinschaftliche Form des Eins ist, so ist damit ausgesprochen, daſs das wahre Wesen der Begriffe darin bestehe, Formen (εἴδη) und Einheiten zu seyn, und dies ist auch der Grund, warum wir bei den Megarikern die erste wirkliche Spur der Ideenlehre finden. Hr. R. hat freilich (Rhein. Museum a. a O. S. 306 fgg.) gegen Schleiermacher und Deycks in Abrede gestellt, daſs unter den εἰδῶν φίλοις bei Plato (Sophist. p. 248.) die Megariker zu verstehen seyen; seine Gründe aber genügen uns nicht, namentlich da er nicht nachweisen kann, wer sonst damit gemeint sey. Der Zusatz ἀεί (p. 246. c) geht nur auf den Gegensatz des Idealismus und Realismus im Allgemeinen, der schon mit den Eleaten anfängt; da

aber diesen die εἴδη nicht zugeschrieben werden können, so bleiben von bekannten Secten nur die Megariker übrig, und apokryphischen Ursprungs soll doch eine so wichtige Lehre nicht seyn! Eine Vielheit der Dinge, wie Hr. R. deutet, nahmen allerdings auch jene nicht an; εἴδη aber sind auch nicht Dinge, sondern Formen, Begriffseinheiten an sich ohne Inhalt, deren Verschiedenheit, wenn das Eins als ihr alleiniges Wesen galt, immer nur im Namen liegen mufste; das Wahre in der sinnlichen Erscheinung, dessen Nachweisung Hr. R. von den Megarikern rühmt, sind eben nur jene εἴδη, die Begriffe in ihrer logischen Abstractheit, dem Veränderlichen als das Bleibende und sich selbst Gleiche entgegensetzt. Sobald es aber feststand, dafs der Begriff, wenn er Subject sey, nur das Eins zum Prädicate haben könne, so war die natürliche Folge, dafs er in jedem andern Urtheile blos Prädicat seyn müsse und zu seinem Subjecte in dem nämlichen Verhältnisse stehe, wie in dem Normalurtheile — wenn wir es so nennen dürfen — das Eins gegen ihn. Synthetische Urtheile als solche konnte freilich die megarische Dialektik noch immer nicht anerkennen; da aber das Wesen des Eins ausschliefslich darin besteht, Form zu seyn, und als solche sich in jedem seiner Subjecte ganz wieder zu finden, so konnte sie in der Zusammensetzung desselben auch mit jedem beliebigen Subjecte analytische Urtheile zu bilden meinen, sobald sie nur jede nähere Bestimmung des letztern als blofse Namensverschiedenheit betrachten durfte. Rücksichtlich anderer Urtheile mufste sie allerdings noch bei den identischen stehn bleiben, wie wir auch von dem Megariker Stilpo hören; doch dürfen wir hier wohl den Unterschied von Antisthenes annehmen, dafs sie die quantitative Verschiedenheit zwischen Subject und Prädicat anerkannten und also allerdings zwischen ἵππος und ἱππότης unterschieden. In der Erzählung bei Diogen. L. II, 119. liegt dies ausdrücklich, indem dort Stilpo den Begriff Mensch dem einzelnen Menschen entgegensetzt; wenn aber Diogenes daraus schliefst, er habe

die εἴδη geleugnet, so kann dies nur auf die Leugnung der Realität derselben gehn: da der Begriff Mensch weder dieses noch jenes und doch eben sowohl dieses als jenes Individuum bezeichne, so sey er gar nicht, d. h. nicht real; Hrn. R.'s Deutung (Rh. Mus. S. 327.), „Stilpo habe zu zeigen versucht, dafs die Arten nichts als leere Abstractionen, von der sinnlichen Erscheinung entnommen, seyen, das Wahre aber für etwas ganz anderes gehalten werden müsse, als das, was auf irgend eine Weise sinnlich nachgewiesen werden könne" — geht offenbar zu weit, wenn sie die Vielheit der Arten selbst, als Erscheinungen des Eins, wegleugnet. Aus jener Gleichgültigkeit der Begriffe gegen ihren Inhalt folgte keineswegs die Unwahrheit der Begriffe, sondern vielmehr des Inhaltes, in sofern er von den Begriffen verschieden war; und so weit kamen die Megariker gewifs mit Platon überein; der Unterschied konnte nur darin bestehn, dafs Plato, dem grofsen Schritte zufolge, den er im Parmenides über die Eleatische Dialektik hinaus that, dem Begriffe aufser der hohlen Form auch noch einen concreten Inhalt gab und eine Definition nicht nur für möglich, sondern auch für nothwendig hielt; während die megarische Schule, an ihrer abstracten Dialektik festhaltend, alle Uebereinstimmung des Individuums mit dem Begriffe, und folglich sein Wesen und seine Wahrheit nur in den Namen oder das Wort, ὄνομα, setzte, und ohne wörtliche Uebereinstimmung auch keine Wahrheit des Urtheils anerkannte. Dies letztere hat Hr. R. a. a. O. S. 322 fg. sehr scharfsinnig in allen seinen Consequenzen durchgeführt, und wir verstehen daher nicht, wie er nichtsdestoweniger in dem vorliegenden Werke S. 142. den Mittelpunct von Stilpo's Lehre in dem Ethischen suchen und dieses selbst so mifsverstehen konnte, dafs er das höchste Gut, was Stilpo bekanntlich in die Ignorirung alles Uebels setzte, nicht auf den Menschen selbst beziehen will. Uns dünkt nach jenen logischen Prämissen der Schlufs einfach dieser: Da kein Gegenstand etwas anderes seyn kann als sein Begriff, dieser

aber das Eins, mithin das Gute ist, so kann der Weise, der diese Einsicht besitzt, gar nichts für böse halten; das Schlechte als Gegentheil des Guten, d. h. des Eins, kann gar nicht vorhanden seyn und nicht einmal gedacht werden; wie dieses auch aus den Sophismen des Diodorus Kronos folgte, die Hr. R. gleichfalls sehr gut entwickelt hat. Dagegen ist uns, um dies nur schliefslich noch mit einem Worte zu berühren, die Erklärung, die er von den berüchtigten Trugschlüssen des Eubulides giebt, nicht genügend; am nächsten kommt er noch, wenn er meint, sie seyen gemifsbraucht worden, um das vermittelte Denken zu verdächtigen (S. 134.), wie er auch ähnliches von den logischen Sätzen des Euklides selbst „muthmafst" (S. 131.); aber für solche Leser, wie sie Hr. R. doch im Ganzen vorauszusetzen scheint, mufste dies wenigstens klarer ausgedrückt werden. Uns scheint bei denselben allen der Zweck nur der zu seyn, zu zeigen, wie auch die allernatürlichsten und einfachsten Urtheile und Erklärungen, sobald sie nicht rein bei der Tautologie des Subjects und Prädicats stehn bleiben, ja selbst wirklich identische Urtheile, sobald man dabei auf den Sinn, der immer bedingt und relativ bleibt, und nicht blos auf die Worte sieht, trügerisch seyn können. Was kann unumstöfslicher scheinen, als: was ich nicht verloren habe, das habe ich? doch schliefst daraus der Sophist, dafs ich Hörner habe, weil ich keine verloren; welches Urtheil dünkt gewisser, als dafs der Lügner nicht die Wahrheit rede? und doch spricht er wahr, wenn er sagt, dafs er ein Lügner sey. Noch weiter geht der „Verhüllte;" was ich kenne, das kenne ich, ist ein Urtheil, das selbst Antisthenes nicht anfechten würde; geht man aber auf den Sinn, so kann es bestritten werden, indem man mir die Person, die ich kenne, verhüllt zeigt, so dafs ich sie nicht kenne; am einfachsten dagegen ist der Haufenschlufs und der Kahlkopf, womit weiter nichts gesagt ist, als dafs man wohl behaupten könne, dafs ein Haufen ein Haufen sey,

eine jede nähere Bestimmung desselben aber zu den gröfsten Absurditäten führen müsse.

Wenn Ref. in Darstellung der Systeme der nächsten Nachfolger des Sokrates weitläufiger gewesen ist, als es den spärlichen Nachrichten, die wir über sie besitzen, und selbst dem geringen Raume, den ihnen unser Hr. Verf. gewidmet hat, angemessen scheinen könnte, so mufs er sich damit entschuldigen, dafs seine Rüge, die er zu begründen verbunden war, gerade eben diese geringschätzige Kürze traf; über Plato und Aristoteles, denen Hr. R. die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt hat, kann er sich auf gedrängte Relation und Angabe der einzelnen Puncte beschränken, worin er von demselben abweichen zu müssen glaubt. Dafs er der Platonischen Philosophie schon seit längerer Zeit eine eigene Darstellung zu widmen beabsichtigt, hat er schon bei der Anzeige des ersten Bands dieses Werks bemerkt, und hofft demnächst Hand daran legen zu können; darauf mufs er die Leser vertrösten, die etwa die näheren Gründe seiner abweichenden Ansicht zu kennen wünschten. Denn leider mufs Ref. gestehen, rücksichtlich der Platonischen Philosophie die dort gehoffte Belehrung von Hrn. R. im Ganzen nicht empfangen zu haben; und wenn es auch zu anmafsend wäre, demselben daraus einen Vorwurf machen oder den eigenthümlichen Werth seines Buchs darum herabsetzen zu wollen, weil Hr. R. von andern Principien als er ausgeht, so kann er doch seine Beurtheilung auch nur auf seine Principien gründen, die mannichfachen Mifsverständnisse und Schiefheiten der Darstellung, wovon er Hrn. R. nicht freisprechen kann, scheinen ihm daher auf einem doppelten innig verschwisterten Grunde zu beruhen: der unmittelbaren Anknüpfung der Platonischen Philosophie an die Sokratische, indem er die übrigen ältern Sokratiker blos episodisch und nicht als nothwendige Zwischenglieder betrachtet; und zweitens der vernachlässigten genetischen Entwickelung dieses Systems, das mehr als irgend

Digitized by Google

ein anderes der fortschreitenden Geistesbildung seines Urhebers seine Entstehung zu verdanken scheint. In dem letzteren Mangel können wir die Einwirkungen der Schleiermacherischen Ansicht nicht verkennen, die, wie es scheint, noch immer das Studium Plato's an demselben Gängelbande zu halten sucht, an dem es vor einem Vierteljahrhundert seine ersten Schritte auf der Bahn des wissenschaftlichen Lebens that; doch ist er, auch abgesehn davon, nur eine nothwendige Folge des erstern, indem diesem gemäfs Hr. R. die tiefsten Grundlagen von Plato's Ansicht nur da erkennen konnte, wo sie sich am nächsten an die Sokratische Philosophie anschliefst, statt inne zu werden, dafs derselbe sie immer tiefer und tiefer zu legen genöthigt war, je mehr es ihm klar ward, dafs der Strom, dem die Sokratische Richtung einen Damm zu setzen suchte, sich nicht auf das oberflächliche Spiel der Sophistik in ihrer äufsern Erscheinung beschränke, sondern in den innersten Gründen des menschlichen Denkens seine Quellen habe, und wenn man diese nicht abschneide oder ableite, das ganze Gebäude in seinen Grundfesten zu unterwühlen drohe. Freilich bedurfte es zu dieser Einsicht einer ganz andern chronologischen Anordnung und Kritik der Platonischen Werke, als sie durch Schleiermacher in der philologischen Welt Mode geworden ist; im Einzelnen gesteht zwar Hr. R. selbst, dafs er „nicht kühn genug sey, den künstlich verschränkten Beziehungen zu folgen," durch welche dieser Uebersetzer den verschiedenen Gesprächen ihre Stellen angewiesen habe (S. 178.); doch nimmt auch er nicht nur den gröfsern (?) Hippias und den ersten Alcibiades als unächt (S. 173.), sondern auch den Phädrus „nach einer alten wahrscheinlichen Ueberlieferung" als vor Sokrates Tode geschrieben an (S. 154.), ohne auch im Geringsten der höchst ersprieſslichen Forschungen zu gedenken, die Socher und Stallbaum im entgegengesetzten Sinne angestellt haben; er betrachtet es ferner als gewifs, dafs er schon vor seiner Reise mit Pythagorischer Philosophie bekannt gewesen (S. 156.), und be-

Digitized by Google

raubt sich durch solche unhaltbare Voraussetzungen selbst aller Möglichkeit, Plato's Aussprüche nach der Verschiedenzeitigkeit ihrer Entstehung zu ordnen und zu würdigen. Es ist hier nicht der Ort, die historischen und philologisch-kritischen Grundlagen einer Darstellung des Platonischen Systems weiter zu verfolgen; doch finden sich auch in philosophischer Hinsicht und selbst zwischen den Schriften, über deren Zeitverhältnifs kein Zweifel obwaltet, Verschiedenheiten, die eine wesentliche Modification und Objectivirung des Sokratischen Systems im Laufe von Plato's schriftstellerischer Entwickelung beurkunden. Namentlich wollen wir hier nur an die Definitionen der einzelnen Tugenden erinnern, die im Protagoras und den damit zusammenhängenden kleineren Gesprächen noch ausschliefslich als verschiedene Richtungen des Wissens erscheinen, während sie in der Republik bei weitem realer als die Thätigkeiten bestimmt werden, durch welche die einzelnen Theile ihre Stellen im Organismus des Ganzen ausfüllen; woraus augenscheinlich hervorgeht, dafs Plato seitdem für das Gute als Mafsstab des Handelns einen weit absolutern Inhalt gefunden haben mufste, als ihn Sokrates in der formalen Bestimmung der Zweckmäfsigkeit besessen hatte. Dafs dieser Mafsstab die Harmonie ist, kann Niemanden unbekannt seyn, der auch nur den Gorgias mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit gelesen hat; erstere zwar sind wir weit entfernt einem so gründlichen Forscher, wie Hr. R., absprechen zu wollen; dafs es ihm dagegen an letzterer gefehlt hat, entnehmen wir nicht nur aus der gänzlichen Vernachlässigung jenes Begriffs an der Stelle, wo er eigentlich seinen Platz gehabt hätte, S. 424 fg., sondern auch namentlich aus der unrichtigen Auffassung der Idee des Guten überhaupt, die seine ganze Darstellung des Systems mit entstellenden Einflüssen inficirt und selbst noch in dem dritten Bande bei der Vergleichung zwischen Plato und Aristoteles die schiefsten Urtheile hervorbringt. Hr. R. bekennt sich nämlich zu der Ansicht, die er aus Republ. VI. p. 506 fg. herausdeutet,

dafs die Idee des Guten, die Plato dort als Idee der Ideen schildert, die über aller Vernunft und aller Wahrheit stehe und diese selbst erst hervorbringe, nichts anders als die Idee — wie er sich ausdrückt, Gottes sey (S. 275.); Gott ist ihm identisch mit der Gesammtheit der Ideen (S. 347.) und das feste und unveränderliche Gute (S. 463.); die übersinnliche Idee Gottes das Voraussetzungslose und das wahrhaft Seyende als Gegenstand der Dialektik (III, S. 64.), die höhere Einheit, die über dem Wesen und der Vernunft steht (S. 188.), und die Vereinigung dieser beiden (S. 198.); nur durch Gott und in Gott schauend gewinne der menschliche Geist die wahre Wissenschaft (S. 111.) und dergleichen Behauptungen mehr, die kein unbefangener Erklärer aus jener freilich schwierigen Stelle der Republik entwickeln und kein Kenner des Plato durch irgend eine andere bestätigt finden wird. Ref. hat in dem Proömium zu dem diesjährigen Winterkataloge der Marburger Universität die fragliche Stelle in dieser Hinsicht einer nochmaligen genauen Betrachtung unterzogen und glaubt dort — wenn es überhaupt noch dessen bedurfte — aus Tim. p. 28, Phileb. p. 24 fg. u. s. w. nachgewiesen zu haben, wie die Gottheit und die Idee für Plato in zwei gänzlich getrennte Kategorien fallen, die Gottheit und nicht die Idee, die Materie belebt und die Welt erschafft, die Idee ihr vielmehr nur als Muster und Mafsstab dient, und daher für sie so gut wie für den Menschen gegenständlich ist, dessen Geist sich von dem göttlichen nur durch seine Beschränktheit unterscheidet, aber eben deshalb sich demselben in's Unendliche anzunähern bemüht seyn soll — lauter Lehren, die jeder Leser des Plato als die obersten Sätze seiner Philosophie erkennen mufs; er glaubt sich daher hier mit der einfachen Leugnung aller jener Sätze Hrn. R.'s begnügen zu können; was aber den wahren Inhalt der ἰδέα τοῦ ἀγαθοῦ betrifft, so hat er dort gleichfalls wenigstens angedeutet, dafs diesen Plato entschiedenen Zeugnissen zufolge in das Eins setzte, dessen Aeufserung in der Mannichfal-

tigkeit der erscheinenden Welt dann eben jene Harmonie ausmacht. Weiter kann er freilich auch hier diesen Punct nicht verfolgen; er wollte nur an einem Beispiele zeigen, wie Hr. R. durch die Vorurtheile, die er zu seinem Stoffe mitgebracht hat, an der Einsicht in die genetische Entwickelung der Platonischen Philosophie verhindert worden ist; denn dafs in Plato's ersten Gesprächen von dieser Theorie des Eins keine Spur vorkommt, ist eben so gewifs, als dafs sie später den Gipfelpunct seiner ganzen Ansicht ausmachte. Die dialektische Wichtigkeit derselben für die Ideenlehre, wie sie namentlich aus den von Aristoteles über Plato's mündliche Vorträge erhaltenen Nachrichten durch Trendelenburg nachgewiesen worden ist, hat Hr. R. S. 327 fg. nicht übersehn und in ihren verschiedenen Beziehungen im Ganzen treu und richtig entwickelt; indem er jedoch auch hier der Idee des Eins immer die der Gottheit substituirt, beraubt er sich selbst der Vortheile, die er daraus zur Charakteristik des ganzen Systems und namentlich zur Verknüpfung mit dem nächstvorhergehenden der Megariker ziehen konnte. An sich nämlich ist das Platonische Eins kein anderes als das megarische, das ja auch vorzugsweise in der Bestimmtheit des Guten erscheint; in sofern jedoch Plato den Ideen aufser dem Eins noch einen andern Bestandtheil giebt, der bald als *μέγα καὶ μικρὸν*, bald als *ἀόριστος δυὰς* bezeichnet wird, giebt er ihnen statt der leeren und todten Form, die sie bei den Megarikern vorgestellt hatten, ein lebendiges und reales Seyn auch aufser dem Eins, in dem sie sich dann zu den Erscheinungen der Aufsenwelt, wie das Eins zu ihnen verhalten können; und so finden sich dann bei ihm zum ersten Male die beiden Extreme, die reinen einfachen Denkformen und die mannichfaltige Aufsenwelt, deren wechselseitige Incommensurabilität die Eleaten und ihre Nachfolger die letztern den erstern zum Opfer zu bringen veranlafst hatte, versöhnt und vermittelt durch die Begriffe, die von Sokrates zuerst abstrahirten Formen der Aufsenwelt, die durch ihre Theilnahme an dem Eins und

der Vielheit zugleich die Eleatische Wahrheit mit der erscheinenden Wirklichkeit vereinigen. Die Möglichkeit ja Nothwendigkeit dieser Vereinigung hat Plato im Sophisten und Parmenides dargethan, d. h. die logischen Kategorien dafür nachgewiesen, was die Dialektik bis dahin für einen Widerspruch in sich gehalten hatte; zur Verwirklichung derselben aber bedarf er noch immer eines vereinigenden Princips, welches der Geist, und insbesondere der göttliche, dem Anaxagoreischen νοῦς entsprechend, ist; denn die Idee als solche, die ewig sich selbst gleiche, stete, ruhige, würde nie das Bedürfnifs empfinden, aus sich heraus in die Wirklichkeit zu treten, wenn sich nicht die Hand des Schöpfers ihrer bemächtigte, um der Materie ihr Gepräge aufzudrücken. Allerdings erscheint dies so als ein Act der Willkühr, dessen Nothwendigkeit zunächst nur subjectiv in dem sittlichen Charakter der Gottheit begründet liegt; aber darauf eben beruht das mythische Element des Platonischen Systems, dafs es das Verhältnifs des Sinnlichen zum Uebersinnlichen zwar formal festzustellen, real aber nur der Phantasie, nicht dem Verstande zu verdeutlichen fähig ist. Wäre die Gottheit die oberste Idee, so wäre die Weltschöpfung ein dialektischer Act, und mit der Freiheit fiele das poetische Moment weg; daher wir uns über diese Vernachlässigung bei Hrn. R. um so mehr gewundert haben, als er im dritten Bande wiederholt das Mythische im Plato der Aristotelischen Nüchternheit entgegensetzt. Was freilich die transcendentale Welt betrifft, so scheint Plato hier mehr der pythagoreischen Ansicht gefolgt zu seyn, nach welcher das Eins die unendliche Zweiheit, den Stoff der Ideen, aus sich selbst erzeugt; dafür ist es aber auch in jeder der Ideen wahrhaftig und ganz enthalten, während zwischen den Ideen und den ihnen entsprechenden Dingen der erscheinenden Welt nur ein äufserliches und vorübergehendes Verhältnifs der Theilnahme oder Gemeinschaft Statt findet, wogegen die Idee als solche gleichgültig bleibt, und das daher auch den Schein eines Seyns zur Folge

Digitized by Google

hat. Zu dieser Inconsequenz sah sich Plato gezwungen, weil er noch immer in der Mannichfaltigkeit und Veränderung nur das Unwahre erblickte; und obschon er daher im Parmenides bewies, dafs die Kategorien des Eins und der Vielheit sich nicht nur vertrügen, sondern auch unzertrennlich verbunden seyn, so bedurfte er doch für das Viele noch immer eines Substrats der Unwahrheit, dessen aller Form widerstrebender Trieb ins Unendliche nur von einer höhern geistigen Macht bis zu einem gewissen Grade gebändigt werden konnte. Denn ganz und für alle Ewigkeit vermag dies selbst der göttliche Geist nicht, wie der Mythus im Politikos deutlich ausspricht, und schon daraus sieht man, dafs die Entstehung der geordneten Sinnenwelt nicht das Werk der Idee als solcher ist, wie Hr. R. S. 291 fg. zu entwickeln sucht, da sie sonst eben so nothwendig seyn müfste wie diese; aus den Ideen allein, ohne Hülfe einer ihnen fremden Natur, die sinnliche Welt sich zu erklären, wie Hr. R. will (S. 339.), hat Plato nie versucht. Hr. R. selbst sieht ein, dafs bei seiner Auffassung das Böse in der Welt unerklärlich seyn würde; er zieht es daher vor, Platon einen Nothbehelf zur Last zu legen (S. 340.), statt an der Richtigkeit seiner Ansicht zu zweifeln, dafs dem Platon das Sinnliche selbst nur als Mittel erscheine, durch welches das Gute in der sinnlichen Welt verwirklicht werden solle (S. 303.). Dafs die Macht des Schöpfers selbst die physischen Kräfte, welche die Nothwendigkeit der Natur ausmachen, zwingt, Mittelursachen (συναίτια) zu seiner Weltordnung zu werden, ist richtig; daraus folgt aber nicht, dafs sie zu diesem Behufe geschaffen seyn müssen; sondern der Schöpfer sucht nur das Schlechte, das er nicht ganz zernichten kann, möglichst zum Besten zu wenden; gerade wie er den Menschen durch die Sinnesorgane selbst zum Uebersinnlichen zurückzuleiten sucht, deren er aber gewifs nicht bedürfte, wenn er nicht durch die Sinnlichkeit dem Höhern entfremdet worden wäre (gegen S. 309.).

Lägen die Mittelursachen und überhaupt die Sinnlichkeit und Sterblichkeit der Natur gleichfalls in dem ursprünglichen Plane der Gottheit, und wären doch, wie Hr. R. S. 305. will, Schuld an der Unvollkommenheit und Schlechtigkeit der Welt, so hätte ja die Gottheit eben sowohl Theil an dem Bösen als an dem Guten, was gegen Plato's ausdrückliche Erklärung Republ. II, p. 379. und an vielen andern Stellen anstöfst; vielmehr ist gerade umgekehrt die Welt gegen den Wunsch und die Absicht der Gottheit sinnlich und sterblich, weil die Materie sie stets wieder durch ihr räumlich expansives Streben in's Formlose untergräbt; denn wie Hr. R. es verantworten kann, Plato's ausdrückliche Zeugnisse von der eigenthümlichen ungeordneten Bewegung derselben als eine nur bildliche Vorstellungsweise von der Hand zu weisen (S. 348.), begreifen wir nicht, und finden uns in unserer entgegengesetzten Ansicht um so mehr bestärkt, als wir z. B. S. 389. Hrn. R. wiederum genöthigt sehn, Platon einen „nicht leicht zu überwindenden Widerstreit" aufzubürden, der einzig und allein in seiner Einbildung aus der ganz verkehrten Auffassung der Welt und ihrer Elemente entstanden ist. Unseres Erachtens würde Hr. R. übrigens alle diese Entstellungen, die von einem so gründlichen und redlichen Forscher gar nicht zu erwarten standen, gewifs vermieden haben, wenn er nicht gleich den Ausgangspunct seiner Darstellung falsch gegriffen hätte und statt vom Wissen sofort von den vier Kategorien im Philebus oder von den Elementen der Weltschöpfung ausgegangen wäre und durch Anknüpfung an die megarische Lehre die Geltung und das richtige Verhältnifs dieser Grundlagen unbefangen festgestellt hätte. Nur wenn er eine genetische Entwickelung beabsichtigte, durfte er die Sokratische Lehre vom Wissen zu Grunde legen, da Plato allerdings eine geraume Zeit hindurch strenger Sokratiker war, ehe sich ihm durch die wissenschaftliche Kenntnifs anderer Systeme ein höheres speculatives Bedürfnifs aufdrang. Deutlich zeigen

sich diese Fortschritte, wenn wir die oberflächliche und äufserliche Art und Weise, wie er den Sophisten Protagoras in dem Gespräche dieses Namens persiflirt, mit der ernsten und gründlichen Widerlegung desselben im Theätet vergleichen; man sieht, wie er ursprünglich genug zu thun glaubte, wenn er nur ein Wissen im Gegensatze der Unwissenschaftlichkeit der Sophisten vertheidigte, dann aber einsah, wie auch die Sophisten, in sofern sie Principien aufstellten, ein Wissen, nur freilich ein falsches auf Sinnlichkeit und gemeine Erfahrung gegründetes, einführten, und sich dadurch denn bewogen fand, über Grund und Inhalt der wahren Wissenschaft weiter nachzuforschen, als es selbst durch Sokrates geschehen war. Hatte dieser nämlich gleich eingesehen, dafs nur etwas Allgemeines dazu dienen könne, so hatte er doch Grund und Gegenstand getrennt und damit beide mangelhaft gefafst, diesen als die abstracte Allgemeinheit der Begriffe, denen er jedoch nur formale Geltung gab, jenen als die concrete des grofsen Weltplanes, dessen Erkenntnifs er jedoch dem Menschen nur mit grofsen Beschränkungen zugestand; Plato vereinigte beides, indem er die Begriffe selbst zum Grunde des Wissens — durch die Wiedererinnerung — und zu Grundlagen des Weltplanes — als Muster der Gottheit selbst — und somit zu dem einzig wahrhaft concreten Seyn machte, zu diesem Ende aber ihnen eine Objectivität und Selbstständigkeit gegen das Wissen einräumte, die sie nur als Ideen, d. h. als wesenhaft gesetzte Einheiten realer Bestimmungen, annehmen konnten. Den nähern Beweis müssen wir auch hier wegen beschränkten Raumes dem Kenner Plato's sich selbst zu führen überlassen; doch dürfen wir unsern Lesern nicht verhehlen, dafs bei Hrn. R. von allem diesem das gerade Gegentheil steht. Dafs dem wahrsten Schüler des „Sokrates das Bestreben um den Begriff der Wissenschaft natürlich seyn mufste," und die wichtige Stelle, die der Theätet in dieser Untersuchung einnimmt, sieht er allerdings ein (S. 180.);

indem er aber glaubt, dafs in dem negativen Resultate jenes Gesprächs die Sache abgethan sey, schiebt er auch Platon die Lehre unter, dafs „der Begriff der Wissenschaft das letzte Mafs in allen wissenschaftlichen Untersuchungen sey (S. 182.), wodurch er sich allerdings ganz „auf die Lehre des Sokrates von der reinen Vernünftigkeit als dem letzten Ziele unsers Strebens zurückgeführt" sehn mufs (S. 183.), und auf das trostlose Resultat kommt, nach Plato solle jede Untersuchung nicht ihrer selbst wegen vom vernünftigen Menschen angestellt werden, sondern um kräftiger zu werden in der einen Wissenschaft, die alles umfasse, der Dialektik (S. 185.). Er hat aber dabei ganz übersehn, dafs Plato dem Theätet aufser dem Sophisten und Politikos noch einen Philosophos folgen lassen wollte, der unstreitig das Positive über Begriff und Gegenstand der Wissenschaft enthalten sollte; leider ist nun dieser nicht zu Stande gekommen; doch besitzen wir andere Stellen genug, worunter das Ende des fünften und das sechste Buch der Republik den ersten Rang einnehmen, um zu zeigen, dafs Plato der Wissenschaft allerdings einen andern und höhern Inhalt gab als sie selbst, nämlich jene ἀσώματα, die εἴδη, die Plato auch in der Stelle, auf die Hr. R. sich beruft, S. 286, als Ziel und Zweck der Dialektik aufstellt und weit entfernt ist, die letztere damit zum Selbstzweck zu erheben; denn wenn „das Verfahren mit den Begriffen" (S. 266.), wie wir es im Sophisten, Politikos u. s. w. sehn, für Plato die wahre Wissenschaft und nicht blos der Weg zu derselben wäre, in welche spanische Stiefeln hätte sich dann Plato's göttlicher Geist geschnürt! Dafs die Dialektik nur Propädeutik für den Philosophen ist, lehrt Republ. VII. auf's Deutlichste.

(*Der Beschlufs folgt.*)

Digitized by Google

Ritter, Geschichte der Philosophie. 2r u. 3r Theil.

(Beschlufs.)

Es ist dies keine „leere Trennung" des Wissens von seinem Inhalte, sondern keine andere, als die zwischen der Kraft und dem Objecte ihrer Thätigkeit Statt findet; die Wissenschaft gehört dem Geiste, dem νοῦς an, dessen Trennung von dem νοητὸν, der Form, im Philebus und anderswo auf's Entschiedenste ausgesprochen ist; Hr. R. aber, der dieses, wie bereits bemerkt, ganz vernachlässigt hat, kommt auf seinem Wege nun ganz consequent zu der Behauptung, dafs der höchste Geist, die Gottheit, dem als solchen die vollkommenste Wissenschaft eigen ist, auch der höchste Gegenstand der Wissenschaft, das ewige und unwandelbare Seyn (S. 190.), also, wie wir oben gesehn, die Idee der Ideen sey. Belege dafür giebt er keine; denn alle Stellen, die er citirt, gehn einzig auf das ewige Wesen, die Idee, und dafs diese mit der Gottheit Eins sey, ist ein reines Vorurtheil, über dessen Ungrund wir schon oben gesprochen haben. Es ist ein wahrhaft unheimliches Gefühl für jeden, der Plato kennt und liebt, Hrn. R. in dem fixen Wahne, dafs Seyn und Erkennen bei Plato identisch sey, alles verdrehen und verzerren zu sehen, so dafs uns die herrlichsten Schöpfungen des grofsen Weisen als gespenstige Schemen vorgaukeln! Auch die Seele soll eine Idee seyn (S. 316.), und daraus folgt denn natürlich, ganz gegen Plato's Ansicht, dafs alle Seelenthätigkeit als solche einen wahren Inhalt hat, und selbst die Sinnlichkeit ein wenn auch unvollkommenes Mittel zur Erkenntnifs der Wahrheit ist (S. 309.). Hr. R. beruft sich hier namentlich auf die Wiedererinnerung (vergl. S. 471); aber würde diese Statt finden können, wenn der Geist nicht schon früher in seinem aufsersinnlichen Zustande

die Ideen kennen gelernt hätte, und geschieht sie nicht vielmehr trotz der Sinnlichkeit als durch dieselbe? Wenigstens kann es ihr nicht zum Verdienste angerechnet werden, wenn sie im Dienste der Vernunft das wieder gut machen hilft, was sie durch ihre selbstständigen Einflüsse verdorben hat, und Plato spricht dies auch so deutlich aus, dafs Hr. R. sich nicht anders helfen kann, als dafs er seine desfallsigen Aeufserungen für „eine mythische Vorstellungsweise" erklärt, „die zu positiveren Bildern geführt habe, als die Wahrheit der Platonischen Ansicht vertrage," und ihnen „einige Uebertreibung" vorwirft, die man nur ihrer rednerischen Haltung anzurechnen und sich davon nicht schrecken zu lassen habe" (S. 308.). — Ref. gesteht, dafs er die Stirn nicht hat, einem grofsen Denker in's Gesicht den lebendigen Ausdruck seiner innersten Ueberzeugung für rhetorische Declamationen und Uebertreibungen zu erklären! Dafs die ganze Darstellung des Systems nach solchen Principien statt des objectiven Charakters, der ihm eigenthümlich ist, einen rein subjectiven annehmen mufs, leuchtet ein; nachdem Hr. R. den Kampf Plato's gegen die Sophisten gut, vielleicht nur zu ausführlich entwickelt hat (S. 227 bis 256.), geht er, um Plato's Dialektik zu schildern, statt zu den Ideen, zu der Empfindung über, um sich erst durch die Psychologie den Weg zu der Lehre vom Seyn und Werden zu bahnen, und ist nicht ohne Grund selbst gleichsam befremdet, damit urplötzlich mitten in seinen logischen oder dialektischen Untersuchungen auf den Kern der Platonischen Philosophie, die Ideenlehre, zu stofsen (S. 267.). Hier fafst er nun begreiflicherweise Alles, was irgend Gegenstand der Seelenthätigkeit seyn kann, unter dem Worte Idee zusammen; denn „woran," sagt er selbst S 271, „hätte wohl Plato gemeint, dafs eine wissenschaftliche Forschung sich nicht knüpfen lasse? worin wäre seiner Ansicht nach nicht etwas Wahres zu finden?" und so legt er denn nicht nur den Untugenden und allen negativen Begriffen überhaupt, sondern auch selbst dem Sinnlichen und dem

Werden, ja den Einzelwesen Ideen bei (S. 268 — 271. vergl. Bd. III, S. 123.). „Selbst die Ideen, welche ein Einzelnes, wie eine Seele oder einen Menschen, bezeichnen, umfassen in sich eine Sammlung sinnlicher Vorstellungen," heifst es S. 292, und sonach soll das Sinnliche, das Plato den Ideen entgegensetzt, nichts anders als jene Vielheit seyn, die nach dem Parmenides mit dem Eins nothwendig verbunden ist; in sofern nun aber doch jede von diesen sinnlichen Vorstellungen, d. h. den Attributionen des Subjectes, wieder auf einer Idee beruht, kommt Hr. R. sehr in's Gedränge, aus dem er sich nicht anders zu helfen weifs, als indem er „noch manche andere Bezeichnungsweisen" annimmt, wornach es sich ihm dann endlich ergiebt, dafs wir auch (!) „das Sinnliche betrachten müssen als eine Mischung verschiedener Ideen, welche zusammen ein Wesen bilden" (S. 296.) und dies „die Art der sinnlichen Empfindung" sey, dafs sie „die Ideen nicht unterscheide, sondern mit einander gemischt erblicke," also das Sinnliche nur eine Vermischung der Ideen unter einander ist (S. 297, vgl. S. 328 fg.). Hr. R. beruft sich hier auf Republ. V. p. 475. e, um ein Theilhaben der Ideen unter einander (*ἀλλήλων κοινωνίαν*) zu beweisen; ein solches kann aber Platon doch wohl kein anderes seyn, als eine solche ewige unzertrennliche Verbindung, wie er sie im Phädon p. 104 fg. zwischen Seele und Leben, Feuer und Wärme u. s. w. annimmt, keine zufällige und vergängliche, wie sie gerade den Charakter der Sinnenwelt ausmacht; diese empfängt zwar alle ihre Bestimmtheiten durch die Theilnahme an den Ideen, und in sofern kann man wohl sagen, dafs in allen Erscheinungen Ideen enthalten seyen, aber nicht als solche, sondern nur wie der Körper auch in seinem Spiegelbilde enthalten ist. Nicht die Ideen selbst, die *ἀμιγὴς καὶ εἰλικρινὴς οὐσία*, sind es, die sich in der Sinnenwelt durchdringen, sondern nur ihre Abbilder, *ὁμοιώματα*, in welchen das Seyn der Ideen durch ein ihm entgegengesetztes Nicht-seyn zu einem Anders-seyn modificirt ist, dem zwar die objective

Wahrheit der Ideen im Hintergrunde liegt, an sich aber nur die subjective des Scheins und der Relativität zukommt; das Nicht-seyn aber ist die Materie, die der Spiegelfläche entspricht und weder durch die Vernunft noch durch die Sinnlichkeit erkannt, sondern nur durch ein approximatives Räsonnement (λογισμῷ νόῃφ) gefafst werden kann. Dafs sich freilich Hr. R. dieses Elementes mit Gewalt entschlagen will, haben wir oben schon erinnert, aber auch unsere Gegenbemerkungen gemacht; und wenn er die Erscheinungen, die wir in Plato's Sinne nur durch die Annahme eines solchen Dualismus erklären zu können glauben, so zu erklären sucht, dafs es in der Eigenthümlichkeit der sinnlichen Empfindung, deren Gegenstand die Sinnenwelt ist, liege, ihren Gegenstand nur relativ aufzufassen, so können wir uns gegen eine solche Verdrehung zum Subjectiven nur aufs Bestimmteste verwahren; gerade umgekehrt, weil die Relativität Charakter der Sinnenwelt ist, kann die dieser entsprechende Seelenthätigkeit ihren Gegenstand auch nur von jener Seite auffassen.

Soviel hielten wir zu erinnern für Pflicht, um den unrichtigen Vorstellungen, die dieses in so vielen Rücksichten treffliche Werk durch seine übrigens wohlverdiente Auctorität bei dem Plato's unkundigen Leser hervorbringen könnte, nach Kräften entgegen zu wirken; mit aufrichtigem Bedauern werden wir gewahr, dafs die Menge von Irrlehren, die wir zu bekämpfen hatten, uns den Raum, den wir so gern auch den Lichtseiten desselben, namentlich der trefflichen Charakteristik der Aristotelischen Philosophie gewidmet hätten, gänzlich versperrt hatten; da inzwischen diese Anzeige auf allen Fall nur den Zweck haben könnte, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Buch selbst zu richten, so können wir es hier bei dem einfachen Anerkenntnisse des Fleifses und der dialektischen Schärfe bewenden lassen, die Hr. R. namentlich auf die erste Hälfte des dritten Bandes — von der andern handelt schon der Anfang dieser

Digitized by Google

Anzeige — verwendet hat. Doch ist auch unsere Polemik weit entfernt, dem Buche Leser entziehen zu wollen; selbst in dem, was Hr. R. über Plato sagt, wird nicht nur die Consequenz, mit der er seine Ansicht durchführt, sondern auch manche einzelne schöne und richtige Auffassung den denkenden Leser ansprechen; und ist es uns nur gelungen, von blinder Annahme seiner Darstellung abzuhalten und durch Andeutung der Möglichkeit einer diametral verschiedenen zum Selbstforschen anzureizen, so ist unser Zweck erreicht.

K. Fr. Hermann.

Nürnberg, bei Heinrich Haubenstricker: Ueber die Erkenntniſs und Heilung der Rückgratsverkrümmungen mit Lähmung, vorzüglich der Füſse, von Dr. Benedikt Christian Vogel, ordentlichem Professor der Arzneikunde und Botanik auf der vormaligen Universität Altdorf. 1832 *gr.* 8. *VI u.* 227 *S.*

Der Hr. Verf. vorliegender Schrift, dem ärztlichen Publikum vorzugsweise durch seine „Sammlung schwieriger medicinischer und chirurgischer Fälle für die praktische Heilkunde" bekannt, wollte in einer Monographie die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen über die Krankheiten des Rückgrates mittheilen. In seinem 78sten Jahre begann er diese Arbeit, merkte aber bald, dafs zur Vollendung eines so umfassenden Werkes, in welchem sämmtliche Rückgratskrankheiten abgehandelt werden sollten, seine noch übrige Lebenszeit nicht zureichen möchte; weshalb er sich blos auf eine Abtheilung derselben, nämlich die Rückgratskrümmungen mit Lähmung meist der unteren Extremitäten beschränkte. In der Einleitung spricht der Hr. Verf. von der Wichtigkeit des Rückenmarks für den thierischen Organismus; berührt kurz einige deshalb angestellte Versuche; macht darauf aufmerksam, wie Manches hier noch näher zu erörtern; was in physiologischer und pathologischer Hinsicht geschehen sey; bestimmt den Sitz der Krank-

Digitized by Google

heit; führt die wichtigsten Symptome und die Ursachen u. s. f. und giebt im Allgemeinen die Behandlung des Leidens an.

Darauf folgt eine Beschreibung der Rückgratssäule mit ihren Bändern, Muskeln, Schlag-, Blut- und Saugadern, den Schleimbeuteln, dem Rückenmarke und den daraus entspringenden Nerven u. s. w., welche der Sömmering'schen Anatomie fast wörtlich entlehnt ist, und deshalb hier leicht hätte übergangen werden können. Daran schliefst sich eine nähere Bestimmung des Rückenmarks in physiologischer Hinsicht oder in Betreff seines Antheils am thierischen Leben.

Im pathologischen Abschnitte erhalten wir die Angabe der Diagnostik der Rückgratskrümmung mit Lähmung zumal der untern Extremitäten. Hier wäre zu wünschen gewesen, dafs der Hr. Verf. die mit diesem Uebel zu verwechselnden Krankheitsformen und den Weg, diese genau zu unterscheiden, genau angegeben hätte.

Das Ergebnifs der Leichenöffnungen bei Buckeligen ist mit vielem Fleifse zusammengetragen. — Ziemlich vollständig sind die Ursachen angeführt. Ueber die Prognose geht der Hr. Verf. kurz weg. Bei dem Heilverfahren wird nichts Neues mitgetheilt.

Die angehängten sechs Krankheitsfälle beurkunden den umsichtigen Praktiker.

Sehr entbehrt man im Werke die Angabe der Symptomengruppe im Allgemeinen und die Angabe der Symptome nach der Verschiedenheit des Sitzes und der einzelnen Stadien, worauf sich ein rationelles Verfahren leicht basirt hätte.

Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Hr. Dr. Osterhausen in Nürnberg, der nach dem Tode des Hrn. Verfs. das Manuscript, welches schon vor dem Jahre 1825. in's Reine geschrieben war, zum Drucke beförderte, die neuern Leistungen in Bezug auf die fragliche Krankheit in einem Anhange nachgetragen hätte

Digitized by Google

Dies wäre keine schwere Arbeit gewesen, da erst kurz vor dem Drucke der Vogel'schen Schrift M. Jäger's vortreffliche Monographie über „die Entzündung der Wirbelbeine, ihre Arten und ihr Ausgang in Knochenfrafs und Kongestionabscefs" erschienen war.

Dr. *Fr. Ludw. Feist.*

Der Geist des Menschen in seinen Verhältnissen zum physischen Leben; oder Grundzüge zu einer Physiologie des Denkens. Für Aerzte, Philosophen und Menschen im höheren Sinne des Wortes. Von Ph. Karl Hartmann, Doctor u. öffentl. ordentl. Professor der Medicin an der Univers. zu Wien. Zweite, vom Verf. selbst vermehrte Auflage. Wien. 1832. *XXVIII u.* 365 *S.* 8.

Obgleich durch die schon i. J. 1819. erschienene erste Auflage dieses trefflichen Werkes eine bestimmte Ansicht über dasselbe schon längst feststehen möchte, so scheint es dennoch angemessen, bei Gelegenheit dieser zweiten Auflage, die Aufmerksamkeit von Neuem darauf hinzulenken und es einer neuen Beurtheilung zu unterwerfen. Der Gegenstand, der hier zuerst in einer umfassenden Darstellung abgehandelt worden, ist zu wichtig und zu schwierig, als dafs nicht eine oft wiederholte Besprechung desselben und von verschiedenen Gesichtspunkten aus von immer neuem Interesse seyn sollte. Rec. aber fühlte sich um so mehr aufgefordert, über dieses Werk sein Urtheil abzugeben, als er, bei allen grofsen Vorzügen desselben, doch im Ganzen für seine Ansicht über das Verhältnifs zwischen Leib und Seele, volle Befriedigung nicht finden konnte. So sehr er die Gründlichkeit der empirischen Forschung, die Sorgfalt und die Umsicht des Urtheils anerkennen mufs, so vermifst er doch einen höheren philosophischen Standpunkt, der über das ganze Verhältnifs einen sicheren, klaren Blick verbreiten sollte. Keineswegs werden von diesem höheren philosophischen Standpunkt etwa tiefere metaphysische Aufschlüsse über das Wesen der Seele erwartet, noch weniger sollen damit noch weitere An-

Digitized

sprüche an die Behauptung der Unabhängigkeit des Geistes von dem Körper gemacht werden, als hier geschehen ist. Rec. ist sich der Grenzen des philosophischen Erkennens in Ansehung des ewigen Seyns des Geistes und der darin begründeten sittlichen und religiösen Elemente wohl bewufst; ja er wünscht vielmehr, dafs diese Grenzen in dem vorliegenden Werke noch schärfer beachtet worden wären, als es geschehen, und dafs somit die Fragen um die Unsterblichkeit und Freiheit des Menschengeistes in diese Sphäre gar nicht hereingezogen worden wären. Denn eben dies möchte als Hauptfehler in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist in diesem Werke zu betrachten seyn, dafs es mit dem Verhältnifs zwischen Natur und Idee, zwischen endlichem und ewigem, zwischen nothwendigem und freiem Seyn des Menschen verwechselt wird, während es rein innerhalb des Gebietes der Natur selbst zu halten, und hier nur als Verhältnifs zwischen äufserer und innerer Natur zu fassen war. Es kam nur darauf an, zu zeigen, dafs körperliches und geistiges Menschenleben als zwei nothwendig subjectiv getrennte, durch keine Theorie oder Erklärung vereinbare, Ansichten der Natur zu betrachten und wissenschaftlich zu behandeln sind; statt dessen aber ist der Verf. bemüht, das Geistesleben als eine über die Natur überhaupt hinausragende, freie Kraft oder Thätigkeit zu behaupten, indem er darin sittliche Freiheit und Unsterblichkeit der Seele sichern zu müssen wähnt. Dies ist aber ein Mifsverständnifs: dafür kömmt es auf Behauptung einer über die Natur überhaupt, über innere wie äufsere Natur sich erhebenden, idealen Ansicht von dem ewigen, vollendeten Seyn an, während die Abhängigkeit des Seelenlebens von dem Körperleben, wie weit man sie auch materialistisch ausdehnen möge, diese Fragen gar nicht berührt, denn dafür kömmt es darauf an, die Ansicht von der Materie selbst, also auch die materialistische Ansicht von der Seele, als eine subjektiv beschränkte und für das Seyn an sich ganz ungültige darzustellen.

Diese Bemerkungen werden in der genauern Betrachtung des Gangs der hier geführten Untersuchungen ihre Bewährung finden.

Schon auf den ersten Seiten (S. 3 fg.), wo der Verf. die zu lösenden Probleme vorläufig angiebt, stellt er psychische und physische Thätigkeit wie Ideales und Reales gegenüber, und leitet daraus, jenachdem das Geistige (= Ideale) oder das Körperliche (= Reale) als der Grund oder der Ursprung gedacht wird, die Systeme des Idealismus und Materialismus ab, deren Vereinigung theils durch absolute Identität, theils durch Dualismus vorgestellt wird. Hier treffen wir also schon auf jene Verwechslung des Geistigen mit dem Idealen, so wie des Materiellen mit dem Realen. Dann folgt eine Uebersicht der psychischen Thätigkeiten, die er unter dem Begriff des Denkens zusammenfafst, an deren Schlufs die hauptsächlichsten Thatsachen zusammengestellt werden, in denen sich ein Wechselverhältnifs zwischen Körper und Geist zeigt. Ehe nun aber zu der Erklärung dieses Wechselverhältnisses in der 2ten Abth. geschritten wurde, wäre eine psychologisch-kritische Untersuchung über die Art, wie wir körperliche und geistige Erscheinungen erkennen, zu wünschen gewesen, woraus sich im Voraus Grundsätze über die Möglichkeit einer Erklärung dieses Verhältnisses, namentlich über die Möglichkeit der Anwendung von Causalitätsgesetzen auf dieses Verhältnifs, ergeben haben würden. Statt dessen setzt der Verf. ohne alles Bedenken ein Causalverhältnifs voraus, und sucht in seinen folgenden Untersuchungen nur näher zu bestimmen, wie weit dieses Causalverhältnifs reiche und wie weit eine Unabhängigkeit des Geistes behauptet werden könne.

Daher beginnt der Verf. diese Untersuchungen in der 2ten Abth. sogleich mit der Frage: durch welche Organe wird das Denken des Menschen vermittelt? Ohne vorher gefragt zu haben, ob es Organe sind, durch welche es vermittelt wird und ob es überhaupt nur vermittelt wird. Mit Recht konnte

Digitized by Google

allerdings der Verf., einmal die Gültigkeit der Frage angenommen, als entschieden durch die Erfahrung vorausetzen, dafs es das Nervensystem, und für die höhern Thätigkeiten des Denkens insbesondere das Gehirnsystem sey, welches jene Vermittlung ausführt. Wie wenig aber aus der Anatomie und der chemischen Zerlegung der Nerven und des Gehirns Licht auf die Physiologie des Denkens falle, dies ist das Resultat der hieran geknüpften Untersuchungen des Verfs. Er fragt nun weiter: was und wie wirken die Organe des Gehirn- und Nervensystems zu jeder einzelnen Denkverrichtung? Zur Beantwortung dieser Frage wird erst eine genauere physiologische Untersuchung über das Leben des Nervensystems vorausgeschickt, worin der Verf. nach gesunden Grundsätzen der Naturphilosophie die alten und neuen Hypothesen von einem Centraltheile, der das Leben allein enthalte und einer von der Materie verschiedenen Lebenskraft in den Nerven abweist, das Leben auf ein bestimmtes Verhältnifs der Wechselwirkung zwischen den allgemeinen Naturkräften, die mit den Stoffen Eins sind, zurückführt. Das eigenthümliche Nervenleben setzt er in die vorherrschende Expansivkraft in dem thierischen Organismus, dem als vorherrschende Attractionskraft das System des Zellgewebes entgegensteht und deren Zusammenwirken das Leben des Muskelsystems bildet. Die Thätigkeiten des Nervenlebens sind, abgesehen von den blofsen Vegetationsverrichtungen für die Erhaltung ihrer selbst und des Organismus überhaupt, theils Empfindung theils Muskelbewegung. Hierauf wird der Antheil des Nervenlebens an einzelnen Geistesthätigkeiten mit einer aufserordentlichen Vorsicht und Genauigkeit dargestellt und demgemäfs werden die Grenzen zwischen körperlicher Mitwirkung und Selbstständigkeit des Geistes festgestellt. Mit einer unwiderleglichen Schärfe zeigt hier der Verf. zuerst, dafs selbst die Sinnesanschauungen, in denen sich der Geist am sichtbarsten in der Abhängigkeit von körperlichen Bedingungen zeigt, doch durchaus nicht

Digitized by Google

allein aus Nerventhätigkeiten erklärt werden können, indem Aufmerksamkeit, Verdeutlichung der Empfindungsbilder und Aufnahme derselben in die Einheit des Bewufstseyns, welche zu jeder Sinnesanschauung nothwendig gehören, eine selbstständige, von den Nerven unabhängige Thätigkeit des Geistes dabei voraussetzen. Allein den eigentlichen Grenzpunkt zwischen äufserer und innerer Natur scheint der Verf. schon hier übersehen zu haben, da er es nicht berührt, wie schon die Empfindung ganz für sich, abgesehen von den fernern Thätigkeiten der geistigen Selbstständigkeit in der Aufmerksamkeit, dem Bewufstseyn u. s. w., wodurch die blofse Empfindung zur Anschauung, zur Erkenntnifs wird, als ein rein innerer, geistiger Zustand zu fassen ist, der aus äufseren, körperlichen Wirkungen durchaus nicht erklärbar ist. Denn wie sollte es wohl erklärbar seyn, wie ein Zustand der von Aufsen gereizten Nerven auch zugleich ein Zustand des Geistes sey? wie z. B. eine Affection des Sehnerven durch Lichtstrahlen innerlich im Geiste als Farbe angeschaut, oder eine Erschütterung des Trommelfells und der innern Gehörnerven durch Luftschwingungen als Schall vernommen werde? Der gereizte Sehnerve oder der zitternde Gehörnerve ist doch wohl noch nicht Farbe oder Schall: hier kann nur eine Selbstthätigkeit des Geisteslebens in der schärfsten Trennung von aller materiellen Einwirkung, als gültiger Erklärungsgrund für die allergeringste, scheinbar passivste Thätigkeit des Geistes zureichen.

Dieser Gesichtspunkt ist noch mehr bei der Einbildungskraft verfehlt. Die Frage: ist die Einbildungskraft in ihrer Aeufserung an den physischen Organismus gebunden? müssen wir natürlich mit dem Verf. mit Ja beantworten. Wenn aber dann der Verf. sogleich zu fragen fortfährt: durch welche Organe? so mufs ihm eingewendet werden: warum Organe? Giebt es denn kein anderes Bedingtseyn geistiger Thätigkeit durch körperliche als durch Organe? Wir müssen namentlich für die Einbildungskraft alle körperliche Organe durch-

aus abwenden und diese überhaupt lediglich auf die durch sinnliche Anregung unmittelbar bedingte geistige Thätigkeit, also insbesondere die sinnliche Anschauung beschränken. Der Verf. läugnet nun zwar ebenfalls das Daseyn besonderer Organe für die Thätigkeiten der Einbildungskraft allein, er behauptet aber doch, dafs jedem äufseren Organ der Sinne und der willkührlichen Bewegung ein inneres Nervenorgan entspreche, wodurch es möglich werde, dafs diese äufseren Anschauungen und willkührlichen Thätigkeiten auch innerlich durch die Einbildungskraft vorgestellt werden. Wozu aber, fragen wir, bedarf es wieder neuer körperlicher Organe, um ein innerlich fortgesetztes Spiel von geistigen Thätigkeiten zu erklären? Ist einmal durch sinnliche Anregung die geistige Thätigkeit geweckt, warum sollte sie sich nicht innerlich, ohne jedesmalige neue Anregung, fortbewegen und wiederholen können? Man mufs die Idee von der Lebenseinheit des Seelenlebens, vermöge welcher alle geistige Thätigkeiten in einem Wechselverhältnifs innerer gegenseitiger Anregung stehen, verkennen, wenn man dafür für nöthig hält, eine jedesmal erneuerte sinnliche Organerregung vorauszusetzen. So wird das ganze Gesetz der s. g. Ideenassociation aus einem psychologischen in ein physiologisches verwandelt, indem die Verbindungen, in welche die Vorstellungen untereinander in Rücksicht ihrer gegenseitigen Wiedererweckung stehen, nicht in inneren Verhältnissen zur Lebenseinheit, sondern in physischen Verbindungen der Nervenorgane untereinander bestehen. Schwerlich wird sich diese Ansicht gegen den Vorwurf einer materialistischen Erklärung rechtfertigen können. In Ansehung des Gedächtnisses z. B. verwirft der Verf. zwar, ohne Zweifel mit Recht, die Erklärung desselben aus bleibenden Eindrücken auf die Substanz der Gehirnnerven; wenn er selbst aber dasselbe aus Dispositionen der Gehirnnerven zur Wiederholung gewisser Bewegungen, Schwingungen oder Spannungen, die aus den vorher gemachten Eindrücken übrig bleiben, erklärt, so ist auch

Digitized by Google

dies wohl materialistisch erklärt. Oder wenn er die Zustände der Gewöhnung, z. B. beim Erlernen von Fertigkeiten, wie das Lesen, Clavierspielen u. dgl., wo eine Reihe von Thätigkeiten nach öfterer Wiederholung, nur unwillkührlich, mechanisch aufeinander folgen, aus einer durch öfteres Zugleichgeschehen bewirkten physischen, organischen Verbindung der verschiedenen dafür erforderlichen Organthätigkeiten erklärt, so ist dies wieder materialistisch erklärt. Eine rein psychische Erklärung dieser Erscheinungen aus der Lebenseinheit aller geistigen Thätigkeiten, wonach jede Thätigkeit mehr oder weniger alle andern mit anregt, und diejenigen zunächst und am stärksten, welche durch Gleichzeitigkeit oder Aehnlichkeit mit ihr schon näher zu Einer Lebensthätigkeit verbunden waren, schliefst jedoch keineswegs eine Mitwirkung der Nerventhätigkeit aus; nur darf man diese nicht gleich zu der von Organen machen, so dafs das Bild der Einbildungskraft erst durch die innere Organempfindung zugeführt würde, die Einbildungskraft also eigentlich nur eine innere Receptivität, das Einbilden ein inneres Wahrnehmen wäre; sondern nur so, dafs die Nerventhätigkeit im Allgemeinen als Bedingung der Thätigkeit der Einbildungskraft gedacht wird, in derselben Weise, wie jede geistige Thätigkeit, auch die höchste, als Thätigkeit durch Nerventhätigkeit bedingt ist. Es genügt daher keineswegs für die Selbstständigkeit der inneren Natur, wenn der Verf. dann noch einen Theil der Thätigkeiten der Einbildungskraft und des Gedächtnisses, nämlich die willkührliche Affection des innern Organs, die Aufnahme der Bilder in das Bewufstseyn, und die Reflexion über die wirkliche Vergangenheit der Gedächtnifsbilder, der Selbstständigkeit des Geistes bewahrt.

Am meisten aber mufs Rec. sich gegen den Verf. erklären in der Beurtheilung derjenigen Geistesthätigkeiten, die er „höhere Erkenntnifsvermögen" nennt, und worunter er Verstand, Urtheilskraft und Vernunft begreift, womit wir zugleich die Theorie von dem Be-

Digitized by Google

wufstseyn und dem Willen verknüpfen können. Der Verf. scheint hier den Brennpunkt für den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus zu erblicken, und erklärt sich einseitig für den Spiritualismus, der in diesem Sinne eben so unhaltbar ist, als der Materialismus. Er glaubt an dieser Stelle vorzüglich für das Wesen des Geistes, für Vernunft, Freiheit und Unsterblichkeit kämpfen zu müssen, und bietet daher alle seine Kräfte auf, um für diese höheren Geistesvermögen eine völlige Unabhängigkeit von körperlichen Bedingungen zu erstreiten. Allein um diese höheren Interessen des Ewigen und Freien handelt es sich hier ganz und gar nicht; Freiheit und Unsterblichkeit, Glaube und Sittlichkeit sind nicht im mindesten gefährdet, man mag den Einfluss des Körpers noch so weit auf den Geist ausdehnen, da hier doch immer nur von dem Geist die Rede ist, in sofern er in der Erscheinungswelt thätig wird, in sofern er Gegenstand der Natur und Erfahrung wird, dessen wahres ewiges Seyn hingegen darüber hinaus nur in einer über die Naturansicht überhaupt erhabenen idealen Weltansicht gesichert werden kann. In der Natur und Erscheinungswelt läfst sich Freiheit und Ewigkeit des Geistes überhaupt nicht behaupten, und diese würden eben so gut durch eine innere, psychische, als durch eine äussere, materielle Naturnothwendigkeit und Endlichkeit vernichtet werden.

Der Verf. zeigt nun allerdings ganz richtig gegen den Materialismus, dafs die Einheit der Vernunft und die Einheit des Bewufstseyns, welche das Mannichfaltige in der Einheit denkt und zusammenfafst, aus Organen der Nerven durchaus nicht erklärt werden könne, und führt dies sehr scharf hauptsächlich in dem Trilemma durch, dafs diese Einheit in der Vielheit entweder durch eine Vielheit von Organen, oder durch ein Centralorgan, welches wieder entweder ein Inbegriff vieler Organthätigkeiten, oder ein Indifferenzpunkt des Zusammenflusses aus vielen wäre, vermittelt seyn müfste. Eine Vielheit von Organen, also auch ein Centralorgan als Inbegriff

vieler Thätigkeiten, könnte aber keine Einheit, und ein Centralorgan als Indifferenzpunkt keine Vielheit von Thätigkeiten der Vernunft und des Bewufstseyns erklären. Ferner Freiheit des Willens kann nicht aus nothwendig bestimmten Nerventhätigkeiten erklärt werden. So weit kann man dem Verf. ganz recht geben. Es giebt für diese höheren Thätigkeiten des Geistes keine Organe und kein höchstes sie vereinigendes Organ in den Nerven. Aber nun behauptet er auch weiter: Zur Aeufserung der Thätigkeiten des höheren Erkenntnifsvermögens und des Bewufstseyns bedarf es durchaus keiner Mitwirkung der Nerven, sie sind in ihrer Thätigkeit weder an den Raum noch an die Zeit gebunden, sondern sind ihrem Wesen nach frei und Einheit ist ihr Gesetz. Wohl! ihrem Wesen nach sind sie frei, aber sind sie denn thätig, werden sie zur Erscheinung ihrem Wesen nach? Ist nicht jede Thätigkeit der Vernunft, des Verstandes und der Urtheilskraft, jeder Act des Bewufstseyns und des Willens an die Bedingung der Zeit gebunden, da er in einer Zeit erscheint, eine Zeit lang dauert, und mit einem beschränkten Grad von Kraft in der Zeit entsteht, wächst und wieder verschwindet? Ja, ist sie nicht auch mittelbar an die Bedingung des Raums gebunden, in sofern sie sich in Körpern und zunächst in den willkührlichen Bewegungen des eigenen Körpers wirksam erweist? Man würde alle Gesetzmäfsigkeit der innern Natur, alle psychologischen Gesetze vernichten, wenn man die Bedingung der Zeit für geistige Thätigkeiten hinwegleugnen wollte. Der Verf. will und kann allerdings nicht die Thatsache leugnen, dafs die Entwickelung des Gehirns durchaus parallel laufe mit den Thätigkeiten des höhern Erkenntnifsvermögens, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft. Je vollkommener das Gehirn entwickelt, je ungestörter es in seinen Functionen thätig ist, desto vollkommener kommen auch diese Erkenntnifsthätigkeiten zur Erscheinung. In dieser Rücksicht weist er mit vollem Rechte den voreiligen Schlufs mancher Physiologen aus dieser Erscheinung ab, dafs es gerade bestimmte Organe der

Nerven seyen, von denen dieser Parallelismus bestimmt ist. Aber warum nicht eine andere Vermittlung durch Nerven? Der Verf., in der Meinung, dadurch das Wesen der Freiheit des Geistes sichern zu müssen, behauptet, zur Aeusserung dieser höheren Erkenntnifsvermögen bedürfe es durchaus keiner unmittelbaren Mitwirkung, sondern nur in sofern sie in ihren Thätigkeiten von den niederen Erkenntnifsthätigkeiten, von Sinn, Einbildungskraft, Gedächtnifs u. s. w. abhängig seyen, in sofern seyen sie — mittelbar — auch durch die Nerven bedingt, an welche jene gebunden sind. Bezeichnend ist dafür besonders folgende Stelle (S. 217 fg.): Die höheren Erkenntnifsvermögen (Verstand, Urtheilskraft und Vernunft) „sind ihrem Wesen nach das Werk einer, von dem organischen, d. h. an bestimmte materielle Formen gefesselten, Leben unabhängigen, über alle Gesetze der Materie erhabenen, freien Thätigkeit. — Und doch, wird man uns einwenden, ist es Thatsache, dafs sich die höheren Erkenntnifsvermögen beim Menschen in einem um so höheren Grade von Vollkommenheit äufsern, je mehr seine Gehirnorganisation entwickelt und ausgebildet ist. So wenig ich im Stande bin, diesen Ausspruch der Erfahrung zu leugnen, so wenig glaube ich aber auch, dafs aus demselben der Schlufs hervorgehe, welchen man aus ihm zu ziehen geneigt ist: dafs nämlich der Verstand u. s. w. ganz allein in dieser vollkommneren Organisationsentwickelung begründet seye (allerdings ein falscher Schlufs!). Die Aeufserungen der höheren Erkenntnifsvermögen stehen allerdings mit den Functionen der Gehirnorgane in Verbindung: aber nur in so weit, — und nicht weiter (?) — als die Vorstellungen durch die Einbildungskraft vermittelt sind. In einem vollkommen ausgebildeten Gehirn sind auch die Organe der Einbildungskraft vollkommen entwickelt, und in sofern diese die Aeufserung der höhern Erkenntnifsvermögen vermitteln, in sofern kann diese Aeufserung allerdings durch eine mehr vollendete Gehirnorganisation sehr begünstigt werden."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

Hartmann, über den Geist des Menschen u. s. w.

(Beschluſs.)

Rec. kann es nur aus der Verblendung, in welche den Verf. das Vorurtheil versetzte, an dieser Stelle und auf diesem Wege die Selbstständigkeit des Geistes gegen die hereindringende Gewalt des Materialismus zu behaupten, erklärlich finden, wie er, sonst so umsichtig und scharfblickend, doch hier blind bleiben konnte gegen die klarsten Thatsachen, welche einen unmittelbaren Zusammenhang des Nervenlebens mit den s. g. höheren Erkenntnifsthätigkeiten beurkunden. Die alltäglichsten Erfahrungen beweisen es, dafs die Thätigkeit des Denkens selbst unmittelbar mit gewissen Nerventhätigkeiten verbunden ist, dafs das Geschäft des Denkens durch Gehirnaffectionen wesentlich bedingt ist, ganz abgesehen von jenen Verhältnissen zu der Einbildungskraft, wie Verletzungen des Gehirns unmittelbar auf die Thätigkeiten des Denkens Einfluſs haben, während die Einbildungskraft ganz ungestört bleibt, u. dgl. m. — In einzelnen Aeufserungen nähert sich der Verf. mehr dem wahren Gesichtspunkt. So gesteht er S. 227. die Möglichkeit einer Mitwirkung der Nerven bei den Thätigkeiten des Denkens ein, und verwahrt sich nur gegen die Schlufsfolge, dafs darum der Grund des Denkens selbst in die Nerven gesetzt werde, da doch nur eine Bedingtheit der Thätigkeit desselben durch Nerven daraus folge. Dies ist allerdings die richtige Ansicht: Das Denken ist durch Nerven bedingt, aber darum nicht dadurch begründet, daraus erklärbar. Damit wäre denn die Selbstständigkeit der innern Natur des Geisteslebens der äufseren, körperlichen gegenüber vollständig gesichert, und es bedurfte nicht dieses Ausnahmegesetzes von dem Gesetz der körperlichen Bedingtheit aller Geistes-

thätigkeiten für die s. g. höheren Erkenntnifsthätigkeiten und den Willen.

Wir unterlassen es, dem Verf. noch ferner in das Einzelne seiner Untersuchungen zu folgen, in denen er aus demselben Standpunkt die Affecten und Leidenschaften, die verschiedenen Geistesanlagen (wobei eine ausführliche und gründliche Widerlegung des Gall'schen Systems der Gehirnorgane gegeben wird), der Zustände des Schlafs, Traums und Nachtwandelns, der krankhaften Geisteszustände und des Todes im Verhältnifs zu dem physischen Leben, besonders der Nerven, mit seiner rühmlichen Gründlichkeit und Vorsicht betrachtet. Nur bei dem Schlufs des ganzen Werkes, dem Abschnitt von dem Tode, müssen wir noch einen Augenblick verweilen, weil hier die alte Verwechslung der innern Natur mit der Idee des Geistes, der Selbstständigkeit des Geistes in seiner Erscheinung mit seinem ewigen Wesen nochmals recht klar hervortritt. Hier nämlich wird aus der Unabhängigkeit des Geistes von dem körperlichen Organismus, namentlich in seinen höheren Thätigkeiten des Denkens und Wollens, geradezu auf seine Unsterblichkeit geschlossen. So wahr in dieser Argumentation die Darlegung der Unhaltbarkeit des Schlusses des Materialismus auf das Vergehen des Geistes aus seiner Bedingtheit durch den sterblichen Körper ist, so wenig kann doch des Verfs. entgegengesetzter Schlufs auf die Unvergänglichkeit desselben befriedigen. Vielmehr, von dem physischen, also natürlichen Standpunkt aus betrachtet, steht nichts der Behauptung entgegen, dafs alle Thätigkeiten des Geistes, wie sie in der Zeit entstanden, auch in der Zeit vergehen können; dafs sie alle, wie sie nach gewissen Graden ihrer Stärke steigen und fallen, auch bis zur Vernichtung sinken können. Unabhängigkeit von körperlichen Bedingungen ist noch nicht Unabhängigkeit von den Schranken der Natur überhaupt; und nur diese letztere ist es, in welcher Ewigkeit des Daseyns enthalten ist, nicht schon die erstere. Für diese Idee der Ewigkeit

aber bedarf es ganz und gar keiner psychologischen Nachweisungen der Unabhängigkeit der einzelnen Geistesthätigkeiten vom Körper, noch weniger aber, da sich körperliche Bedingtheit doch nicht ganz hinwegbringen läfst, ein Surrogat dafür im künftigen Leben, ein Lichtkörper, durch den die Seele auf freiere Weise mit der Materie verknüpft seyn soll, als durch die grobe Körpermasse unseres irdischen Körpers, wie dies der Verf. vermuthet (S. 228 fg.).

Schliefslich nur noch Eine Bemerkung. So gründlich und sorgfältig auch der Verf. besonders in Ansehung des Thatsächlichen verfahren ist, so hat er doch die ganze Wechselwirkung zwischen Körper und Geist viel zu beschränkt allein auf das Gehirn bezogen, und somit z. B. den sympathischen Nerven, der mit der Einbildungskraft in dem engsten Verhältnifs steht, und oft auch unabhängig von dem Gehirnsystem auf den Geist wirkt und so die merkwürdigen Erscheinungen der geistigen Exaltation im Somnambulismus u. a. hervorbringt, zu unberücksichtigt gelassen hat.

H. Schmid.

Neue Ansichten über die Grundprincipien der Differentialrechnung von Dr. Joh. Karl Fischer, ordentlichem Professor der Mathematik und Astronomie auf der Königl. Preufs. Universität zu Greifswalde und verschiedener gelehrten Gesellschaften Ehrenmitgliede. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, in Baumgärtners Buchhandlung. 1831. *X u.* 83 *S.* 4to.

Der Verfasser dieser kleinen Schrift findet die vorherrschende Ansicht, wornach die Differentiale als unendlich kleine Gröfsen betrachtet werden, nicht befriedigend, und sucht deshalb eine andere Ansicht zu entwickeln, auf die er nach einer langen Reihe von Jahren endlich gekommen ist. Nach ihm bedarf die Differentialrechnung nicht der unenndlich kleinen Gröfsen; sie hat es blos mit endlichen Gröfsen zu thun, und ist „ihrer

Natur und ihrem Wesen nach die Bestimmung der einfachsten und leichtesten Differenzform von irgend einer Function, in welcher der Zuwachs oder die Differenz der veränderlichen Gröfse (Δx) eine wirkliche Null, und mithin die Differenz selbst gleich Null geworden ist.

Aus der Differenz

$$\Delta x^2 = 2x \,.\, \Delta x + (\Delta x)^2$$

leitet der Verf. das Differential von x^2 dadurch ab, dafs er $\Delta x = 0$ setzt, und erhält als Resultat:

$$dx^2 = 2x \,.\, dx = 0 \,.$$

Auf diese Weise verfährt er bei allen einfachen und zusammengesetzten Functionen, deren eine ziemliche Anzahl der Reihe nach vorgenommen werden.

Beim Differentiiren der Gleichungen zwischen zwei veränderlichen Gröfsen x und y macht der Verf. auf die Bedeutung von $\frac{dy}{dx} = \frac{0}{0}$ aufmerksam, und erklärt die Sache so: $\frac{0}{0}$ als Quotient kann im Allgemeinen jede gedenkbare Zahl, sowohl eine beständige Gröfse, als auch irgend eine Function einer veränderlichen, ja selbst Null seyn, weil der Quotient jedesmal eine Zahl seyn mufs, welche mit dem Divisor multiplicirt zum Product den Dividend giebt; der bestimmte Werth von $\frac{0}{0}$ oder $\frac{dy}{dx}$ ergiebt sich aber jedesmal aus der gegebenen oder gefundenen Gleichung zwischen x und y durch Differentiiren, wenn dabei die Gröfse Δx der Differenzfunction der Null gleich gesetzt wird. Es folgt sodann die Entwickelung der höheren Differentiale gegebener Functionen, und zuletzt die Anwendung der Differentialrechnung auf die Reihen, die Maxima und Minima, und auf einige Gegenstände der höheren Geometrie, wobei der Verf. sich durchaus consequent bleibt, indem er die zu Hülfe genommenen Zunahmen Δy und Δx nicht bis zum Unendlichkleinen abnehmen läfst, sondern gradezu der Null gleich setzt.

Digitized by Google

Was zunächst das Wesentliche der hier mitgetheilten Ansichten betrifft, so befindet sich der Verf. sehr im Irrthume, wenn er etwas Neues aufzustellen glaubt. Schweins geht in seiner Theorie der Differenzen und Differentiale gradezu von dem Satze aus: Man läfst x in der Function um Δx zunehmen, subtrahirt vom Resultat die ursprüngliche Function, dividirt den Rest durch Δx, und setzt dann $\Delta x = 0$. Zugleich wird dort, was für die Differentialrechnung grade die Hauptsache ist, die Möglichkeit, den nach der Subtraction erhaltenen Rest durch Δx zu dividiren, nachgewiesen. Von einem solchen Eindringen in das Wesen der Sache findet sich in der vorliegenden Schrift freilich keine Spur; der Verf. geht von Beispiel zu Beispiel, um das, was er will, ungefähr anschaulich zu machen, aber zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Darlegung kommt er nicht. Dieselbe Armuth und Beengtheit, die in des Verfs. oben angeführter Definition der Differentialrechnung sich kund giebt, herrscht in der ganzen Abhandlung; nirgendswo Klarheit und Bestimmtheit des Gedanken, wodurch die Fragen beantwortet und die Zweifel beseitigt werden könnten.

Müller.

Beiträge zu der Lehre von den positiven und negativen Gröfsen von Dr. W. A. Diesterweg, ordentl. Professor der Mathematik an der königlich-rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Mit vier Steindrucktafeln. Bonn, Verlag von Habicht, 1831. 246 *S.* 8.

Eine Sammlung von 74, gröfstentheils geometrischen Aufgaben, durch deren Auflösung die Lehre von den positiven und negativen Gröfsen in vielen Beziehungen eine Erläuterung erhält. Auf allgemeine Betrachtungen über die Philosophie dieser Lehre, die man hier wohl vermuthen könnte, läfst sich der Verf. nicht ein; er geht vielmehr den Weg der Erfahrung, und sucht durch eine grofse Anzahl bestimmter Thatsachen ge-

Digitized

wisse Sätze zu begründen. Zu diesem Zweck sind die Aufgaben durchaus so gewählt, dafs die Auflösung jedesmal mehrere Gröfsen für das Gesuchte giebt, und um die Bedeutung der verschiedenen Werthe des Gesuchten leichter nachweisen zu können, werden alle Aufgaben, die es gestatten, auf zwei Arten gelöset: geometrisch, d. i durch Zeichnung, und algebraisch. Die geometrische Auflösung giebt die verschiedenen Werthe des Gesuchten immer unmittelbar, sowohl der Gröfse als der Lage nach, an; durch die algebraische Auflösung erhält man auch dieselben Werthe, jedoch nur der Gröfse nach, und die Verschiedenheit derselben wird blos durch die Zeichen + und — vor dem Wurzelzeichen in dem Ausdruck der Auflösung angegeben. Aus der Zusammenstellung der Resultate der beiderlei Auflösungen ergiebt sich endlich die Lage jener Werthe, die die Algebra durch + und — unterscheidet. Indem der Verf. auf diese Weise nur an einzelnen Fällen zeigt, wie man die richtige Bedeutung der verschiedenen Werthe, die man für eine unbekannte Gröfse aus einer Gleichung erhält, auffinden kann, sucht er dadurch zugleich den Satz zu beweisen, dafs alle möglichen Werthe der Unbekannten, die aus einer Gleichung folgen, jedesmal eine Bedeutung haben, und dafs die Angabe dieser Bedeutung immer einer bestimmten Regel unterworfen ist.

Der hier vom Verf. eingeschlagene Weg, zweifelhafte und streitige Sätze zu beleuchten und in's Reine zu bringen, kann nur gelobt werden; der Verf. läfst Thatsachen sprechen, wodurch einerseits die Einsicht und Gewifsheit erhöht, und auf der andern Seite mancher unnütze und halbwahre Satz vermieden wird, wovon eine philosophische Deduction nicht immer frei ist. Dabei verfährt der Verf. überall mit einer musterhaften Gründlichkeit. Bei jeder Aufgabe werden alle verwandten Fälle, worauf sich die verschiedenen, von der Algebra angegebenen, Werthe des Gesuchten beziehen, und die, in Verbindung, ein allgemeines Ganzes aus-

Digitized by Google

machen, mit grofsem Fleifse untersucht, so dafs die Schrift in dieser Beziehung sehr instructiv ist.

In Bezug auf die Aufgaben herrscht ziemliche Mannigfaltigkeit; indefs wäre es vielleicht nützlich, und mit der Tendenz des Verfs. wohl vereinbar gewesen, auch aus der angewandten Mathematik solche Fälle zu wählen, die in Bezug auf das Positive und Negative Schwierigkeiten darbieten. Dagegen hätten einige von den aufgenommenen Aufgaben, deren Wahl eben nicht glücklich scheint, füglich weggelassen werden können. So wählt der Verf., unter andern, die Aufgabe (64): „Die Nachlassenschaft eines Mannes wird unter seine Kinder vertheilt. Jedes Kind erhält so vielmal 1000 Thaler, als Kinder sind. Von jedem 100 der Nachlassenschaft werden dreimal so viel Thaler, als Kinder sind, an eine wohlthätige Kasse abgegeben. Es ist $\frac{1}{750}$ dieser Abgabe der Zahl der Kinder gleich. Wie viel Kinder sind es? Die Auflösung giebt für die Zahl der Kinder den Werth $x = \pm 5$. Was die negative Zahl der Kinder hier bedeuten soll, läfst sich nicht einsehen. Der Verf. behauptet zwar, der negative Werth von x gehöre zu folgender Aufgabe: „Die Nachlassenschaft eines Mannes wird durch seine Kinder zusammengebracht. Jedes bezahlt so vielmal 1000 Thaler, als Kinder sind. Zu jedem 100 der Nachlassenschaft werden dreimal so viel Thaler, als Kinder sind, aus einer wohlthätigen Kasse zugeschossen. Es ist $\frac{1}{750}$ dieses Zuschusses der Anzahl der Kinder gleich. Wie viel Kinder sind es?" Aber dies klärt die Sache nicht auf. Dafs die Nachlassenschaft des Mannes positiv oder negativ seyn könne, eben so die Abgabe an die wohlthätige Kasse, ist richtig; jedoch der Gegensatz bei der Zahl der Kinder ist hier völlig undenkbar. Diese Aufgabe ist darum eher zur Unterstützung als zur Entfernung des Vorwurfs geeignet, dafs die Algebra auch falsche oder nichtssagende Antworten geben könne. Eine scharfe Betrachtung der Sache zeigt indefs, dafs das ganze Geheimnifs in der Aufgabe selbst

liegt. Die Rechnung bleibt immer nur Mittel, und kann, als solches, auch mifsbraucht werden.

Bei den Auflösungen hätte hin und wieder eine gröfsere Einfachheit leicht statt finden können, was von der Construction wie von der Rechnung gilt. Als Probe mag die Aufgabe 36 dienen: „Ein rechtwinkliges Dreieck zu finden, dessen Hypotenuse der gegebenen graden Linie g, und Flächenraum der Hälfte des Quadrats der gegebenen graden Linie f gleich sey." Für die algebraische Auflösung hat man, wenn x und y die Katheten bezeichnen, die Gleichungen: $x^2 + y^2 = g^2$, $x \cdot y = f^2$. Hieraus leitet der Verf. durch Elimination von y zuerst eine Gleichung des 4ten Grades für x, und daraus die vier Werthe von x ab; mittelst dieser findet er dann auch für y vier Werthe. Die einfachste Auflösung, welche hier gebraucht werden konnte, giebt aber für jede der beiden Gröfsen nur zwei Werthe. Nämlich aus den obigen Gleichungen hat man zunächst:

$x^2 + 2xy + y^2 = g^2 + 2f^2$, und $x^2 - 2xy + y^2 = g^2 - 2f^2$,

oder:

$$(x + y)^2 = g^2 + 2f^2, \text{ und } (x - y)^2 = g^2 - 2f^2,$$

also:

$$x + y = \pm\sqrt{(g^2 + 2f^2)}, \text{ und } x - y = \pm\sqrt{(g^2 - 2f^2)},$$

und hieraus folgt:

$$x = \pm\tfrac{1}{2} \cdot \left(\sqrt{(g^2 + 2f^2)} + \sqrt{(g^2 - 2f^2)}\right)$$

$$y = \pm\tfrac{1}{2} \cdot \left(\sqrt{(g^2 + 2f^2)} - \sqrt{(g^2 - 2f^2)}\right)$$

Diese Werthe gehören zwei identischen rechtwinkligen Dreiecken an, die so liegen, dafs ihre rechten Winkel Verticalwinkel sind. Durch die Construction erhält man ebenfalls diese Dreiecke, auf eine einfache Weise. Der Verf. construirt dagegen vier Dreiecke, je zwei in solcher Lage, dafs zwei spitze Winkel Verticalwinkel werden. Hierdurch wird die an sich einfache Sache ohne inneren Grund complicirt, und die Exposition sehr weit-

Digitized by Google

läufig (die Auflösung des Verfs. nimmt 5 Seiten ein). Um die vier Dreiecke, welche allerdings möglich sind, zu erhalten, kann eine einfache Bemerkung hinreichen. Die Katheten x und y können gegen die gegebene Hypotenuse AB = g entweder so liegen, dafs x durch den Endpunct A, und y durch B, oder so, dafs x durch B, und y durch A geht, und jedesmal correspondirt ein zweites Dreieck, in umgekehrter Lage, dessen Katheten durch die negativen Werthe von x und y bezeichnet werden. Eben so kann die Construction entweder auf der Seite von A, oder auf der Seite von B vorgenommen werden.

Der Verf. ist bekanntlich ein grofser Verehrer der Alten, und folgt im geometrischen Vortrage ihrer Manier. Ohne deshalb einen Tadel aussprechen zu wollen, kann man doch nicht verhehlen, dafs dadurch oft eine ermüdende Wiederholung einer und derselben Sache herbeigeführt wird. Dagegen vermifst man ein allgemeines Zusammenfassen der gewonnenen Resultate, was gewifs eben so belebend als nützlich gewesen wäre.

Müller.

---

1) *Arithmetisches Exempelbuch für Volksschulen. Von Friedr. Krancke, Lehrer am Schullehrer-Seminario und an der Stadt-Töchterschule in Hannover. Erstes Heft, 5te Auflage, 2tes Heft, 3te Auflage. Hannover, 1830. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 8.

2) *Antworten auf die Exempel in dem arithmetischen Exempelbuche für Volksschulen. Von Friedr. Krancke u. s. w. Erstes und zweites Heft, 2te Auflage. Hannover, 1827.* 8.

3) *Arithmetisches Exempelbuch für Schulen Neue, für solche Länder, die nach dem Preufsischen Münz-, Maafs- und Gewicht-System rechnen, besonders bearbeitete Ausgabe. Von Fr. Krancke u. s. w. Erstes Heft. Hannover, 1830.* 8.

4) *Antwortenheft zu dem in No. 3. erwähnten Exempelbuche.*

Das schnelle Aufeinanderfolgen mehrerer Auflagen der vorliegenden Rechenbücher beweist im Allgemeinen

Digitized by Google

wenigstens, dafs man die Arbeiten des Verfs. als ihrem Zwecke entsprechend gefunden hat. Und in der That scheint der Verf. den Entwicklungsgang der jugendlichen Verstandeskräfte ganz richtig bemerkt, und darnach seine Arbeiten eingerichtet zu haben. Die Exempelbücher enthalten nur Fragen, und diese sind, sowohl materiell als auch in Rücksicht ihrer Folge, nach des Ref. Dafürhalten, sehr gut gewählt. Solche Arbeiten verdienen alle Aufmerksamkeit; je wichtiger der Unterricht im Rechnen für die Jugend ist, und je seltener die schöne Gabe bei Lehrern gefunden wird, diesen Unterricht aus eigener Kraft so zu geben, dafs die Jugend immer selbstthätig fortschreite, und nie passiv und mit Verdrufs die todten Regeln mechanisch einlerne, desto mehr sind dergleichen Hülfsmittel zu empfehlen, bei deren Gebrauch der Zweck mindestens nicht so sehr verfehlt wird.

Das erste Heft von No. 1. enthält Exempel zu den vier Grundrechnungen in einer natürlichen Stufenfolge: zuerst mit ganzen, unbenannten und einsortigen Zahlen, sodann mit mehrsortigen Zahlen, und endlich mit Brüchen.

Das zweite Heft enthält Exempel zu zusammengesetzten Rechnungsarten: Verhältnifsregel (Regeldetri) und Kettenregel; Waarenberechnung, Berechnung des Gewinns und Verlusts; Rechnen mit Ursachen, Zeiten und Wirkungen; Berechnung der Zinsen, des Rabatts und anderer verwandter Gegenstände; Gesellschaftsrechnung; Vermischungsrechnung; Münz- und Wechselrechnung.

Die beiden Hefte No. 2. enthalten die Antworten auf die Fragen, welche in den Heften No. 1. vorkommen.

No. 3. und No. 4. sind, wie der Titel angiebt, nur Umarbeitungen von No. 2, in der Art, dafs Alles, was in No. 1. und No. 2. sich auf Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten des Königreichs Hannover bezieht, weggelassen und an dessen Stelle solches gesetzt ist, was nur für das Königreich Preufsen gilt. Durch diese Umarbeitung wollte der Verf. sein Buch auch für preufsische Schulen brauchbar machen.

Müller.

Digitized by Google

Ausführliche Arzneimittellehre. Handbuch für praktische Aerzte, von Dr. Georg August Richter, ordentlichem Professor der praktischen Heilkunde auf der Universität zu Königsberg. Supplementband. Berlin, bei August Rücker. 1832. 654 S. 8.

Das grofse pharmakologische Werk des Hrn. Verfs., dem die vorliegende Schrift zum Supplement dient, erschien vom Jahre 1826. an in fünf Bänden, und ist ohne Zweifel den praktischen Aerzten Deutschlands schon zureichend bekannt, so dafs es unnöthig wäre, die Einrichtung und Anordnung desselben hier näher zu erörtern, daher denn Ref. sogleich sich zu dem Inhalte des Supplementbandes wenden kann, in welchem die Mittel genau in derselben Reihenfolge geordnet sind, wie in dem Hauptwerke. Von diesem letzteren möge hier nur die allgemeine Bemerkung stehen, dafs unter den zahlreichen Bearbeitungen der *Materia medica*, welche Deutschland besitzt, dieser ohne Widerrede, wenn nicht die erste, doch gewifs eine der ersten Stellen eingeräumt werden mufs. Wenn auch gleich der pharmakognostische und chemische Theil weniger ausführlich bearbeitet wurde, so hat dagegen der wichtigere therapeutische einen um so gröfseren Umfang erhalten, es sind dabei die Erfahrungen und Beobachtungen früherer und neuerer Zeiten über die Wirkungen und Heilkräfte der Medicamente mit so vielem und seltnem Fleifse gesammelt, so belehrend und kritisch beurtheilt, so klar und deutlich erläutert, wie man dies nur von einem wahrhaft deutschen Fleifse und Ausdauer erwarten kann; denn das Ausland besitzt auch nicht ein pharmakologisches Werk, das auch nur von weitem mit Richter's klassischer Arzneimittellehre einen Vergleich aushalten könnte.

Da in den beiden letzten Bänden die metallischen Mittel ihre Stelle erhielten, und diese erst vor Kurzem erschienen sind, so ist leicht begreiflich, dafs dieser Supplementband, welcher eine Zusammenstellung der neuesten Forschungen und Beobachtungen in dem weiten Gebiete der *Materia medica* enthalten soll, den grössern Raum den Arzneigewächsen einräumen müsse.

Digitized

Fast alle einzelnen in dem Hauptwerke aufgeführten Artikel haben hier Zusätze und Nachträge erhalten, die Ref. alle übergeht, und nur der neuen Mittel gedenken will, die hier zuerst eine Stelle bekamen. Unter den rein schleimigen Mitteln werden genannt: *Radix Coryphae. Folia et Flores Hibisci tiliacei. Abrus precatorius* und *Alsine media.* — Die Wurzel der *Corypha umbraculifera* würde Ref. nicht hierher, sondern zu den zusammenziehenden Mitteln gebracht haben, und zwar um ihrer Wirkung, sowie um ihrer natürlichen Verwandtschaft willen, sie gehört in die Familie der Palmen, wo noch mehrere *Adstringentia* vorkommen, unter denen *Areca Catechu* die bekannteste ist, die *Radix Coryphae* hat überdem einen etwas zusammenziehenden Geschmack und wird gegen Weichleibigkeit oder leichte Diarrhöen gebraucht. Dem *Abrus precatorius* hätte man sehr schicklich eine Stelle neben der *Glycyrrhiza* anweisen können, denn die Wurzel dient gerade so wie die *Radix Liquiritiae*, sie hat einen ähnlichen süfsen Geschmack, und beide Gewächse gehören in die Familie der Leguminosen. Hätte der Hr. Verf. die gegenseitige Verwandtschaft der Gewächse berücksichtigen wollen, so hätte er manche unnatürliche und nicht leicht zu vertheidigende Zusammenstellungen und ähnliche Vereinigungen leicht vermieden haben, ja es würde ihm auf diese Weise auch nicht entgangen seyn, dafs einige Mittel doppelt unter verschiedenen Namen in dem Hauptwerke vorkommen, wovon sich selbst in diesem Supplemente einige Beispiele vorfinden, deren weiter unter gedacht werden soll.

Unter den schleimig bittern Mitteln werden aufgeführt: *Brasenia Hydropeltis* und *Clypea capitata*, wovon die erste, in die Familie der Cabombeen gehörend, gegen Schwindsuchten und Ruhren gebraucht wird, die andere aus der Familie der Menispermeen einen Schleim liefern foll, der mit dem des isländischen Mooses übereinkomme. Wir würden sie gerne in der Nähe der *Columbo* aufgeführt haben, die, wie be-

Digitized by Google

kannt, in dieselbe Familie gehörend, ebenfalls reich an Schleim ist.

Die schleimig-öhligen Mittel erhielten nur wenig Zuwachs, nämlich die *Nuclei Canarii* von *Canarium commune*, aus der Familie der Amyrideen; sie werden gewöhnlich mit den Mandeln verglichen, stehen aber offenbar in jeder Rücksicht den Pistacien näher, neben welchen sie in einem pharmakologischen System ganz passend einzureihen wären.

Bei den gallertartigen Mitteln findet man neu: *Osmazoma seu Extractum Carnis* und *Crotalus horridus*; letztere, die Klapperschlange, wird nach v. Martius als ein brasilisches Mittel gegen die Syphilis gerühmt. —

In der Abtheilung der thierischen Fette werden *Oleum Tuluru* und *Gryllus domesticus* aufgeführt, sowie bei den vegetabilischen Fetten, *Oleum Carapae* und *Vatera indica*. Ersteres, das Oel eines afrikanischen Krebses, *Cancer ruricola*, wird gegen Rheumatismen gerühmt, und der Saft der Hausgrille gegen Leucome empfohlen, wo aber nicht sowohl das fette Oel, als ein demselben beigemischter scharfer Antheil das Wirkende seyn möchte, was noch bei vielen andern Insekten vorkommt. Die hier dem *Oleum Carapae* gegebene Stelle scheint dem Ref. nicht die passende zu seyn, das Oel ist ein *Anthelminticum* schon in kleinen Gaben, und hat diese Wirkung offenbar dem sehr bittern Geschmacke zu verdanken, der in der Familie der Meliaceen so häufig ist, wie denn schon *Melia Azadirachta*, die der Hr. Verf. unter den scharfen Mitteln aufführt, von den alten Aerzten zur Abführung der Würmer benützt wurde. Von dem Oele der *Vatera indica* ist keine Anwendung in der Medicin angegeben. —

Zu den zuckerhaltigen Mitteln werden *Amaranthus viridis* und *Fibrina* gebracht; der Zuckergehalt, den der Amaranth besitzt, dürfte äufserst klein seyn, und der daneben stehende thierische Faserstoff hätte schick-

Digitized

licher bei den Eiweis haltenden Mitteln untergebracht werden können, da eine zuckerartige Materie in ihm nicht vorkommt.

Die rein bittern Mittel erhielten als neuen Zuwachs: *Menispermum cordifolium. Stipites Menispermi. Tachia gujanensis. Cortex Tabernae montanae. Soulamea amara. Niota Lamarkiana. Brucea Sumatrana. Frasera verticillata. Tachia* und *Frasera* schliefsen sich zunächst an den allbekannten Enzian an, mit dem sie in die nämliche Familie gehören, die Menispermen an die *Columbo*, die *Soulamea amara*, an unsere *Polygala amara*, die *Niota Lamarckiana* an die Quassie. Die *Tabernae montana* gehört in die Familie der Apocyneen, aus der bis jetzt in Europa kein Bittermittel gebräuchlich war, aber in Brasilien benutzt man als solches *Willughbeja pubescens*, und *Carissa Xylopicron* verdiente vielleicht auch angewendet zu werden, nur darf nicht übersehen werden, dafs die Apocyneen häufig zugleich auch einen scharfen, giftartig wirkenden Stoff enthalten.

Zu den aromatisch bittern Mitteln kamen *Laurus persea. Geum canadense. Solanum pseudo-Quina. Angustura brava.* Diese Anordnung kann Ref. unmöglich gut heifsen, denn *Laurus persea* gehört der Wirkung und Verwandtschaft wegen, ohne allen Zweifel neben *Sassafras* und *Pichurim*, eben so *Geum canadense* neben *Geum urbanum*, denen der Hr. Verf. ganz andere Stellen in seinem Buche angewiesen hat. Die Rinde von *Solanum pseudo-China* ist geruchlos und folglich nicht aromatisch; nur allein die *Angustura brava* oder *Esenbeckia febrifuga* gehört hieher, da sie mit der wahren Angustura auch in dieselbe Familie zu zählen ist.

Bei den rein zusammenziehenden Mitteln finden wir neu: *Coriaria myrtifolia. Hieracium Pilosella. Tannicum purum. Vinca Mocanera.* Auch hier lassen sich einige nicht ungegründete Einwendungen machen, denn *Coriaria myrtifolia* ist seiner

Digitized by Google

giftigen Eigenschaften wegen kein rein adstringirendes Mittel, und *Hieracium Pilosella* gehört aller seiner Eigenschaften wegen unbestritten neben *Leontodon Taraxacum* und *Cichorium Intybus*, die der Hr. Verf. in eine andere Abtheilung, nämlich in die bittern Mittel mit Salzen gebracht hat.

Zu den sauer adstringirenden Mitteln wurden gebracht: *Omphacium. Andromeda arborea. Comptonia asplenifolia.* Da letztere von vielen Botanikern zu den Amentaceen gezählt wird, so würden wir sie neben *Cortex Salicis* und die verwandten gebracht haben, um so mehr, da sie gleich diesen Gerbestoff enthält und auch als ein adstringirendes Mittel benützt wird.

Die ätherisch adstringirenden Mittel bekamen neu: *Baptisia tinctoria* und *Hydrastis canadensis.* Ueber die wahre Stellung dieser beiden Pflanzen in einem pharmakologischen System läfst sich für jetzt sehr wenig sagen, der ersten sollen adstringirende, antifebrilische, antiseptische, diaphoretische, emetische und purgirende Wirkungen zukommen, und von der letzteren wird nur gesagt, dafs sie als ein tonisches Augenmittel diene.

Die bitter adstringirenden Mittel sind reichlich bedacht worden; es werden genannt: *Prunus Cocumilia.* Brasilianische Chinarinden. *Juncus effusus. Cortex Copalchi. Variolaria amara. Cortex Fructus Mangostanae. Populus tremula. Cortex Coroe s. Cornova. Cortex ligni Timor. China bicolor.* Diese Zusammenstellung scheint sehr willkührlich oder vielleicht nur zufällig zu seyn, und doch ist es ja gerade die Hauptaufgabe der Pharmakologen, die Arzneimittel so zu ordnen, dafs die in ihrer Wirkung verwandtesten auch im Systeme nicht getrennt werden (*Hufeland Conspectus Mater. med.* in der Vorrede). Die brasilianischen Chinarinden, wenn sie auch nach Decandolle keine wahren Cinchoneen sind, so schliefsen sie sich doch zunächst an diese an; der *Juncus effusus* ist mehr ein diuretisches Mittel, das den

verwandten Gramineen hätte beigesellt werden können, wo diese Eigenschaft so häufig ist; *Cortex Copalchi* gehört unbestritten neben die *Cascarilla*, die unser Hr. Verf. in eine andere Abtheilung gebracht hat, eben so die *Variolaria amara* neben die früher gebrauchte *Parmelia parietina*, mit der sie die allergenaueste Verwandtschaft hat; *Populus tremula* ist in jeder Rücksicht den Arten von *Salix* am verwandtesten u. s. w. Die übrigen hier genannten sind noch zu wenig bekannt, als dafs sich darüber etwas Bestimmtes sagen liefse.

Zu den Harzen mit ätherischem Oele sind neu gekommen: *Balsamum de Malato* und *Pinus Devadara*, worüber nicht viel zu sagen ist. Zu den scharfen Mitteln, und zwar zu der Abtheilung *Acria generalia* kamen als frischer Zuwachs: *Anchusa officinalis, Angelim. Plumiera phagedaenica Ficus anthelmintica. Fucus vesiculosus. Jatropha multifida. Bignonia Catalpa. Vandelia diffusa. Oleum Graminis. Brom. Calatropis gigantea. Piper nodosum.* Diese Zusammenstellung nöthigt wieder zu mancherlei Bemerkungen. Die *Anchusa officinalis* ist auf keine Weise ein scharfes Mittel, sie gehört in die Familie der Asperifolien, und würde am besten neben *Symphytum officinale* und *Borago officinalis* ihre Stelle erhalten haben. Die *Angelim*, von einer Art *Andiris* stammend, dürfte neben *Geoffroya surinamensis* und *jamaicensis* zu stellen seyn, denn wie diese hat sie anthelmintische Kräfte und gehört gleich ihnen in die Familie der Leguminosen. *Fucus vesiculosus* als Wurmmittel gehörte wohl schicklich neben *Muscus Helmintochorton;* sie kommen auch noch darinnen überein, dafs beide Jod enthalten. *Jatropha multifida* ist ein Brech- und Purgirmittel aus der Familie der Euphorbiaceen, das offenbar am besten bei *Croton Tiglium* und den verwandten stehen würde.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

Richter, ausführliche Arzneimittellehre.

(*Beschlufs.*)

Bignonia Catalpa, als ein Mittel gegen chronisches Asthma gerühmt, ist schwer, richtig unterzubringen; Ref. würde sie am liebsten noch in der Nähe der *Digitalis purpurea* sehen, mit der sie mancherlei Annäherungen zeigt; dasselbe gilt von der *Vandelia diffusa*, welche unser Hr. Verf. zweimal anführt, einmal unter diesem Namen und dann wieder bei den Brechmitteln unter dem Namen *Heimarada*. Wie das *Oleum graminis* zu den scharfen Mitteln gezählt werden konnte, sieht man nicht gut ein; es ist das Oel eines aromatischen Grases, ganz nahe in jeder Rücksicht verwandt mit *Andropogon Schoenanthus*, welches der Hr. Verf. selbst ganz richtig zu den flüchtigen Mitteln brachte. Noch seltsamer ist es, das *Brom* zwischen die Vegetabilien zu drängen; es dürfte nebst *Jod* und *Chlor* am schicklichsten eine eigene Abtheilung von Mitteln bilden. Die in neueren Zeiten, zumal von englischen Aerzten, so viel gerühmte gigantische Apocynee kommt zweimal vor; zuerst Seite 598 unter dem Namen *Asclepias gigantea*, und Seite 210. unter dem Namen *Calatropis gigantea*, was synonym ist. *Piper nodosum* würden wir doch wohl ohne Nachtheil neben *Piper nigrum* stehen gelassen haben. —

Zu den drastischen Mitteln wurden neu hinzugebracht: *Datisca cannabina, Franciscaea uniflora, Ipomaea operculata. Berberis vulgaris. Momordica operculata. Allamanda cathartica. Trichosanthes villosa. Kixia arborea. Cephalanthus occidentalis. Aleurites brasiliensis.* Erinnern möchten wir, dafs *Datisca cannabina* eher zu den Brech- als zu den Purgir-

mitteln gehört; nach Delille ist es in Aegypten ein gewöhnliches Emeticum. *Cephalanthus occidentalis* dürfte noch weniger zu den drastischen Mitteln neben die Coloquinten und ähnliche zu setzen seyn; diese Pflanze hat, wie Hr. Prof. Richter selbst sagt, eine sehr bittre Rinde, die als *Febrifugum* gerühmt wird, und dies ist um so eher anzunehmen, da sie zu den Rubiaceen gehört, welche grofse Familie so viele Fiebermittel besitzt.

Die diuretischen Mittel erhielten neu: *Piper peltatum. Fucus natans. Amomum petiolatum. Vitis trifoliata. Aeschynomene aspera* und *Ureum.* Die Arten von *Piper* und *Amomum* sind in der Regel gewürzhafte Pflanzen; sie hätten darum wohl in der Reihe der *Aromata* ihre Stelle finden können, wenn sie gleich gegen *Gonorrhoe* im Gebrauche sind. Wird doch *Piper Cubeba* auch bei uns häufig genug gegen den Tripper verordnet, den unser Hr. Verf. ganz zweckmäfsig den flüchtigen (aromatischen) Mitteln beizählte. Der von einigen französischen Aerzten als Diureticum so sehr angepriesene Harnstoff scheint schon wieder in Vergessenheit gerathen zu seyn.

Die Brechmittel haben nur *Heimerada* als neu erhalten, wovon bereits oben geredet wurde.

Zu den narkotisch scharfen Mitteln sind *Glaucium flavum* und *Merulius destruens* neu hinzugekommen. Der Hausschwamm ist hier nicht als Arzneimittel aufgeführt, sondern nur um die nachtheiligen Wirkungen zu erörtern, welche bei Menschen vorkommen, die Orte bewohnten, in welchen er sich einnistete. —

Ziemlich reichen Zuwachs haben die aromatischen Mittel erhalten, nämlich: *Herba Bacharidis. Cryptocarya preciosa. Radix Selini palustris. Lignum foetidum. Calophyllum thalictroides. Cypripedium luteum. Gauthiera repens. Cortex Massoi. Cortex Sintoc. Ocotea cymbarum.* Nur die einzige Bemerkung erlaubt sich Ref.

Digitized by Google

die nämlich, dafs *Selinum palustre* mit dem gröfsten Rechte zu den scharfen Mitteln gebracht wird, indem diese Pflanze einen fast ätzenden Milchsaft besitzt.

Die noch übrigen neuen Mittel sind *Pyrothonid* und kohlenstickstoffsaure Salze, *Salia carbozotica.*

Wenn Ref. in diesen Anordnungen manche Aenderungen wünschte, so bleibt doch der übrige grofse Werth dieses höchst schätzbaren Werkes unangetastet, und mit Sehnsucht werden die Pharmakologen dem von dem Hrn. Verf. versprochenen neuen Supplement, welches insbesondere die gegen die *Cholera asiatica* empfohlenen und benützten Mittel erörtern soll, entgegen sehen.

I. *Lehrbuch der Geographie von Dr. Wilhelm Friedrich Volger, Rector am Johanneum in Lüneburg. Erster Cursus. Vierte verbesserte Auflage.* (Auch unter dem Titel: *Leitfaden beim ersten Unterricht in der Länder- und Völkerkunde für Gymnasien und Bürgerschulen).* *Hannover* 1830. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VI u.* 106 *S. in gr.* 8.

II. *Lehrbuch der Geographie von Demselben. Zweiter Cursus.* (Auch unter dem Titel: *Schul-Geographie für die mittleren Klassen der Gymnasien, für Bürger-, Real- und Töchterschulen.*) *Hannover* 1830. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VI u.* 262 *S. in gr.* 8.

III. *Lehrbuch der Geographie von Demselben. Dritter Cursus.* (Auch unter dem Titel: *Vergleichende Darstellung der alten, mittleren und neuen Geographie, ein Lehrbuch für die obersten Gymnasialklassen.*) *Hannover* 1832. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. VIII u.* 339 *S. in gr.* 8.

IV. *Handbuch der Geographie zum Gebrauch für höhere Schulanstalten und für gebildete Leser von Demselben. Erste Abtheilung. Zweite stark vermehrte und gröfstentheils umgearbeitete Auflage. Hannover* 1830. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandl. VIII u.* 567 *S.*) *in gr.* 8. *Zweite Abtheilung.* 1028 *S. in gr.* 8.

Die geographischen Schriften des unermüdet thätigen Rectors Volger liegen nun vollendet vor uns. Da

Digitized by Google

nun einzelne derselben in früheren Auflagen schon in diesen Blättern angezeigt und nach Verdienst gewürdigt worden, so geben wir jetzt eine Zusammenstellung dieser Werke, mit Ausnahme der „Anleitung zur Länder- und Völkerkunde," welche in der neuesten Auflage in diesen Jahrbüchern (Jahrgg. 1830. S. 1048 ff.) schon angezeigt ist.

No. I. Auf diesen ersten Cursus wurde schon, als derselbe in der 3ten Auflage erschienen, in diesen Jahrbb. (1829. S. 1231 ff.) aufmerksam gemacht. Diese 4te Ausgabe hat keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Wir verweisen daher auf die frühere Anzeige; finden uns jedoch durch eine längere Erfahrung veranlafst, die Bemerkung auszusprechen, dafs für den ersten Unterricht in der Geographie zu viel gegeben ist. Der Verf. scheint dies auch gefühlt zu haben, wollte aber durch manche Zusätze, die für die ersten Anfänger überflüssig erscheinen können (Vorr. S. I.), das Buch auch für eine folgende Schulklasse brauchbar machen. Für dieses Verfahren können wir aber unsere Billigung nicht aussprechen. Durch die Abtheilung in gewisse Curse hat der Verf. auf eine für den Unterricht sehr ersprieſsliche Weise die Grenzen sich vorgezeichnet, und diese hätte er nicht überschreiten sollen. Eben so wenig können wir es gut heifsen, wenn in diesem ersten Cursus Städte ohne alle andere Bemerkung als die der Einwohnerzahl angeführt werden.

Beigefügt ist ein Anhang, welcher speciell für einzelne Staaten berechnet ist. Dieser enthält den Preufsischen Staat, das Königreich Hannover, das Herzogthum Braunschweig, das Grofsherzogthum Oldenburg, Mecklenburg, Schwerin und Strelitz, die Fürstenthümer Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe. Diese Zugaben hält Ref. für sehr zweckmäfsig, da der Schüler besonders den Staat, in welchem er lebt, genau kennen lernen soll. — Eine andere dankenswerthe Zugabe sind

Digitized by Google

mehrere Abbildungen, wodurch dem Schüler z. B. die Stellung der Erde zur Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten veranschaulicht wird.

No. II. Bei der Bearbeitung dieses Buches richtete der Verf. sein Augenmerk besonders auf drei Punkte (Vorr. S. I.): 1) auf zweckmäfsige Anordnung, 2) bündige Kürze und 3) auf die Geschichte. Diese ist unzertrennlich von der Geographie; beide müssen beim Unterrichte in einer oder der andern dieser Wissenschaften nach Verhältnifs berücksichtigt werden, ohne sich einander zu beeinträchtigen.

Nach einer Einleitung, in welcher die vorbereitenden Kenntnisse ziemlich ausführlich gegeben werden, folgen die einzelnen Erdtheile, und wenn sich auch der Verf. nicht entschliefsen konnte, ein Lehrbuch nach sogenannten Naturgrenzen (Vorr. S. VI.) zu schreiben, so gibt er doch immer zuerst die natürliche und dann die politische Eintheilung eines jeden Landes an. Unter der ersten Abtheilung (natürliche Eintheilung) werden die bedeutenderen Städte angeführt, welche in dem jedesmaligen Flufsgebiete sich vorfinden, und dieselben bei der politischen Eintheilung abermals genannt und dann erst wird das etwa Merkwürdige von denselben angegeben. Hierauf folgen in einem besondern Abschnitte die historisch merkwürdigen Orte, und darauf eine Zusammenstellung der Städte in jedem Lande nach der Einwohnerzahl. Solche Zusammenstellungen erleichtern sehr die Totalanschauung, was besonders bei dem geographischen Unterrichte sehr förderlich ist. Doch glaubt Ref., würde der Unterricht nach diesem Lehrbuche bei weitem für die Schüler bildender gegeben werden, hätte der Verf. zuerst die Geographie ausführlich nach natürlichen Grenzen behandelt, und darauf erst die politische folgen lassen; etwa in der Art, wie es Dittenberger auf eine sehr zweckmäfsige Weise in seinem Lehrbuche (dritte Aufl. Heidelberg, bei Winter,

Digitized

1831.) gethan hat. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die Gründe ausführlich vorzulegen. Doch kann Ref. nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, es möge der Verf. vor einer abermaligen Bearbeitung dieses Buches die ausgesprochene Ansicht prüfen.

No. III. Mit diesem dritten Cursus versucht der Verf. Umrisse der ganzen Geographie von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage herab zu geben. Die alte und neueste Geographie ist besonders berücksichtigt. Die des Mittelalters ist nur in so weit berührt, als der historische Unterricht es erfordert. Der Verf. wollte (Vorr. S. I.) kein Handbuch liefern, in welchem der Historiker sich Rath erholen könnte, sondern nur dem Lehrer und Schüler einen Leitfaden darbieten, der die bisher ganz isolirt hingestellte alte und neue Geographie verbinden, den Uebergang aus der alten in die neuere Zeit andeuten und die ganze Erdkunde historisch als ein Ganzes darstellen sollte.

In der Einleitung wird zuerst eine Geschichte der Geographie gegeben, darauf folgt allgemeine mathematische, allgemeine physische und allgemeine politische Geographie. An diese schliefst sich die natürliche Eintheilung der Erdoberfläche an.

Nach dieser Erklärung giebt der Verf. eine Beschreibung der einzelnen Erdtheile, mit Europa beginnend, und thut dies mit einer Sorgfalt, welche selten etwas Wichtiges übersieht. So hätte z. B. S. 39. bei Neapel angeführt werden sollen, dafs es eine Colonie von Cumä ist, welches schon 1030. (nicht 800.) gestiftet worden, und S. 74. sollte bei Danubius der Name Hister nicht fehlen: ersteres bezeichnet die Ober- und letzteres die Unter-Donau. Auch bei Riga (S. 171.) hätte bemerkt werden können, dafs im 12ten Jahrhundert Bremer Kaufleute an der Mündung der Düna eine Niederlassung gegründet, woraus diese Stadt entstanden. — Doch diesen und ähnlichen Ausstellungen wird der Verf. ohne

Digitized by Google

Zweifel in einer neuen Auflage zuvorkommen. Einen Punkt haben wir aber gar nicht berücksichtigt gefunden, dafs nämlich bei den alten Städten nie die Einwohnerzahl angegeben wird, welche diese zur Zeit ihrer Blüthe hatten. Diese Aufgabe ist freilich etwas schwierig, aber bei sehr vielen alten Städten doch möglich. Wie wichtig diese Angaben gerade bei der Art sind, wie in dem vor uns liegenden Lehrbuche die Geographie behandelt wird, bedarf wohl keines Beweises.

No. IV. Dieses Werk ist in der ersten Auflage Jahrgang 1828, S. 1225 ff. dieser Blätter, und die erste Abtheilung der zweiten Auflage Jahrgg. 1830, S. 1150. ausführlich angezeigt worden. Hierauf verweisend, setzen wir die Anordnung und Behandlung des Ganzen als bekannt voraus, und begnügen uns nur anzugeben, dafs diese zweite Abtheilung die Beschreibung der in der ersten noch nicht vorgekommenen einzelnen Länder von Europa giebt, und dann Asien, Afrika, Amerika und Australien behandelt. Wie die erste Abtheilung, so ist auch diese zweite in der vorliegenden Ausgabe vielfach erweitert, und jede Seite beweist den Fleifs, mit welchem der Verf. dieses Werk gröfstentheils umgearbeitet hat.

Ein vollständiges Register erhöht sehr die Brauchbarkeit dieses Buches.

Druck und Papier dieser sämmtlichen Schriften sind sehr gut.

Digitized by

Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. Von Dr. Th. Schacht, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Mainz. Nebst 1 Charte und 3 lithograph. Tafeln. Mainz 1831, bei C. G. Kunze. VIII und 302 S.

Unter der Menge von geographischen Lehrbüchern, welche für den Schulgebrauch bestimmt sind, gehört das vorliegende zu den brauchbarsten. Es ist nicht für irgend eine bestimmte Berufsbildung abgefafst. Der Verf. dachte eben so wenig ausschliefslich an Gymnasien, als an Bürger- und Kriegsschulen. Nur die Jugend und ihre Bildung hatte er im Auge. Er behandelt daher die Erdbeschreibung nicht allein als Sache der Anschauung und des Gedächtnisses, sondern auch als ein vorzügliches Bildungsmittel. Soll sie aber dieses seyn, anregend und fördernd für die Entwickelung des Geistes, dann darf die Jugend auch nicht überhäuft werden mit einer Menge von Gegenständen, wovon doch nur das Meiste für das Vergessen gelernt wird. Mit Recht hat daher der Verf. bei der Angabe von Merkwürdigkeiten eine sorgfältige Auswahl getroffen, oft fast nur zu wenig gegeben.

Der Inhalt des Buches ist in 4 Abschnitte eingetheilt. Erster Abschnitt. Vorbegriffe nebst den Anfängen des geographischen Zeichnens. In diesem Abschnitte erhält der Schüler Anleitung zur Erlangung von Kenntnissen und Fertigkeiten, welche zum Erfassen des geographischen Unterrichtes ausrüsten. Was über Grund und Boden, Höhen und Tiefen, Gebirge und Flufsgebiete zu wissen nöthig ist, wird stufenweise durchgenommen. Der Schüler lernt sie zeichnen und orientirt sich in seiner nächsten Umgebung. Zweiter Abschnitt. Mitteleuropa oder die deutschen Länder und ihre Nachbarschaft. Gebirge und Landschaften des mittleren Deutschlands. (Die Schilderung des mittleren Deutschlands geht voran, weil sich daselbst die meisten deutschen Stromgebiete berühren.) Hierauf folgen in

Digitized by Google

lebendiger, geistvoller Darstellung die übrigen Stromgebiete, Gebirge und Gebirgszüge (Natur, Ortschaften, Geschichtliches). Nach Graden der Länge und Breite finden noch keine Angaben in diesem Abschnitte Statt; alle Zeichnungen werden noch in Netze von reinen Quadraten gebracht. Dritter Abschnitt. Die Erdkugel, oder Lehren aus der mathematischen und physischen Geographie. Der mathematische Cursus ist mit solcher Umständlichkeit behandelt, dafs auch ungeübtere Lehrer sich leicht hineinfinden können. Besonders aber ist das Streben des Verfs. zu loben, dafs er statt blofser Aufzählung astronomischer Wahrheiten sich bemühte, die Weise zu entwickeln, wie diese Wahrheiten gelehrt und zum deutlichen Verständnifs gebracht werden können. Auf den mathematischen Theil folgt die Aufzählung der einzelnen Meere, Continente, Inseln, Gebirge, Ströme u. s. w. Es schliefst dieser Abschnitt mit Unterscheidung der Menschenstämme, mit Angabe über ihre Verbreitung, mannigfaltige Entwickelung und Epochen ihrer Kulturgeschichte. Vierter Abschnitt. Die Länder und Staaten der Erde, eine geographisch-historische Uebersicht. Der Geschichte wegen eröffnet Asien die Reihe. Beschreibung des Landes. Geschichte. Die einzelnen Völker und Staaten mit Einflechtung des Nöthigen aus der alten Geographie. Auf ähnliche Weise sind die übrigen Erdtheile behandelt.

Die beigefügte Charte und die lithographirten Tafeln sind sorgfältig und genau gearbeitet.

Druck und Papier machen dem Verleger Ehre, und tragen auch ihrer Seits zur Empfehlung des Buches bei.

Digitized

Clement XIV. und Carlo Bertinazzi. (Bis jetzt ungedruckter Briefwechsel.) Aus dem Französischen übersetzt von F. A. Rücker. Leipzig, bei Kummer. 1830. 131 *S.* 8.

Als Roman betrachtet nicht übel. So fliefsend und belebt übersetzt, wie Hr. Rüder diese Briefe gegeben hat, wird man sie als Charakterschilderungen und Anekdotensammlung gerne lesen, wenn sie gleich nur auf einen unmöglichen Ganganelli und auf seinen angeblichen Jugendfreund sich beziehen, der durch allerlei Lebensstufen vom ehrlichsten Bigotismus bis zum Lustigmacher auf dem Theater sich fortgebildet haben soll.

Aber der kleine Roman hat ein eigenes Interesse. Unfehlbar ist dieser Briefwechsel nicht blos erdichtet, um erdichtet zu seyn. Er ist — ziemlich gut, und doch nicht wahrscheinlich genug — erfunden, damit Ganganelli oder Clemens XIV. selbst als — Apologete der Jesuiten auftrete. Sobald man nur an ein bischen „Nichtglauben" erinnert wird, mufs der Erdichtungszweck denen, die sehen können, durch einen Ueberblick des Zusammenhangs sichtbar werden. Loben aber mufs man in der That die selbst für dergleichen Kunstgriffe thätige, nur den Nichtsehenden nichtsichtbare, Brüderschaft des heil. Ignaz so, wie Jesus den ungerechten Haushalter. Wären die Guten nur halb so thätig, wie diese in alter Unverbesserlichkeit Repristinierten unter allen Formen und Gestalten für ihren Zweck immer ihre Vielgewandtheit beweisen; längst müfsten für das Gute auf Erden die ewigen Hütten gebaut seyn, welche die sogenannten Gutwollenden nur gar zu gerne — blos von selbst entstehend sehen möchten.

Nur gegen das Ende im 43. Brief ist der Erdichter allzu keck geworden. Er läfst Clemens XIV. noch in seinen letzten Todesstunden an den Jugendfreund jammervoll schreiben, aber auf alle Weise (S. 118 u. 119.) versichern, dafs „Europa seinen physischen Tod durchaus nicht den Ränken jener vielleicht (?) gefährlichen

Digitized by Google

Congregation zuschreiben müsse, die — aber fälschlich — beschuldigt worden sey, den Königen nach dem Leben getrachtet zu haben. Die gelehrte und berühmte Gesellschaft könne Ein verdorbenes Mitglied gehabt haben; der gerechte Schmerz der Gesellschaft könne in einem Einzelnen in Wahnsinn ausgeartet seyn, aber hätte auch Einer der verbannten Jesuiten diese Rache geübt, so könnte man doch diese Handlung nicht dem ganzen Orden zuschreiben. Diejenigen, welche Jesus anbeten, können nicht dem Mörder das Sakrament zum Morden preis gegeben haben." So dieser Clemens XIV. Vorher nämlich erzählt (was sonsther bekannt geworden ist) der Briefsteller: Sein Arzt, Matteo, habe Ihn gefragt, welche Nahrung Er an dem Tage zu sich genommen hätte, als er die ersten Schmerzen fühlte; Er (der Pabst) habe geantwortet: an dem Tage empfing ich das heilige Abendmahl. Aber, so schreibt Er jetzt, er bereue, dafs er dem Doktor Matteo gesagt habe: „Suchen Sie die Ursache meiner Krankheit im 9. Psalm!" — —

Dies alles also (was sonsther im Publicum umgeht) soll hier weggeräumt erscheinen. Zum Schlufs aber jammert dann der — doch immer noch weiter schreibende — Todtkranke, dafs ihm die letzte Oelung ohne Absolution ertheilt worden sey in Abwesenheit seines Beichtvaters. Endlich sey ein Priester, ein frommer Höfling, bei ihm erschienen, den er flehentlich um Versöhnung mit der Kirche gebeten habe; der Verkleidete aber habe ihm zugerufen: „Nein! verzweifle und stirb!" Clemens habe gefleht: „So sprechet doch wenigstens die Absolution meiner Sünden über meinen Leichnam." Aber jener habe wiederholt: „Verzweifle und stirb," und Ihn der Hölle geweiht. Selbst an die Hölle glaubend und darein versinkend, beklagt der Schreibende, von allen, allen Menschen verlassen zu seyn. — Wäre es denn aber wirklich möglich, dafs Clemens am 21sten September 1774. sterbend noch so geschrieben hätte; wer würde alsdann diese letzten Blätter des gänzlich Ver-

lassenen an den vorgeblichen Jugendfreund desselben nach Paris befördert haben? Bedachte denn der Erdichter nicht, dafs er selbst durch diesen Schlufs die Erdichtung des Ganzen offenbar verrathe?

Weil man die Geschichtschreiber nie zuviel gegen Erdichtungen warnen kann, so mache ich bei dieser Veranlassung auf ein anderes vermeintliches Dokument aufmerksam, welches oft schon früher als ein antirömisches Beweisstück benutzt und neuerlich wieder unter dem Titel:

„*Zwei merkwürdige Aktenstücke zur Kenntnifs des Pabstthums und der römisch-katholischen Kirche aus dem 16ten und 18ten Jahrhundert nach Christo. Allen Katholiken, denen das wahre Christenthum am Herzen liegt, in christlichem Sinne gewidmet von K. Neustadt a. d. O.* 1831, *bei Wagner.* 43 *S.* 8.

abgedruckt worden ist.

Das erste dieser Aktenstücke soll seyn ein „Gutachten dreier Bischöfe, welches dieselben zu Bologna im J. 1558. dem Pabst Julius III. über die beste Art und Weise, die wankende Macht der röm. Kirche zu befestigen, auf Verlangen gegeben haben sollen." Rein unmöglich aber ist es, dafs je 3 Bischöfe mit dem Pabste selbst von den Gebrechen der Kirche auf eine so skandalöse Weise ihre Herzensmeinung getheilt haben sollten. Sicherlich ist das vermeintliche Dokument eine Sammlung der schlimmsten Pfeile eines Gegners; und da — Vergerius ganz besonders darin ausgezeichnet wird, so war höchst wahrscheinlich gerade er selbst hievon der Verfasser. Der Inhalt ist interessant. Aber als ein papistisches Selbstbekenntnifs darf er nicht betrachtet werden. — Das andere Aktenstück betrifft die Conversion der Sächsisch königlichen Dynastie. Wann wird die Zeit kommen, wo das Archiv darüber volle Wahrheit veröffentlicht?

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

Schlangenkunde von Dr. Harald Othmar Lenz, Lehrer an der Erziehungt-Anstalt zu Schnepfenthal. XIV und 559 S. 8. nebst 29 meist illuminirten Abbildungen auf X Tafeln in quer 4. Gotha, 1832. 7 fl. 36 kr.

Der Verf. hat allen, selbst den giftlosen oder durch ihre Ernährungsweise nützlichen, Schlangen den Untergang geschworen; letzteren: weil auch sie vielen Menschen das Leben verbittern, sie heftig erschrecken und dergl. Nur in den letzten zwei Jahren hat er, auf eignen Feldzügen gegen sie, um zu beweisen, was ein Mensch ausrichten kann, 360 Schlangen, worunter 128 Kreutzottern, gefangen oder durch seinen Schlangenfänger fangen lassen. In jedem Dorfe, meint er, solle für jede eingebrachte Schlange ein Preis ausgezahlt, und ihre thätigsten Feinde: Igel, Dachs, Iltis, Bussard, Gabelweihe, Heher, Krähe, Storch, sollten allerwärts geschont werden. Wenn er auf die Schlangenjagd auszieht, ist er mit einer blechernen Büchse, einer langen eisernen Zange, einem Hakenstocke und schützender Kleidung versehen, welche alle er andern Schlangenjägern beschreibend empfiehlt. Die Art die Schlangen zu ergreifen und zu erhalten beschreibt er umständlich. Die grofse Anzahl derselben, welche er auf diese Weise lebend unter seine Hände bekommen, hat ihm Gelegenheit geboten, eine Menge naturgeschichtlicher und manche anatomische Beobachtungen an ihnen zu machen; doch ergänzt er letztere zumal in Beziehung auf die feineren Theile aus anderen Schriftstellern, wie Meckel u. A. Insbesondere aber verdienstlich und dem Buche Werth verleihend sind seine nach Kräften vollständige Compilationen und die Erzählung sehr zahlreicher und manchfaltiger, fremder wie eigener Beobachtungen über das Aussehen, die Lebensweise, den Winterschlaf, über die Giftzähne und das Gift dieser Thiere, über seine Wirkung auf den Menschen und verschiedene andre lebende Thierarten, und über die vielen dagegen empfohlenen Mittel, worüber er namentlich mit der Kreutzotter hundertfältige Versuche

angestellt hat. Frostkälte tödet die Schlangen unwiderbringlich. Die Zauberkraft, welche manchen derselben in Beziehung auf andere Thiere, die sie erhaschen wollen, zugeschrieben worden, wird durch viele Belege auf natürliche Weise erklärt. Schlangengalle ist ein zwar noch näher zu prüfendes, aber, wie es scheint, sehr kräftiges Mittel gegen Epilepsie. Unter den Gegenmitteln gegen das Schlangengift scheint wäfsriges Chlor das wirksamste. Die Kreutzotter, welche bereits genug Namen erhalten hat (*Coluber berus*, *C. chersea*, *Vipera berus*, *V. chersea*, *Pelias berus*), benennt L. noch mit einem neuen Namen *Vipera torva*, weil Linné's *V. berus* sowohl diese erstere als die *V. Redi* in sich schliefse. Nach Alter und Geschlecht ist sie vielfältigem Farbenwechsel unterworfen und daher für mehrerlei Arten gehalten worden. Die Farben-Umänderungen werden hier sehr genau verfolgt. Die Zahl der Bauchschilder wechselt von 135 bis 150, die der Schwanzschilder-Paare von 28 bis 41. Die schwarze Otter, *V. Prester*, scheint nur eine Varietät, ein altes vielleicht etwas krankhaftes Weibchen davon zu seyn. Merkwürdig ist, dafs die Bussarde, unermüdliche Feinde aller Schlangen, die giftigen sogleich erkennen und sie mit weit mehr Vorsicht ergreifen, als die giftlosen; ihre Federn, die Schuppen ihrer Füfse schützen sie zwar fast völlig gegen jede Verwundung, wenn diese aber auch erfolgt, so erkranken sie wohl, erholen sich jedoch in einigen Tagen wieder von selbst. Auch dem Marder, dem Wiesel, dem Frett, dem Storche ist das Otterngift nicht tödtlich, dem Igel und dem Iltisse aber ganz unschädlich.

Der Verf. handelt neben der der inländischen auch, durch Benützung der besseren Quellen, die Naturgeschichte verschiedener ausländischen, besonders giftigen und schädlichen Schlangen ab, wobei er jedoch keineswegs vollständig in Ansehung der Arten u. s. w. zu seyn strebt; er stellt die vorhandenen Nachrichten über die Seeschlange zusammen und giebt eine kritische Ueber-

Digitized by Google

setzung dessen, was bereits Aristoteles und Plinius über die Schlangen geschrieben haben.

Dieses Werk gewährt daher in keiner Weise etwas abgeschlossen Ganzes. Doch ist es am vollständigsten in Ansehung alles dessen, was das Schlangengift überhaupt und was die Naturgeschichte der Deutschen Schlangen insbesondre betrifft: namentlich die der Otter, der Viper (*V. Redi*), der *Coluber natrix*, *C. Austriacus*, *C. flavescens* und der Blindschleiche. Die Beobachtungen sind mit Fleifs und Liebe angestellt und verfolgt, und lebendig beschrieben. Sie bieten gelegentlich viel Belehrendes über die Sitten aller jener Thiere, welche der Verf. lebend mit Schlangen zusammenbringen konnte. Doch ist die Beschreibung in vielen Stücken unnöthig umständlich und weitläuftig, und es dürfte wohl zu wünschen seyn, dafs der Verf. diesem Werke mehr Abgeschlossenheit und Rundung in Ansehung des Inhaltes gegeben hätte. Die illuminirten Abbildungen der Kreutzotter in verschiedenen Abänderungen, der Ringelnatter, der gelblichen Natter, der Blindschleiche, der Brillen-, Klapper- und Lanzen-Schlange und des Anaconda sind schön gerathen.

Rio de Janeiro, wie es ist. Beiträge zur Tages- und Sitten-Geschichte der Hauptstadt von Brasilien, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Lage des dortigen deutschen Militärs von C. Schlichthorst, ehemaligem Kaiserl. Brasil. Officier. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1829. *X u.* 394 *S.* 8.

Ueberspannte Ansprüche an Lebensglück und Lebensgenufs, verfehlte Wünsche und getäuschte Erwartungen bestimmten den Verf. (S. 1.) im Spätherbste 1824. zu einer Reise nach Brasilien. — In vorliegender Schrift versucht er die charakteristischen Seiten der in jeder Hinsicht merkwürdigen Hauptstadt dieses

Landes hervorzuheben und die in tropischer Pracht sie umgebende Natur als blühenden Hintergrund zu benutzen, wodurch die verletzenden Empfindungen gemildert werden, welche eine ungeschmückte Darstellung von Verbrechen und Strafen, von Despotismus und Intrigue, von Verfall der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse, von Unterdrückung und Erpressung, von Bestechung und Verrath hervorrufen.

Um einen Ueberblick über den ganzen Inhalt des Buches möglich zu machen, geben wir die Ueberschriften der einzelnen Capitel. Es sind dieselben folgende: Ankunft in Rio de Janeiro und Geschichte des Verfassers; die Stadt und der Hof von Rio de Janeiro; südliches Leben; Brasilierinnen und Fremde, Kirche und Welt, Neger und Ureinwohner in Brasilien; Literatur von Brasilien; Südamerikanische Promenaden; Rückblicke auf die neueste Geschichte von Brasilien und politische Lage des Reichs (1826).

Die Darstellung des Ganzen ist einfach, und bietet, wenn auch manches Bekannte, doch vieles Bemerkenswerthe. Dahin gehören z. B. die Notizen über die Ansiedelung der Europäer in Brasilien (S. 383 ff.). Fleifsigen und geschickten Handwerkern räth der Verf. dahin zu gehen; nur müfsten dieselben ihre Ueberfahrt selbst bezahlen, damit sie nicht bei ihrer Ankunft zu Soldaten gemacht würden.

Beigefügt ist eine Liste derjenigen Officiere, welche seit der Errichtung des Fremden-Corps in Kaiserlich brasilischen Diensten gestanden haben und noch stehen.

Druck und Papier sind gut.

Digitized by Google

Chronologische Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und National-Literatur von Dr. Karl Friederich Armin Guden. In drei Theilen. Leipzig 1831. *Gerh. Fleischer.* 4. *VIII u.* 418 *S.* (Preis 7 fl.).

Der Verf. giebt in diesem Buche, das nach der Vorrede eine wesentliche Lücke unserer Literatur ausfüllen soll, theils mehr, theils weniger, als der Titel verheifst, nämlich etwas ganz Anderes. Tabellen sollen gleichsam das Skelett der Wissenschaft seyn, auf welche sie sich beziehen; die Hauptpunkte aushebend, das Besondere unter das Allgemeinere ordnend, das Ungleichartige trennend, Gleichartiges zusammenstellend, sollen sie durch die äufsere Ueberschaulichkeit auch dem Geiste einen leichtern Ueberblick gewähren, das Auffassen erleichtern, dem Gedächtnifs eine Stütze verleihen. Chronologische Tabellen namentlich, und insbesondere chronologische Tabellen zur Literaturgeschichte sollen die bedeutendern Erscheinungen in der Literatur, in sofern sie gleichzeitig sind, äufserlich neben einander, in sofern die Eine aus der Andern entsprungen, unter einander stellen, die verschiedenen Zweige der Literatur zugleich trennend und ordnend nach Gattungen und Arten, und aus der allgemeinen Staaten- und Culturgeschichte die gleichzeitigen Begebenheiten und Bestrebungen, welche auf die Richtung der Literatur Einfluſs geübt, aushebend und gehörigen Orts anführend. Nicht die Schriftsteller bilden die Literatur, sondern ihre Werke; nur durch diese wirken jene als solche auf das Volk und auf die Bildung desselben. Statt aller Beispiele nur eines: Göthe — welchen Einfluſs hatte auf seine Schriften die jedesmalige Zeit, welchen Einfluſs wieder übten jene auf andere Schriftsteller! Nur der Geburtstag der einzelnen Schriften kann daher das Princip der Folgeordnung im Allgemeinen seyn. Dabei versteht sich aber

Digitized

von selbst, dafs unter den bedeutendern Erscheinungen der Literatur nicht allein die vorzüglicheren Werke gemeint sind, sondern eben so wohl auch die als schlecht erkannten, in sofern sie nur auf irgend eine Weise Einfluſs in der Literatur geübt haben; von der gröfsern oder geringern Specialität der Tabellen hängt es ab, in wie weit auch Werke, welche blos solchem Einfluſs folgten, ohne selbst eine erhebliche Wirkung gehabt zu haben, aufzuführen sind. Die Lebensumstände der Verfasser sind in solchen Tabellen nur dann kurz zu bemerken, wenn durch sie die Werke bedingt waren; denn ob einen Verfasser dieser oder jener Orden schmückt, ob einer diesen oder jenen Titel hat oder gehabt hat, ob er in München oder in der Vorstadt Au wohnt, das ist in der Regel auch in der Literaturgeschichte so gleichgültig, als in der Staatengeschichte; mit derlei, an sich wohl auch schätzbaren Nachrichten hat die Gelehrten- und Künstlergeschichte sich nicht zu befassen.

Solche Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur würden allerdings eine wesentliche Lücke derselben ausfüllen und von grofsem Nutzen seyn; freilich aber wäre ihre Abfassung zugleich höchst schwierig. Solche Tabellen aber sucht man in dem vorliegenden Werke vergebens; überhaupt verdient es Nichts weniger, als den Namen chronologische Tabellen, es wäre denn, dafs man einem Buche den Namen „chronologische Tabellen zur allgemeinen Geschichte" einräumte, welches die Personen, die in dieser auftreten, nach der Zeitfolge ihrer Geburtstage unter kurzer Angabe ihrer merkwürdigsten Lebensumstände und ihrer Thaten und mit einer ganz kurzen Charakteristik derselben aufführte. Denn vom J. 1471. an erhalten wir Nichts, als in einer Columne den Namen des Schriftstellers, in zwei folgenden Geburtsjahr, Geburtstag und Geburtsort, in der vierten selten mehr als eine Nachricht, was derselbe nach und nach war; in den beiden folgenden Todesjahr und Todestag, in der siebenten ein Verzeichnifs der Schriften,

Digitized by Google

häufig mit einem „u. s. w.;" in der letzten endlich eine meistens in wenige Worte zusammengefafste Charakteristik derselben, z. B. „philosophischer Sprachforscher und satirisch-komischer Dichter" (III. 185.); „Aufsätze voll zarten weiblichen Gefühls" (III. 225.); „ein gewandter Erzähler" (III. 261.) und dergl. Nur bei der ältern Literatur (d. h. bis auf Luther ausschl.) ist eine Ausnahme von dieser Form gemacht, weil hier theils die Verfasser, theils wenigstens ihre Geburtstage und häufig auch ihre Lebensumstände unbekannt sind; hier sind daher die Schriften nach ihrer wahrscheinlichen oder gewissen Entstehungszeit nach einander, jedoch in Hauptgattungen getrennt, aufgezählt. Jeder Periode ist zwar eine kurze Einleitung vorangeschickt, worin 1) der Gang der Literatur im Allgemeinen angegeben, und 2) eine „Uebersicht der verschiedenen Gattungen der Poesie und Prosa mit ihren Schriftstellern," d. h. mit blofser Namensangabe der Schriftsteller jeder Gattung, enthalten ist; allein diese wenigen Zeilen sind ein sehr ungenügender Ersatz für das Fehlende, ja gerade dadurch können unrichtige Annahmen veranlafst werden, wie z. B. als ob alle seit dem 8. Sept. 1767. gebornen Dichter zu der Schlegel'schen Schule gehörten.

Wenn nun aber gleich der Verf. das, was der Titel verspricht, nicht giebt, so ist sein Buch doch schätzbar als ein mit grofsem Fleifse ausgearbeitetes, ziemlich umfassendes biographisches Lexikon der deutschen Schriftsteller, welches selbst der in der Literatur mehr Bewanderte öfters nachschlagen und befriedigt wieder zurückstellen wird, indem es von ungefähr zweitausend Verfassern Nachricht giebt und in den Nachträgen bis in die Mitte des J. 1831. reicht. Der vage Begriff von Nationalliteratur, welchen der Verf. aufstellt, und sein eigenes Nichtfesthalten desselben macht sogar, dafs man Manches findet, was man nicht suchen würde. Unter Nationalliteratur versteht er nämlich nach der Einleitung „den Inbegriff sämmtlicher in der Muttersprache (?)

Digitized

geschriebener Geisteserzeugnisse, die sich in künstlerischer Beziehung ein öffentliches (?) und bleibendes Interesse für jeden wahrhaft Gebildeten der deutschen Nation erworben haben;" dann fährt er aber sogleich fort: „Es gehören dazu also (?) nicht allein die Werke der Poesie und Beredsamkeit im engern Sinne, wie die Theorie (?) der schönen Künste, sondern auch alle Schriften der historischen, didaktischen und Briefprosa, in sofern dieselben Anspruch auf richtige und schöne Darstellung machen und durch die Beobachtung der Gesetze der Form mit gröfserem oder geringerem Rechte für Muster einer bestimmten Stylgattung gelten können." Offenbar sind hier verschiedene Mafsstäbe angelegt. Nach der Definition entscheidet kurzweg die Klassicität des Styls; nach der daraus gezogenen Folgerung aber entscheidet sie nicht bei den Werken der Poesie und Beredsamkeit, nicht einmal bei den Werken über die Theorie der schönen Künste, sondern diese — ungeachtet letztere sogar zur wissenschaftlichen Literatur gehören — werden alle, wenn sie nicht ganz unter aller Kritik sind, zur Nationalliteratur gerechnet. Vergleicht man nun noch vollends den Inhalt des Buchs, so weifs man gar nicht, was denn die Nationalliteratur seyn soll; denn da kommen z. B. II. 8. Ulrich v. Hutten's lateinische Schriften, und ein griechisch-deutsches Wörterbuch; II. 49. die lateinischen und französischen Schriften von Leibnitz; III. 168. der Abschreiber Samuel Baur, sogar mit der Bemerkung: „Sprache und Darstellung sind in hohem Grade vernachlässigt;" III. 305. Steudel, der Theologe, dessen Styl wohl noch Niemand für klassisch erklärt hat, u. s. w. Die deutsche Literatur umfafst alle in deutscher Sprache geschriebene Werke. Eine Auswahl läfst sich nun treffen entweder nach der Musterhaftigkeit des Styls oder nach dem Werthe des Inhalts oder nach der geschichtlichen Merkwürdigkeit oder endlich nach den einzelnen Zweigen der Literatur, z. B. der schönwissenschaftlichen. Eine Vermischung (im Gegensatz gleichförmiger Ver-

Digitized by Google

bindung) dieser ganz verschiedenen Eintheilungsgründe bringt nothwendig Verwirrung hervor.

Dafs der Verf. manche Schriftsteller nicht aufnahm, welche eben so gut oder noch eher als Andere die Aufnahme verdient hätten (z. B. Posgaru, A. Schöll, Bührlen, Magenau, Stenzel, Grüneisen, Klüber u. A.), wollen wir nicht tadeln, weil bei dem gröfsten Fleifse in solchen Werken ein Uebersehen unvermeidlich ist. Aus demselben Grunde mufs manche Unrichtigkeit entschuldigt werden; so ist z. B. Gräter schon am 2. Aug. 1830. gestorben und hat schon einige Jahre in Schorndorf gewohnt, während er III. 170. als noch in Ulm lebend aufgeführt ist; auch sind seine Schriften theils nicht ganz richtig, theils nicht vollständig angegeben, indem z. B. die Uebersetzung der Briefe Cicero's (6. 7. Bd. der Wieland'schen Uebers.), der Versuch e. Einleit in d. nord. Alterthumskunde 1. Bd. Dresd. 1829. Zerstreute Blätter 2. Samml. Ulm 1822. f. u. A. fehlen; A. Gebauer (III. 274.) wohnt schon mehrere Jahre in Tübingen, nicht mehr in Mannheim, und sein Schriftstellername Rebau ist nicht bemerkt; W. Menzel (III. 292.) ist Redacteur des Literaturblatts; Eichhorn (III. 246.) lebte bisher nicht auf einem Gute bei Frankfurt, sondern auf dem Ammerhofe bei Tübingen, und dergl.

Zu tadeln ist dagegen, dafs der Verf. da, wo er fremde Urtheile über die Schriftsteller giebt, dieses und seinen Gewährsmann nicht anführt, und eine das Nachschlagen erschwerende Eigenheit ist es, dafs die drei Hauptperioden als eben so viele Theile besonders paginirt sind, ungeachtet man das Buch bereits in einem Bande cartonirt erhält. Die äufsere Ausstattung läfst Nichts zu wünschen übrig.

Gustav Hohbach.

Digitized by

KURZE ANZEIGEN.

Einfache und durchaus wohlgeprüfte Darstellung des Lebens Jesu zur Verhinderung des Unglaubens, Beseitigung des Aberglaubens und Beförderung des rechten Glaubens und eines gotteswürdigen Wandels. — Für protestantische, katholische und Sektenchristen, auch Israeliten. Von Karl Christian v. Langsdorf. I. Abth. bis S 143. *II. Abth. bis S.* 312. *Mannh.* 1831. *III. Abth. bis S.* 500. *Mannheim* 1832. *In drei sauber broschirten Heften, in der Schwan- und Götzischen Hofbuchhdl.* (3 fl. 36 kr.).*)

Der Verf. theilt das Leben Jesu in zwölf Abschnitte, folgt aber in der Ordnung der Schriftstellen seinem grofsen Vorgänger, dem Hrn. Geh. Kirchenrath Paulus, dem auch die Schrift zugeeignet ist. Mit aller Offenheit, aber auch mit der gebührenden Bescheidenheit, erklärt er in der Zueignung gleich zum voraus, dafs seine Ansichten von den paulinischen häufig abweichen. S. 1—15. enthält eine mit I. (als erster Abhandlung) bezeichnete Vorbereitende Einleitung (§. 1—17.), worin er mit Bezug auf die Aussprüche des Alten Testaments die Meinung, dafs der Weise von Nazareth der geweissagte Christus (Messias) sey, für irrig erklärt, doch aber Denselben als hochheiligen Religionslehrer und Wohlthäter des Menschengeschlechts über alle Rabbinen und Weisen der Vorzeit erhebt. Jetzt beginnt das eigentliche Leben Jesu, nach den Erzählungen der Evangelisten. Er wirft der herrschenden Parthei der christlichen Religionslehrer vor, dafs sie diese Erzählungen nur benutzen, um mittelst Auslegungen und Einschaltungen ihre vorgefafsten Ideen von Jesu darin nachweisen zu können; und will, dafs man sie, geneigt nach dem Wahren und Guten zu forschen, wie jede Lebensbeschreibung aufs strengste prüfend lesen und benutzen solle, nicht um sein Ideal von Jesus hinein zu legen, sondern um die Person Jesu, die darin liegt, erst daraus kennen zu lernen. Der hier folgende Abschnitt ist überschrieben: II. Jesu Abstammung, Geburtsort und Leben bis zur Vollendung seines dreifsigsten Jahres. Auch Erzählungen aus dem Leben des

*) Ich habe in den 26 Jahren meines Hierseyns bei den vielen dem Drucke übergebenen mathematischen Schriften nicht ein einzigesmal von dem jedem hiesigen Professor zustehenden Rechte der Selbstanzeige Gebrauch gemacht. Bei meinen theologischen Schriften sehe ich mich aber hierzu genöthigt, weil ich finde, dafs man ihrer Bekanntwerdung geflissentlich entgegenwirkt. *der Verf.*

Digitized by Google

Priestersohnes Johannes — mit einigen Vorerinnerungen zum späteren Leben Jesu (S. 46—93.). Das Hervortreten eines Messias in Jesu sey lediglich ein Werk des Priesters Zacharias, was umständlich auseinandergesetzt wird.

III. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im Leben Jesu bis zur Beendigung des Hochzeitfestes zu Kana (S. 93—145.). Die Wundererzählungen der Evangelisten werden vollständig mitgetheilt und nach den Ansichten des Verfs. vernunftmäfsig geprüft und gewürdigt. „Nirgends," sagt der Verf. (S. 107.) „haben wir (im Leben Jesu bis zum Antritte seines Lehramtes) Wunder gesehen, überall waren menschlicher Verstand, klug getroffene Anstalten des Zacharias, frühe Leitung des Jesuskindes zur fixen Idee von seiner Messiasschaft, Aberglaube der damaligen Zeit und sonst vorliegende Umstände zur natürlichen Erklärung der in jene Zeit fallenden Ereignisse hinlänglich." Noch wird bis S. 143. Jesus gegen den Vorwurf, dafs Er habe täuschen wollen, hinlänglich gerechtfertigt. Hiermit endet die Erste Abtheilung, und es folgt jetzt bis S. 312. die Zweite (das zweite Heft); Von Beendigung des Hochzeitfestes zu Kana bis zum ersten Pfingstfeste nach dem zweiten Besuche des Paschafestes in Jerusalem. Diese zweite Abth. beginnt mit dem 4ten Abschnitte.

IV. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu, nach dem Johanneischen Evangelium bis zum Ende des vierten Kapitels, wo Jesus die erste angeblich wunderbare Heilung eines Kranken zu Kapernaum verrichtet hatte. — Auch noch einige Mittheilungen aus dem Leben Johannis des Täufers. S. 147—194. Nach des Verfs. Ansicht zeugt das erste Kap. des Joh. Evangel. „vom natürlichen Streben des Menschengeistes, sich in Sphären zu erheben, die für ihn ganz in Dunkelheit verhüllt sind, und die ihm nur Ahnungen, Träumereien und Albernheiten gestatten, wie sie auch in unserem Zeitalter unter mannichfaltigen Gestalten immer wieder neu hervortreten" (S. 148.). In fernerer Betrachtung dieses 1. Kap. werden die Deutungen auf übernatürliches Wissen Jesu nach des Verfs. Ansichten berichtigt. Nie und nirgends sey Er mit übernatürlichen Geistesgaben oder ganz ungewöhnlichen ans Uebermenschliche grenzenden Kenntnissen und Einsichten aufgetreten (S. 157.). Diese gewaltsame Reinigung sieht der Verf. keineswegs in der angeblichen Volksmeinung, dafs Er dazu befugt gewesen sey, gerechtfertigt. Er sieht darin eine Uebereilung (S. 164.). Dr. Paulus legt in das Gespräch mit der Samariterin eine bei weitem gröfsere Wichtigkeit als der Verf. „Dabei hat aber," sagt er S. 182, „Dr. P. alle die Wahrheiten vor Augen, welche er in die einfachen Aussprüche Jesu nach Ausbildung unseres Zeit-

Digitized by Google

alters hineinlegt, und eben hiermit erhebt er Jesum, ohne hinlängliche Begründung auf wirkliche Thatsachen, nach meiner festen Ueberzeugung, zu einer Stufe, auf der Er wirklich nicht stand." — Aber als warmer Verehrer Jesu bestreitet er immer nur die nach seiner Ansicht ganz grundlose Zuhochstellung des Nazarenischen Weisen, überzeugt, dafs das schöne Leben Jesu keiner Zuthaten bedürfe, um dem Menschengeschlechte als das nachahmungswürdigste Muster empfohlen zu werden. Die nun folgende Erzählung von der Heilung des kranken Sohnes eines königlichen Beamten in Kapernaum giebt dem Verf. Gelegenheit, von den Heilungen Jesu überhaupt Manches zu sagen, was bei Beurtheilung der dahin gehörigen evangelistischen Erzählung nicht übersehen werden darf. Die Evangelisten erwähnten, wie der Verf. sagt, nur diejenigen Heilungsversuche, welche sie als gelungen ansahen, und liefsen aus Klugheit, auch wohl aus Ehrfurcht, die nach ihrer eigenen Ansicht mifslungenen unberührt.

V, Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu nach der zweiten Rückkehr aus Judäa nach Kana in Galiläa. — Nach den Erzählungen der drei früheren Evangelien. In Bezug auf die Mifshandlungen, welche Jesu in Nazareth widerfuhren, theilt der Verf. (S. 195 — 200.) eigene Ansichten mit, die von den paulinischen sehr verschieden sind. „Sie (die paulinische Erklärung)," sagt er (S. 200.) „ist dazu geeignet, Leser von gewöhnlicher Bildung (religiöse verstanden) zu einer Vorstellung von Jesu zu führen, die bis hierhin noch nicht gehörig begründet worden ist, und die nur zu leicht aus dem hochgebildeten jüdischen Lehrer ein höheres Wesen macht. Der Verf. macht in der Fortsetzung dieses Lebens Jesu den bisherigen Ansichten gemäfs manche besondere Bemerkungen, die dem Orthodoxen nicht gefallen werden. Umständlich redet er von der in vieler Hinsicht merkwürdigen Heilung des Besessenen, aus welchem angeblich eine Legion böser Geister aus- und in eine grofse Heerde von Schweinen eingefahren waren (S. 221 — 226.). Ueberhaupt sucht er den Wunderglauben überall wohl überlegt zu beleuchten.

VI. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu auf und nach dem zweiten Paschafeste bis zum nächsten Pfingstfeste. (S. 255 — 302.) Zuerst die für das ganze nachfolgende Leben Jesu höchstwichtige Geschichte vom 28jährigen Krankenlager eines Menschen am Teiche Bet-Hesda. Der Verf. sieht in demselben, wie Dr. Paulus, einen Betrüger. Der Verf. findet hier vorzügliche Gelegenheit, auf Jesu fixe Ideen von seiner Messiasschaft aufmerksam zu machen (S. 267.). Es folgen nun neue evangelistische Erzählungen von widrigen Begebnissen und vermeinten Wundern. Auch

Digitized by Google

folgt ein neuer Beweis (S. 278.), wie der Weise von Nazareth, der nie Wunder gethan hatte, dahin gehörigen Aufforderungen mit grofser Klugheit, ohne seine Messianische Auktorität zu gefährden, auszuweichen wufste (wie z. B. auch bei der Tempelreinigung). Einen neuen Beweis, wie Ihn die fixe Idee von seiner übernatürlichen Gesandtschaft aus dem Himmel beherrschte, gab Er beim unvermutheten Besuche von seiner Mutter und seinen Brüdern (S. 284.). Bis S. 294. wird noch Manches von den Gleichnifsreden mitgetheilt. An mehreren Stellen (auch noch weiter unten) macht der Verf. auf Aussprüche des Matthäus aufmerksam, welche seiner historischen Glaubwürdigkeit nicht sehr günstig sind. So auch S. 297. Den Schlufs dieses Abschnittes macht eine Erzählung aus Luk. 13. Kap., wo wieder von einem vermeinten Wunder die Rede ist (S. 299 u. ff.). Dann folgt zu diesem Abschnitte noch ein Anhang (S. 303—312.), worin der Verf. einige ihm gemachte Erinnerungen beantwortet.

Es folgt jetzt die dritte Abtheilung (drittes Heft), vom zweiten Pascha bis zur Himmelfahrt, von S. 315—497.

VII. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu vom Pfingstfeste bis zum Laubhüttenfeste (S. 315—346.), Zuerst die Speisung der 5000 Männer. „Es ist merkwürdig," sagt der Verf. S. 319. nach vielen eingestreuten Bemerkungen, in einer Note, „dafs unsere Alttheologen diese Speisegeschichte, von der die Evangelisten selbst nicht viel Aufhebens machen, noch jetzt zu den Wundern zählen." S. 381 u. ff. kommt er auf Jesu wunderbare Wasserreise, die Er bei Nacht zu Fufs machte, dann auf eine in hoher Aufregung seines Geistes von ihm gehaltene Rede, über die selbst seine Jünger murrten, und viele seiner Anhänger Ihn verliefsen (S. 328.). Es folgt nun in der Erzählung von der Heilung der Tochter eines Kananäischen Weibes ein neues Wunder, in der blofsen Voraussetzung, dafs die abwesende Tochter wohl genesen seyn werde. „Hatten," fragt der Verf. (S. 332.), „die Jünger vielleicht aus der Ferne in ihrem Geiste die Genesene auf ihrem Polsterbette liegen gesehen?" Ueberall werden die angeblichen Wunder mitgetheilt und beurtheilt. Dafs Jesus bis jetzt in Bezug auf Menschenbesserung noch wenig ausgerichtet hatte, begriff Er selbst sehr wohl (S. 337.). Aus den ferneren Mittheilungen geht hervor, dafs Er endlich zu der neuen Ueberzeugung gekommen war, die auf Ihn deutenden Weissagungen mifsverstanden zu haben: Nicht in seinem jetzigen Erdenleben, sondern erst späterhin, in den Himmel aufgenommen und von da wieder zurückkehrend werde Er in vollem Glanze als der Messias und König der Juden erscheinen. Diese neue fixe Idee begleitete Ihn bis zum Kreuze, wie der Verf. späterhin noch mehrmals nachweist. S. 344. kommt der Verf. auf das Gleichnifs vom reichen Manne und dem Lazarus; diese Gleichnifsrede erklärt er (S. 344.) für die unvoll-

Digitized by Google

kommenste unter allen; sie zeuge vorzüglich von der Beschränkung seines Wissens, zu dem sich ein Rabbine unter so vielen Ihn begünstigenden Umständen gar wohl auf natürlichem Wege habe erheben können. Nochmals erscheint Er als Augenarzt (S. 346.).

VIII. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu vom Laubhüttenfeste des zweiten Messiasjahres bis zur Wiederbelebung des Lazarus und den gleichfolgenden Anstalten Jesu zum dritten Besuche des Paschafestes in Jerusalem.

Dieser Abschnitt beginnt mit Joh. 7. Kap. Der Verf. macht hier unter vielen Bemerkungen auch wieder auf die oben schon erwähnte neue fixe Idee Jesu aufmerksam (S. 350). (Statt V. 31 u. 32. S. 354. Z. 9. v. u. mufs man Joh. 8, 31 u. 32. lesen). Viele Bemerkungen zu Joh. 7. u. 8. Kap.

IX. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu von der Zeit an, da Petrus im Namen sämmtlicher Jünger Jesum als den Sohn des lebendigen Gottes feierlich anerkannte, bis zum letzten Wegziehen aus Galiläa.

Zuerst Vorträge nach Matth. 16, 13—28; Mark. 8, 27. und Luk. 9, 18—27. (Statt V. 21. mufs (S. 362. Z. 2. v. u.) Matth. 16, 21. gelesen werden). Die Rede Jesu an Petrus: „Hebe Dich von mir, Satan, Du bist mir ärgerlich u. s. w.," nennt der Verf. unsanft, es liege darin eine dem sonstigen Charakter Jesu ganz fremde Härte, die Petrus nicht verschuldet habe (S. 363.). Erläuterung zu dem merkwürdigen Verbote Jesu, dafs seine Jünger Niemand sagen sollten, dafs Er der Christ (der Messias) sey (S. 364.). Jesus spricht aufs Neue seine Ueberzeugung aus, dafs Er bald nach seinem erfolgten Scheiden in voller Herrlichkeit zur Erde zurückkehren werde (S. 365.).

X. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu seit dem letzten Wegziehen aus Galiläa bis zum Tempel-Einweihungsfest und der Wiederbelebung des Lazarus. Neue Anstalten Jesu in der Wahl von 70 Aposteln (S. 379 u. f.). Mittheilung des Mustergebets (S. 382.). Vergebliche Aufforderung der Juden an Ihn, ihnen frei zu sagen, ob Er Christus (der Messias) sey? (S. 383 u. f.). Nach mehreren nicht unwichtigen Mittheilungen aus den Evangelien kommt der Verf. auf die Auferweckung des Lazarus.

XI. Von den Anstalten Jesu zum dritten Besuche des Paschafestes zu Jerusalem bis zu seiner Kreuzigung. Beschreibung des feierlichen Einzugs nach Jerusalem mit vielen Bemerkungen. Abermalige Tempelreinigung. Johannis son-

derbare Deutung der künftigen Erhöhung Christi. Jesu hyperbolische Aeufserung über die Wirkung des Glaubens. Der Widerwillen seiner Widersacher stieg immer höher. Vergeblich versuchten sie, Ihn durch eine vorgelegte politische Frage in die Falle zu locken. Die Sadducäer und Pharisäer legten ihm noch religiöse Fragen vor Dagegen setzte Er aber jetzt durch eine unerwartete Frage die Pharisäer in Verlegenheit, mit einer ihnen abgeforderten Erklärung von Ps. 110, 1. Nach des Verfs. Bemerkungen war der Weise von Nazareth in Bezug auf diesen Psalmen selbst in einem doppelten Irrthume. Er gab seine hohe Achtung gegen die alttestamentliche Religion auf's Unzweideutigste zu erkennen (S. 122. Z. 15. mufs man „nicht" statt „jetzt" lesen). Merkwürdige Fragen seiner Jünger, bei deren Beantwortung Er wieder in einen sehr exaltirten Zustand gerieth. In Bezug auf das Urtheil des Königs, der das Menschengeschlecht in Schafe und in Böcke abtheilte, streut der Verf. Bemerkungen ein, die der übernatürlichen himmlischen Herkunft, wie so viele vorhergegangene, nicht günstig sind. Nach noch mehreren bemerkenswerthen evangelistischen Mittheilungen kommt er (S 439.) auf die Berathschlagungen der Hohenpriester, der Schriftgelehrten und der Aeltesten, wie sie Jesum mit List greifen und tödten wollten. Hierzu war ihnen Einer seiner Jünger, Judas Ischariot, behülflich. Von Ischariot seinen Verfolgern überliefert, wurde Er nun noch in derselben Nacht vor Gericht geführt, und nach gefälltem Urtheile gleich am folgenden Tage an's Kreuz geheftet. Das Benehmen Jesu beim Herodes erhält kein Lob. Pilatus und besonders dessen Gattin hätten Ihn geachtet und geliebt, und bei der Kreuzigung Ihn zur Schonung empfohlen, weshalb Ihm auch die Gebeine nicht zerschlagen und bei der Anheftung am Kreuze die Füfse nicht durchnagelt worden seyen, was der Verf. überdies noch mit vielen Gründen unterstützt.

XII. Angeblich wunderbare Erscheinungen und sonstige Begebnisse im ferneren Leben Jesu von der Kreuzigung bis zur Himmelfahrt.

Aufserordentliche Naturbegebenheiten waren nach dem Matthäus die Folgen der Kreuzigung. Pilatus liefs sogleich, sobald man sich vom Tode des Gekreuzigten versichert hielt, dessen Leichnam einem Freunde Jesu auf sein Gesuch verabfolgen, um ihn in eine noch neue anständige Grabstätte zu bringen, wo Er wieder erwachte, so dafs Er am zweiten Tage nach der Kreuzigung schon die Grabstätte wieder verliefs und noch 6 Wochen umher wandelte. Die Erzählungen von wunderbaren Begebnissen, die in diese Zeit fallen, werden mit freimüthigen Erläuterungen mitgetheilt. Jesus war nach dem Verf. am Kreuze nicht gestorben, und im Grabe nur aus einer tiefen Ohnmacht erwacht. Er würde nach des Verfs. Ansicht noch länger auf der Erde gewandelt haben, wenn nicht die am Kreuze

Digitized b

erhaltene Seitenwunde sein Leben verkürzt hätte. Im Gefühle seines nahen Endes beschied Er seine Jünger zu einer Zusammenkunft am Karmel, wo Er sich von ihnen trennte und dem in der Höhe mit einem dicken Nebel bedeckten Berge hinaufsteigend allmählig vor ihren Augen verschwand. In dieser Erscheinung erkannten die durch die Zusicherung einiger unerwartet hervorgetretener Männer noch mehr aufgeregten Jünger die Himmelfahrt ihres grofsen Lehrers, des merkwürdigsten Mannes, den die Weltgeschichte bis jetzt aufgestellt hat. Referent mufste sich nach der Bestimmung dieser Jahrbücher nur auf die Aushebung einiger Stellen beschränken.

v Langsdorf.

Uebungsstücke zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und aus dem Lateinischen ins Deutsche, in methodischer Stufenfolge. Von Franz Xav. Hoegg. Für die Quinta eines Gymnasiums. Köln 1832. *Druck und Verlag von M. Du-Mont-Schauberg. XII u.* 318 *S. in* 8.

Das Hauptaugenmerk des Verfs. war bei diesen für Schüler der Quinta bestimmten Uebungsstücken auf Beobachtung einer strengen Stufenfolge in den einzelnen Themen gerichtet, und dafs darauf auch allerdings Viel ankommt, wird jeder Lehrer aus Erfahrung bezeugen können. Es folgen daher in diesem Buch auch die einzelnen zum Uebersetzen bestimmten Themen nach den einzelnen Regeln und Abschnitten der Grammatik, von den Declinationen an und so fort, mit Angabe der Lateinischen Wörter unter dem Texte, woran sich drei andere einzelne in die Syntax gehörige Sätze, über zusammengesetzte Perioden und dergl. m. anreihen. Zuvörderst über die Conjunctionen zur Verbindung der einzelnen Satztheile, dann: Erweiterung der Regeln von der näheren Bestimmung des Prädicats; über verschiedene Ausdrucksweisen, Imperativsätze, Fragesätze; *Syntaxis Rectionis*, oder Erweiterung der Lehre vom Casus; und endlich: zusammengesetzte Sätze, sowohl Hauptsätze als Nebensätze. S. 167. folgen dann die lateinischen Stücke, die zum Uebersetzen ins Deutsche bestimmt sind, mit den Conjunctionen beginnend und in einer ähnlichen Folge, wie die deutschen, weiter fortrückend bis zu den zusammengesetzten Sätzen, an welche einige Stücke aus Eutrop nebst einigen leichten Erzählungen und Fabeln in Prosa sich anschliefsen. Den Beschlufs des Ganzen macht ein genaues Verzeichnifs der lateinischen Wörter und Redensarten, die in diesem Werke vorkommen, nothwendig dadurch, dafs bei den lateinischen Stücken nicht wie bei den deutschen, die Wörter unten beigefügt sind. Die zweckmäfsige Einrichtung des Buchs wird ihm leicht Eingang in den Schulen verschaffen.

Digitized by Google

Welcker, P. H., Thüringer Lieder. 368 S. 8. *Gotha, bei Müller.* 1831.

Unter Thüringer Liedern verstehen wir nicht blos, dafs eine gewisse Anzahl Lieder in Thüringen oder von einem Thüringer gedichtet worden sind. Wäre blos dies der Fall, so wäre das Prädicat „thüringer" den Gedichten selbst zufällig. Ob es nun passend oder unpassend seyn mag, einer Gedichtsammlung einen Titel zu geben, der sich blos auf Verhältnisse bezieht, welche dem Inhalt zufällig sind, dies lassen wir hier unerörtert, und sehen nur, ob unser Dichter mit jenem Titel eine blos zufällige Beziehung ausdrücken wollte. Dies ist aber nun nicht der Fall, und es soll mit dem Prädicat „thüringer" wirklich die eigenthümliche Gestaltung des poetischen Inhalts angezeigt werden.

Worin verlangen wir aber, dafs dieser poetische Inhalt bestehen soll? Gewifs nicht in blofsen Beschreibungen Thüringer Gegenden à la Matthison, oder in Erzählungen aus der Thüringischen Geschichte, welche dann blos deswegen mit einem solchen Prädicate bezeichnet werden, weil uns gesagt wird, sie hätten sich in Thüringen oder mit Thüringern zugetragen! Wir verlangen, dafs in einer solchen Sammlung der eigne Lebensgeist des Landes auftrete, der, nicht zu verwechseln mit dem leichten Zeitgeiste, bald wie ein idealischer Lebensaccent über Berge und Thäler, Wälder und Flächen daherschwebt, bald frei und rauschend durch die Welt schreitet als historische Erscheinungen, bald kindlich und sanft als stille Volkssage die Geister unterhält, bald als Leben der Gegenwart mit Kraft und Liebe (denn dies ist des Volkslebens ächte Natur) sich ausspricht. Sobald ein Dichter in einem Lande aufsteht und von dem Lande und des Landes Leben singt, da feiert das Land selber eine poetische Wiedergeburt, und statt dafs der Dichter sich etwa in stolzem Eigendünkel von seinem Lande isolire, vereinigt er sich wirklich erst mit ihm, sein Verhältnifs zum Lande wird jetzt ein inneres, nothwendiges. Der Kreis des ihn umgebenden Lebens, das wie die zertrümmerte Collonade eines Pantheons um ihn herumlag, fühlt die Idee eignen Seyns in belebender Bewegung und schliefst sich in den reinen Verhältnissen seines Lebenstypus zu einer in sich begründeten und belebten Sphäre zusammen. — Welches deutsche Land könnte aber einen solchen eigenthümlichen Lebensgeist aufweisen als Thüringen, sowohl was die historischen Erinnerungen betrifft (wir erinnern nur an Ludwig den Springer, Friedrich mit der gebissenen Wange, Ludwig den Eisernen, Landgraf Hermann und den Sängerkrieg, an die Wartburg, die heilige Elisabeth, Bonifacius, Bernhard von Weimar; lauter historische Verhältnisse, welche sich schon durch sich selbst poetisch gestalten), als auch die Fülle von Sagen, die eben das tiefe poetische Element des Volkes bekunden, wie dieses Element

Digitized by Google

denn auch in der Gegenwart bedeutend hervortritt, und sich im Leben auf dem Thüringer Walde als ächte Romantik zeigt, die als unendliche Sanges- und Klangeslust schon eine volksthümliche Verklärung hat.

Der Raum gestattet uns nicht, hier weiter auf die höchstbedeutende Eigenthümlichkeit des Thüringer Landes und Lebens einzugehen; wir wenden uns daher jetzt zu den vorliegenden Gedichten, um zu sehen, wie der Dichter den nicht blos reichen, sondern auch schönen Stoff seines Vaterlandes aufgenommen und den in diesem Stoffe sich regenden Geist zur Reinheit selbstständigen Lebens befreit hat.

Die Poesie unseres Dichters hat sich nun nach folgenden Richtungen hin ausgesprochen: Geschichte; Sage; Natur. Hiermit ist freilich nicht der oben angegebene Kreis poetischer Gestalten ausgefüllt, was übrigens dem Dichter nicht zum Vorwurf gereichen soll, und es ist hier nur zu fragen, wie es sich mit den angegebenen Richtungen seiner Poesie verhält. Hierauf können wir gleich im Allgemeinen antworten, dafs seine Poesie elegischer Natur ist, worin er wirklich mitunter Vortreffliches leistet — wir erinnern nur an „die beiden Singschwäne" S. 315. Wenden wir nun den Blick auf die historische Richtung, so sehen wir, dafs es ihm an epischer Darstellung mangelt, es fehlt ihm die Gabe ein historisches Ereignifs poetisch zu gestalten, das Auffassen, Hervorheben und Wirkenlassen der Motive. Wo er episch werden will, verliert er sich gewöhnlich in Declamationen, was eben daher kommt, dafs die Motive nicht mit ursprünglicher poetischer Energie in seiner Phantasie vorhanden sind. Hier kommt noch dazu, dafs das Historische in dem poetischen Geiste Thüringens auf der Grenze zwischen Geschichte und Sage steht: ein Umstand, der freilich für die Poesie günstig ist, den aber Hr. Welcker nicht zu benutzen gewufst hat. Wie ganz anders hätte die triviale Darstellung „Graf Ludwig von Gleichen," S. 15—19, werden müssen, wenn sie im Ton einer schlichten Sage wäre erzählt worden. Wie? wenn man sie einem kräftigen Schäfer im Mund gelegt hätte, der sie im Freudenthale selbst dem Wanderer erzählte? Wie verschwinden nicht in dem „Graf von Käfernburg," S. 20, die übrigens guten Motive in der breiten Darstellung! Und so müssen wir denn auch von der Bearbeitung der Sagen selbst aussprechen, dafs sie meistens verfehlt ist, wobei besonders der zusammengesetztere Strophenbau störend wirkt. Ganz anders nehmen sich diese Sagen in dem Munde des Volks aus, als hier in diesem declamatorischen Brillantfeuer. Jedoch müssen wir hier bemerken, dafs mitunter wirklich auch Lobenswürdiges geleistet ist, z. B. „das geheimnifsvolle Buch," S. 44, „die Glocke," S. 240. Diese zwei Gedichte sind ächt Thüringisch; und Rec. erinnert sich noch recht gut aus seinen Kinderjahren, welch grofses Interesse jedesmal in ihm rege wurde, wenn er Faust's Höllenzwang nennen hörte, dieses Buch, wovon die guten Thüringer Waldbewohner glauben, dafs

Digitized by Google

derjenige schon mit dem Zuchthause bestraft werde, der es nur besitze. Auch das liebliche Gedicht „die Zigeunerkönigin," S. 55, ist hier besonders noch zu erwähnen.

Was die Richtung auf die Natur betrifft, so hat in dieser Hinsicht des Dichters elegeische Stimmung reichlichen Stoff gefunden, nur müssen wir, leider! gestehen, dafs sich mitunter auch Bedeutungsloses vorfindet, wie z. B. „Reinhardsbrunn," S. 118. Es ist zu wünschen, dafs der Verf. weniger mit den Bäumen des Waldes sympathisire, und mehr den tiefen romantischen Hintergrund des Waldlebens selbst auftretrn lasse, sey es in plastischer Objectivität, oder in lyrischer Stimmung des Gemüthes. Er sieht wirklich oft den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Haben wir nun so manchen strengen Tadel ausgesprochen, so schliefsen wir aber auch unser Urtheil im Allgemeinen lobend. Hr. W. zeigt wirklich einen poetischen Geist, der sich immer reiner zeigen wird, wenn der Dichter mehr seine Subjectivität abstreift, bedenkend, dafs auch die lyrische Poesie solche Aufopferung verlangt, und wenn er nicht jeden Gegenstand für poetisch wiedergeboren hält, der blos seine poetisch gestimmte Phantasie aufregt. Gar viel Treffliches enthält diese Sammlung; und wie sollte dies auch nicht bei einem Dichter der Fall seyn, der sich die Verherrlichung eines Landes vorgesetzt hat, von dem er so wahr als schön singt:

„Deine Bergesgürtel dienen
Ueppig nicht der Rebenpracht,
Aber Eichenhaine grünen
Und der Fichten heil'ge Nacht.

Wenn auch nicht in deinen Gründen
Winterloser Frühling wohnt:
Nachtigallen doch verkünden
Pilgernd uns den Wonnemond.

An die Ufer deiner Seen
Zog so mancher grofse Schwan,
Und unsterblich nach den Höhen
Stieg sein Götterlied hinan.

Ja, du bist ein reicher Garten
Für die deutsche Poesie;
Deine Wälder, deine Warten
Rauschen stolze Melodie.

Dr. *Aug. Ernst Umbreit.*

Digitized by Google

Zwei Sendschreiben vom Ritter von Palin in Rom und Bernardo Quaranta in Neapel an den Dr Dorow, über Ausgrabungen im alten Etrurien, während der Jahre 1827 *bis* 1829. *Mit einer Steindrucktafel. Berlin* 1832. *Im Verlage der L. W. Krause'schen Buchhandlung, Adlerstrafse No.* 6. *VI und* 57 *S. in gr.* 8.

Der Inhalt dieser beiden Briefe erstreckt sich zunächst auf die Erklärung einiger Bildwerke auf den während des Hrn. Hofr. Dr. Dorow Aufenthalt in Etrurien ausgegrabenen und aus seiner Sammlung seitdem in das königliche Museum zu Berlin übergangenen Vasen, welche nach einer Aeufserung des Directors die Krone dieser ganzen Sammlung bilden. Das erste Sendschreiben, unter der Aufschrift: *Lettre sur des Monuments Etrusques, avec un appendice: des lettres sacrées de Babylone, adressée à M. le Docteur Dorow par l'Hermite de Monte Pincio, auteur des fragmens de l'étude des hieroglyphes etc.*, bezieht sich auf mehrere orientalische Bilder und Symbole, welche auf diesen Vasen vorkommen, und aus Aegypten oder aus dem Hebräischen hergeleitet werden; ja selbst chaldäische Symbole kommen neben diesen vor, und der Verf. glaubt selbst einen Einfluss des chaldäischen Kunststyls nachweisen zu können. Nicht ohne Interesse wird man das Nähere dieser Erörterungen, sowie die Deutung und Erklärung der symbolischen Vorstellungen in dem Briefe selbst nachlesen. Der andere nicht minder interessante Brief: *Illustrazione d'un Idolo Etrusco tetraptero in terra nera, appartenente alla Raccolte del Signor Consigliere Dorow, opera di Bernardo Quaranta, Professore d'Archeologia et Letteratura Greca etc.* befafst sich mit Erklärung einer merkwürdigen weiblichen Figur, die auf einer jener etrurischen Vasen vorkommt, und besonders durch die vier Flügel, womit sie ausgestattet ist, und wovon zwei in die Höhe gerichtet sind, die beiden andern aber nach unten sich senken, sowie durch die beiden der Brust zugekehrten Hände, welche Etwas zu fassen scheinen, Aufmerksamkeit erregt. Der Verf. sucht mit vielem Scharfsinn die symbolische Bedeutung dieser Attribute nachzuweisen, um dann eine sichere Deutung der Figur selbst geben zu können, in welcher er die etrurische Venus erkennt; und in der That, die Art und Weise, wie der geistreiche Verf. diese Behauptung zu erweisen sucht, ist sehr einleuchtend. Immerhin aber verdient Hr. Dorow durch die Bekanntmachung dieser beiden Briefe zweier ausgezeichneten Kenner dieser Classe von Alterthümern, über welche noch ein so grofses Dunkel ausgebreitet liegt, und zu deren Aufhellung hier ein schätzbarer Beitrag geliefert ist, unsern Dank. Solche Beiträge werden uns nicht oft genug geboten werden können.

Digitized by Google

Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. Von Dr. Karl August Credner, Prof. der Theol. zu Gieſsen. I. Bd. Die Evangelien der Petriner oder Judenchristen. Halle, in der Buchhandl. des Waisenhauses. 1832. *X u.* 533 *S.* 8.

Sehr gründlich bearbeitete Untersuchungen, wie wir dies schon nach der bereits in unsern Jahrbüchern angezeigten Dissertation des Verfs., welche zu der hier mitgetheilten ersten Abhandlung manche gelehrte Vorbereitungen enthält, nicht anders erwarteten. Auch wo der Mitforschende mit den Folgerungen und Beurtheilungen nicht ganz übereinstimmen kann, findet er doch, was das erste Bedürfnifs für Alle ist, die zur möglichen Entscheidung oder zur Einsicht in die Unmöglichkeit des Gewifswerdens nöthigen Data und Materialien mit grofser Umsicht und Unpartheilichkeit gesammelt und zweckmäfsig vorgelegt.

Die Vorrede erklärt: die Absicht des Verfassers sey, durch eine Reihe geschichtlicher und exegetischer Forschungen an die Stelle des Vorurtheils, der Willkühr, und der Spielereien eines übel angebrachten Scharfsinns für die Einleitung in die biblischen Schriften, wofür noch so manches auszumitteln sey, eine festere Grundlage für weitere Untersuchungen zu setzen. Die 2 ersten Bände sind der Darlegung des Thatbestandes, nämlich über die früheste Beschaffenheit der Evangelien gewidmet; der dritte Band werde sich auf die genetischen Verhältnisse beziehen. Der vorliegende erste betrifft die Evangelien der Judenchristen und die Gestalt, welche die indefs Kanonisch gewordenen Evangelien bei jener Classe von Christen erhalten haben. Der Inhalt soll nach den Worten des Verfs. zeigen, wie eine vollständige Stufenfolge unter den Evangelien der Judenchristen statt finde, die mit ihren Lehrmeinungen ganz im Einklang stehen, bis sich zuletzt diese Lehren selbst in die katholische

Digitized

Kirchenlehre auflösten und ihre Evangelien unsern kanonischen wichen. Dadurch will der Verf. auch über die Beschaffenheit der Cambridger Handschrift Cd. D. ein ganz neues Licht verbreiten.

Die erste Abhandlung bis S. 91. macht vornämlich auf einen allzu selten beachteten Punkt der historischen Stellung der Urchristen aufmerksam, dafs sie nämlich anfangs auf keine schriftliche Tradition und Autorität aufser dem A. Testament sich berufen konnten. (Wie vieles Ueble in der Ausbildung der ersten Theorien über das Christenthum entstund aus dieser Uebertragung des Veralteten — Hebr. 8, 13. — in das weit Bessere, welches immer mehr eine καινη κτισις hätte werden sollen. Dorther aber kam die erneuerte und verschlimmerte Priester-Hierarchie; dorther die übertriebenste Typologie, wie sie Justin zur Judenbekehrung anzuwenden versuchte und dergl. m.) Dafs auch das A. T. aus dem heiligen Geiste rede, war von Jesus und den Aposteln, wie von seinen jüdischen Zeitgenossen, mit grofser Achtung anerkannt. Die jetzt unter dem (nicht gut gewählten) Namen Neues Testament vereinigten apostolischen Schriften waren dagegen damals noch zerstreut und meist nur an einzelne Gemeinden gerichtet, die 2 Schriften von Lukas sogar nur an eine Privatperson. Selbst das Matthäus-Evangelium ist nicht eine Lebensgeschichte Jesu; es übergeht sogar Alles, was Jesus nach der Taufe während eines für die Sache nach Joh. 4, 1. 2. sehr wirksamen Aufenthalts von mehreren Monaten bei der Haupt- und Tempelstadt in Judäa gelehrt und gethan hatte, bezieht sich sodann (aufser der vollständigern Geschichte der letzten Tage von dem Tode Jesu) meist nur auf Begebenheiten in Galiläa und Peräa, und sammelt selbst von diesen mehr nicht als fragmentarische Beobachtungen einzelner Tage, wogegen gewöhnlich das übergangen wird, was Jesus bei mehrmaligem längeren Umherziehen auf dem Lande (Matth. 5, 23. 9, 35. und dergl.) gewirkt hat. Auch Lukas hat meist nur aus

Digitized by Google

diesem 2ten Messiasjahr Jesu eben so fragmentarisch galiläische und peräische einzelne Begebenheiten aufbewahrt.

Weil also so wenig Umfassendes, und gar nichts für den allgemeinen Unterricht über Geschichte und Lehre der Urheber des Christenthums absichtlich ausgearbeitetes vorhanden, indem selbst das Matthäus-Evangelium offenbar für die palästinisch-jüdische Ansichten und nicht für das Heidenchristliche und Universellere verfafst ist, so wird das, was Hr. Dr. Cr. als Thatsache historisch nachweist, begreiflicher, nämlich dafs diese christlichen Aufsätze, auch als sie allmählich bekannter wurden, dem schon ererbten Ansehen des Alten Testaments lange bei weitem nicht gleichgestellt erscheinen.

Wie grofs aber die Autorität des A. T.s und in welchem Sinn aufgefafst damals sie überhaupt gewesen sey, darüber kann nur richtig geurtheilt werden, wenn wir uns von dem, was unter dem Wort „heiliger Geist" damals gedacht und von dem heiligen Geiste abgeleitet wurde, einen historisch richtigen, von der gewöhnlichen Dogmatik sehr verschiedenen Begriff machen. Der Verf. gebraucht meistens den nur dogmatisch gewöhnlichen Ausdruck „Inspiration;" mit diesem aber wurde in der Folge die Idee von Lehrunfehlbarkeit und meist sogar von unbedingter Unfehlbarkeit aller Behauptungen des inspirirten Schriftstellers verbunden. Dennoch ist dies nicht der althebräische, auch nicht der jüdische und ebenso nicht der urchristliche Sinn, welcher in jenen früheren, noch nicht kirchlich gebundenen Zeiten mit den Worten רוּחַ יְהוָה und πνευμα αγιον unkünstlich zusammengedacht wurde.

Wer die alt- und neutestamentlichen Schriften in ihrem ununterbrochenen Zusammenhang und dem untrennbaren Einfluſs des Aelteren auf das Neuere ohne dogmatische Voraussetzungen überschaut, der findet durchgängig, dafs der Geist im Menschen als das Höhere bemerkt wurde, welches den Menschen zum Herrn über

alles Irdische und über seine eigene Körperlichkeit machen sollte. Dieser Zweck ist schon in der Aufforderung des ersten Schöpfungsgesangs 1 Mos. 1, 28. ausgesprochen, dafs nach dem Willen der Gottheit der Mensch sich zum Herrn der Erde machen solle. Dieses aber vermag er nur in dem Grade vollständiger zu bewirken, in welchem er zunächst durch seinen Geist sich zum Herrn seines eigenen Körpers macht, dessen Kräfte verständig übt und erhöht, die Leidenschaften aber und Uebertreibungen den geistigen Einsichten von Vollkommenheit unterordnet. Zu diesem Zweck wird der Mensch durch die Religiosität, als eine durch die Richtung auf ein göttliches Ideal veredelte Bedachtsamkeit, mehr und mehr ausgebildet; und vom Urchristenthum kann das Wesentliche mit den Worten ausgesprochen werden: es ist die Religion des Pneuma! et will durch Jesu Lehre und den von ihm gegebenen Beweis der Möglichkeit dies bewirken, dafs der recht- und frei wollende Geist im Menschen der Regent seiner selbst und seines ganzen irdischen Zustandes sey und werde! es zeigt, dafs diese Erhebung des Geistes die wahre Gottverehrung, die möglichste Verähnlichung mit Gott, dem vollkommenen Geiste, ist.

Diesen Menschengeist achtete das hebräische Alterthum als etwas unmittelbar von Gott mit dem Menschenkörper Verbundenes. Die erste und einzige „Einhauchung oder Inspiration" ist nach 1 Mos. 2, 7. so gedacht worden, dafs der Menschenkörper wie ein organisches Gebilde Gottes sey, in welches Gott die belebende Seele eingehaucht habe, vergl. Hiob 32, 8. 33, 4. In dieser Seele wurde, wenn man es genauer nahm, das was den Körper bewegt, als נֶפֶשׁ von dem eigentlich geistigeren, nämlich dem Denkenden und Wollenden, als der רוּחַ, unterschieden.

Weil dann der Mensch sich seinen Gott nur durch Vergleichungen mit dem Besten, was er selbst erkennt, zu beschreiben vermag, so denkt auch der Althebräer,

Digitized by Google

wie im Menschen, auch als das Höchste in Gott eine רוּחַ יְהוָה. Von dieser substantiellen Gotteskraft aber wird erst spät, als von einer heiligen gesprochen, weil gar lange der Begriff von Macht (des Wirkens und des Wissens) in der Gottheit überwiegend war. Wird doch selbst bei Abraham 1 Mos. 18, 25. die Macht Gottes erst nur mit dem Begriff richterlicher Gerechtigkeit verbunden. Die Menschen selbst nämlich, lange nur die äufsere Absonderung vom Unreinen als Kodesch betrachtend, bringen in sich gar spät die eigentliche Idee der Willensheiligkeit ins Klare; und früher vermögen sie natürlich dieselbe auch in der Gottheit noch nicht zu denken. Daher ist der in den spätern jüdischen Religionsschriften und im N. T. vorherrschende Begriff von πνευμα αγιον noch durchgängig im A. T. eine Seltenheit.

Wohl aber wurde die Ruach in Gott als die Kraft gedacht, durch welche sich Gott mit der Ruach des Menschen in Verbindung setze und in Diesem ungewöhnliche Entwicklungen bald dieser bald jener mächtiger gottgefälliger Wirksamkeit zu Stande bringe. Deswegen ist der hebr. patriotische Held (selbst Simson) und ebenso der Künstler, welcher das Gotteszelt auf eine dürftige, aber damals vorzügliche Weise auszubilden vermochte, durch die Ruach Jehovahs in seiner eigenen Ruach bis zu dieser Zeitentsprechenden Vorzüglichkeit erhoben gedacht.

Weil aber, nach der Erfahrung, dergleichen exaltirte Geister doch bei weitem nicht gleich vortrefflich sich zeigten, so wurde auch aus dem Glauben, dafs der Geist des Jehovah auf ihren Geist wirke, nicht auf eine gleich grofse, und noch weniger auf eine fehlerfreie Geistesmacht geschlossen. Das Alterthum war zum Glück noch nicht so speculativ, den allzu dogmatischen Schlufs zu machen: Wenn Gott auf das Unvollkommene wirkt, so mufs dieses dadurch vollkommen (fehler- und irrthumsfrei) werden. Es begriff, weil es sich die klare Er-

Digitized by Google

fahrung noch nicht durch Revelations-Theorien verdunkelte, gar wohl, dafs auch Gottes Einwirkungen auf unvollkommene Kräfte nur eine Aufregung derselben, nicht eine Verwandlung des Unvollkommnen ins Vollkommne, bewirken.

Eben dies ist auch durchgängig noch in den Ueberlieferungen des Urchristenthums die unläugbare Lehrmeinung. Wo man glaubte, dafs auf einen nach der Heiligkeit strebenden Menschengeist der heilige Geist Gottes wirke, wurde ein solcher mit würdiger Achtung ausgezeichnet; durchgängig aber zeigen sich die Urchristen noch nicht in die Infallibilitäts-Meinung versetzt, wie wenn der, welchem sie in dem so eben angegebenen Sinn ein πνεῦμα ἅγιον, oder ein heiliges Begeistertseyn, zuverlässig zutrauten, ohne Widerspruch bleiben und in Allem, was er als Pneumatikon behaupte, Recht haben müsse. Wie hätten sonst, nach Apostg. 11, 2. die Urchristen zu Jerusalem mit dem Ersten der Apostel, Petrus, darüber streiten können, was er bei dem Heiden Cornelius freier, als sie für Recht hielten, gethan hatte? Wie hätten nach Apostg. 21, 20. viele Tausende der Muttergemeinde zu Jerusalem das, was Paulus, ein schon durch vieljährige wunderbare Thätigkeit erprobter Apostel, unter den auswärtigen Juden praktisch und universal-christlich lehrte, wie eine Apostasie mit Eifer verwerfen können? *) Auch da

*) Die Apostelgeschichte ist überhaupt dadurch wichtig, dafs sie rein historisch zeigt, wie menschlich das Göttliche des Urchristenthums von Anfang an verbreitet wurde und wie unbegründet es ist, wenn man den ersten Zustand der Gemeinden ins Wunderbare idealisirt. Besonders zeigt diese gleichzeitige Geschichte, wie durchaus zwar das Pneuma Hagion in den Aposteln und andern redlichen Christen anerkannt und als aufgeregte Richtung des Geistes auf das Heilige und Gotteswürdige, also als Begeisterung aus dem Heiligen für das Heilige hochgeachtet wurde, dennoch aber Allen der Gedanken fehlt, dafs der Heiligbegeisterte wegen einer göttlichen Mittheilung seiner Einsichten ohne Wi-

Paulus nach Gal. 2, 14. von Petrus (mit Recht) dachte, dafs Derselbe „nicht geradeaus nach der Wahrheit des Evangeliums vorwärts schreite," bezweifelte doch gewifs keiner von diesen beiden Männern, dafs in dem Andern ein πνευμα ἁγιον wirke, das heifst, dafs der Eine wie der Andere ein sich selbst der Gottheit heiligender Geist sey und die Gottheit, als heiliger Geist, diesen Geist in ihnen zu allem Guten, also auch zum Finden des Wahren aufrege. Der grofse Unterschied aber war, dafs man diesem Geist Gottes ein Leiten zur Wahrheit, nicht ein Eingeben oder Einhauchen des Wahren zuschrieb. Deswegen wurde auch damals sogar das wunderbare

---

derspruch recht haben und seine Stimme entscheidend seyn müfste. Zwar gewährt die Zuversicht, dafs der Geist eines Menschen nach all seinen Kräften für das Heilige, das Wahre, das Rechtgute u. s. w. aufgeregt sey, ein grofses Vertrauen. Sie macht auch sehr wahrscheinlich, dafs Streben nicht vergeblich sey, dafs es oft das Richtige erreiche. Aber gerade die Apostelgeschichte beweist, dafs die Urchristen diese Zuversicht nicht bis zum Glauben an Lehrinfallibilität gesteigert und übertrieben haben. Wie hätten sonst Gemeinden den Aposteln Petrus und Paulus widersprechen, wie hätten diese Männer selbst vergessen können, die Widersprechenden daran, dafs Sie als Infallible zu entscheiden hätten, zu erinnern? Wie hätten erst Berathschlagungen (der Infalliblen?) nöthig seyn können, wie Apostg. 15, 6. 23? Ich gestehe, dafs ich deswegen sehr begierig war, wie Dr. Aug. Neander im 1. Th. sr. Gesch. der Pflanzung d. christl. Kirche durch die Apostel diesen Unterschied zwischen heiliger Geistigkeit und der gewifs vorausgesetzten apostolischen Infallibilität bei Apostg. 11, 2. 17. 15, 7. 21. historisch und berichtigend ins Licht stelle. Er räumt ein (S. 113 f.), dafs der heil. Geist als das gemeinsame höhere Lebensprincip der naturgemäfsen Entwicklung der Menschen überall folgte. Bedeutet jenes Princip die zum Heiligen sich erhebende und von Gott erhobene Gesinnung der Einzelnen, alsdann sind die miteinander nicht immer einstimmenden Anwendungen begreiflich. Soll aber jenes Princip eine göttlich einwirkende Kraft bedeuten, so hätte diese doch gewifs in Allen Einstimmung wider das Irrige zum Voraus bewirken müssen.

Digitized by Google

πνευμα ἁγιον nicht etwa blos den Aposteln, sondern vielen Andern Mitversammelten zugeschrieben und gar nicht gezweifelt, dafs, wie am ersten Pfingstfest die auf dem Söller Versammelten voll des heiligen Geistes geworden waren, auch die gleich nachher gewonnenen 3000 eben diese Gabe des heiligen Geistes, Apostg. 2, 38. empfingen, und dafs auf gleiche Art über die bei Cornelius Getauften, Apostg. 10, 45. 11, 17. die nämliche Gabe des heiligen Geistes, wie am Pfingstfest, gekommen sey.

All dieser historische Zusammenhang belehrt uns demnach biblisch (wenn gleich nicht quenstädtisch), wie mit dem Glauben an heilige Begeisterung wohl eine grofse Werthschätzung, durchaus aber nicht die Meinung verbunden war, wie wenn jene Einwirkungen des Geistes Gottes in geheiligte Menschengeister diese und ihre Aeufserungen übermenschlich unfehlbar machten. Man erkannte dankbar, dafs es für Andere ein grofser Gewinn sey, wenn gottgeheiligte Geister durch ihre Erhebung zu Gott vieles göttlich Wahre und Wirksame den Menschen näher brachten; aber man begriff an sich und durch die Erfahrung noch wohl, dafs das menschlich Errungene und Aufgefafste dennoch menschlich und nicht etwas in das reingöttliche Verwandeltes sey. Man war aber auch noch nicht so bequem oder träg, das menschlichgöttliche nicht hochschätzen und benutzen zu wollen, wenn es nicht sofort als ganz unfehlbar sich darbiete und den Nehmenden alle Mühe des Prüfens und Selbstdenkens erspare.

Eben diese historische Einsicht aber zeigt uns dann auch, wie damals von den Schriften des A. T. als theopneust gedacht wurde und werden konnte. Paulus verweist seinen Lehrnachfolger, Timotheus (im 2. Brief 3, 15.) auf die ἱερὰ γραμματα, weil Derselbe sie von Kind auf kenne; auch können sie, nämlich die alttestamentlichen Schriften, ihn zum Heil weise machen. Aber dennoch setzt er die Bestimmung hinzu, dafs sie durch die treue Ueberzeugung, welche in der Ver-

Digitized by Google

bindung mit dem Messias Jesus da sey, benutzt werden müfsten. Δια πιστεως την εν Χριστῳ Ιησου πασα γραφη θεοπνευστος και ωφελιμος εστιν προς u. s. w. Er sagt nicht: πασα ἡ γραφη = jene ganze Schrift ist theopneust und auch nützlich. Er sagt vielmehr: jede theopneuste Schriftstelle ist, wenn sie christlich erklärt wird, auch nutzbar. Er setzt also, wie es auch nach dem Inhalt des A. T. nicht anders möglich ist, nicht eine unbedingte Gültigkeit desselben voraus. Denn offenbar hofften die Propheten auf eine durch die Macht Gottes bewirkte Bekehrung der übrigen Völker in der Art, dafs sie zu reichen Opfergaben nach Jerusalem bewogen seyn müfsten. Jes. 60, 5—17. 66, 15—21. Eine gewaltlose Bekehrung durch Ueberzeugung war dagegen nur erst in der viel richtigeren Einsicht und Handlungsweise Jesu gegründet und in die Wirklichkeit übergegangen. Daher zweifelt zwar Paulus nicht, dafs in den A. T. Propheten Gottes Geist auf ihre Geister gewirkt habe oder dafs ihre Aussprüche theopneustisch gewesen seyen; aber dennoch macht er die vollkommnere Ueberzeugungsart, wie sie durch Jesum verwirklicht war = ἡ πιστις ἡ εν Χρ. I., zum Mafsstab, wie jene Schriftstellen nunmehr angewendet werden sollen. Der Text nämlich mufs als Protasis und Apodosis so übersetzt werden: „Auch weil Du von Kindheit auf heilige Schriften weifst, die Dich zur Heilsrettung weise machen können, so ist durch die mit Jesus dem Messias verbundene Ueberzeugungstreue eine jede theopneuste Schriftstelle auch nützlich zur Belehrung, zur Ueberweisung, zur Berichtigung, zur Erziehung in der Rechtschaffenheit, damit der Mensch Gottes (der sich Gott weihende) wohl bereit sey, zu jedem guten Werk durchaus bereit gemacht. Diese Anleitung, jene geweihte (ἱερα) Schriften zu benützen, ist um so merkwürdiger, weil sie Paulus einem seiner vertrautesten Lehrnachfolger giebt, der, weil er jene Schriftkenntnifs als angeerbt hatte, nun auch unter den Christen sie nützlich machen sollte, jedoch nur so,

Digitized by

dafs er sie dem Sinne Jesu gemäfs zu erklären habe. Ohngeachtet Paulus jene Schriftstellen theopneust nennt [das θεοπνευστον ist etwas vom Gottesgeist erregtes, nicht gerade ein eingehauchtes, z. B. εμπνευστον], so denkt er sie demnach doch nicht als an sich unverbesserlich und unbedingt anwendbar. Der bisdahinige althebräische Begriff, dafs der gottgeheiligte Menschengeist zwar mit dem Geiste der Gottheit in Verbindung stehe, und dadurch zum Guten und Gotteswürdigen aufgeregt werde, dennoch aber nicht unfehlbar gemacht, oder zu einer unverbesserlichen Einsicht erhoben sey, blieb auch die Ansicht des Apostels, welcher deswegen das Spätere, Bessere des Urchristenthums als das Regulativ für den Lehrer Timotheus angiebt, nach welchem er jede Gottbegeisterte Schriftstellen nützlich anzuwenden habe.

Die späterhin erst in der kirchlichen, nach dem Recht das Unfehlbare unfehlbar auszulegen strebenden Hierarchie gewöhnlich gewordene Voraussetzung, dafs, wo Gottes Geist auf den Menschengeist wirke, in diesem dadurch etwas reingöttliches oder Vollkommnes entstehen müsse, war die Meinung des Alterthums noch nicht und wurde auch durch jede andere unpartheiische Betrachtung der Wirkungen Gottes in die Welt widerlegt; denn wer auch noch so gewifs die ganze Geister- und Körperwelt von der schöpferischen Wirksamkeit Gottes ableitet, mufs ja doch zugleich zugeben, dafs all dieses Geschaffene eine Summe von unvollkommenen Dingen ist und bleibt, in welcher die Geister nur nach Vervollkommnung zu streben haben. Auch glaubte man um so consequenter an unvollkommne Wirkungen der Theopneustie, da, wie der Verf. S. 50. sehr richtig bemerkt, die philosophirenden Kirchenväter der früheren Zeit allgemein annahmen, dafs der λογος der Gottheit überall auch unter den Heidenvölkern zum Guten gewirkt habe, dennoch aber diese logischen oder pneumatischen Wirksamkeiten nur theilweise und spermatisch, als Keime des Guten, nicht etwas Vollständiges hervorbrachten. So war

Digitized by Google

nach Hebr. 1, 1. 2. die Gradation zwischen dem, wie die Gottheit durch die Propheten und sonst πολυτρόπως καὶ πολυμερῶς (unter vielerlei Wendungen und Abtheilungen) geredet hatte, ohngeachtet der Theopneustie, von dem sehr verschieden, was alsdann durch den messianischen Sohn (= den Gottverwandteren) ausgesprochen wurde.

Ueber die Stufenfolgen nun, wie nur nach und nach auch die apostolischen Schriften in gleiches Ansehen mit den alttestam. emporgestiegen seyen, hat die erste Abhandlung des Verfs., so weit es aus der dunkeln Zeit zwischen der Zerstörung Jerusalems und den Schriften Justins möglich ist, viele belehrende Data gesammelt.

Die dem Ignatius zugeschriebenen Briefe geben die ersten Data. Zwar kann Rec. diese offenbar zur Empfehlung des Episkopats verfafsten Briefe weder in der kürzeren (wie Hr. Dr. Cr. S. 17.), noch in der vollständigeren Gestalt für ächte Briefe jenes Märtyrers halten. Ihre ganze Anlage ist, dünkt mich, eine handgreifliche und wahrhaft ungeschickte Erdichtung. Sie setzt die grofse Unwahrscheinlichkeit voraus, wie wenn der von Trajan zur Hinrichtung bestimmte Bischof eine für den Herrscher so wichtige Person gewesen wäre, dafs er ihn nicht zu Antiochia, vor den Augen der Gemeinde hinrichten, sondern deswegen bis nach Rom transportiren liefs. Auch dafs man zu einem solchen Transport von dem der See nahen Antiochia aus den Umweg durch ganz Vorderasien genommen hätte, wäre gar zu sonderbar. Ungeschickt genug wird dieser Umweg blos deswegen erdichtet, damit man den Märtyrer immer zuvor an einige Gemeinden schreiben lassen konnte, die er doch bald bei der Durchreise persönlich viel besser zu belehren Gelegenheit gehabt hätte. Und wie handgreiflich wird endlich die Erdichtung durch den Brief nach Rom! Der Märtyrer soll in der Ferne schon keine wichtigere Angelegenheit gehabt haben, als die Römergemeinde von weitem her flehentlich zu bitten, dafs sie doch nicht irgend sein ihm so erwünschtes

Märtyrerthum zu verhindern sich bemühen möchte. Hierzu war ja doch, wenn erst Ignatius bis nach Rom gekommen wäre, Zeit genug, um das ohnehin sehr Unwahrscheinliche, dafs die Römerchristen seine Loslassung zu bewirken vermöchten, durch persönliches Zureden zu verhüten.

Ungeachtet demnach diese ganze Anlage jener Briefe sie mir als eine Erdichtung charakterisiren, so gehören sie doch nach ihrem Inhalt, unläugbar in eine frühe Zeit, in die Zeit, welche noch zweiseitig gegen Hang zum Judaismus und zum Doketismus zu kämpfen hatte, in die Zeit, wo das Episkopat noch neu war und nichts nöthiger schien, als dafs die Gemeinden zu der resignirtesten Abhängigkeit von den Bischöfen auf alle Weise aufgefordert würden. Dieses ist die unverkennbare immer aufs Neue ausgesprochene Absicht des Briefstellers. Die Erdichtung fällt also ohne Zweifel schon in jene 50 oder 60 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems, aus denen wir sonst fast gar kein historisches Datum haben und wo doch die Erhebung eines Einzelnen, als Episkopen, nicht nur über die Gemeinden, sondern auch über die Presbyterien zu Stande gekommen seyn mufs. In dieser Zeitperiode war denn, wie wir aus diesen Briefen lernen, unter den Christen noch bei Manchem (S. 15.) die Erklärung möglich, dafs dem Christenthum nur, sofern es mit dem A. T. übereinstimme, zu glauben sey. Der angebliche Märtyrer mufste noch von Manchen hören: „Auf das Evangelium vertraue ich nicht, wenn ich es nicht in den Uralten (= im A. T. εν τοις αρχαιοις) gefunden habe." Gegen solche Judaizirende eifert nun

*) In der Uebersetzung, welche S. 15. von der Stelle des Ign. gegeben wird, bezweifle ich zweierlei. Erstens wird ermahnt: μηδεν κατ' ἐριθείαν zu thun, αλλα κατα χριστομαθιαν. Der Verf. übersetzt: Ich ermahne euch, nichts handwerksmäfsig oder wie Tagelöhner (ἐριθοι) zu thun (= knechtisch gegen das A. T.), sondern nach christlicher (freier) Erkenntnifs." — Philipp. 1, 16 klagt P. auch, dafs manche εξ ἐριθειας Christus verkündigten, und dies Wort wird theils durch ουχ αγνως theils

der Verf. der Briefe: es sey unpassend (ἄτοπον, S. 17.), Jesus den Messias zu nennen und doch zu „Judaiziren"

---

durch δια φθονον και ἔριν erklärt, auch dem δι' αγαπης entgegengesetzt. Die Judenchristen in Palästina, welche Paulus, weil er die Beschneidung nicht auf Christenkinder fortpflanzen und dadurch Juden- und Heidenchristen immerfort trennen lassen wollte, als Apostaten anfeindeten (Apostg. 21, 21.) machten ihm ohne Zweifel auch in seiner Gefangenschaft zu Cäsarea (wo der Brief an die Philipper geschrieben ist) Verdruſs und verkündigten zwar Jesus als Messias, aber κατ' ἐριθειαν nach ihrer Streitsucht gegen ihn = aus ἐρις oder Nicht-αγαπη, um ihm zu schaden. Und so scheint überhaupt ἐριθος nicht blos ein Handwerker und Tagelöhner, sondern ein Jeder zu seyn, der mit einer gewissen ἐρις oder als ἐριζων sein Geschäft treibt, seine Thätigkeit äuſsert. Daher gilt das Wort auch von denen, welche im *ambitus* thätig waren, Parthei machten u. dergl. Besonders scheint der Begriff: etwas handwerksmäſsig, also mechanisch und mit Geistesbeschränktheit zu betreiben, in dem Wort ἐριθεια nicht zu liegen. Die Judenchristen in der Ignat. Stelle zogen das A. T. vor, κατ' ἐριθειαν aus Streitsüchtigkeit gegen die Paulinisch-christlich Belehrte zu Antiochien. (Als etwas antiochenisch entstandenes erscheinen mir nämlich die Briefe in ihrer Grundanlage. Wenn sie gleich nicht von Ignaz sind, so nahm doch ein Antiochenisch-denkender Gegner des Judaizirens dort gerne seinen Namen gleichsam zum Schild.)

Das Zweite, was ich bezweifeln muſs, betrifft die Stelle: Λεγοντος μου αυτοις· οτι γεγραπται! απεκριθησαν μοι· οτι προκειται! Hr. Dr. Cr. übersetzt: „Als ich ihnen sagte: Es steht geschrieben! antworteten sie mir: So hat es seine Richtigkeit!" Allein προκειται hat diese Bedeutung nicht, auch in den Stellen bei Bretschneider nicht. Es bedeutet: es liegt vor! Durch den Zusammenhang kann dies andeuten: es zeigt sich als geltend! Aber dies ist nicht die Wortbedeutung (Significat), sondern je und je der Sinn des Contextes (= *sensus*). Den Judenchristen, welche nur nach der Uebereinstimmung mit dem A. T. das Evangelium glauben wollten, sagte der Ignatianer: es ist geschrieben, d. h. das Evangelium haben wir auch schriftlich. (Das Matthäus-Evangelium, das später von Hieronymus aufgefundene Nazarener-Evangelium waren unfehlbar damals schon, und besonders in Syrien.) Die Judenchristen antworteten ihm dann: προκειται sc. τα αρχεια = unsere alte Schriften liegen vor, d. i. sie sind als sicher zuvor da. — Allerdings aber ist die Stelle so kurz und bleibt daher so viel-

Digitized by Google

(sich so sehr an das jüdische Alterthum zu halten). Dennoch aber verweist er dagegen nicht etwa auf eine dem Alttestamentlichen gleich zu schätzende Sammlung apostolischer Schriften, und dafs man sich um so mehr an solche anschliefsen sollte. Ueberall vielmehr ruft er nur: „Haltet euch an den Bischof, seid ihm untergeordnet, wie Christus dem Vater und die Apostel ihrem Christus. Damals also, da von der Hauptstadt des Heidenchristenthums, Antiochia, aus noch gegen Judenchristen geeifert werden mufste, die dem Urchristenthum nur alsdann, wenn es aus dem A. T. erweislich wäre, glauben wollten, hielt man sich vorerst daran, dafs die evangelische Lehre am besten durch das Persönliche der Gemeindebischöfe zu erhalten sey.

Erst eine weitere Erfahrung mufste zeigen, dafs besonders bei Ueberlieferung von Lehren die mündliche Tradition nicht genüge, weil sie, wie die Gnostiker es in der Wirklichkeit zeigen, unvermerkt weit mehreren Abänderungen und Umdeutungen ausgesetzt ist, als das geschriebene Wort. Dafs das A. T. in den christlichen Synagogen vorgelesen wurde, dies war durch den Vorgang der jüdischen Synagogen ohne weiteres vorbereitet, und wir finden deswegen die früheren christlichen Schriftsteller mit dem A. T. sehr bekannt. Die apostolischen Schriften konnten natürlich nicht zu dem nämlichen Gebrauch erhoben werden, bis sie erst aus der Zerstreuung, da eine jede nur eine beschränkte Bestimmung anfänglich gehabt hatte, allmählich zusammengebracht waren. Hierzu war es wohl eine kleine Vorbereitung, dafs Paulus bei seinen spätern Briefen einmal selbst anordnete, dafs sein an die Colosser gerichtetes Schreiben auch von denen zu Laodicea gelesen, also mitgetheilt werden sollte

---

deutig, dafs in diesem Punkt durch sie nichts bestimmt anzugeben ist. Der Ign. fährt dann fort, zu erklären: Für mich sind die Hauptdata aus Jesu Leben entscheidend (ohne Schrift), durch sie will ich rechtschaffen gemacht (nicht: gerechtfertigt) seyn. (Der juridisch-dogmatische Begriff: gerechtfertigt, ist in jene Zeit nicht zurück zu tragen.)

Digitized by Google

(Coloss. 4, 16.), wogegen die Colosser auch das Schreiben zu lesen aufgefordert werden, welches aus Laodicea (an Paulus) gekommen war und dessen Inhalt also ihnen deutlicher machen konnte, warum die Briefe nach Ephesus und Colossä so, wie sie lauten, verfafst waren.

Eine Spur, dafs schon bald alle Briefe von Paulus zusammengebracht waren, finden wir im 2ten (sogenannten) Brief Petri 3, 16. Die Stelle entschuldigt, dafs εν πασαις ταις επιστολαις von Paulus manche δυσνοητα seyen, wie in Einem dieser Schreiben (wahrscheinlich den Hebräerbrief) *) der angebliche Petrus vornämlich Rücksicht nimmt. Ist dieser zweite Brief Petri gleich unächt und nach dem Tode des Petrus zu einer Zeit, wo manche über das lange Ausbleiben der zweiten Parusie spöttelten, verfafst, so gehört er doch gerade nach jener Stelle vom „geliebten Bruder Paulus" in die Zeit, wo man klug genug geworden war, die dem Ganzen so schädliche Dissonanz zwischen Petrinern und Paulinern immer mehr zu mildern, nachdem Paulus selbst in den Jahren seiner Gefangenschaft sich nach 2 Tim. 4, 11. schon mit Markus, und nach Koloss. 4, 10. auch mit Barnabas, wieder vereinigt hatte. Die unter der Autorität von Petrus 2 Petri 3, 16. ausgesprochene Vertheidigung einiger schwer verständlichen Sätze bei Paulus ist für die Frage über den Grad der Achtung gegen apostolische Schriften auch deswegen merkwürdig, weil hier schon die Sammlung „aller Episteln von Paulus" in Vergleichung gesetzt wird mit den übrigen „γραφαις," welche von Ungelehrigen auch verkehrt genommen würden. Wir sehen also wohl, dafs, sobald nur mehreres von dem Apostel in eine Sammlung zusammengebracht war, man bereits τὰς λοιπὰς γραφὰς, also das A. T. damit in Parallele zu stellen anfing.

Hieraus aber folgt doch nicht, dafs man schon damals, nach dem Tode der Apostel, ihren schriftlichen Reliquien mehr zugeschrieben habe, als ihnen selbst, so

*) Vergl. Meine Uebersetzung und Auslegung des Hebräerbriefs (Heidelb. 1833.) in der Einl.

Digitized by

lange sie lebten, zugeschrieben zu werden pflegte. In den Lebenden wurde das πνεῦμα ἅγιον, d. i. ihre gottgeheiligte Begeisterung verehrt, ohne dafs sie, wie die ganze Apostelgeschichte das Gegentheil zeigt, deswegen für erhaben über Widerspruch oder für infallibel geachtet waren. Wie hätte demnach ihren Schriften bald nachher Infallibilität zugeschrieben werden können?

Ueberhaupt war auch, was das A. T. betrifft, nur von einem Theil desselben, nämlich von den eigentlichen Weissagungen schon nach 2 Petr. 1, 20. auch auf die Christen die (cf. Bretschneider: *De Josephi theolog. dogmatica p.* 30.) schon vorher unter den Juden gewöhnliche Meinung übergegangen, solche Vorhersagungen, als Wirkungen der Allwissenheit, seyen den Propheten ohne Anwendung ihres eigenen Willens durch ein Treiben des heiligen Geistes auf eine solche Weise eingegeben, dafs sie nicht einmal selbst eine eigene Auslegung, επιλυσις, davon zu geben vermocht hätten. Diese wörtliche und bewufstlose Art von Inspiration wurde aber nur auf die weissagenden Stellen und nicht weiter ausgedehnt. cf. 1 Petr. 1, 10. 11. Da nun die geschichtlichen und brieflichen Ueberreste der Apostel nicht dergleichen Prophezeihungen, sondern allgemeinere Belehrungen enthalten, so war auch noch keine Veranlassung da, den prophetischen Grad von Inspiration auf sie überzutragen. Wie bei ihren Lebzeiten die Hochachtung vor ihrem πνευμα αγιον den Glauben bewirkte, dafs ihr Gottgetreues Wollen in ihnen auch gewöhnlich Gottgefällige Einsichten hervorbringe, für welche sie nach 1 Kor. 7, 40. Achtung, doch aber nicht unbedingte Folgsamkeit verlangten, so konnte offenbar auf ihre später gesammelten Schriftreste auch mehr nicht, als die nämliche Autorität übergehen. Dadurch wurde gerade das, was man bedurfte, erreicht, nämlich der Wunsch, aus schriftlicher Ueberlieferung der Gleichzeitigeren und Vertrauteren Jesu genauer, als aus den speculativen Phantasien der sich so nennenden Gnostiker, den ursprünglichen Sinn der Christuslehre erfahren zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dr. *Credners Beitr. zur Einl. in d. bibl. Schriften.*

(Fortsetzung.)

Hieraus folgte dann weiter, dafs man nicht so sehr um den einzelnen Buchstaben sich bekümmerte, sondern wenn man das Wesentliche auch kürzer zusammenfassen konnte, damit sich wohl begnügte. So erklärt es sich, dafs um die Zeit, wo man Paulinisches und Petrinisches gerne vereinigte, für Manche es etwas sehr Annehmbares seyn mufste, als der von Paulus nach Rom herbeigezogene Markus, der Petriner, welcher zugleich mit Lukas zu der Zeit, wo dieser schon das Evangelium als den ersten Theil seiner paulinischen Urchristenthumsgeschichte für den Theophilus verfafst haben mufste, aus dem hebraizirenden Matthäus-Evangelium und aus dem paulinisch geachteten Evangelium des Lukas ein kürzeres vereintes für beide Partheien verfafste, wo bekanntlich meist Matthäus zum Grunde liegt, öfters nur einzelne Worte aus dem einen in den andern herübergenommen sind, manches ohne Bedenken ganz weggelassen wurde, das Eigenthümliche des Markus aber mehr in kleinen erläuternden Einschiebseln, als in abgesonderten Zusätzen besteht. Unsere kritisch genauere Zeit will freilich keine andere Synopses, als solche, in denen wenigstens aus allen den Dreien, noch besser aber aus allen den Vieren ein Ganzes gemacht wird, welches kein Wort von ihnen allen zurücklassen soll; in jenen früheren Zeiten aber dachte man, wenn nur der Totaleindruck erhalten würde, zufrieden seyn zu können, theils weil man für dogmatische Subtilitäten erst noch wenig oder nichts wörtlich unfehlbares bedurfte, theils weil überhaupt gröfsere Schriften zu besitzen schwer und allzu kostbar war, und daher, wer konnte, entweder sich selbst nach seinem eigenen Sinn und Bedürfnifs vereini-

gende Abkürzungen machte oder die schon gemachten gerne als ein eigenes Ganzes benutzte, während man wohl wufste, aus welchen gröfseren Aufsätzen dasselbe in's Kürzere zusammengezogen worden sey.

Eine Abkürzung von dieser Art, welche mehr eine *συγχρασις* als eine *συνοψις* zu nennen seyn möchte, scheinen mir die *ἀπομνημονευματα* zu seyn, deren Gebrauch bei Justin dem Märtyrer schon für so Viele ein Räthsel wurde und zu denen unsere Recension nunmehr überzugehen hat, weil eben dieses Räthsel auch von Hrn. Dr. Cr. S. 92 — 267. auf's Neue mit grofsem Fleifs untersucht worden ist

Ich bemerke aus der ersten Abhandlung, ehe ich zu der zweiten übergehe, nur noch die Nachweisung des Verfs. S. 54, dafs Athenagoras, nach dem Jahr 176 schreibend, unter den urchristlichen Schriftstellern der erste ist, welcher von Mose und den Propheten annimmt, dafs der göttliche Geist in sie wie der Flötenblaser in eine Flöte, was sie aussprachen, hineingehaucht habe (*ὡςεὶ αὐλητὴς αὐλὸν ἐμπνεῦσαι*), und dafs sie dabei aufser Besinnung versetzt gewesen seyen = *κατ' ἔκστασιν τῶν ἐν αὐτοῖς λογισμῶν*. Dennoch baut dieser denkende Mann vornämlich auf seine „Vernunftgründe" = *ἃ νοοῦμεν καὶ πεπιστεύκαμεν*, und freut sich nur dabei, dafs die Stimmen der Propheten als Zeugen seine *ratiocinia* (über die Auferstehung) glaublich machten, *πιστοῦσιν ἡμῶν τοὺς Λογισμούς*. Auch Irenäus (S. 61.) trägt dieses bei den Prophezeihungen angenommene Inspiriren, welches sie nur als Organe behandelt habe, nicht auf die Apostel und ihre Schriften über. Für seinen Zweck vielmehr, die transcendenten Auslegungen der Gnostiker zu widerlegen, ist es ihm genug, behaupten zu können: die Apostel seyen von oben mit einer solchen Kraft des über sie kommenden heiligen Geistes nach Jesu Auferstehung umgeben oder gleichsam bekleidet worden, dafs sie eine vollkommne Erkenntnifs gehabt hätten, und folglich die Gnostiker sich nicht zu Verbesserern der Apostel

Digitized by Google

aufwerfen dürften. „*Induti sunt supervenientis spiritus sancti virtutem ex alto, de omnibus ea impleti, habuerunt perfectam agnitionen*, so dafs sie nicht *antea praedicaverunt, quam perfectam haberent cognitionem, sicut quidam audent dicere, gloriantes, emendatores se esse apostolorum. contra haeres.* 3, 11, 8.

Mustermäfsig ist in der zweiten Abhandlung über Justin und die von ihm gebrauchten Evangelien, des Verfs. sehr zweckmäfsig geordnete Darlegung aller der Stellen, welche der philosophische Märtyrer aus den von ihm benutzten ἀπομνημονευματα geschöpft hat. Haben gleich schon mehrere, nach Stroths erster Anregung im Anfang des Eichhorn'schen Repertoriums, namentlich Dr. Gratz und Dr. Winer, die meisten dieser Auszüge ebenfalls hervorgehoben, so sind sie doch hier gerade so bequem und vollständig, nach der Ordnung unserer Evangelien, zusammengestellt und sogleich mit dem Wörtlichen von diesen so verglichen, dafs der Forscher nunmehr alle Data leicht in einer Uebersicht umfassen kann. Rec., welcher schon seit 50 Jahren auf Lösung der kritischen Frage: Welche Beschaffenheit und Entstehung der Justinischen απομνημονευματα aus ihnen selbst zu entdecken sey, oft und unter sehr verschiedenen Umständen seine Aufmerksamkeit gerichtet, hat sich durch diese treffliche Vorarbeit des Verfs. gerne bewegen lassen, noch einmal ohne alle vorgefafste Meinung Schritt für Schritt zu versuchen: ob er über jene Fragen allmählig durch ein reines Auffassen all jener einzelnen Stellen eine genügende Antwort sich zu abstrahiren vermöge?

Der Verf. hat selbst durch viele scharfsinnige und kenntnifsreiche Bemerkungen über die einzelnen Stellen, durch die Geschichte der bisher darauf verwendeten gelehrten Bemühungen und durch eigenes Eindringen in die Geschichte Justins und seiner Zeit sehr viel Schätz-

Digitized

bares geleistet. Sein Resultat ist: Justin habe zwar die kanonisch gewordenen drei ersten Evangelien, und vielleicht auch das vierte, schon gekannt; dennoch aber seyen seine Citationen nicht unmittelbar aus diesen, sondern aus einem sogenannten „Evangelium Petri" genommen, welches er selbst einmal im Dialogus mit Tryphon §. 106. genannt habe und mit welchem er als ein durch die Ebioniten Bekehrter vertraut gewesen sey. Zu dieser Annahme, dafs Justin aus einer solchen Ebionitischen Zusammensetzung, „Denkwürdigkeiten" betitelt, geschöpft habe, sieht sich der Verf. schon in sofern bewogen, als er bei manchen von Justin gebrauchten Stellen es für unmöglich hält, dafs der Kirchenlehrer sie, etwa als frei citirend und durch einige Zusätze oder Wendungen vervollständigend, aus den kanonischen Evangelien genommen haben könnte.

Hierüber im Einzelnen meine Meinung zu sagen, wäre wohl für eine Recension allzu ausführlich. Weil aber der Verf. sich so rühmlich als einen sorgfältigen Untersucher beweist, so wird es doch für weitere Forschungen zweckmäfsig seyn, wenn ich einige Hauptpunkte, warum ich dennoch seinem Resultate nicht beizustimmen vermochte, hier zu Erneuerung seiner Prüfung andeute; da, was Er jetzt als historisch erwiesen voraussetzt, auf die folgenden Theile seines gelehrten Werks vielen Einflufs haben mufs.

Schon die Voraussetzung, dafs der Samarier, Justin, der Sohn eines Heiden, Πρισκος ὁ Βαχχαῖος (Apologie I. in der Aufschrift), von der ebionitischen Seite her bekehrt worden sey, hat nach dem Charakteristischen seines übrigen Christenlebens wenig Wahrscheinlichkeit. Er schildert sich im Eingang zum Dialog, als einen aufserhalb Palästina (wie es scheint zu Korinth, nicht zu Ephesus) Christianisirten, der, vielgereist, bis dahin die Wahrheit nicht nach einer ebionitischen Richtung und Denkweise, sondern unter den griechischen Philosophieen gesucht habe. Mögen in jener Schilderung nicht alle einzelnen Punkte nach dem Buch-

Digitized by Google

staben als faktisch zu nehmen seyn, so begreift man doch nicht, warum einem jüdischen Rabbinen gegenüber tretend, Justin verhehlt haben würde, dafs ihn jüdische Christen bekehrt hätten. Gerade dies hätte ja wohl den Uebergang zum Gespräch mit Juden mehr erleichtern müssen, als die Erklärung, von den für unzureichend gehaltenen griechischen (nicht einmal alexandrinisch jüdischen) Philosophieen zu dem Christenthum eines Greisen übergegangen zu seyn, dessen Farbe und Gehalt nicht angegeben wird, aber doch offenbar mehr philosophirend, als ebionitisch judaizirend war. Ist doch in dem Christendogma Justins schon der Logos in zweiter, und το πνευμα αγιον in dritter ταξις, offenbar als Personen, nächst unter Gott dem Vater, geglaubt. Bis auf den philosophischen Mantel hinaus zeigt sich alsdann Justin immer als einen philosophirenden und mit der griechischen Philosophie gar nicht nach ebionitischer Ansicht vertraut gebliebenen Christenthums-Vertheidiger.

Kam gleich unter die zuerst nur jüdisch christlichen Ebioniten nach einiger Zeit auch eine philosophirende Geheimnifslehre, wie wir bei Epiphanius die ebionitische Einfachheit durch das Elkesaistische verändert erkennen, so war doch dieses eine orientalische, nicht eine griechische oder griechisch alexandrinische Art zu philosophiren. Sprachen gleich solche Ebioniten von einem göttlichen Geist oder auch von *„omnis fons spiritus sancti,"* der auf Jesus als den Messias herabgekommen sey, so ist doch dieses Glauben an einen heiligen Geist der Gottheit, welcher mitgetheilt den Messias zum Messias gemacht habe, mehr die palästinische Vorstellungsart über das Göttliche im Messias, und von dem griechisch-alexandrinischen aufser Gott selbstständig oder persönlich gewordenen Logos, welchen Justin immer so recht neuplatonisch darstellt, der Form nach äufserst verschieden. Daher wäre viel gewagt, mit Hrn. Dr. Cr. (S. 114. Note) behaupten zu wollen: „die justinische Ansicht von einem Λόγος τοῦ θεοῦ, welcher der Macht nach sich von Gott nicht entferne = ἀχωριστος δυ-

ναμει sey, finde sich auch als ebionitisch, nur dafs statt des platonischen Ausdrucks λογος gewöhnlich „der heilige oder göttliche Geist" gesagt werde. Läfst sich gleich der althebräische und palästinische Begriff von Gott als πνευμα αγιον mit dem neuplatonischen λογος in manchen Beziehungen in Vergleichung bringen, so ist doch der erstere, der palästinisch-jüdische, welcher den heil. Geist in Gott verehrt, ihn als heilig auf Menschengeister wirkend erkennt, aber nicht als etwas aus Gott persönlich hervorgehendes ansieht, eine ächt-orientalisch personificirte Kraft der Gottheit; wogegen die alexandrinische Idee vom λογος weit mehr ins Transcendente hinausgeht, indem sie ihn als den höchsten aus Gott persönlich hervorgetretenen Geist zu wissen behauptet. Und gerade so spricht Justin mit Vorliebe immer vom λογος in grăcisirenden Prädikaten, und setzt sogar ein von ihm verschiedenes πνευμα ἁγιον ebenfalls als eine Person; was niemals als ebionitische Denkweise zu zeigen ist. So sehr die Art sich hierüber auch in den Epheser- und Kolosserbriefen palästinisch-rabbinisch auszudrücken und noch nicht von dem Göttlichen in Jesu, wie von einer Person zu sprechen, sich bei Paulus von dem unterscheidet, was der Prolog des Johannes-Evangelium als eine geistige Person ὁ λόγος nennt, eben so sehr scheint mir die bei Justin häufig ausgemalte Logologie von dem ebionitischen πνευμα unterschieden werden zu müssen.

So wie sich in allem diesem bei Justin nichts Ebionitisches zeigt, so haben, wie mich dünkt, auch seine ἀπομνημονευματα in ihrem ganzen Inhalt nichts von einem eigenthümlich Ebionitischen Charakter. Zwar ist das Meiste derselben mit dem Matthäus-Texte und was wohl zu bemerken ist, mit dem griechischen (wie dies so manche der ungewöhnlichen Ausdrücke unläugbar machen) übereinstimmend. Zwischen diesen Text aber sind gar oft griechische Stellen gemischt, die wörtlich und ebenfalls nach unverkennbar auffallenden Ausdrücken unsrem griechischen Lukas eigen sind.

Digitized by Google

Wer aber kann es wahrscheinlich finden, dafs diese aus irgend einer andern unbekannten Quelle und nicht aus Lukas ihren Ursprung haben, da doch Justin selbst im Dialog §. 103. ausdrücklich sagt, dafs seine ἀπομνημονευματα von den Aposteln Jesu und von solchen, die jenen nachfolgten = παρακολουθησαντων zusammengeordnet seyen. Gerade bei der nur in Lukas zu findenden Erzählung von Jesu Todesschweifs im Garten giebt Justin Dial. m. Tr. §. 103. diese Notiz: dafs seine απομνημονευματα von den Aposteln Jesu (im Plural) und von den ihnen nachgefolgten zusammengeordnet seyen. Εν γαρ τοις απομνημονευμασιν, ἃ φημὶ ὑπὸ τῶν ἀποστόλων Αυτοῦ καὶ τῶν ἐκείνοις παραπολουθησάντων συντετάχθαι (εστιν)· ὅτι ἱδρὼς ὡσεὶ θρόμβοι κατεχεῖτο, Αυτοῦ εὐχομένου καὶ λέγοντος· παρελθέτω, εἰ δυνατὸν, τὸ ποτήριον τοῦτο. Das letzte: παρελθέτω bis τοῦτο, ist mit Matth. 26, 29. fast ganz eines; die θρόμβοι sind aus Lukas, und Justin weifs und versichert, gerade da, wo er etwas aus Lukas und etwas aus Matthäus giebt, dafs seine απομνημονευματα theils von Aposteln theils von Begleitern derselben redigirt waren. Der Verf. selbst und jeder andere erkennt, dafs dieses griechische bezeichnende Wort παραπολουθησαντες aus Luk. 1, 3. abzuleiten sey, und Justin dadurch sich auf Lukas beziehe. Wie aber sollen wir annehmen, dafs schon vor den J. 140 — 160. ein Ebionitisches Evangelium zum Theil wörtlich aus einer Schrift des Pauliners Lukas geschöpft habe, da gerade die Ebioniten diejenigen Judenchristen waren, welche noch lange nach der Flucht aus Judäa von allem Paulinischen nichts hören wollten.

Folgern müssen wir daher, dafs, wenn in der That Justin ein Evangelium Petri benutzt hätte, dieses wenigstens kein Ebionitisches gewesen seyn könnte. Erwägen wir aber die Stelle, in welcher Hr. Dr. Cr. eine ausdrückliche Berufung auf ein Evangelium Petri zu finden überzeugt ist, so mufs ich nach wiederholter partheilosester Erwägung mir die Entgeg-

Digitized by

nung erlauben, dafs dieses Fundament, auf ein Evangelium Petri zu schliefsen, mir gar zu unsicher erscheint. Die Stelle, welche diesen Beweis tragen soll, findet sich im Dialog §. 106. Και το ειπειν, μετωνομακεναι Αυτον Πετρον, ένα των Αποστολων, και (το) γεγραφθαι εν τοις Απομνημονευμασιν Αὐτοῦ, γεγεννημενον και τουτο μετα του και αλλους δυο, αδελφους, υίους Ζεβεδαιου οντας μετωνομακεναι ονοματι του Βοανεργες, ὁ εστιν υιος βροντης, σημαντικον ην του Αυτον εκεινον ειναι, διὸ και το επωνυμον Ιακωβ τῳ Ισραηλ επικληθεντι εδοθη και το Αυση ονομα Ιησους επεκληθη. Dies heifst, wörtlich übersetzt, so: „Auch dafs gesagt ist, Er = αὐτὸν habe durch Namensändrung benannt Petrus, einen der Apostel, und dafs geschrieben ist in den ἀπομνημονευμασιν d ė s s e l b e n = αυτου, es sey auch dieses geschehen, nachdem Er auch andere zwei Brüder, welche Söhne des Zebedäus waren, durch Namensänderung mit dem Namen Βοανεργες, welches ist Donnerskinder, benannt habe, — war bezeichnend, dafs Er selbst = αὐτον Jener sey, durch welchen *) auch der Beiname Jakob dem, welcher Israel beigenannt war, gegeben und dem Αυσης der Name Josua beigenannt wurde." Sehen wir nun bei dieser künstlichen Stelle auf den Hauptinhalt, so ist der Sinn dieser: durch einige Namensveränderungen, nämlich bei Simon als Petrus und bei den zwei Söhnen Zebedäi als Βοανεργες habe Christus das σημαντικον **)

*) Statt διὸ ist offenbar δι οὗ zu lesen, wie auch bald nachher δι οὗ folgt. Auch soll wohl umgekehrt Ισραηλ dort stehen, wo im gedruckten Text Ιακωβ steht, weil der Sinn fordert: δι οὗ και το επωνυμον Ισραηλ τω Ιακωβ επικληθεντι εδοθη. Doch bemerke ich dieses nur nebenbei, da es auf unsern Hauptgesichtspunkt keinen Einfluss hat.

**) Weil es für Justin gar erwünscht war, die Gewohnheit, Namen umzuändern, als ein Z e i c h e n zu deuten, dafs sein Christus schon der im A. T. wirksam gewesene Λογος, als Sohn Gottes sey, so macht er noch einmal, im Dial. §. 100. darauf aufmerksam, giebt aber an, dafs die Christen dies hätten n

gegeben = angedeutet, dafs Er ebenderselbe sey, welcher (nämlich als λογος im A. T.) auch schon gerne bei Jakob und Josua Namen umgeändert habe. In dieser Stelle nun ist im Anfang und am Ende Christus bezeichnet blos durch den Ausdruck Αὐτὸς, so wie in dem ganzen Context auch vorher mehrmals nicht der Name, sondern blos Αὐτὸς statt Christus gesetzt ist. Zwischen diesen beiden, auf Christus sich beziehenden αὐτον und αυτον steht nun auch das γεγραφθαι ἐν τοις ἀπομνημονευμασιν αὐτοῦ. Allerdings gehen nächst vorher die Worte: μετωνομακεναι Αὐτον Πέτρον ἕνα των ἀποστολων, und Hr. Dr. Cr. ist daher (S. 260. 261. auch S. 132.) ganz versichert, dafs der Ausdruck ἐν τοις απομνημονευμασιν αὐτοῦ soviel seyn müsse als Πετρου, weil das Wort Πετρον das nächst vorhergehende Substantiv sey. Gewifs aber stimmt der Verf. als Philolog darin mit mir überein, dafs es nicht gerade auf die Nähe eines Worts, sondern darauf ankomme, welches Wort in einer ganzen Sentenz das vorherrschende Subjekt sey und gleichsam regiere.

Hier nun ist αὐτος vorher und nachher das Subjekt der Rede: „Er = Christus habe jene Apostelnamen geändert, zum Zeichen, dafs Er = Christus eben der sey, welcher im A. T. auch Namen geändert habe. Da nun zwischen diesen beiden αὐτον noch das αὐτου bei ἀπομνημονευμασιν steht, so dürfen wir wohl kaum noch fragen, ob dasselbe statt Χριστοῦ stehe oder ob es uns die — sonsther ganz unbekannte — Entdeckung gebe, dafs Justins ἀπομνημονευματα nicht anderes als ἀπομν. Πέτρου gewesen seyen. Ganz unmöglich wäre wohl diese Construction nicht; denn wenn gleich in dem weiteren Context vor- und nachher durch αὐτος immer Christus bezeichnet ist, so bliebe es freilich nicht schlecht-

---

τοις απομνημονευμασι τῶν Ἀποστόλων Αὐτοῦ. Hier liegt Matth. 16, 15 — 18. zu Grund. Wo er das Parallele aus Markus schöpft, läfst er das τ. αποστολων weg, da dieser nur Einer der παρακολουθησαντων war.

Digitized by Google

hin undenkbar, dafs ein dazwischen stehendes αυτος auch einmal auf den beiläufig genannten Petrus sich beziehen könnte. Wie aber auf diese „Nichtunmöglichkeit" eine Reihe von historischen Folgerungen gegründet werden dürfte, wüfste ich wenigstens vor meinem kritischen Gewissen um so weniger zu verantworten, als gerade in dem Context der streitigen Stelle §. 105 und 107. mehrmals die ἀπομνημονευματα ohne allen Zusatz genannt sind und folglich auch darauf nicht gebaut werden kann, dafs sie in andern Stellen gewöhnlich mit dem Beisatz των Αποστολων αὐτου und nicht als απομν. Χριστοῦ allegirt werden. Wenigstens bei der als so entscheidend genommenen Stelle des §. 106. scheint es mir, wäre tausend gegen eins zu wetten, dafs das αὐτοῦ eben so wie rings umher auf den αὐτος = Χριστος gehe und uns folglich — kein Evangelium des Petrus entdecke. Ungeachtet die Namensveränderung des Petrus und der beiden Zebedaiden gerade nur bei Markus 3, 17. mit einander verbunden ist, so möchte ich doch aus dieser Stelle nicht einmal schliefsen, dafs sich Justin das Markus-Evangelium als Evangelium Petri gedacht habe; nur soviel zeigt sie, dafs die von Justin gebrauchten ἀπομνημονευματα auch einiges aus Markus hatten, wie dies schon sonsther wahrscheinlich wird, weil Justin, in der oben angeführten Beschreibung von dem Ursprung seiner Denkwürdigkeiten, auf Nachfolger der Apostel in der mehreren Zahl = παρακολουθησαντων sich bezieht.

Der mit den kirchenhistorischen Materialien umfassend bekannte Verfasser wird uns wohl nach S. 262. 263. jetzt daran erinnern, dafs es doch — ein besonderes Evangelium Petri gegeben habe, um so eher also ein solches an der justin'schen Stelle angedeutet seyn könne. Allerdings hatte nach einem Excerpt in Eusebius KG. 6, 12. der antiochenische Bischof Serapion (um's Jahr 190.) bei den Brüdern zu Rossos eine ihnen beliebte Schrift ὀνοματι Πετρου εὐαγγελιον angetroffen und ohne dieselbe zu durchlaufen, das Lesen derselben

Digitized by Google

den Schwachmüthigen zugegeben. Später aber fand sie der Mann zum Theil ketzerisch und zwar doketisch. So die Nachricht von einem Petrus-Evangelium. Aber war es dann ein Ebionitisches? Wie hätte ein Evangelium, wem es πλείονα φρονήματα der Doketen enthielt, ein Ebionitisches Evangelium seyn und als ebionitisch an Justinus gekommen seyn können? Das Justinische hat in der That so viel über das Körperliche von Jesus, dafs es wenigstens in den Verdacht eines Doketisch-verfälschten nicht kqmmen kann.

Der Verf. selbst hat noch weiter die Bemerkung gemacht,-dafs das Evangelium Petri zu Rossos mit einem ketzerisch genannten Μαρκιανος dort in Verbindung gesetzt ist und dafs Justinus im Dialog §. 35. die Anhänger des Gnostikers Markus als Markianer bezeichne und von sich weise. Wie hätte er dann mit einem doketisch markianischen Evangelium Petri Gemeinschaft haben können? — Im Nothfall würde man freilich noch durch die Vermuthung sich durchzuhelfen versuchen, dafs das Evangelium zu Rossos zum Theil ein verfälschtes geworden seyn möge, Justin aber es noch als unverfälscht gehabt haben könne. Wer aber scheut sich nicht, Vermuthung auf Vermuthung zu fügen, wo die erste Basis abgeht? Wäre nur, wie Hr. Dr. Cr. S. 265. allzu freigebig annimmt, bei Justin eine offenbare Berufung auf ein Evangelium des Petrus, so möchte es dann mit dem zu Rossos seyn, wie es wollte. Da aber Justin seine ἀπομνημονευματα so oft als των 'Αποστολων Αὐτου benennt, oder auch ganz kurz sie als ἀπομνημονευματα bezeichnet, wie sollten wir nun als sicher annehmen können, dafs sie eigentlich ein Evangelium Petri gewesen seyen, weil in einer einzelnen Stelle es nicht ganz unmöglich ist, ein αὐτου auf Petrus zu beziehen? Noch Eines. Würde überhaupt Justin, da wo er zur Judenbekehrung schrieb und alles Ersinnliche, um sie zu gewinnen, aufbot, nicht auch dies benutzt haben, ihnen recht deutlich und bestimmt zu sagen, dafs er selbst sich an ein jüdisch-christliches Evan-

Digitized by Google

gelium halte, das seine Autorität von dem Judenapostel Petrus hernehme?

Mit allen diesem hat Rec. vornämlich nur die Absicht, bei Zeiten noch vor dergleichen Folgerungen zu warnen, welche als sicher voraussetzen, dafs die Evangelien-Texte des Justinus aus der petrinisch-ebionitischen Kirchenparthie herzuleiten seyen. Texte, welche vieles aus dem griechischen Lukas mit dem griechischen Matthäus vermischen, aus Markus aber fast gar nichts haben, zeigen, dünkt mich, allzuwenig Charakteristisches, das eine Hinneigung zum Petrinischen verriethe.

Frage ich dagegen mich selbst, was mir, nach abermaliger Erwägung aller einzelnen Data, ohne Voraussetzung irgend einer Hypothese, aus den Justin'schen Texten selbst hervorgehe, so ist das Evidente dies, dafs sie nirgends etwas Bedeutendes enthalten, was nicht als aus Matthäus und Lukas zusammengeflossen nachgewiesen werden könnte. Dies erstreckt sich auf Kleinigkeiten, wie die von Hrn. Dr. Cr. sorgfältig beigesetzten Parallelen am schnellsten klar machen. Nehmen wir nur etliche wenige Beispiele. Im Dialog §. 117. sagt Justin: *και εβοα* (nämlich Christus): *ουαι ημιν γραμματεις και φαρισαιοι ὑποκριται· ὁτι ἀποδεκατουσι το ἡδυοσμον.* — Soweit wörtlich nach Matthäus, und nun wird nach Lukas angefügt: *και το πηγανον, την δε αγαπην του θεου και την κρισιν οὐ κατανοειτε.* Vgl. Matth. 23, 23. und Luk. 11, 42. (Das griechische *οὐ κατανοειτε* setzt Justin statt des hebraizirenden *παρερχεσθε*. Dergleichen Umänderungen erlaubte sich eine noch nicht durch eine Infallibilitätstheorie an den Buchstaben gebundene Zeit sehr leicht.)

Bei mehreren Stellen, besonders der Bergrede, hat der Verf. selbst auf die unverkennbare Mischung einzelner Sätze und Worte aus Lukas in den Matthäus aufmerksam gemacht. Wir freilich würden sie beide viel sorgfältiger, ohne ein Wort verlieren zu wollen, in einander zu fügen suchen. Sehen wir dagegen ein anderes

Digitized by Google

Beispiel einer Mischung, die nur Hauptgedanken festhalten, anderes übergehen, hie und da gräcisirender werden wollte. Im Dialog §. 51. ist eine Stelle, beginnend: ὁ νομος και οἱ προφηται μεχρι Ἰωαννου; dies ist nach Luk. 16, 16. Alsdann aber ist doch der grössere Theil aus Matthäus, nämlich: του βαπτιστου, ἐξ ὁτου (griechischer, statt ἑως αρτι) ἡ βασιλεια των οὐρανων βιάζεται και Βιασται ἁρπαζουσιν αὐτην. Wo anders her sollte dies auffallende βιάζεται und βιασται ἁρπαζουσιν gekommen seyn, wenn nicht direkt aus Matthäus und zwar aus dem Griechischen, d. i. weder aus einem Ebionitisch- noch Nazarenisch-aramäischen Texte? Hierauf bleibt eine Periode: παντες bis προεφητευσαν weg; unmittelbar aber sind die Worte des Matthäus: καὶ εἰ θελετε δεξασθαι bis ἀκουετε fortlaufend aufgenommen.

Auf eben diese Weise sind fast immer die beiderlei Texte von Matthäus und Lukas, ohne nach Vollsändigkeit zu streben, in eine Mischung gebracht, so dafs, wenn nur der Sinn erhalten wird, ein Texttheil den andern ausschliefst. Der Fall, dafs Justin an zweierlei Stellen das eine Mal den Text nach Lukas, das andere Mal nach Matthäus anführt, ist mir nur in Einem Beispiel S. 177. aufgefallen. Die an sich merkwürdige Stelle von dem „Einen guten Gott" steht in der Apologie I, §. 16. meist nach Luk. 18, 19. Οὐδεις ἀγαθος, εἰ μη μονος (statt εἱς) ὁ θεος. Dagegen steht dieselbe im Dialog §. 101. mehr nach Matth. 19, 16. Τι με λεγεις ἀγαθον; εἱς ἐστιν ἀγαθος.

Eigenes mit einer Citation so zu verbinden, wie wenn es mit dazu gehörte, nimmt Justin, wo es ihm als Erklärung zu passen scheint, keinen Anstand. Mehrmals erlaubt er sich, wo Gott genannt ist, ein ὁ ποιησας τα παντα und dergl., um an die Einheit des alt- und neutestamentlichen Gottes zu erinnern, hinzuzusetzen. Auch der Verf. erklärt dies, richtig, aus seinem Eifer gegen die Marcioniten. Auf alle Fälle aber zeigt dies nebst ähnlichen andern Stellen, dafs Justin seine beiläufigen

Digitized by Google

Gedanken mit auszudrücken, liebte. Sollen wir nicht daher es uns erklären, dafs, da ihn, wie mehrere andere Kirchenväter, die Stimme vom Himmel: *συ εἰ ὁ υἱος μου* (Luk. 3, 22.) an Psalm 2, 7. erinnerte, er deswegen auch noch die Worte: *ἐγω σημερον γεγεννηκα σε* mit jener himmlischen Stimme verband, und zugleich seine richtige Sinnerklärung mittheilte. Er versteht sie noch nicht, wie spätere Kirchenväter, von dem (sich in sich selbst aufhebenden) Doppelbegriff einer ewigen — Zeugung, sondern sieht weit sprachkundiger ein, dafs der Begriff: „heute habe ich Dich zu meinem Sohne gemacht," sich nicht auf ein ewiges Heute, sondern auf die Zeit beziehe, „wo der Sohn als solcher anerkannt wurde." *Τοτε γενεσιν Αυτου γινεσθαι λεγων, ἐξ ὁτου ἡ γνωσις Αυτου εμελλε γενεσθαι* (S. 166.)

Eine ähnliche richtige Sinnerklärung scheint es mir zu seyn, dafs an zwei Stellen, wo abermals durch eine Mischung von Worten des Matthäus und Lukas zu einer „neuen," *) d. i. nicht gewöhnlichen und also christlich eigenthümlichen Freigebigkeit und Liebe aufgefordert wird, Justin setzt statt der hebraizirenden Worte: *ποια ὑμιν χαρις ἐστιν* Luk. 6, 32. oder *τινα μισθον ἐχετε* Matth. 5, 46. zweimal die Frage: *τι καινον ποιειτε* (= was thut Ihr sonst Neues? (d. i. Eigenes, der *καινη διαθηκη* Würdiges?) Zwar hat nun

*) In diesem Sinn scheint es auch zu verstehen zu seyn, wenn Jesus in den letzten Stunden den Eilfen sagt: *εντολην καινην διδωμι ὑμιν, ἱνα αγαπατε αλληλους.* Es wäre Uebertreibung, behaupten zu wollen, das Gebot der Nächstenliebe oder auch der Feindesliebe sey erst durch das Urchristenthum bekannt geworden. Gewifs aber wurden durch die urchristlichen Ideen: Gott ist Aller Vater! auch die Sclaven, auch das damals so zurückgesetzte zweite Geschlecht erhebt die Gotteskindschaft zur Gleichheit vor Gott! die Liebespflichten in einen ganz neuen, höheren Gesichtspunkt gestellt. Noch mehr mufste das Liebesgebot den Eilfen, welche öfters gegeneinander eifersüchtig gewesen waren, ein neues seyn, da jetzt, wenn der neue Zustand ohne Jesus zu wirken anfing, die Fortpflanzung seiner Grundwahrheiten von ihrem Zusammenwirken abhing.

Digitized by Google

Hr. Dr. Cr. auf eine äufserst ingeniöse und an sich sehr passende Weise S. 223—226. gezeigt, dafs sich dieses *καινον* = חַדְתָּא gar wohl als eine Gehörverwechslung erklären lasse, wenn das *χαρις* und das *μισθος* des Matthäus und Lukas daraus entstanden seyen, dafs die ursprünglichen Worte מַה־חַסְדָּא לְכוֹן waren. Diese Combination ist so scharfsinnig, dafs ich sie nur äusserst ungern stören kann. *Sed magis amica veritas.* Der aus Matthäus und Lukas gemischte Text der Justinischen *ἀπομνημονευματα* ist durchgängig so offenbar aus dem Griechischen genommen, dafs es mir dabei an einen aramäischen Urtext, welcher dem Justin oder vor ihm dem Vereiniger seiner Απομνημονευματα, im Lesen oder Hören das חַדְתָּא gegeben und dadurch das Wort *καινον* als Uebersetzung veranlafst hätte, zu denken unmöglich wird.

Uns, mit Recht buchstäblich strengen Kritikern, mufs es freilich etwas schwer fallen, uns in das bei den Morgenländern allzu gewöhnliche, äufserst unkritische Verfahren hineinzuversetzen; aber bekanntlich stimmt dort fast keine Abschrift eines erzählenden oder philosophirenden Werks mit der andern überein, aufser wenn blofse Copisten damit beschäftigt sind. Macht der Gelehrte sich Abschriften, so macht er sich gleichsam seine eigene Redaction. Er excerpirt, ohne den Gedanken, dafs er dadurch an dem Autor sich vergreife, das, was er gerne sich aneignen will, nur für seinen eigenen Gebrauch; er läfst weg, was er entbehren zu können denkt, oder rückt bald aus einer parallelen Schrift bald aus einer angewohnten Redeweise das ein, was ihm passend scheint. Eine solche Mischung oder *συγκρασις* aus Matthäus und Lukas, noch um ein gut Theil freier als die Zusammenfügung, welche Markus gemacht hat, mufs ich in den Justin'schen *ἀπομνημονευματα* zu erkennen fortfahren, indem ich den Totaleindruck der meisten Stellen festhalte, bei einigen Abweichungen und

Digitized by Google

Sonderbarkeiten aber mich aus unserm kritisch scrupulosen, in ein ganz unkritisches Zeitalter, in jene Periode zwischen 70—150. zurückversetze, wo das Urchristenthum fast ohne Schrift im Leben lebte und sich von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf, desto wärmer verbreitete, je weniger man das, was von Sylben abhängt, zum unentbehrlichen rechnete.

Gar selten scheint der Vereiniger etwas auch aus Markus, wie ein Scholion, wahrscheinlich nur am Rande sich aufbewahrt zu haben, z. B. bei der für Justin so bedeutsam (σημαντικον) geschienenen Stelle von denen eine Gewohnheit des Λογος verrathenden Namenveränderung. So wenig aber diese ἀπομνημονευματα aus Markus und Johannes in sich aufgenommen haben, so gewifs weifs nicht nur Justin selbst, dafs von Aposteln (im Plural) und von Begleitern derselben (auch im Plural) Evangelien zusammengeordnet waren (= ευαγγελια συντεταχθαι). Es gelten ihm auch gerade die aus Johannes und Markus fast gar nichts enthaltende, aus Matthäus und Lukas so viel weglassende ἀπσμνημονευματα, aus welchen er schöpft, ohne Bedenklichkeit statt jener Schriften, die er von mehr als Einem Apostel und von mehr als Einem apostolischen παρακολουθησας zusammengeordnet wufste, so sehr, dafs er sie απομνημονευματα nennt, ἁ φημὶ ὑπο των αποστολων Αυτου και των εκεινοις παρακολουθησαντων συντεταχθαι, während er eine nur aus Lukas und Matthäus gemischte Stelle anführt. Ich vermag dies nicht anders zu verstehen, als so, dafs er von der Existenz solcher vier Evangelien, aber auch davon wufste, dafs seine ἀπομνημονευματα dorther abgeleitet seyen und sie ihm nun die Stelle von jenen unbedenklich vertraten, weil seine Zeit, wie Hrn. Dr. Cr.'s erste Abhandlung bewiesen hat, noch nicht an einem als infallibel inspirirten und daher kritisch genau festzuhaltenden Buchstaben zu hangen gewohnt war.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

Dr. *Credner, über Justin's* Απομνημονευματα.

(Beschluſs.)

Justin weiſs für seine Απομνημονευματα den Autor der Synkrasis nicht; daher nennt er keinen Namen, ungeachtet er den Ausdruck ἀπομνημονευματα *) zweimal in der Apolog. I. und 13mal in dem Dialog gebraucht. Er weiſs aber wohl, da er in Apolog. I, §. 66. vom Abendmahl mit dem Pauliner Lukas übereinstimmend spricht, daſs die von den Aposteln gemachten ἀπομνημονευματα Evangelia hieſsen (οἱ γὰρ Ἀποστόλοι ἐν τοις γενομένοις ὑπ' αὐτων ἀπομνημονευμασιν, ἃ καλεῖται εὐαγγέλια, οὕτως παρεδωκαν); einmal aber, im Dialogus §. 100, spricht er sogar im Singular von dem Evangelium, wo er gerade zwei Stellen auf eine eigenthümliche Weise in seinen ἀπομνημονευματα vereinigt vor sich hatte. Καὶ ἐν τῳ Εὐαγγελίῳ (!) δὲ γεγραπται (ὁ Χριστος) ειπων: παντα μοι παραδεδοται ὑπο του πατρος, καὶ οὐδεις γινωσκει **) τον πατερα,

*) In die Benennung απομνημονευματα scheint er so recht verliebt, weil er überall mehr grăcisirend und mehr philosophirend, als judaizirend seyn will. Auch der Verf. der απομν. dachte doch wohl an die Xenophontische.

**) Im Dialog §. 100. citirt J. im Praesens: ουδεις γινωσκει. In der Apolog. I. §. 68: ουδεις ἔγνω. Diese Lesart entstund wohl aus γινωσκει blos durch einen Schluſs, so wie manches nur durch Schlüsse aus Schriftworten gefolgert und dann doch in die Schrift selbst zurückgetragen worden ist. „Wenn Jesus sagte: niemand kennt den Vater, als der Sohn, so muſs — also folgerte man — noch viel mehr zuvor niemand den Vater gekannt haben." Eines schien im andern zu liegen. Aber selbst Marcion lieſs es (wie auch der Verf. S. 249. bemerkt, nach Tertullian *adv. Marcion.* 4, 25) noch bei dem ächten: *nemo scit. . .* Erst später (nach dem *Dialog. de recta in Deum fide*) benutzten Marcioniten die Folgerung: also ουδεις ἔγνω . . gegen

Digitized by Google

εἰ μη ὁ υἱος, οὐδε τον υἱον εἰ μη ο πατηρ και οἱς ἀν ὁ υἱος ἀποκαλυψη. Hier also nennt er sein aus Zweien gemischtes Excerpt mit dem eigentlich griechisch-jüdischen Namen, als ein vereintes Ganzes.

Noch auffallender aber ist, dafs nach seinem Berichte in der Apologie 1, §. 67. „τὰ ἀπομνημονευματα τῶν Αποστόλων" an jedem Sonntag in der Gemeindeversammlung, wie τα συγγραμματα των προφητων vorgelesen worden seyen. War demnach Justin mit Gemeinden verbunden, wo nicht die Evangelien vollständig, sondern das, was er als „Denkwürdigkeiten der Apostel" so oft anführt, damals noch kirchlich vorgelesen wurden??

Alles zusammengenommen habe ich in den Ueberresten der Justin'schen ἀπομνημονευματα durchaus keine Spur finden können, dafs sie um einer dogmatischen Meinung willen, so wie wir sie vor uns haben, verfafst seyen; einen anderen beabsichtigten Zweck als der unschuldigste, zum Privatgebrauch einen beliebigen Auszug gemacht zu haben, wüfste ich nicht nachzuweisen. Nur bei der Kindheitsgeschichte Jesu Dial. §. 88. fiel mir auf, dafs darauf gedrungen wird: Jesus habe keinen Speisenunterschied gemacht, d. h. also, Er habe, nicht enkratitisch, oder

---

das A. T. — — Eine zweite Verschiedenheit bei dieser Stelle ist, dafs unsere Evangelisten den Sohn zuerst nennen οὐδεις (επι) γινωσκει τον υἱον. Dies ist dem Zweck der Worte gemäfser. Die mehr aus dem Gedächtnifs allegirenden aber dachten zuerst an den Vater, und setzten daher diesen, auch im schriftlichen, voran. Alle philologische Kritik beruht auf der Frage: Was hat den Charakter der Ursprünglichkeit? oder: Was aber würde, wenn es ursprünglich im Texte gewesen wäre, nicht geändert worden seyn? Wäre im Urtext von dem Vater zuerst gesprochen gewesen, wer würde ihn in die zweite Stelle herabgerückt haben? Nur umgekehrt, konnte man meinen: Vom Vater mufs zuerst die Rede seyn! Also änderten manche die Stellung der Sätze, ungeachtet J. doch zuvörderst von sich zu sagen hatte: Mich, wie sehr ich Gottes Sohn (ächter Messias) bin, kennt nur Gott selbst.

Digitized by Google

nicht, wie Daniel 1, 8. nebst seinen Gefährten streng jüdisch gelebt. Die ganze Stelle bemüht sich, das Menschliche in Jesu Jugendbildung hervorzuheben, doch aber nicht so, wie wenn Jesus ebionitisch-jüdisch gelebt hätte. Γεννηθεις δυναμιν την αὐτου (= eigene, menschliche, des Wachsens fähige) εσχεν· καὶ αυξανων κατα το κοινον των αλλων ἁπαντων ανθρωπων, χρωμενος τοις ἁρμοζουσιν (benutzend das, was seiner Natur gemäfs war) ἑκαστῃ αυξησει το οικειον απενειμε, τρεφόμενος τὰς πάσας τροφας. . .

Abkürzungen, Auszüge, blos um der leichtern Benutzung willen haben zu wollen, war ohne andere Absichtlichkeit den Zeitumständen angemessen. Schon der höhere Preis von Manuscripten mufste dergleichen Auszüge beliebt machen. *Origenis hexapla* existirten wahrscheinlich nur in Einem Exemplar, oder in sehr wenigen, je vollständig. Man sann darauf, in den Text der alexandrinischen Uebersetzung manches Merkwürdige aus den andern, unter gewissen Zeichen, einzuschalten, einiges auch durch Scholien am Rande zur Benutzung aufzubewahren. Aehnliche Redactionsversuche zeigen sich bei den Evangelien. Selbst wenn Marcion oder einige Gnostiker zugleich mit dogmatischer Absichtlichkeit Evangelien-Auszüge machten, so fiel es ihnen gar nicht ein, sie für den ursprünglichen Text ausgeben zu wollen. Sie machten sie auch als freie Bearbeitungen, aber mit der unverhüllten Absicht, nur das zum Vorlesen zu geben, was für sie und die Ihrigen passend scheinen möchte. Nicht einmal eine solche Absicht aber kann ich in dem, was Justin benutzte, entdecken.

Ich bezweifle jetzt auch sehr, dafs Justin selbst sich diese Mischung gemacht habe, da ihm die Existenz von Evangelien der Apostel (im Plural), also auch die des Johannes-Evangelium), doch nach der oben angeführten Stelle nicht unbekannt war und er überall die Alexandrinischen Vorstellungen vom Λογος im A. und N. T. sehr liebt und einmischt, so würde er höchstwahrscheinlich,

Digitized by Google

aus dem Johannes-Evangelium mehreres aufgenommen haben, wenn er selbst Verfasser der ἀπομνημονευματα wäre. Er mufs also vielmehr an das Johannes-Evangelium gar nicht gewohnt gewesen seyn und es nicht besessen haben, da er, so gerne er vom λογος spricht, doch nie Johanneisch-eigenthümliche Worte davon gebraucht.

Denken wir uns so ganz in eine Zeit hinein, wo Handschriften selten und auch, wenn man sie je hatte, nur sehr mühsam zu gebrauchen waren, so vergegenwärtigt sich uns gerade das Entgegengesetzte von unserm Buchstabenleben. Man lebte vom Hören und vom Vorlesen in den Gemeinden (Apok. 1, 3. 22, 18.); man strengte weit mehr das Gedächtnifs an, um ohne Nachschlagen doch so ziemlich genau und gleichlautend die Texte anführen zu können. In diesem Zustande gewöhnt man sich auch an auffallende fixirte Ausdrücke, so dafs Citationen aus verschiedenen Zeitperioden mit einander doch zusammentreffen. Ohne Bedenken aber verbindet man auch mit den gehörten und vorgelesenen Texten einzelne Anekdoten, ohne dafs diese schon schriftlich waren. So z. B. die an sich sehr wahrscheinliche Notiz, dafs in dem Hirtenhause, wo Joseph und Maria mit ihrem Reisegeräthe hatten abtreten (καταλυειν) dürfen, alsdann, da die Mutter entbunden wurde, kein ruhiger Raum für die Beiden war und sie deswegen dem Neugebornen in einer nahen, für das Vieh gewöhnlich benutzten Höhle, in einem Futtertrog ein Plätzchen ausfand. Später kam dieses (so oft besprochene und ausgeschmückte Hirten-) σπηλαιον in manche apokryphische Evangelien; bei Justin erscheint es nur noch wie eine Beimischung aus mündlicher Notiz.

Ebenso die Anekdote im Dialog §. 88, welche sagt: Als Jesus hinabkam, entflammte sich auch über das Wasser hin ein Feuer im Jordan. Κατελθοντος του Ἰησου, ἐπὶ το ὕδωρ καὶ πυρ ἀνηφθη ἐν τῳ Ἰορδανῃ. Dafs alsdann hier ein Punkt zu setzen sey und nur das Nachfolgende als Citation aus der Apostelschrift, von

Digitized by Google

Justin gedacht wurde, dies folgt, sobald wir die Sache kritisch genau nehmen, aus der Constructionsordnung unabweislich. Das Citat ist: Καὶ αναδυντος αὐτου ἀπο του ὑδατος, ὡς περιστεραν το ἁγιον πνευμα ἐπιπτῆναι ἐπ' αὐτον, ἐγραψαν οι Αποστολοι αὐτου τουτου του Χριστου ἡμων. Hätte Justin andeuten wollen, dafs die Feuererscheinung auch von den Aposteln geschrieben sey, so müfste wie ἐπιπτηναι auch ἀναφθηναι stehen. Würde er selbst eine veränderte Constructionsordnung gewählt haben, wenn er sich wegen des Feuers ebenso wie wegen der Taube auf das Schriftliche der Apostel hätte berufen können? Erst spätere apokryphische Aufsätze mischen beides, schriftliche und mündliche Tradition; die Ebioniten (nach Epiph.) lassen aber das Feuer erst nach dem Heraufsteigen Jesu entstehen. Feuererscheinungen kann der Orientale nicht entbehren. Wenn ein grofser Rab die Thorah so recht eifrig studirt, so sitzt er in Feuerflammen, und selbst der liebe Gott ist bei diesen Studien mit Flammen umgeben.

Auch blos eigene Gedanken mischt Justin bei, als Wahrscheinlichkeiten, die aber wir nicht unter die Citationen stellen dürfen. Der nämliche Context z. B. sagt, dafs Jesus für einen τεκτων gehalten worden sey. Dies möchte aus einem Scholion nach Mark. 6, 3. bei den ἀπομνημονευματα angemerkt gewesen seyn. Aber was darauf folgt, ist höchst wahrscheinlich nichts als Auslegung, eine Epexegese Justins, der es natürlich und erbaulich findet: „Jesus habe also auch Zimmermanns-Arbeiten, Pflüge und Joche, gemacht, um Sinnbilder des Rechtthuns und ein arbeitsames Leben zu lehren." Dergleichen Stellen entstehen blos aus der Neigung, das im Allgemeineren Ueberlieferte sich specieller vergegenwärtigen zu können.

So beruft sich Justin sogar bei den Kaisern, in der Apol. 1, 34. darauf, dafs dieselben aus den Aufzeichnungen der ἀπογραφη, die unter Κυρηνιος, ihrem er-

Digitized by Google

sten Prokurator in Judäa gemacht worden seyen, ersehen könnten, Jesus Christus sey zu Bethlehem, einem von Jerusalem 35 Stadien entfernten Dorfe, geboren worden. Man sagt gewöhnlich, da Justin dies an die Kaiser schrieb, so mufs er ja wohl gewufst haben, wie aktenmäfsig jene Nachricht von Jesu, des Messias, Geburt in den Volkszählungsregistern zu Rom stehe. Aber ohne Zweifel setzte Justin nur als gewifs voraus, dafs das, was Ihm so wichtig war, auch dort protokollirt seyn müfste. Wie oft begegnet dies uns Wifsbegierigen, dafs, indem wir über etwas genaue Data zu finden wünschen, wir gar zu leicht voraussetzen, die Vorwelt müfste auch an ebendenselben Gegenstand so genau gedacht und ein paar Wörtchen, aus denen wir jetzt eine willkommene Angabe zu bilden vermögen, in gleicher Absicht, wiewohl etwas versteckt, hinterlassen haben. Denken wir aber etwas praktischer und lebenskundiger, so begreifen wir leicht, dafs, wenn auch in die Volksregisterrolle zu Bethlehem Joseph, Maria und ein neugebornes Söhnchen eingetragen waren, weiter nichts über Jesus dort bemerkt seyn konnte. Wer weifs, ob dergleichen Rationarien je vollständig, und nicht blos in Uebersichten und Summirungen, in die Archive nach Rom geschickt wurden. Wie oft berufen sich die in ihrem Kreise so beschränkten Kirchenväter auch wegen der Kreuzigung Jesu auf *Acta Pilati*, wie wenn diese manches Umständliche und den Christen Vortheilhafte hätten enthalten müssen. Wer aber an dergleichen Dinge so zu denken gelernt hat, wie sie in der wirklichen Welt vorgegangen seyn können, der glaubt wohl, dafs in des judäischen Provinz-Prokurators Berichten nach Rom auch solche Todesurtheile und Executionen angemerkt seyn mufsten, dafs aber gewifs nicht viel Umständliches und noch weniger etwas, das den Pilatus selbst compromittirt hätte, darin enthalten seyn konnte. Dergleichen Anführungen sind demnach nicht Citate, nicht Zeugnisse, sondern pseudohistorische Meinungen, entstanden aus der oft

Digitized by Google

anmafslichen Schlufsart: dafs es ja wohl gar nicht anders sich habe verhalten können.

So ist es dann auch nur Meinung bei Justin u. a., dafs die ἀπογραφη oder Volksaufzeichnung, während welcher Jesus geboren wurde, unter Quirinius geschehen sey. Diese Meinung schöpfte Justin aus Luk. 2, 2, irrte aber, ohne die Schuld des Lukas so, wie alle diejenigen, welche immer noch in jener Stelle nicht αὐτὴ ἡ (= *ipsa illa*) ἀπογραφὴ, sondern αὕτη (= *haec*) lesen und daher dem Lukas (welcher doch die Materialien zu seinem Evangelium während der langen Gefangenschaft des Paulus zu Cäsarea örtlich sammeln und nach solchen Datis sich leicht erkundigen konnte) eher einen unglaublichen chronologischen Irrthum zutrauen. Der Sinn des Vers 2. bei Lukas ist vielmehr Irrthum verhütend. Er will die ἀπογραφη unter Quirinius als die eigentliche *(ipsa descriptio)* von dem zu unterscheiden, was acht bis zehn Jahre früher, schon auf eine Anordnung (Requisition) von August, noch bei Lebzeiten Herodes I. auf eine specielle Weise (nach jüdischer Liebe für Stammregister eingekleidet) in Palästina vorgenommen wurde. Denn dafs August, welcher so gerne statistische Rationarien über den ganzen *Orbis rom.* hatte, auch den Unterkönig, Herodes *(magnus?)* zu dergleichen conformen Vollziehungen allergnädigst „einladen" (eigentlich befehligen) konnte, wird wohl, wer einen Napoleon erlebt hat, nicht bezweifeln. Später erst kamen dann die ἡμεραι der ganz römischen απογραφη unter Quirinius, die in sofern sie die Faction des Judas in Galiläa veranlafste, Lukas nach Apostg. 5, 37. richtig genug kannte, und die sich gewifs nicht um Geschlechtsregister bekümmerte und (jüdischartig) verlangte, dafs jeder in dem Ort seines Stammvaters sich einfinden sollte.

Selbst das Mifsverstehen Justins hier und sonst zeigt, wie sehr dessen ἀπομνημονευματα am Lukas-Texte hingen. Auch dafs Justin den Herodes (Antipas), welchem

Digitized by Google

Jesus vorgeführt wurde (Luk. 23, 8.) für einen Nachfolger des Archelaus hält, kommt wohl daher, weil Justin nur vermittelst des Lukas etwas von Archelaus wufste, die übrigen Geschichten aber nicht kannte.

Nur noch Eine Bemerkung. Im Dialog §. 103. sagt Justin: „Niemand, nicht einmal Ein Mensch, sey Jesu, als einem schuldlosen (αναμαρτητῳ) hülfreich = βοηθος, gewesen." Dies ist nicht etwa dem entgegen, dafs Petrus doch das Schwerdt für Ihn gezogen hatte. Es bezieht sich wahrscheinlich auf die jüdische Behauptung, dafs Jeder für einen Verurtheilten habe zur Vertheidigung reden dürfen, für Jesus aber niemand aufgetreten sey. Vergl. *Historia (apocr.) Jeshuae nazareni. ed. Huldrici.* 1705. 8.

Aber endlich mufs ich doch diese Bemerkungen abbrechen, welche hauptsächlich verhüten möchten, dafs nicht künftigen gelehrten Folgerungen Prämissen über Justins Απομνημονευματα zum Grund gelegt werden möchten, an deren Feststellung zum voraus noch sehr zu zweifeln seyn möchte. Ueber weitere eben so fleissige und forschende Darstellungen des Verfs. wegen der den Clementinischen Pseudepigraphen zum Grund liegenden Evangelien und wegen des Codex D. hoffe ich, vielleicht anderswo zu Bemerkungen Gelegenheit zu finden. Ein Hauptgesichtspunkt ist, dafs, nach meiner Ansicht, die Ebioniten, welche nach Epiphanius durch einen Geheimnifslehrer, Elxai = אל־כסי, eine Art von Gnosis unter sich einschleichen liefsen, von zwei ältern einfacheren Parthien oder Gradationen wohl zu unterscheiden seyen. — Genug: Niemand kann die Fortsetzungen der Forschung des Verfs. begieriger wünschen, als Rec.

Dr. *Paulus.*

Digitized by Google

1) *Reprotestation. — Oder das Protestationsrecht, mit Bezug auf die deutschen Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832. erwogen. Eine juridisch-politische Untersuchung, dem Vaterlande [Sachsen] zum Verfassungsfeste geweiht und den deutschen Rechtsgelehrten zur Prüfung vorgelegt vom Professor Krug in Leipzig. — Salvo meliori judicio. — Leipzig 1832. bei Ch. E. Kollmann. 51 S. 8.*

2) *Bemerkungen zu dem K. K. Oesterreichischen Präsidialvortrage über die Maſsregeln zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ruhe und Ordnung im deutschen Bunde und über diese Maſsregeln selbst. Vom Frhrn. v. Wangenheim. — In dem Archive für die neueste Gesetzgebung aller deutschen Staaten. Herausgegeben von Alex. v. Müller. III. Bd. 1. Hft. Mainz 1832. n. 1.*

3) *Noch ein wissenschaftlicher Versuch über das rechtliche Verhältniſs der deutschen Bundesstaaten zu der Bundesversammlung und über den wahren Sinn des §. 3. der Verfassungs-Urkunde für das K. Württemberg. — Allen deutschen Publicisten und insbesondere den Abgeordneten zur nächsten württembergischen Stände-Versammlung zu einer ruhigen Prüfung empfohlen von Joh. Heinr. Zirkler, Oberjustizr. b. d. K. W. Gerichtshofe zu Tüb. — Tübingen, Verl. v. L. F. Osiander. 1833. 63 S. 8.*

Der Verf. von No. 1. erinnert zuvörderst über das Protestationsrecht — d. i. über die Befugniſs, sich gegen ein Unrecht durch eine wörtliche Erklärung zu verwahren, — im Allgemeinen, daſs es sich entweder auf ein schon zugefügtes Unrecht beziehen könne, oder auf ein solches, mit dem man erst bedroht wird. In dem erstern Falle hat die Protestation den Zweck, zu verhindern, daſs man nicht Stillschweigen als Zustimmung auslege, vielleicht auch den andern Theil auf bessere Gedanken zu bringen. In dem letzteren Falle soll die Protestation der Vollziehung des Unrechts vorbeugen. Ist weder der eine noch der andere Fall gegeben, so ist die Protestation weder recht- noch zweckmäſsig. Man kann nur in seinem eigenen Namen oder in Auftrag Anderer, nicht aber kann Einer für Viele protestiren. Uebrigens ist eine Protestation nicht mit einer Gegenvorstellung oder Beschwerde oder bloſsen Miſsbilligung zu verwechseln. — Sodann sucht der Verf. zu zeigen, daſs, was die Bundesbeschlüsse vom 28. Jun. 1832. betreffe, weder die eine noch die andere Bedingung der Recht-

Digitized by Google

mäfsigkeit einer Protestation gegeben sey. Er gründet diese Behauptung hauptsächlich darauf, dafs man alle diese Beschlüsse aus dem Zwecke des Bundes sowie aus den früheren organischen Gesetzen des Bundes, als Folgerungen, ableiten könne.

Zu andern Resultaten gelangt der Verf. von No. 2, selbst ehemals Bundestagsgesandter. Die Schrift dürfte unter denen, in welchen gegen die mehrerwähnten Beschlüsse Zweifel erhoben worden sind, leicht die vorzüglichste seyn. Sie ist auf jeden Fall eine erfreuliche Erscheinung in so fern, als sie den schmähligen Aeufserungen in den Tagesblättern des Auslandes (in den englischen und französischen Zeitungen,) — nach welchen wir bald des Knechtsinnes schuldig bald wegen unserer Knechtschaft zu bedauern sind, — entgegengehalten werden kann. — Der Verf. prüft zuvörderst den K. K. Oesterreichischen Präsidialantrag Schritt vor Schritt; besonders heraushebend, dafs man zwischen dem losen Gerede der Schreier und zwischen den Beschwerden und Wünschen verständiger Vaterlandsfreunde wohl zu unterscheiden habe. Zu den einzelnen Beschlüssen hierauf übergehend, sucht er zu zeigen, dafs in denselben nicht blofse Folgerungen aus dem Zwecke und aus dem bisherigen Rechte des Bundes liegen, dafs sie Bestimmungen enthalten, welche dem Interesse der mittleren und kleineren deutschen Staaten keinesweges entsprechen, auch mit den neueren deutschen Verfassungsurkunden schwer zu vereinigen seyn dürften.

Der Laie, der beide Schriften gelesen hat, wird sich billig fragen: Zwei Männer, die man beide zu den Auctoritäten zählen kann, sind über den Inhalt jener Beschlüsse entgegengesetzter Meinung. Mit der Meinung des erstern stimmen die Erklärungen, welche über den Inhalt der Beschlüsse vom Jahr 1832. von mehreren deutschen Regierungen amtlich abgegeben worden sind, insgesammt überein. Der Meinung des andern aber sind so manche Stimmen aus dem Volke, z. B. auf einigen deutschen Landtagen, beigetreten. Auf welcher

Digitized by Google

Seite ist nun das Recht? Oder, ist es eben sowohl auf der einen als auf der andern Seite, je nachdem man die Frage stellt?

Der Verf. von No. 3. beschäftiget sich mit der beschränkteren Aufgabe: Sind die Bundestagsbeschlüsse v. 28. Jun. 1832. vereinbar mit der Vorschrift der Verfassungsurkunde des K. Württemberg §. 3? „Das K. W. ist ein Theil des deutschen Bundes; daher haben alle organischen Beschlüsse der Bundesversammlung, welche die verfassungsmäfsigen Verhältnisse Deutschlands, oder die allgemeinen Verhältnisse deutscher Staatsbürger betreffen, nachdem sie von dem Könige verkündet sind, auch für W. verbindende Kraft." Und er zeigt, wie Reftn. scheint, mit siegreichen Gründen, dafs die Stelle, weder ihrem Wortverstande nach, noch zu Folge der Verhandlungen, aus welchen die Verfassungsurkunde des K. W. hervorgegangen ist, der Gültigkeit jener Beschlüsse entgegenstehe.

Befremden mufs es, dafs in den Schriften und Erklärungen, welche von den oftgedachten Bundesbeschlüssen im Allgemeinen handeln, selten oder nie auf die Vorzeit, — auf die Verfassung und Geschichte des deutschen Reichs, — Rücksicht genommen wird. Und doch könnten aus dieser Quelle so manche belehrende Vergleichungen geschöpft werden. *Sed — quotusquisque reliquus, qui rempublicam vidisset?*

Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und republikanischen Staatslebens. In zwanglosen Heften, herausgeg. von Joh. Schmidt, Bürgermeister der freien Hansestadt Bremen. Erstes Heft. Bremen, Verlag von J. G. Heyse. 1831. 263 *S.* 8.

Diese aus einzelnen Abhandlungen bestehenden Beiträge, welche, so weit sie bis jetzt reichen, mit zwei Ausnahmen insgesammt von der Hand des Herausgebers sind, sind eine sehr erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der staatswissenschaftlichen Literatur. Sie haben

Digitized by Google

einen Charakter, der an die Schriften eines Rehberg und anderer Schriftsteller derselben Zeit und Schule erinnert. In den neuesten Werken und Abhandlungen, welche allgemeine politische Aufgaben behandeln, wird die Untersuchung gewöhnlich so geführt, dafs die höchsten Grundsätze der Lehre aufgestellt und dann die Folgerungen, die sich aus denselben ableiten lassen, mit Strenge durchgeführt werden. In jenen Beiträgen spricht dagegen nicht blos der wissenschaftlich, sondern zugleich der durch mannigfaltige Erfahrungen gebildete Mann, ein Mann, der, obwohl mit den Grundsätzen keineswegs unbekannt, doch überall zugleich das berücksichtiget und heraushebt, was nach Zeit und Umständen, nach den in der Wirklichkeit bestehenden Verhältnissen zweckmäfsig oder billig ist, sollte es auch mit der Strenge der Grundsätze nicht vollkommen übereinstimmen. Auch dadurch erhält die vorliegende Schrift ein besonderes Interesse, dafs der Verf., Bürger eines Freistaates, überall auf die eigenthümlichen Formen und Bedürfnisse derjenigen Klasse von Freistaaten Rücksicht nimmt, zu welchen Bremen gehört. Wenn so das Buch für die Bürger der freien Städte des deutschen Bundes einen besondern und bleibenden Werth erhält, so enthält es eben deswegen auch für die Einwohner anderer deutschen Staaten mehrere Belehrungen, die, je seltner man sie sonst erhält, desto willkommener seyn müssen. In demselben Geiste haben auch die Mitarbeiter des Herausgebers geschrieben. — Ref. will jetzt noch kürzlich den Inhalt der einzelnen Abhandlungen dieses Heftes angeben. 1) Fragmentarische Andeutungen zur Erörterung der Begriffe von Volkssouveränetät und göttlichem Recht. Zur Charakterisirung dieses Aufsatzes wird folgende aus demselben entlehnte Stelle dienen: „Der Staat darf das Princip der Volkssouveränetät, selbst in seiner höchsten Potenz, wo es als das gleiche Recht zu gleicher praktischer Theilnahme an den Angelegenheiten der Gesammtheit erscheint, nie aus den Augen verlieren, er kann nicht davon ausgehen,

Digitized by Google

aber er soll darauf ausgehen, und seine Handlungen sollen von dieser seiner Richtung Zeugnifs geben; — kurz: Das Princip der Volkssouveränetät soll sein Ideal seyn." — II. Ueber die Elemente und Organe des Staats, und die vernunftmässige Bedeutung einer repräsentativen Verfassung. Vom Senator Horn in Bremen. Eine gemeinfafsliche wohlgelungene Darstellung der Grundsätze der Staatswissenschaft nach dem Systeme der Repräsentativverfassung. — III. Etwas über Volksfeste und öffentliche Reden an das Volk, in besonderer Beziehung auf eine bremische Sitte. Die Sitte, deren der Titel der Abhandlung gedenkt, ist die, dafs ein neuerwählter Rathsherr gleich nach seiner Wahl von seinen Freunden, Bekannten und Verehrern feierlich auf das Rathhaus und dann wieder zurück in seine Wohnung begleitet wird. Der Verf. (und Herausgeber) erklärt sich für die Beibehaltung dieser Sitte. Gewifs mit Recht! Die Volksfeste altdeutscher Art wirkten in mehr als einer Hinsicht politisch vortheilhaft. Aus trügerischen Gründen hat man sie in sehr vielen deutschen Staaten verbannt oder dem Volke verleidet. Man hätte erwägen sollen, dafs es keine so gefährliche Neuerung giebt, als die, das Alte abzuschaffen. Allerdings verursachen solche Feste Aufwand. Aber nicht der ist ein schlechter Wirth, der einmal im Jahre 50 fl. verschwendet; sondern der, welcher täglich auch nur einen Kreuzer ohne Noth ausgiebt. — IV. Ueber den Beruf zur Regierung in einem Freistaate. Eine Rede, gehalten bei Gelegenheit der amtlichen Einführung des Bürgermeisters Heinrich Gröning, als Nachfolgers seines Vaters Georg, welcher, nachdem er 40 Jahre lang der Stadt Bremen gedient hatte, die Stelle im 77sten Lebensjahre niederlegte. Die republikanische Verfassung erhalte ganz besonders die Wahrheit im Gedächtnisse, dafs das Amt nicht wegen des Beamten, sondern dafs dieser wegen des Amtes da sey. Zugleich wird ein Blick auf Bremen's neuere Schicksale geworfen. —

Digitized by Google

V. Ueber republikanische Undankbarkeit. Der Verf. vertheidiget die Republiken gegen den Vorwurf der Undankbarkeit, den man ihnen gemacht hat. „Die republikanische Dankbarkeit erscheint vorzugsweise in einer reinen Freude und in einem freien Wohlgefallen an Jemandes öffentlichem Thun, eine Freude, die weder in der Aeufserung des Dankes eine Belohnung darzubieten, noch bei seinem Empfange eine Wohlthat entgegenzunehmen beabsichtiget, und dennoch die eine und die andere giebt und erhält." Es versteht sich von selbst, dafs der Verf. unmittelbar nur die freien Städte des deutschen Bundes vor Augen hat. — VI. Was hat es in der Hamburgischen Verfassung für eine Bewandtnifs mit der, zur gänzlichen Abhülfe der zwischen dem Senate und der erbgesessenen Bürgerschaft streitigen Punkte und deren unwiderruflichen Entscheidung, angeordneten Deputation? Von Bürgermeister Bartels in Hamburg. Eine treffliche Abhandlung, welche sich über die Entstehung, über die Erfolge und über den Werth dieser Deputation verbreitet. — VII. Die Cholera, aphoristische Andeutungen zu weiterer Ausführung. Moralische Präservative und Warnungen!

Pathologische Untersuchungen von Dr. Johann Stieglitz, K. Hannövrischen Obermedicinalrath und Leibarzt. Erster Band. VI u. 419 S. Zweiter Band. 483 S. Hannover 1832. *Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.*

Zur Vervollständigung des Titels liefse sich nach der Vorrede noch hinzufügen, dafs der Herr Verf. bei seinen Untersuchungen hauptsächlich die Veränderungen, welche im krankhaften Zustande das Blut in seiner Beschaffenheit, Bewegung und Vertheilung erleide, und den Einfluss seiner Veränderungen auf die Entwicklung und den Verlauf einzelner Krankheiten ausmitteln und richtige Begriffe hierüber festsetzen wollte.

Digitized by Google

Nachdem in kurzen, aber gut bezeichnenden Andeutungen gezeigt worden, welchen Umschwung die Ansichten von der Bedeutung des Blutes bei dem Wechsel der sich geltend machenden Systeme erlitten habe, und wie bei dem jetzigen wissenschaftlichen Zustande es das Ansehen habe, dafs die Humoralpathologie mächtiger und ausschliefsender als früher zur Alleinherrschaft gelange, so läfst sich bald abnehmen, dafs der Verf. weniger dahin strebt, zu untersuchen, unter welchen Verhältnissen und Beziehungen bald das Flüssige, bald das Feste seine besondere Bedeutung habe, sondern sich vielmehr berufen fühlte, einer vermeintlich sich eindringenden neuen Lehre, welche dem Flüssigen, namentlich dem Blute, Alles zutheile, das Feste dagegen zu kurz kommen lasse, entgegen zu wirken.

Als gründete sich die Ansicht von einem in gewissem Betracht selbstständigen Leben des Bluts und einer demselben inwohnenden Kraft sich zu bewegen, allein nur auf die von allen Beobachtern bis jetzt bestätigte Bewegung des Flüssigen, aus welchem später wirkliches Blut wird, in einer Periode, da noch keine Gefäfshäute wahrgenommen werden können, weifst der Verf. zur Beschränkung dieser Annahme auf die von Allen Thomson beschriebene Keimhaut, die sich in drei Blätter trenne, hin; aber über diese Häute sind die Aussagen der Beobachter schon weniger übereinstimmend; denn nach Baumgärtner soll sich die Keimhaut nicht in seroses und Schleimblatt trennen, sondern diese beiden Blätter sollen aus den ursprünglich verschiedenen beiden Dotter-Massen, also aus einer schon in dem Flüssigen angedeuteten Differenz entstehen.

Sodann meint der Verf., könne man auch mit vollem Recht annehmen, dafs die unvollkommenen Rudimente des Gehirns und Rückenmarks doch auch bereits auf das noch gefäfslose Blut einwirken; dies gerne zugegeben, so würde ja von dem Verf. selbst eine das Blut bewegende Kraft eingeführt, welche nicht in mechanischem Stofs oder Druck, sondern mehr in einer belebenden Aura, Pro-

Digitized by Google

pulsionskraft, oder wie man es sonst nennen wollte, bestünde. Jedoch nicht auf die ersten Vorgänge der Bildung komme es an. Das Blut sey zwar die Masse, aus welcher Alles entstehe, und welche Alles, was unbrauchbar geworden und aus dem Körper wieder geschieden werden müsse, aufnehme, aber das, dafs das Individuum stets dasselbe bleibe, könne nicht wieder von dem Blutstrome abgeleitet werden, unmöglich könne man von den einzelnen Partikelchen des Blutes annehmen, dafs ihr plastisches Vermögen zureiche, sie zu bestimmen, dem Bedürfnisse gemäfs in veränderlicher Art, Mischung und Menge, z. B. zum Parenchyma eines Eingeweides sich umzugestalten, oder dasselbe blos zu durchströmen. Von der gröfsten Wichtigkeit sey es, dafs die Blutmasse gehörig beschaffen und in ihrer Mischung unfehlerhaft sey. Es sey nun die Frage: ob die Flüssigkeiten wirklich ihre gehörige Beschaffenheit allein durch den Einfluſs der festen Theile erhalten, oder ob die Blutmasse nicht unter gewissen Umständen, gleichzeitig mit den festen Theilen oder mit den Nerven unmittelbar verändert werden könne; ob ferner irgend eine üble Beschaffenheit der Blutmasse, mag sie auch ursprünglich von leidenden Organen auf sie übertragen seyn, doch in derselben selbstständig Wurzel fassen und sich dann unabhängig von der weiteren Einwirkung jener Organe in ihr erhalten und verbreiten könne. Ueberhaupt sollen die Pathologen, welche von Neuem das Blut obenan stellen und aus ihm alle oder doch die meisten Vorgänge des gesunden und kranken Seyns ableiten, wohl erwägen, wie denn das Blut überhaupt entstehe, und seine Eigenthümlichkeiten erhalte, worüber man doch nicht aller Einsicht ermangle. Nun wird gelehrt, dafs der Chylus und das Blut durch die verschiedenen Organe und die von diesen ausgesonderten Säfte gebildet werde. Ein grofser Theil der Krankheiten habe seinen Sitz in den Organen, welche das Blut bereiten, es gebe aber auch Krankheiten, weil die vorhandene Blutmasse mangelhaft gebildet sey, aufser diesen beiden Entstehungsarten gebe es denn auch noch viele Krankheiten, welche auf ganz andere Weise zu Stande kommen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Stieglitz, pathologische Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Gegen die so gestellten Fragen, welche nach dem Verf. die sogenannten Humoralpathologen beschäftigen sollen, läfst sich so kurz, als es der Plan dieser Blätter gestattet, bemerken; dafs es wohl keinem derselben eingefallen ist, zu behaupten: die einzelnen Partikelchen des Blutes würden durch einen Instinkt getrieben, sich in die einzelnen Organe zu begeben, so wenig als die einzelnen Organe aufser Verbindung mit dem übrigen Organismus gesetzt, auf das Blut zu wirken vermöchten, vielmehr handelt es sich darum, ob wirklich das Blut, nur durch mechanische Mittel bewegt, die einzelnen Organe bespüle, oder nicht in seiner Art auch eine Totalität bilde, zufolge welcher, wenn hier Stoffe an ein bestimmtes Organ treten, nothwendig auch einem entgegengesetzten wieder andere Stoffe sich einbilden, und der Lebensprocefs überhaupt nicht ein fortgesetzter Bildungsprocefs sey? ob nicht in der Verdauung und Assimilation das Aeufsere eben so gut durch Zutritt von bereits assimilirten Stoffen als durch die Thätigkeit der festen Theile lebend werde, und ob endlich nicht eben so, wie das Blut in gewissem Betracht sich durch sich selbst fortbildet, nicht auch manche Einflüsse Miasmen oder Gifte, z. B. Schlangengift, auf das Blut primär einfliefsen, und auf diese Weise auch von dem Blute aus die festen Theile ergriffen werden können? Fragen, welche für die Krankheitslehre von grofser Wichtigkeit sind und auch für die Behandlung wichtige Winke geben würden.

Nachdem der Verf. im ersten Abschnitt sich noch mit der Schaale und dem Kern der Blutkügelchen beschäftigt und gezeigt zu haben glaubt, an welcher Stelle

Digitized by Google

und in welcher Verbindung man in der Blutmasse den Faserstoff zu suchen habe, nämlich in den Blutkügelchen, gelangt er zum zweiten Abschnitt.

Ueber die Lehre von Plethora und über den auf sie sich beziehenden Theil der Chyli- und Sanguification. Anwendung auf Diätetik. Der Begriff von Plethora sey von jeher so fest gestanden, dafs selbst sehr weitläufige Autoren es nicht für nöthig gehalten hätten, sich lange dabei aufzuhalten. Es frage sich aber, ob bei gutem Leben und Ruhe wirklich zu viel Blut sich erzeuge? Man glaube (wer?), dafs aller Nahrungsstoff, der in den Speisen enthalten ist, nothwendig angeeignet werden müsse; dies sey nicht der Fall, sondern die Einwirkung der festen Theile entscheide das Meiste, denn gesunde Menschen können sich aus ganz wenigem kräftig und stark erhalten (können den in rauher Nahrung, z.B. Hülsenfrüchten, reichlich enthaltenen Nahrungsstoff extrahiren und assimiliren). Es bilde sich der Satz: bei einem gesunden Menschen werde bei gewöhnlichen Verhältnissen in jeder Lebensperiode nur eine bestimmte Menge von Chylus täglich bereitet. (!?) Man habe irrig bis daher geglaubt, dafs Chylus nur in dem Duodenum gebildet werde. Nun beruft sich der Verf. auf Tiedemann's und Gmelin's Untersuchungen, welche allerdings erweisen, dafs auch im Blinddarm noch Spuren des Assimilationsprocesses sich finden. Wenn aber auch wirklich zu viel Chylus gebildet werden könnte, so würden doch die feineren und höheren organischen Operationen mit noch stärkerer und gleichmäfsigerer Auswahl geschehen. Wenn Plethora zu entstehen scheine, weil gewohnte Blutflüsse und Blutentziehungen cessiren, so komme dies daher, dafs die Constitution sich an die auf die früheren Blutentleerungen folgende Schwäche gewöhnt habe, und nun nach dem Gesetze der Gewohnheit und Association periodisch mehr Blut erzeuge, wenn auch keine solche Schwäche vorausgegangen sey. Oft liege aber auch der Grund, dafs der periodische Blutfluss ausbleibe, schon in einer Krankheit, und dann werde

Digitized by Google

fälschlich, was dieser zugeschrieben werden sollte, der nicht statt gefundenen Blutentleerung zugeschrieben. Ein allgemeines, wahres Bedürfnifs des Körpers wirke auf die Sanguification, und kein örtliches. Dieses wahre Bedürfnifs könne aber doch auch unter dem Einfluſs der Gewohnheit stehen, deshalb entstehe oft Plethora nach Amputation, wenn noch aus Gewohnheit nach dem alten Maſsstabe Blut forterzeugt werde.

Blut könne nicht belebt seyn, weil demselben weder Irritabilität, noch Sensibilität noch Reaction zukomme. Man entziehe demselben ja von seiner Bedeutung und Würde nichts, wenn man es in Abhängigkeit von den Lebensäufserungen setze. Wolle man aber das Blut für belebt und als ein für sich bestehendes Organ ansehen, dann könne es als ein Organ in seine Substanz doch nur aufnehmen, was gerade zum Ersatze nöthig wäre. Endlich sey eine etwaige Ueberschreitung bei der Blutzunahme allmählig, die Secretion und der Ausstofs des Ueberflusses dagegen nach einem nothwendigen Gesetze gleich bei der Hand. Fehler in der Absonderung könne es geben, aber niemals ein Uebermafs von gesundem Blut, denn das Blut müsse unter diesen Umständen nothwendig in seiner Qualität leiden.

Falsch sey es, dafs man bei der Entzündung Alles, das Oertliche und das Allgemeine zunächst und wesentlich von dem Blute herleite. Denn wie wolle man es sich erklären, dafs bei einer gewissen Luftconstitution selbst bei Menschen, bei welchen noch vor wenigen Tagen, wie seit Jahren Mangel und Dürftigkeit des Bluts nicht zu verkennen war, plötzlich Krankheiten entstehen, in welchen nur kecke Aderlässe helfen? Hier habe nur das wenige Blut schnell ein besonderes Reizungsvermögen erhalten, auf welches man nicht unmittelbar wirken könne; indem man jedoch dessen Masse vermindere, so tilge man auch jenes überwältigende Gewicht des Blutes. Kurz, der Verf. nimmt hier als das allein Erkennbare eine veränderte Beschaffenheit des Blutes, durch welche dasselbe an Intension gewonnen habe, an, und so lange

Digitized by Google

er uns nicht nachweisen kann, welche feste Organe denn auf das Blut wirkten und wie man auf jene zunächst seine Behandlung zu richten habe, wird er diejenigen nicht tadeln, welche bei dem, was sie zu sehen vermögen, stehen bleiben und sagen, hier seye erhöhtes Blutleben.

Dritter Abschnitt. Ueber die Lehre von der activen Congestion; vom *turgor vitalis* und von der Erection.

Eben so wenig liefse sich sagen, dafs das Blut, wie einige neuere deutsche Aerzte es sich vorstellen, als solches von irgend einem leidenden Theile vorgezogen werde, nach dem alten Satze: *ubi irritatio ibi affluxus.* Tiefes Nachdenken habe ihn darauf geleitet, dafs dieser Satz durchaus falsch sey. Es gebe auch Reizungen, bei welchen statt des Affluxus vielmehr Krampf entstehe, wobei die ergriffenen Stellen Blut- und Saftleerer seyen. Vielleicht hätte ihn die nahe liegende Betrachtung, in welchen Theilen wirklich auf Irritation statt des Affluxus Krampf entsteht, schon zu einem nicht unwichtigen Winke verholfen, doch kommt der Verf. bei seiner eben nicht sehr praktischen Tendenz nicht dazu. Er fährt fort, da das Herz in seinen Contractionen abgesetzte Pausen habe und in einem Moment nach allen Richtungen sein Blut mit gleicher Stärke austreibe, so könne auch kein leidender Theil mehr Blut erwischen als ein anderer. Der Begriff von Congestion sey also ganz unhaltbar, überhaupt habe man von jeher die Congestion nicht sowohl genau dargethan, als vielmehr gleich die Lehre von Derivation und Revulsion daraus hergeleitet. Indem man dem Herzen allein alle Bewegkraft des Blutes zuschreiben müsse und bei dem allerdings anzunehmenden blos passiven Verhalten der Gefäfswandungen sey aber auch der Begriff von Derivation und Revulsion ganz unzulässig. S. 132. heifst es sogar: „sehen wir irgendwo in der Natur Anziehung thätig und zugleich Canäle, durch die sich überdies eine von ihrem Centralpunkte ausgehende Stofskraft fortpflanzt, für den Zufluſs von Flüssigkeiten gebildet?" Auch in der Erfahrung er-

Digitized by Google

weise sich die Vorstellung von Derivation und Revulsion als unhaltbar, in der Schwangerschaft allein möchte es nachtheilig seyn, wenn am Fufse eine Ader geöffnet werde, dadurch könne Abortus veranlafst werden. Wenn die Sache aber in diesem Fall ihre Richtigkeit hat, warum sollte sie sonst so ganz verworfen werden? Nur da, wo die Arterien kleiner werden, in ihrem weiteren Verlaufe ihre starre mittlere Haut ablegen, auch die Nerven zahlreicher sich mit ihnen verbinden, lassen sich Contractionen und krampfhafte Verschliefsungen in den Arterien denken. S. 119. jedoch heifst es auch bei Entzündungen des Gehirns, beim *panaritio* u. s. w. sowie unter andern Umständen könnten einzelne Schlagadern, welche nach den leidenden Theilen führen, in angestrengtere Thätigkeit, in eine sehr klopfende Bewegung gerathen; dies sey aber natürlich, weil, wo dem Blute Hindernisse entgegengesetzt werden, die Schlagadern, welche das Blut in diesen Theil führen, in convulsivische Bewegung gerathen. Niemals aber könne die nach dem Lumen seiner Gefäfse bestimmte Menge Blut (welche von der Kräftigkeit des Herzens abhängt) durch Umstände, die in den Organen liegen, für kürzere oder längere Zeit vermehrt werden. An einer andern Stelle und in einem andern Zusammenhang, da von der Vermehrung der Secretion durch Visceral-Klystiere die Rede ist, Th. 2. S. 279, steht jedoch mit klaren Worten: solche grofse Entleerungen vermittelst in ungewöhnliche Thätigkeit versetzter Absonderungsorgane veranlassen, dafs die benachbarten Gefäfse mehr zufliefsen lassen, und ihnen Vieles entzogen wird, was sie qualitativ und quantitativ seit längerer Zeit belästigte. Der Verf. erwähnt auch der Erscheinung der sich so schnell bildenden Gefäfs-Anastomosen nach Unterbindung grofser Arterien; er erblickt in denselben einen Beweis des heilsamsten und weisest thätigen Bildungstriebs. Dies mag der Verf. nun wohl auf diese Weise ansehen, da aber, wo die teleologische Ansicht in eine Erforschung von Naturgesetzen sich auflöst, wird es auch gestattet seyn, zu sagen, dafs eben so, wie bei

Digitized by Google

der Unterbindung einer grofsen Arterie, oder wie nach Verwundungen, die ursprüngliche Bewegung des Bluts wiederkehrt und einzelne Blutkügelchen in Strömungen gerathen, unter welchen sich der Blutlauf durch die nächsten Anastomosen herstellt, auch bei der durch irgend eine Ursache gegebenen Erregung eines Theils das Gleiche sich ergeben, und ein solches Organ Sitz eines local erhöhten Blutlebens werden konnte, wobei das Blut nicht nur in einem expandirteren Zustande sich befände, sondern auch neue Gefäfse sich bildeten.

Indem bei allen Erscheinungen localer Erregung und Blutströmung jeder Art die Activität abgesprochen wird, die Gefäfshäute auch nicht thätig seyn können, so glaubt der Verf. das Räthsel von Geschwulst und Röthe bei jeder erhöhten Erregung (von Entzündung ist nirgends die Rede) mit den Erscheinungen der Erection lösen zu können. Von S. 157 — 198. wird der Leser belehrt, wie die französischen Anatomen in neuerer Zeit ein *tissu erectile* entdeckt haben, welches hauptsächlich in den *corpora cavernosa* entwickelt sey. Ein solches über den ganzen Körper verbreitetes *tissu erectile* möchte der Verf. für das Substrat des *turgor vitalis* ansehen. In den *corpora cavernosa* entstehe die Blutfülle nicht von vermehrtem Andrang, sondern von einem verhinderten Abflusse des Blutes, welcher durch eine eigenthümliche Beschaffenheit der Venenanfänge vermittelt werde.

Ref. sey es nur noch gestattet, darauf aufmerksam zu machen, wie unfruchtbar die ganze Betrachtung ausfallen mufste, wenn der Verf. das Feld der Pathologie ganz verlassen und zwischen Irritation und Entzündung nicht genauer unterscheiden wollte; sollte aber einmal der ganzen Untersuchung eine Erscheinung im gesunden Zustande zu Grunde gelegt werden, so würde die Vergleichung der Veränderungen, welch die Gebärmutter bei der Schwangerschaft erfährt, den Verf. zu weit richtigeren Resultaten über active Congestion und die Verän-

Digitized by Google

derungen, welche die Gefäfse und die ganze Textur eines Organs bei derselben erfahren, geleitet haben.

In dem vierten Abschnitte kommt der Verf. an den Unterschied zwischen activer und passiver Congestion. Congestion sey der Zustand, da einem Theil mehr Blut zufliefse, als ihm im Verhältnifs zum Ganzen zuströmen soll. Man verstehe darunter eine relativ verstärkte Zuleitung des Bluts nach einem Theil hin, von einem Punkte des Gefäfssystems aus, gleichviel durch welchen Einflufs bewirkt, der entfernt von der Stelle liegt, an welcher der Erfolg wahrgenommen wird, welcher zunächst und wesentlich in irgend einem kleineren oder gröfseren Grade eine Ueberfüllung mit Blut veranlafst. Darauf wird gezeigt, wie Harttmann sich die active und passive Congestion vorstelle. Blutanhäufung könne sich wohl bilden, ohne dafs man einen Andrang des Blutes vorauszusetzen habe, verhinderter Abflufs reiche immer hin, noch irriger aber sey die Ansicht, dafs bei Collapsus des einen Theils, vermehrter Blutandrang nach einem andern statt finde. Darin fehle besonders auch Armstrong. Frost beziehe sich auf das Nervensystem und nicht auf das Blut. Wenn in der Haut die kleineren Arterien das Blut nicht durchlassen, so müfste es sich ja in den gröfseren Arterien, die zur Haut hingehen, aber nicht in den innern Theilen anhäufen. Nun gelangt der Verf., indem er von Armstrong's Ansichten über Congestion im Typhus spricht, auf dessen Behandlung des Scharlachfiebers, und reiht an die von Armstrong und Berndt wiederholte Blutentleerungen seine Methode, den Kranken Bittersalz und Wiener Tränkchen zu reichen, an. Nach dieser Digression heifst es S. 251. wieder: Die örtliche Vollblütigkeit ist ein selbstständiger, ursprünglicher Zustand, die Vorstellungen, welche deutsche Physiologen und Aerzte über eine dem Blut inwohnende Kraft haben, seyen Rückbleibsel der Verirrungen früherer Jahre, es könne dem Verf. nicht obliegen, auf umständliche Widerlegung jener grund- und bodenlosen Hypothese sich einzulassen. Schätzbaren englischen und französischen Schrift-

Digitized by Google

stellern werden solche Ansichten ohnedies nie einleuchten. Mag eine solche Sprache der hannövrische Arzt vor sich selbst verantworten, nur sey es erlaubt zu bemerken, dafs auch französischen Aerzten, z. B. Velpeau, über die Blutstillung durch Torsion der Arterien ziemlich ähnliche Zweifel über die Contraction des Herzens als einziger Ursache der Blutbewegung aufgestiegen sind. Unser Verf. meint am Ende gar, dem Blute deshalb alle kreisende Kraft absprechen zu müssen, weil dasselbe nicht auf dem Teller sich zu bewegen fortfahre. Unbegreiflich sey es wohl, wie das Blut in den Venen wieder zum Herzen gelange, aber die Natur werde schon für eine Kraft gesorgt haben. Wie sich der Verf. von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen vermag, davon findet sich S. 212. eine Probe: er ersehe, nachdem er seine Abhandlung bereits vollendet habe, dafs Dr Succow auch keine active Congestion annehme — eine Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, die ihn um so erfreulicher sey, als sie darthue, dafs, wer die richtigeren Ansichten von dem Blutumlaufe consequent verfolge, sich Hrn. Succow's und seiner Uebertragung derselben auf Pathologie und Therapie nicht wohl entziehen könne.

Besouders mifsbilligend spricht sich der Verfasser gegen diejenigen, welche eine erhöhte Venosität, als einen pathologischen Zustand, annehmen, aus. Eine geläuterte Physiologie könne eine solche nicht zugestehen. Dafs in allen Venen zu viel Blut sey, lasse sich nur denken, wenn die Herzthätigkeit so erliege, dafs ein baldiger Tod bevorstehe, alsdann habe auch das Herz seine Saugkraft verloren. Der Gedanke, dafs eine relativ zu grofse Menge Blut in das Venen-System ausweichen und zu der Fettbildung eine Beziehung haben möchte, steht dem Verf. so fern, dafs er versichert, er könne sich die Gedankenreihe gar nicht vorstellen, zufolge welcher man je auf eine solche Idee gerathen sey. Dem Verf. ist das venose Blut nur das Residuum des arteriellen, und angenommen, dafs entweder durch fehlerhafte Nahrungs-

Digitized by Google

mittel, oder durch cosmisch tellurische Einflüsse oder einzelner Secretionsorgane das Blut eine krankhafte Beschaffenheit erhalte, so leide das arterielle Blut so gut als das venose darunter. S. 287. spricht der Verf. von einem venosen Blutumlaufe in den Eingeweiden des Unterleibs aufser dem Pfortadersystem.

Nach einer wenig modifirten Disgression über die Unhaltbarkeit der Annahme, dafs durch Erkältung und Unterbrechung der Ausdünstung an einzelnen Stellen der Haut die Transpiration im Allgemeinen in dieselbe Unthätigkeit hineingezogen werde, dadurch Katarrhe, Rheumatismus und andere Beschwerden entstehen, und dafs Schweifs hier eine so entschiedene Wohlthätigkeit habe, während doch vielmehr die Nerven litten, beruft sich der Verf. noch auf die Arbeiten Tiedemann's und Gmelin's, dafs die Leber als Reinigungsorgan anzusehen sey; sollte daher das Blut einen venosen Charakter erhalten, so müfste es durch eine fehlerhafte Beschaffenheit der Respiration geschehen, nie zeige sich aber bei den bedeutendsten Krankheiten, welche man einer erhöhten Venosität zuschreibe, der Athmungsprocefs betheiligt, immer werde alsdann das arterielle Blut so sehr als das venose verändert sich erweisen. Uebrigens haben die Vertheidiger der Venosität wohl nie behauptet, dafs neben einem sehr floriden arteriellen Blute sich der Zustand der Venosität annehmen lasse, vielmehr hat z. B. bei der Cyanose, wo die Repiration unläugbar ihren Antheil hat, die ganze Masse den Charakter der Venosität.

Der zweite Band ist hauptsächlich der Betrachtung der Hämorrhoiden, besonders in ihrer Verbindung mit chronischen Krankheiten des Unterleibs, gewidmet. Hier fällt es noch schwerer, dem Verf. in seiner Darstellung, in welcher er sich häufig wiederholt, zu folgen; denn, es sind des Verfs. eigene Worte in der Vorrede, in der Ueberzeugung von der Wahrheit, der Wichtigkeit und dem grofsen Einflufs seiner eigenthümlichen Ansicht habe er es für geboten gehalten, einige Lehren und Sätze wiederholt vorzutragen.

Digitized by Google

Sind die Hämorrhoiden, wenn sie nicht von zufälligem Druck innerhalb oder aufserhalb des Mastdarms entstehen, charakteristische Zeichen eines bestimmten Krankheitszustandes und ihr Erscheinen ein wohlthätiges Streben der Natur? Der Schutz, welchen sie nach Hippocrates gegen Krankheiten gewähren sollen, beschränke sich darauf, dafs jede örtliche Krankheit oder Geschwür oft gegen ein allgemeines Uebel schütze, oder überhaupt wenn das allgemeine Uebel nachlasse, das locale wieder hervortrete. Uebrigens möge Hippocrates sagen, was er wolle, seine Aussprüche geböten keinen blinden Glauben mehr. Die neueren englischen Aerzte hätten selbst die Tradition verloren, dafs an Hämorrhoiden wohl einmal etwas Nützliches geknüpft seyn möge. In den ausführlichen Schriften über Krankheiten des Unterleibs von Wilson Philip, Johnson, Abercrombie werden nicht einmal die Hämorrhoiden erwähnt. Heberden allein gebe ihnen einen möglichen, jedoch ungewissen Nutzen zu. Der Verf., mehr geneigt den grofsbrittanischen Aerzten als Hippocrates zu folgen, giebt sich das Ansehen, den obigen Satz nicht blos zu berichtigen, sondern seine hauptsächlichste Bedeutung zu nehmen; indem er aber den pathologischen Zustand, die Hämorrhoiden, in sechs verschiedene Arten bringt, concedirt er für die Art, welche er die constitutionellen Hämorrhoiden nennt, hinreichend, sodann ist auch sein Einwurf viel mehr gegen die Theorie, als gegen die ärztliche Behandlung, welche durch ihn in der Hauptsache nicht reformirt wird, gerichtet.

Es wird für's Erste zugegeben, dafs es ächte selbstständige Hämorrhoiden gebe, eine constitutionelle Krankheit mit dem Natur-Streben, von Zeit zu Zeit durch den After Blut zu entleeren, das eine Mal gelinge es, dafs wirklich an der geeigneten Stelle Knoten sich bilden, das andere Mal leiden statt dessen bei demselben Bedürfnifs der allgemeinen Blutmasse andere Organe des Unterleibs, immer sey aber dabei ein Bestreben nach dem Mastdarm bemerklich, um durch Blutentleerungen sich

Digitized by Google

Erleichterung zu verschaffen. Zuweilen aber entstehen den Hämorrhoiden ganz verwandte Zufälle, die sich auch nur durch Blutandrang in andern Revieren des Pfortadersystems äufsern; endlich giebt es auch eine Unterart der constitutionellen Hämorrhoiden, bei welchen sich im Mastdarm so wenig locale Veränderungen bemerken lassen, als bei dem Nasenbluten, da ist denn der Verf., der eine *Plethora abdominalis* durchaus nicht gelten lassen will, geneigt, eine eigenthümliche Beschaffenheit der Blutmasse zu Grunde liegend anzunehmen.

Es sey eine Eigenthümlichkeit des Gefäfssystems, zufolge deren nur die Gefäfse, die nach äufsern Theilen gehen, periodisch sich in der Art öffnen können, dafs Hämorrhagien entstehen, während die Gefäfse, welche ihr Blut nach einer Höhle führen, solche nicht haben (wobei man jedoch nicht an das Gehirn denken darf), Blutflüsse aus dem Mastdarm könnten daher wohl entstehen, ohne dafs eine Plethora ihnen voranginge. Ganz Unrecht hätten vollends die, welche alle die grofsen Umstimmungen des Gemeingefühls, alle die tadelhaften Zustände des Milzes, der Leber und Gekrösdrüsen, die Sympathien des Herzens und Gehirns von Blutanfüllungen des Unterleibs herleiten wollen, welche sich nicht einmal mit Ergebnissen der Leichenöffnung belegen lassen. Sollte der Verf. denn wirklich noch nie bei Sectionen die so auffallenden venosen Netze in den dicken Gedärmen und in dem Gekröse, welche eine wahre Degeneration darstellen, gesehen haben, und soll es denn eine bloſse Fiction seyn, dafs bei gesunden und kräftigen Constitutionen in späteren Jahren bei zu substantieller Nahrung und körperlicher Ruhe, wenn es nicht zu allgemeiner Fettbildung kommt, in den Organen des Unterleibs ein Zustand sich ausbildet, der zu Schärfen, Gicht, Obstruction und Gänse-Leber-artigen Entartung der Leber führt, welcher denn, eben weil die Unterleibsorgane durch das Pfortadersystem zu einem speciellen Ganzen verbunden sind, sich auch am ehesten dort kritisch ausgleichen könnte, wo dieses System am meisten

Digitized by Google

nach Aufsen tritt und mit dem allgemeinen Kreislaufe wieder anastomosirt?

Von dieser Vorstellung einer Ueberfüllung der Gefäfse des Unterleibs verleitet, habe man viel zu einseitig Ems, Wiesbaden, Karlsbad, Marienbad, Kissingen und andere mehr auf Secretion hinwirkende Gesundbrunnen empfohlen, und sey im Gebrauche der luftsauren Eisenwasser Pyrmont, Dryburg, Schwalbach, Eger zu ängstlich gewesen, da doch eine tonische Kur des Unterleibs mehr Noth thue. Meistens sey es Schuld der Aerzte, wenn letztere Wasser nicht vertragen werden, weil man sie in zu kleinen Massen, oft nur das Obere im Glase trinken lasse, nicht für Stuhlgänge sorge, das Obst und feines Gemüse mifsrathe. Möge dies der Verf. mit diesen Aerzten ausmachen, diesen wird es nicht schwer fallen, ihm schon in dem Angegebenen den entschiedensten Widerspruch nachzuweisen.

Bei seiner Controverse gegen die Annahme einer *Plethora abdominalis*, geht der Verf. immer davon aus, dafs behauptet werde, das Blut stocke und drücke im Unterleib; aber diejenigen, welche eine solche *plethora abdominalis* anzunehmen geneigt sind, stellen sich die Sache nicht so mechanisch vor, sondern glauben, dafs wenn in spätern Jahren bei guter Nahrung der Verbrauch des Blutes durch körperliche Thätigkeit geringer werde und auch der Entkohlungsprocefs durch die Lungen, welche sich nicht weiter ausdehnen können, nicht in Proportion stehe, die Entkohlung durch Leber und Darmcanal mehr gesteigert, und darüber eigene Bildungs- und Vegetations-Processe entstehen könnten.

Unrecht hat übrigens der Verf. gewifs auch nicht, wenn er behauptet, dafs das Nervensystem oft auch Unordnungen in der Blutvertheilung verursache. Er selbst kommt aber auch gleich wieder auf Störungen des Kreislaufes im Unterleib im Allgemeinen zurück, und bemerkt, das was am Mastdarm vorgehe, sey nur ein Zeichen solcher oft höher befindlichen Störungen; ja er nähert sich nun der gewöhnlichen Ansicht immer weiter

Digitized by Google

und sagt: oft nehmen solche Unordnungen ihre Tendenz statt nach dem Mastdarm, nach höheren Gegenden der Gedärme, dessen unerachtet heifst es gleich wieder: für das Resultat der Erfahrung, dafs solche grofse Störungen auf das Befallen des Mastdarms längere oder kürzere Zeit beschwichtigt werden, sey es schwer, eine nur etwas einleuchtende und sichere Erklärung zu geben. Nur in der Meläne seyen die Venen des Unterleibs verstopft, und weil sie nichts mehr aufnehmen, so schwitze das Blut aus den kleinsten Endigungen der Schlagadern des Magens und der Gedärme. Nachdem der Verf. ganz gutwillig Portal's Ansichten über die Meläne gefolgt ist und sich darüber schon mitten in dieser Ansicht befindet, dafs Unterleibsbeschwerden allerdings von einer Blutüberfüllung herkommen, so zieht er sich von diesem Punkte wieder zurück, unter der Betrachtung, es wäre ein Vorwurf gegen die Weisheit der thierischen Schöpfung, der fast bis zur Lästerung gehe, wollte man annehmen, dafs für die Blutgefäfse des Unterleibs nicht eben so gut gesorgt sey, als für den Blutlauf in andern Organen. Im Kopf oder in den Lungen könnten sich wohl noch eher Blutstockungen bilden, als in den Baucheingeweiden, da in letzteren ja so viele Absonderungen statt finden, welche keine Stockungen aufkommen lassen; aber können denn eben diese Absonderungen nicht auch krankhafte Abänderungen erleiden und dann eben die Blutüberfüllung Folge davon seyn?

Endlich meint der Verf. noch dadurch einen weiteren Beweis zu geben, dafs er aus einem kleinen Aufsatz über die Venen des Mastdarms, welchen er sich zu seiner Belehrung von Hrn. Prof. Krause geben liefs, anführt, was in allen Lehrbüchern steht, dafs ein Theil der Venen des Mastdarms nicht in das Pfortadersystem, sondern in die *vena hypogastrica* münde, jedoch durch zahlreiche Anastomosen mit den obern Mastdarmvenen, die in die *vena portae* gehen, verbunden sind. Dies beweist ja aber gerade, dafs innerhalb des Kreises dieser Anastomosen von Gefäfsen, die nicht contractionsfähig sind,

Digitized by Google

ein Blut circulire, welches nicht durch mechanische, sondern durch dynamische Kraft bewegt wird.

Mehrere der grofsen Krankheiten (der Verf. liebt den Ausdruck grofse Krankheiten gar sehr) der Organe des Kopfs und der Brust kannten wir nach ihren vorzüglichsten Beziehungen besser als die des Unterleibs; letztere aber heilten wir häufiger und sicherer als jene. So wie übrigens der Verf. von der sogenannten auflösenden Kur spricht, sollte man glauben, dafs sie blos in Purgiren bestände.

Die Krankheiten des Unterleibs werden in allgemeine und örtliche eingetheilt, letztere sollen in angesammelten Fäces, fehlerhafter Beschaffenheit der abgesonderten Flüssigkeiten, krankhafter Muscular-Thätigkeit, erkrankter Thätigkeit der den Verdauungsorganen zugehörigen Nerven und endlich organischen Krankheiten der Verdauungsorgane von jeder Art und jedem Grade bestehen.

Seit 40 Jahren habe der Verf. der Lehre von den Infarcten besondere Aufmerksamkeit geweiht, in Vielem sey er belehrt und praktisch auf den richtigen Weg geleitet worden, aber die Lücken, das Unbefriedigende der Theorie, besonders der viel zu einseitigen und ausgedehnten von Kämpf, habe ihm bald eingeleuchtet, später seyen allgemeines Mifstrauen und viele einzelne Bedenklichkeiten fast in Unglauben und Lossagung von dieser Erklärungsweise übergegangen, ohne dafs er je von der vorgeschlagenen Behandlungsart der chronischen Krankheiten des Unterleibs wesentlich abgewichen sey. Zu verwundern ist es, dafs der Verf., der so viel auf englische Autoritäten hält, den Ansichten der Infarctus nicht auch die einer nervosen Schwäche des Magens und der Gedärme nach James Johnson entgegenstellt. Ueber Visceral-Klystiere wird nur das Bekannte gesagt; der Verf. ist mehr geneigt, die so verschiedenartigen Abgänge für das Product eines künstlich erregten krankhaften Zustandes der dicken Gedärme zu halten, glaubt aber, dafs auch die kräftige Einwirkung auf solche Organe in lange dauerndem Uebelseyn gar wohl die wohlthätigsten Folgen haben könnten.

Digitized by Google

S. 231. heifst es nun wieder: viele consensuelle, aber doch sehr beschwerliche und selbst bedenkliche Leiden des Kopfs, stehen allerdings mit Unterleibsübeln und daher auch mit Hämorrhoiden in enger Verbindung, und wenn diese durch Blutergiefsungen aus dem After gehoben werden oder eine bessere Wendung nehmen, so verschwinden und mindern sich auch jene; aber nicht nur die so bestrittene Bedeutung der Hämorrhoiden wird auf solche Weise zugegeben. Auch in der Humoral-Pathologie geht der Verf. viel weiter, als ihm die Humoral-Pathologen neuerer Zeit werden folgen mögen. S. 269. steht: durch besondere Naturbewegungen oder als Folge von Visceralklystieren und verschluckten Arzneien wird vermuthlich oft bewirkt, dafs aus dem Blute sich besondere Stoffe in die Gedärme ergiefsen und abgesetzt werden, sich in denselben zu Zeiten in auffallenden Massen und Gestalten zusammenballen oder sich blos mit einander vermischen. Es mag sich auch ereignen, dafs in einzelnen Organen jeder Art Vieles schon längst stockte und durch mancherlei Veränderungen hindurchging, endlich aber mobil wurde, in die Säfte übertrat, aus diesen in die Gedärme gelangte und so zuletzt der Entladung durch Stuhlgänge fähig wurde.

Die allgemeinen Krankheiten des Unterleibs haben ihren Sitz in den Blutgefäfsen, den Lymphgefäfsen und in den Nerven. Es könne zu viel oder zu wenig Blut in einen Theil kommen, das Blut könne so beschaffen seyn, dafs es den Zwecken des Organs nicht entspreche, dafs es das, was abzusondern sey, zu reichlich oder mangelhaft enthalte, es nicht übertreten lasse u. s. w., es können sich Schärfen entwickeln und in einzelne Theile abgesetzt werden. Hätte man von einem so erfahrnen Praktiker nicht lieber die krankhaften Zustände selbst beschrieben und nachgewiesen gewünscht? Wie der Verf. sich den Antheil, welchen die Lymphgefäfse an den Krankheiten des Unterleibs haben, vorstelle, läfst sich nicht verkennen. Von den Nerven- und dem Gangliensystem kommt das Gewöhnliche vor, was man jetziger Zeit besonders auch aus Veranlassung der Cholera so oft hören mufs und was

Digitized by Google

nirgends noch entfernt nachgewiesen worden ist. Uebrigens sollen auch hier die Mittel immer wieder in solchen bestehen, die auf die Secretion wirken. Einer Erwähnung hätte hier doch wohl auch die Diät der Homöopathen und die in der hohen Welt so gerühmten Seebäder verdient. Der Verf. schmeichelt sich nun, dafs, nachdem er die Welt belehrt habe, künftig wenig mehr die Rede von *Plethora abdominalis* seyn werde, eher gestattet er, von Obstructionen und Infarctus der Baucheingeweide zu sprechen, die man in einem vagen Sinne zugestehen könne. Auf der letzten Seite wird als einer alten Behauptung erwähnt, dafs Hämorrhoiden, Blasenstein und Gicht aus Einem Stamme sprossen; auf eine genetische Entwicklung dieser Zustände läfst sich der Verf. entfernt nicht ein und bemerkt nur, dafs Gicht und Hämorrhoiden zuweilen coincidiren, dies aber zufällig sey. Von der Steinbildung hat der Verf. gar die seltsame Ansicht, dafs, läge die unmittelbare Ursache des Blasen-Steins in einer Dyscrasie des Blutes, sich nicht im Laufe der Zeit ein einzelner grofser oder kleiner Stein bilden, sondern die ganze Harnblase von einer Steinmasse angefüllt und ausgedehnt werden würde, wenn nicht häufiger Abgang von Gries der Erzeugung von Steinen Grenzen setzte.

Indem der Hr. Verf. zugiebt, dafs auch diejenigen krankhaften Zustände, welche er nicht als constitutionelle Hämorrhoiden angesehen wissen will, mit andern Zufällen zusammenhängen und dann eine günstige Wendung der Krankheit bezeichnen können, so werden auch hier dem Mitgetheilten keine Krankheitsgeschichten und individuelle Wahrnehmungen, wie solche die Praxis liefert, zu Grunde gelegt, sondern wenn nicht Einzelnes aus der Physiologie entlehnt wird, was ja auch jeder nicht erfahrene Arzt thun kann, so besteht das Uebrige in Meinungen, wie sich dieselben jeder selbst bilden mag; kurz, es ist wohl angegeben, wie es seyn könnte und seyn möchte, aber nicht wie es sich wirklich schon in der Erfahrung darstellte, mit Hinweisung auf einzelne Fälle.

(*Der Beschluſs folgt.*)

Digitized by Google

Stieglitz, pathologische Untersuchungen.

(*Beschlufs.*)

Fünfter Abschnitt: Ueber eine Eigenthümlichkeit der jetzigen englischen medicinischen Schriftsteller und den Einfluss derselben auf ihre Ansichten vom Nervenfieber. Nur was unmittelbar aus der Erscheinung mit Gewifsheit folge oder durch das anatomische Messer sichtbar und fühlbar gemacht werden kann, werde von den englischen Aerzten beachtet. Für englische Aerzte seyen Hämorrhoiden und Gicht Localleiden, die sie, wo sie dieselben treffen, auch local behandeln. Indem nun der Leser erwarten darf, dafs der Verf. sich bei der Betrachtung der Nervenfieber nur an Facta halten werde, ist jedoch gar nicht die Rede von den Erscheinungen derselben, sondern es wird über die erhöhte Empfindlichkeit und das geschwächte Wirkungsvermögen wie vor zwanzig Jahren gesprochen. Gegen die Benennung Nervenfieber lasse sich einwenden, dafs diese Bezeichnung sich auf die nicht ganz zuverlässige und erwiesene Theorie stütze, dafs das thierische Leben nur durch Nerven vermittelt werde. Die Empfänglichkeit für Reize sey in den Nervenfiebern alterirt; ist dies aber nicht auch in den Entzündungsfiebern der Fall, in welchen man im Stadium der Spannung z. B. Calomel in so grofsen Gaben reichen kann, ohne dafs es irgend eine seiner gewohnten Wirkungen hervorbringt? Kurz, die Deutschen glaubten, dafs in den Nervenfiebern das Lebensprincip selbst afficirt sey, die englischen Aerzte dagegen, welche Alles vom Blute herleiten, statuiren, so geläufig ihnen auch der Ausdruck Typhus seyn mag, kein eigentliches Nervenfieber, höchstens John Burne nähere sich unter dem Ausdruck *adynamic Fever*, einer Distinction zwischen zwei so verschiedenartigen Fieberarten, wie entzündli-

Digitized by Google

chen oder nervosen und Faulfieber. Wenn jedoch die Engländer auf eine solche Untersuchung sich nicht einlassen, so geschehe dies nicht aus Trägheit oder Unvermögen, sondern weil sie ihrer Maxime treu bleiben, nicht auf Theorien einzugehen, für welche Anschauungen, Thatsachen und Induction nicht in vollem Mafse sprechen. In seiner Ehrerbietung gegen die Engländer geht der Verf., der auf hundert Seiten über Nervenfieber in diesem Sinne sich aussprechen zu müssen glaubte, so weit, dafs er seine Induction eher für unbegründet, als irgend einen Tadel über die englischen Aerzte zugiebt. Die deutschen Aerzte müssen es sich dagegen desto mehr nachsagen lassen, dafs sie durch Erregungstheorie und Naturphilosophie in unendliche Verirrungen gerathen seyen.

Eine Abhandlung über die Cholera, welche zwar schon in dem ersten Bande steht, glaubt Ref. noch am Ende erwähnen zu müssen. Der Verf. entscheidet sich für Ansteckung, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Krankheit so häufig in grofsen Städten erscheine, ohne dafs auf den Routen selbst die Krankheit weiter bemerkt werde, bei der so sehr erleichterten Communication aber der Zeitraum, welchen man bedürfe, um von einem Orte zu einem andern zu kommen, sehr verkürzt sey. Hierauf läfst sich nur einwenden, dafs die Krankheit da, wo sie bis jetzt ausbrach, jedesmal in der dürftigsten Classe, zumal bei Schiffern, sich zeigte, wo weder an Eilwagen noch an Dampf-Schifffahrt zu denken war. Auch die übrigen von dem Verf. aufgestellten Thatsachen sind gewifs beachtungswerth, alle weisen jedoch viel natürlicher auf die Annahme eines Miasma, wie man solches aus der Naturgeschichte der Malaria kennt, als auf Ansteckung hin. Der Verf. weifs sich aber an den schwierigen Stellen damit zu helfen, dafs er eine eigene Beschaffenheit der Luft voraussetzt, welche die Wirkung des Contagium nicht zu Stande kommen lasse.

Nachdem Ref. nun ziemlich ausführlich den Inhalt beider Bände angegeben hat, so hält er sich um so eher

Digitized by Google

für dispensirt, ein weiteres Urtheil über den Werth der Arbeit des Hrn. Verf. auszusprechen, als dafs diejenigen, welche wegen ihrer entgegengesetzten Ansichten und Bearbeitungen von dem Hrn. Verf. so stark sich zurechtweisen lassen müssen, durch das Vorgebrachte wohl schwerlich bekehrt worden seyn mögen. Erlaubt sich der Hr. Verf. auch einen Ton und Sprache, welchen im freien Reiche der Wissenschaft nur ein gutmüthiges Lächeln entgegengesetzt werden mag; so darf doch nicht vergessen werden, dafs schon das Bemühen nach einem sichern Grunde des Wissens und Handelns Anerkennung verdient, und der Herr Verf., der sich durch äufsern Beruf und Alter genugsam hätte entschuldigt halten können, durch seine Elementar-Untersuchungen manch Andern, dessen Beruf es eher entspräche, beschämt. Unbestreitbar hat aber der Hr. Verf. das Verdienst, mit guter Auswahl Punkte zur Sprache gebracht zu haben, die immer wieder je nach dem Stande der Wissenschaft erörtert werden müssen.

A. v. Humboldt's Fragmente einer Geologie und Klimatologie Asiens. Aus dem Französischen mit Anmerkungen, einer Karte und einer Tabelle vermehrt von Julius Löwenberg. Mit zwei Karten und einer Tabelle. Berlin. 1832. 272 *S.* 8.

Dieses Werk ist eine Uebersetzung der neuesten Schrift des berühmten Gelehrten, die zu Paris in französischer Sprache erschienen, und durch eine Menge von Auszügen in vielen Journalen ihrem wesentlichen Inhalte nach dem wifsbegierigen Publicum bereits sehr allgemein bekannt geworden ist; inzwischen verdient es dennoch ungetheilten Beifall, dafs der Uebersetzer sie vollständig in's Teutsche übertragen und mit einigen schätzbaren Anmerkungen und Zusätzen, namentlich einer tabellarischen Uebersicht der mittleren Temperaturen an den verschiedensten Punkten der Erdoberfläche, bereichert hat.

Digitized by Google

Bei einem literärischen Producte aus der Feder des seit Decennien bereits allgemein bewunderten Naturforschers verlangt das Publicum von den kritischen Zeitschriften kein Urtheil über dessen Werth, denn darüber gewährt der bloſse Name hinlängliche Bürgschaft; es kann also auch hier blos von einer Angabe des Inhalts die Rede seyn, welchem Ref. jedoch eine Nachweisung der interessanten Verhältnisse vorausschickt, welche zwischen dieser Schrift und dem gegenwärtigen Standpuncte der Physik der Erde im Allgemeinen obwalten. Eigentlich hat die Klimatologie nicht blos wesentliche Bereicherungen, sondern ganz eigentlich einen eigenthümlich wissenschaftlichen Charakter erst durch den unerschöpflichen Schatz von Erfahrungen erhalten, welche v. Humboldt auf seinen früheren Reisen in Europa, hauptsächlich aber später über beträchtliche Meeresstrecken und ausgedehnte Ländermassen im neuen Continente scharfsinnig gesammelt und höchst geistreich geordnet hat. Es muſs in der That ein unbeschreiblich interessantes Gefühl erwecken, wenn dieser noch fortdauernd thätige Veteran unter den Naturforschern die Erinnerungen an die zahllosen gemachten Beobachtungen in sein getreues Gedächtniſs zurückruft, deren Menge und Mannigfaltigkeit ungleich gröſser sind, als wiederholte Erdumsegelungen auf dem weiten, aber im Ganzen öden, Oceane sie geben können. Man begreift leicht, daſs sein hierdurch vorzüglich gebildeter Geist auch die von Andern berichteten Thatsachen ganz anders auffaſst, hinstellt und ordnet, als dieses für jeden minder Geübten möglich ist, und auf diese Weise verdankt ihm das Publicum viele Aufschlüsse über die klimatische Beschaffenheit von Africa und Asien, die er bis dahin nicht durch eigene Anschauung kannte; jedoch äuſserte er schon früher den Wunsch, namentlich den letzteren Welttheil, den gröſsten und rücksichtlich seiner physischen Beschaffenheit groſsartigsten unter allen, gleichfalls zu bereisen, und das wissenschaftlich gebildete Publicum freut sich allgemein, daſs dieses Verlangen mindestens so weit in Er-

Digitized by Google

füllung gegangen ist, als erforderlich war, um den bereits gesammelten reichen Schatz von Beobachtungen über die Klimatologie dieses Welttheils zu einem systematischen Ganzen zu ordnen. Um aber die Wichtigkeit und den künftig erst zu erwartenden hohen Nutzen dieser Reise richtiger zu würdigen, darf man folgende Umstände nicht übersehen, die Ref. selbst gröfstentheils erst aus dem vorliegenden Werke näher kennen lernte.

Das unermefsliche Russische Reich begreift eine grofse Anzahl von Provinzen, die von der Natur höchst freigebig ausgestattet, einer Menge von ruhigen und fleifsigen Bewohnern einen hohen Grad von Glück und Wohlstand versprechen, denen jedoch zur Zeit noch die hierzu erforderliche Cultur mangelt. Das eben so weise als wohlwollende Gouvernement dieser ausgedehnten Ländermassen sucht daher durch sichere, nicht übereilte, sondern zweckmäfsig gewählte, Mittel die wohlthätig wirkende Bildung allgemein zu verbreiten; zugleich aber verkennt dasselbe denjenigen Standpunct keineswegs, welchen ein so grofses, mit unerschöpflichen Hülfsquellen versehenes, Reich unter den übrigen einnehmen mufs, wonach ihm obliegt, auch seinerseits zur Förderung der Wissenschaften im Allgemeinen beizutragen, um künftig in den Annalen an dem Ruhme Theil zu nehmen, womit die spätere Geschichte diejenigen Nationen zu belohnen pflegt, welche sich die Beförderung der geistigen Cultur angelegen seyn liefsen. Rufsland hat daher in den letzteren Jahren mit England gewetteifert, durch ununterbrochene Entdeckungsreisen zur See die Geographie und Hydrographie im Grofsen zu erweitern, und wenn England nähere Veranlassung fand, die physische Beschaffenheit der asiatischen, africanischen und nordamericanischen Küstenländer mehr aufzuklären, so schlofs sich Rufsland wetteifernd diesen Bemühungen durch die Untersuchungen des Innern von Asien, der nordöstlichen Küsten dieses Welttheils, der nordöstlichen Küsten America's und insbesondere der Grenzen des sibirischen Eismeeres an. Hierhin gehören aus der neuesten Zeit aufser

den Seereisen die zu Lande auf Kosten der Regierung angestellten von Wrangel und Anjou, Engelhard und Parrot, Eversmann, Hansteen, Erman und Anderen, namentlich aber die von A. v. Humboldt in Begleitung von G. Rose und Ehrenberg in die Umgegenden des Ural-Gebirges. Vieles ist bereits für Sibirien geschehen, eine Menge von Naturforschern und sonstigen wissenschaftlich gebildeten Männern leben dort an den Hauptstationen, und benutzen ihren bleibenden oder temporären Aufenthalt zur Erweiterung und Bereicherung der Naturwissenschaften, und es ist blos Unkunde der Sache, wenn so viele, einer hohen gelehrten Bildung sich rühmende, Bewohner des südwestlichen Europa's jenen Theil des asiatischen Rufslands für nichts anderes als ein beeisetes Gefängnifs für Verbrecher ansehen. Um dieses seltsame Vorurtheil zu widerlegen, um vielmehr begreiflich zu machen, was die Reise der Berliner Gelehrten zum Zweck hatte, und um darzuthun, dafs viele kenntnifsreiche Männer in Sibirien sich bereits an die gemeinschaftlichen Bemühungen der europäischen Gelehrten anschliefsen, wollen wir einen Al. v. Humboldt selbst reden lassen.

„Bei meiner Reise," heifst es S. 160, „habe ich an mehreren Orten Sibiriens mit Sorgfalt verglichene Thermometer in den Händen von Personen zurückgelassen, welche einen ausgezeichneten Gebrauch davon zu machen fähig sind. Ich habe schon mehrere Reihen interessanter Beobachtungen von Bogoslawsk im nördlichen Ural erhalten, wo eifrige und unterrichtete Bergbeamte sich gern dieser Art von Untersuchungen unterziehen. Da alles, was man in Asien über die Kältegrade weifs, welche über den Gefrierpunct des Quecksilbers hinausreichen, noch sehr ungewifs ist, so habe ich dem Hrn. Dr. Albert, der uns in Tobolsk die verbindlichste Aufnahme erwiesen, und öfters Dienstreisen nach den Polargegenden von Berezow und Obdorks unternimmt, ein Weingeist-Thermometer übergeben, dessen Theilung von H. Gay-Lussac auf das Glas selbst mit Sorgfalt

aufgetragen, bis — 60° C. sehr genau ist; die gröfsten Fortschritte aber, welche die Meteorologie und vorzugsweise die Theorie der Isothermen-Linien dereinst erwarten kann, wird man der Kaiserl. Akademie zu St. Petersburg verdanken, wenn sie dabei beharret, nach den Planen, welche mein Freund Kupfer und ich ihr vorgelegt haben, über den ganzen Umfang des Russischen Reichs ein regelmäfsiges System von Beobachtungen über die täglichen Variationen des Barometers, Thermometers und Hygrometers, über die Bodentemperatur, Windesrichtung und die Hydrometeore ausführen zu lassen. Die Gleichzeitigkeit dieser Beobachtungen über einer continentalen Oberfläche, die gröfser ist, als der sichtbare Theil des Mondes, wird uns die bis jetzt noch unbekannten Gesetze offenbaren. Grofse Interessen des landwirthschaftlichen und indüstriellen Lebens derjenigen Völker, welche das europäische, asiatische und americanische Rufsland bewohnen, sind an die Erforschung der allgemeinen Klimatologie geknüpft, deren Sache zu führen meine Pflicht ist. Die Errichtung eines physikalischen Observatoriums zu St. Petersburg, in welchem man sich mit der Berichtigung und Vergleichung der Instrumente, mit der Wahl der Orte, deren astronomische Lage gut bestimmt ist, mit der Leitung der magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, mit der Berechnung und öffentlichen Bekanntmachung der mittleren Resultate beschäftigen wird, mufs von der spätesten Nachwelt zu den grofsen Diensten gerechnet werden, welche diese ausgezeichnete Akademie seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der physikalischen Erdkunde, der beschreibenden Botanik und Zoologie geleistet hat."

Die Uebersicht dessen, was Ref. bisher über die vorliegende Schrift gesagt hat, beweiset zur Genüge die Wichtigkeit des darin behandelten Gegenstandes; aber noch mehr überzeugt man sich hiervon durch eine nähere Beleuchtung des Inhaltes und der eigenthümlichen Art, wie die Untersuchungen angestellt sind. Schon

Digitized by Google

lange war man darüber einverstanden, dafs das Klima eines Ortes hauptsächlich von seiner geographischen Breite und seiner Erhebung über den Meeresspiegel abhängt, weit weniger aber wurden die sonstigen Verhältnisse berücksichtigt, welche dasselbe bedeutend modificiren. Von Humboldt lernte auf seinen weiten Reisen als stets aufmerksamer Beobachter den grofsen Einfluss dieser bedingenden Umstände kennen, und fafste daher die Untersuchungen über die Klimatologie Asiens sogleich aus dem richtigen, eine weite Aussicht gewährenden, Gesichtspuncte auf. Diesemnach geht zuerst eine genaue Beschreibung der physischen Beschaffenheit jenes grofsen Welttheils voraus, seiner Küsten, insbesondere seiner Gebirgszüge, seiner Hochebenen und merkwürdigen Vertiefungen, seiner Oberflächen, jenachdem dieselben mit Waldungen oder Kräutern, mit dürrem Sande oder Wasser bedeckt sind. Hierin wird viel Lehrreiches, bisher minder Bekanntes, mitgetheilt, was der Verf. theils aus den neuesten Reisebeschreibungen, theils aus den Untersuchungen von Klaproth entnommen hat. Einige Beiträge von Letzterem und mehrere Anmerkungen sind eingeschaltet, auch hat der Uebersetzer einiges hinzugefügt, was gröfstentheils aus der neuen Auflage des zweiten Theils von C. Ritter's klassischer Erdkunde entlehnt ist, deren Einsicht ihm gestattet wurde. Zuerst werden die Bergketten im Inneren von Asien und die dort vorhandenen theils ausgebrannten, theils noch thätigen Vulcane, die Solfataren und die Salmiak gebenden Oerter genauer angegeben, als dieses bisher auf den meisten Karten geschehen ist, mit Nachweisung ihrer fortlaufenden Züge, die unverkennbar auf eine früher oder später stattgefundene Erhebung deuten, so dafs sich also auch hier im alten Continente auf gleiche Weise als im neuen, und nicht minder grofsartig, die Spuren bedeutender Umwandlungen der Erdoberfläche durch vulcanische Kräfte offenbaren. Dafs man auch neuerdings versucht hat, die relativen Altersperioden solcher Hebungen, deren Beaumont zehn

Digitized by Google

annimmt, aus dem Fallen der verschiedenen Felsarten zu bestimmen, beweiset die grofsen Fortschritte, welche die Geologie in den letzten Zeiten durch so viele vereinte angestrengte Bemühungen gemacht hat.

Sehr viel Aufsehen hat insbesondere die vor einigen Jahren gemachte Entdeckung erregt, dafs sich im Innern des asiatischen Festlandes eine weit ausgedehnte bedeutende Senkung befindet, die ihre gröfste Tiefe im Spiegel des Caspi- und Aral-Sees mit 32 bis 50 Toisen erreicht. Wie weit sich dieselbe erstrecke, und dafs sie selbst bis Orenburg reiche, ist erst jüngsthin durch die barometrischen Messungen der beiden reisenden Mineralogen E. Hofmann und G. v. Helmersen aufgefunden, nach denen letztere Stadt unter dem Meeresspiegel, oder nach einer Bemerkung des Uebersetzers mindestens im Niveau des Meeres liegt. Auch v. Humboldt sieht die Thatsache für ausgemacht an, erwähnt sie mehrmals, und stellt die allerdings zahlreichen Beweise zusammen, welche dieses wunderbare Resultat begründen, dafs nämlich eine aufserordentlich grofse, wahrscheinlich über 10,000 geographische Quadratmeilen betragende Länderstrecke zwischen der Kama, dem Don, der Wolga, dem Jaik, dem Obtschei Syrt, dem See Ak-sakal, dem untern Sihun und dem Khanat von Khiwa liegt. Die Annahme dieser sonst nirgend vorkommenden Abnormität der Erdgestaltung beruhet auf mühevollen barometrischen Stations-Nivellirungen zwischen dem schwarzen und caspischen Meere durch die Herren Parrot und Engelhardt, zwischen Orenburg und Guriew am Ausflusse des Jaik durch v. Helmersen und Hofmann, und einer bei strenger Winterkälte während der Expedition des Obristen Berg vom caspischen Meere bis zum westlichen Ufer des Aral-Sees bei dem Golf Mertwoy-Kultuk durch die Schiffscapitäne Dühamel und Anjou ausgeführten, wonach der Wasserspiegel des Aral 117 engl. Fufs höher als der des caspischen Meeres seyn soll. Noch gegenwärtig werden diese Untersuchungen fortgesetzt, indem die Kaiserliche

Digitized by Google

Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg auf den durch v. Humboldt bei seiner Anwesenheit daselbst am 16ten Nov. 1829. gethanen Vorschlag, an dem zugänglicheren nordöstlichen Saume dieser Vertiefung, an der Wolga zwischen Kamyschin und Saratow, an dem Jaik zwischen dem Obtschoi-Syrt und Uralsk, an der Jemba und jenseits der Mugodjarischen Hügelkette gegen den See Ak-sakal und den Sarasu hin, in der Steppe, durch ein barometrisches Stations-Nivellement die Lage einer geodätischen Linie bestimmen läfst, welche alle Puncte verbindet, die im Niveau der Fläche des Oceans liegen.

Obgleich also hiernach das wirkliche Vorhandenseyn einer solchen Vertiefung hinlänglich begründet zu seyn scheint, dessen Möglichkeit auf keine Weise in Abrede gestellt werden kann, so erlaubt sich dennoch Ref. einige Zweifel dagegen zu erheben, die das Publicum mit der Furcht entschuldigen möge, die er dagegen hegt, dafs sich irgend ein falscher Satz in das Gebiet der physikalischen Wissenschaften eindrängen möge, da es so schwer hält, denselben später nach einmal errungenem Bürgerrechte wieder daraus zu verdrängen. Zuvörderst ist die ganze Configuration der genannten Länderstrecke einer solchen Annahme durchaus zuwider. An der Westseite des caspischen Meeres liegen die hohen Gebirge des Caucasus, der mit seinem östlichen Ende fast bis an die Ufer dieses Sees ohngefähr in seiner Mitte reicht. Südlich von dieser Bergkette liegt der Ararat von 2700 Toisen Höhe, im Süden des Sees ein Bergzug, jenseits dessen Teheran noch 627 Toisen Höhe hat. An der Ostseite des caspischen Meeres zwischen diesem und dem Aral liegt eine Berggruppe oder vielmehr nur eine Hügelreihe, und wo beide Binnenmeere einander am nächsten sind, soll die Höhe 48 Toisen betragen. Hiernach ist also das caspische Meer nach Westen und Süden hin von sehr hoch liegenden Gegenden umgeben, und nordöstlich von demselben beginnt die Bergkette des Ural. An der nordwestlichen Seite, unterhalb Astrachan, soll die Ver-

Digitized by Google

tiefung am stärksten seyn, und 50 Toisen betragen, Saratow aber an der Wolga nicht höher als im Niveau des Meeres liegen. Ohngefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Städten ist jedoch das Flufsbette dieses majestätischen Stromes dem des Don sehr nahe (nach der Charte nur ohngefähr 5 geographische Meilen davon entfernt), und da der letztere Flufs von hieran noch etwa 70 Meilen bis zum schwarzen Meere zu durchlaufen hat, letzteres aber höher als das mittelländische liegt, so begreift man nicht wohl, wie dieser Flufs in früheren Zeiten seinen jetzigen Lauf nehmen, oder wie überhaupt bei einem so bedeutenden Gefälle die beiden Wassersysteme des schwarzen und caspischen Meeres getrennt werden konnten, wenn sie einmal verbunden waren, welche letztere Hypothese aus so vielfachen Thatsachen hervorgeht, dafs man sie nicht wohl in Zweifel ziehen darf. Würde aber hiernach die jetzt allgemein angenommene bedeutende Vertiefung jener asiatischen Länderstrecke einmal zweifelhaft, und käme es dann auf eine hinlängliche Beweisführung zur Begründung derselben hinaus, so beruhet diese zur Zeit noch, so viel Ref. weifs, blos auf barometrischen Messungen. In dieser Beziehung mufs man allerdings bekennen, dafs Stationen-Messungen im Allgemeinen einen hohen Grad von Genauigkeit gewähren, und Ref. ist überhaupt nicht gesonnen, diesem vortrefflichen Mittel zur Höhenbestimmung seinen bedeutenden Werth abzusprechen; da jedoch die neuesten Barometerbeobachtungen ohne Widerrede darthun, dafs die Höhen der Quecksilbersäule in diesem herrlichen physikalischen Werkzeuge nicht an allen Orten der Erdoberfläche in gleichen Höhen über dem Meeresspiegel die nämlichen sind, da insbesondere die schätzbaren Bemühungen der Berliner Akademie im Jahre 1823. zwar nicht das gesuchte Resultat, wohl aber das noch wichtigere gegeben haben, dafs selbst Stationen-Messungen durch ungleiche, bisher unbeachtete, Afficirungen der Barometerhöhen keine zuverlässige Resultate geben, so mufs es wohl erlaubt seyn, auch diejenigen vor der Hand

Digitized by Google

in Zweifel zu ziehen, auf denen die Behauptung von einer Vertiefung des caspischen Meeres beruhet. Nach lange fortgesetzten barometrischen Messungen, auf allen Fall anhaltendern, als zur Auffindung der Vertiefung dieses Binnenmeeres dienten, müfsten Norwegens und Islands Küsten bedeutend höher seyn, als die von Grofsbritannien und von Port Bowen, auch müfste Breda eine gröfsere Erhebung über den Meeresspiegel haben, als Mannheim, was doch unmöglich stattfinden kann. Ref. begnügt sich, diese Zweifel hier nur im Allgemeinen anzudeuten, die er bei einer anderen Gelegenheit (im Art. Meteorologie im physikalischen Wörterbuche) weiter zu entwickeln und fester zu begründen sich bemühen wird.

Der erste Theil des vorliegenden Werkes enthält unter den vielen interessanten Gegenständen auch eine sehr vollständige Uebersicht der zahlreichen Salsen oder der Gasvulcane, welche in Asien vorhanden sind, und meistens mit Erdöl verbunden an solchen Orten angetroffen werden, die entschiedene Kennzeichen erloschener oder noch thätiger Vulcane zeigen. Vorzugsweise sind schon seit den ältesten Zeiten die in der Nähe von Baku und auf der Insel Abscheron am caspischen Meere bekannt, man lernt aber in dem vorliegenden Werke deren mehrere, und unter diesen einige kennen, die noch wohl ergiebiger und grofsartiger sind als jene, worüber hier S. 81. eine manches Neue enthaltende Beschreibnng aus einem Briefe des Hrn. Lenz in Petersburg mitgetheilt wird. Die meisten dieser Salsen und die ergiebigen Salmiakhügel stehen mit einem grofsen vulcanischen Gebiete im Innern von Asien in Verbindung, welches von erstaunlicher Ausdehnung mehr als 2500 Quadratmeilen begreift, den Hauptsitz der vulcanischen Wirkungen im Himmelsgebirge zu haben scheint, und in dem vorliegenden Werke zuerst in seinen vielfachen Verzweigungen deutlich nachgewiesen wird. Genau genommen gehören auch die Schlammvulcane auf Taman mit dazu, welche hier nach Eichwald's Bemerkung ein zweites Baku

Digitized by Google

genannt werden. Unter die wichtigsten Salsen gehören die Ho-tsing (Feuerbrunnen) und die Ho-schan (leuchtenden Berge) in China, woselbst sich übrigens nach Klaproth keine sonstige noch thätige Vulcane finden. Die berühmtesten Feuerberge sind die von Sutschuan in der Nähe von Steinkohlenflötzen, die in dieser Provinz häufig vorkommen. Der noch dort lebende Missionär Imbert sagt hierüber: „Es giebt in einem Umfange von 10 Meilen Länge und etwa 5 Meilen Breite über 20,000 solcher Salzbrunnen. Jeder etwas begüterte Privatmann sucht sich einen Theilnehmer, um einen oder mehrere solcher Brunnen bohren zu lassen, die gewöhnlich eine Tiefe von 1500 bis 1800 F. haben. Die aus ihnen strömende Luft ist sehr entzündbar; bringt man eine Fackel an die Brunnenöffnung, wenn gerade die mit Wasser gefüllte Röhre ihr nahe ist, so entzündet sie sich in Gestalt einer grofsen, 20 bis 30 F. hohen Feuergarbe, und brennt unter dem Verdeck mit der Gewalt und Explosionskraft des Schiefspulvers. Es giebt auch Brunnen, aus denen man gar kein Salz, sondern nur Feuer gewinnt, und die deswegen Feuerbrunnen heifsen. Die Mündung derselben wird mit einem kleinen Bambusrohre geschlossen, und mittelst dessen das Gas dahin fortgeleitet, wo man Gebrauch davon machen will, indem man es anzündet und ohne Unterbrechung fortbrennen läfst."

Folgende Mittheilung von Imbert kann Ref. sich nicht enthalten, hier gleichfalls wörtlich wiederzugeben. Nachdem er von mehreren kleineren, und dann von den grofsen Salzbrunnen nahe bei Tsee-lieutsing (102°,5 öst. L. von Paris, 29°,5 N. B.) Nachricht gegeben, und erzählt hat, wie sie bis zu mehr als 3000 F. Tiefe gebohrt wurden, ohne Salzwasser zu geben, bis zuletzt ein trüber Dunst mit entsetzlichem Rauschen und Brausen hervordrang, fährt er fort: „Die Brunnenöffnung ist mit einem behauenen Steinkasten bedeckt, der sechs bis sieben Fufs Höhe hat, aus Besorgnifs, dafs nicht jemand aus

Digitized by Google

Unachtsamkeit oder Bosheit Feuer an den Brunnenstock bringe. Ein solches Unglück trug sich vor einigen Jahren zu. So wie das Feuer an die Brunnenöffnung kam, entstand eine gewaltige Explosion und eine ziemlich starke Erderschütterung. Die Flamme, die ohngefähr zwei Fufs Höhe hatte, sprang ohne etwas zu verbrennen auf dem Boden umher. Vier Personen unternahmen es, einen ungeheuern Stein auf das Brunnenloch zu legen; er wurde aber bald in die Luft gesprengt, drei Personen wurden dabei verbrannt, die vierte entging der Gefahr. Weder Wasser noch Koth konnten das Feuer auslöschen. Nach einer ununterbrochenen, zwei Wochen anhaltenden, Arbeit hatte man eine Menge Wasser auf den nahen Berg gebracht, daraus einen See gebildet, und ihn mit einemmale abgelassen; die Wassermenge und der starke Luftdruck (?) löschten das Feuer aus." Man kann sich hiernach vorstellen, wie ähnliche im Innern der Erde angehäufte Gasmengen bei plötzlicher Entzündung allerdings bedeutend starke Erdbeben zu erzeugen vermögen. Uebrigens wird die Flamme dieser Feuerbrunnen hauptsächlich zum Sieden des Salzwassers verwandt, so dafs also die Erde an der nämlichen Stelle zugleich die Soole und auch das Brennmaterial zu ihrem Versieden giebt. Ein anderer Gasbrunnen, mit Salzquellen verbunden, war ehemals zu Su-tschuan (101° östl. L. von Par. 30°,5 N. B.), dessen Flammen mit donnerähnlichem Getöse vom zweiten bis dreizehnten Jahrhundert unaufhörlich gebrannt haben, jetzt aber erloschen sind.

In eben dieser Gegend befinden sich auch die Feuerberge, welche während der Nacht leuchten, und über denen sich Feuerflammen erheben, jedoch dürfte es zu weit führen, auch von diesen hier ausführlicher zu reden, wie interessant diese Naturphänomene auch immer sind. Uebrigens giebt es in nördlicher und östlicher Richtung von der eben genannten Gegend neben einer grofsen Menge von Steinkohlen noch mehrere Feuer-

Digitized by Google

brunnen, z. B. bei Ta-tung-fu und in Schan-si, von denen schon P. Martini Nachricht gegeben hat. Sie scheinen weniger ergiebig zu seyn, und werden, wie bei Baku, von den Bewohnern zum Kochen der Speisen benutzt. Die lehrreiche Uebersicht der vulcanischen Bergkette, welche auf der Insel Formosa ihren Anfang nimmt, die Beschreibung der Solfataren, die geschichtlichen Nachrichten von ihren Ausbrüchen und vieles anderes Interessante mufs Ref. Kürze halber gleichfalls übergehen, und will nur noch auf die interessante, für die Geographie von Innerasien höchst wichtige, Uebersicht der Karavanenstrafsen aufmerksam machen, welche v. Humboldt auf seiner Reise in Sibirien gesammelt, und hier von S. 110 bis 136. zusammengestellt hat. Sie gehen ursprünglich von Semipolatinsk aus nach Kaschgar, von hier nach Jarkend und von da nach Tübet (oder mongolisch Ladak) und Kaschmir; ferner geht eine Reiseroute von Semipolatinsk nach Taschkend, und von da nach Koland, desgleichen von Tschui nach Turkestan. Noch eine geht von Semipolatinsk nach Kuldja, und eine kleinere seitwärts vom Ile Flusse nach der Stadt Usch-turpan, von hier nach Ak-su, wohin eine andere von Kura aus gleichfalls führt, und von da nach Kaschgar, endlich von Semipolatinsk nach Tschugutschak. Sie führen sämmtlich durch eine gröfsere oder kleinere Strecke der Kirgisen-Steppe, die der grofsen Horde angehört.

An die bisher erwähnten gelehrten Erörterungen reihet unser Verf. im zweiten Abschnitte des vorliegenden Werkes seine gehaltreichen Untersuchungen der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse von Asien, indem er mit vollem Rechte bemerkt, dafs uns bei der Erforschung derselben nothwendig umfassende geographische Ansichten leiten müssen. Wenn man nämlich früher glaubte, dafs die von Europa aus nach Osten fortschreitend zunehmend gröfsere Kälte einer wachsenden Erhebung über die Oberfläche des Meeres bei-

Digitized by Google

zumessen sey, deren Einfluſs man aufserdem viel zu hoch anschlug, so hat sich jetzt vielmehr herausgestellt (S. 140.), „daſs man von den Haidesteppen Nordbrabants östlich bis zu den asiatischen Steppen, die den Westabhang des Altai umgeben, ja sogar bis zur chinesischen Dzungarei, also in einer Erstreckung von 80 Längengraden fortgehen kann, ohne eine Höhe von 1200 bis 1300 F. zu überschreiten. Wenn man aber einen Weg nähme, der von den Blachfeldern Brabants zu den Steppen Asiens durch hohe Breiten, bis über den 60sten und 65sten Grad der Breite hinausginge, so würde man eine ununterbrochene Plaine erhalten, welche fast dem halben Erdumfange (unter derselben Breite nämlich) gleich wäre." Die Ursachen der abnormen klimatischen Beschaffenheit Asiens, die sich nicht blos in der eben erwähnten gröſseren Kälte seines nördlichen Theiles, sondern auch, diesem gerade entgegengesetzt, in der beträchtlichen Höhe der Schneegrenze am nördlichen Abhange des Himalaya-Gebirges kund giebt, müssen daher auf ganz andern Bedingungen beruhen, die v. Humboldt hier mit eben so viel Scharfsinn als Benutzung des nur ihm zu Gebote stehenden groſsen Schatzes eigener, unter den verschiedensten Himmelsstrichen gesammelter, Erfahrungen lichtvoll entwickelt. So angenehm es übrigens ist, dem gelehrten Verf. in seinen lehrreichen Betrachtungen Schritt für Schritt zu folgen, so muſs sich doch Ref. bei der gegenwärtigen, auf einen kurzen Raum beschränkten, Anzeige dieses Vergnügen versagen, und sich begnügen, blos einige Hauptmomente hervorzuheben.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

A. v. Humboldt's Klimatologie Asiens.

(Beschlufs.)

Am auffallendsten ist vor allen die Dingen die überwiegend hohe Wintertemperatur in Europa, wenn dieselbe mit der in Asien und America unter gleichen nördlichen Breiten verglichen wird, und hat daher bereits eine Menge Versuche, diese Abnormität zu erklären, veranlafst, wobei man jedoch meistens die Ursachen der hohen Kälte, welche in den nördlichen Gegenden der beiden genannten Welttheile sich so hervorstechend zeigt, aufzufinden suchte, anstatt die gröfsere Wärme des nördlichen Europa's als das von der Regel Abweichende zu betrachten. Aufser der Configuration des letzteren Welttheils im Ganzen ist jedoch hauptsächlich die Erstreckung desselben neben einer heifsen äquatorischen Zone, die sehr ausgebreitete Länderflächen darbietet, als bedeutend wirksame Ursache anzusehen. Diese grofsen Continental-Ebenen werden durch die anhaltende Einwirkung der Sonnenstrahlen ungleich stärker erhitzt, als dieses bei dem stets bewegten und unablässig strömenden Meere der Fall seyn kann, und die aufsteigenden erhitzten Luftmassen verbreiten sich daher vermöge ihrer südwestlichen Strömungen gerade über diejenigen Districte, die eben deswegen eine ungewöhnlich milde Wintertemperatur zeigen. Eine zweite, noch wirksamere Ursache ist in der Strömung des Meeres, namentlich des Golphstromes, zu suchen, die unausgesetzt eine unermefsliche Menge des in der äquatorischen Zone erhitzten Wassers in nordöstlicher Richtung fortwälzt, und dadurch unter andern hauptsächlich Grofsbritannien, Island und Skandinaviens Küsten mit erwärmtem, stets warmen Dunst ausstofsenden, Wasser umgiebt, wobei die aufserordentlich grofse Wärmecapacität des Wassers

Digitized by Google

und des daraus aufsteigenden Dampfes nebenher gleichfalls Berücksichtigung verdient. Die einen grofsen Theil der europäischen Küsten treffenden Südwest- und West-Winde berühren daher diese und die zunächst angrenzenden Länder bei noch fortdauerndem Zustande ihrer bedeutenden Erwärmung, anstatt dafs ebendieselben weiter nach Osten hin über den beeiseten Winterflächen ihre Wärme allmählig verlieren, und in den asiatischen Ebenen als Luftströmungen erscheinen, die über ausgedehnte Länderstrecken fortgegangen, bereits sehr trocken und kalt geworden sind. Ost-Europa und ganz Asien haben diesemnach ein ausgezeichnetes Continentalklima, wenn man diesen Ausdruck wählt, um den Gegensatz zwischen dem mehr insularen und Küsten-Klima des westlichen Europa's zu bezeichnen. Obgleich daher die mehr gerade und anhaltend auffallenden Sonnenstrahlen an den südlichen Grenzorten Sibiriens ihre Wirkung nicht verfehlen, so hat dieses doch keine weitere Folgen, als dafs sehr heifse Sommer mit unglaublich kalten Wintern dort wechseln. „Nirgend" (sagt v. Humboldt S. 156.), „nicht einmal in Italien und auf den kanarischen Inseln, habe ich schönere Weintrauben gesehen, als in Astrachan, an der Küste des caspischen Meeres, und gleichwohl sieht man oft in eben dieser Gegend und weiter südlich in Kislar, an der Terek-Mündung (unter der Breite von Avignon und Rimini) das Thermometer auf — 28 bis — 30° C. herabsinken. Mufs man daher im Sommer die Vegetation durch künstliche Bewässerung erregen, so ist man dagegen im Winter genöthigt, die Rebe in eine bedeutende Tiefe zu vergraben." Dieser aufserordentlich grofse Abstand zwischen der Kälte der Winter und der Hitze der Sommer ist eine Eigenthümlichkeit Sibiriens, und zeigt sich auch unter höheren Breiten. Diejenige Grenze, bis wohin man noch die mittlere Temperatur der Oerter aus der der Quellen mit ziemlicher Sicherheit bestimmen kann, reicht bis etwa zum 58sten Breitengrade, denn zwischen Tomsk und Krasnojarsk unter 56 bis 56,5 Graden der Breite fand

Digitized by Google

Erman die Wärme der Quellen 0,7 und 3,8 Grade C., wenn gleich die Temperatur der Luft — 25° C. war, aber einige Grade nördlicher, bei mäfsiger Erhöhung unter dem 60sten und in den Steppen unter dem 62sten Breitengrade bleibt der Boden in einer Tiefe von 12 bis 15 F. stets gefroren, wodurch sich jene Gegenden so aufserordentlich von gleich hohen oder dem Pole noch näheren in Norwegen unterscheiden, wo der Boden selbst im Winter unter dem Schnee noch frisches Gras und Moose ernährt. In Bogoslawsk liefs v. Humboldt einen Brunnen graben, und fand mitten im Sommer in einer Tiefe von 6 Fufs Eis, welches 9,5 Fufs Mächtigkeit hatte, wobei er bemerkt, dafs die Dicke dieser unterirdischen Eismassen von Jakutzk bis zum Polarkreise, also in einer Erstreckung von 4,5 Breitengraden bedeutend zunehmen müsse. Diese Vorhersagung ist später in Jakutzk selbst unter 62° N. B. bestätigt worden, denn aus einer dort mitten im Sommer vorgenommenen Brunnengrabung ergab sich, dafs das Ende der Eisschicht bei 98 par. F. Tiefe noch nicht aufgefunden wurde. Höchst merkwürdig ist hierbei, dafs ungeachtet dieser unterirdischen Eismassen dennoch die kurz dauernde, aber anhaltend starke, Sommerhitze nicht blos die obere Erdkruste aufthauet, sondern sie auch für eine sehr ergiebige Erndte hinlänglich erwärmt. (S. Erman in Berghaus Ann. Th. V. p. 342.)

v. Humboldt zieht aus diesen Betrachtungen eine für die Geologie höchst wichtige Folgerung. Es war nämlich lange Zeit hindurch ein unauflösliches Problem, wie die Ueberreste von Thieren, welche anscheinend wärmeren oder eigentlich heifsen Klimaten angehören, sich im Eise jener nördlichen Gegenden vergraben finden, ja wie es denkbar seyn möge, dafs einige Exemplare des Mammut sogar unverweset dort erhalten wurden. Neuerdings hat man jedoch gefunden, dafs Tiger von der Art der ostindischen sich noch jetzt in Sibirien unter dem Parallel von Hamburg und Berlin nicht selten zeigen. Da sie hier von den noch nördlicheren Gegenden

Digitized by Google

durch kein Meer zurückgehalten werden, so ist es, insbesondere wenn man annimmt, dafs jene Gegenden früher eine im Ganzen höhere Temperatur hatten, aber auch ohne diese Voraussetzung, leicht denkbar, dafs selbst tropische Thiere in heifsen Sommern bis unter beträchtlich hohe Breiten wanderten, und vom plötzlich mit grofser Kälte eintretenden Winter überrascht in Eismassen geriethen, die später nicht wieder geschmolzen wurden. Ohne Zweifel haben hierbei auch Ueberschwemmungen der nördlich strömenden Flüsse mitgewirkt, an deren Ufern man daher noch jetzt jene Ueberreste in vorzüglicher Menge findet.

Unter die wirksamsten Ursachen, welche das Klima der Gegenden im Grofsen bedingen, und den Einfluſs ihrer Configuration hauptsächlich erst wirksam machen, gehört die Richtung der Winde und der strömenden Meere. Ueber die herrschenden Winde, und dafs diese mit dazu beitragen, die isothermischen Linien (wie diese durch v. Humboldt zur Bezeichnung und Versinnlichung der Temperaturverhältnisse unter verschiedenen Breiten über der gesammten Oberfläche der Erde eben so zweckmäfsig als sinnreich aufgefunden sind) unter mittleren und höheren Breiten in Europa mehr nördlich zu beugen, in Asien dagegen südlich herabzudrücken, hat bereits Schouw viele interessante Thatsachen beigebracht, in wie fern aber diese Wirkung durch beide vereinte, nicht zufällige sondern nothwendig begründete, Ursachen hervorgebracht wird, dieses kann vollständig und deutlich aus den vorliegenden Betrachtungen entnommen werden. Wenn man die Hauptsache ihrem Wesen nach kurz auffafst, so folgt aus der Axendrehung der Erde die Hauptströmung der oceanischen Gewässer in einer Richtung von Osten nach Westen, und da diese unter dem Aequator am stärksten ist, zugleich aber eine Strömung von dem Nordpole nach der Aequinoctialzone bedingt, die hiernach anfangs nach Süden gerichtet seyn mufs, sich später aber zugleich nach Westen wendet, so bespült das vom Polareise herkommende kalte Wasser

Digitized by Google

die Ostküsten der Länder, während das von der äquatorischen Zone rückströmende erwärmte die Westküsten trifft. Eine gleiche Bewandnifs hat es mit der Richtung der herrschenden Winde, und man begreift hiernach leicht die sonst so räthselhafte, aber seit geraumer Zeit unwidersprechlich dargethane Thatsache, dafs die Temperatur der Ostküsten allgemein so viel geringer ist, als die der Westküsten. Nimmt man dieses in specieller Beziehung auf Nordasien, und berücksichtigt man zugleich, dafs dort die Nord-Ost-Winde die vorherrschenden seyn müssen, verbindet man endlich hiermit den durch v. Humboldt nachgewiesenen Einfluſs der Configuration jener ausgedehnten Länderstrecken, so erkennt man in allem diesen leicht die Gründe, warum die isothermischen Linien dort gerade eine so bedeutende südliche Beugung zeigen. Eben diese nämlichen nordöstlichen Winde führen aber die, über einer weit ausgedehnten, weder durch hohe Berge noch durch dichte Wälder noch auch durch grofse Wassermassen abgekühlten, Länderstrecke, durch die Sonnenstrahlen stark erhitzte Luft gegen den nördlichen Abhang des Himalaya-Gebirges, und bewirken daher, dafs gerade an dieser nördlichen Seite die Schneegrenze und die Grenze der Vegetation höher hinaufreicht, als an der entgegengesetzten südlichen.

Als eine der vorzüglichsten Ursachen, welche die klimatischen Verhältnisse aller Länder im Ganzen und im Einzelnen bedingen, betrachtet v. Humboldt mit bei weitem der Mehrzahl, wo nicht allen übrigen Physikern die Wärmestrahlung, welche, durch die Beschaffenheit des Bodens, seine Cultur, die Bedeckung desselben durch Vegetabilien, ja sogar die Form der Pflanzen nebst Richtung und Lage ihrer Blätter vielfach modificirt, die aus den Sonnenstrahlen entstandene Wärme von der Erdoberfläche dem Himmelsraume im geraden Verhältnisse der Heiterkeit und Reinheit des letzteren wieder zuführen soll. Von dieser Strahlung wird in dem vorliegenden Werke eine zu vielfache Anwendung gemacht,

Digitized by Google

und sie wird im Einzelnen zu oft als wirksam nachgewiesen, als dafs es erlaubt seyn könnte, diese ganze Sache hier mit Stillschweigen zu übergehen. Inzwischen hat Ref. seine Zweifel gegen diese Hypothese bereits zu bestimmt und zu oft ausgesprochen, und die ihn hierbei leitenden Gründe zu sehr im Einzelnen entwickelt, als dafs er dem hochberühmten Physiker gegenüber seine Meinung ändern sollte, bevor die von ihm aufgestellten Argumente genügend widerlegt sind. Dafs es überhaupt eine Wärmestrahlung und strahlende Wärme gebe, läfst sich zwar keinen Augenblick bezweifeln, ja Ref. hat sogar die hiermit verbundenen eigenthümlichen Undulationen aus theoretischen Gründen früher gefolgert, als sie durch das noch nicht genügend erklärte Trevelyan-Instrument factisch nachgewiesen wurden; aber alle die Phänomene der eben genannten Wärmestrahlung gegen das heitere Firmament lassen sich ohne Schwierigkeiten aus der Bindung und Entbindung des Wärmestoffes füglich erklären, auf keine Weise aber wird sich jemals genügend nachweisen lassen, durch welche Metamorphose die Wellen des Lichtäthers festwerden und in Wärme umgewandelt werden könnten, und welche Kraft den solcher Gestalt producirten Wärmestoff, oder was man sich sonst unter diesem bedeutenden physikalischen Agens denken mag, den heiteren Himmelsräumen wieder zuführen sollte, die er früher verlassen haben müfste, um zur Erde zu gelangen. Man redet zwar viel von dieser Strahlung als einer aus der Erfahrung abstrahirten Wirkung, aber da bei allen physikalischen Erscheinungen nicht blos die Wirkungen, sondern auch die sie erzeugenden Ursachen *(causae rerum)* angegeben werden müssen, so ist diese, d. h. die, eine Verwandlung des Lichtes in Wärme und der Wärme in Licht, desgleichen die, eine wechselnde Wanderung dieser Potenz unter der einen oder andern Gestalt vom Himmel zur Erde und von der Erde wieder zum Himmel, bewirkende Kraft noch nirgend nachgewiesen, die noch obendrein möglicher Weise weder in den irdischen Ge-

Digitized by Google

genständen noch auch in den leeren Himmelsräumen vorhanden seyn kann; auf allen Fall werden die Undulationstheorie des Lichtes und die Hypothese von der Wärmestrahlung gegen den heiteren Himmel allezeit gänzlich unvereinbar bleiben, das erst neuerdings durch Ref. unter dem Namen des Litrowschen Problems aufgeworfene *experimentum crucis* nicht zu erwähnen.

Unsere Leser werden die Ausführlichkeit dieser Anzeige mit dem Reichthume und der Wichtigkeit des beurtheilten klassischen Werkes um so leichter entschuldigen, wenn wir die Versicherung hinzufügen, dafs nur ein geringer Theil der vielen darin enthaltenen interessanten Belehrungen hier namhaft gemacht ist. Sehr schätzbar sind aufserdem noch einige Zugaben, deren Inhalt Ref. nur anzudeuten sich erlaubt, nämlich die durch v. Humboldt auf seiner Reise beobachteten magnetischen Inklinationen, desgleichen eine Menge genauerer astronomischer Ortsbestimmungen einiger wichtiger Puncte. In letzterer Beziehung ist in den neuesten Zeiten vieles geschehen, nur ist zu bedauern, dafs die einzelnen Angaben zu sehr zerstreuet sind, und es wäre allerdings zu wünschen, dafs sie einmal alle gesammelt und zur leichteren Uebersicht zusammengestellt würden; eine Arbeit, wozu namentlich die Herausgeber der *Connaissance des temps* seit geraumer Zeit wiederholt ermuntert haben. Den hier gleichfalls mitgetheilten ausnehmend reichen Ertrag des Ural-Gebirges an Gold, Silber und Platin überblickt man nicht ohne Erstaunen. Schätzbar sind aufserdem die vom Uebersetzer in der Schlufsbemerkung mitgetheilten Berichtigungen der eigentlichen Krümmungen der isothermischen Linien, woraus hervorgeht, dafs die höchsten den Nordpol mit lemniscatenförmiger Beugung umgeben, und sonach zwei Kältepole einschliefsen, die auf eine merkwürdige Weise mit den beiden polaren Hauptsitzen der Nordlichter und den magnetischen Polen zusammenhängen, wie Ref. dieses kürzlich in der bereits gedruckten Abhandlung über das Nordlicht (Gehler's

Wörterbuch Th. VII.) ausführlich erörtert hat. Die kleine Karte über einen Theil von Asien, die dem Werke selbst zugehört, ist sehr wichtig und belehrend, dankbar wird aber auch das Publicum die Karte der Isothermen aufnehmen und die äufserst reiche Tabelle der mittleren Temperaturen an verschiedenen Orten der Erde, die der Uebersetzer hinzugefügt hat. Eine Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original hat Ref. nicht angestellt, indefs sieht man der ersteren an, dafs das letztere in französischer Sprache abgefafst ist, auch haben sich mehrere unangenehme Druckfehler eingeschlichen.

Muncke.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte der deutschen Reichs- und Territorial-Verfassung, auch zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen. Von Dr. Ludwig Freih. v. Löw, Privatdocenten und aufserordentlichem Beisitzer des Spruchcollegiums in Heidelberg. Heidelberg, bei J. C. B. Mohr. 1832. 8. *XII u.* 403 *S.*

So unendlich reich die Literatur des vorigen Jahrhunderts an Schriften über einzelne Punkte des älteren und neueren deutschen Staatsrechts ist, so selten ist es versucht worden, eine geschichtliche Entwickelung der deutschen Staatsverfassung in ihrem ganzen Umfange zu liefern. Der Grund mochte hauptsächlich darin liegen, dafs man bei jenen speciellen Untersuchungen nur sehr wenig auf die Zeit vor Karl dem Grofsen eingegangen war, und dafs es daher an einem passenden Anfangspunkte fehlte, von welchem aus man die Entwickelung hätte beginnen können. So kam es, dafs man anfangs sich damit begnügte, bei Abhandlung der deutschen Reichsgeschichte die Notizen über Staatsverfassung als Anhänge zu den einzelnen Perioden oder sonst zerstreut bei passenden Gelegenheiten einzuschalten. Die ersten Werke dieser Art waren Gundlings Abrifs einer rechten Reichshistorie. Halle 1708. 4., wo jedoch das Material noch sehr dürftig, und Hahns vollständige Einleitung zu der deutschen Kaiser- und Reichshistorie, 4 Thle. Halle 1721—1724. 4., wo bei jedem

Digitized by Google

Kaiser Alles, was während seiner Regierung von staatsrechtlichen Dingen in den Geschichtsquellen erwähnt wird, sorgfältig zusammengestellt ist. Es folgten später manche andere, unter denen die bekannten Werke von Schmidt und Heinrich die reichhaltigsten und eigenthümlichsten. Noch vor dem Erscheinen des Heinrich'schen Werkes hatte aber Pütter in seiner Schrift: Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs. Göttingen 1786. 3 Bde. 8. den ersten Versuch einer zusammenhängenden Geschichte der deutschen Staatsverfassung geliefert. Die gröfste Seite dieses ausgezeichneten Buchs besteht nach unsrer Ansicht in der Kunst, mit welcher Pütter der Zeitfolge sich genau anschliessend dem Leser die einzelnen Ereignisse an einem fortlaufenden Faden vorführt. Dagegen treten als Hauptmängel sichtlich hervor die geringe Berücksichtigung der Territorialverfassung und die auch hier in der Beschaffenheit der Vorarbeiten ihren Grund habende Dürftigkeit in der ältesten Zeit; denn während die sechs letzten Jahrhunderte dritthalb Bände einnehmen, sind die weit wichtigeren zwölf ersten auf S. 1—203. des ersten Bands zusammengedrängt.

Mit dem 19ten Jahrhundert fing man an, die Volksgesetze der ältesten Zeit und die Capitularien sorgfältiger zu benutzen und so eine feste Basis für die spätere Zeit zu gewinnen. Es erschien dann in Folge dieser Vorarbeiten im J. 1808. die erste, 1818. die zweite, sehr bereicherte Auflage der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte von Eichhorn, ein Werk, das zu allgemein bekannt und anerkannt ist, als dafs hier etwas zur Charakteristik desselben gesagt zu werden brauchte. Wenig mehr als einen dürftigen Auszug aus demselben lieferte im J. 1827. v. Lindelof in seiner deutschen Reichsgeschichte, während dagegen die neueste in diesem Fach erschienene Schrift (Phillips, deutsche Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Religion, Recht und Staatsverfassung) sich durch viele eigenthümliche Ansichten und neue Forschungen auszeichnet, da sie aber noch nicht weit genug vorgeschritten ist, auch noch nicht wohl im Allgemeinen charakterisirt werden kann.

Dies vorausgeschickt, wollen wir versuchen, das Eigenthümliche der vorliegenden Schrift und ihr Verhältnifs zu ihren Vorgängern zu bezeichnen.

Der Verf. ist von der Ansicht ausgegangen, dafs jede Staatsverfassung ein organisch gegliedertes Naturprodukt sey, dafs eben daher kein Theil derselben, kein einzelnes Institut isolirt stehe, sondern durch alle übrigen bedingt werde, dafs alle Veränderungen in denselben nach grofsen Naturgesetzen in der Art erfolgen, dafs immer der frühere Zustand den Grund und Keim des folgenden in sich trägt, dieser nur ein nothwendiges Ergebnifs von jenem ist, und dafs die Veränderungen, welche durch Menschenwillkühr hervorgebracht werden, nur dann dauernd seyn können, wenn sie im Sinne und Geist

Digitized by Google

jener Naturgesetze vorgenommen werden. *) Diesen organischen Entwickelungsgang der deutschen Staatsverfassung möglichst lebendig und möglichst wenig mit fremdartigen Bestandtheilen, namentlich äufserer Geschichte vermischt, der Seele des Lesers vorüberzuführen, war das Hauptstreben des Verfs., und als unerläfsliche Bedingung dafür betrachtete er rücksichtlich der Form der Darstellung ein möglichst enges Anschliefsen an die Zeitfolge. Wenn er in dieser letzten Beziehung nur dem Vorgange Püttera gefolgt ist, so wird niemand verkennen, dafs die Aufgabe durch das in Folge der neueren Forschungen so viel reicher gewordenen Material, sowie durch genaueres Eingehen auf die Territorialverfassung, bedeutend schwieriger wurde. Schwieriger, als es vielleicht bei dem Lesen der Schrift hervortritt, ja nach des Verfs. Wunsch hervortreten möge. Denn gerade das würde für ihn das gröfste Lob, die erfreulichste Anerkennung seiner Bemühung seyn, wenn man von dem Buch sagen könnte, dafs es den Leser leicht und unbemerkt mit offenem Blick durch das Labyrinth der einzelnen Erscheinungen fortführt und ihm ein klares anschauliches Bild des ganzen Entwickelungsgangs hinterläfst. Auf den Ruhm, den Quellen neues Material entnommen zu haben, darf dagegen der Verf. keinen Anspruch machen, und selbst neue Ansichten über bestrittene Punkte finden sich nur hie und da und meist als Ergebnifs seiner Behandlungsweise, wie er denn überhaupt glaubt, dafs sich manches schon durch die Stellung, die es erhalten, auch andern Forschern in neuem Lichte zeigen und Veranlassung zu neuen Ansichten werden dürfte.

In mehreren Beziehungen ist der Verf. von seinem Ideal abgewichen und es sey erlaubt, hierüber noch ein paar Worte der Vertheidigung beizufügen. Am leichtesten wird die Zuziehung mancher äufseren Fakta Verzeihung finden. Manches, wie namentlich die Angabe der Kaiser, auch wenn sie in keiner Beziehung für die Staatsverfassung von Bedeutung waren, ward absichtlich beigefügt, weil es ohne Verwirrung und ohne viel Raum wegzunehmen geschehen konnte und wir nun schon einmal gewöhnt sind, die Geschichte Deutschlands überhaupt an die Reihenfolge der Kaiser anzuknüpfen; bei manchem andern geschah die Zuziehung unwillkührlich, weil die Geschichte unserer Staatsverfassung bisher immer mit der übrigen äufseren Geschichte Deutschlands so sehr vermengt, so sehr als Anhang von dieser behandelt worden ist, dafs eine vollständige Ausscheidung aller fremdartigen Bestandtheile nicht so ganz leicht war. Auffallender dürfte auf den ersten Blick die Eintheilung des Ganzen in Perioden, die bei der vierten Periode eingeschaltete

*) Eine genauere Entwickelung meiner Ansicht findet sich in diesen Jahrbüchern 1829. S 222 fg.

Digitized by Google

Gesammtübersicht und die Zusammenstellung mehrerer Veränderungen in der Verfassung beim Anfang der fünften Periode erscheinen. Die Eintheilung in die erste, zweite und dritte Periode ist jedoch, wie man bald bemerken wird, nur eine ganz äufsere, hätte daher eben so gut wegfallen können und hatte keinen andern Zweck, als dem Leser Ruhepunkte zu verschaffen. Die Abscheidung der vierten und fünften Periode beabsichtigte dagegen allerdings die Einschiebung jener Gesammtübersicht und Verfassungsveränderungen. Beides war aber nach der Strenge unzulässig, und hätte vielmehr alles in diesen Abschnitten Zusammengestellte im Laufe der Erzählung selbst an passenden Orten eingeschaltet werden sollen. Der Verf. kann sich hier in der That nur, wie er es auch in der Vorrede gethan, mit dem ihm selbst am meisten fühlbaren Mangel vollständiger Ueberschauung und Beherrschung des Stoffs entschuldigen. Er wollte lieber den Tadel ertragen, in etwas von seinem Ideal abgewichen, als den, dunkel und verworren geworden zu seyn, hofft aber, namentlich rücksichtlich der Gesammtübersicht der Verfassung des 12ten Jahrhunderts Entschuldigung zu finden, da sie bei der Schwierigkeit, sich den Uebergang aus der Gau- in die Territorial-Verfassung recht anschaulich zu machen, selbst dann zur Klarheit viel beitragen würde, wenn der Plan des Verfs. mit mehr Meisterschaft ausgeführt wäre, als es geschehen.

Zuletzt ist von den dem Werke beigefügten sehr zahlreichen Noten zu reden. Sie enthalten theils die wichtigsten literärischen Nachweisungen, theils manche genauere Ausführung und Vertheidigung von Ansichten des Verfs., theils Abdruck der wichtigsten Fragmente aus den Quellen. Die letzten haben den Hauptzweck, den Leser mit unsern Quellen bekannt zu machen und ihm die Sache nicht blos mit den Augen des Verfs., in einem reflektirten Lichte, sehen zu lassen; nebenbei konnte durch sie mancher Punkt, der im Text, um den Zusammenhang nicht zu unterbrechen, nur angedeutet worden war, weiter ausgeführt, mancher andere, über dem in den früheren Werken Unbestimmtheit und Dunkelheit obwaltet, weil die Belege nicht bekannt waren, zur Gewifsheit erhoben werden. Ueberhaupt hatte es sich der Verf. zur Pflicht gemacht, bei der Auswahl dieser Stellen mit der sorfältigsten Ueberlegung zu Werke zu gehen.

v. L ö w.

Digitized by Google

Ueber die Duelle auf deutschen Universitäten, in besonderer Beziehung auf das Grofsherzogthum Baden. Von Frhrn. v. Stengel, Hofrichter in Mannheim. Aus dem Archive für die Rechtspflege und Gesetzgebung im Grofsherzogthum Baden besonders abgedruckt. Freiburg, b. d. Gebr. Groos. 1832. 44 *S.* 8.

Ein Vorschlag, welcher die Verminderung und endliche Abschaffung der Duelle auf Universitäten bezweckt, (und einen solchen enthält die vorliegende Schrift,) kann nicht anders als willkommen seyn. Denn wer wäre unsinnig genug, um nicht zu wünschen, dafs junge Männer Leben und Gesundheit nicht leichtsinnig auf's Spiel setzen sollten. Das sind sie dem Vaterlande, ihren Eltern und Freunden, ihren Lehrern, sich selbst schuldig. — Hier kann nur die Grundidee des in der vorliegenden Schrift enthaltenen Vorschlages angegeben werden. Sie lautet so: „Alljährlich werden von und aus den Professoren durch Wahl mit höchstlandesherrlicher Bestätigung die Richter ernannt, welche die Strafen der Injurien unter den Akademikern aussprechen. Ueber die Thatsache der Injurie erkennen die Studirenden selbst. Hiezu werde, für jeden einzelnen Fall besonders, aus der ganzen Liste der auf der Universität Studirenden eine bestimmte Zahl, etwa 12, durch das Loos bestimmt. Das Recht, einen und andern der durch das Loos bestimmten, ohne Angabe einer Ursache, zu perhorresziren, stehe ganz allein dem Ephorate zu. Weder dem Beleidiger, noch dem Beleidigten, kann solches Recht eingeräumt werden, zur Verhütung neuer Beleidigung. Dem Ephorate sey nicht erlaubt, mehr als die Hälfte der durch's Loos bestimmten zu perhorresziren. Jeden Perhorreszirten ersetze wieder das Loos." Was die Einzelnheiten dieses Vorschlags betrifft, die Gesetze und Einrichtungen, durch welche der Verf. die Vollziehbarkeit und den Erfolg desselben zu sichern beabsichtiget, mufs Ref. auf die Schrift selbst verweisen. Nach Rftns Meinung wäre der Plan im Ganzen eines Versuches vollkommen werth.

Ueber Widerstand, Empörung und Zwangsübung der Staatsbürger gegen die bestehende Staatsgewalt in sittlicher und rechtlicher Beziehung. — Allgemeine Revision der Lehren und Meinungen über diesen Gegenstand. Von Friedrich Murhard. Braunschweig. Verlag von Fr. Vieweg. 1832. 419 *S.* 8.

Die Schrift enthält eine ziemlich vollständige Aufzählung aller der Meinungen, welche über die auf dem Titel der Schrift bezeichnete Aufgabe in der Vergangenheit oder in neueren Zeiten von stimmfähigen Männern aufgestellt worden sind, nebst einer Beleuchtung

Digitized by Google

dieser Meinungen. — Erste Hauptabtheilung: Stimmen für den unbedingten leidenden Gehorsam der Staatsbürger. Zweite Hauptabtheilung: Stimmen für die Rechtmäfsigkeit des Widerstandes und der Zwangsübung gegen die bestehende Staatsgewalt in besonderen Fällen. (Der Verf. hätte wohl noch, in einer dritten Abtheilung, die Stimmen für die unbedingte Rechtmäfsigkeit eines solchen Widerstandes hinzufügen können und sollen. Z. B. Die französische Constitution v. J. III. ertheilte, der Sache nach, den Bürgern unbedingt das Recht, sich der Staatsgewalt zu widersetzen). — Je inhaltschwerer die Aufgabe ist: Darf der Mensch im Staate aus dem Staate in den Stand der Natur zurücktreten? mit desto gröfserem Interesse wird man in dem Werke die Stimmen vernehmen, welche von Todten und von Lebenden über jene Frage abgegeben worden sind. Der Vortrag ist überall klar, gemeinfafslich, wenn auch vielleicht zuweilen zu wortreich. Der Verf. scheint sich zu der Meinung derer hinzuneigen, welche die Aufgabe für gewisse Fälle bejahn. Er macht uns zugleich Hoffnung zu einem vollständigen wissenschaftlichen Werke über denselben Gegenstand. Denn er schliefst die Vorrede so: „Die vorliegende Schrift mag zugleich als Vorläuferin eines nächstens folgenden Werkes dienen, das den fraglichen Gegenstand mit und in dem Lichte des Jahrhunderts zu beleuchten bestimmt ist."

Einiges über den Mifsbrauch der gesetzgebenden Gewalt. Bei Gelegenheit gewisser Ergebnisse der jüngsten Ständeversammlung im Grofsherzogthume Baden. Frankfurt a. M. In Commission bei der J. Chr. Hermann'schen Buchhandl. 63 *S.* 8.

Die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift war die Rechtsverwahrung, welche die Fürsten von Löwenstein, als Standesherren des Grofsherzogthumes Baden, gegen die Beschlüsse des Baden'schen Landtages v. J. 1831. wegen Ablösung grundherrlicher Lasten eingelegt haben. Der Verf. geht von dem Grundsatze aus: Auch der gesetzgebenden Gewalt sind gewisse rechtliche Grenzen gesetzt: sie hat namentlich, sowohl überhaupt als insbesondere in einer constitutionellen Monarchie, die wohlerworbenen Rechte Einzelner, den Besitzstand der Einzelnen nicht anzutasten. Die Schrift enthält jedoch nicht sowohl eine wissenschaftliche Begründung und Ausführung dieses Rechtssatzes, als eine Darstellung der Folgerungen, die aus dem ihm entgegengesetzten Rechtssatze abgeleitet werden können, so wie der Folgen, welche die Anwendung dieses Rechtssatzes unausbleiblich haben müfste. Wenn man auch diese Darstellung gelungen nennen kann, so werden doch Viele der Meinung seyn, dafs der Ton der Schrift den Partheischriftsteller verrathe.

Digitized by Google

Heidler, Karl, lyrische Gedichte. Nebst einem Anhange, Napoleonskränze enthaltend. VIII u. 254 S. 8. Altenburg, Schnuphase'sche Buchhandl. 1831.

Nicht blos reine und sich über das Irdische zu etwas Höherem erhebende Gefühle, auch wenn sie mit einer lebhaften Phantasie verbunden sind, machen den Dichter, sondern die Selbstständigkeit seines Gemüthes macht sein Wesen aus, welches schon an sich selber eine Welt ist, und ein ewiges Reich idealer Gestalten in sich entfaltet, diese Welt, wo es keine Trennung und keinen Tod giebt, die Diesseits und Jenseits mit ihrem Horizonte umschliefst, und so sich dem Dichter als seine Welt zeigt, aus der er nicht hinausstrebt, sondern in welche er siegreich eintritt. So ist ein jedes Gedicht eine Versöhnungsfeier des Dichters mit seinem Daseyn, und des Diesseits mit dem Jenseits. Jedes Gedicht ist eine Erscheinung voll Inhalt und Leben, die nicht erst zum Hintergrunde ein unbekanntes Jenseits bedarf, denn überall, wo der ächte Dichter wandelt, sey es im Himmel, sey es auf Erden, trägt es schon seine ewige Welt in sich, und was aus seinem Gemüthe hervortritt, ist eine selbstständige, in sich begründete Lebensgestalt als Bewohnerin dieses Reiches. — Nun tritt aber mitunter der Fall ein, dafs man eine sich über das Gemeine erhebende Gesinnung, verbunden mit einer lebhaften Phantasie, und mit Gefühl für das Geistreiche und Schöne für Poesie nimmt, welche Verwechselung, und — möchten wir sagen — Selbstapotheose um so leichter statt findet, wenn sich zugleich im Gemüth wirklich poetisches Talent ankündigt, und so eine poetische Stimmung hervorbringt, die sich aber nicht zu jenem selbstständigen Reiche der Poesie ausbildet.

So geht es auch unserm Verf. Eine reine, edle Gesinnung spricht sich überall bei ihm aus, und oft auch eine poetische Stimmung, welche einige Mal wirklich als selbstständige Gestaltung hervortritt. (Man sehe z. B. „die Erscheinung," S. 13.) Uebrigens verwechselt er zu häufig poetische Aufregung mit Poesie. — Als wirklich Werthvolles bezeichnen wir, unter andern, die Gedichte, welche zur Ueberschrift die Namen von Bäumen und Tänzen haben. — Die Gnomen sind gänzlich mifsrathen; für so etwas hat der Verf. kein Talent. Auch die Napoleonskränze sind fade. Am unglücklichsten sind jedoch die Sarcasmen ausgefallen. Wer wird überhaupt sich selber sarcastisch nennen?

Dr. *Aug. Ernst Umbreit.*

Digitized by Google

Comment. I. in locum Paulinum 1 Cor. 11, 10. Goetting. 1831. 4to. *Von Dr. D. J. Pott.*

In diesem Weihnachtsprogramm beurtheilt der ehrwürdige Veteran mit eben so viel Humanität, als Scharfsinn, eine Menge gelehrter Versuche über jenes räthselhafte ἔχειν ἐξουσίαν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς. Durch dergleichen unpartheiische, klare Darstellungen exegetischer Bemühungen lernt, wer lernen kann, am besten, wie man sich vor scheinbaren, doch aber allzu gewagten, Auslegungen zu hüten habe. Es ergiebt sich auch, was oft zu bemerken ist, dafs Philologen, welche, wie Toup, Valckenaer, Heinsius u. s. w., mehr mit der classischen, als der biblischen, Grăcităl vertraut waren, in Lösung solcher Schwierigkeiten am wenigsten glücklich sind. Der Verf. selbst, wie man es an Ihm durch mehrere exegetische Beleuchtungen gewohnt ist, sucht auch hier an dem eigentlichen Sprachgebrauch festzuhalten, und dadurch die Dunkelheit jener weiblichen Verhüllung oder Hauptbedeckung dennoch zu heben. Ἐξουσίαν ἔχειν ἐπί τινος ist, s. Apok. 11, 6. 14, 18. 20, 6, eine gangbare Phrase. Luk. 19, 17. ist ein ἐξουσίαν ἔχων ἐπάνω δεκα πόλεων. Daher übersetzt Hr. Dr. Pott: *mulierem oportet servare jus seu potestatem in caput suum.* Der Sinn des Apostels sey: *mulieri obvelandi capitis sui sicque illud, alieno adspectui subtractum, sibi ipsi maritoque quasi servandi jus competere; idque tuendum esse, quo minus adapertum veluti publici juris evadat, virique in vultum mulieris maritatae oculos jactitent.* Auch Rec. findet diese Deutung sehr angemessen, und ist auf die versprochene Erklärung der folgenden Worte διὰ τοὺς ἀγγέλους desto begieriger. Der Verf. setzt noch hinzu: *Ceterum haud multum repugnaverimus, si quis vocem ἐξουσίαν ad libertatem mulieris extendi malit; caput suum minime quidem prout libuerit, sed prouti convenerit* (κατὰ τὸ πρέπον) *vel revelandi* (*ex. c. coram marito post ἀνακαλυπτήρια*) *vel obvelandi, ut coram coetu Christiano. Quo quidem latiori sententiae ambitu vis ipsius non imminuatur, benignitas augeatur.*

Dr. Paulus.

Lehrbuch der Geschichte von Dr. Wilhelm Friedrich Volger. Erster Cursus. (Auch unter dem Titel: *Leitfaden beim ersten Unterricht in der Geschichte.*) *Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.* 1832. *V u.* 124 *S. gr.* 8. (6 gr.).

Dieser Leitfaden soll das für die Geschichte leisten, was des Verfs. Leitfaden der Geographie für diese Wissenschaft zu leisten versucht.

Dieses Büchlein enthält das Wichtigste aus der Geschichte, und ist nach Art von Bredow's: „Merkwürdige Begebenheiten aus der

Digitized by Google

allgemeinen Weltgeschichte" bearbeitet. Doch geschieht dies in demselben mit gröfserer Vollständigkeit. Bredow hat vorzüglich einzelne grofse und wichtige Begebenheiten aus der Geschichte herausgehoben; unser Verf. dagegen giebt mehr die ganze Geschichte in ihrem inneren Zusammenhang, jedoch mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Begebenheiten. Die Darstellung ist lebendig und für die Jugend anziehend geschrieben.

Beigefügt ist eine synchronistische Zusammenstellung der Begebenheiten vor und nach Christus, so wie auch ein gutes Register.

Wir schliefsen diese Anzeige mit dem Wunsche, dafs dem Verf. seine anderweitigen Arbeiten gestatten mögen, den zweiten und dritten Cursus dieses brauchbaren Lehrbuches recht bald folgen zu lassen.

Dr. *Ch. Fr. Günther's, weiland Directors des Gymnasiums zu Helmstädt, Abrifs der allgemeinen Geschichte. Grundlage für den universalhistorischen Unterricht auf Gymnasien. Zweite vermehrte und berichtigte Auflage. Helmstädt, Verlag der C. J. Fleckeisen'schen Buchhandlung.* 1831. *VI u.* 151 *S.* 8.

Eine brauchbare Zusammenstellung der wichtigsten und bedeutendsten Fakta ohne alle weitere Ausführung, mit steter Angabe der Jahreszahlen, und steter Berücksichtigung der Culturgeschichte, so wie selbst der Geographie, die in der ältern und mittlern Geschichte in kurzen Andeutungen den einzelnen Abschnitten vorangeht. — In der neuen Ausgabe des Büchleins sind einzelne Data oder Druckfehler, die in die erste Ausgabe sich eingeschlichen, sorgfältig berücksichtigt. Wir verdanken diese Berichtigungen dem Hrn. Conrector Schedel zu Wolfenbüttel.

Lucians Charon. Mit erklärenden Anmerkungen zum Gebrauch für mittlere Classen in Gymnasien. Herausgegeben von Johann Christian Elster, Dr. der Philos., Lehrer am Gymnasium zu Helmstädt. Helmstädt, Verlag der Fleckeisen'schen Buchhandlung. 1831. *VIII u.* 55 *S. in* 8.

Ohne in das Einzelne bei Beurtheilung dieser Schulausgabe eingehen zu können (was wir andern Blättern überlassen müssen), haben wir doch im Allgemeinen zu bemerken, dafs diese Ausgabe zweckmäfsig angelegt erscheint, und dafs der Herausgeber mit gleicher Sorgfalt und mit Benützung der besten ihm zu Gebote stehenden neuesten Hülfsmittel in seinen dem Texte untergesetzten Anmerkungen das Grammatisch-Sprachliche und Sachliche, soweit es der Zweck seiner Ausgabe erforderte, behandelt hat. Ueber das zu Viel und zu Wenig in solchen Bemerkungen wollen wir hier nicht mit dem Herausgeber rechten; vielleicht dürften deshalb Manche seine Ausgabe zum Privatstudium und zur Privatlectüre für geeigneter halten, als zum Schulgebrauch.

Digitized by Google

Inhalt des ersten Heftes.

Seite

Mayerhoff, *E. Th.*, Joh. Reuchlin und seine Zeit. Von *Paulus*. 1

Weber, D^r. *M.*, Kirchenhistorische und exegetisch-kritische kl. Schriften. Von *Demselben*. 23

The Catechism of the Shamans. Transl. from the Chinese original by *Neumann*. Von *C. J. P.* 33

Mayr, *P. J.*, Handbuch des gemeinen u. baierischen Lehnrechts. Von *Zachariä*. 39

Ségur, histoire de Russie et de Pierre le Grand. 42

Babo, *L. von*, die Weinaccise und Ohmgeld-Einrichtung, und

Die Verwandlung der Consumtions-Accisen in Baden in eine Aversalsteuer. Von *K. H. Rau*. 57

Biunde, *F. X.*, Versuch einer systemat. Behandlung der empir. Psychologie. Erster Bd. zweite Abtheil. Von *H. Schmid*. . 59

Lessing, *C. F.*, Reise durch Norwegen, Lappland und Schweden. 77

P. Ovidii Nasonis Heroides et A. Sabini Epistolae. Ed. *V. Loers*. Von D^r. *C. Schwarz*. 83

E. J. Leichtlen, die Zähringer. Von *Bähr*. 95

Dünnemann, Stammbuch der Preussisch-Brandenburg. Regenten. 101

Brewer, *J. P.*, Lehrbuch der Mechanik. 2^r Theil. Von *Muncke*. 102

Hormayr, *J. von*, Taschenbuch für die vaterländ. Geschichte. Neue Folge. 3^r Jahrgang. 104

Umbreit, *A. E.*, Psychologie als Wissenschaft. Von D^r. *A. E. Umbreit*. 107

Guibert, Elogio di Federico II. 109

Poëtae scenici graecorum. Rec. *F. H. Bothe*. Vol. IX. Aeschyli tom. II. 110

Obernberg, *J. J.*, Denkwürdigkeiten von Miesbach, Waldenburg und Pastberg. 112

Digitized by Google

Wichtige Anzeige für Pharmaceuten.

Wir machen darauf aufmerksam, dafs vom Jahr 1832. an sich die Redactoren des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland und des Magazins für Pharmacie zur gemeinschaftlichen Herausgabe eines einzigen Journals unter dem Titel:

Annalen der Pharmacie,

herausgegeben

von

***Rudolph Brandes, Philipp Lorenz Geiger* und *Justus Liebig*,**

vereinigt haben; — diese Annalen sind demnach als eine Fortsetzung obiger Zeitschriften zu betrachten, und werden deshalb einen zweiten Titel erhalten, welcher die Hefte des Archivs und Magazins angiebt.

Die vereinigte Thätigkeit der rühmlich bekannten Redactoren sowie die grofse Zahl trefflicher Mitarbeiter und Correspondenten lassen erwarten, dafs diese Annalen für jeden Pharmaceuten von dem gröfsten wissenschaftlichen und praktischen Nutzen seyn werden. Jeden Monat erscheint ein Heft von 7—8 Bogen mit den nöthigen Tafeln.

Der Preis für den Jahrgang ist Rthlr. 7. oder fl. 12. 36 kr. Rheinl. Der ausführliche Prospectus, sowie das erste Heft d. J. sind in allen guten Buchhandlungen einzusehen. Bestellungen bittet man baldigst einzusenden, damit in der Heftlieferung keine Verzögerung eintritt. Buchhandlungen und Postämter wenden sich an die

Expedition der Annalen für Pharmacie in Leipzig.

Im Januar 1832.

Lemgo, *Meyer'sche Hofbuchhandlung*,
Heidelberg, *Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.* } als Verleger.

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Heftes.

Seite

Hengstenberg, *C. W.*, die Authentie des Daniel und die Integrität des Sacharja. Von *Hitzig*. 113

Lippert, D^r. *H. L.*, Annalen des Kirchenrechts. I. Heft. . . . 146

Introductory Lectures to a convention of teachers at Boston. Von *Schwarz*. 156

Decker, *J. S.*, Practische Anleitung zur Arithmetik und Algebra. Von *M. G. Grabow*. 177

Stifft, geognost. Beschreibung von Nassau. Von *v. Leonhard*. . 184

Minutoli, *H. von*, Abhandl. verm. Inhalts. II. 1. Von *Bähr*. . 195

Wilda, *G. E.*, de libertate romana Germaniae urbium. 205

Bronn, *H. G.*, Ergebnisse meiner naturhistor.-öconom. Reisen. 2 Bände. Von *Bronn*. 206

Digitized by Google

Wichtige Anzeige für Pharmaceuten.

Wir machen darauf aufmerksam, dafs vom Jahr 1832. an sich die Redactoren des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland und des Magazins für Pharmacie zur gemeinschaftlichen Herausgabe eines einzigen Journals unter dem Titel:

Annalen der Pharmacie,

herausgegeben

von

Rudolph Brandes, *Philipp Lorenz Geiger* und *Justus Liebig*,

vereinigt haben; — diese Annalen sind demnach als eine Fortsetzung obiger Zeitschriften zu betrachten, und werden deshalb einen zweiten Titel erhalten, welcher die Hefte des Archivs und Magazins angiebt.

Die vereinigte Thätigkeit der rühmlich bekannten Redactoren sowie die grofse Zahl trefflicher Mitarbeiter und Correspondenten lassen erwarten, dafs diese Annalen für jeden Pharmaceuten von dem gröfsten wissenschaftlichen und praktischen Nutzen seyn werden. Jeden Monat erscheint ein Heft von 7—8 Bogen mit den nöthigen Tafeln.

Der Preis für den Jahrgang ist Rthlr. 7. oder fl. 12. 36 kr. Rheinl. Der ausführliche Prospectus, sowie das erste Heft d. J. sind in allen guten Buchhandlungen einzusehen. Bestellungen bittet man baldigst einzusenden, damit in der Heftlieferung keine Verzögerung eintritt. Buchhandlungen und Postämter wenden sich an die

Expedition der Annalen für Pharmacie in Leipzig.

Im Januar 1832.

Lemgo, *Meyer'sche Hofbuchhandlung*,
Heidelberg, *Universitäts-Buchhandlung von C. F. Winter.* } als Verleger.

Digitized by Google

Inhalt des zwölften Heftes.

Seite

Credner, *C. A.*, Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften. Erster Band. Von Dr. *Paulus*. 1153

Krug, Reprotestazion,

v. Wangenheim, Bemerkungen zum Vortrage des Oesterreich. Bundestagsgesandten übnr Maasregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe u. s. w., und

Zirkler, über das Verhältnifs der deutschen Bundesstaaten zur Bundesversammlung. 1193

Schmidt, *Joh.*, Beiträge zur Förderung des Gemeinsinns und republikanischen Staatslebens. Erstes Heft. 1195

Stieglitz, *Joh.*, Pathologische Untersuchungen. 1198

Humboldt, *A. von*, Fragmente einer Geologie und Klimatologie Asiens. Aus dem Franz. von *J. Löwenberg*. Von *Muncke*. 1219

v. Löw, Geschichte der deutschen Reichs- und Territorial-Verfassung. Von *v. Löw*. 1241

v. Stengel, über Duelle. 1244

Murhard, über Widerstand gegen die Staatsgewalt. 1244

Einiges über den Mifsbrauch der gesetzgebenden Gewalt. . . 1245

Heidler, *K.*, lyrische Gedichte. Von Dr. *A. E. Umbreit*. . . . 1246

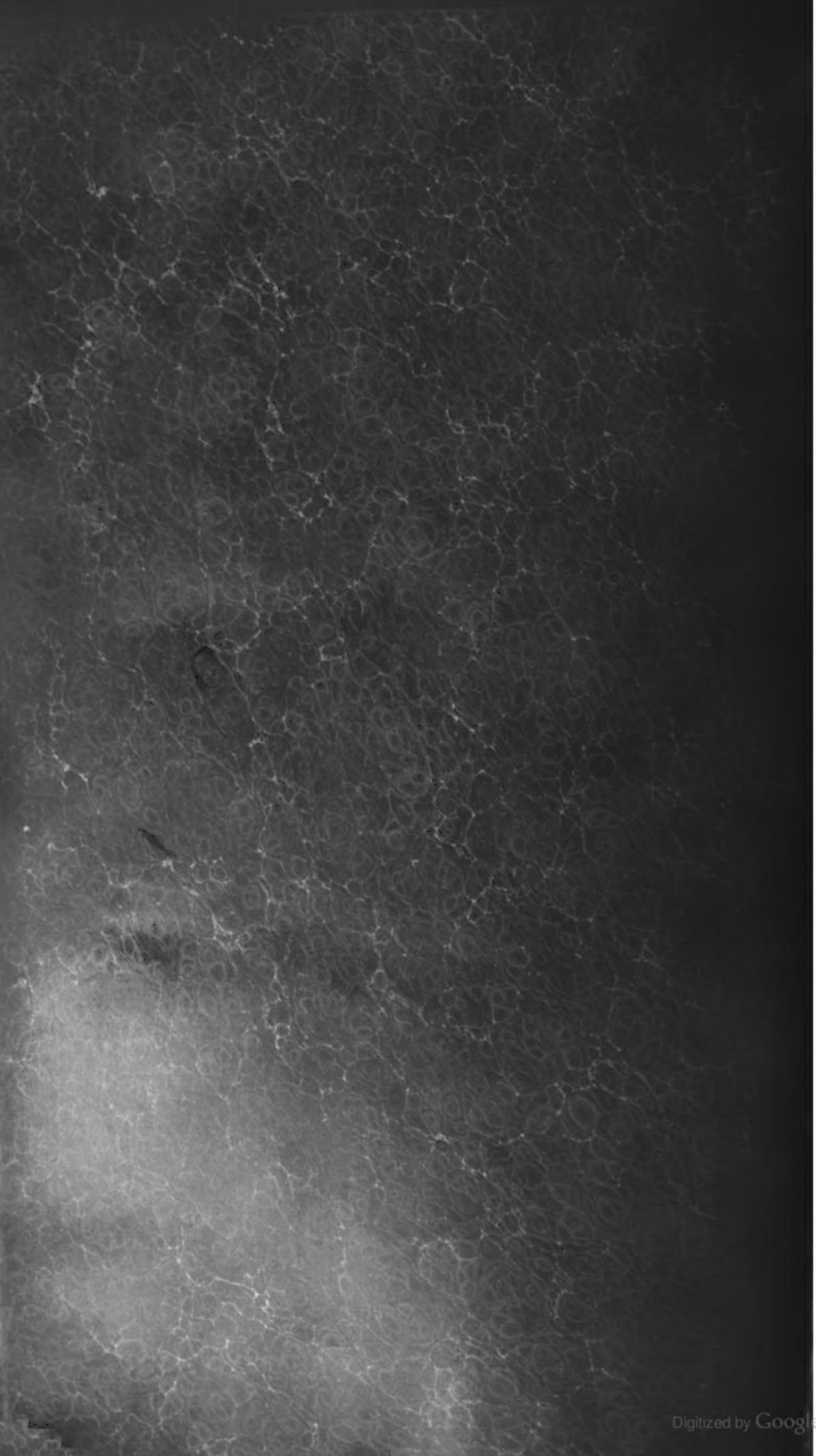
Pott, *J.*, Comment. in loc. Paulin. 1 Cor. 11, 10. Von Dr. *Paulus*. 1247

Volger, *W. F.*, Lehrbuch der Geschichte. Erster Cursus. . . 1247

Günther, *C. F.*, Abrifs der allgemeinen Geschichte. 1248

Lucians Charon, mit Anmerkungen herausgeg. von *J. C. Ehler*. 1248

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google